Haus-Chronik.

Herausgegeben von

Kaspar Braun und Friederich Schneider.

Zweiter Band.



München,

Verlag von Braun und Schneider.

Inhaltsverzeichniß.

Der Brudermord im Toggenburg.

Aus einer alten handschriftlichen Chronik der Familie Locher.

Lesbar gemacht für die Gegenwart durch J. J. Reithard.



Ein alter Mann ist gleich einem Reisigen, der sich jeglichen Augenblick bereit halten muß zur Abfahrt. Sattel und Zeug, Schwert und Panzer, Roß und Mann — Alles muß reisefertig und gerüstet sein, damit wenn der große Waffenmeister, den man Tod nennet, an die Kemmatenthüre klopfet, derselbe keinen Schlafmutz und Fahrlässigen findet. So hab' auch ich, Antoni Locher, zu rechter Zeit all' meine irdische Sache säuberlich geordnet und meine himmlische auf Gott und seine lieben Heiligen gestellet. Und wie ein rechter Kriegsmann, bevor er in ernstlichen Strauß und Buhurt ziehet, wohl denken mag, es sei dies zum letzten Mal und er möge vielleicht nicht wiederkehren, so soll auch ein Greis, der seine Vierundsiebenzig auf dem Rücken trägt, jeden neuen Morgen als den letzten grüßen und den Tag, der ihm abermal geschenkt ist, damit zubringen, zurück zu schauen in sein vergangen Leben und vorwärts in die Ewigkeit. Und wie dann ein alter Kriegsmann, wann jüngere um ihn herum sind, denselbigen etwann zu Lehr und Warnung mehrer= und mancherlei Stücklein aus seiner langen Erfahrung verzählet, also will ich auch meinen Nachkommen das Wichtigste von dem berichten, was mir widerfahren. Und segne der allmächtig Gott den guten und verständigen Schulmeister zu Wyl in Toggenburg, der mich lesen und schreiben lehrte, und auch den alten Grafen Diethelm, der hierzu seinen Willen und Zustimmung gab.

Mein Vater selig war ein ansehnlicher Mann, edeln Bluts und Burgvogt zu Wyl im Namen des alten Grafen, der zu Lütisburg saß, einem lustigen und vesten Schlosse, so in der Gegend stehet, wo die Thur und der Necker in Einen Fluß zusammenstoßen. Wyl aber, das Städtlein, da ich geboren und erzogen bin, liegt auf einem herrlichen Bühel, und macht die Thur, die unten fürbas rauschet, einen gar starken Krumm gegen das Thurgäuw. Liegt auch seitab, ein Paar Bogenschüsse weit, ein lieblich, dunkelblau Seelein, in welchem ich oft badete und mit den Forellen in die Wette herumschwamm. Oft und viel kam Graf Diethelm, der Vater, von Lütisburg herüber geritten — bald alleinig, bald mit seiner Gemahlin, der Gräfin Gutta, einer gar liebsamen, über alle Maßen milden Herrin. Gemeiniglich begleitete seine gräflichen Eltern der jüngere Sohn, Friderich mit Namen, und der ganze gräfliche Hofhalt, und ward dann ein laut und lärmend Leben in dem Städtlein, auf der Burg und in den umliegenden Wäldern von Rittern und Edelknechten,

Falkenieren und Leibdienern, Edelfrauen und Zofen, also daß man nicht wußte, wo Einem der Kopf stand.

Am meisten freute ich mich immer auf das Kommen des jungen Grafen, der mit mir gleiches Alters und ein herzguter Jungkher war. Er war auch seiner Eltern Liebling, ein spätgeboren Kind, das noch in der Wiegen lag, da sein Bruder, der Jungkher Diethelm, schon allbreits acht Jahre zählte. Derselbige, das gerade Widerspiel seines Bruders, erwies sich allwärts hochmüthig und finster, in's Besondere gegen seine Eltern widerhaarig und störrig und gegen seinen Bruder neibisch und häßig. Er hatte einen stechenden und zugleich trutzigen Blick, der männiglich von ihm zurückscheuchte; so auch mich. In dem Maß, als ich den milden Friderich suchte, mied ich den unwirschen Diethelm. Auch war dieser kein stattlicher junger Herr, sondern magerer Gestalt und schmaler Schultern. Allbereits kräuselte sich ihm ein kohlschwarzer Bart um's Kinn, wie denn auch das Haupthaar fast glänzend schwarz und kraus war. Friderich dagegen trug schöne güldene Locken, welche ihm, zusammt dem sanften Blick seiner blauen Augen, der rosigen Weiße seiner Haut und der Schlankheit seiner Gestalt etwas Magdliches gaben, wenn gleich er schon als zwölfjähriger Jungkher seinen kleinen Gaul mannlich zu tummeln und Schwert und Bogen so gut zu handhaben wußte, wie irgend Einer seines Alters. Er hatte seine Lust am Waffenspiel; aber nicht minder zog es ihn zu den friedlichen Arbeiten, die er, wenn der Hofhalt seines Vaters in Wyl war, etwann unter Obhut und Leitung eines alten Kapellan's verrichten mußte, der jedesmal von Lütisburg mit herüberkam. Gerne las er in den reich verzierten Historienbüchern, die der hochwürdigste Abt von St. Gallen seinem edlen Vater aus der reichen Liberei seines Klosters zukommen ließ; ja der Jungkher schrieb und malte selber so zierliche Buchstaben, daß er es allbereits mit manchem Mönch hätte aufnehmen mögen.

Der hochgeborne Graf Diethelm, der Vater, war meinem Vater mit großer Lieb und Huld zugethan. Beide waren gleiches Alters und mein Vater hing dem alten Herrn mit gleicher Ergebenheit an, wie ich dem jüngern Sohne. Oftmals saß der würdige Graf in trauter Zwiesprach bei meinem Vater in der Burgstube und Beide gewahrten's wohl nicht, wenn ich etwann in einer der tiefen Fensternischen mein stilles Wesen trieb. Und so geschah es auch eines Tages, daß der alte Graf zu meinem Vater sagte: Hör', Antoni! meine Frau ist ein trefflich Weib, aber sie verderbt mir mit übergroßer Zärtlichkeit den Jüngern, wie sie mir den Aeltern verderbte. Darum hab ich des Reiflichen erwogen und überleget, daß es wohl besser sein möcht, ich thät den Friderich aus dem Haus und versorgte ihn irgendwo in Treuen an Leib und Seel. Und da ist mir zu Sinn gekommen, hie zu Wyl wäre grad der rechte Ort und du wärst grad der rechte Mann, dich meines Sohnes anzunehmen und ihn zu einem tüchtigen Mann und Ritter aufzuziehen. Und ob auch deine brave Frau todt, so hast du dafür eine grundgute Haushalterin, so daß er weiblicher Pfleg' und Sorge nicht ermangeln wird, und zudem ist dein Bub', der Antoni, ein trefflich und wohlgezogen Bürstlein, das dem Jungkher anhänglicher, denn mancher Bruder dem andern und fehlet auch dahier ein geschickter Schulmeister nicht, der ihn des Fernern im Schreiben und Lesen und in lateinischen Brocken unterweisen mag, sammt deinem Kleinen, auf meine Kösten. Denn mich wills gemahnen, das Lernen selbzweit geh' ringer, denn alleine, sintemal dem Wetteifer gerufen wird; auch trägt dein Junge darum nicht schwerer, wenn er schon mehr in sich hinein nimmt, denn Essen und Trinken. Und was die Leibes= und Waffenübung anlanget, da bist du mir gerad der rechte Meister, der nicht zugeben wird, daß mein Sohn sich hinter'm Ofen verhockt und verkümmert, noch das Wesen eines schwachseligen Weibes annimmt. Dafür sollst du gut belohnt sein, auf mein gräflich Wort, und soll deine Mühe dich nicht gereuen!

Mein Vater nahm den Vorschlag des Grafen mit gerührtem Herzen an und versprach für den Jungkhern zu sorgen nach besten Kräften und Vermögen; gegen die Meinung aber, daß ich dem jungen Grafen in Lehr und Unterricht sollte gleichgestellt werden, hatte er Manches einzuwenden; denn er glaubte, daß es für einen künftigen reisigen Knecht, der — obwohl edler Abkunft, doch arm — zum Dienen geboren, sich besser schicke, all' seine Zeit dem Waffenspiel und dem Roßstall zuzuwenden, statt einen Theil derselben in gelehrtem Zeug zu verplempern, das ihm doch später Nichts abtrage. Allein der gute Herr bestand auf seinem Sinn und meinte: der Graf von Toggenburg sei denn doch am Ende wohl vermögend, aus einem Knecht einen Ritter und Zwingherrn zu machen, und wenn der junge Antoni sich wohl verhalte, so mögen ihm ja doch wohl auch ein Paar goldene Sporen im Gärtlein wachsen.

Es war im Sommer 1216, am Tage Peter und Paul, als diese Unterredung zwischen dem erlauchten Grafen und meinem Vater Statt fand; und schon vierzehn Tage nachher zog der junge Friderich, von beiden Eltern und einem großen Gefolge begleitet, bei uns ein. In frischem Andenken ist mir das bitterliche Weinen der guten Gräfin, da sie ihren Sohn letzte und die bringendliche Zusprach, die sie an meinen Vater und mich hielt, doch ja über das Heil ihres Lieblings nach allen Kräften zu wachen und ihm stets gut und hold zu sein. Das gelobten wir denn Beide aus dem Grund unserer Seelen, haben auch stets fort unser Gelöbniß in besten Treuen gehalten.

Item: Der junge Graf, nachdem einmal der Schmerz des Scheidens überwunden war, fühlte sich bald heimisch bei uns, und bald sah ich in ihm gar minder den Sohn des hochgebietenden Grafen, der an Macht und Reichthum manchem Herzog überlegen, als meinen trauten Schul= und Spielgesellen, für den ich aus Freuden durch sieben Feuer geloffen wäre. Oftmals fuhr der Vater mit surrigen Worten dazwischen, so ich, alles Abstands zwischen mir und dem Grafensohne vergessend, mit dem Jungkher als mit Meinesgleichen umging, ihn mit einem Arm umschlang, wann wir zusammen in einem Buche lasen, oder draußen unter den Linden auf dem Schloßhofe mit ihm rang und ihn niederzuwerfen strebte, was aber selten gelang, maßen Friderich der Stärkere und Gewandtere war. Der Jungkher selber beschwichtigte dann meinen Vater und nannte mich: „trautes Bruderherz“ und schwur, daß wir uns nie und nimmer trennen wollten in

diesem Leben. In den Lehrstunden des alten würdigen Schulmeisters **Athanasius Müller** half mir Friderich fleißig nach und rastete nicht, bis ich mit ihm den König **Rother** und die **Weltchronik**, die Lieder des Herrn **Heinrich von Morungen** und des Herrn **Hartmanns von Aue** lesen konnte. Der alte Meister hatte seine Herzensfreude an uns Beiden und förderte im Widersatz zu meinem Vater, unsere junge Gesellenschaft mit großem Eifer. Sagte auch oft dem jungen Grafen, daß vor Gott Fürnehm und Gering, Reich und Arm gleich seien und dereinst, am jüngsten Tage, mancher Leibeigene vor dem Herrn höher stehen werde, als der, so hienieden über ihn geherrschet und ihn mit Frohnden und Lasten gedrückt. Saul sei ein Bauernsohn gewesen und selbst unser Herr und Heiland habe vor der Welt für eines Zimmermannes Kind gegolten; wir seien Alle zumal die Nachkommen desselben ersten Elternpaares; und als Adam gehackt und Eva gesponnen, hab's noch keine Edelleute gegeben. Mir aber führte der greise Lehrer zu Gemüte: Was Gott thue, sei wohlgethan und Jeglicher müsse sich mit dem Stande begnügen, den ihm die Fürsehung beschieden; ich möge mir nur recht fleißig den Spruch des weisen Sängers von **Kürenberg** zu Gemüte führen:

Es hat mir an dem Herzen
Vil dicke weh gethan,
Daß mich deß geluste,
Deß ich nit mochte han —
Und nimmer mag gewinnen;
Das ist schädelich!

So erweckte der weise Mann in Beiden den rechten Sinn: in dem jungen Grafen die Demuth vor Gott und die Liebe zu allen Menschen, welches Stands und Herkommens; in mir die fromme Bescheidenheit und freie Anhänglichkeit an meinen herzguten jungen Herrn. Dieser nahm auch zu an Gaben und Gnaden, und wie er im stillen Klosett emsig seinen Geist förderte, so ward auch unter der Leitung und Lehre meines Vaters sein Leib gewandt und tüchtig in jederlei Waffe, im Reiten und Tummeln der Rosse, im Züchten der Falken und im Verfolgen des Wildes.

Der Graf, der fleißig herüber kam, hatte seine Lust an dem trefflichen Sohne und die Gräfin, so schwer es ihr fiel, den Liebling zu missen, gestand jedesmal, wenn sie Wyl verließ, unter Freudenzähren: es sei doch eben ein recht und wahrhaft Glück gewesen, daß ihr erlauchter Gemahl seinen strengen Willen durchgesetzt und den Friderich hierher gethan habe. Auch wurden ihrer Zusprüche an den Vater, an mich und die alte Salome, unsere Schaffnerin, immer minder und beschied sie sich endlich des Gänzlichen in der Gewißheit, daß die Zucht und Pflege, worunter der Jungkher aufwuchs, ihr Ersatz geben werde für das Herzeleid, so ihr Erstgeborner ihr zufügte. Dieser kam auch einmal gen Wyl, aber blos — also schien es — um seinen Bruder zu ärgern und zu kränken. Er trug reiches, prunkendes Gewand; von seinem Baret nickten stolze Federn, seines Schwertes Griff war von eitel gleissendem Gold und seines Rosses Geschirr leuchtete von köstlichen Erzen. Allstets folgten ihm zwei Knappen und ein Paar gewaltige Rüden, und so war der Abstand groß zwischen ihm und seinem jüngern Bruder, der — nach eigenem Willen — ein leinenes Wams und eine Mütze trug, nach Art gemeiner Tauner und Landleute. Und dennoch sah man dem Friderich alsogleich an, daß er aus hohem Hause war, und wer die Beiden nicht gekannt hätte, würde etwan gefragt haben: Hat wohl der Schnaphan mit dem Jungkher das Kleid gewechselt? Vielleicht kam das dem Diethelm inwendig selber so für, wenn er die zierliche und doch kräftige Gestalt seines Bruders anblickte, der ihn mit seinen hellen Augen so ehrlich und rechtschaffen ansah, daß er sich von ihm abwenden oder zu Boden lugen mußte, um sein Schänzlen und Tratzen fortzusetzen. Herr Friderich, so lang es blos über ihn herging, ließ sich's wenig anfechten. Als aber der böse Gast sein Heil einmal an mir versuchte, der ich ihm nicht widerbefzen durfte, röthete sich die weiße Stirn meines guten Gesellen und schwoll die blaue Ader drauf und schweihete er die Gerte, die er in der Hand trug, also, daß der Spotthahn verlegen ward, und verstummte. „Du bist mir ein ächter Edelfalk!" schrie der biderbe Junge; „deine Federn sind gleißend, deine Krallen sind scharf, dein Schnabel ist spitz; aber deine Tapferkeit gilt blos den Wehrlosen und du bist drum nicht mehr werth, als daß man dir eine Nachtmütze über Augen und Ohren ziehe und dich an einer Kette halte, bis es eine schüchterne Taube, oder ein flüchtiges Rebhuhn zu verfolgen giebt!"

Nie will ich das Gesicht vergessen, das Jungkher Diethelm schnitt, als sein jüngerer Bruder ihm diese Worte zugeschleudert. Der leibhafte Gott sei bei uns vermöchte nicht gräulicher zu grinsen: „Wer weiß, Knabe," entgegnete er knirschend, „ob nicht du dereinst Taube oder Rebhuhn sein wirst? Gewahre dich dessen!" — Aber wie ein Windhauch unversehens den dicksten Nebel verscheucht, so verlor sich mit einem Male der wüste gehässige Zorn aus den Zügen Diethelms und gab einem fast anmuthigen Lächeln Statt. „Verzeih, lieber Bruder Friderich!" sprach er, „daß ich dir und deinem guten Gesellen weh gethan; bös gemeint war es nicht und jedenfalls wollen wir in Minne scheiden, denn es möchte traun eine lange Frist verlaufen, bis wir uns wiedersehen!"

Und berichtete jetzt Diethelm, daß er Morgen die Heimat verlassen und an den Hof des Grafen von Wälsch-Neuenburg ziehen werde, sich dort zum Ritter auszubilden. Worauf Friderich, noch immer nicht abgekühlt, versetzte: er wünsch' ihm glückliche Fahrt und daß der Hof von Wälsch-Neuenburg eine Schule feiner Sitte sein möge! Herr Diethelm biß sich in die Lippe, doch bezwang er sich, reichte seinem Bruder die Hand zum Abschied und stellte sich an, als ob sein Gemüt von der bevorstehenden Trennung gewaltig ergriffen sei. Da durchbrach Friderichs gutes Herz den Aerger, wie das Sonnenlicht die Wolken. Er umschloß seinen Bruder mit beiden Armen, brach in ein heftig Weinen aus und bat ihn, seiner in Liebe zu gedenken. Herr Diethelm erwiderte diesen Ausbruch eines unverhüllten treuen Gemüts anscheinend mit gleicher Rührung, schwang sich auf sein Roß und ritt von dannen. Das geschah im Herbst 1219, am Tage nach Fronfasten.

Auf Dieses hin gingen wieder mehr denn drei Jahre fürbas; ich merkte nicht, wie. Seit Diethelm fort war, schien dem alten Grafen und seiner Gemahlin ein Stein vom Herzen gewälzt und brachten sie den größern Theil des Jahres auf Wyl zu, ihre Seelen an dem geliebten Sohne zu ergötzen. Doch wachte die Gräfin sorgsam über ihr zärtlich Mutterherz, daß es nicht in Schwäche verfalle und sich dadurch auf's Neue des Umgangs mit Friderich beraube. Denn der edle Graf hatte gelobt, die Mutter sogleich wieder von ihrem Kinde zu trennen, sobald die Zucht desselben durch sie gefährdet werden sollte.

So war denn der junge Graf zum mannlichen Degen erwachsen: ein Gesicht, roth und weiß, wie Maienbluft, mit einem krausen goldenen Bart und Haupthaar und einer Gestalt, wie der heilige Georg gemalt ist in der Abteikirche zu Fischingen. Und war dieser schöne Leib nur das Gehäuse einer noch stattlichern Seele, in ihr war Frommheit und Tapferkeit, Milde und fester Sinn vereinigt. Die Blicke des Sohnes hingen treu an den Augen seiner Eltern; in ihrer Wohlfahrt fand er die seine. Daneben hatte er noch Raum in seinem Herzen für mich, für meinen Vater, für die alte Salome — ja, für die ganze Welt. War auch ein vollkommener Ritter, obgleich er die goldenen Sporen noch nicht empfangen; ein ausbündiger Jäger, obwohl er manchen Hasen laufen ließ, der ihm schußgerecht kam; ein wahrer Schriftgelehrter, wann schon er nicht immer hinter Büchern in Spinnenwinkeln saß. O wenn ich an das Heldenbild dieses jungen Recken denke, schießt mir jetzt noch, in meinen alten, grauen Tagen, das bittere Thränenwasser in die Augen und frag' ich heut' noch, wie damals, als ich seinen letzten Nothruf hörte: Warum? Warum?

Sodann verbrachte der junge Graf noch fast drei Jahre an den Höfen etlicher Grafen und Herzöge in Franken und Schwaben; macht' auch einen Kriegszug mit für den Abt von St. Gallen, bei dem ich ihn begleiten durfte, und kehrte mit Ruhm und Ehre und mit den goldenen Sporen geschmückt nach Hause. Graf Hugo von Montfort, der ältere, hatte ihm den Ritterschlag verliehen zu Sankt Gallen im Pfalzhofe des Abtes, der ihn sodann feierlich segnete, als eine Blume deutscher Ritterschaft. Von den erlebten Abentheuern schweige ich, weil es meine Seele dränget, zu den verhängnißvollen Tagen überzugehen, welchen der Riesenschatten folgte, der die hohe Toggenburg verhüllen wird, bis der letzte ihres Geschlechts mit Helm und Schild begraben liegt. Das aber darf ich nicht verschweigen, daß die blühende Tochter des erlauchten Grafen von Montfort, als dieser meinen jungen Herrn zum Ritter schlug, in St. Gallen gegenwärtig war und es meinen Augen nicht entging, wie sie die ihrigen unverwandt auf Herrn Friderich gerichtet hielt und dieselben erst niederschlug, als der junge Ritter zu dem Fenster aufschaute, aus welchem ihr holdselig Antlitz niederleuchtete. Und flehete ich damals zu Gott und den Heiligen, daß die Beiden einander finden möchten in Minne und Treue, sintemal ich wohl erfahren, wie die Grafentochter nicht blos ein Engel sei von Gestalt und Geberden, sondern auch dem innersten Gemüte und Wesen nach.

Auf dem Grafensitz zu Lütisburg ging eine helle Freudenflamme auf, als mein junger Herr in den Schloßhof einritt. Die edle Mutter konnte nicht müde werden, ihr Herzblatt an sich zu drücken und unter strömenden Glücksthränen zu küssen und betrachtete der erlauchte Graf mit gerührtem Wohlgefallen den trefflichen Sohn, der ihm und seiner Gemahlin eine Reihe freudiger Tage, einen fröhlichen und heitern Lebensabend versprach. Ach! wie gleicht der Menschen Hoffen so manchmal einem rosigen Nebel, hinter dem sich finstere, bodenlose Abgründe bergen!

Auch mir ward ein guter Willkomm zu Theil. Der alte Graf schüttelte treuherzig meine Hand und dankte mir mit kurzen, aber vielsagenden Worten: ich solle fortfahren, seinem Sohn ein redlicher Diener zu sein und auf sein gräflich Wort zählen, daß dann eines Tages mein Leben kein dienendes mehr sein werde. Noch überschwänglicher begrüßte mich die gnädige Gräfin und hernach ward ein stattlich Roß herausgeführt mit köstlichem Sattel und Zeug und mir selbiges Alles zusammt einer feinen und vollständigen Rüstung als wohl erworbenes Eigenthum übergeben.

Hernach fragte mein junger Herr angelegentlich nach seinem Bruder Diethelm, worauf sich das Antlitz des würdiglichen Elternpaares als wie mit einer düstern Wolke überdeckte. Sodann vernahmen wir mit großer Verwunderung, daß der junge Graf seit zwei Monden zurückgekehrt sei und sammt seiner Gemahlin, der ältesten Tochter des Grafen von Wälsch-Neuenburg, auf der Burg Renggerswyl bei Wengi, im Thurgau hause. Er habe ihnen die fürnehme Schnur zugeführt, ohne erst lange um die Einwilligung seiner Eltern zu werben. Wohl vernahm ich den dumpfen Seufzer, der aus der Brust des alten Grafen aufstieg und sah Thränen glänzen in den Augen der Gräfin, wie sehr dieselbe sich zu bezwingen suchte — worauf Herr Friderich jegliche weitere Nachfrage einstellte und ich mich bekümmerten Herzens und bescheidentlich nach den Ställen wandte, dann ich wohl fühlte, daß ein groß Herzenleid auf dem hochgräflichen Paare lastete, und es nicht meine Sache sei, davon Kunde zu nehmen. Nach Abfluß von ein Paar Tagen, die mein lieber junger Graf ganz der kindlichen Liebe geweiht, weckte er mich in der Morgenfrühe und kündete mir an, daß er gen Wyl und Renggerswyl zu verreiten und mich mitzunehmen gedenke; ich mög' eilends die Rosse rüsten, es verlange ihn absonderlich, meinen Vater und die alte Salome wieder zu sehen. Und wahrlich, die Pferde waren bald reitfertig und befanden wir uns auf dem Wege, bevor eine halbe Stunde nach dem ertheilten Befehle verstrichen war. Und hätte Jenes auch schon in einer Viertelstunde geschehen mögen, war aber die alte Frau Gräfin Schuld, daß es nicht geschah. Denn sie gab dem Sohne das Geleit auf den Schloßhof, obschon es fast dimber und die Sonne noch nicht einmal aufgegangen war. Ich hatte die Rosse schon vorgeführt und Herr Friderich wollte sich nach kurzer Letze in den Sattel schwingen — da faßte ihn die edle Frau auf einmal ungestüm mit beiden Armen um den Hals, brach in ein bitterlich Weinen und Schluchzen aus und rief mehrmalen mit fast erstickter Stimme: „Nimm nur die Wälsche nicht! Nimm nur die Wälsche nicht! Statt

mir eine Tochter zu werden, würde sie mir noch den zweiten Sohn stehlen. Nimm nur die Wälsche nicht, für die ich kein Herz und keine Sprache habe!" — Und schüttelte Herr Friderich sein lockig Haupt und mischte sein Augenwasser mit dem seiner guten Mutter, erwidernd: „Um Gott, liebwertheste Frau Mutter, beruhiget euch und zählet darauf, daß ich euch keine Schnur bringen werde, die euerer unwerth und euerm Willen zuwider wäre!" — Auf dieses hin ließ seine Mutter ihn los und süße Freude stralte aus ihren thränenvollen Augen und gemahnte mich's an ein helles Sonnenlicht, das sich zuweilen in den Regentropfen spiegelt, wenn das Unwetter vorüber. Und ritten wir jetzt unter dem Segen der Herrin zum Schloßthor hinaus, über die Furt, Bazenheid und Wyl zu.

Das Städtlein war bald erreicht und großer Jubel zog mit uns in dasselbe und in die Burg ein, auf welcher wir meinen Vater in unverminderter Rüstigkeit und gutem Wohlsein trafen. Nicht minder die alte Salome, welche gerad die Wände der Wohnstube fegte, als wir eintraten. Fast wäre sie unmächtig niedergesunken, da sie plötzlich den jungen Grafen vor sich erblickte: „Hab' ich's Euch nicht schon manchmal gesagt," rief sie meinem Vater zu: „Wachet und betet, denn ihr wisset nicht, wann der Herr kommt!" — Und damit stand sie offenen Mundes und glotzte mit großen Augen meinen jungen Grafen an, während dieser meinem Vater die Hand schüttelte und ihn, in alter heimeliger Weise, „Vater Antoni" hieß. Dann kam die Reihe an die Alte, welche ihre Hand wohl zwanzig Mal am Fürgurt abrieb, eh' sie es wagte, dem Ritter die Fingerbeeren zu reichen. Item hielten wir allda Mittagsrast und wollte Herr Friderich alle Plätzlein, da er gespielt und gehauset, vor Allen aber den alten Athanasi Müller, unsern weisen Lehrmeister, wieder schauen und freut' er sich inniglich, denselben noch bei guten Geisteskräften zu treffen. Der greise Mann aber legte seine dürre, zitternde Hand auf meines Herrn Lockenhaupt und sprach: „Nun will ich gerne sterben, da ich meines Volkes Heil gesehen habe!" Und fügte der Meister einen kräftigen Segen bei und beschwur meinen jungen Herrn, ein christlicher Regent zu werden und zu bleiben, bis an das Ende des Lebens, das ja so kurz sei und vorübereile als ein Traum, um der richtenden Ewigkeit Statt zu geben. Ach! es ahnete dem frommen Athanasi nicht, daß er noch am Sarg des guten Friderich knien und für das Heil seiner abgeschiedenen Seele beten werde.

Item verritten wir um die Vesperzeit von Wyl und erzählte mir der junge Graf nun erst, daß die jüngere Schwester seiner Schwägerin auf der Burg Renggerswyl anwesend sei und habe sie das junge Ehepaar anher geleitet. Ließ auch dabei verlauten, wie seine Frau Mutter in großer Furcht und Besorgniß steh': er werde sich etwann berücken lassen, diese Wälsch=Neuenburgerin zu ehelichen. Worauf ich ihm dringendlich zusprach, wohl auf der Hut zu sein, daß die wälsche Lockpfeife ihn nicht verleite und ließ ich dabei etliche Worte über die junge Gräfin von Montfort und deren Liebsamkeit, keusche Anmuth und bescheidentliche Häuslichkeit fallen, wobei ich wohl merken konnt', daß der junge Herr diese Vorzüge und Tugenden der gedachten Grafentochter auch schon gewahret. Wollte aber, wie dieß in solchen Jahren gern geschieht, deß nicht Wort haben und that dergleichen, als besorgte er ein häßlich Körblein zu bekommen, so er mit einer Werbung vor die von Montfort trät.

Mittlerweilen bekamen wir die Burg Renggerswyl zu Gesicht und stand dieselbe zwischen Sirnach und Matzingen, unweit des Dörfleins Wenge, auf einem lustigen Bühel an der Murg. Es war ein schöner Lansigabend, zwei Tage nach Kreuzerfindung, im Jahre 1225; links und rechts am Wege blüheten die Obstbäume, mit denen das Thurgäuw vor andern Landschaften reichlich gesegnet ist und bestreuete uns ein linder Wind mit weißer und rother Bluft, wovon der Weg allbereits verdeckt war. Hellauf sangen die Vögelein in Wald und Wiesen und zirpeten die Grillen aus dem fast mannshohen Gras, dessen buntfarbige Blumen mit der Baumbluft um die Wette dufteten. Dabei läuteten die Kapellglocken von Wengi und Sirnach andächtiglich durch die leiswehende, weihrauchgeschwängerte Luft und wölbete sich der dunkelblaue Himmel also feierlich über die Berge, daß mir die Welt vorkam, als ein großer heiliger Dom und das Rauschen der Murg neben uns, wie dumpfer Orgelton. Und ward mir also leicht und süß um's Herz, daß ich mich endlich nicht überhalten konnt' und in ein laut und freudiglich Jauchzen ausbrechen mußte, vermeinend, es sei meinem lieben Herrn ebenso zu Mute.

Der aber sah unverwandten Blicks nach den Thürmen von Renggerswyl, deren vergüldte Fähnlein und Spitzen im Stral der untergehenden Sonne funkelten. Ein stattlicher Bau, mit einem trutzigen Berchfried (Wartthurm), an den sich heimelig die Palas (das Wohngebäude) lehnte, von welcher aus starke mit kleinern Thürmen vertheidigte Zingeln (Mauern) rings um die Höhe des Burghügels loffen und einen geräumigen Zwinger bildeten.

Als ich den trüben Ernst meines lieben Herrn sah, hielt ich billig mit Jauchzen inne und fragte, was ihm denn fehle und ob der graue Burgbau dort oben ihm mehr gelte, denn das süße Maienleben um uns her, und der Burgherr auf Renggerswyl mehr denn der Herr der Welt, der Alles so schön erschaffen? Und schrak der junge Graf ob meiner Frage fast zusammen, antwortete mir aber milde und freundlich, wie er selber nicht wisse, was ihm plötzlich zugestoßen, da er die Burg zu Gesicht bekommen. Wie eine schwere Ahnung hab' es ihn überfallen und sein Herz mit einer Bangigkeit erfüllt, für die er keinen Grund und Namen wisse. Aber jetzt sei's vorüber und müsse er sein selber spotten, der ungewohnten Zagheit wegen, die ihn hindere, sich des Wiedersehens zu freuen, das seiner dortoben warte. Damit stachelte er heftig lachend sein Roß und sprengte mit einer Eile bergan, daß ich ihm kaum folgen mochte.

Lützel Monde später, nachdem der gräuliche Schlag geschehen, der den besten Ritter fällte, erkannt' ich, wie jenes Zagen und Zaudern eben nichts Anderes war, denn die Wirkung der warnenden Stimme Gottes an des jungen Grafen Herz. So ward auch der grimme Tronegge Hagen gewarnt, da er mit König Gunther und dessen Brüdern nach

Hunnenland fuhr, um durch Chriemhildens Rache am Hofe Etzels elendiglich umzukommen.

Bald ritten wir über den breiten Graben in die Burg ein. Der Wächter hatte uns schon, als wir bergan ritten, von der Burghut aus, die als ein stattlicher Thurm auf dem Thorgewölbe stand, durch zwei Hornstöße angekündigt, worauf die Ziehbrücke niedergelassen und die Pforte geöffnet wurde, über welcher das Wappen des hochgräflichen Geschlechtes, die stolze, sitzende Dogge, in Stein gehauen, prangete. Innerhalb des zweiten Thores, zu welchem, längs der Pfalz (Palas), ein schmaler Weg führete, und das zur Nacht= und Kriegszeit mit einem eisernen Gatter verschlossen werden konnte, erwartete uns schon der Burgherr und empfing seinen Bruder mit offenen Armen. Und ward es mir recht wunderlich zu Muthe bei der lauten und freudigen Freundlichkeit, die er an den Tag legte, und welche zu seinem Gesichte stand, wie eine Pfauenfeder zu einem Bettlerkutz. Was mir am Verwunderlichsten vorkam, war, daß er auch meiner nicht vergaß, sondern mir, ganz und gar wider seine sonstige Gewohnheit, die Hand schüttelte und mich seines edeln Bruders Jonathan nannte. Sein ganzes Gebaren war unmaßen höfisch und konnte man wohl aus seinem trockenen Lachen und seiner zuckenden Miene lesen, daß seine Zuthulichkeit eben nicht sehr ernstlich gemeint sei.

Während ich, mit Hülfe der herbeigeeilten Knechte, die Rosse in einen der zahlreichen Ställe zog, welche an die Zingeln des äußern Zwingers angebaut waren, schritt Graf Diethelm mit seinem Bruder unter den grünen Schloßlinden hin und her, um, wie er sagte, den Frauen Zeit zu lassen, sich, zu Ehren des werthen Gastes, in etwas Staat zu werfen. Es währte aber gar nicht lange, so sah ich, unter der Stallthüre stehend, zwei junge schöne Edeldamen durch das Hofthor treten. Die ältere eilte leichten Schrittes auf meinen Herrn zu, während die andere zaudernd stehen blieb. Und nahm Graf Diethelm jene bei der Hand und stellte sie dem Bruder als seine Gemahlin vor; die aber warf sich sonder weitere Umständ' an die Brust ihres Schwagers, küßte ihm Stirn und Mund und brach in einen Schwall wälscher Redensarten aus, von denen ich die mindesten verstand. Ich sah meinen lieben jungen Herrn ob dieser fast ungebührlichen Anläßigkeit erröthen bis unter die Scheitel, auch vermocht' er die zungenfertige Ansprache blos mit wenigen stammelnden Worten zu erwidern und war augenscheinlich froh, als er der Umhalsung der Burgfrau ledig ward. Nicht daß diese abschreckend oder unschön gewesen wäre, im Gegentheil über die Maßen verlockend; und trug zu ihrer Schönheit ein köstlich und anpassend Gewand bei, das die Herrlichkeit ihrer Gestalt minder verhüllte, denn zur Schau stellte. Den vollen weißen Busen trug sie fast bloß und die runden Arme desgleichen und aus ihren großen schwarzen Augen schoß sie sengende Feuerstralen. In gleicher Weise war ihre Schwester angethan, und obgleich sie sich gar züchtig anstellte, so merkt' ich doch gleich aus verschieblichen Zeichen, daß sie ein Apfel von demselben Baume, ein Vögelein derselben Brut war. Ihre Zimpferlichkeit hörte bald auf, nachdem sie meinem jungen Grafen vorgestellt worden war und eh' Handumkehrt lag ihr Arm in dem seinen und hüpfte sie an seiner Seite über den grünen Rasen des Zwingers und kletterte mit ihm auf die Brustwehren, als hätten sie und er unter einem Herzen und in der gleichen Wiege gelegen.

Und gewahrt' ich wohl, daß solch leichtfertig wälsches Wesen meinen guten jungen Herrn fast verwirrte und fast gewann, denn derselbe von jeher in Gesellschaft der Frauen verlegen und scheu gewesen war. Nun wurd' ihm die Zwiesprach leicht gemacht, zumal die Wälsch=Neuenburgerin sich anstrengte, deutsch zu reden; und verzog sie dabei ihr kußlich Mündlein so spassig und zierlich, daß ich sie selber hätt' abschmatzen mögen. Und hört' ich auch, wie sie zu meinem guten jungen Herrn sagte: „Ich hoffe, daß ihr längere Zeit auf dieser Burg weilen werdet, meine wälsche Zunge Deutsch zischen zu lehren!" — Ja, „Zischen" brauchte sie nicht mehr zu lernen, hiefür war sie Schlange genug und ihre Schwester noch mehr! —

Und jetzt begannen Tage des Wohllebens, wie ich sie vor= und nachher nimmer gesehen. Herr Friderich, welcher kaum zwei Tage auf Renggerswyl zuzubringen gedachte, ward also von Lust und Freud' umgeben, daß er, wie es schien, den Rosenhag, der ihn einpferchte, je länger je minder zu durchbrechen vermochte. Die Schwägerin und ihre Schwester wetteiferten in minniglich zuvorkommendem Wesen und trieben einen wahren Götzendienst mit meinem verblendeten jungen Herrn. Herrn Diethelm anlangend: so sah derselbe zu solchem Thun abwechselnd scheel und beifällig, als Einer, dessen eigene Wünsche nur allzuwohl vollzogen werden, und der zuweilen selber nimmer weiß, ob der Trug, den er angeordnet, nicht zur Wahrheit worden ist.

Einer, der nicht mit Blindheit geschlagen war, konnte gar wohl sehen, daß es von Anfang an eben auf eine Heirath des Grafen Friderich mit der ledigen Wälsch=Neuenburgerin abgesehen und man darauf bedacht war, den scheuen Edelhirsch durch übergroßes Wohlwollen der beiden Frauen zu kirren. Die minnigliche Schöne und Güte der Verheiratheten sollte dem Geköderten zeigen, was er von der andern zu erwarten hätte, wann er sie ehelichte. Und spielte diese andere das arglose Kind aus dem Fundament, also daß sie sich eine Menge Dinge gestatten durfte, die eine dritte Frau in ein schlimmes Licht gestellt hätten. Sie durfte sich an den jungen Grafen anschmiegen, durfte ihn umfangen, durfte mit seinen Locken spielen und seinen Bart zausen, durfte ihn küssen sogar — Alles unter dem vielbergenden Titel eines unschuldigen Kindes und einer frohmüthigen Wälschen, die blos nach ihres Landes Art thue. Die verheirathete Wälsche, Friderichs Schwägerin, that mit ihm als eine Schwester und gestattete sich alle Freiheiten einer solchen; und ward ihre üppige Schöne meinem jungen Herrn fast gefährlicher, denn die noch minder entfaltete ihrer jungen Schwester. Sie überschüttete ihn mit Dienstleistungen aller Art, las ihm jeglichen Wunsch aus den Augen, gieng ungescheut in seiner Kemmat ein und aus und wurde nicht müd, sein zu pflegen in all' Weg und Weise. Und konnt' ich aber wohl sehen, daß bei ihr allgemach der Schimpf zum Ernst ward und sie endlich nimmer ungestraft in die hellen Augensterne des Grafen Friderich lugte, der seinem Bruder an Schönheit des Leibes und der Seelen so sehr überlegen war. Auch gestaltete sich nach und nach bei den beiden Schwestern ein solcher Wetteifer, dem stattlichen Ritter zu dienen, daß

darob Graf Diethelm zu gar öftern Malen finster die Stirn rümpfte. Und hört' ich ihn einmal, wie er seiner Frau nachgeschlichen kam in den Schlafgadem meines Herrn, der aber mit dem Fräulein hinuntergegangen war in den Hirschengraben, so vor dem Eingang in den Schloßhof lag und über welchen eine Fallbrücke führete, das zahme Wild mit Brod und Leckereien zu speisen. Und vernahm ich da ein verwundersam Zwiegespräch zwischen den Beiden, sintemalen der Verschlag, so mein Bett enthielt, hart an die Kemmat meines Herrn stieß. „Was suchst du hier?“ sagte der Graf unwirsch. „Mir scheint, der Fisch habe schon lange angebissen und des Spiels möchte genug sein! Ueberlaß du das Feld der Schwägerin und bedenk', daß ich ein Mann bin mit Blut in den Adern und kein Kalb, das geduldig auf seine Hörner wartet!“ —

Da blitzte es aus den Augen der Gräfin, wie ein Stral der Hölle, auch lachte sie, wie ein Dämon der Hölle, da sie antwortete: „Was ich thu', mein Lieber, thu' ich auf dein selbsteigen Geheiß und was vermag sich mein Herz, daß ihm das Spiel mit deinem schmucken Bruder baß gefällt, denn der Ernst mit dir? Sieh' ihn an, den Friderich! Ist er nicht am kleinen Finger mehr werth, denn du an beiden Händen? Hast du denn wälsches Sinnen und wälsche Sitte so ganz vergessen, daß du nicht mehr weißt, wie wenig Gewalt ein Herz, wie das meinige, sich anthun läßt und daß, wenn ich deinen minniglichen und mannlichen Bruder zu deinen Gunsten kirren soll, ich dafür auch meinen gebührenden Lohn haben will?“

„Den sollst du haben, so wahr ich ein Graf von Toggenburg bin! Komm, setze dich, Weib! und laß dir erzählen, wie die Toggenburger verfahren, wenn sie auch nur *meinen*, daß eheliche Schmach ihnen dräue!“

Damit faßte der Graf den Arm seiner Gemahlin und drückte sie unsanft auf das Polster des steinernen Fenstersitzes nieder, setzte sich ihr gegenüber und begann mit hohler Stimme also:

„Mein Großvater *Heinrich* herrschte mächtig auf der alten Stammburg unsers Geschlechts, welche nur ein paar Wegstunden von hier auf einem hohen Felsenstocke liegt, der vom Hörnliberg durch eine gräuliche Schlucht getrennt ist. Blickt man von den Fenstern der Burg hinunter in den Abgrund, so schwindelt einem ob dieser schwarzen, grundlosen, theilweis von Flechten und wildem Buschwerk überspannten Tiefe. In diesen Schlund stürzte, aus dem Fenster des Schlafgemachs, mein Großvater meine Großmutter — nicht weil diese der Untreu schuldig *war*, sondern weil er sie derselben schuldig *wähnte*. Es war auch eine Fremdländische, eine Gräfin von Kilchberg, und hieß *Ida*, wie du — und war schön, wie du. Sie hielt einen zahmen Raben, der in ihrem Schlafgadem frei ein= und ausflog — und inwährend sie einst hinausgegangen war und ihren gülbenen Ehring auf dem Waschtische hatte liegen lassen, kehrte der diebische Vogel ein und, gelockt durch das funkelnde Kleinod, packte er selbiges und trug's im Schnabel davon. Bald darauf kam meine Großmutter zurück. Sie vermißte den Ring mit Entsetzen, denn sie gedachte des gähen, aufbrausenden Gemütes ihres Gemahls und seines leicht erregten Mißtrauens. Vergebens forschte sie fleißig bei dem Gesinde nach, der Ring schien für immer verloren. Da gedachte sie bei einem Goldschmid einen ähnlichen zu bestellen; aber das hielt schwer, denn in dem Ring war ein überaus köstlicher Edelstein, den Graf Heinrich selber aus dem Morgenlande mit heimgebracht; — woher nun einen solchen in der Eile erwerben? — Item: während meine Großmutter sinnet und forschet und dem Großvater das Abhandenkommen des Rings verschweigt, ziehet dieser eines Tages fröhlich auf's Jagen und mit ihm ein zahlreich Gefolge von Vasallen und Dienern. Und kam einem schmucken, jungen Edelknechte, der nebst andern Pagen und Frauen der Gräfin aus der Heimat gefolgt war, ein Hirsch in die Quer, den er lange hitzig verfolgte, bis er endlich dessen Spur verlor. Mißmuthig warf er sich unter einen Baum. Da hört' er über sich ein seltsam Krächzen und Tratzen, wie von jungen Raben, die um Etwas sich streiten. Und steigt endlich der Edelknecht neugierig auf des Baumes Krone und findet ein Nest voll junger Raben, die sich um einen funkelnden Ring streiten. Und entreißt ihnen der Edelknecht den Ring und steckt sich denselben alsogleich an den Goldfinger, ohne weiter des vereinten Wappens von Toggenburg und Kilchberg zu achten, welches in den Stein eingegraben war. Kehrt dann vergnügten Sinnes auf den Sammelplatz und zu dem Grafen zurück, der sogleich seinen Ehring erkannte. Ohne weiter ein Wort zu sagen, oder auch nur den leisesten Wink zu thun, läßt er sogleich zur Heimkehr blasen. Auf dem Schloßhof angelangt, befiehlt er dem Edelknechte, vom Rosse zu steigen und den Ring vom Finger zu ziehen, als welcher sein, des Grafen, Ehring sei. Das thut der Edelknecht zitternd und will dem Herrn erzählen, auf was Weis er zu dem Ring gekommen. Aber der Graf schlägt ihm mit dem Stahlhandschuh über den Mund und gebeut, den Unglückseligen an seines eigenen Jagdrosses Schweif zu binden. Und als dieß geschehen, treibt der Graf das feurige Thier mit heftigen Schlägen durch's Thor, den Schloßrain hinunter über Stock und Stein, in's tiefste Dickicht des Waldes, also daß der Edelknecht, der an des Pferdes Schweif hing, gräulich zerschunden und elendiglich zu Tode geschleift ward. Und war indessen die Kunde dieser That zu den Ohren der Gräfin gedrungen, die den Grafen gefaßten Muthes erwartete. Und als mein Großvater bald darauf in ihre Kemmat stürzte, die Röthe des Zornes auf dem Gesicht, den unglückseligen Ring in der Faust — strebte sie, ihn zu beruhigen und Gehör bei ihm zu erlangen. Das aber war vergebliche Mühe. Der Graf streckte ihr knirschend den Ring entgegen, faßte sie dann um den schlanken Leib und stürzte sie stracks durch das offene Fenster in den bodenlosen Abgrund.“

„Und das ließ sie so schwachmüthig geschehen, ohne sich zu widersetzen?“ fragte die Wälschneuenburgerin halb spöttisch, halb entsetzt.

„Sie war ein Lamm, eine Heilige!“ fuhr Graf Diethelm fort. „Sie rief nicht einmal um Hilfe. Darum trugen sie auch Gottes Engel sanft nieder in den gräulichen Abgrund. Und hatten unten die Ranken und Büsche sich weich und schützend zusammengelegt über dem gezackten Felsbette, daß sie im Falle aufgehalten und unbeschädigt errettet ward — wundersam!“

„Ich möcht's nicht auf einen ähnlichen Versuch für mich ankommen lassen!“ warf die Gräfin hämisch ein.

„Du thust traun wohl daran!“ entgegnete ihr Eheherr in demselben Tone, „sintemal es sehr ungewiß, ob die Engel sich deinetwegen bemühen würden, wie sie's für meine heilige Großmutter thaten, die siebzehn Jahre nach ihrem Sturze in einer Höhle des Abgrundes gefunden ward, in gutem Wohlsein dem allmächtigen Gott dienend, der sie wunderbar erhalten. Die Wurzeln des Waldes und die Milch einer Hindin, die sich ihr dienend gesellt, hatten ihr edles Leben gefristet. Und als ihr Gemahl, der längst ihre Unschuld erkannt, sich ihr zu Füßen warf und sie zur Rückkehr in's Schloß zu bewegen suchte, zu ihrem Gatten und ihrem Sohne — streckte sie abwehrend ihre Hand vor und erklärte: sie gehöre nicht mehr der Welt an, sondern dem, der ihr dem Tode verfallenes Leben seinem Dienste erworben. Und nur mit Mühe brachte mein Großvater es dahin, daß sie ihre Klus verließ und dort im einsamen Authale, am Fuße des Hörnliberges, ein schirmendes Hüttlein bezog, das der Graf ihr erbauen ließ sammt einem Kirchlein, dessen Glockenstimme heute noch die Frauen der Toggenburg warnt vor dem Zorn ihrer Männer, der niemals heftiger entbrennt, als wenn sie ihr Ehebett entehrt glauben!“

„O, was deinen Zorn betrifft, Meister Diethelm!“ versetzte die Gräfin mit schneidendem Spott — „in Wahrheit, den fürcht' ich nicht! Dieser Zorn würde mich wahrlich nicht abhalten, das Schlimmste zu thun, wenn ich's eben wollte. Aber wer sagt dir, daß ich's will? Du gebotest mir: Ködere meinen Bruder, daß er deine Schwester zur Frau nimmt und wir dadurch Gewalt über ihn gewinnen, daß er vom väterlichen Erbe blos bekommt, was wir ihm gönnen! Ich that nach deinem Willen und nun rechnest du mir als Sünde an, was ich **dir** zu Gefallen that. Und warum sollte mir deines Vaters jüngerer Sohn baß gefallen, denn der ältere? Sieh diesen Friderich an! Nun ja, er ist gewachsen, schlank wie eine Tanne! Seine Augen sind wie Kornblumen und die Farbe seiner Locken gleicht dem Golde der Aehre! Und welche Kraft, welche Anmuth, welche Gewandtheit! — Kurz, er ist in Allem euer — Ebenbild, Herr Gemal! und ich würde meine Schwester beneiden, wenn ich **euch** nicht hätte — euch, die Blume der Ritterschaft; euch, den liebenswerthesten aller Eheherren; euch, Roland den Zweiten!“

Die Gräfin brach nach dieser Rede in ein wahrhaft teufelisches Gelächter aus und erwartete ich nun nichts Anderes, als der Graf werde sich thätlich an ihr vergreifen. Allein dem geschah nicht also; der trotzige Hohn seines Weibes hatte seine Kraft gebrochen und ich hörte ihn verzweifelungsvoll stöhnen. Wohl mochte er damals seinen Unstern verfluchen, der ihm dies Weib zugeführt; aber er sprach seinen Gedanken nicht aus, sondern erhob sich und verließ langsam und mit geballten Fäusten das Gemach. Und murmelte die Gräfin noch Etzliches von Krähe und Schwan, Frosch und Nachtigall zwischen den Zähnen; dann ging sie auch hinaus und sah ich sie bald unten im Schloßgarten, kosend mit ihrer Schwester und meinem jungen Herrn und nahm ich mir heilig für, dem letztern um jeden Preis die Augen zu öffnen und ihm getreulich Alles zu hinterbringen, was ich in meinem Gelaß gehört.

Und that ich das auch noch an demselbigen Tag, als ich nach dem Spätmal mit Herrn Friderich allein im Gadem war und sein abgelegt Gewand ordnete. Fuhr aber nicht mit der Thür in's Haus, sondern begann also: „Ich wüßt' euch ein fein Geschichtlein zu verzählen, edeler Graf! und so ihr euere Augen und Ohren noch offen behalten möget, will ich gleich anfangen.“ Worauf der liebe Herr antwortete: „Thu' das, mein lieber Antoni; ich will aufmerken mit allem Eifer.“ Und hub ich nun an:

„Ihr kennet das Schloß **Neurapperswyl**, den Sitz der edlen Grafen. Der Bühel, auf dem dasselbige steht, ragte vor noch nicht völlig zweihundert Jahren fast einsam aus dem Zürichsee und stand darauf blos ein hölzern Pachthaus und hieß der Hof **Enstigen**. Stießen aber in selber Gegne drei Herrschaften zusammen: die des Grafen von alt Rapperswyl und der Stifte St. Gallen und Pfäfers. Und lebte zu selbiger Zeit im Schloß **alt** Rapperswyl, das grad drüben in der March liegt, ein mannhafter Ritter, welcher ein schön Weib sein nannte. Und war der ritterliche Graf öfters abwesend, ließ aber einen guten und treuen Vogt daheim, der es nicht verwinden konnte, daß die Frau in Abwesenheit ihres biderben Gemahls mit dessen jungen Dienern viel unziemlichen Schimpfs und Muthwillens trieb; zog auch seinen Herrn, als derselbe einst von einer langen Fahrt zurückkam, handtlich bei Seite, vermerkend, daß er ihm Wichtiges zu hinterbringen habe. Da erbleichete der gute Graf und sprach: Lieber Vogt, sage mir was du willst, nur nichts Böses von meinem Weibe; denn wo ich bin und an mein schönes Weib gedenke, wird mein Herz voll Freude, und kümmert mich aller Widerdrieß desto minder, wenn ich denk', daß ich bald wieder heimkehren und mich an meinem holdseligen Weib ergötzen mag. Da der Vogt dieses hörte, zog er alsbald andere Saiten auf und sprach: Da sei Gott vor, daß ich Arges von euerer Frauen sagen möchte; mein Sinnen geht blos dahin, euch zum Bau einer Veste und eines Schlosses zu rathen, das euerer Macht und euers hohen Geschlechtes würdig sei. Und rieth nun der Vogt dem Grafen, die Burg auf der Höhe des Enstiger Hubels zu bauen, von wo er Land und Wasser übersehen und beherrschen könne. Und willigte der Graf alsbald mit Freuden in den Bau und entstand also die Burg und Stadt neu Rapperswyl. So lautet die Geschichte, die ich euch erzählen wollte. Saget mir jetzt, Herr Friderich, wie selbige euch gefallen und ob ihr nicht auch einen so treuen Diener möchtet, als wie jener Vogt gewesen?“

Da schüttelte der junge Graf sein lockig Haupt und sprach: „Mit Nichten! Selbiger Vogt war ja ein Hehler, ein Vermäntler und keineswegs ein biderber Diener. Ein solcher hätte dem Grafen rund heraus und von der Leber weg die Wahrheit gesagt und ihm die fernere Schmach der Hörner erspart, die seine Frau ihm auf die Stirn setzte.“

„Gut,“ erwiederte ich; „aber wenn ihr, o Herr! den Diener scheltet, so nehmt auch seinen Herrn nicht in Schutz, der so große Schwachheit gegen sein leichtfertig Weib zeigte, daß er ihr vielleicht den treuen Vogt geopfert hätte, wenn derselbe mit der Sprache herausgerückt wäre. Wohlan denn; so

will ich es nicht machen, wie der Rapperswyler Vogt, sondern euch in Treuen von den beiden Frauen hier im Schlosse und euerm Bruder mittheilen, was euch zu wissen fast nother thut, als der Bericht, den der Vogt geben wollte, dem Rapperswyler that."

Und erzählte ich meinem jungen Herrn nun Alles — Kraut und Rüben — was ich in meinem Schlafgemächlein gehört und erfahren und sah ich auch, wie der junge Graf sich entfärbte mehr und mehr: „O Mutter!" rief er, „liebe Mutter! wie hattest du Recht, mich vor diesen Wälschen Metzen und vor dem treulosen Bruder zu warnen, der aus meiner Minne zu seiner Schwägerin ein Netz stricken möchte, mein väterlich Erbtheil darin zu fangen! O Mutter! liebe Mutter! wohl sagte mir's mein ahnend Herz, daß das Wesen der Jüngern kein reines, magdliches und das Thun der Aeltern eines treuen und keuschen Weibes unwerth sei! Aber es war Etwas in mir, was nicht hören, noch sehen wollte, und das war der alte Adam, der immer bei der Hand ist, wo sich die Schlange zeigt mit der verbotenen Frucht. Aber jetzt kann ich nicht mehr blind und taub sein, und dafür hab' Dank, mein guter Gesell; das will ich dir nie vergessen!"

Damit schüttelte er mir herzlich die Hand; aber er seufzte dazu nicht wenig und ging ich jene Nacht sicherlich mit viel leichterm Herzen zu Bett, denn er — zumal ich das mannliche Versprechen empfangen hatte, daß wir gleich nach dem Morgenimbiß verreiten und an den Hof gen Lütisburg zurückkehren würden.

Das geschah denn auch, und mag ich die seltsamen und langen Gesichter des Herrn Diethelm und der beiden Frauen nicht schildern, die ich zu sehen bekam, als mein junger Graf mich in die obere Fürschutzlaube rufen ließ, wo die Herrschaften zu speisen pflegten, und mir befahl, alsogleich die Rosse zur Heimkehr zu satteln. Ein wahrer Sturm von Einwendungen und Bitten ward auf den Friderich losgelassen, doch bestand er denselben als ein Held und machte sein ruhiges Nein die Andern nur verwirrter und dringender. Trug aber Alles nichts ab und ging ich in Gottes Namen hinunter in den Stall, die Rosse zur Abfahrt zu rüsten. Und wie ich da eine kleine Weil' meinem Geschäft oblag, Zeug und Riemen putzend, huscht die kleine, runde, zierliche Neuenburgerin zu mir in den Stall, der Gräfin Kammerzofe und Schaffnerin, die mir sonst schon auf Schritten und Tritten nachgeschlichen war, faßt mich unversehens von hinten bei den Schultern, schüttelt mich und spricht in gebrochenem Deutsch: „fort wollen, gut Kammerad? hier bleiben! hier bleiben!" und streicht mir damit ihr weiches braunes Haar um Stirn und Wangen, daß mir fast gschmuecht ward. Doch faß' ich mich schnell und antwortete: „Es ist nun einmal so; geschieden muß sein, der Herr will's!" — Worauf sie mir gar schalkhaftig entgegnet: „Herr will, was du wollen; ihm nur zusprecken, daß er bleiben!" — Und merkt' ich nun Unrath, und daß sie abgesandt sei, mir zuzusetzen und mit meinem Herzen dasselbe Spiel zu treiben, das die Herrin und deren Schwester mit dem Gemüte meines jungen Herrn trieben; nahm mich daher mannlich zusammen und stieß ihre runde Hand, die in meinem Haar krabbelte, sachte weg, sprechend: ich sei ein Diener und fügsam in meines Herrn Willen, an dem ich weder zu mindern, noch zu mehren pflege. Item: die kleine Neuenburgerin mußte unverrichteter Sache abziehen, machte auch ein recht bös Gesichtlein und murmelte unwirsch zwischen den schneeweißen Zähnen: teste carrée, que vous estes! — Damit aber war das Ding nicht abgethan; denn gleich darauf erschien die Herrin selber, sagte mir eine Menge süßer verlockender Worte: wie ich ein Lieber, Guter und Treuer und es mir ein Leichtes sei, den jungen Grafen zurück zu halten. Oder was ihm wohl entquer, wider den Kopf gefahren, daß er einermal fortwolle? Und ließ die Gräfin dabei, wie aus Versehen, einen Goldgulden auf den Boden fallen und wollte den nicht zurücknehmen, als ich ihn aufhub und darbot. Ich aber bestand darauf, das Geld nicht zu behalten und legte ich selbiges auf das Stallbänkli, vermerkend: mein Herr lass' es mir an Nichts gebrechen und dank' ich der hochgebornen Gräfin demüthiglich für ihren guten Willen. Da färbte sich das Gesicht der gnädigen Herrin mit ungnädigem Roth und verließ sie stracklich den Stall, schoß mir aber im Hinausgehen einen Blick zu, der mich getödtet hätte, wenn er ein Bolz gewesen wäre.

Item zogen wir ab und gaben uns die beiden Gräfinnen und der Graf noch das Geleite für das äußere Schloßthor und gnadeten die zwo Frauen meinem jungen Herrn noch mit vielen holdseligen Redensarten, wollten auch das sichere Versprechen baldiger Rückkehr haben, das aber Herr Friderich, sich hinter verblümte Worte bergend, nicht gar gab. Und dankte ich Gott und den lieben Heiligen, als wir das Schloß im Rücken hatten, schwieg aber mit meiner Freud wohlweislich, da ich sah, wie schwer meinem jungen Herrn das Scheiden ward und die stillen Seufzer vernahm, die er deshalben ausstieß.

Eines Rittes, ohne in Wyl anzuhalten, fuhren wir gen Lütisburg und mußte uns der Thurmwart schon von Weitem gesehen haben; denn als wir durch's Thor in den Schloßhof einritten, harrete unser schon die gute Gräfin und umhalsete ihren Sohn, der schnell vom Rosse sprang, minniglich, lugt' ihm scharf in die Augen und fragte mich dann mit freundlichem Willkommgruß: „Aber bringst du mir auch meinen lieben Sohn wieder frei und unversehrten Herzens, wie er fortgeritten?" — „Wollet ihn selbst fragen, edle Gräfin!" lautete meine Antwort und sucht' ich meine Verlegenheit durch den Eifer zu verbergen, womit ich die Rosse ausschirrte. Aber die Herrin ließ nicht lugg: „Und wenn ich jetzt eben dich frage?" sagte sie gar ernstlich. — „Je nun," versetzte ich; „wär' ich, was der Hergott allein ist, ein Herzenskündiger, ihr solltet mich nicht zum zweiten Male gefragt haben, meine hohe und gnädige Herrin! Bin aber nur ein armer Diener, der eigentlich keine Augen haben darf für seines Herrn Thun und Lassen." — „Und bist du wirklich ein solch' armer Wicht?" fuhr die Gräfin fort, indem sie stets ihres Sohnes Hände in den ihrigen gleich als gefangen hielt. — „Euere Gnade," entgegnete ich, „hat mich über Gebühr und Verdienst erhoben; soll ich denn diese Gunst mißbrauchen und mehr sein wollen, denn ein Knecht?" — „Du mißbrauchst meine Gunst," sprach die Gräfin ärgerlich, „indem du meine Wünsche mißachtest!" — „Da sei Gott vor!" rief ich mit einem flehenden Blick auf

meinen verwirrten jungen Herrn. Aber gestattet, daß ich euch durch ein Gleichniß gehorche, das einst der Welt Heiland brauchte, als er die große Lieb' und Huld seines himmlischen Vaters zum Menschengeschlechte schildern wollte.“ Und begann ich, ermuntert durch der Gräfin Nicken, also:

„Jemand, der seiner Schafe Eines verloren hatte, fand es wieder und nahm es mit Freuden auf seine Achseln und trug es heim. Und da er in sein Haus kam, berief er seine Sippen und Nachbarn zusammen und sprach zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf, das verloren war, wieder gefunden. Ich sage euch, daß also eine Freude im Himmel sein wird über einen Sünder, der Buße thut, mehr denn über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen!“

Hierauf ließ die Gräfin ihres Sohnes Hände fahren, die meinigen zu drücken, und sprach sie mit Worten Nichts, aber ihr Blick sagte mir, sie wisse nun Alles und danke mir aus dem Grunde der Seele für die treue Wacht, die ich gehalten. Legte hierauf ihren Arm in den ihres Sohnes und schritt der Pfalz zu, dieweil ich mich nach den Ställen der Hofburg wandte.

Und vernahm ich von den Stalljungen, der alte Graf sei gestern zu einem äbtischen Fest gen St. Gallen verritten, gedenke aber gegen heut Abend wieder heimzukehren. Dessen freute ich mich, denn schon war mir angst gewesen auf die Fragen, so der erlauchte Herr an mich richten würde.

Derweilen kam der Abend und saß ich auf dem Bänklein vor der Stallthüren und lauschte dem leisen Wehen des Zugwindes, der mit den Lindenzweigen des Schloßhofes spielte und mir eine Fülle süßen Duftes zutrug. Da ertönet mit einem Mal das Wächterhorn vom Lueginsland und vernahm ich Roßgetrappel; und wie ich auffuhr von meinem Sitz, sah ich den gnädigen Herrn Grafen von Montfort einreiten, hinter ihm seine minnigliche Tochter, die ich gleich wieder erkannte von St. Gallen her; und kam erst nach dieser der alte Herr von Toggenburg mit seinem und deß von Montfort Gefolge.

In selbem Augenblick trat meine gnädige Herrin mit ihrem Sohne Friderich zum Willkommen aus der Hausflur auf den Hof und waren sichtlich Allbeide erstaunt, den alten Herrn Grafen in solcher Gesellschaft zu finden. Ihrerseits wunderten und freuten sich der Graf und seine edlen Gäste nicht minder über die Anwesenheit des jungen Herrn und rief der Vater, stracks vom Rosse springend, mit helleuchtendem Gesicht seinem Sohne zu: „Ei das hat sich wohl gefügt! Und ob ich auch deinethalben jetzt unwahr erfunden werde, lieber Friderich, sintemal ich dich als abwesend kündete, freut mich's doch nur um desto baß. Was sein soll, schickt sich wohl!“ — Schüttelte hierauf kräftig des Jungfhers Hand, und beeilte sich dieser, nach einer anständigen Verneigung gegen den von Montfort, der holdseligen Tochter dieses edlen Grafen zierlich vom Zelter zu helfen. Und ward die junge Gräfin, als sie meinem jungen Herrn die Hand reichte, über und über roth, gleich einer Lilie, wann ein voller Rosenbusch sie beleuchtet. Ebenso verfärbte sich Herr Friderich sichtbarlich und war eben ein glühend Antlitz der Widerschein des andern.

Meine Augen richteten sich unwillkürlich auf die alte Gräfin und konnt' ich leicht merken, was im Sinn und Gemüte der ehrwürdigen Herrin vorging. Mir war, als strale ein ganzer Himmel voll mütterlicher Hoffnung und Seligkeit aus ihren Augen, die sie wechselsweis auf das fast stumme Paar und dann wiederum flehend gen Himmel richtete. Auch trat sie, sobald sie den edeln Vater bewillkommt, liebreich zu dessen Tochter, mit linder Hand und heimeligen Worten deren Verwirrung zerstreuend.

Und meld' ich blos in Kürze, daß der Graf von Montfort und seine Tochter, statt eines Tages, den sie auf der Lütisburg zu verbringen gedachten, zwei ganze Wochen daselbst verblieben; ward auch der junge Graf gar bald den großen Unterschied gewahr zwischen der holden deutschen Züchtigkeit der Herrin von Montfort und der unmagdlichen, unkeuschen Gierigkeit der Wälschneuenburgerin. Und ob man auch gleich Anfangs wohl merken konnte, daß die junge Gräfin den Grafen Friderich im Herzen trug, so war doch all' ihr Wesen und Thun von einer solchen Glorie anmuthiger und makelloser Unschuld umgeben, daß sie Einem als ein reiner Engel erschien, soeben dem Reich der Seligen entstiegen. Sprach auch der junge Ritter schon am zweiten Abend zu mir (es war auf dem Wehrgang, wo ich meine Rüstung und Gewaffen putzte): „Antoni,“ sagte er, „wenn ich dir's je vergesse, daß du mich aus den Schlingen der Wälschen gerettet, so möge der heilige und gute Gott mir nimmer gnädig sein!“ — Und sah ich bald nachher durch die Zinglenlücke meinen Jungfher der Montforterin nachstreichen, die sich mit der Gräfin-Mutter im Schloßgarten erging. Gewahrte des Weitern, wie bald darauf die alte Herrin das junge Paar verließ, welches züchtiglich das Lustwandeln selbander und neben einander fortsetzte, aber eine Zeitlang in so gemessener Entfernung, als die Breite des Weges nur immer gestattete. Nach und nach fanden sie sich näher zusammen; aber immer noch hielt die holde Jungfrau ihre Augen gesenkt und dasselbe that Herr Friderich, nur daß er zuweilen zu den Fenstern der Burgstube emporschaute, als ob er sich nach der Hilfe seiner Mutter sehnte. — — —

Am Abend des achten Tages endlich kamen, nach langem Ausgang, die jungen Liebesleute Hand in Hand durch's Burgthor gewandelt; der junge Graf mit stolz gehobenem, sie mit schamhaft gesenktem Antlitz, aber beide minneleuchtend und minneselig. Ein paar Stunden später ward das Verlöbniß des Grafen Friderich von Toggenburg mit der Gräfin Bertha von Montfort dem bei'm Nachtimbiß versammelten Gesinde durch den Burgpfaffen verkündet, und als ich nachher zur Nachtruhe meiner Kemmat zuging, kam mir der Bräutigam nach und sprach:

„Freue dich mit mir, Antoni! das Glück meines Lebens ist gemacht. Heut' endlich nahm ich mein Herz in beide Hände und that den Antrag. Und geschah das fast unversehens; denn mir schlug, wenn ich neben der reinen Maid hinschritt, fortwährend das Gewissen und dacht' ich, daß ich ihrer nicht würdig wäre, nach dem sinnlosen Leben, das ich auf Renggerswyl geführet. Und saß ich heut' Abend neben ihr auf dem Werd draußen und schaute lange schweigend in den Zusammenstoß der Thur und des Nekker nieder und verfolgte mit meinen Blicken die verbundenen Wellen der beiden Flüsse. Sprach

dann endlich bewegten Herzens und unsicherer Stimme: Ach, wie dieses Bild der Vereinigung an mein Gemüte spricht, holde Herrin! Schaut die beiden Flüsse; sie entspringen weit aus einander und dennoch suchen und finden sie sich durch Gottes Leitung, um fürder ungetrennt fortzuwallen an ihr fernes Ziel! — Ja, dem ist so, erwiederte die Gräfin mit heiligem Erröthen; auch ist mir, als blüheten an den Ufern die Blumen schöner und als grünete das Buschwerk dichter und lustiger und als sängen die Vögelein heller von dem Orte der Vereinigung an abwärts! — Und mir ist, fuhr ich fort, da sie — fast erschrocken über ihre eigenen Worte — schwieg, als sprächen die rauschenden Wellen zu uns: Thut ebenso! Thut ebenso! — Antwortete hierauf die Herrin, indem sie die großen, klaren Augen ernsthaft zu mir aufschlug: Ob die Wellen so reden, weiß ich nicht; das aber ist mir wohlbekannt, daß ich hier als Gast auf Toggenburgischem Grund und Boden sitze und es sich für die Tochter des Grafen von Montfort nicht ziemen will, an solcher Stelle solche Mahnungen zu verstehen! — Und warum denn nicht? rief ich, ihre Hand erfassend; bedarf es doch blos eines Wortes aus euerm Munde, dies Alles und mich selber zu euerm Eigen zu machen. Ob ich euch mein Gemüt auf Montfort oder hier öffne — gilt das denn nicht gleich? Im Reich der Königin Minne gibt es kein Montfort und kein Toggenburg, da gibt es nur warmschlagende Herzen und gleichgestimmte treue Seelen! — — Und da ich also gesprochen, fühlt' ich den linden, leisen Druck ihrer Hand, die in der meinigen lag, und sah ihre Augen feucht von glänzenden Thränen und vernahm das Wort, das mich mit Seligkeit durchströmte: Ja, Jungkher! ich liebe euch und mag ich's nicht bergen, ob ich auch wollte. Dessen aber möget ihr dennoch sicher sein, daß ich nicht anher gekommen bin, euch das zu zeigen, noch minder zu sagen. Euer Vater, der uns am Hofe zu St. Gallen traf, sagte: ihr seiet abwesend und werdet es wohl noch eine Weile bleiben. — Gott und seinen Engeln sei's gedankt, daß ich Renggerswyl verließ! rief ich, meinen Arm um ihre Gestalt legend. Und offenbart' ich ihr nun in einfältiger Wahrheit Alles, was auf des Bruders Burg sich begeben, beifügend, daß in diesem offenen Vertrauen, das jegliche Heimlichkeit entferne, die beste Gewähr liege für meine minnigliche Verehrung zu ihr, der ich vor Gottes Angesicht Treu gelobe von Ewigkeit zu Ewigkeit! Alsdann beschrieb ich ihr den Kummer meiner gräflichen Eltern ob der Ehe meines Bruders und ihre Angst: ich möchte dem Beispiele Diethelms folgen und dessen wälsche Schwägerin ehelichen; vergaß auch nicht, beizufügen, wie glücklich mein Vater und meine Mutter sein werden, wenn ich ihnen eine so liebliche und tugendsame Schnur zuführe. Item: mein Mund ward stets beredter, je unverhüllter ich mein Herz und meine Gedanken zeigen durfte. Und geschah es, daß, während ich also sprach, ich sie stets näher und näher an mich zog, bis endlich ihr lieb unschuldig Antlitz an meiner hochklopfenden Brust ruhete. Und war mir da, als höbe mich eine Wolke über die Welt empor und ward um mich und in mir Alles klingend und singend, duftend und farbensprühend — wahrlich, Antoni! so muß es den Engeln im Himmel sein! — Wir hätten wohl noch lange so gesessen; aber Hörnerschall und Pferdegetrappel störte uns auf aus unserm seligen Traum und sahen wir unsere beiden Väter mit ihrem Jagdgefolge vom jenseitigen Thurufer über die Furth heimkehren. Da standen wir auf, ebenfalls heimzukehren und ihre Gemüter, vor allen das hoffende Mutterherz, durch die Kunde unserer Vereinigung zu erfreuen."

Aber wo ist die Kürze, deren ich mich vorhin befleißen wollte? Je nun, das Alter macht geschwätzig, und wenn ich an jene Nachtstunde denke, in welcher mir mein junger Graf den Schrein seines Herzens öffnete, voll reichen, köstlichen Schmucks der Hoffnung, der Liebe und ächter Frommheit — wahrlich, dann öffnet sich auch mein Gemüt, sonst verschlossen und von finsterer Trauer umlagert — und heraus tritt das mannliche Bild des geliebten Friderich und seiner Auserwählten, heraus und vor meine Blicke treten die ehrwürdigen Gestalten des alten Grafen und der guten Gräfin, begleitet von dem biderben Herrn von Montfort mit den schönen schneeweißen Haaren und den milden, gütigen Zügen! — Und zu diesen noch andere Gestalten, die mir selber angehörten! —

Wo seid ihr hin? Wo seid ihr hin? Auf lauter kalte Grabsteine fällt mein nasser Blick. Ein Paar Häuflein Asche liegen darunter und diese Asche waret ihr, an denen heute noch mein altes, heimwehkrankes Herz hängt! Wie ein linder Luftzug wehet es aus dem Morgenlande meiner Jugendzeit herüber und trägt mir die Düfte des wallenden Grases, der Blumen und Baumblüten zu, die längst, wie jene Leiber, Moder geworden sind! Und kommt es mir je zuweilen vor, als sei ich blos im Kreis herumgeschritten und stehe wieder an der Pforte jenes Paradieses, von der ich ausging in ein wüstes Leben voll Blut und Gewaltthat, voll Haß und Rache! — Mir ist, ich höre die Stimme wieder meines gütigen jungen Herren; bekannte Laute tönen an mein Ohr, als kämen sie vom alten Grafen, von der würdigen Gräfin, von meinem ehrlichen Vater, von der sorglichen Salome, von meinem Lehrer und Freunde, dem weisen und gelehrten Athanasius Müller, von meinem Weib und meinem Sohne! — Auf eine goldig schimmernde Gegne voll rauschender Wälder und klingender Quellen, voll weihrauchathmender Wiesen und singender Vögel fällt mein träumender Blick und ich sehe sie — schwebenden Ganges, lächelnd=leuchtender Miene und angethan mit hellen, wallenden Gewändern — sie, die mein Gemüt mit treuer Liebe erquickten! — — —

Still, altes Herz! schließe dich wieder zu und hoffe, daß Alles wahr werden wird, wann du einst — gebrochen — die gefangene Lerche freigibst, damit sie auf= und heimwärts fliege!

Und war in der Grafschaft der Jubel groß, als die Verlobung des jungen Herren kundbar wurde; denn in dem Maße, wie Diethelm gescheut und gehaßt, ward Friderich von den leibeigenen Leuten geliebt und verehret. Alsbald nach der Verlobung entsandte der alte Graf einen reitenden Boten mit der schriftlichen Kunde gen Renggerswyl. Der Reisige aber brachte eine unwirrsche und ungattliche Antwort von dort nach Hause und konnte nicht genug berichten, mit was für Grimm das Schreiben von dem jungen Grafen Diethelm und dessen Frau sei aufgenommen worden. Der Graf habe das Perga=

ment in hundert Stücke zerrissen und mit den Füßen zerstampft und die Gräfin, nachdem sie den Inhalt vernommen, habe, mit den Zähnen knirschend, einen Strom wälscher Lästerungen ausgestoßen, sei dann weiß geworden, wie ein frischgewaschen Linnentuch und wäre wohl unmächtig zu Boden gefallen, wenn Herr Diethelm sie nicht unterstützt und auf das Lotterbett am Ofen gesetzt hätte. Mehr als die Kunde der Verlobung habe jedoch bei dem Ehpaare die beigefügte Anzeige eingeschlagen, daß Friderich mit den Herrschaften Wyl und Alttoggenburg belehnt worden sei — eine gar bescheidene Aussteuer gegenüber derjenigen, welche der ältere Bruder erhalten hatte. Und bestand nämlich die letztere in den Herrschaften Neutoggenburg, Thurthal, Neckerthal und der Herrschaft Utznach im Gaster. Item: sei der Titel: „Erbschleicher" und „Heuchler" das Mildeste gewesen, was Diethelm seinem guten Bruder aufgemutzt, für den es ja ein Geringes gewesen wäre, der Liebe seiner Eltern alle übrigen Güter und Ländereien abzulocken, wenn er Solches gewollt hätte. Ihrerseits habe die Gräfin das Unglück ihrer Schwester bejammert, welche von ihrem Schwager „schändlich hinter's Licht geführt worden sei." Solche Schmach fordere Blut.

Billiglich war der junge Graf Friderich höchlich empöret über derlei Zulagen und gedachte stracklichens gen Renggerswyl zu reiten, seinen Bruder und seine Schwägerin jener Schmähungen halber in Person zur Rede zu stellen. Ward aber hiervon von seinem tief bekümmerten Vater befehlweise zurückgehalten, als welcher ohne Zeitverlust selber zu seinem ältern Sohn reiten wolle, dem sein schandlich Reden und Wesen gebührend zu Gemüte zu führen, sowie auch dessen wälschem Weibe.

Und verritt der alte Graf noch selbigen Nachmittags, von einem einzigen Diener begleitet, und nahm er die Segenswünsche seiner Gemahlin mit, welcher der Zwiespalt der Brüder ein absonderlicher Gräuel war. Versprach auch der Graf morndrigen Abends zum Spätesten zurück zu sein, den edeln Gästen von Montfort zu gnaden, die übermorndest heimkehren wollten.

Aber der morndrige Tag verging und der übermorndrige kam, doch der alte Graf nicht und gerieth das ganze Haus in Bestürzung. Der junge Graf Friderich wollte sich nicht länger aufhalten lassen und begehrte gen Renggerswyl zu reiten, nach dem Vater zu schauen; widersagte ihm aber der von Montfort das ernstiglich und hielt derselbe dafür, daß es besser wäre, es ritte ein vertrauter Mann aus dem Gesinde verkleidet dorthin und legete sich auf schlaue Kundschaft. Und erbot sich Kunrat Schärer, der Falkner, Solches zu vollführen, was er um so ehender vermöge, da ihn auf Renggerswyl keine Seele kenne, sintemal er erst nach Herrn Diethelms Heirat und Abgang im Schlosse zu Lütisburg angestellet worden. War auch dieser Schärer ganz und gar der Mann dazu, eine solche Sendung auszurichten und vermummte sich derselbe in eine Kutte des Burgpfaffen und ritt in schnellem Trab, als ein stattlicher Predigermönch, aus dem Burgthor dem Thurgäuw zu.

Nicht zu beschreiben ist die Sehnsucht und Ungeduld, womit die Rückkehr des Ausgesandten auf der Lütisburg erwartet wurde. Alle, vom Kleinsten bis zum Größten, vom Vornehmsten bis zum Geringsten waren in leidvoller Unruh und fanden das Wandeln der Zeit ungebührlich langsam und schalten sogar unbedachter und unbilliger Weise auf den Schneckenritt des Sendlings. Niemand suchte zur Schlafenszeit das Lager; wie in der Herren=, so in der Gesindestube blieb Alles auf und beisammen, und wo man hinsah, stieß der Blick allenthalben auf weinende Augen und verstörte Gesichter.

Endlich, allbereits nach Mitternacht, stieß der Wächter in's Horn und im Hui eilete jedes menschliche Wesen, das die Burg hegte, in den Hof. Und siehe, an der Seite des vermeintlichen Dominikaners ritt der alte Graf durch's Thor herein, und war es bei'm vollen Mondschein gar wohl zu erkennen, daß eine trübe Wolke auf des Herren Stirne lag; auch erschien sein Antlitz über die Maßen bleich und verkümmert. Wies aber der edle Graf all' den heftigen Fragensturm schweigend und mit der Hand abwehrend von sich, umhalsete ganz still seine Gemahlin und seinen Sohn, schüttelte desgleichen, ohn' ein Wort zu sagen, die Hand des Montforters und streichelte mit einem traurigen Lächeln die Wange der künftigen Schwiegertochter. Alsdann schritt er hastig der Thüre zu und winkte den Seinen, nachzukommen; aber auf der Schwelle noch wandt' er sich um, hub gegen den Schärer gebietend den Dräufinger auf, den er dann auf den Mund legte; und wußten wir nun Alle, daß dem Falkner das Reden verboten sei und das Gesinde für jetzt nicht erfahren dürfe, was sich mit dem Grafen auf Renggerswyl begeben.

Erfuhr es aber doch noch bevor der Morgen tagete. Trat nämlich der junge Graf in meine Kemmat, da ich schon eine gute Weil schlief, rüttelte mich wach, und wie ich auffuhr, erblick' ich den guten Friderich, bleich wie ein erster Schnee, und sprach derselbe mit bebender Stimme:

„Antoni, wie magst du schlafen, wenn das Entsetzen durch dieses Schloß geht? Denke, Antoni! mein sündhafter Bruder hielt den lieben Vater zu Renggerswyl gefangen und wollt' ihn nicht frei lassen, er nehme denn die an mich beschehene Schenkung der Herrschaften Alttoggenburg und Wyl wieder an sich, selbige auf ihn zu übertragen! Mit trüglicher Lieb' empfing er ihn, um ihm nach dem Nachtessen einen Kerker als Schlafkammer anzuweisen. Als der Schärer im Schlosse seine Einkehr nahm, war der Absolon mit seinem Weib und dem größern Theil der Schloßknechte lustig auf's Jagen geritten, und leicht brachte der vermeintliche Pater aus dem Stallbuben heraus, was der Schändliche wider seinen leiblichen Vater vorgenommen. Und zauderte da der wackere Schärer nicht, sondern stieg stracks in die Burgstube hinauf, wo er die wälsche Muhme traf und den von Lommis, der sie für mein Abschwenken entschädigte. Der Herr von Lommis aber — wie leicht er sonst sein mag — ist daneben ein ächt ritterlich Gemüt; und wandte der vermeintliche Mönch sich an ihn, berichtend: der alte Graf von Toggenburg werde hier durch seinen unnatürlichen Sohn im Gewahrsam gehalten und des Himmels Gericht und der Kirche Fluch werde über diese Burg, ihren Inhaber und alle hereinbrechen, die zu ihm hielten, so das Vergehen nicht sofort durch Freigebung des ehrwürdigen und erlauchten Grafen gesühnt werde. Und ward der von Lommis bleich vor Entsetzen ob dieser Kunde und fragte die Neuenburgerin in wälscher Sprache:

ob dem wirklich also sei? Nickte hierauf das leichtfertige Geschöpf lachend mit dem Kopf, worauf der von Lommis ihr einen seltsamen Blick zuwarf, sich dann an den Schärer wandte und sprach: „Mönchlein, ich bitte dich, bleibe hier, bis der Burgherr heimkommt, was nicht mehr allzulang anstehen wird. Der hocheble Graf muß frei werden, so wahr ich ein ehrlicher Kämpe bin und ein Schwert an der Seite und einen Handschuh bei mir trage!" —

Und setzte sich hierauf der Schärer abseits in einen Winkel und sah mit Behagen, wie die wälsche Dirne umsonst sich mühete, den trotzigen Ernst zu verscheuchen, der als eine dunkele Wetterwolke sich auf die Stirn des Ritters gelagert hatte. Und mochte der Schärer, obwohl der wälschen Sprache lützel kundig, doch gar wohl verstehen, wie sie endlich dem Ritter die Gefangennehmung des alten Grafen erzählte und, sich selber zu entlasten, ihren Schwager in den schwärzesten Farben schilderte. Nicht über lang ritt dieser mit seiner Frau und seinem Jagdgefolge in den Hof, trat bald danach in die Stube und war nicht wenig verwundert, als der von Lommis ihm die zum Gruße dargestreckte Rechte finster zurückschürgte, sprechend: „Herr, vor Allem gebt euern ehrwürdigen Vater frei; ich mag diese Hand nicht drücken, die sich so schwer wider Gott und die Natur versündiget!" — Und kann der Schärer nicht genug erzählen, wie fahl und schlotternd der Diethelm auf diese biderbe Ansprache dagestanden, und wie er vollends einen Stuhl habe suchen müssen, als der vermeintliche Predigermönch sich aus dem Winkel bei'm Ofen erhoben und ihm den Fluch der Kirche, den Abscheu der Welt und die Fehde des gesammten umliegenden Adels angekündet, falls er den Vater nicht alsogleich aus der Haft entlasse. Endlich, erzählte der Schärer weiter, habe der Diethelm sich wieder in Etwas ermannet und geantwortet: dem sei gar nicht also, daß er seinen Vater ernstlich gefangen halte und sei vielmehr dessen gezwungen Hierbleiben eitel Wohlmeinen und fröhlicher Schimpf gewesen, sintemal der Herr Vater seinen inständigen Bitten, noch etliche Tage auf Renggerswyl zuzubringen, nicht gutwillig habe Gehör schenken wollen. — Und ging nun der Diethelm, den Vater selber zu holen und wollt' er auch diesem den Bären aufbinden, als hab' er ihn aus lauter Liebe festgehalten, bat ihn alsgleich drungendlich im Beisein von Lommis und des fahrenden Mönchs nichts Anderes zu reden und auch sonst überall und allenthalben dieselbe Aussage oder vielmehr dasselbe Mährlein zu bestäten und zu verbreiten. Antwortet aber der Vater: er sei Lügens ungewohnt und Alles, was er versprechen möge, sei: dem von Lommis nicht Rede zu stehen; allein da die Gedanken zollfrei, werde wohl auch der von Lommis dieselben auf Reisen schicken — Alles mit Mehrerm. Item: kam der gute Vater in die Burgstube zurück und traf und erkannte allda den treuen Schärer, der ihm heimlich zuwinkte. Auch schritt der von Lommis mit tiefer Verneigung auf ihn zu mit den Worten: „So ihr meiner Dienste bedürfet, edeler Graf! möget ihr nur befehlen; und hab' ich bisanher immer geglaubt, ein guter Vater möge nirgend besser und sicherer aufgehoben sein, denn bei seinem Sohne, so bin ich heute meinend worden, daß dem leider nicht immer dergestalten sei! Antwortet der Vater hierauf nicht anders, denn mit schuldigen Dankesworten, beifügend: daß ihm sonder Zweifel der Schutz des ehrwürdigen Mönches genüge, in dessen Gesellschaft er heim zu reiten gedenke. Zudem habe er noch einen Diener allda und ersuche seinen Sohn, demselben zu gebieten, daß er ohne Verzug die Rosse zur Heimfahrt rüste. Ward aber der Diener, welchen man dem Scheine nach im ganzen Schloß und der nächstbelegenen Umgegne suchte, nicht gefunden; und ist derselbe von je und je ein Kalfakter und heimlicher Schalk gewesen, so daß es mich nicht wundert, wenn er, was sicherlich geschehen, mit dem Diethelm gemeinsame Sache gemacht hat. Item: ward die Abreise dennoch eilends bewerkstelliget und war es zum Erstaunen, wie der vermeintliche Priester so handelich mit den Rossen umzuspringen, sie zu striegeln und zu bürsten, zu zäumen und zu rüsten wußte. Ging auch das gnaden schnell vorüber und versäumete sich der Vater nicht dabei, sintemal der Boden ihm glühete unter den Füßen. Und ließ sich die wälsche Schnur, auf deren Anstiften zweifelsohne der arge Streich geschehen war, nun gar nicht mehr blicken; die hatte sich, sammt ihrer Schwester, gleich von Anfang an, in ihre Kemmat zurückgezogen. Und so kam denn der Vater — Dank der muthigen List des Schärers und der mannhaften Ritterlichkeit des Edeln von Lommis, — glücklich in's Freie und heim.

Solches erzählte mir der gute Friderich und war unsaglich erbittert über den unnatürlichen Sohn, seinen Bruder, und über die wälsche Brut auf Renggerswyl. Hatte auch im ersten Eifer den Diethelm in Person zur Rede stellen wollen, was ihm aber, wie er mir nachträglich berichtete, der Vater des Ernstlichen untersagte.

Aber in den Tagen der Lust und Freude, die nun kamen, tauchte allmälig die bittere Erinnerung an den argen Streich zu Renggerswyl unter; mit demselben wurden auch die vergessen, so ihn gespielt hatten. Und ward Friderichs Hochzeit und Beilager mit der von Montfort gefeiert, ohne daß der Bruder, noch die Schwägerin dazu geladen wurden. Und mag ich hier der Ritterspiele, des Tanzens und Bankettirens nicht gedenken, so während einer vollen Woche die sonst so stille Lütisburg in einen Tummelplatz lauten Juheiens verwandelten. Genug sei, zu wissen, daß das junge Ehepaar, begleitet vom Segen der würdigen Eltern, vergnügt, ja selig auf die alte Stammburg zog, die unfern des Hörnliberges und fast gegenüber dem Stifte Fischingen belegen ist, in dessen Kirche die heilige Mutter Ida begraben lieget. Ich aber zog mit in selbiges Schloß und machte mich mein junger Herr daselbst zum Burgvogt und verfuhr fortwährend mit mir viel eher als mit einem gleichgebornen Freund' und Gesellen, denn mit einem Diener.

Und verging den beiden jungen Eheleuten die Zeit, wie sie gläublich den Engeln im Paradiese vergehet: in stillem, minniglichem Glück und Heil. Wie oft dankete ich in meinem Herzen Gott, der es also gefüget und ahnete nicht, wie bald sich hier der Spruch erwahren sollte: Glück und Glas — wie bald bricht das! —

Es war im Herbst desselbigen Jahres, gerad' am heiligen Lukastage, als der Thurmwart gegen die Imbißzeit laut in's Horn stieß. Und stand ich gerad im Rittersaal, dessen Fenster nach Gähwyl schauen, von wannen die Straße aus dem Thurgäuw führt. Ich eilete hin, mir die ankommenden

Gäste zu beschauen und sah einen stattlichen Zug anher kommen, und erkannte bald die Farben von Toggenburg. Vermeinend, es sei der alte Graf und die Gräfin mit deren Gefolge, jubilirte mir das Herz im Leibe; aber bald ward das anders, als ich den Grafen Diethelm mit dessen Eheweib und Troß einreiten sah. Mir war gerad, als hätte mir Einer einen Schlag auf Kopf und Brust gegeben; ganz schwarz ward mir vor den Augen und wollte ich gar nicht glauben, was dieselben gesehen. Eilete aber, wie meines Amtes, hinunter in den Hof, die Angekommenen zu empfangen. Und war mir Herr Friderich zuvorgekommen, fand ihn auch schon mit dem Bruder und der Schwägerin sprechend und sah, wie die wälsche Schlange den Schwager gar traulich umschlungen hielt und hörte, wie der Diethelm sagte: „Erschrick nicht, lieber Bruder; wir kommen mit freundlichem und versöhnlichem Herzen. Ich sah den Riß zwischen uns stets weiter und weiter klaffen und entschloß mich, selbigen zu überspringen, dieweil es noch an der Zeit. Doch ist hier nicht der Ort, von unserm Zwist zu reden. Führ uns hinauf und laß uns dein lieb Weib und deinen neuen Haushalt sehen!"

Das Herz des guten Friderich war durch dieses unvermuthete Kommen und durch diese liebreiche Rede fast alsogleich im Sturm erobert. Er führte seine Gäste in die Burgstube und trug mir im Fürbaßgehen auf, bestens für das Gefolge zu sorgen. Und mag ich nicht sagen, mit welch' beschwertem Herzen ich diesmal die Pflichten der Gastfreundlichkeit besorgte. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß diese bösen Menschen in guter Absicht hierher gekommen seien und besorgte ernstlich, daß die übergroße Gutmütigkeit und Arglosigkeit meines Herrn und seiner Gemahlin den erstern in irgend eine Falle locken möchte. Und macht' ich mir darum in der Stube Manches zu schaffen und horchte fleißig auf Alles und Jedes, was allda gesprochen ward. Mocht' auch unschwer vermerken, wie es schon innerhalb weniger Stunden den beiden glatten Zungen gelungen war, den gerechten Groll meiner lieben Herrschaft hinweg zu lecken und ward ich deshalb fast ungeduldig über die Schwachheit ihres Gemütes, wie sehr mir dasselbe sonst in dem meinigen wohl gethan.

Item: so blieben die Renggerswyler da bis den morndrigen Nachmittag und war alle Herrlichkeit zwischen den beiden Ehpaaren, also daß es erfreulich zu schauen und zu hören gewesen wäre, wenn man an den treuen Sinn des wälschen Weibes und ihres Gemahls hätte glauben dürfen. Der letztere erschien wie ein gewendeter Handschuh und that so lieb und gut und mild, so reumüthig und zerknirscht ob der am Vater begangenen Unthat, daß er auch mein Gemüt gefangen hätte, wenn ich minder aufgemerkt, minder das zeitweilige, schnelle Augenspiel des Ehpaares beachtet hätte. Die Wälsche hing sich meiner jungen Herrin wie eine Klette an und wußte so herzinnig und unschuldig mit ihr zu thun, daß das liebe Gotteskind ganz von ihr bestrickt und verzaubert ward.

Was meinen jungen Herrn anlangt, so fand ich denselben nach der Heimfahrt der Renggerswyler minder zutraulich und redselig denn sonst. Es war aber dies offenbar nicht eigentlich Mangel an Vertrauen, sondern eher eine seltsame Scheu vor meiner Einsprache wider sein Bündniß mit dem Bruder. Einesmals, als ich ihn auf dem Heimreiten vom Jagen darüber anstach und ihn neuerdings an die Geschichte vom Grafen von Rapperswyl und dessen Burgvogt mahnte, entgegnete er mir gar ernsthaft: „Ja, Antoni! Jetzt hab' ich's auch, wie selbiger Graf: rede was du willst, nur nichts Böses von meinem Bruder, denn mich beglückt der Glaube an seine brüderliche Lieb' und Huld und an seine Umkehr auf den Weg der Frommheit und Biederkeit! Ich weiß Alles, was du mir sagen willst; aber es bleibt dabei: ich will Nichts hören!" — Und gab hierauf der junge Ritter seinem Roß die Sporen und jagte mir voran, als ob er meinen Vorstellungen entweichen wollte. Ich aber ritt seufzend hintendrein und meine Kümmerniß war größer, je mehr ich sah, wie wohl es dem Diethelm und seiner Frau gelungen, meine Herrschaft zu umgarnen.

So naheten die Festtage der heiligen Weihnachten heran und war in selbem Jahr ein überaus strenger Winter. Da befahl am Vorabend mein junger Herr, daß man ihm sein Pferd rüste. Und gedacht' ich, er wolle gen Lütisburg zu seinen Eltern reiten, sprach darum beifällig zu ihm: „das wird eine große Freude sein bei Vater und Mutter!" worauf der junge Graf mir antwortet: „er gedenke erst um Neujahr gen Lütisburg zu reiten; diesmal gelte der Ritt seinem Bruder Diethelm, bei dem er die Feiertage zuzubringen denke."

Da übernahm mich ein rechter Schauder und fragte ich: wer ihn denn gen Renggerswyl begleite? — „Niemand," erwiederte er; „ich habe meinem Bruder versprochen, unbegleitet auf seine Burg zu kommen, zum Zeichen, daß jeglicher Argwohn und jegliche Erinnerung an das, was dort dem Vater widerfahren, aus meiner Seele geschwunden sei."

„Um Gott, thut das nicht!" rief ich und mußte mich an der Tischecke halten, denn mir begann geschmuecht zu werden ob diesem ringsinnigen Vertrauen: „Bleibt hier! Bleibt hier! Euer wartet sicherlich auf Renggerswyl nichts Gutes!"

Doch statt daß mein Zureden gefruchtet hätte, zog der junge Graf finster die Augenbrauen zusammen und sprach strenge, wie sonst nie: „Warte du deines Amtes, Antoni, und widersetze dich nicht dem Beginnen deines Herren!"

Aber ich ließ mich nicht abschrecken; vielmehr fiel ich ihm zu Füßen und flehte ihn um Gott und aller Heiligen willen, mich in's tiefste Loch der Burg werfen, dagegen aber die Fahrt gen Renggerswyl ungethan zu lassen. Ich erinnerte ihn an Vater und Mutter, die sicherlich, wenn sie um sein Vorhaben wüßten, Alles anwenden würden, selbiges zu vereiteln — und wandt' ich mich, als auch diese Mahnung vergeblich war, noch an die junge Gräfin, sie heftiglich anflehend, meine Abwehr zu unterstützen. Aber die junge Frau lächelte meiner Furcht und Angst und meinte: mir sei nicht so ganz recht urchen im Kopf; ich habe diesen Morgen wohl dem neuen Wartwein im Kloster überschwenglich zugesprochen — sonst könnt' ich nicht meinen, daß der reumüthige Diethelm und die liebliche Schwägerin Böses wider ihren Gemahl im Schilde führten, zumal in der heiligen Zeit. — Und übernahm mich, allem Jammer zum Trotz, fast ein Lachen ob dieser frommen Einfalt; denn vor meiner Seele stand das Bild

der wälschen Buhlerin und ihres ruchlosen Gatten, welche weder Gott, noch die Mutter Gottes — geschweige denn die heilige Zeit, achten. Das mußt' ich nun fast wider Willen heraussagen, und strömte darauf dem jungen Grafen das Blut noch reichlicher in's Gesicht, gebot mir auch derselbe fast schnauzig: mein vorlautes Maul zu halten und die Stube zu verlassen.

Da erhob ich mich vom Boden, auf dem ich noch immer gekniet, und sprach mit scharfer, furchtloser Stimme:

„Ich habe meine Pflicht gethan, als euer treuer Diener, edler Graf! Euere Eltern haben mir auf die Seele gebunden, der treue Wächter euers Heils zu sein und ihr habet mir oft die Versicherung gegeben, daß ihr in mir mehr einen Freund, denn einen Diener schautet. Dennoch hab' ich's meines Wissens nie an Unterwürfigkeit fehlen lassen, habe nie vorlaut gedahlt, nie euch, Herr! unverschämt zugesetzt; und obwohl wir zusammen in den Bubenschuhen herumgelaufen und Spielgesellen gewesen sind, hab' ich doch hernach in Demuth euer Roß gezäumt und euern Schild getragen. Ich bin von Herzen euer Diener, edler Herr, nicht aus knechtisch-feigem Gehorsam und eben diese Liebe zu euch und diese treue Ergebenheit drängen mich, euch den Ritt zu euerm Bruder abzurathen. Aber wenn ihr einmal unentwegbar entschlossen seid, gen Renggerswyl zu reiten: so nehmt mich mindestens mit. Laßt mich den gestern geschossenen Rehbock hinten auf's Roß nehmen und diese freundliche Weihnachtsgabe mag ein vollgültiger Vorwand meines Erscheinens sein. O Herr, ich flehe d'rum, als um die höchste Gunst, die ihr mir zu gewähren vermöget!"

Und schien der junge Graf erschüttert und gerührt durch meine Ansprache — also, daß er sich abwandte und mir also abgewandt die Hand drückte. Die junge Gräfin aber strebte nun, seltsam ergriffen, selber ihren Gemahl zurück zu halten, oder ihn doch mindestens zu überreden, mich mitzunehmen, was ihr endlich auch gelang.

Demnach ritten wir — ich den todten Rehbock hinter'm Sattel — der Murg nach und Wengi und Renggerswyl zu. Und mag ich den Jubel nicht beschreiben, den das Einreiten meines Herren in den Schloßhof erregte. Flüsterte mir auch der gute junge Herr in's Ohr: „Was meinst du, Antoni? Ist das nicht ächte, lautere Geschwisterfreude? Sahst du nicht die Augen meines Bruders leuchten und die meiner Schwägerin Thränen vergießen?" — Worauf ich antwortete:

„O mein Herr Friderich! Gebe Gott, daß ihr euch nicht trüget! Die Augen des Wolfes leuchten auch freudig, wenn er seiner Beute gewiß ist; und ein scheußlich Thier, das fern in den tiefen Strömen des Morgenlandes lebt und den Badenden im dicken Geröhricht auflauert, soll ja, wie euere Schwägerin, auch Thränen vergießen, bevor es seinen Raub verschlingt! O sehet euch vor, mein edeler Herr!"

Auf dieses hin wandte Herr Friderich unwillig sein Antlitz von mir ab und sah ich nun seufzend zu, wie sie ihn zur Tafel zogen, die mit ausgesuchten Speisen und Weinen überstellt war. Und blieb mir nichts Anderes übrig, als die Stube zu verlassen, sintemal der, an welchem mein treu Gemüte hing, meiner Dienste in keinerlei Weise begehrte.

Und verfügte ich mich hinunter in die Dienstenstube, allwo ich den Tisch ebenfalls gedeckt und reichlich mit leckern Bissen besetzt fand. Saß da unter dem Gesinde ein Strolch, den ich früher auf Renggerswyl nicht gesehen. Derselbe hatte eine lange, dünne Nase, einen Mund ohne Lippen, Backenbeine wie zwei Hörneransätze und Spitzbart und Haare von einer schmutzigen Mistfarbe. Die Augäpfel wälzten sich fort und fort in ihren Höhlen und standen sie einmal für einen Hui still, so lugte die Hölle sammt dem Teufel und des Teufels Großmutter aus denselben heraus. Der Valant war mager, aber groß und starkknochig und um den Spalt, der sein Maul vorstellen sollte, zuckte unaufhörlich ein hähmisch Grinsen. Dabei war er aus der Maßen anläßig und zutäppisch, machte mir sogleich oberhalb an seiner Seite Platz, wie ich eintrat und zeigte sich eifrig geneigt, mir zu Diensten zu sein. Und fühlt' ich von Anfang an einen gar mächtigen und seltsamen Widerwillen gegen diesen Menschen und war mir, als klebe an dessen langen, knochigen Fingern Blut; und obgleich seine Wat (Kleidung) fein und fast ritterlich war, schlotterte sie doch an seinem magern, aber handvesten Knochenleib, als ob sie gestohlen wäre. Konnt' ich auch der Speisen, die er mir beflissen darreichte, kaum genießen, also groß war mein Eckel vor dem unheimlichen Gesellen. Und mocht' er das an all' meinem Gebaren gar wohl merken, that aber nicht dergleichen, wurde vielmehr nur um so zuthulicher, füllte mir gar handtlich den Becher und erzählte mir in verrenktem Deutsch: er sei ein Neuenburger, edeln Geschlechtes und dem gräflichen Hause in alten Treuen zugethan. Und habe die junge Gräfin von Toggenburg, seines Herren Tochter, ihn anher beschieden, damit er, der Falkenbeize kundig, den jungen Falkner des Grafen Diethelm in dieser Kunst unterrichte. Trank mir dabei fleißig zu und begehrte nun auch seinerseits Berichte über mich und meinen Herren zu vernehmen. Da erfaßte mich eine gierige Lust, meinen jungen Herren, dessen Tugenden und den Reichthum seines Hauses gewaltiglich zu erheben, und that ich das fast zum Trotz, damit das wälsche Grafenthum herunter zu setzen, denn ich wohl wußte, daß der Herr von Wälsch-Neuenburg auf schwachen Beinen stand und mit irdischem Gut nicht so gar, dagegen mit Kindern über und über gesegnet war. Aber mein Tischgesell ließ sich das nicht anfechten, sondern fuhr fort, sich mit großem Eifer nach Allem zu erkundigen, was meinen Herren anging. Und gab er vor, in Neuenburg von der heimgekehrten jungen Gräfin vernommen zu haben: wie daß der junge Graf Friderich schwacher Gesundheit und namentlich gar bedenklich an Schlaflosigkeit leide; worin ich ihm kecklich und mit gutem Gewissen widersprach, behauptend: mein Herr sei so gesund, wie ein Rheinegli und habe einen so festen und ruhigen Schlaf, wie nur irgend Jemand, der sich eines guten Gewissens erfreue. Hierauf grinsete der Wälsche gräulicher denn je, und ward mir sein Grinsen und Schwätzen also widerwärtig, daß ich mich vom Tisch erhob unter dem Vorwande, mein Roß sei nahe daran dämpfig zu werden und wolle ich in den Stall und nachsehen, was es mache.

Und that ich auch, wie ich gesagt, eilete dann aber hinauf in die Herrenstube, um als ein guter Diener zu fragen: ob mein Graf hienacht noch meiner Dienste bedürfe? Im Grunde meines Herzens aber begehrte ich ein wenig zu kundschaften. Vor der Thüre horchte ich, und da ich ein laut und

fröhlich Geträtsch und Gelächter vernahm, that ich dieselbe gar leise und vorsichtig auf und barg mich zunächst derselben hinter dem Gießfaßwinkel, von wo ich, in der Dünkle stehend, recht gut schauen konnte, was sich am Tische begab. Und sah ich, wie die beiden Brüder sich inniglich umschlungen hielten und wie die Frau des ältern meinem jungen Herren, der schon vom Weine erhitzt war, einen vollen Becher kredenzte, sprechend:

„Trinkt, lieber Schwager! Es ist Wein aus meinem Vaterlande, gewachsen in unserer Meierei Cortaillod am schönen See von Neuenburg. Kein Burgunder ist besser; trinkt! — Es gilt euerer lieben Frau und dem Erben euerer Liebe und euerer Güter, den sie unter'm Herzen trägt!"

Und leerte Herr Friderich den perlenden Becher wohlgemuth, und leerte ihn aber- und abermal; denn ein Trinkspruch jagte den andern und war das Lebehoch auf geschwisterliche Lieb' und Treue nicht der letzte. All' das nahm das arglose Blut für baare Münze, darum glänzten auch seine Augen seliglich und bat er im Uebermaß der Lust und Liebe seinen Bruder und seine Schwägerin im Voraus zu Gevatter. Da sah ich dann, wie die Blicke des Diethelm denen seiner Frau also tückisch begegneten, daß ich darob in meinem Winkel zusammenschauderte. Allein das Grinsen Beider dauerte nicht länger, denn ein Blitzstral, der über blauen Himmel fähret und stießen die drei Becher freudiglich zusammen, achtete auch mein armer Herr des schrillen Klanges nicht, den sie von sich gaben.

Endlich, nachdem die Fröhlichkeit ein wenig erstillet war, trat ich, als ob ich so eben hereingekommen wäre, an den Tisch vor meinen Herren, fragend: ob ich ihm diese Nacht noch in Etwas zu Diensten sein möchte. Und gewahrte ich gar wohl, wie mein einermaliges Erscheinen den Schloßherrn und dessen Frau übernahm und sie Beide merklich ertatterten und ergrimmten ob meiner ungelegenen Person. Und sagte mir dann Herr Friderich, daß er sich für diese Nacht meines Dienstes in allen Theilen müßigen und ich mein Lager suchen könne, wann es mir beliebe.

Auf dieses hin wollt' ich mich entfernen und hielt mich aber der Diethelm zurück, ließ mir vom Mundschenk einen Becher wälschen Weines reichen, hielt meiner Treu und meinem mannhaften Wesen eine gar erbauliche Lobrede und gebot dann die Gräfin der Zofen einer, die bei Tische aufwarteten, mir mein Schlafkämmerlein zu weisen. Und führte mich die schöne Maid (dieselbe, welche verwichenen Lansig zu mir in den Stall gekommen) durch zerschiedliche Gänge, trepp-auf, treppab, in ein gar heimelig entlegen Kämmerlein, setzte die Ampel auf den Tisch und ordnete noch dies und das an den Vorhängen und am Bett, und ward ich gar wohl inne, daß sie gerne noch verweilen wollte. Und wußt' ich nicht, wie ich dazu kam, ich umfaßte die zierliche Maid minniglich, fragend: ob sie mich nicht ein lützel gern habe? worauf sie mich mit ein Paar brennenden Augen anlugte und in ihrem halb wälschen, halb deutschen Gemeng antwortete: ich müsse das ja längst gemerkt haben, legte dann auch ihr schönes Haupt gar traulich an meine Brust und fühlte ich mein Blut süttigheiß durch die Adern rinnen. Blieb aber dennoch standhaft bei meinem Vorsatz, sie auszuforschen; fuhr also fort, sie schmiegsam und zutraulich zu machen, was mir auch ganz und gar gelang, nachdem ich einige süße Worte von „Hochzeit" und „künftiger Hausfrau" hatte fallen lassen. Und erzählte sie mir jetzt, wie der lange Wälsche, den ich in der Gesindestube gesehen, ein verschriener Unflat und Mordhund sei, der dem Neuenburgergrafen schon manchen blutigen Dienst geleistet und müsse jedenfalls eine absonderliche Ursache sein, weshalb man ihn hierher beschieden. Absonderlich aber sei ihr aufgefallen, wie vertraulich der Graf und die Gräfin mit dem Strolchen verkehrten. So habe sich, als sie diesen Morgen in der untern Erggelkammer das Lager des erwarteten gräflichen Gastes zugerichtet, auf einmal die verborgene Täfelthüre geöffnet, welche eine Geheimtreppe verschließe, die in die Schlafkemmat des Grafen hinunterführe, und sei der Graf, die Gräfin und hinter ihnen der Wälsche hereingetreten. Als aber das gräfliche Ehepaar ihrer, der Schaffnerin, ansichtig geworden, seien Beide erblasset und habe die Gräfin fast höhn sie von dannen gehen heißen und ihr ernstliche Vorwürfe gemacht, daß sie sich hier zur Unzeit betreten lasse, da sie ja zuvor Anderes zu thun gehabt. Und sei das allerdingen wahr, habe aber ihr unsäumig Thun blos und allein in der Freude über die Hoffnung gelegen, daß ich, Antoni Locher, meinen Herren hieher begleiten werde. Des Fernern beschrieb mir die minneselige Maid, auf mein sonderlich Verlangen, genau des Ortes Gelegenheit und schien fast übel zufrieden, als ich sie bald hernach unter dem Vorwand übergroßer Schlaftrunkenheit, blos mit ein Paar Küssen entließ. Flehte mich auch bei'm Fortgehen unter Anrufung der höchsten Namen an, ihr Vertrauen nicht zu mißbrauchen und als ein biderber Mann reinen Mund zu halten. Das versprach ich ihr denn auch — und mögen mir Gott und die lieben Heiligen verzeihen, daß ich inwährend des Versprechens an nichts Anderes dachte, denn dasselbe zu brechen. Denn ich war gewiß, daß es die Freiheit, wo nicht das Leben meines lieben Herren gelte; in Gedanken verglich ich das Wesen und Reden des Wälschen und wie er mir die Würmer aus der Nase gezogen, mit dem, was mir die Zofe geoffenbart, und konnt' ich da leichtlich merken, daß hier ein böser Plan geschmiedet ward, der gläublich schon diese Nacht zur Ausführung kommen sollte.

Und war da mein Entschluß bald gefaßt. Leise, daß mich keine Seele hören konnte, schlich ich mich in die Kammer meines Herren und barg mich unter dessen Schlafstatt, festen Vorsatzes, sein Kommen abzuwarten, ihn zu warnen und zu bewegen, das gräuliche Schloß noch in selber Nacht zu verlassen.

Nicht überlang so trat Herr Friderich herein und leuchtete ihm mit eigener Hand sein teuflischer Bruder. Und war mein Herr unmaßen lustig in Folge des reichlich getrunkenen Weines; herzte und küßte den Diethelm bei dessen Fortgehen und wünschte dieser ihm einen segensreichen Schlaf unter der Obhut der lieben Heiligen.

Als ich dann merkte, daß das Feld rein war, kroch ich, derweil die Ampel noch brannte, unter der Bettstadt hervor und war der junge Graf nicht lützel erstaunt, mich also hervorkriechen zu sehen. Und fragte er mich dann, als ich mich erhoben und auf die Beine gestellet, mit tönendem Gelächter: was ich da schaffe und ob ich Mäuse gefangen unter seinem Lager?

Ich aber legte mahnend den Finger auf die Lippen und entgegnete: „Ja, wenn's nur Mäuse wären, die euch verfolgen, mein edler Graf und Gönner — ich wäre geruhig in meinem Bette gelegen; aber Schwereres dräuet euch in diesem unseligen Hause. Höret mich gnädig an, lieber Herr und vernehmt, was ich euch von euerm Bruder und euerer Schwägerin zu sagen habe!"

Da färbte ein gäher Zorn das ohnehin geröthete Antlitz meines jungen Grafen mit noch höherm Roth und gebot er mir mit rauher und strenger Stimme, die Kemmat alsogleich zu verlassen und mein Lager zu suchen: ich sei ein krächzender Rabe, der seinen Mißton in die schönste Melodei hineinschreie. Vergeblich strebt' ich mir Gehör zu verschaffen; mein Herr ward immer hitziger und zorniger und erhub seine Stimme dabei in solchem Maße, daß ich mich keineswegs wunderte, als Herr Diethelm abermal hereintrat, fragend, was da für ein Buhurt sei, oder ob dem lieben Gaste etwas Unziemliches zugestoßen? Und sah ich gar wohl, wie sich seine Brauen zusammenzogen, da er mich gewahrte; verstellte sich aber sogleich wieder und sprach mit dem Anschein sorgloser Heiterkeit: er habe mich schon längst in den Federn gewähnt, allein gläublich seien mir selber Federn gewachsen, weil ich so unvermuthet ausgeflogen. Und drängte mich's, ihm zu sagen: „Wollte Gott, auch meinem Herren wären Federn gewachsen: so möchten wir alsbald Beide ausfliegen!" — verdrückte jedoch diese Antwort aus anerborenem Respekt und bekümmert mich's noch heute, daß ich's that, sintemal es dann vielleicht zu Erörterungen gekommen wäre, die meinem Herren eine leuchtende Kerze aufgesteckt hätten.

Item: so mußt ich mit schwerem und ingrimmigen Herzen die Kammer meines guten Friderich verlassen und reichte mir dieser noch seine rechte Hand zum Gutnacht, gütlich beifügend: „Du bist ein treuer Diener, Antoni; aber auch die Treue kann verleiden, wenn sie überlästig wird! Geh, schlaf' deinen Rausch aus und denk', daß Morgen Weinachten, der Tag desjenigen ist, der die Versöhnung zur Welt brachte!"

Und mocht' es eine Viertelstunde nach Mitternacht sein, da ich in meinen Schlafgadem zurückkam. Aber es tollete mich nicht lange dort. Mich trieb's wieder vor die Kammer meines Herrn, und da ich denselben merklich schnarchen hörte, wollt' ich die Thüre öffnen, fand aber dieselbe zu meinem Jammer inwendig verriegelt. Und legt' ich mich da nieder auf den Boden, machte die Schwelle zu meinem Pfulmen und gedachte also wachend und horchend die Nacht hinzubringen. Doch schon nach einer kleinen Weile war mir, ich vernehme drinnen ein leises Geräusch. Ich drängte mein Ohr hart an die Thür und glaubte drinnen leise Fußtritte zu vernehmen. Und klopfte mein Herz, als wollt' es aus dem Leibe heraus; das wallende Blut verhielt mir den Odem. Jetzt ward es wieder still drinnen, aber nur einen Augenblick. Dann aber



vernahm ich plötzlich einen dumpfen, gräulichen Ton — einen Ton, wie wenn ein scharfer Stahl in klaffendes Fleisch fährt — darauf einen Schrei, o einen Schrei, der mir durch Leib und Seele ging! „Diethelm! Diethelm! zu Hilf!" schrie die ersterbende Stimme meines Herren. Und vernahm ich darauf einen zweiten Stoß und ein leis und hämisch Gelächter mit den Worten: „Criez maintenant!" — Dann ein Röcheln, ein entsetzlich Röcheln! — — Ich war aufgesprungen; aber die Beine wankten und schwankten unter mir; vor meinen Augen flirrte und blitzte es — ich zerrte, rüttelte und schüttelte an der Thürfalle; aber das war ein schwach Beginnen wider das schwere Eisenschloß einer dicken, eichenen Thüre! — Ich wollte rufen, aber die Stimme versagte mir unter der Wucht des Grauens und des Jammers; — mir wurde geschmuecht; ich sank halt- und kraftlos zu Boden . . . . .

Und fühlt' ich mich da einermals von weichen Armen umwunden und flüsterte mir eine Stimme im gebrochenen Deutsch heftiglich in's Ohr: „Auf, gut Freund, auf! On cherche nach Dich! Komm, gut Freund, komm!" — Das lupfte mich vom Boden, bälder, denn es der schwache Arm des guten Weibsbildes hätte zu thun vermögen. Und zog mich die redliche Wälsche, die ich vorher häßlich mißkannt, eilends in ihre unferne Kammer, verriegelte die Thüre und sprach leise und hastig: „Du mußt dich salvier', gut Freund, vîte! vîte!" — Solches sah ich nun wohl selber ein; aber wie fliehen, ohne erkannt zu werden? — Und rieth mir nun die Neuenburgerin (Gott möge mir verzeihen, daß ich vorhin das ganze wälsche Bad sammt dem Kinde ausleerte!), ein Gewand von ihr anzulegen und aus meinem Wammes und Zubehör ein Bündel zu machen; sie wolle mir alsdann das Ausfallspförtlein öffnen und mich in's Freie lassen. Auf meine Frage: ob ich denn durch jenes entlegene Pförtlein nicht in m e i n e r Wat das Freie gewinnen möchte? versetzte sie: das Schloß und dessen Umgegne sei voll bewaffneten Volkes und müsse dasselbe, wie sie den mörderischen Wälschen sagen gehört, unverweilt gen Wyl und alt Toggenburg ziehen, jene beiden Sitze des entleibten Grafen zu Handen zu nehmen.

Da ging mir ein neu und schrecklich Licht auf und ergriff mich eine Seelenangst für die unglückselige junge Gräfin und das Kind, so sie unter ihrem Herzen trug. Nahm darum den Vorschlag der Dirne, mich in ein Weibsbild umzurüsten, an und beeilte sich das gute Kind nach bestem Vermögen, ein Gewand von ihr meinem Leibe anzupassen, was freilich nur unvollkommen gelang, maßen ich merklich größer und dicker war, denn die zierliche Maid. Dann packte mir diese mein Wamms, meinen Kutz und übrigen Siebensachen in einen Deckelkorb, den sie selber vorantragen wollte. Und hielt sie dafür, es sei besser, daß wir getrennt hinunter gingen, was dann auch geschah. Wir kamen ungefährdet an das Ausfallsthörli, und da letzete ich mich mit dem guten Dirnlein gebührender Maßen minniglich und unter Versprechen, nie zu vergessen, was sie an mir gethan und sie bald möglichst wieder zu sehen. Eilete sodann durch das geöffnete Pförtlein mit meinem Korb in's Freie, sah aber, da ich mich unten am Schloßberg umwandte, noch das weiße Tüchlein der Maid schweihen und ärgerte es mich, daß ich, aus Mangel eines Dito, den Gruß nicht erwiedern konnte.

Noch war es stockfinstere Nacht, als ich unten auf die Landstraße kam. Aber mir waren aus meiner Bubenzeit alle Steg' und Wege dieser Gegne allso bekannt, daß ich mit verbundenen Augen hätte den Heimweg finden wollen. Und schritt ich also trostlich ein gut Stück weiter und gedachte schon, mich meines hemmenden Weiberrockes zu entledigen und selben gegen das Wammes umzutauschen, das im Deckelkorb lag. Aber gar birig ließ ich Wamms Wamms, Rock Rock sein, als ich Roßgetrappel hinter mir vernahm. Umsonst sucht' ich einen Busch oder Graben, allwo ich mich verstecken könnte, denn gerade befand ich mich auf der moorigen Haide, welche sich zwischen Wengi und Bettwiesen weithin erstreckt und über die der einzige feste Weg, als eine Furt sich hinziehet. Machte mich daher auf die Hacken und suchte den Vorsprung zu gewinnen, verließ mich dabei auf Gott und den verhüllenden Schatten der Nacht und griff mit rüstigen Beinen aus, so sehr die Weitung des Rockumlaufes es nur immer gestattete. Sah auch schon den Bettwieser Wald vor mir, ehe die vordersten Reuter mich erreichten, und hätte blos lützel Schritte noch gebraucht, so wär' ich seitab und in Sicherheit gewesen. Denn durch den Wald gehet, ohne das Dörflein zu berühren, ein viel näherer Pfad gen Wyl, und diesen gedacht' ich einzuschlagen, derweil, wie ich wohl wußte, die Reuter der getriebenen Rosse über Bettwiesen in einem weiten Ellbogen folgen würden, sintemal der Waldweg verirrlich und schmal.

Und stieß mich der vorderste der Reuter an, obgleich ich mich nach Möglichkeit an den Zaun gedrückt und niedergeduckt hielt und fragte mit einer Stimme, in welcher, trotz ihrer Läute, etwas von Angst zitterte: „Wer ist da?" — Antwortete ich drauf mit verstellter weiblicher Stimme: „Ein arm Mägdlein von Stettfurt, so für die kranke Mutter zum Kaplan gen Bettwiesen will, ein heilsam Tränklein zu holen!" — Und hatt' ich die Stimme des bösen D i e t h e l m wohl erkannt, wie auch — trotz der Dunkelheit — seine rahne, ruthenlachtige Gestalt. Da ritt der Nächste hinter dem Grafen vor, sagte dem ein Paar leise Worte in's Ohr, worauf der Brudermörder stillschweigend nickte. Und gebot mir jetzt der Andere, in welchem ich den mörderischen Wälschneuenburger erkannte, zu ihm auf's Roß zu steigen und mitzureiten, auf daß man mich in Bettwiesen bei'm Licht betrachten möge. Sah nun wohl, daß ich in der Gewalt meiner Feinde sei, und obschon mein Herz popperte wie ein Hammer, verlor ich doch den Muth und die Hoffnung nicht, sondern schwang mich, meine Fußspitze auf den Stiefel des Wälschen setzend, behend hinter denselben auf's Roß. Und merkt' ich wohl, wie der verruchte Gesell inwährend des Reitens bald mit der einen, bald mit der andern Hand hinter sich griff, als ob er Etwas suchte; auch ward ich leichtlich gewahr, wie er nach und nach den ganzen Reisigenzug an sich fürbas ziehen ließ und endlich eine merkliche Strecke hinter demselben zurückblieb. Dann stieg er ab, um wie er vorgab, die Riemen der Steigbügel zu kürzen und errieth ich wohl, was er vorhatte; erhub daher in Kürze entschlossen, mein rechtes Bein, nach welchem er gegriffen und traf ihn mit dem stark genagelten Absatz

meines Stiefels also gewaltiglich in die Zähne, daß er mit einem lauten Gebrüll hinter sich in den bereiften und dürren Ginster fiel. Ich aber lenkte das Roß gegen den Waldweg, den ich kannte, wie meinen kleinen Finger und jagte mit verhängten Zügeln Wyl zu, welches ich in einer Viertelstunde erreichte. Ich fand die Ziehbrücke herabgelassen und am Thore blos das eiserne Fallgatter vor, wie dies etwann in tiefen Friedenszeiten zu geschehen pflegt. Und ward ich, als des Burgvogts Sohn, unverzüglich eingelassen; der Thorwart aber erstaunte hoch, da er sah, wie ich eilig die Ziehbrücke aufhob und nicht blos das Gatter, sondern auch das starke eichene Thor des Städtleins schloß. Aber ich ließ mich in keine langen Erklärungen ein, sondern befahl ihm, alsogleich die Lärmglocke zu läuten und die Bürger zu den Waffen zu rufen, weil der Feind in lützel Augenblicken am Stadtgraben stehen werde. Dann eilete ich zu meinem Vater und berichtete dem in Hast, was Gräuliches sich auf Renggerswyl begeben und daß der Diethelm im Anzuge sei; und rieth ich, den meuchelmörderischen Buschklepper, der sonder Zweifel die Uebergabe von Stadt und Schloß begehren werde, eine gute Weil aufzuhalten, damit ich noch zeitlich genug nach alt Toggenburg gelangen möchte, dort ebenmäßig Vorkehren wider einen Ueberfall zu treffen. Fand auch der Vater meinen Rath gut und hieß die Lärmglocke, die allbereits ihre Schuldigkeit gethan id est: die Bürger auf den Platz berufen hatte, alsogleich schweigen, trat nebst mir in den Kreis und wiederholte den guten Wylern, welche alle zumal mit großer Treu an dem mildiglichen Friderich hingen, den Diethelm aber nicht „schmöcken" konnten, was ich ihm von dem Gräuel zu Renggerswyl erzählt und wie jetzt der Diethelm heranrücke. Da ward ein Schrei des Entsetzens ob der That und des Abscheues ob dem Thäter laut und mußte der Vater den Eifer waidlich dämpfen, sintemal das laute Lamentieren nicht in seinen Plan paßte. Gebot daher den Bürgern ja recht still zu sein und sich hinter den Stadtmauern zu verstecken, auf daß der anrückende Feind nicht gewahr werde, wie in Stadt und Schloß Alles wach und buschber.

Und über ein kleines: so erschien der Diethelm mit einem kleinem Trüppelein Reuter; den größern Theil des Zuges hatte er als Hinterhalt im Walde belassen. Und begehrte der Judas Ischariot Einlaß und wär' ihm dieser auch nicht verwehrt worden, wenn's nach meinem Ermessen gegangen wär; ich hätt' ihn nämlich, sowie er die Stadt betreten, gleich gefangen setzen und dem alten Grafen überliefern lassen. Aber mein Vater war in Angst, die Wyler möchten sich an dem blutigen Schnapphahn im Eifer thätlich vergreifen und unverzüglich Gerechtigkeit üben an ihm und seinen Spießgesellen in Summa. Darum gab er blos zu, daß ein Bote des Diethelm in die Stadt käme, des Herrn Willensmeinung anzuzeigen, und ließ ihm Solches durch den Rathsläufer über den Graben hinüber verkünden. Und nahm ich diese Gelegenheit wahr, hinter dem Läufer durch das Ausfallsthörli durch zu schleichen und mich heimlich in den Stadtgraben hinunter zu lassen, welcher selbigesmal hart überfroren war. Noch war der Tag nur spärlich angebrochen, so daß es mir leicht gelang, ungesehen von den Renggerswylern, gen Rickenbach zu auf die Ebene zu gelangen. Setzte mich dann in hastigen Lauf und kam, über Haiden und Sümpfe setzend, wie ein gehetzter Hase, innert einer Stunde vor der alten Toggenburg an. Und graute es mir in Wahrheit mehr, mit meiner schrecklichen Nachricht der jungen Gräfin gegenüber zu treten, als es mir gegraut hätte, dem Diethelm und seinem Helfershelfer, dem Wälschen, ganz alleine zu begegnen. Dennoch mußte es sein und stand ich bald vor der unglückseligen jungen Frau.

Und ward mir um so grauslicher zu Muthe, da dieselbe mir freudiglich entgegen geloffen kam, fragend: was ihr lieber Herr mache? und anfügend, wie sie wohl gedacht habe, derselbe werde heut' nicht wiederkehren, sondern die Festtage auf Renggerswyl verbringen! — Darauf ich ihr dann stotternd erwiderte: „Allerdingen werde der Herr heute nicht und auch morgen nicht wiederkehren, sintemal ihm ein Unfall zugestoßen." Ward auf dieses hin die Herrin bleich und wiederholte: „ein Unfall? Und was für ein Unfall?" Dabei sah sie mir scharf in's Gesicht und mußte sie gewahren, wie dasselbe bleich und entstellt war. Desgleichen musterte sie meinen verlotterten und beschmutzten Anzug, der ihr um so augenfälliger werden mußte, je mehr ich sonst auf eine saubere und wohlgeordnete Wat hielt. Also frug sie mich, da ich nicht zu antworten wußte, nochmalen und heftiglich: was für ein Unfall denn ihrem Gemahl zugestoßen, und wußt' ich mir nicht anders zu helfen, als daß ich ihr berichtete, derselbe liege auf den Tod zu Renggerswyl auf dem Schlosse.

Da sah ich die holde Frau bleich und bleicher werden und dergestalten schwanken, daß ich sie unterstützen und einer Dienerin rufen mußte. Dennoch aber ließ mich die Herrin nicht aus den Augen, und als sie der Stimme wieder mächtig war, schrie sie mir zu: „Du hast mir nicht Alles gesagt! gelt, er ist todt? Sie haben ihn ermordet?" — Und da ich, wider Willen, mit dem Kopfe nicken mußte, brach ihr Jammer also herzbrechend aus, daß mir selber das Thränenwasser reichlich in die Augen und über die Backen schoß und ich mich abwenden mußte, um nicht laut aufzuschreien in eigenem grimmigen Schmerz. Und zerraufte die arme Frau sich ihr schönes goldenes Haar und klagte sich selber an der Schuld am Tod ihres Herren, den sie, freundlicher Warnung nicht achtend, beredet habe, in die Mörderhöhle hinein zu gehen.

Und mocht' ich den grenzenlosen Jammer nicht länger ansehen und anhören, rief mich auch überdas meine Pflicht als Burgvogt zur Schirmung der bedräuten Veste und die Vorkehr, daß auch dem alten gräflichen Paar die Kunde werde von dem furchtbarlichen Mißgeschick, so über das hohe Haus eingebrochen. Schickte desnahen alsbald einen vertrauten Knecht mit Bericht hinunter gen Fischingen zum hochwürdigen Abt mit der brungentlichen Bitte, sich wegfertig zu machen gen Lütisburg und dort das Begebniß best seinen Kräften schonlich zu melden. Hierauf ließ ich die Burg in aller Eil wider den dräuenden Ueberfall verwahren und warf mich mit doppeltem Eifer in's Geschirr, aus Furcht, nochmals zur Gräfin berufen zu werden und ihr über Alles und Jegliches Rede stehen zu müssen. Aber ich blieb unbeschieden; denn dieweil ich mir an den Mauern und auf den Thürmen handtlich zu schaffen machte, zog der Tod in das Haus, das ich zu schützen dachte. Die

Herrin ward eines Knäbleins vorzeitig entbunden und mußt' ich abermals einen Boten gen Fischingen senden nach einem Priester, welcher der Sterbenden die letzte Wegzehrung reichen und dem Kind, das nöthlich athmete, die Nothtaufe geben sollte.

O wie war das eine Zeit des Leides, eine Zeit des Grauens! Und o wie kochte, dieweil der Kummer mich verzehrte, in meinem Herzen die Rache wider den, der all' die Pein und all' das Unglück erst so glückseliger Menschen herzlos verschuldet!

Als der Priester kam, ein greiser Mönch mit silberweißen Haaren, derselbe, den meine Gräfin von Anfang sich zum Beichtiger erkoren, führte ich ihn und den Ministranten zur Kemmat der Märtyrerin, und sah ich durch die halboffene Thür ihre Dienerinnen rings um's Lager knien, schluchzend und betend, und seitab auf einem Kissen am Boden das frühgeborene Knäblein, welches, alswie seine Mutter, allbereits kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Und fühlt' ich, wie mein Gemüt also übernommen ward von diesem Anblick, daß ich laut aufheulen sollte, darum ich dann gleich von hinnen eilte, die heilige Handlung nicht durch ungestümes Thun zu stören.

Und war mir's fast recht, als der Thurmwächter nöthlich in's Horn stieß und ich durch die Fensterlucke die Renggerswyler herankommen sah, das Fähnlein von Toggenburg an der Spitze. Trat auch stracklichens in den Wehrgang, welcher inwendig an die Zingeln der Ringmauer angebaut ist und schaut' ich da ingrimmig über die Brustwehr und hätte mein Leben darum gegeben, die beiden Bösewichter, die an des Zuges Spitze ritten: den Diethelm und den Wälschen, mit eigenen Fäusten erwürgen zu können.

Item: will ich mich kurz fassen, alswie ich mich auch damalen kurz faßte. Der Aufforderung des Diethelm, ihm die Stammburg seiner Väter zu übergeben, die jetzt um so ehender sein gehöre, da Herr Friderich eines schnellen Todes verblichen sei, antwortete ich, daß die Alttoggenburger nie und nimmer einem zeitlich und ewig verfluchten Brudermörder Thür' und Thor öffnen, sondern das Schloß, als Heimfall, ihrem alten geliebten Herren beheben werden, nachdem derjenige im Schlafe schändlich gemeuchelt worden, der es als Lehen besessen. Drei Menschenleben, die der allmächtige Gott ihm nahe gestellt, habe der Mörder auf seinem Gewissen; denn soeben liege auch seine Schwägerin, zermalmt von der gräulichen Todeskunde am Verscheiden und ihr zu früh gebornes Kind desgleichen; ja, gläublich seien schon beide todt und hingegangen, ihre Klage auf Verrath und Mord vor dem Richterstuhl des Ewigen zu vereinigen, während hieunten Fluch und Entsetzen den Urheber und Vollender so unmenschlicher Verbrechen überallhin verfolgen und mit dem Brandmal ewiger Schande behaften werden! —

Da stieß der Unhold ein wüstes Gelächter aus und schrie: Nun werde ihm die Burg doch nicht entstehen, da auch das Weib und ihre Brut todt sei! Warf dann sein Roß herum und zog mit seinen Reisigen ab. Mocht' aber gar wohl wahrnehmen, daß meine Rede auf diese Eindruck gemacht hatte, sintemal sie ganz verzüttert und zaudernd hinter ihrem Gebieter herritten. Und hielt sich hart an ihm nur der Wälsche, als welcher zu meinem Trost eine Binde um's Maul trug, hatte demnach, wie es schien, durch meinen Stiefelabsatz schon etwas Erkleckliches auf Abrechnung empfangen.

Und derweil ich mit verschlungenen Armen dastand und dem Wegreiten zusah, klopfte mir Jemand auf die Achsel, und war das der greise Mönch. Und berichtete mich derselbe, die Gräfin hab' überwunden und das Knäblein auch; und habe dasselbe noch lebend die heilige Tauf' und den Namen Georg empfangen, nach dem Heiligen, dessen Hilfe jetzt, zur Bestrafung des auf Renggerswyl begangenen Verbrechens, ganz absonderlich angerufen werden müsse. Und setzte der Pater hinzu: „ich bin alt worden und habe des Unglücks viel gesehen — solcher Jammer aber ist mir noch nie vorgekommen; und möcht' ich dem Mörder fluchen, obwohl ich ein Bote des Friedens bin."

Folgten nun Tage der Trauer und des Leidwesens für das ganze Land, in's Besondere aber für das edle gräfliche Elternpaar. Und einigte sich damit ein unermeßlicher Abscheu wider den Mörder, der, das heilige Vertrauen des brüderlichen Gastes mit feigem Meuchelmord lohnend, durch diese Unthat auch das Weib des Bruders und dessen Kind tödtete und die eigenen greisen Eltern mit Verzweifelung erfüllte. Der alten Gräfin stieß alsogleich ein schweres Siechthum zu; der Graf aber ritt gebrochenen Herzens gen St. Gallen und übergab dem Kloster des heiligen Gallus alle Besitzthümer seines seligen Sohnes zu Eigen unter der Bedingung, daß der Abt ohne Verzug Besitz davon ergreife und über den Mörder der Bannfluch der Kirche verhängt werde.

Und entbot nun der Abt noch am selben Tag einen starken Heerhaufen, dem sich Schaaren toggenburgischer Unterthanen freiwillig gesellten. Der von Montfort, damals gerade in der Pfalz zu Gaste, stellte sich als Feldhauptmann an des Zuges Spitze, begierig den Tod seines Kindes zu rächen. Auch der alte Herr von Toggenburg wollte mit dabei sein und mußt' ich ihn begleiten; ihm war's vor Allem um die Leiche seines Friderich zu thun, die er heimholen wollte zur Bestattung in der neuen Erbbegräbniß bei den Prämonstratensern zu Rüti, ob Rapperswyl.

Der Zug ging von Wyl aus, und fielen ihm, je weiter er kam, je mehr und mehr Streiter zu. Ueberall hatte sich das sonst friedfertige Landvolk, mit Sensen, Kärsten und anderm Zeug bewaffnet, zusammengethan, die Mörderburg brechen zu helfen. Und war Alles so schnell betrieben und dem Wolf von Anfang alle Ausgänge dergestalt verstellt worden, daß er in seiner Höhle eingeschlossen saß — und wußte nicht, wie.

Und war's um Vesperzeit, am dritten Tage nach dem Morde und am zweiten nach dem Hinschied der jungen Gräfin und des Knäbleins, als wir vor der Burg Renggerswyl anlangten. Von dem Luginsland derselbigen wehete, nebst der trügerischen schwarzen Trauerfahne, auch die weiße, welche um Frieden bettelte und Unterwerfung anbot. Und kam mit gelöseten Haaren die Wälschneuenburgerin, ihr Knäblein auf dem Arm, den Schloßberg herniedergeschwankt, that vor ihrem Schwäher einen demüthigen Kniefall, ingründig flehend, daß man ihres Gemahls und der Burg schonen möchte, höchlich und unter Thränen betheuernd, daß sie und Diethelm an Friderichs Tode so unschuldig seien, als zwei Wiegenkindlein. Und

wollte sie nun ein Mährlein erzählen, wie der Schwager, ohn' ihr Vorwissen, dem Haß eines ihrer Diener erlegen sei — deutete aber der unglückselige Vater ungeduldig auf den von Montfort, als Hauptmann des Zuges, und wollte nun die Gräfin ihren gleisnerischen Spruch bei diesem vorbringen, konnt' aber nicht zur Rede gelangen, sintemal er ihr kalt verdeutete: ihr Leben sei gesichert und möge sie hingehen, wohin es ihr beliebe, sintemal er keinen Krieg mit Weibern führe; ihr Gemahl aber, dessen Blutschuld klärlich am Tage liege, sei schwerer Strafe verfallen und werde sie auch gebührender Maßen erleiden. Winkte sodann zwei Kriegsknechten, welche das arge Weib zwischen sich nahmen und vor die Schloßpforte zurückführten, die sich vor ihr aufthat und hinter ihr wiederum schloß.

Item ließ nun der von Montfort einen Herold vorreiten und den Grafen Diethelm auffordern, die Burg alsogleich zu übergeben und sich, als angeschuldigter Brudermörder und Räuber dem Gerichte seines Vaters und des hochwürdigsten Abtes zu St. Gallen zu stellen, auch zugleich den Nicolas Nigrier aus dem Wälschneuenburgischen, als denjenigen auszuliefern, so den meuchlerischen Streich geführet, ansonst unverzüglich der Sturm auf die Veste anheben und Niemandes geschont werde!

Auf dieses hin blieb es eine Weile still auf dem Schlosse und schon begannen die Vorkehren zum Anlauf, als sich das Schloßthor abermals aufthat und die Besatzung, Paar an Paar, ein weißes Fähnlein vorantragend, den Burgweg herunterschritt. Und ritt ihr der Feldhauptmann entgegen, vermeinend, der Diethelm führe sie an. Dem war aber nicht also; denn der Träger des Fähnleins und Führer und Sprecher des Zuges war blos der Burgvogt, welcher rundheraus erklärte, daß sie nicht für einen Herren streiten wollten, der sich so untreulich wider Gott und Menschen versündiget, als ein Scheusal, wie kein zweites auf Erden möge gefunden werden. Bat auch, daß man ihn und seine Gesellen, die der That unschuldig seien und bisher blos als redliche Dienstleut' an ihrem Herren gehandelt, nicht möcht' entgelten lassen, was dieser Arges gethan.

Und wurden, wie billig, dieselben Kriegsknechte freundlich im Lager aufgenommen, worauf der von Montfort den Einzug in die offene Burg anordnete. Und ritten die beiden Grafen an der Spitze des Heerhaufens den Schloßberg hinan und sah ich wohl ihre Augen in Thränenwasser schwimmen, wann sich etwan Einer oder der Andere umwandte, zu schauen, ob Alles gehörig nachkomme.

Nachdem wir ungehindert durch die Thorwölbung des Wachthurmes geritten, sahen wir an den Zingeln des Twing, im Schatten des überhangenden Wehrganges, das Weibervolk des Schlosses stehen und saß die Gräfin auf einem Zelter, der überdas mit allerlei Bündeln beschwert war. Trug auch jede der Zofen und Mägde ihr groß oder klein Bündel und vernahmen wir ein starkes Schluchzen, gläublich wegen Eint und Anderm, so sie zurücklassen mußten. Ich sah auch das gute wälsche Dirnlein, das mich vom sonst unvermeidlichen Tod' errettet, und drängte mich mein dankbar Herz (und wohl noch ein Mehreres), vom Zug abzuschwenken und ihr zu nahen; that das aber nicht, ohne vorher dem alten Grafen die gute Maid gewiesen zu haben. Und begehrte nun wohl hier und da Einer auch aus der Reihe zu treten, das bekümmerte Wei=



hervolk zu trösten, gab das aber der von Montfort und der alte Herr von Toggenburg nicht zu, sondern stellten sich Beide hart am Thore auf und überwachten den Einzug auf den großen Schloßplatz, der sich vor dem innern Thore ausbreitete.

Mittlerweilen ergötzte ich mich am Wiedersehen der minniglichen Maid, schüttelt' ihr herzlich die Hand und gab ihr leise zu verstehen, daß sie des Trauerns nicht eben sehr nöthig hab', zumal ich ihr ein gar warm und sicher Nestlein wisse, worauf hin die letzte Thränenspur aus ihren Augen verschwand. Und achtete ich anfänglich kaum der giftigen Blicke, welche die Gräfin von ihrem Zelter herab mir und der Dirne zuschleuderte, da sie nun wohl mochte errathen haben, wie es mit meiner Errettung zu- und hergegangen.

Wie nun aber der letzte Mann in den Hof getreten und am Thor nur eine Schildwacht zurückgeblieben war, gab die Gräfin den Befehl zum Aufbruch. Winkte mir aber mein Dirnlein ernstlich mit den Augen und deutete mit einer schnellen Bewegung ihres zierlichen Hauptes nach zwei seltsamen Mägden hin, welche, trotz ihres Bückens, die andern fast um Haupteslänge überragten. Und drängten sich die Beiden zunächst hinter die Gräfin, welche eilig dem Durchgang zuritt. Allein, wie sehr sie auch mit Tüchern, Binden und Kappen ihre Gesichter vermummt hatten, erkannt' ich doch blitzschnell den Grafen Diethelm und die durchsichtige Nase des verfluchten Wälschen, sprang stracks auf sie zu und vertrat ihnen den Weg, rief auch der Schildwacht zu, bei Leib und Leben Niemand durchzulassen. Und waren die beiden alten Grafen gar verwundert über mein seltsam Gebaren, blieben es aber nicht länger, als bis ich dem schandtlichen Brudermörder seine Weiberkappe und seine Tüchleingebunde vom Kopf gerissen und den beiden Herren das fahle Gesicht des Unthäters, den ich würgend an die Mauer stieß, gezeigt hatte.

Der alte Herr von Toggenburg aber wurde bleich, wie frisch gefallener Schnee; sein Mund neigete sich zu dem Ohre dessen von Montfort, welcher fast unwillig mit dem Haupte nickte, dann sprach der Graf leise zu mir: „Ich habe ihn nicht gesehen; lass' ihn ziehen, den Fluchbeladenen — ach, er ist eben dennoch mein Sohn!“ — Und erkannt' ich wohl in meinem innersten Herzen die Ursach' dieser Milde, reichte seufzend dem schlotternden Bösewicht seine Hüllen zurück, mit denen er straks sich wieder verkappte. Zugleich hatte der von Montfort der Schildwacht das Zeichen gegeben, daß sie die Weiber ziehen lasse und schon ritt die Gräfin durch das Thor und drängte sich ihr zur Seite der verkleidete Schloßherr hinaus — da gedachte sich auch der Wälsche zu salvieren und drängte nach.

Den aber wollt' ich mir jedenfalls nicht entgehen lassen, sondern faßte ihn gewaltiglich bei den herunterhangenden Zöpfen, gaben selbige aber gleich nach und blieben in meiner Hand zurück und drängte der Wälsche stärker denn zuvor, durch das Thor zu kommen, welches durch den Grafen und der Gräfin Roß gesperrt war. Und ergriff ich ihn da am Gurt und rieß ihn zurück; er aber rang sich durch einen gähen Ruck noch einmal los und floh in den Hof zurück und an den Zingeln hin. Ich hinter ihm drein und wunderten sich die Kriegsleute, so dort aufgestellt, männiglich, was ich mit der ungefügen Vettel wolle, welche Sätze machte, wie ein riesiger Laubfrosch. Und gelang es dem Wälschen, das innere Thor zu erreichen, welches weit offen stand und fuhr er mit hochgeschürztem Rock die Wendelstiege hinauf in den Berchfried (Hauptthurm); ich ihm unablässig nach, bis zur obersten Brustwehr, wo er mir nimmer entrinnen konnte.

Aber ich auch ihm nicht, so er stärker war, denn ich. Und schwach erzeigte er sich nicht — selb muß ich ihm lassen. Männiglich weiß, daß eine Memme, wenn ihr kein Fluchtausweg mehr bleibt, sich ihres Lebens verzweifelt wehrt, da sie ja eben kein höher Gut kennt, als ihr armselig Leben. So stellte sich denn auch der wälsche Meuchler wüthig zur Wehr, da ich ihn packte, und hatt' ich eine gute Weil' zu ringen, bevor es mir gelang, ihn über die Brustwehr zu drücken und seinen langen Leib nachzuschürgen, bis er das Gleichgewicht verlor und abwärts stürzte. Im Fallen aber verfieng sich sein langer Weiberrock an einem der steinernen gezackten Zapfen, so aus der Mauer vorspringen, damit man Querstangen darüber lege zum Aufhängen der nassen Leinwat. Und fügte sich's, daß der Zapfen ihn von vornen faßte und es ihm also unschwer gelang, erst rittlings den Vorsprung zu gewinnen und sich dann, mit den Nägeln in die Mauerfugen grabend, auf denselben hinzustellen. Hatte aber blutwenig damit gewonnen; denn zu beiden Seiten und über ihm war die Wand glatt und unter ihm senkte sich der Berchfried mit dem Abgrund, an dessen Rand er hingebaut war, zu schwindlicher, dunkler Tiefe hinunter. Das ersah nun der Unselige wohl und flehte mich in wälscher und deutscher Sprache um Gottes Barmherzigkeit und aller Heiligen Fürbitte willen, an, ihm ein Seil hinunter zu werfen, an dem er sich wieder hinauf arbeiten möge und wolle er dann ja gerne jegliche Strafe erdulden, die man über ihn verhängen möge. Ich aber rief ihm hinunter: wo Gott selber gerichtet, da müsse der Mensch die Hand davon lassen; er möge des Himmels Gnade anflehen, von der Erde sei nichts weiter für ihn zu hoffen.

Damit stieg ich hinunter und kehrte mich nicht länger an sein jämmerlich Helfioschreien. Ersah auch, wie unsere und des Abts Leute allbereits im Schloß aufräumten, und ward alles Tragbare, vom Giebel bis hinunter in den wohlgefüllten Keller, hinausgeschleppt an's andere Ende des geräumigen Zwingelhofes, und weil so viele Hände dabei thätig, ging die Arbeit rasch von Statten. Mich aber zog's gewaltiglich nach der Kemenat, in welcher mein lieber Herr Friderich wehrlos verendet. Und traf ich in derselben die beiden unglückseligen Väter und hatte der von Toggenburg allbereits das blutige Linnentuch von der zwiefach durchstochenen Brust des Todten zurückgeschlagen, der mit halb ausgestreckten Armen und geballeten Fäusten auf dem Prunkbette dalag, den Mund mit den zusammengepressten Zähnen ein lützel offen, die todthaften glasigen Augen ganz erschlossen und die Brauen noch vom letzten Grimm und Schmerz zusammengezogen. Am Lager des Todten kniete auch der hochwürdige Abt von Fischingen, der meinem Herrn ein zweiter Vater gewesen; still, aber inbrünstig flehete er zu Gott für den, der sonder Beicht'

und Absolution aus dem Leben war gestoßen worden. Dabei war es allmälig Nacht geworden; aber der Mond zündete durch die runden Scheiben herein, und ward das schauerliche Schweigen in diesem Raum vornemlich gestöret durch das Jammergeheul des Mörders, den das Gericht des Allerhöchsten draußen an die Schwindelhöhe der Berchfriedwand, zu gewissem Tode, hingestellt. Ich aber kniete an's Fußende des Todtenlagers meines Herrn hin, und möge mir der allheilige Gott in Gnaden vergeben, daß eine geheime Lust über die Nothrufe des Mörders draußen die Andacht meines Gebetes mannigfach störte.

Endlich trat mein Vater ein, welcher während des Hierweilens der beiden Grafen den Befehl über das Kriegsvolk empfangen hatte. Und bog auch er das Knie und murmelte mit thränenglänzenden Augen ein Ave Maria und ein Vaterunser für die Seele seines lieben Pflegesohnes, trat dann zum alten Grafen, der noch immer am Bette seines Sohnes kniete, in tiefem Schmerz dessen starre Faust zwischen seinen beiden Händen haltend, und flüsterte selbigem ein Paar Worte in's Ohr. Und erhub sich da der Graf langsam und sprach: „So mögen sie denn kommen!" Da trat mein Vater unter die Thür und winkte, und traten jetzt die Träger mit einer Bahre ein. Darauf erhuben sich Alle, die in der Kemenaten waren und halfen den Leichnam einwickeln und auf die Tragbahre legen; hatten die Mönche von Fischingen auch eine duftende Rose gesendet, die Einer in seiner Zelle während der Winterszeit künstlich großgezogen, und heftete man selbige Rose dem Todten auf die Brust. Alsdann huben die Träger die Bahre auf ihre Schultern und verließen das Gemach. Hinter ihnen ordnete sich der Zug und gaben wir dem Todten das Geleite bis vor das äußere Schloßthor; der schmerzerfüllte Vater aber und der Abt folgten ihm weiter, hinab gen Fischingen, woselbst der Leichnam übernacht in der Kirche ausgestellt werden sollte, damit die Mönche unter frommem Gebete dabei wachten.

Und da fortwährend an der Wand des Berchfrieds herunter das gräuliche Gekreisch des wälschen Mörders tönte und das Volk mit gestreckten Hälsen über die Zingeln des Zwingelhofes schräg nach selbiger Höhe lugte, fragte mich der von Montfort nach der Ursach' und Bedeutung dieses kläglichen Geschreies. Und berichtete ich ihm da Alles getreulich, was sich zwischen mir und dem Meuchler begeben, entging mir dabei nicht, wie inwährend meiner Erzählung ein freudig Lachen über die bisher ernsten und finstern Züge des Grafen zuckte, begehrte derselbe auch, den also durch Gott Gerichteten selber zu schauen und führt' ich ihn auf einen Felsenvorsprung, der über den Abgrund hineinragte, an dessen Rand der Thurm in die Höhe stieg. Und waren ihrer da schon Viele, die das gräuliche Schauspiel betrachteten; denn man bei'm hellen Vollmondschein, der die Mauerwand mit seltsamem Licht übergoß, den Mörder sehen konnte, als am hellen Tag, wie er sich an die Mauer drückte, sich mit den fluchwürdigen Händen an den Ritzen festhielt, mit den Nägeln fest klammerte, — bald den einen, bald den andern Fuß erhob und dabei abwechselnd flehentliche Hilferufe und wilde Gotteslästerungen und endlich Töne ausstieß — so scheußliche wie ich sie vor= und nachher von keinem Gethier, geschweige von einem Menschen, je vernommen.

Item: nach dem Gebote des alten Grafen von Toggenburg sollte die Mord=Burg Renggerswyl in den Grund zerstört und kein Stein auf dem andern belassen werden. So ward denn auf einen Wink dessen von Montfort damit begonnen, die gewaltigen Mauern vorher auszubrennen, und wirbelte der dicke Rauch bald zu allen Lucken und Taglöchern heraus, also daß das herrliche Schloß in wenigen Minuten als ein riesenhafter, vielschaftiger Stamm dastand, über den sich eine Menge krauser Wolken als ein finster Laubdach ausspannten. Und glühete es je zuweilen zwischen hindurch roth und gelb, wie durch dunkle Blätter die herbstlichen Früchte glühen. Aber wie sonst derjenige freudiglich jauchzet, der zur Herbstzeit unter's Laubdach eines fruchtreichen Baumes hinaufgestiegen: so brüllete und frisch dagegen der Verbrecher droben am Berchfried also herzzerreißend, daß ich ihm gern einen schnell endenden Pfeil zugesandt hätte, wenn das Ziel nicht, in Folge des schwarzen Rauches, dem Aug' entzogen geblieben wäre. Daher wohlete es mir recht, als die Töne immer abgebrochener, wimmerlicher und schwächer wurden; und als dann auf einmal, gleich dem letzten Aufflackern eines Lichtes, ein letzter heller Schrei erscholl, dem ein dumpf krachender Fall in die Tiefe folgte — da musst' ich unwillkürlich meine Hände falten und ausrufen: Gott sei seiner armen Seele gnädig!

Und will ich, indem ich meinen Bericht über diese jammervollen Tage zu Schluß führe, mit Nichten verschweigen, daß ich meiner wälschen Maid, ehe sie, ihrer Gebieterin folgend, aus dem Schloßhof schied, ein Häuslein unten in der Au bezeichnet hatte, da sie bei einem mir bekannten alten Ehpaar die Nacht zubringen möchte und ich deshalb allbereits Fürsorge getroffen hätte, wie denn auch für die Gräfin und ihr übriges Gefolge in einem entlegenen Theile des Klosters Quartier bestellet war. Und drängte es mich, nachdem ich die kalte Nacht im Freien zugebracht, in selbiger Hütte zu erwarmen und der hilfreichen Dirne meinen Morgen= und Bräutigamsgruß zu bringen; denn nicht blos als ein redlicher, sondern auch als ein minneglühender Gesell wollt' ich wahr machen, was ich ihr in der Zeit der Angst und Noth versprochen. Ward auch meine Werbung, wie leichtlich aus Vorgehendem zu merken, des Besten aufgenommen und führt' ich meine Anna, nachdem die Bestattung meines lieben Herren, seiner Gemahlin und seines Kindes in der Erbbegräbniß des Klosters Rüti geschehen, als mein ehelich Weib heim in das Städtlein Lichtensteig, wohin mich des alten Grafen Gnade als Vogt und Amtmann gesetzet. Bin auch dieser Wahl halben wahrlich nie reuig worden, da ich in einer langen Reihe von Jahren, während denen mir, in Freud' und Leid, meine Gattin stetsfort treulich und minniglich zur Seite stand, genugsam erfahren, daß die wälsche Zung' nicht immer untreu und ein redlich Herz wohl ebenso gut am Neuenburgersee, wie in den Bergen des Toggenburgerlandes zu finden ist.

Meine Hochzeit richtete der alte Graf von Toggenburg stattlich aus und hielt ich mein Beilager zu Wyl bei meinem lieben Vater, den der hochwürdige Abt von St. Gallen in seinem Posten als Schloß= und Stadtvogt gnädiglich bestätet.

Und erschien beim Hochzeitmal auch der ehrwürdige Schulmeister **Athanasi Müller**, den ich drungentlich dazu geladen; trug derselbe ein von ihm selber sauber geschrieben und köstlich eingebunden Evangelium unter dem Arm und hatte bei den heiligen zehen Gebotten ein Zeichen eingeleget und jenes strenge Wort mit rother Farb' unterstrichen, das da heißet: „**Ich der Herr, dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied!**" Das Buch schenkte er mir zur Aussteuer, mich ermahnend, bei dem Buchzeichen wohl nachzusehen und woll' er mir nach dem Imbis die Erläuterung dazu geben.

Wie nun das Mittagsmal vorbei war, nahm mich der greise Freund und Lehrmeister abseits und sagte: „Merk' wohl auf, lieber Antoni! was ich dir sage. Das Gericht des Herren waltet über dem stolzen Hause Toggenburg. Schon in früher Zeit, vor fast zweihundert Jahren, ward Graf **Volkhart** auf der **Bernegg**, bei Sankt Gallen, erschlagen, weil er, im Bunde mit dem ländersüchtigen Abt **Ekkhart von der Reichenau**, schnöden Verrath übte an dem bewährten Freunde seines Hauses, dem Abt **Ulrich von Sankt Gallen**, und, als dieser außer Landes, dessen Gebiet überzog und das Kloster berannte, welches ihm oft so gastlich sein Thor geöffnet! Und suchte sein Bruder Diethelm, statt sich unter Gottes strafender Hand zu bemüthigen, des Bruders Tod zu rächen. Aber sein Mühen war vergeblich, und erlangte er Nichts, als daß seine herrliche Veste **Neutoggenburg**, bei Lichtensteig, von des St. Gallischen Abts Leuten erobert und zerstört ward. Etwann hundert Jahre später, aber nicht völlig, beging Graf **Heinerich** seine himmelschreiende Uebelthat an der frommen **Itha**, seiner Gemahlin und an dem unschuldigen Edelknecht, den er grausam zu Tode schleifen ließ; und jetzt, ein halb Jahrhundert hernach, bringt der ältere Bruder den jüngern meuchlings im Schlafe um. So rinnet ein Blutstreifen über das Wappenschild derer von Toggenburg und wird derselbe, bei aller äußern Herrlichkeit des Hauses, und trotz aller Biederkeit und Frömmigkeit einzelner Glieder desselben, stets breiter und breiter werden, bis das schwarze Rüdenbild zuletzt ganz und gar in einer rothen Flut untergehet. So will es Gottes unerforschliches Gericht, und ist hierzu absonderlich Diethelm und dessen Brut berufen. Wähne nur nicht, daß der Brudermörder nimmer obenauf kommen werde; und ob jetzt selbst des Papstes Bannfluch über ihn ergehe; die Mächtigen dieser Erde haben Mittel, selbst päpstliche Bannflüche von sich zu thun. Erwäge darum bei Zeiten: ob du dem Brudermörder je dienstbar sein kannst; und wenn du in deinem Herzen Nein sagen mußt — nicht blos aus Abscheu, sondern auch aus der Gewißheit, daß Diethelm dir nie und nimmer deine Treu an dem gemordeten Bruder verzeihen wird — so beeile dich, dir jetzt schon einen andern Herrn zu sichern, damit, sobald der alte Graf seine Augen schließt, die Fürsorge für deine Zukunft getroffen sei. Wende dich darum mit des Grafen und deines Vaters Vorwissen, an den hochwürdigen Abt von St. Gallen, der sich deiner Dienste willig erfreuen und dich gerne zu deines alten Vaters Nachfolger im Voraus bestimmen wird.

Billiglich fand ich den Rath meines alten Lehrers weise, wie immer; mit Freuden fiel auch der Vater demselben bei, und war die alte Salome auch nicht dagegen, obwohl mein wälsches Frauelein ihr anfänglich nicht allzusehr behagen wollte; die gute Schaffnerin meinte nicht anders, als irgend eine habliche Edelingentochter der Umgegne wäre nicht zu gut für mich gewesen, und hätt' ich auslesen können ringsum, meinte sie gar in ihrer blinden Vorliebe für mich, sintemal ich hübsch sei und mich, so ich wolle, treffenlich umthun könne bei Männiglich. Und will ich das dahingestellt sein lassen; Eines aber ist gewiß: daß ich mit keiner Andern glücklicher gewesen wäre, denn mit meiner treuanhänglichen und stets aufgeräumten Anna. Ihre verwunderliche Sprache sogar, ein gar zierlich und immer geläufiger werdendes Wälschdeutsch, half mit, unsere Zwiesprach munter und vergnügt zu machen; war aber Das das Wenigste. Die Hauptsache blieb, daß mein Weib mir mit treuer Lieb' anhieng, eine wackere Mutter ihrer und meiner Kinder war und unsern Wohlstand — als gute, thätige und umsichtige Hausfrau — unabläßig förderte. Und gewann sie gar bald auch das ganze Herz der guten alten Salome, die unsern Haushalt einrichtete — wie sie denn überhaupt in ihrer Umgebung jeglich Herz stahl, das noch Gefühl hatte für Anmuth, Herzensgüte und lautern Sinn. O mein Weib, wie kämest du mir jetzt wohl mit deinem heitern Wesen, das sich, im Aufblick zum Höchsten, stetsfort über des Lebens Unfälle siegreich erhub und dann auch mein schwerer Gemüt mit hinauf zog, als eine Lerche, die das schwankende Blatt empor trägt über die Nebel und Wirbelfluten der Niederungen. Aber auch du liegst im kühlen Grund' und neben dir dein und mein Sohn, unser Erstgeborner, unter'm Rasen, die blutige Stirnwunde bergend, die der Erzfeind unsers Hauses ihm schlug. Hiervon erzähl' ich die Geschichte ein andermal, wann mein Herz wiederum in etwas ruhiger worden, und füg' ich vielleicht alsdann bei, wie mein jüngerer Sohn, ein Vollzieher des Gottesspruches und meines Fluches, die feige Ermordung seines ältern Bruders und den gähen Schmerz der Mutter gerochen, die darob dem Grabe verfiel.

Und meld' ich endlich nur noch, daß der Brudermörder sich, verfolgt von des Bischofs von Kostnitz Bannfluch, den bald hernach der Papst bestätet, alswie auch von des Kaisers Acht, sich nebst seinem Weibe für etwas Zeit zu seinem Schwäher gen Wälsch-Neuenburg zurückzog; gab aber sein habgierig Gemüt den Anspruch auf Wyl und Alttoggenburg mit Nichten auf, wußte sich auch inzwischen den Bischof von Kostnitz, welcher bei der Gütervertheilung des alten Grafen leer ausgegangen war, heimlich und auf Unkosten des Abtes von Sankt Gallen zu befreunden, also daß nach dem Absterben des unglückseligen Elternpaares, welches in Gram und Herzenleid nacheinander dahin schied: (die Gräfin am Abend vor Petri **Kettenfeier** im Augsten und der Graf drei Tage vor **Othmar** im Winter Anno Domini 1229) der Uebelthäter sein Haupt wiederum erheben und herrlich in die Toggenburgischen Lande zurückkehren durfte. Traf mich aber derselbe schon nicht mehr zu Lichtensteig; sintemal zwei Jahre vorher mein lieber Vater das Zeitliche gesegnet und ich als äbtischer Stadt- und Burgvogt von Wyl an dessen Stelle getreten war. Und geschah dies Anno 1227, acht Tage vor Maria Opferung.

Ueber dieses gute Städtlein Wyl und dessen Umgegne brach jetzt eine böse Zeit herein, eine Zeit des Schwertes und Feuers, die ich ein andermal beschreiben werde. Und schließe ich diesen Bericht unter Anrufung des dreieinigen Gottes, der mich treulich führete bis anhero und mir auch bald hinüberhelfen wird über Tod und Grab in die selige Ewigkeit. Amen.

Unterfränkische Geschichten

aus alter und neuer Zeit.

Erzählt von Fr. Hilarius.

I.

Hörsteiner Ausbruch.



Du schönes Frankenland mit deinem Stein und Leisten, deinem Saalecker und Klingenberger, deinem Ragozzi und Pandur; — mit deinen Burgstalen, an deren zerbröckeltem Gesteine der Epheu glänzender Erinnerungen sich emporrankt; — mit deinem unsterblichen Spechtesharт, unter dessen breitästigen Fichten das Waldfräulein den Schatten der Welt erblickte; — mit deinem lieblichen Saalgrunde und deiner romantischen Rhön; — Gruß dir, du weinduftiges Land, das wohl werth ist eines kleinen, dichterischen Gedenktäfelchens in dem schmucken Bildersaale der Hauschronik! —

Magst du mir's nit verargen, lieber Leser, wenn ich dich einlade, ein Paar Wanderungen durch die fränkischen Gauen selband mit mir zu unternehmen, da und dort ein Bißlein Rast zu halten und dich umzuschauen, was Land und Leute für ein Gesicht machen, und wie es vordem hier aussah. — Ich thu's den Würzburgern zu lieb, daß ich dich vorderšamst auf ihren Schloßplatz geleite, und dir den Prachtsitz der weiland Fürstbischöfe und Herzoge von Franken zeige. Ein stattlicher Bau, was man davon sieht alsobald beim ersten Anblicke! Es haben auch zwei kunstsinnige Fürsten aus den Geschlechtern derer von Schönborn und von Hutten an die sechzig Jahre d'ran bauen lassen, nachdem das Fundament schon im Jahre des Heils 1720 war gelegt worden. Aber — die prachtvolle, phantastische, verschnörkelte Riesenblume hat noch überdieß ihre geheimen Reize — ihre unterirdischen Wunderwerke, wo ihre mächtige Pfahlwurzel sich einsenkt etliche dreißig Fuß tief unter den Estrich!

Es war am Hannstage, als ich mit dem Kellermeister zum ersten Male die dämmerige Treppe hinab stieg in die Kellerräume des Schlosses. Vorerst hatte ich noch beim hellen Tageslichte heroben geprobt und d'rum fast überhört, wie mir der wackere Mann bemerkte, daß da hinab nicht weniger als einunddreißig Stufen gingen. Was sollte ich auch der Zahlen Acht haben? Allbereits hielt ich mich nur noch an der Dinge Qualität, das ist — wie Schelling meint — „was d'rinn brausen und quallen thät!“

Ein weinblumiger, kühler Luftzug wehte herauf; mir war's, als rüttelten sie drunten an all' den fünfhundert und siebenzig Fässern im Kammerkeller und im Mostkeller und im Schwedenkeller und wie die stillen, geweihten Räume sonst noch heißen, also daß des Weines Blume in Funken davon stäubte wie der Duft der Viole, wann sie bewegt wird vom Abendwinde. Als ich aber hinunter kam, lagen sie alle geruhig da auf ihren Lagern und Sätteln, die Jungen und die Alten, und verrieth Keines mit einer Miene die Fülle geistigen Lebens, das unter der bescheidenen Hülle pulsirt, und den dichterischen Athem, der durch ihr Herz fliegt.

Doch — das täuschte mich nicht. War es doch Hannstag, der schönste Tag des Frühsommers, wo Sonntagskinder noch mehr sehen als Geister. Durch die Bohlenwände drang mein Auge, als ob sie eitel Krystall wären, und als ich mein Ohr an das Spundloch legte, hörte ich, wie es drinnen gohr und wisperte und flüsterte, als hielten die Weingeister Zwiegespräch, oder als dächten sie vordersam alle die Gedanken aus, die sie nachher als Perlen im Glase wollten aufsteigen lassen. Schwankte nicht auch draußen am Stein und Leisten, auf der Harfe und am Ständerbühl der Reben Blüthe im lustigen Sonnenglanze? War nicht die Luft des ganzen Mainthales geschwängert von dieser Würze, und drang herab durch alle Lucken und Kellerlöcher bis in diese Tiefe? Zu dieser Zeit überkommt allem Weine eine selige Jugenderinnerung, — er gedenkt der Tage, da auch er auf den Höhen geblüht, und die werdende Traube im helllichten Sonnenglaste sich wiegte. Nun er den Schmerz des Lebens durchgemacht und aus der Kelter zur Klärung übergegangen, — wer kann's ihm verübeln, daß ihm sehnsüchtige Gedanken die Pulse beschleunigen, und die eisernen Spangen der Reife ihm zu enge zu werden drohen? —

„Habt Ihr hier keine Frau Rose," — hub ich nach einer Weile an, als ich erst meine Seele gelabt hatte an dem überschwänglichen Dufte — „keinen Bacchus, — nicht einen einzigen Apostel?"

Der Kellermeister sah mich an und lachte. „Ihr möchtet wohl gerne die Phantasieen des seligen Hauff noch eine Weile fortspinnen," erwiederte er; „aber — Ihr seid weder zu Bremen, noch im Rathskeller, noch im Rosengärtlein! Doch — hier, gleich zur Linken, da ist die Sacristei, weiland das Schmuckkästchen des ganzen Kellerhauses, und die Herren vom Rheine insgesammt dürften froh sein, wenn sie allezeit in so ehrenwerther Gesellschaft wären versammelt gewesen, als sich hier hat finden lassen seit mehr denn hundert Jahren."

„Hier lag Saalecker, des Johannisbergers Geschwisterkind, und Kalmuth, dessen sich das sonnige Malaga nicht schämen dürfte. Da klärte sich der feine, blumige Pfülben, und dort gohr Hörsteiner, von dem der selige Weinckens, Abt zu Seligenstadt, der noch nebstbei ein gekrönter Dichter war, meinte, er könne es kecklich mit dem Falerner aufnehmen. Das muß aber ein Abt so gut verstehen als ein Dichter, und ich kann euch deß zur Erhärtung auch noch ein Geschichtlein von dem Jungen erzählen, wenn es euch genehm ist. —

„Der Abtsberg, der hinter dem Hörsteiner Dörflein sich aufbaut — kaum eine Wegesstunde seitwärts vom Maine ab —, ist des feurigen Gesellen Pfleger und Nährer, und war ehedem Klostergut der Abtei Seligenstadt. Nun sind die Mönche von Seligenstadt, wie anderwärts, ihrer Zeit nicht übel Freunde eines guten Trunkes gewesen. Ich weiß nit, wie es nunmehr bei den Herren gehalten wird. So thaten sie denn das Ihre, um für die glastige Leite des Abtsberges die edelste Rebe zu gewinnen, der sie sorgsamliche Pflege angedeihen ließen und hinwieder den Dank in köstlichem Moste entgegen nahmen. Selbst ein wohnliches Haus baueten sie hart an den Abhang, um da und dort einen Humpen leeren zu können Angesichts der Trauben, die ihnen die würzige Füllung gaben. —

„Das muß man ihnen aber nachsagen, den Mönchen von Seligenstadt, — Gastlichkeit haben sie geübt, wie es Christenleuten ziemt, und wenn Einer bei ihnen zusprach, den ließen sie nicht durstig des Weges weiter ziehen, sondern gunnten ihm eine Probe von den mancherlei Sorten, die im Klosterkeller der Erlösung harreten. Nur mit dem Hörsteiner waren sie etwas rückhaltiger, und wem sie davon credenzten, der mochte es wohl für eine absonderliche Gunst ansehen.

„Nun gehörte zu dem Mancherlei, was die frommen Herren zu befahren hatten, auch, daß einstmals ein Klosterbruder aus dem Lande Hispania bei ihnen zu Gaste saß, um in Ordensangelegenheiten zu verkehren. Das war aber ein schwieriges Geschäft; denn außer dem Spanischen und etlichen Brocken Latein verstund sich der Pater nur auf die Sprache, welche der Wein spricht. So lange die trockenen Verhandlungen dauerten, war es für den Abt von Seligenstadt ein schweres Stück Arbeit, sich mit dem Fremdlinge zu verständigen. Das machte sich erst leichter, als es zum Imbiß in das Refektorium ging, wo der ganze Convent dem Gaste zu Ehren versammelt war, und ihm von den besten Proben vorsetzte, um die Zunge zu lösen.

„Jenseits der Pyrenäen wächst aber meines Wissens auch kein übler Wein, und der fremde Klosterbruder mochte durch den glühenden Xeres verwöhnt gewesen sein; denn er schob ein Glas nach dem anderen, nachdem er es jedoch vorher wohlweislich geleert, sachte beiseite mit den Worten: Non est vinum!

„Solche Mißachtung wurmte den Bruder Kellermeister, und auf einen Wink des Abtes langte er endlich aus dem Flaschenkorbe die auserlesene Blume des Hörsteiners, schenkte einen frischen Kelch voll ein und setzte ihn dem Gaste vor. Kaum rollten aber die köstlichen Perlen über die Lippen des Spaniers, so fingen ihm die Augen an zu leuchten, — der Wein hatte in der Muttersprache zu ihm gesprochen, und indem er das Glas zur neuen Füllung dem Bruder Kellermeister darreichte, rief er begeistert aus: Hoc est vinum!

Die Klosterchronik erzählt nicht weiter, wieviel selbiges Mal der spanische Mönch vom Hörsteiner Ausbruch getrunken haben soll."

Geschichten aus der Heimath

von Fr. Hilarius.

I.

Der Zehentbub.

Ich fühle mich einsamer mit jedem Jahre, das über meinem Haupte wegrauscht; — und was ist natürlicher? — Wie manches Auge habe ich zugedrückt, das mit sonderlicher Liebe auf mir ruhte! Wie viel theure Bande haben sich gelöst, wie viel liebgewordene Verhältnisse wurden zerrissen! Fremdlinge sind getreten an die Stelle der Geliebten, und das Herz hat die plastische Geschmeidigkeit verloren, die Eindrücke neuer Formen aufzunehmen und sich liebend mit ihnen zu versöhnen. Ueberdieß fühle ich, daß es nicht blos die Gestalten sind, welche sich auf der Bühne ablösen. Es werden auch andere Stücke gespielt. Die alte Sitte ist zur Unsitte geworden. Mit neuen Hoffnungen trägt sich die neue Generation; sie fiebert in ungewohnten Leidenschaften, singt und pfeift unverständliche Weisen; ja — sie spricht selbst eine andere Sprache, als jene war, welche weiland in unserem Vaterhause klang! —

Das stoßt ab und vereinsamt, um so mehr, als man selbst empfindlicher wird. Sturm und Wetter haben die Rinde abgelöst, und der nackte Stamm geht zu Tage. Da fühlt sich jede Berührung schmerzlicher, und wenn sie auch von derselben weichen Hand käme, deren leiseste Betastung uns zur Zeit, da wir jung waren, wie ein magnetischer Strich wonnig durchschauerte.

Es hält für einen Jeden schwer zu glauben, daß seine Blüthe nicht in die Periode fiel, „wo Bertha spann." Wir bedauern die Epigonen, die von den Früchten dieser Tage nicht zu kosten bekommen; und doch ist kaum zu zweifeln, daß unsere Enkel den Urenkeln ein gleiches Lied über ihre Vergangenheit vorsingen werden. Aber just darin liegt die Gewähre, daß denn doch die Welt nicht allzeit schlimmer wird, wie wir vermuthen, sondern daß wir es sind, welche sie täglich mit getrübterem Auge betrachten. Es ist eine organische Schwäche unserer Nerven, daß sie in der Jugend von der Freude, im Alter vom Schmerze heftiger affizirt werden. Vielleicht trägt zu letzterem auch das Gefühl bei, daß wir die vergangene Zeit mehr oder minder als eine unverdaute hinter uns ließen, wie

der selige Franz Baader sagt. Daher mag es uns auch bedünken, als trenne uns eine weite, öde, schattenlose Fläche, der erkaltete Lavastrom aus dem abgebrannten Krater einer unbegriffenen Zeit, von der Märchenwelt unserer Kindheit, — von jenen Tagen, da uns ein Verständniß des Lebens noch nicht zur Aufgabe gesteckt war.

In solcher Stimmung greift man gerne nach den etlichen welken Blumen, die man während der Wanderschaft aufgelesen hat und trocknen ließ zwischen den Blättern eines lieben Buches; nach aufbewahrten Bändern und Haarlocken; nach Papiertrümmern mit vergilbten Schriftzügen, — um aus diesem Schutte die Götterbilder eines versunkenen Lenzes zu graben. Die schlummernde Erinnerung bedarf einer solchen Mahnung, eines Zauberspruchs, um sie wie das schlafende Dornenröslein zu wecken, oder eines leisen Rüttelns, wie die Diktamblüthe, um den Duft hervorzulocken! — —

Seltsames Wiederfinden! Nach einer vierzigjährigen Odyssee verschlägt mich das Schicksal wieder an das Gestade meines Ithaka! Ich stehe auf derselben Anhöhe, auf welcher ich als Schuljunge meine träumerische Ausschau hielt, — entlang das weite, braune, streifige Moor, — über die zerstreuten Dörflein hinweg, die wie Oasen d'rinnen liegen, weit, weit bis an den blauen, silberdurchwirkten Gürtel meiner Heimatberge vom zackigen Wendelsteine bis zur mächtigen Zugspitze! Unten rauscht die Amper, und die Mühle klappert den Takt zu ihrem Wogenfalle, wie ehedem. Droben neigen und beugen sich die Wipfel der schlanken Rothföhren im Herbstwinde wie ein wehender Busch auf der grünen Helmdecke des Hügels, — Alles wie ehedem. Es scheint, als solle mein Sarg dereinst aus demselben Holze gezimmert werden, daraus sie meine Wiege schnitten!

Was Wunder nun, daß mich die Stimmung überrascht, die ich Dir oben schilderte, mein lieber Leser? — daß sich an mancher Stelle das Wasser klärt, und aus der Fluth des Erlebten und Erlittenen der Widerschein versunkener Schätze — des Nibelungenhorts meiner Jugend — an der Oberfläche erscheint? Was Wunder, daß diese Bilder abgeblühter Tage Gestalt gewinnen, und Umgang halten in mir und vorüber ziehen an allen Stationen meines Herzens? Kömmt mir's doch vor, als stünde ringsum kein Baum, keine Hütte, kein Zaunpfahl, dem nicht das Gedenktäfelchen einer glücklichen Stunde oder das Marterstöckl einer Passionszeit eingesenkt sei! Nichts, woran sich nicht die grüne Ranke einer liebgewordenen Erinnerung hinaufzöge, selbst den windschiefen, verlatterten Wegweiser an der Kreuzstraße nicht ausgenommen. Und siehe, — just der gemahnt mich mehr als irgend etwas an einen fürtrefflichen Mann, von dem ich gerne Einiges erzählen möchte. Das Alter macht geschwätzig, wie Du weißt.

Ein Paar hundert Schritte außerhalb des Dörfleins liegt der Pfarrhof, einem stattlichen Gehöfte gleich, mit Scheuer, Tenne und sonstigem Zubehör. Durch eine Reihe breitblättriger Ahorne, an deren Stämme sich Haagrosen und Schlehdornen und wilder Hopfen aufranken und eine natürliche Hecke bilden, ist er von aller Nachbarschaft abgesondert — eine heimliche, behagliche Stelle. Vor fünfzig und etlichen Jahren noch hauste Einer darinnen, dessen Andenken mir gesegnet sein soll meiner Lebetage. Das war der Pfarrherr des Ortes — ein Mann von seltener Seelengüte, kindlich, mild, liebenswürdig, trotz aller Eigenheiten und Wunderlichkeiten, ein Prototyp altbayerscher Gutmüthigkeit! Seine Form ging zwar etwas ab von jener klerikalen, wie sie das Ordinariat ordinirt; doch konnte Niemand dem frommen Manne etwas anhaben. Er war wohl bewandert in allen theologischen und teleologischen Controversen, und hatte sein Stück Gelehrsamkeit weg; aber sein Urtheil duftete nicht nach der Studirlampe. So waren auch seine Erfahrungen nicht geringer als seine Kenntnisse, und dennoch achtete er des schlichtesten Rathes. Wie Herder rechnete er nirgends auf mehr als auf den mittelmäßigen Erdeverstand und die noch zweideutigere Menschentugend. Solche Weisen sind zur Zeit seltener als die Schwalben vor Lichtmeß. Ich forsche vergebens, von welcher Seite heutzutage dem proportionirten Mittelgleise menschlicher Gedanken und Kräfte nachgegangen wird. Und doch reden die Menschen so viel von Humanität, während alle Symptome auf das Gegentheil schließen lassen: hochgespannte Forderungen nach außen und ein Uebermaß milder Nachgiebigkeit — gegen sich selber! daher diese entsetzlichen Extreme. Wir haben keine versöhnende, prädisponirende Mitte, wenn wir uns nicht versündigen und etwa jene Leute dazu rechnen wollten, welche nicht dem Zünglein an der Wage, sondern dem Pendel gleichen. Wo Festigkeit und Halt sein sollte, ist unsicheres Schwanken; sie wollen an beiden Seiten anklingen und verletzen auf beiden Seiten! —

Anders unser Freund, der Pfarrherr, der zu einer Zeit lebte, wo man wenig von Gesinnung sprach. — Bei alle dem soll mich die Pietät nicht verleiten, sein Bild mit allzu klaren Farben zu entwerfen. Er hatte allerdings seine Schwächen, der gute Mann. So durfte man — Beispiels halber — den Maßstab jenes berühmten Chemikers*) nicht an ihn legen, welcher behauptet, daß der Culturzustand dem Seifenverbrauche entspräche. In diesem Artikel trieb er es gering und er hielt dafür, daß der Schmutz Wand und Gewand erst wohnlich und gemüthlich mache. — Dem sei wie ihm wolle; seinem Herzen that dieß so wenig Abbruch, als seinem Verstande.

Item — es war der 15. März 1799, die verhängnißvollen Idus Martii, überdieß noch der Vorabend der Schlacht von St. Jean d'Acre. Gewisse Zeiten sind prädestinirt für große Ereignisse. Das war auch der Fall mit dem 15. März 1799; wir wollen d'rum auch unsere Erzählung mit dem frühesten Morgen dieses Tages beginnen. — Draußen wehten die Frühlingsstürme; es war wüst und rauschig. Einzelne Flocken schauerten durch die Luft, und legten sich dann an die erleuchteten Fensterscheiben des Pfarrstübchens, um daran in Thränen zu zerfließen. Innen aber saß der Pfarrherr, warm und behaglich, den Lehnstuhl an den liebwerthen Ofen gerückt, in Büchern und Schriften kramend und so dicht vom Knasterdampfe umhüllt, daß er kaum merkte, wie der Morgen allgemach angraute.

Noch brannte die Lampe; es war nicht völlig angetagt, — da klopfte es heftig an die Pfarrhofthüre. Der Herr wurde gerufen und traf am dämmerigen Vorplatz ein Bäuer-

*) Justus Liebig.

lein — die schwarze Zipfelkappe unterm Hute tief bis an die Augenbrauen herabgezogen, den Mantel über die Ohren geschlagen. Er konnte nicht einmal die gebührende Reverenz machen, wie er sich hastig entschuldigte, da er die Hände voll habe und Alles im Vorbeigehen geschehe. Er sei von Lauterbach, wolle gen München auf die Schranne fahren und sein Fuhrwerk stehe draußen an der Kreuzstraße. Schon jenseit des Dörfleins sei ihm der Stadtbote begegnet, und der und kein Anderer könne die Schachtel verloren haben, die ihm hart an der Kreuzung des Weges aufgefallen sei. Er habe sie aufgehoben, des Pfarrers Adresse gelesen, und sonach die Mühe des Rückweges nicht gescheut, um diesem sein Eigenthum auszuhändigen. Damit stellte er einen Pack von nicht geringem Umfange auf den Fletzboden, wartete auch weiter keine Erwiderung ab, und bis der Pfarrer in den Sack gegriffen und ein Trinkgeld herausgeholt hatte, um es dem Manne für seine Lieb' und Güte einzuhändigen, hatte dieser längst die Mauern des Pfarrhofes hinter sich.

So griff denn unser Freund nach der Schachtel, die sich so glücklich in die rechten Hände gefunden hatte, freute sich, daß noch Ehrlichkeit in der Welt lebe, und trug alsbald die unerwartete, gewichtige Zusendung in die Stube, um sie beim Lichte zu betrachten. Die Aufschrift zeigte ihm keine bekannten Züge; sie war flüchtig und fehlerhaft. Er hatte aber kaum Zeit, seinen Vermuthungen in diesem Betreffe Raum zu geben, als ein eigenthümliches Geräusch durch die dünnen Wände sich vernehmen ließ. Zagen Herzens löste der Pfarrherr die Binde und hob den Deckel, — da lag in weißer Flaumwolle mit wenig Linnen bedeckt ein kräftiger, etwa wochenalter Junge, streckte lächelnd die Händchen dem erschreckten Manne entgegen, und fing, da dieser in der Verlegenheit sich nicht zu helfen wußte, bitterlich an zu weinen. Angstvoll rannte der Pfarrer zur Thüre, rief Hauserin, Knechte und Mägde zusammen und hatte alle Mühe, den Verlauf der Sache bündig zu erzählen und die nöthigen Befehle zu geben. Da lief der Eine rechts an die Kreuzstraße, der Andere links zum Dorfe hinaus dem Stadtboten nach — aber siehe da, weit und breit ließ sich nichts sehen und hören, und der Bote kam erst ein Stündlein oder zwei nach dieser Katastrophe geruhig seines Weges daher gefahren, und wußte weiter nichts von der ganzen Geschichte.

Mittlerweile war dem Pfarrherrn die Besinnung wieder gekommen. Das neugebackene Bürschlein lachte so vertraulich, wie weiland Moses im Binsenkorbe, und machte dem guten Manne alsbald das Herz weich. Nachgerade fand sich auch die Zueignung vor, welche entnehmen ließ, daß die Sendung denn doch an den rechten Mann gelangt sei. Es war ein Brieflein, welches folgendermaßen lautete:

„Hochwürdiger, frommer Herr!

„Ich entrichte großen und kleinen, Heu- und Neubruch-, Obst- und Blutzehenten zur Pfarrei. Dabei bleibt mir von meiner Sölde in Summa just so viel, daß mein Weib und meine neun Kinder den Hunger noch ertragen können, wann genachtsüppelt ist. Was ich selbsten entbehre, weiß der liebe Herrgott. Am siebenten hujus ist mein Weib mit dem zehnten Buben niedergekommen. Ich thu' nit mehr und nit weniger als meine Schuldigkeit, indem ich auch diesen Blutzehenten in den Pfarrhof liefere als redlicher Zehentholb. Es hat meinem Weibe alleweil hart ankommen wollen; nun aber ist sie einsichtig worden und hat sich d'rein gefügt. Somit ist uns geholfen, und Ew. Hochwürden haben es, wie's im Lagerbuch steht, und ersparen dabei noch die Taufkosten. — Unser Herrgott gesegne es ihnen." X.



Dem Pfarrer ward eigen zu Muthe. Es flimmerte ihm vor den Augen, und eine Thräne zitterte unter seinen Wimpern. Das war so ein Tropfen Nisan, der zu einer Perle wird im Herabfallen, wie der Hindu glaubt. Erst betrachtete er sich den Jungen eine Weile, dann überkam ihn ein Gefühl wie Vaterfreude, also daß er schier schamroth darüber wurde. Drauf hieß er der Hauserin, daß sie vorläufig zusehen solle, wie sie mit dem Würmlein zurecht käme, übergab ihr Schachtel nebst Inhalt und trieb sie aus der Stube.

Der Knaster dampfte und knisterte alsbald wieder in der Pfeife. Der Pfarrherr war ruhig geworden, hatte überlegt und gerechnet, und brachte heraus, daß ihm seine Reiselust alljährlich an die hundert Thaler koste. Nun meinte er, habe er sich doch die Welt so ziemlich beschaut, und mit dem Gelde könne er gerade dem Knäblein auf die Beine helfen. Damit habe er ein Band mehr, das ihn an die Menschen knüpfe. Also ward der Titel dieser Ausgabspost im Schreibbüchel geändert, der Junge getauft und Andreas geheißen, und sodann auf Rechnung des Pfarrers dem Geisgruben-Bauern in die Kost gegeben. Dort wuchs der Zehentbub, wie er gerne allenthalben genannt wurde, lustig in die Höhe wie ein Rebensprößling, und machte wenigstens das Sprüchlein zu Schanden, daß die zehnte Garbe durchweg die schlechteste sei. Der liebe Leser wird mir dieses Lob nicht übel nehmen, selbst wenn ich

ihm das Geständniß mache, daß — ich selber der Zehent-bub bin! —

Nach acht oder neun Jahren aber wanderte ich einmal an der Hand des unvergeßlichen Mannes die Kornfelder entlang, die eben in voller Blüthe stunden und über die ein Schwarm von Lerchen seine jubelnden Psalmen ausgoß. An den Rainen hin wucherte Mohn und Kornblumen mitten unter den Halmen, und es kam die Rede darauf, wie sich in der Welt Alles so harmonisch paare zu Schönheit und Nutzen und wie Alles dem sinnenden Menschengemüthe ein Wegweiser sein könne zu gleicher Tugend. — So sprach der rüstige Greis zum Knaben, der ihm allgemach an's Herz gewachsen war und den er nach seiner Laune erzog. Ein Peripathetiker im schönsten Sinne des Wortes machte er unsere Morgen- und Abendgänge zur Schule, in welcher er mich bildete. Als wir an den Kreuzweg kamen, griff er mir lächelnd in die Locken und meinte, hier sei eigentlich der Sage gemäß meine Geburtsstätte und wenn ich's dazu brächte, müßte ich mir hier mein Stammschloß gründen. Vorderhand wolle er die Stätte zeichnen. Ein Monument werfe ihm die Pfarrpfründe nicht ab; aber — weil eben die Rede davon gewesen — einen Wegweiser wolle er hieher stiften dem Wandererer zu Nutz und Frommen, prangend in den freundlichen Landesfarben — denn dazumal galt noch der Partikularismus sein' Theil. —

So that er es auch; und das ist derselbe Wegweiser, der nun den Mantel so sehr nach dem Winde hängt, ein alter, morscher Geselle, dessen Arme die Richtung verloren haben, und alle beide nach dem Friedhofe deuten, wo nun der Stifter seit Jahrzehnten Rast hält.

II. St. Andreasnacht.

Jenseit des Flüßchens dehnt sich das Moor aus, eine fahle braune Fläche, spärlich mit Haidekraut und Wasserschmele überwuchert, erst in den letzten Jahrzehnten vom Torfstiche verletzt. Ein schmaler überkiester Gangsteig führt etwa eine halbe Wegesstunde einwärts in das schwarze Filz, wie dieser Strich genannt wird, und mündet in einen überstockten, sonnverbrannten Wiesplatz. Ein abgetriebener Waldgrund hebt sich etliche Fuß über die feuchte Niederung, gegen welche ihn eine natürliche Böschung abgränzt. Nur ein Paar vereinsamte, graue, überständige Wettertannen strecken darüber noch ihre Aeste mit den langbartigen Flechten aus, die bis an den Boden streichen. — Seitab stand zur Zeit meiner Kinderjahre eine verfallende Hütte. Jetzt verräth nur noch zerbröckeltes Mauerwerk den Unterbau.

Nirgends mag uns das Gefühl der Oede und Einsamkeit so drückend überkommen als auf Haide und Moor, und nie mehr als im Mittsommer. Kein Geleise eines Fuhrwerks — keine Spur eines Menschentrittes — keine Fährte eines Wildes! Die Moosbündel geben nur dem Tritte nach, um alsbald wieder aufzuschwellen, und ihre trügerische Unterlage zu bergen. Brennt dann die Sonne, so dampft es von der Erde auf wie böses Wetter. Dazu die Stille, vom schrillen Pfiff des Kibitzes, der auf den Wandernden haßt, und vom melancholischen Ruf der Moosgrille wie von einzelnen Lauten eines Klageliedes unterbrochen.

Eine Staffage wie die oben geschilderte läßt dieses Gefühl der Verödung nur noch deutlicher hervortreten. Wo fände sich auch ein gleich trostloses, unerquickliches Bild als das einer verfallenen Bauernhütte? Da rankt kein Immergrün fortlebender Erinnerung sich um das verwitterte Gestein, — kein Gedächtniß einer zusammengestürzten Größe waltet über den Trümmerresten! Wir stehen an der zerstörten Werkstätte der Alltäglichkeit. Heute räumen sie den Schutt weg, und über's Jahr wuchert Schierling über der Stelle vergessenen Elends!

Vordem mag es hier lustiger gewesen sein, als die Paar Jaucherte noch mit schönem Schlagholz überwachsen waren und der Sonnenbrand den Grund nicht ausgedürrt hatte. Da lag das Stücklein Land wie ein frischbegossener, saftgrüner Fleck mitten im braungesengten Moore, und ein schmuckes Bauernhäuschen sammt dem von Schlehdorn und Hagebutte umheckten Wurzgarten ließ sich überschatten von den weitästigen Rothtannen.

Die Stelle befand sich so ziemlich im Herzen des Moosreviers, welches — ein churfürstliches Leibgehege — keine geringe Ausbeute an Rothwild und Rehen, Spielhähnen und Moosschnepfen bot. D'rum war der Sitz auch nicht übel gewählt für die Jagdwarte, die seit unfürdenklicher Zeit bis herauf zu den Tagen des churpfalzbaierischen Karl Theodor in dem einsamen Häusel wohnten und die Giebelwand allgemach mit einer Reihe stattlicher Rehgewichte und Hirschgeweihe ausstaffirt hatten.

Der letzte Forstwart, der zu meiner Zeit noch wohl in der Leute Mund war, galt sein Stück bei den Dirnen in der Nachbarschaft, denen der saubere, geschlachte, stämmige Bursche nicht wenig in die Augen stach. Dauerte auch nicht lange, so ging er dem Rainhauser zu Lauterbach gewaltig in's Gehege, bis er sich endlich im Garne verrannt hatte, das ihm dessen einziges Töchterlein, die Loni, gesteckt.

Der Rainhauser Bauer stand im Rufe eines vermöglichen Mannes. Das mochte wohl den Jäger zuvörderst veranlaßt haben, um die Hand seiner Tochter zu werben, obwohl es sich auch sonst um des Mädel verlohnte. Denn die Loni war weitaus die hübscheste Dirne im Unterlande, und der Altmannsbacher Friedl, der bisher ihr Schatz gewesen, konnte es kaum verschmerzen, daß sie ihm treulos wurde.

Wie es nun eben geht — Jahr und Tag nach der Heirath des Jägers kam der Rainhauser mit seinem Anwesen auf die Gant, ehe er noch seinem Schwiegersohne das Drittheil der versprochenen Mitgift ausbezahlt hatte. Das veranlaßte schlimme Begegnungen im Jagdwarthäusel. Hatte doch der Unfriede schon vordem an die Thüre geklopft und zum Fenster herein geguckt, ehe noch kaum die Flitterwochen ihren Blüthenstaub abgeschüttelt. Nun richtete er sich vollends wohnlich ein im Hause. Das wollte sich auch nicht ändern, als die arme Loni ein Büblein auf den Armen wiegte; ja, der Mann ward wo möglich noch unwirscher, als sich noch ein Mitzehrer an dem nothigen Gehalte fand, der kaum an seine eigenen Bedürfnisse reichte. Den Wohlstand hatte er sich erheirathen wollen; nun sah er sich betrogen und sein unschul-

biges Weib mußte es büßen. — Das gab eine schlimme Wirthschaft! —

Nicht viel erquicklicher war dazumal der Haushalt im ganzen Baierlande, auf dem der eiserne Arm des Pater Frank, des churfürstlichen Beichtvaters, ruhte. Der Hofhalt des Churfürsten kostete viel Geld; den Ausfall mußten die Steuern decken, für welche kein anderer Maaßstab galt als das allerhöchste Bedürfniß. Dazu kam noch das Heer kostspieliger Günstlinge, von denen sich das unzufriedene Volk mancherlei in's Ohr raunte.

Zur selben Zeit — so erzählte man sich — sei auch unserm Jagdwarte ein Licht aufgesteckt worden über das Geheimniß seiner Geburt. Darum habe er sich eines schönen Morgens aufgemacht und sei gen München gewandert, um sich am Hoflager Aufklärung zu suchen. Wie ihm dieß gelungen, weiß man nicht; über acht oder vierzehn Tagen aber meldete ein Brieflein seine Fortschritte in der Gunst der gnädigen Herren auf der Marburg und seine Bestallung als Leibjäger eines vollwichtigen Hofschranzen. — Für die arme Strohwittwe lag nicht viel Trost in der Kunde dieses Glückes; denn davon, ob und wann er Frau und Kind heimzuführen gedenke, ließ der frischgebackene Leibjäger kein Wörtlein fallen, und — der erste Brief war auch der letzte. Die Tage wuchsen zu Wochen und Monden, mit ihnen die Noth und die Sehnsucht des verlassenen Weibes, bis es davon bewältigt ward. Da überließ sie ihr Kind einer freundlichen Seele zur Behütung für ein Paar Tage, und ging selber nach München. Eine traurige Botschaft wartete ihrer. Der Churfürst, überdrüssig der Ungunst des altbayerschen Volkes, hatte die Woche vorher die Hauptstadt verlassen und sein Hoflager nach Mannheim verlegt, Land und Leute den Zufällen einer wetterschwülen, bangen Zeit überlassend. Was zum Hofstaate gehörte, war mitgezogen, und so war denn auch der Leibjäger seinem Herrn gefolgt, ohne sich weiter um Weib und Kind und Hauswesen zu bekümmern. Niedergeschmettert von der erschütternden Nachricht hatte die trostlose Loni kaum mehr die Kraft, sich heimzuschleppen. Der Anblick ihres Bübleins hätte sie vollends um den Verstand bringen mögen, und sie wußte des Elends und Jammers kein Ende! — Zu allem Glücke dachte bei der Verwirrung im Landesregimente Niemand daran, die Jagdwartstelle mit einem Nachfolger zu besetzen, und nachgerade ward das Revier der benachbarten Forstei einverleibt, ohne daß man Verfügung traf über das Jagdhaus. So hatte die Strohwittwe mit ihrem Kinde doch einen Unterschluf und eine Stätte, wo sie ihren Schmerz geruhig ausweinen konnte.

Man führt heutzutage viele Klagen im Munde, welche zur selbigen Zeit auch gang und gäbe waren. Dazu gehört denn insbesondere, daß wir die Menschen in Summa gewaltig viel schlimmer beurtheilen, als sie sind. Halten wir uns doch selbst für minder tadelnswerth, obgleich wir denselben Quell des Unwillens, der Widerwärtigkeit, des Hasses und Neides im eigenen Herzen fänden, wenn wir nur Willen und Muth hätten, seine Falten vor uns auszubreiten und seine Tiefen zu ergründen. Wie gerne setzt sich der Mensch außerhalb des Kreises der Menschlichkeit, und legt von seinem archimedischen Standpunkte aus einen willkürlichen Maaßstab an die Moral der Welt! — Wir werden, wenn wir uns erst selbst des Wahnes menschlicher Unfehlbarkeit völlig entschlagen, viel mehr Mitleid, Edelmuth, Liebe, Entsagung — mit einem Worte viel mehr Tugend unter den Menschen finden, als wir bis dahin glaubten.

Das erfuhr auch die Loni, welche in ihrem Unglücke manch theilnehmendes Herz fand, und just da am ersten, wo sie es am wenigsten vermuthete, dem bekannten Sprüchlein zum Trotze, daß in der Noth viel Freunde gingen auf ein Loth. Zu diesen freundlichen Seelen gehörte insbesondere ihr ehemaliger, so treulos verlassener Schatz, — der Allmannsbacher Friedl. —

Friedl hatte seiner Eltern Haus und Anwesen übernommen, und war, was man so sagt, ein gemachter Mensch. Denn die Hofrieth suchte ihres Gleichen in der Nachbarschaft, und der junge Bauer war als ein braver Haushalter allenthalben bekannt. Nur zum Heirathen konnte er es nicht bringen, weil ihm eben seine Geliebte von ehedem trotz ihrer Untreue noch immer in Kopf und Herzen lag. Als aber die Tage der Heimsuchung über das arme Weiblein hereinbrachen und ihm da und dort die Kunde zu Ohren kam, wie schlecht es der Verlassenen ginge; da vergaß er die erlittene Unbill vollends, und — Mutter und Kind waren versorgt, ohne zu wissen, woher es käme.

'S ist aber nichts allzufein gesponnen, sagt man, und nachderhand erfuhr eben die Loni doch, daß es der Friedl sei, der sie noch oben hielt. — Es war ein harter Gang — doch konnte sie sich dessen nicht entschlagen! Und so machte sie sich denn eines Sonntags nach dem Amte auf, ging zum Bauern, um ihm zu sagen, wie schwer es ihr fiele, gerade von ihm Almosen anzunehmen, und er möcht' es doch sein lassen für die Folge; sie wolle sich ehender*) die Finger wund spinnen und am trockenen Brode sich's genügen lassen. Die Thränen aber unterbrachen ihre Rede und das Herzeleid übermannte sie, daß sie schluchzend an der Ofenbank zusammenbrach. Die alte Austräglerin, die just mit in der Stube war, brachte das Fürtuch nicht von den Augen, so erbarmte sie das Elend der jungen Frau, und dem Friedl ging's schier nicht besser. Daß er nicht weinte, das machte nur, weil er der Thränen sich schämte. Was ihm aber auf den Lippen schwebte, das hatte die Mutter alsbald herausgeplaudert. Es lag ja nicht so ferne, obwohl es ihm selber die Stellung der Frau und sein früheres Verhältniß zu ihr vorzuschlagen verbot. Auf dem Hofe — meinte die Alte — sei doch übrig Platz für Mutter und Kind, und wo ihrer zween oder drei sich satt äßen, könne auch der Vierte noch mithalten. Dann bedürfe sie auch des Almosens nicht mehr, sondern könne von ihrem Verdienste zehren, wenn sie bei der Arbeit mithelfen wolle. — Wohl gab es mancherlei Grund und Gegengrund, und die beiden Betheiligten selbst fühlten das Verhängnißvolle dieses Vorschlages am tiefsten, obwohl es schlichte Bauersleute waren, denen man gerne derlei feine Regungen absprechen möchte, wenn sich's thun ließe. Aber — Noth hält schwer an Gebot! Die Loni ließ sich endlich überreden, und nach zwei Tagen schloß sie — nicht ohne viele Thränen — die Thüre des Jagdhäusels hinter sich ab und

*) Ehender = lieber.

wanderte, ihr Knäblein auf dem Arme und ein schmächtiges Bündel in der Hand, über das Moor die Leiten entlang bis zum Kirchberger Bühel, auf dessen Rücken die Hofrieth des Allmannsbachers sich ausbreitete mit Scheuer und Stallungen, ein stattlicher Bau, Alles rein und blank und frisch getüncht, die Fensterlädlein hellgrün bemalt und schier über die Hälfte des Wohnhauses hin das Laubdach einer mächtigen Linde. Wie einladend Alles! — — und dennoch blieb das Weib halbwegs auf der Anhöhe stehen, und warf noch recht schmerzliche, sehnsuchtsbewegte Blicke thalab — über die Haide hin — bis zu den dunklen Tannen seines verlassenen Heimatls!

Wunderliches Ding, das Menschenherz! Mit eigensinniger Laune hängt es an der Stätte, wo des eigenen Heerdes Feuer glomm, sei es auch, daß jede Diehle Zeuge eines schmerzlichen Erlebnisses gewesen, daß an jeder Wand das Memento eines unglücklichen Tages zu lesen! Es finden sich in unserer Zeit etwelche Leute, die mühen sich ab, auch diese besondere Heimatliebe als eine menschliche Schwäche abzustreifen. Es geht nicht; denn diese Schwäche hängt, eben weil sie menschlich ist, mit unserem ganzen Wesen zusammen, und für ihre Verläugnung bestraft uns selber die bittere Thräne des Heimwehs!

Und doch läßt sich Alles gewöhnen. Nach Jahr und Tag war die Loni heimisch beim Allmannsbacher Friedl, und dieser hinwiederum gewohnt an den Anblick der Frau, so daß er nachgerade an ihr vorüberging, ohne eben viel Herzklopfen zu verspüren. Dieß war insbesondere der Fall, seit ihm die Mutter so viel in den Ohren lag von wegen einer Schwiegertochter, und als sich zuletzt doch Eine unter den Töchtern des Landes fand, von welcher er meinte, er könne ein Leben lang mit ihr aushalten und haushalten. Des Lenzbauern Margarethe war eine wackere, handsame Dirne mit einem runden Gesicht und ziegelrothen Wangen, sonst eben nicht sehr auffallend. Die Loni mit ihrem Mariengesichtlein sah freilich so viel zart und fein neben ihr aus, wie ein weißes Röslein neben der Pfingstrose, obwohl ihr die Blüthe längst von den Wangen gefallen war. Dazu trug die letzte Erfahrung nicht am wenigsten bei. Sie ward noch bläßer, und ihre Augen sanken tiefer ein, ohne daß der Friedl vermuthen konnte, daß es vom vielen Weinen herkäme. Denn vor den Leuten trug sie ein freundliches Gesicht, und nur insgeheim — über der Wiege ihres Bübleins — am Morgen bei der einsamen Mahd oder wenn sie Abends am Kammerfenster saß und den Wolken nachlugte, ließ sie das Herz übergehen in Thränen. — Ob sie sich wohl viel nach ihrem entlaufenen Manne sehnen mochte? Ob ihr wohl das Bettelbrod schlimm bekam, wenn sie der früheren glücklichen Zeiten gedachte? Da und dort vermuthete es Einer, der sie mit theilnehmenden Augen betrachtete, ihre sichtliche Abnahme gewahrte, und nicht just mit Heirathsgedanken sich trug wie der Allmannsbacher.

Dem war aber nicht so. Die Vergangenheit lastete auf ihr gleich einem Fluche; ihres Mannes gedachte sie wie eines bösen Engels, der ihr den Eintritt wehrte in's Paradies; — ach, und die alte Liebe, die erste Liebe ging wieder auf in ihrem Herzen, groß wie eine Sonnenblume, — aber jedes Blatt wie eine schneidende Lanze, die von Tag zu Tag wuchs und sich tiefer einsenkte in ihr Herz, — die Liebe zum Friedl!

Es war im Spätherbst, und Ostern darauf wollte der Bauer Hochzeit halten mit der Margarethe. Die Familie saß in der Baumannsstube um den brennenden Spahn im Lichtstocke, zunächst die Mutter, dann Knechte und Dirnen und mitten darinnen die Loni, die von Zeit zu Zeit abging, um nach ihrem Kinde zu sehen, das sie in der Kammer droben bereits zum Schlafen gebracht hatte. Friedl kauerte auf der Ofenbank; er hatte des Tages über nach seiner Art fleißig geschafft und war müde geworden, daß ihm fast die Augen zufielen, während er im Kalender blätterte. Loni warf zuweilen einen heimlichen Blick auf ihn. Die Spinnräder der Dirnen aber surrten eifrig im Takte, und wer was wußte, gab es nebenbei zum Besten, schaurig oder lustig, wie es ihm eben beikam.

„Ist nicht heute die Andreasnacht?" hub der Friedl nach einer Weile an, indem er dem Kalendermann nachrechnete, bis er den Tag fand. „Ja woltern,*) — und ich hab mir's auch gleich gedacht, weil der Sturm d'rauſſen so hinweht über 'n Bühel, daß man die Föhren 'rüber rauschen hört. Das ist doch alleweil eine verdammt schaurige Nacht! Gibt's nicht Gespenster und Herenspuck, so hört man sonst von einem Unglück unter Menschen oder Vieh. Ist nicht ferten**) um dieselbe Zeit des Schusterthomas Bub' im Moor versunken, wo er sich weiß der Himmel wie vergangen hatte? Und als dem Nachbar Wagner ein Strolch das Haus über'n Kopf anzündete, stund auch just Andreas im Kalender."

„Ja" — fiel ihm hier der Pferdeknecht in die Rede — „und als vor drei oder vier Jahren der Haubenbauer so gäh' das Zeitliche gesegnete — 's war alleweil noch ein kräftiger Mann, dem kein schlechter Trunk mundete, obwohl er schon sieben Jahre im Wittwerstand lebte, — war ihm auch zehn Tage vorher in der Andreasnacht sein Weib seliger erschienen, bleich und gruselig anzusehen, in einen Leilacken gewickelt, und hat ihm gewinkt und darnach die zehn Finger in die Höhe gereckt; das hat die zehn Tage bedeutet!" — —

Da gab der Hofhund Laut, und ein heulender Windstoß schlug die äußere Hofthüre mit gewaltigem Gedröhne zu, daß die Weiber zusammenschracken und enger auf einander rückten. „Lug, Michel, was es gibt!" bemerkte die Mutter. „Hat wieder einmal der Bub das Thor angelweit offen lassen, daß Wind und Wetter damit handthieren können! Leg' den Fassan an die Kette und schau im Stalle nach, ob sich nicht ein Stück losgerissen. Ich hör' alleweil rumoren. Das ist ein Schandwetter, mein Eid!" Der Knecht erhub sich mit jener titanischen Seelenruhe, wie man sie nur im südbayerschen Flachlande findet, und verließ die Stube.

„Du mein!" — also knüpfte die Mitterdirne nach einer Weile den Faden des Gespräches wieder an, indem sie der Spuhle einen kräftigen Schneller gab, als wollte sie damit alle schlimmen Gedanken von sich wegschleudern. „Gebt Fried' mit dem unheimlichen Geschmatz,***) das einem Christenkinde die Nachtruhe verdirbt! Schilt mir Keiner den heiligen Andreas, den Schutzpatron aller Liebesleut', die ein Preſt auf dem Herzen haben! Wahr ist's, was ich sage, und ich hab's noch

*) Freilich. **) Voriges Jahr. ***) Geschwätze.

immer gehört, in der Andreasnacht, wenn Einer gerade um zwölf Uhr mit zwei brennenden Kerzen sich vor den Spiegel stellt und seines Schätzles Namen dreimal ruft, daß ihm Antwort wird und er's erfährt, ob aus der Heirath etwas wird oder nicht.“

Die Dirnen kicherten, und als darauf Friedl zufällig einen Blick auf die Loni warf, glühete diese hell auf und ward alsbald wieder blaß bis in die Lippen. Da trat mit einem derben Scheltworte der Knecht wieder in die Stube und unterbrach die Szene. Im Stalle war Alles ruhig; das Hofthor war in's Schloß gefallen; aber Fassan, das treue Thier, lag unbegreiflicher Weise verendet hart an der Umfassungsmauer des Gehöftes. So entstand ein allgemeiner Rumor. Man erschöpfte sich in Vermuthungen, man lief ab und zu, um das Unglück näher zu betrachten, und die Andreasnacht hatte sich eben wieder gewohnter Maßen eingestellt, wie Friedl sagte. —

Loni war mittlerweile auf ihre Kammer geschlichen. Ihr Büblein schlief prächtig in der Wiege. Sie neigte sich darüber hin, und — ein brennender Tropfen fiel auf dessen Stirne. Es liegt etwas Verlockendes in der ersten Thräne. Hat sie einmal die Pforte geöffnet und den Weg gewiesen, so drängt sich alsbald eine ganze Fluth nach. Loni konnte des Weinens kein Ende finden. Ihr war es, als stünden alle schmerzlichen Erinnerungen aus ihren Gräbern auf und zögen an ihr vorüber — ein wahrer Leidenszug — und hintendrein ginge die Schmerzensgestalt ihrer unglücklichen Liebe zum Friedl! — —

Wo gibt es aber eine Noth im Menschenleben, die so tief wäre, daß nicht das ausgeworfene Senkblei der Hoffnung darinnen Grund fände? Waren nicht bis Ostern noch sieben Monate? Was konnte in dieser Zwischenzeit nicht Alles geschehen, — der Friedl seinen Sinn ändern, — des Lenzbauern Tochter einen Anderen heirathen, und ihr Mann — — Loni schauerte zusammen, erschreckt durch ihre Gedanken und durch das leise Geräusch, welches sich draußen auf der Laube vor ihrem Fenster vernehmen ließ. Sie fürchtete sich, es könnte eine Seele ihre unlautern Gedanken belauscht haben. Zögernd öffnete sie die kleinen verkremsten Scheiben, — Alles war still! Der Wind hatte sich gelegt und wisperte nur noch leise durch den Lindenbaum, der seine letzten fahlen Blätter abschüttelte. Zwischen den verjagten Wolken stahl sich das Mondlicht durch. — Da klang der Schlag der Thurmuhr vom Dorfe herauf, — es war Mitternacht. Loni sprang zurück — die Erzählung der Dirne kam ihr zu Sinne — ein Fieberfrost schüttelte sie; aber sie konnte den verwegenen Versuch nicht lassen. Mit zitternder Hand zündete sie den Wachsstock an, der bisher unverletzt, ein theures Weihnachtsgeschenk des Stillgeliebten, auf dem Schranke stund. Am schmalen Pfeiler zwischen den beiden niederen Fenstern hing das erblindete Stücklein eines Spiegelglases, das ihr blasses Gesicht noch gespensterhafter zurückwarf. Sie stellte sich davor hin. Die Kerzenlichter flackerten, wie zwei hüpfende Moorflämmchen. „Friedl!“ — klang es ihr über die bebenden Lippen, — „Friedl — Friedl“ — aber das Wort erstarb ihr, ehe sie es das dritte Mal vollends ausgehaucht! Ihr starrer, wahnsinniger Blick glitt zur Seite ab — durch's offene Fenster lugte das Haupt eines Mannes,



hager, bleich, verwildert, die thaunassen Haare in schwarzen Strängen über die Stirne herabhängend; aber sie erkannte die verzerrten Züge — das Gesicht ihres Mannes! Ein Moment — dann fielen ihr beide Lichter aus den Händen, und mit einem gellenden Schrei stürzte das Weib ohnmächtig zu Boden. —

Die Herbstsonne schien freundlich des anderen Tages in das Kämmerlein, darinnen Loni verstört und todtkrank auf dem Bette lag. Ein hitziges Fieber hielt sie nieder sieben Wochen lang. In ihren wirren Phantasien ließ sie die Erlebnisse jener unglücklichen Nacht errathen, und was sonst noch damit zusammen hing, erfuhr der Bauer alsbald, als er die Truhe im oberen Gelasse erbrochen fand und ein Säcklein alter Thaler vermißte. Der Dieb aber war von dem Augenblicke an wieder verschollen, wie vorher.

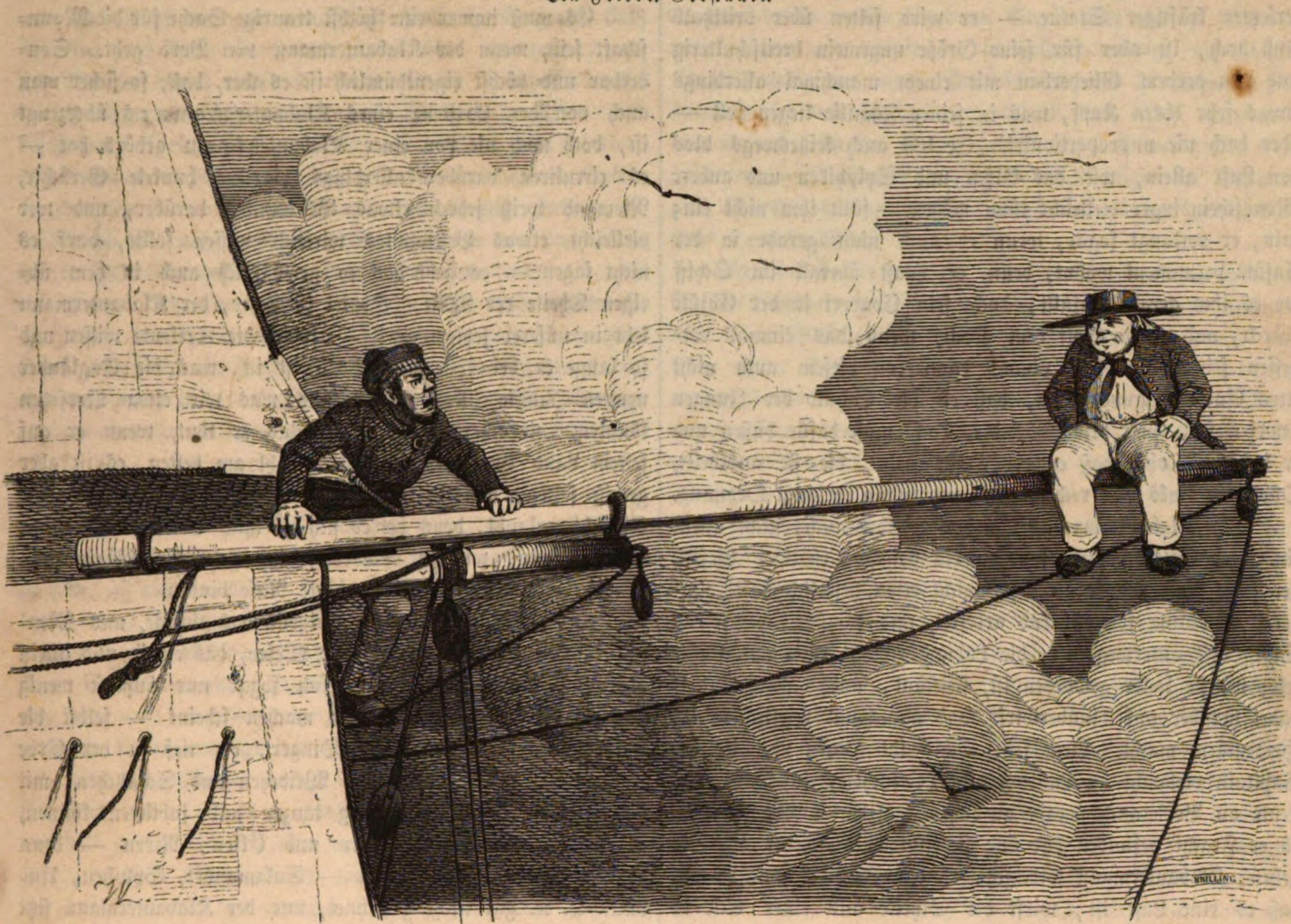
Loni genaß wieder. Es liegt oft eine räthselhafte, unbegreifliche Zähigkeit in einer scheinbar zerbrechlichen Hülle. Als es auf Ostern zuging, verließ sie den Allmansbacher Hof; kein Mensch konnte sie zurückhalten. Also bezog sie wieder das verlassene Jagdwarthäusl im Moore. Kurz nach Friedls Hochzeit starb ihr auch ihr Büblein —

„Wie eine Blum' über Nacht verblüht,
Auf die umsonst der Frühthau sprüht!“

Auch das überstand die kleine schmächtige Frau. Sie ist alt geworden mit ihrem Gram. Schier daß noch das einsame, verlatterte Haus so lange in den Fugen hielt, bis sie am Schragen lag! —

Der Klabautermann.

Von Friedr. Gerstäcker.



Ich werde meinen alten Freund wohl erst bei dir einführen müssen, lieber Leser aus dem „inneren Lande," denn oben im Norden, an der Weser und Elbe und Schelde kennen sie ihn gar wohl den wackeren Klabautermann, den Freund der Seeleute — oder fast mehr noch ihrer Schiffe und den treuen Begleiter auf ihren weiten gefahrvollen Reisen. Aber auf's feste Land kommt er nicht, er hält es nicht aus auf dem trocknen unbeweglichen Boden, und zwingt ihn die Noth vielleicht einmal irgend auf einer Insel, an der sein eigenes Schiff gescheitert, zu hausen, bis er ein anderes findet auf dem er wieder Passage nehmen kann, so ist ihm das nichts weniger als angenehm und er kann sich dann mit den Bewohnern dort nicht im geringsten vertragen. Ich weiß ein solches Beispiel und es wäre beinahe der Tod des armen Klabautermannes gewesen, obgleich Klabautermänner eigentlich gar nicht sterben können.

Der Klabautermann also hat in seinen Gewohnheiten einige Aehnlichkeit mit der Katze, indem er sich, wie schon bemerkt, selten oder nie an besondere Menschen anschließt, sondern irgend ein Fahrzeug auswählt und auf diesem bleibt so lange es gesund und in gutem Zustand ist, — wird es aber leck oder alt, oder steht ihm sonst ein Unheil bevor, was der Klabautermann, vermöge seiner geistigen Fähigkeiten, leicht voraussehen kann, dann verläßt er das Schiff und sucht sich ein anderes, und es ist für die Schiffer dann auch immer ein sicheres Zeichen für eine unglückliche nächste Reise, wenn ihr alter Hausfreund auszieht, und sie allein darin zurückläßt. Der Klabautermann sagt es dann auch gewöhnlich den Ratten, die er besonders unter seinem Schutze hat, weil sie ihm manche lange Nacht im untern Raum Gesellschaft leisten, und die gehen dann auch meistens mit ihm. Fragt einmal einen der alten Matrosen, ob er sich auf einem Fahrzeug einschiffen möchte, das der Klabautermann und die Ratten verlassen haben — nicht für zwanzig Thaler den Monat — er würde eben so leicht daran denken in einem Waschtubben in See zu gehen.

Seiner gewöhnlichen Natur nach ist er unsichtbar, kann sich aber nichts desto weniger, wenn ihm das je nützlich oder angenehm erscheinen sollte, wenn er will, auf dem Schiffe zeigen, und thut das auch gar nicht selten, meistens aber doch nur bei wichtigen Gelegenheiten. Seine Tracht ist natürlich ächt seemännisch, blaue Tuchjacke und weiße weite Zwilchhosen, große Seestiefeln, die bis unter die Kniee reichen, ein wollenes Hemd, blau oder roth, wie es gerade seinem Geschmack zusagt, und eine rothe wollene Zipfelmütze. (Die rothe wollene Zipfelmütze ist freilich etwas altmodisch, er hat die aber noch aus der guten alten Zeit beibehalten, und trennt sich von ihr nur bei höchst feierlichen Gelegenheiten.)

Der Klabautermann ist übrigens nicht so groß als die übrigen Menschen, sondern eher von kleiner, aber äußerst untersetzter kräftiger Statur — er wird selten über dritthalb Fuß hoch, ist aber für seine Größe ungemein breitschulterig und von derbem Gliederbau mit einem manchmal allerdings etwas sehr dicken Kopf, was in seiner Familie liegen soll — aber doch nie unproportionirt. Er lebt auch keineswegs blos von Luft allein, wie das Elfen und Sylphiden und andere Mondscheindinger vielleicht thun mögen — fällt ihm nicht ein; nein, er verlangt sogar, wenn er auch nicht gerade in der Cajüte permanent wohnt, denn er haust überall im Schiff wo es ihm gerade einfällt, doch sein Couvert in der Cajüte gedeckt, und gnade Gott dem Koch, wenn das einmal vergessen sein sollte. Er nimmt dann von diesem auch nicht etwa Entschuldigungen an, daß es die Schuld der Jungen gewesen sei, Gott bewahre, der Koch muß dafür büßen und er bekommt, ohne daß er die Hand sieht, die sie austheilt, Ohrfeigen links und rechts. Klabautermann verlangt Ordnung.

Der Klabautermann ist außerdem aber auch, nicht allein ein guter Gesellschafter, sondern ein fleißiger thätiger Gesell, der seine Anwesenheit an Bord nicht etwa heimlich hält, sondern im Raum fortwährend arbeitet, und schafft; wenn das Schiff erst unterwegs ist, die Ladung zurecht rückt und schüttelt; wo sie locker geworden ist, feststaut, und das Stauholz dabei herüber und hinüberwirft, und manchmal wirklich einen Heidenlärm macht. Liegt sein Schiff im Hafen und ist der Capitain vielleicht an Land Fracht zu suchen, so können die Leute an Bord auch gerade an diesem Holzherumwerfen wissen, ob er Fracht gefunden hat und sie nun bald wieder in See gehen; Klabautermann wirthschaftet dann im Raum herum, daß es eine Lust ist, wirft die Scheite aus einer Ecke in die andere, und fängt an Platz zu machen für die kommende Ladung. Solch ein Zeichen trügt auch nie, denn Klabautermann hält viel zu viel auf sich und seinen guten Ruf, als daß er falschen Lärm schlagen sollte.

Wird aber Menschenblut auf einem Schiff vergossen, verläßt Klabautermann das Fahrzeug ebenfalls bei der ersten passenden Gelegenheit, und verhält sich dann, so lange er noch an Bord ist, so still und ruhig, daß die Leute oft schon geglaubt haben, er sei geradeswegs über Bord gesprungen. Das ist aber sicherlich nicht der Fall, Klabautermann gehört keineswegs zu den Strudelköpfen, die gleich, wenn ihnen einmal irgend etwas die Queere kommen sollte, über Bord springen; er kann allerdings schwimmen, aber liebt Salzwasser gar nicht so sehr, selbst muthwillig hinein zu setzen. Nein er wartet ruhig seine Zeit ab, aber seiner guten und friedlichen Natur ist Blutvergießen zuwider — das Schiff ist seiner Meinung nach entehrt und er will nichts länger damit zu thun haben es zu beschützen und zu bewohnen — es ist den Geistern der Rache verfallen, und zu denen gehört unser guter gemüthlicher Klabautermann wahrhaftig nicht. Geht er aber in einem solchen Fall von Bord, so nimmt er von Niemand Abschied, zeigt sich Niemandem und verkehrt überhaupt mit Niemandem mehr; nur wer recht aufpaßt, kann vielleicht hören, wenn er seine Kiste aus dem unteren Raum herauf schafft und dem Koch läßt er's wissen, daß er für ihn kein Gedeck mehr hinzulegen braucht, denn er drückt ihm den Teller, den dieser ihm hinsetzt, mitten von einander.

Es muß immer eine höchst traurige Sache für die Mannschaft sein, wenn der Klabautermann von Bord geht. Sonderbar und höchst eigenthümlich ist es aber, daß, so sicher man auch von der Existenz eines Klabauter m a n n e s überzeugt ist, doch noch nie von einer Klabauter f r a u gehört hat — es circuliren darüber allerdings einzelne dunkele Gerüchte, Niemand weiß jedoch etwas Bestimmtes darüber, und wer vielleicht etwas Bestimmtes wirklich wissen sollte, darf es nicht sagen — es geht das so gewöhnlich auch in dem übrigen Theile der Welt. Soviel ist sicher, der Klabautermann lebt in unserer jetzigen Zeit — soviel die Seeleute wissen und so lange er bei ihnen an Bord ist in, was die Engländer nennen „single blessedness“ und was wir etwa übersetzen könnten, „einfacher Seligkeit“. Was er thut, wenn er auf festem Land ist, weiß er selber wohl am besten, es ist aber gewiß selten, daß er hierin einem armen Sterblichen eine Einsicht erlaubt, denn da er sich je nach Belieben unsichtbar machen kann, wird er Andern seine geheimen Gänge und Wege eben nicht freiwillig auf die Nase binden.

Der Klabautermann ist übrigens das einzige, uns Menschenkindern bekannte überirdische Wesen, das einzig und allein als Masculinum besteht und sich sogar nur äußerst wenig aus dem schönen Geschlecht zu machen scheint — selbst die Gnomen — kleine knirpsige Dinger, die tief in der Erde Schachten wohnen, haben ihre Weibchen und Schätzchen, mit denen sie zu Zeiten gar lustig tanzen und jubiliren können, ebenso alle anderen Nymphen und Elfen, Nixen — denn es gibt d e r und d i e Nixen — Salamander, Sylphen, Undinen &c. &c. gar nicht gerechnet, nur der Klabautermann sitzt still und einsam auf seinem erwählten Schiff, und zieht damit allein und freundlos in die weite See hinaus, oft in langen langen Jahren nicht wieder heimkehrend, und doch immer gutmüthig mit denen, die er einmal in seinen Schutz genommen, nie mürrisch und unzufrieden, nie zänkisch und gehässig, wie man das sonst wohl so häufig bei alten Junggesellen findet. — Es liegt wirklich etwas rührendes in dem Charakter des Klabautermannes.

Doch da ich den Leser hier mit einem der Klabautermänner, einem guten lieben Freunde von mir, näher bekannt machen will, so wird er da wohl auch noch manches von den näheren Eigenthümlichkeiten dieses kleinen wackeren Seegeistes erfahren, und ich will der Erzählung deßhalb weiter nicht vorgreifen. Andere Erzähler würden übrigens unter die Ueberschrift ihrer Skizze „Der Klabautermann“ wahrscheinlich auch noch — „e i n e V o l k s s a g e“ gesetzt haben — ich habe das aber n i c h t gethan, und zwar deßhalb nicht, weil es in der That gar keine Volks s a g e, sondern ein wirklich bestehendes Wesen ist, das nicht etwa blos in den Köpfen und der Einbildungskraft einiger alter, grau gewordener Seeleute lebt, sondern noch auf vielen vielen unserer deutschen und holländischen Schiffe wirklich haust, und sich nur in den letzten Jahren etwas mehr zurück gezogen hat, weil eben in der ganzen Schifffahrt und dem Leben der Leute manche Neuerungen eingetreten sind, die sich nicht mit seinen alten soliden

Gewohnheiten vertragen, und — grad herausgesagt — weil es auch jetzt sehr viele Schiffer giebt, die, wenn sie im Geheimen auch wohl recht gut von seiner Existenz überzeugt sind, öffentlich doch ihren Spaß und Spott über ihn haben, und sich Wunder etwas einbilden, wenn sie die Freigeister dabei spielen können. Klabautermann ist ein viel zu stilles und bescheidenes Wesen große Ansprüche zu machen, aber so etwas kränkt ihn denn doch auch, und geht das mit unserer Cultur so fort wie in den letztern zwanzig und dreißig Jahren, so möchte ich gar nicht dafür einstehen, daß wir von dem „Letzten der Klabautermänner" zu hören bekämen, was mir recht von Herzen leid thun sollte. Für jetzt leben und wirken sie aber noch, wir können sie noch hören und manchmal, in günstigen Augenblicken auch sehen, und meine kleine Erzählung vom Klabautermann ist deßhalb also nichts weniger als eine Volkssage, sondern eher eine Skizze aus dem Leben eines Klabautermannes.

Es sind jetzt gerade drei Jahre her — und zwar am 1. März 1849 — denn da ich dem Leser eine wahre Geschichte erzähle, ist es nöthig, etwas genau mit dem Datum zu sein — als ein kleiner Schuner, oder vielmehr eine Galeotte, was sie auch droben einen Brigschuner nennen, von nicht mehr als höchstens sechzig Tonnen, auf der Weser, eine kleine Strecke unterhalb Brake, fertig zum Auslaufen lag, und nur noch auf den „Capitain", wie sich der Führer desselben gern am Lande und stets an Bord nennen ließ, wartete.

Ein paar Worte werden genügen, den Leser mit dem Fahrzeug selber bekannt zu machen, das von außen rauh und ungeleckt genug aussah, eben von einer Reise um Cap Horn oder von einer Wallfischfahrt zurückgekehrt zu sein schien und von den Seeleuten dort manchmal mißtrauisch, meist aber mit irgend einer spöttischen Bemerkung über sein ganzes Aeußere betrachtet wurde.

Das Takelwerk sah noch ziemlich neu und gesund aus und an den Masten ließ sich nicht das Mindeste aussetzen; in der That waren die beiden Masten und Stengen erst ganz kürzlich neu eingesetzt und das kleine Fahrzeug wieder frisch aufgetakelt und kalfatert worden; wie aber die Kalfaterer den Rumpf gelassen hatten — die Näthe voll Pech, an einer Seite halb wieder glatt gekratzt, an der andern noch unberührt, so war er liegen geblieben, und die Segel, die eines starken Regens wegen, der die Nacht gefallen, gelößt herunterhingen, um wieder abzutrocknen, sahen so alt und geflickt aus, einzelne mit Theer beschmiert, andere mit alten viereckigen, runden und vieleckigen Fetzen ausgebessert oder vielmehr besetzt, denn ausbessern konnte man das gar nicht nennen, daß sie die Vermuthung vollkommen rechtfertigten, sie wären von allen möglichen andern Schiffen — theils zurückgekehrten Südseemännern, theils Auswandererschiffen, die solches Segeltuch nicht mehr fahren mochten, zusammengekauft und wieder, so gut das eben gehen wollte, zurecht geflickt.

Der Schuner hatte auch in der That nun schon volle vier Jahre abgetakelt, und gewissermaßen als Wrak in Curhaven gelegen und war kürzlich von dem jetzigen Capitain desselben, dem er noch tauglich genug schien, den Kostenpreis wieder herausschlagen zu können, aufgekauft und reparirt worden. Takelwerk und Masten hatten aber doch mehr gekostet, als Steffen Bechtholb, der Name des jetzigen Eigenthümers, erwartet haben mochte, und an Segeln und anderer Einrichtung mußte nun wieder so viel gespart werden, um einiger Maßen wenigstens einen Durchschnittspreis herauszubringen. Kein Pinsel voll Farbe war deßhalb auch noch auswendig oder inwendig an das Schiff gekommen, und wenn man dem „Steuermann" glauben wollte, so beabsichtigte der Capitain auch keineswegs, einen einzigen Topf voll an den „alten Kasten" auszustreichen.

Nur die Cajüte war ein klein wenig hergerichtet worden. Steffen Bechtholb hatte sich nicht umsonst so lang in der Welt und allen Welttheilen umhergetrieben, um auch etwas auf seine eigene Bequemlichkeit zu halten. Das kleine Fahrzeug mußte überhaupt früher einmal ein brillant eingerichtetes Schiff gewesen sein; den Spuren nach wenigstens, die sich noch hie und da in den Verzierungen der Cajüte zeigten, war an deren Ausschmückung nicht das mindeste gespart gewesen. Das Holzwerk im Innern war Alles von massivem Mahagoni und Palissanderholz, die Kuppen aber schwer vergoldet und die Thürklinken und Schlüssellochverzierungen sollten, wie man munkelte, von reinem massiven Silber gewesen sein. War das übrigens der Fall, so waren sie es auch wirklich gewesen, und Jemand, der mehr davon wußte, hatte sie sich sämmtlich sauber abgeschraubt und mit zu Hause genommen. Die jetzigen bestanden aus keinem kostbareren Metall, als Messing, die Steffen erst hier in Brake hatte neu einsetzen lassen.

So das Schiff. — Die Mannschaft bildeten: der Capitain, Steffen Balthasar Bechtholb; sein Steuermann, ein junger Schwede mit hellblonden Haaren und blauen gutmüthigen Augen; der Koch, ein Mulatte, erst kürzlich einem amerikanischen Schiffe davongelaufen; ein sogenannter „Cajütenjunge", hier aber ein alter Bursche von wenigstens 42 Jahren mit einem mürrischen, grämlichen Gesicht und Pockennarben, und vier Matrosen. Die Besatzung war allerdings nicht übermäßig stark, aber auch hinreichend für ein so kleines Fahrzeug.

Der kleine Schuner sollte irgendwo in der Elbe gebaut sein, er trug wenigstens noch auf seinem Stern sein altes Abzeichen, eine etwas roh gearbeitete und riesengroße hölzerne Schwalbe mit der Unter= oder vielmehr Umschrift: „Die Elbschwalbe," war aber nachher in amerikanische Hände übergegangen und Gott weiß zu welchem Handel und Geschäft ge= oder mißbraucht worden, — dann aber einmal in Winterszeit, als der frühere Capitän desselben ohne Lootse in die Elbe einlaufen wollte, auf den Strand gejagt und bald darauf um einen Spottpreis verkauft worden.

Der ganze Handel war privatim und ein wenig geheimnißvoll betrieben worden; der letzte Besitzer schien auch sehr wenig dafür gegeben und nicht im geringsten die Absicht zu haben, je im Leben das verunglückte Fahrzeug wieder in Stand setzen zu wollen. — Der jetzige Eigenthümer glaubte es aber zu seinen Zwecken noch recht gut brauchen zu können, und es sollte nun den Beweis liefern, ob es zu billig oder zu theuer angekauft war.

Die Elbschwalbe hatte nur ungemein wenig Ladung ein; etwas Kaffee und Zucker, einige Fässer Tabak, Cigarren, Kat=

tune, wollene Zeuge und Decken, wie mehrere andere Kleinigkeiten, nach Norwegen damit hinauf zu gehen und seine Fracht gegen Holz, Eisen und Kupfer einzutauschen und die Ladung war in den letzten Tagen besonders beeilt worden, da der Capitain gern noch wieder vor der Blokade, die am 26. desselben Monats beginnen sollte, in der Weser zurück sein wollte. Das deutsche Reich, wie wir es damals nannten, hatte dem benachbarten Dänen den Krieg angekündigt, und die Fahrzeuge des „deutschen Reiches" durften sich deßhalb nicht draußen in offner See erwischen lassen. Es geht das manchmal so in der Welt.

Doch wieder nach Brake zurückzukehren, so war es etwa Nachmittags um drei Uhr, die Fluth oder vielmehr die Ebbe günstig, eine leichte Brise von Süd Ost gerade stark genug, die Segel ein wenig auszublähen und der Steuermann schon so ungeduldig, wie nur je ein Steuermann mit voller Ladung, einen Anker auf und Segel gelöst, gewesen ist oder möglicher Weise sein konnte.

Endlich kam Steffen Bechthold aus Grosse's Hotel, wie das Wirthshaus in Brake etwas schmeichlerischer Weise genannt wird, kreuz fidel herausgesprungen, unter jedem Arm hatte er einen anderen Bremer Capitain, alle drei mit dicken rothen Köpfen und freudestrahlenden Gesichtern; an der Landung fielen sie sich noch einmal um den Hals, schwuren sich ewige Freundschaft und setzten Bechthold zuletzt in seine kleine Jölle hinein, die schon zwei Stunden dort auf ihn gewartet hatte und ihn jetzt, so schnell ihn eschene Ruder bringen konnten, an Bord seines eigenen Fahrzeugs schaffte.

„Der Alte" wie er und jeder andere Capitain gewöhnlich an Bord seines eigenen Schiffes genannt wird, war die Fallreepstreppe noch nicht ganz hinauf, als die Raaen schon herumflogen und die Schoten festgezogen wurden — das Tau, was sie noch am Lande festhielt, war gelöst, und während das kleine Boot hinten hängen blieb und nachgezogen wurde, bewegte sich die Elbschwalbe langsam vom Ufer ab und den Strom hinunter. Gegen Abend wehte ein frischer Süd=Ost, und vor Dunkelwerden verließ das wackere kleine Schiff, das viel besser segelte als man es ihm, seinem Aussehen nach, hätte zutrauen sollen, die letzte Wesertonne und befand sich in offener See. Capitain Bechthold, der in seiner Koje lag und schnarchte, daß es eine Lust war, verschmähte es, einen Lootsen an Bord zu nehmen, der Steuermann kannte aber das Fahrwasser eben so gut wie er, und brachte das Schiff allein hinaus.

Der Steward, wie er an Bord genannt wurde, mußte natürlich ebenfalls seine Wacht mitstehen und überhaupt Matrosendienste thun. Er und ein alter Matrose Namens Jahn — des Stewards Name (wie der Name sämmtlicher Matrosen und Kapitaine, die von Bremen aus schiffen) war Meier — waren die beiden Aeltesten an Bord und früher schon lange Jahre mitsammen gefahren, es versteht sich daher von selbst, daß sie hier unter lauter fremden Kameraden ebenfalls wieder zusammen hielten, noch dazu, da sie eine Wacht mitsammen gingen.

Die Wachten an Bord eines Schiffes sind in die Steuerbord= und Backbordwacht eingetheilt. Der Capitain hielt mit dem Steward Meier, der des Unterschieds wegen Tellermeier genannt wurde, mit dem alten Jahn, der aus Oldenburg stammte, und mit einem Finnen Clas genannt, die Steuerbordwacht.

Auf der Backbordwacht waren der Steuermann, zwei Bremer Matrosen, beide mit Namen Meier und des Unterschieds wegen Pech= und Theermeier gerufen und der Koch Scipio. Jetzt kennt der Leser die ganze Besatzung und es ist seine eigene Schuld, wenn er sich mit ihnen nicht befreunden kann.

Drei Tage waren sie in See gewesen, das Wetter und der Wind hatte sich ziemlich gut gehalten und der kleine Schuner bis jetzt seinem Namen keine Schande gemacht; so ruppig das kleine Ding aussah, so gut segelte es noch bei und vor dem Wind, und „der Alte" schien darüber auch eine so unmäßige Freude zu haben, daß er aus den Feiertagen gar nicht herauskam und ein Glas nach dem anderen, eine Flasche nach der andern zu Ehren seiner wackern Elbschwalbe leerte.

Nur die Art, auf die er dieß that, war eigenthümlich. — Er hatte im hintersten Spiegel des Schiffs eine kleine, vollkommen abgeschlossene Cajüte für sich, die der Steuermann auch nicht einmal Mittags zur Observationsberechnung betreten durfte, nur der Steward, Tellermeier, kam Morgens früh, wenn der Capitain noch im Bett lag, herein, machte rein und räumte auf, und nachher war dieser kleine Verschlag auch für ihn ein Heiligthum. Abends aber, und manchmal schon früh Nachmittags, ließ sich Steffen Bechthold einen Kessel mit heiß Wasser hinterbringen, schloß die Thür ab, schob zwei Riegel vor, und dann dauerte es auch keine Stunde, so fing es an in der Cajüte lustig herzugehen; Gläser und Löffel klirrten, Pfropfen flogen, der Capitain brachte in einer vollkommen fremden Sprache eine Gesundheit nach der anderen aus und sang zuletzt, daß das Verdeck dröhnte, manchmal bis spät in die Nacht hinein. Auf dem Steuermanne lag indessen die ganze Leitung des Schiffs und in der Capitainswacht nahm Clas der Finne, den sich Capitain Bechthold in dem Schuner mit aus der Elbe gebracht und gewissermassen zu einer Art Bootsmann gemacht hatte, seinen Stand auf dem Quarterdeck, hielt jedoch auch seine gehörige Zeit am Steuerrad, denn des ziemlich häufigen Nebels wegen war es zugleich nöthig, daß ein ziemlich regelmäßiges Ausguck nach vornzu gehalten werden mußte und die Wacht wäre sonst zu schwach gewesen.

An diesem Abend saßen Jahn und Tellermeier vorn auf der Back, die Beine nach der Gallion zu hinaushängend; Clas stand gerade am Steuer, und eine Weile hatten sie schon schweigend und Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, in die Nacht hinausgeschaut, als endlich Tellermeier seinen Ideen Worte gab und mit dumpfer, hohlklingender Stimme sagte:

„Der Capitain gefällt mir nicht, Jahn!"

„Mir auch nicht," erwiederte Jahn, und die Unterhaltung schien damit für eine ganze Zeit abgebrochen.

„Hast du den Klabautermann schon gehört?" fuhr Jahn endlich nach einer langen, wohl eine halbe Pfeife langen Pause fort.

„Ne!" rief Tellermeier schnell und drehte sich, jetzt voll=

kommen aufmerksam geworden, nach seinem Kameraden um, der aber ohne weitere Bemerkung ruhig fortrauchte — „haben wir einen Klabautermann an Bord? — wie kommt denn der in den alten Kasten?"

„Weiß ich nicht," sagte Jahn, „aber es gibt noch Unheil, der Alte will nicht, daß ihm Scipio ein Gedeck mit in der Cajüte auflegen soll, und Klabautermann ist ärgerlich darüber — vorgestern hat er dem Koch den großen eisernen Kaffeebrenner, der oben in der Cambüse hängt, auf den Kopf geworfen, und ihm gestern einen ganzen Korb mit Teller und Geschirr umgestossen und Scipio schwört Stein und Bein, er hätte gestern nach Tisch eine Ohrfeige gekriegt, daß ihm die Ohren den ganzen Nachmittag darnach geklingelt hätten — er will auch gar nicht mehr allein in der Cambüse bleiben."

„Was weis aber der Mulatte vom Klabautermann?" sagte Tellermeier erstaunt.

„Was er davon weis?" rief Jahn mitleidig — „ich denke, der Klabautermann wird's ihm schon auf die Haut schreiben, was er davon wissen soll; — übrigens hab' ich ihm gestern die ganze Geschichte ordentlich auseinandergesetzt, und da die Schwarzen bei sich zu Hause ähnliche Wesen haben, die bei ihnen wohnen und mit ihnen essen, und Scipio auch sonst ein ganz vernünftiger und gebildeter Mensch für seine Farbe ist, so ließ er sich leicht überzeugen.

„Wenn der Alte aber verboten hätte, ein Gedeck für den Klabautermann hinzustellen," sagte Tellermeier jetzt plötzlich, „so müßte ich doch eigentlich davon wissen, denn ich setze ja die Teller in der Cajüte auf, und er hat mir noch kein Wort davon gesagt."

„Setz' einmal eines hin und sieh, was der Alte sagen wird," brummte Jahn, „ich ging gestern zu ihm und stellte ihm die Sache vor, aber er lachte mir gerade in's Gesicht hinein und schwur, wenn ich ihm noch einmal mit einem solchen Unsinn käme, wollte er mich beklabautermannen!"

„Hm, hm, hm" murmelte Tellermeier nachdenkend für sich hin, „es geht kurios auf der Welt zu."

„Ja wohl gehts kurios auf der Welt zu," wiederholte aber Jahn — und jetzt leiser als vorher, als ob er fürchtete, daß ihn Jemand behorchen möchte, „und noch kurioser in der Cajüte dahinten" — er deutete dabei, ohne sich umzusehen, mit dem rechten Daumen über die linke Schulter — „als in der ganzen anderen Welt zusammengenommen — sag' einmal Tellermeier, mit wem trinkt denn der Alte Nachts in seiner Cajüte — mit wem stößt er denn an, und mit wem singt er denn solche heidnische Lieder? — wenn das mit rechten Dingen zugeht, will ich nicht Jahn Holzkeller heißen, wie ich christlich getauft bin. Bist du da so ruhig bei?"

„Ruhig bei?" flüsterte Tellermeier jetzt ordentlich leise und rückte, so nahe er konnte nach seinen Kameraden hinüber — „ruhig dabei? — da soll Einer auch ruhig dabei sein — mir arbeitets schon lange genug im Kopf herum und ich habe mir Mühe genug gegeben, dahinter zu kommen — aber keinen Fußbreit geh' ich der Thüre wieder näher, wenn sie's da drinnen zusammen haben, und wenn sie die Cajüte um und um drehn."

„Sie?" frug Jahn rasch, und nahm zum ersten Mal die Pfeife vor lauter Erstaunen aus dem Munde.

„Nun, der Alte wird doch wohl allein keinen Chor singen sollen?" sagte Tellermeier.

„Also Chor singen sie — hm? — aber wer sind denn eigentlich die sie — hast du noch gar Nichts davon wegbekommen können, Mann, du schläfst doch dicht vor der Cajüte und ich sollte denken —"

„Ja, ich habe auch gedacht," brummte Tellermeier halblaut vor sich hin, und neulich plagte mich einmal der Böse, daß ich's absolut heraushaben wollte. Wie ich also die Wacht zur Boye hatte, und der Heidenlärm dadrinnen erst recht los ging, denn schlafen konnt' ich ja doch nicht dabei, schlich ich mich leise an die Thür und versuchte, ob ich nicht durch's Schlüsselloch hineingucken könnte. Nun wußt' ich recht gut, daß der Alte das Schlüsselloch immer von innen mit Papier zustopft, dagegen hatt' ich mich aber vorgesehen, und meinen Pfeifenräumer mitgenommen, und wie sie denn nun drinnen am besten Jubiliren waren, drückte ich den leise in's Schlüsselloch und bohrte so lange, bis ich den kleinen Papierpfropfen inwendig glücklich hinein brachte."

Jahn hatte bis jetzt mit wahrhaft peinlicher Spannung zugehört, die Pfeife war ihm im wahren Sinn des Worts ausgegangen, und er sah aus, als ob er Tellermeier mit den Augen verschlingen wollte.

„Nun?" sagte er gespannt, als dieser einen Augenblick anhielt, um Luft zu schöpfen.

„So wie das Papier inwendig herunterfiel" fuhr der Steward noch leiser, und sich scheu dabei umsehend fort, „war auf einmal Alles todtenstill d'rinn — du kannst etwa denken, was ich für einen Schreck kriegte, und ich fuhr wie der Blitz zurück und wollte mich fortmachen — ich glaubte, der Alte hätte was gemerkt und dann gnade Gott — aber ich war noch keine zwei Schritte von der Thür als es drinn' wieder losging toller als vorher. Jetzt kam mir die Courage und ich glitt im Nu wieder auf meinen Posten."

„Und konntest du denn inwendig was erkennen?" frug Jahn im äußersten Interesse.

Tellermeier bog sich langsam zu ihm über, legte seine Hand auf Jahns Schulter und wollte eben den Mund aufthun, als sie Beide, wie vom Blitz getroffen, auseinander fuhren.

„Brassen!" sagte der Finne, am Steuerrad — „brassen da vorne!"

„Alle guten Geister, was mir der Schuft für einen Schreck eingejagt hat!" murmelte Jahn für sich hin, als er aufsprang, dem Ruf Folge zu leisten — „nachher" flüsterte er dann leise Tellermeier zu, und sie gingen nach Backbord-Seite hinüber, die Raaen dort ein wenig anzubrassen, der Wind hatte sich ewas gedreht und war auch stärker geworden. Jahn konnte aber die Zeit kaum erwarten, bis sie wieder vorn am Bugspriet saßen, und sie waren noch nicht oben, als er Tellermeier schon beim Arm nahm und sagte:

„Also hast du doch wirklich etwas gesehen?"

„Ne" — sagte Tellermeier, noch leiser als vorher, „aber ich hatte die Nase kaum gegen die Thür geklemmt, und eben die Lampe, die mitten auf dem Tisch stand, auf's Visier genommen, als es mir plötzlich eine ganze Parthie Schnupftaback

in's Auge bließ, und ich vor Schmerz und Schreck laut aufschreien mußte. D'rinnen ging aber jetzt erst recht der Teufel los, und ich kroch in meine Coye so schnell hinein, wie ich nur hineinkommen konnte und — Jesus meine Güte, wie mir das Auge weh that."

„Hör' einmal Tellermeier" sagte Jahn nach einiger Zeit, in der er nachdenkend wieder fortgeraucht hatte — „die Sache geht schief — das thut's nicht hier an Bord — und — der Finne gefällt mir auch nicht."

„Mir auch nicht" sagte Tellermeier jetzt, und fing an sich seinen Taback zu einer neuen Pfeife zu schneiden. Er schüttelte dabei in einem fort mit dem Kopf, aber er äußerte nichts weiter.

„Die Finnen sind überhaupt gefährliche Gäste," fuhr Jahn fort, — „ich trau' ihnen allen miteinander nicht — wo noch Unglück über ein Schiff kam, ist's durch einen Finnen geschehen — und mach' dir einen von den Hallunken zum Feind und sieh, ob du nicht ein böses Bein oder eine dicke Backe oder sonst was unnatürliches kriegst — sie haben's alle hinter den Ohren — und Clas auch."

„Der Capitain und Clas sind höllisch dick miteinander," sagte Tellermeier — „sie haben immer in'sgeheim miteinander zu schwätzen, und Clas ist auch schon einmal Abends mit unten in der Cajüte gewesen."

„Siehst du wie du bist!" rief Jahn schnell, aber jede weitere Unterredung wurde durch den Klang der Kompaßglocke unterbrochen, die die zehnte Stunde kündete und Jahn und Tellermeier zum Loggen wie den einen von ihnen an's Ruder rief.

Auf dieser Fahrt fiel weiter nichts merkwürdiges vor, nur bekam der Steward einmal Nachts im Schlaf einen solchen Hieb auf die Nase, daß sie ihm am andern Morgen dick aufgelaufen war. Er wußte recht gut, wo der hergekommen war und stellte gleich zum Frühstück, um sich nicht weiteren Mißhandlungen auszusetzen, einen dritten Teller auf den Tisch. Die Folge davon war, daß er mit dem Teller aus der Cajüte geworfen wurde und der Capitain fluchte hinter ihm her, nannte ihn Eselmeier und sagte, er hätte sich Nachts im Schlaf an die Nase gestoßen und sein Gehirn verletzt.

Damit war die Sache vor der Hand aus, und sie kamen nach einer sehr glücklichen Fahrt von acht Tagen ohne weiteren Unfall in Bergen an. Der Klabautermann hatte Nichts weiter von sich hören lassen.

In Bergen beeilte Steffen Bechtholb das Aus- und Einladen des kleinen Fahrzeugs auf das eifrigste, er nahm Leute dort an, die ihm helfen mußten, und am achten Tage, nachdem er vor der kleinen Stadt Anker geworfen, kam die letzte Stange Eisen an Bord. Denselben Morgen noch nahm er sein nöthiges Wasser und seine Provisionen ein und am 17. Morgens lichtete er die Anker und stand wieder in See, noch vor der dänischen Blokade im sicheren Hafen zu sein.

Capitain Bechtholb hatte ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht und war ungemein guter Laune, saß auch jetzt nicht mehr Abends allein in der Cajüte und sang und jubilirte, sondern hielt seine Wacht ordentlich auf Deck wie der Steuermann, pfiff aber die ganzen vier Stunden durch, der Wind mochte schon mit vollen Backen wehen oder nicht, und fluchte, wenn ihm irgend etwas die Queere kam, wie ein wirklicher lebendiger Heide. — Steffen Bechtholds Fluchen mußte jedem guten Christen ein Greuel sein und Jahn besonders hatte seine bösen und ängstlichen Gedanken darüber. Dem kleinen Schuner schien das aber Alles nichts anzuhaben, der lief vor dem Wind seinen Weg, sieben und acht, ja manchmal auch wohl neun Knoten die Stunde weg und rührte sich weiter nicht.

Vier Tage waren sie jetzt wieder in See, und Jahn hatte die Hundewacht — von vier bis sechs, und war eben nach oben gegangen, um auf des Capitains Geheiß — der unten auf dem Quarterdeck, mit beiden Händen in den Taschen seines dicken Rocks, rasend schnell auf und ablief und pfiff — einen neuen Strapp um den Oberleesegel-Block an Backbordseite zu legen. Die Leesegelspiere war noch von der letzten Wacht her, wo das Leesegel gebraucht worden und der Strapp riß, ausgeschoben, und Jahn trat oben in die Lauftaue oder Pferde, die unter der Raae für die Matrosen zum Darinstehen angebracht sind, und faßte eben die Spiere, sie nach innen zu schieben, damit er den Block von der Marsraanecke aus erreichen konnte, als es ihm plötzlich wie mit einem kalten Schlag durch die Glieder fuhr, und es fehlte nicht viel, so wäre er von der Raae weggefallen.

Uebrigens hatte er auch alle Ursache zu erschrecken, denn draußen, auf der schwanken Leesegelspiere, ohne sich anzuhalten und die Hände in den Taschen seiner kurzen Jacke, die kleinen dicken Beine herunter und hin und herschlenkernd, saß Klabautermann, und nickte dem Matrosen, als er ihn zu sich hinausschauen sah, freundlich, aber doch mit einem recht wehmüthigen Zug um den Mund, zu, ohne jedoch seine Stellung auch nur im mindesten zu verändern, oder aufzuhören, mit den Beinen dabei zu schlenkern.

„Guten Tag Jahn" sagte Klabautermann.

„Ei, Gott zum Gruß, Klabautermann!" sagte aber auch Jahn jetzt, der seine Geistesgegenwart wieder gewonnen und hier auch keine Ursache zur Furcht sah, wie er recht gut wußte, obgleich es ihn nicht wenig wunderte, den Klabautermann am hellen lichten Tage oben in der Takellage gleich so gesprächig und freundlich zu finden, „aber Blirem" — setzte er dann erstaunt hinzu — „der Klabautermann hat sich ja heute, mitten in einem Werkeltag, gewaltig geputzt, und sein hellneues Zeug an, wie kommt denn das, oder ist heute Geburtstag?"

Jahn hatte ganz recht, Klabautermann trug weder seine rothwollene Mütze, noch seine Seestiefeln, sondern war genau so angezogen, als ob er an Land gehe und sich bene thun wollte. Er hatte einen niederen Wachstuch überzogenen und ziemlich breitrandigen Hut auf, von dem, vorn über das linke Auge herüber, ein paar breite Streifen schwarzseiden Band etwas keck und verwegen herunter flatterten, außerdem trug er eine kleine, mit dichten Reihen niedlicher runder und blanker Knöpfe besetzte Tuchjacke, aus deren linker Tasche der Zipfel oder vielmehr die Hälfte eines gelb und rothseidenen Taschentuches herausflatterte, weite weiße Hosen, weiße Strümpfe und blanke Schuh und den Hemdkragen vorn mit einem

dünnen schwarz seidenen Tuch in einem Schifferknoten zusammengehalten.

Es mußte was ganz absonderliches mit Klabautermann im Werke sein.

„Jahn" sagte Klabautermann endlich, nachdem er sein Primchen von Backbord nach Steuerbord hinübergeschoben und wie unwillkürlich einen Blick nach den Wolken und den Segeln hinauf und neben sich geworfen hatte — „Jahn, es gefällt mir hier nicht mehr länger bei Euch, und ich habe Lust, mich nach einem andern Fahrzeug umzusehen."

„Ach du lieber Gott, Klabautermann, Ihr wollt uns doch nicht verlassen," sagte Jahn erschreckt, „dann sind wir ja verkauft und verloren und sehen die Weser und Oldenburg im Leben nicht wieder."

„Jahn" sagte Klabautermann und er sah ordentlich gerührt dabei aus, „es thut mir leid um Euch, aber mit der Elbschwalbe gehts schief." —

„Hab ich denn dies nicht immer gesagt!" rief Jahn mit Todesschreck aus, „Tellermeier glaubts auch, o du mein gütiger Heiland so soll ich mein junges Leben hergeben und hier so elendig mit den übrigen sündigen Menschen von Haifischen und andern Kreuzbestien gefressen werden!"

„Weine nicht, Jahn," beruhigte ihn aber Klabautermann. „Erstlich bist du gar nicht so jung mehr, denn ich glaube doch nicht daß du noch viel in den vierzigen zu suchen hast, und dann gehts auch noch nicht zum Schlimmsten. Es ist schon manches Schiff verloren und die Mannschaft gerettet worden. Euer Capitain hat aber selbst Schuld, das viele und ewige Fluchen" —

„Heiliges Kreuz Himmel Donnerwetter!" tönte in diesem Augenblick des Capitains Stimme von unten herauf — „wie lange soll das dauern Jahn, bis du die Leesegelspiere herein kriegst? soll ich dir etwa noch Jemanden zum Helfen hinaufschicken oder selber kommen? Da soll doch ein Sackerment drein schlagen über so ein verdammtes Getrödel."

„Da haben wir's wieder" sagte Jahn und sah bestürzt den Klabautermann an, der traurig dazu mit dem Kopfe nickte und schüttelte.

Jahn befand sich übrigens in einer peinlichen Verlegenheit, denn unten fluchte und wetterte der Capitain, und gehorchte er dem nicht, so durfte er sich auch wohl noch auf etwas Schlimmeres gefaßt machen, und hier auf demselben Holz, das er bergen sollte, saß der Klabautermann und schlenkerte mit den Beinen. Er konnte doch dem Klabautermann die Spiere nicht unter dem „Setz dich drauf" fortziehen, mochte kommen was wollte, das ging unmöglich an.

Klabautermann sah ja aber recht gut, wo ihn der Schuh drückte und sagte gutmüthig —

„Zieh nur ein Jahn, ich setze mich auf die Raae neben dich, obgleich ich mir nicht denken kann, daß er bei dem Wind auch noch Leesegel führen will, die Bramsegel sind schlimm genug und die Bramstenge kanns so nicht mehr lange machen; beim ersten Puff geht entweder das Segel oder die Stenge weg!" Mit diesen Worten war er von der Spiere verschwunden und als Jahn diese rasch einholte und sich erstaunt umschaute, saß er auf der Marsraae neben ihm und steckte sich eben wieder ein frisches Primchen in den Mund — „das viele und ewige Fluchen" fuhr nun auch Klabautermann in seiner vorhin kurz abgebrochenen Rede weiter fort, als ob gar nichts störendes dazwischen hinein gekommen wäre — „kann auf der Welt nicht gut sein. Ich habe gar nichts dagegen, daß einem manchmal so recht in der Hitze und in Gedanken ein kurzes „Gott verdamm mich" oder „Schwerenoth" herausfährt, es ist das nicht so bös gemeint und liegt mehr in unserer Natur (Klabautermann sprach gerade, als ob er genau eine solche Constitution hätte wie andere Menschen) aber den ganzen lieben unausgesetzten Tag wettern und schwören und fluchen, daß Einem ordentlich ein Schauder über den Leib läuft, das ist Nichts. Und mit dem Pfeifen unten wird er's auch noch kriegen — ich habe Nichts dagegen bei Windstille und schwachem Wind ein Bischen zu pfeifen, das schadet nichts und hilft manchmal sogar zu besserer Witterung; so gegen alle Vernunft aber einen tüchtigen Norder gerade in die Zähne hineinzupfeifen, das ist Lästerung und führt zum Uebel und ehe Ihr hier an Bord drei Tage älter seid, werdet Ihr erleben, ob ich recht habe."

„Und ein Couvert will er auch nicht für Euch legen lassen, Klabautermann" sagte Jahn, dem jetzt ganz angst und bange wurde, mit betrübter Stimme, „Tellermeier und ich haben alles Mögliche versucht ihn dazu zu bringen, aber Gott bewahre — es ist ein reiner Heide."

„Hm, das wäre das wenigste," sagte Klabautermann, drückte die Unterlippe wie verächtlich vor, und warf den Kopf ein wenig in die Höh, daß ihm das Band hinten überflatterte; daraus mach ich mir verwünscht wenig, wenn sich's auch eigentlich gehört und in der Ordnung ist."

Klabautermann sagte das aber nur so, denn Jahn sah deutlich, daß er sich durch eine solche Hintansetzung doch innerlich beleidigt fühlte, er wollte das aber dem Matrosen nicht gerne merken lassen.

„Ja," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, in der er sich mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt zu haben schien, „es thut mir leid, das alte Schiff verlassen zu müssen, ich habe es mitbauen und auftakeln helfen und bin selbst damals, als es das Unglück hatte, nicht von Bord gegangen — wenn Jemandem einmal ein altes Kleid bequem ist, zieht er's nur ungern aus, aber wenn's denn zuletzt sein muß, dann kann man's auch nicht mehr ändern und muß sich in das Unabänderliche fügen. Wenn Ihr übrigens meinem Rath folgen wollt," brach er kurz ab, denn er sah, daß Jahn mit seiner Arbeit fertig war und hinunter mußte, „so nehmt Ihr die Bramsegel weg und das schnell, wer weiß, ob sich nicht Alles noch zum Besten lenken läßt, der Mensch muß dann aber auch nicht muthwillig in's Verderben hinein stürmen!" Und als Jahn ihm einen guten Tag bieten wollte, war er verschwunden.

Jahn stieg wie im Traume die Wanten hinab und als ihn der Capitain unten seiner Langsamkeit und Faulheit wegen ausschalt, hörte er es gar nicht. Erst als der Befehl gegeben wurde, das Bowen Leesegel wieder klar zu machen, kam er zu sich selber und bat den Capitain, fast mit Thränen im Auge, er möchte doch um Gotteswillen nur dießmal keine Leesegel

setzen, es ginge sonst gewiß schief und der Klabautermann hätte selber gesagt, das Schiff hielt's nicht aus."

Da hatte er sich aber eine kostbare Suppe eingebrockt — o du liebe Güte, wie zog der alte Steffen Bechtbold los, und was wußte er heute für Schimpf und Fluchwörter. Um ein Himmel Donnerwetter fing er gar nicht an, immer gleich zehn und zwanzig Tausend und das Ende vom Lied war, daß Jahn selber das Leesegel mit aufhissen mußte und dann Tellermeier vorgerufen wurde. Jahn hatte indessen Tellermeier seine ganze Unterredung mit dem Klabautermann erzählt und der Steward war, wie sich das auch denken läßt, nicht wenig bestürzt darüber.

„Meier," ranzte ihn aber der Capitain an, als ob er ihn auf der Straße gefunden hätte — Steffen Bechtbold verschmähte auch sein Unterscheidungswort und nannte ihn nur schlichtweg Meier — „Meier, wenn du dem Lump dem Jahn davorne noch einen Tropfen Schnaps giebst, außer seinem Deputat, was die anderen kriegen, dann häng ich Dich bei den Ohren auf und ihn daneben und dann kannst du — das Maul sollst du halten verdammter Lump, wenn ich mit dir rede — und dann kannst du dich nachher mit ihm von eurem Klabautermann unterhalten. Hast du gehört, he? — nun dann marsch nach vorne — und nun nimm dich in Acht, du — du Advokat du!"

Steffen Bechtbold war immer ungemein böse, wenn er seine Leute Advokaten nannte, er hielt das für das ärgste Schimpfwort auf der ganzen Welt, und hatte mehr als einmal versichert, er wollte lieber mit größter Gemüthsruhe fünf und zwanzig auf den bloßen T. Z. d. h. Rücken haben, als sich ein einziges Mal Advokat nennen lassen. — „Er hat nun die Antipathie."

Wie's Jahn aber, oder der Klabautermann vielmehr, vorher gesagt hatten, so geschah es. Das Bowerleesegel stand kaum, als ein plötzlicher Windstoß die Spiere dicht an der Raae wegbrach und wäre nicht des Capitains Wacht jetzt noch unten gewesen und der Steuermann auf Deck gekommen, der weit vernünftiger und ruhiger war, und jetzt auch die Unterleesegel und Bremsegel wegnehmen ließ, es hätte jedenfalls ein Unglück gegeben.

Von dem Tage ab verließ sie aber der günstige Wind, sie mußten in Einem fort kreuzen und lagen sie über diesen Bug, so schrahlte der Wind nach der, und lagen sie über den anderen, so schrahlte er nach der andern Seite weg, daß sie anstatt sechs Strichen manchmal acht und zehn brauchten und viele Tage lang, nicht allein keine Meile vorwärts kamen, sondern sogar noch zurückgetrieben wurden. Der Capitain hätte sich zu jeder andern Zeit freilich den Henker draus gemacht, so genau auf ein paar Tage kommt es bei einer Seereise nicht immer an, und auf Stunden und Minuten läßt sich das Erreichen eines Zieles mit Segelschiffen nun gar nicht bestimmen. Hier lag aber der Knüppel beim Hunde — wenn die Elbschwalbe am 26. März nicht in der Weser war, kam sie gar nicht hinein, soviel war sicher, oder sie mußte sich hineinstehlen und wurde sie dann abgefaßt, so ging der ganze hübsche Profit, der sich unter günstigen Umständen aus der Ladung herausschlagen ließ, jedenfalls in die Brüche. Da sollte Einer auch nicht ärgerlich bei werden.

Die Zeit, wo es selbst möglich gewesen wäre, noch vor dem Wiederbeginne der Blokade den schützenden Hafen zu erreichen, war indessen beinah verlaufen, als sich endlich der Wind wieder drehte, und nun aus dem rechten Winkel und mit der rechten Stärke bließ. Nur vier Tage so anhalten, und die Elbschwalbe war in Sicherheit, aber vier Tage sind eine lange Zeit, wenn der Wind fast auf einem Strich stehn bleiben soll und Capitain Bechtbold setzte deshalb auch jeden Lappen Leinwand auf, den er nur aufsetzen konnte. „Je ärger es wehte, desto mehr Segel auf," schien überhaupt sein Sprüchwort und Jahn wie Tellermeier, die bis jetzt immer in kleinen Küstenfahrern, in Kuffen und Kähnen in der Nord- und Ostsee herum geschifft und gewohnt gewesen waren, wenn es nur irgend wie an zu wehen fing, entweder gleich irgendwo einzulaufen, oder wenn das nicht anging, beizudrehen und so lange zu Boye zu gehen, ja auch nicht selten, wenn sie das nur noch irgend möglich machen konnten, wieder nach dem Platz ihrer Ausfuhr zurück zu laufen und dort besser Wetter abzuwarten, sahen mit Entsetzen, wie Steffen Bechtbold seinem Verderben entgegenrennen wollte, und weder sie noch der Klabautermann selber, konnten ihn davon zurückhalten.

Der Wind hielt aber nicht aus, wenigstens nicht so stark wie bisher, einen Tag hatten sie fast vollkommene Windstille, und obgleich Steffen Bechtbold auf Deck umherschimpfte und fluchte und sich bald die Seele aus dem Leib pfiff, wollte keine Brise kommen. Das ärgerlichste dabei blieb, daß sie sich gar nicht mehr so weit von der Weser befanden und morgen war der 26ste. Wenn die Nacht keine ordentliche Brise kam, fanden sie die Bude zugeschlossen und ein paar dänische Kriegsschiffe vor der Mündung liegen, die denn wohl wissen wollten, wo sie mit der Elbschwalbe hingingen. Die Nacht kam aber Brise; um Mitternacht, zu welcher Zeit sich gewöhnlich der Wind ändert, wenn es überhaupt eine Aenderung geben sollte, oder die Witterung irgend einen bestimmten Charakter annimmt, bließ es von Norden herunter, daß es eine Lust war, und Steffen ließ mit seinen Segeln auch nicht lange auf sich warten, so schnell Menschenhände sie hinauf bringen konnten saßen Leesegel an beiden Seiten und vor dem Wind jagte die Elbschwalbe ihre neun Meilen Wacht herunter.

Aus der Brise wurde aber ein Sturm, über die aufgeregten Wasser heulte es her und pfiff durch die Tauen und Blöcke, aber Steffen Bechtbold rührte sich nicht ein einziges Segel zu bergen.

„Thu' ich Segel weg," sagte er zu seinem Steuermann, „so kriegen mich die Dänen und thu' ich keine weg, so holt mich vielleicht der Teufel, also s' ist so oder so, zuletzt kommts doch immer auf eins heraus, und es mag biegen oder brechen — verassecurirt bin ich wenigstens gegen Schiffbruch."

Und es brach auch — erst die Leesegelspieren, die wie Schwefelhölzer abknickten und der Elbschwalbe um die Ohren herum schlugen; die Leute brauchten sich aber keine Mühe zu geben, die Leinwand zu bergen, denn die flog in Fetzen davon und voraus, das Bramsegel stand jedoch noch und bog sich

wie eine Ruthe — es sah ordentlich gefährlich aus und man hätte glauben sollen, es möchte jeden Augenblick herunter kommen.

„Reefen!" schrie Klabautermann von oben schon eine halbe Stunde lang nieder, aber die einzigen, die ihn hörten, waren Tellermeier und Jahn, und die durften nicht muckſen, wenn sie's nicht faustdick vom alten Steffen bekommen wollten.

Wie damals bei der Ausfahrt, hatten sie wieder die Wacht von vier bis acht an Deck. Clas stand am Ruder und Steffen Bechthold ging heute mit großen Schritten auf seinem Quarterdeck auf und nieder und tauchte nur dann und wann einmal in seine Cajüte unter, sich in der Geschwindigkeit einen „kalten Grog" zurecht zu mischen und die Lebensgeister damit ein wenig frisch zu halten, wie er's meinte. Die andere Wacht war aber ebenfalls nicht zur Coye gegangen, es hing Alles an diesen letzten wenigen Stunden und die ganze Mannschaft wurde deßhalb beordert, bei der Hand zu bleiben, im Falle ja etwas vorfallen sollte.

Die Leute hätten auch so nicht schlafen können, denn in stockfinsterer Nacht, mit solchen Segeln auf eine Küste los zu jagen, die bei einem heftigen Nordwind schon am hellen Tage gefährlich war, machte selbst Pech- und Theermeier um ihre eigene Sicherheit besorgt, und in ihre dicken Jacken eingeknüpft, dem Unwetter so viel als möglich die rauhe Seite zuzukehren, standen sie gegen die Cambüse gedrückt und erwarteten den Tag.

„Besahn Schoot!" rief es da, als die kleine Compaßglocke eben acht Glasen (4 Uhr Morgens) geschlagen hatte, vom Hinterdeck herüber und — „Potz Wetter Besahnschoot!" wiederholte Pechmeier, der sonst selten oder nie etwas sagte, mit ganz außergewöhnlicher Lebendigkeit, und die Leute zeigten überhaupt sämmtlich eine Bereitwilligkeit, dem Rufe „Besahnschoot" Folge zu leisten, der jeden Uneingeweihten sicherlich in das größte Erstaunen versetzt haben würde.

Die Sache hatte aber auch einen guten Grund, und die Besahnschoot selber nicht das mindeste damit zu thun, sondern der Ruf galt der kleinen steinernen Kruke, mit der Tellermeier in der Nähe der Besahnschoot lehnte und die Ankunft der Leute erwartete, die auch keineswegs lange auf sich warten ließen. In der rechten die Kruke, deren unteres Ende er mit dem Ellbogen gegen die Seite gedrückt hielt, während er mit der Hand selber den Hals nach Befinden auf und nieder lenkte, hielt er in der linken einen kleinen Blechbecher, so groß ungefähr wie ein halb Loth Kaffee und schenkte diesen jedem der Leute einmal mit Bremer Genevre (Kartoffelbranntwein auf ein altes Genevre Faß abgezogen) voll. Das Benehmen der Leute blieb sich dabei fast durchgängig gleich — sie traten mit einem halb vergnügten, halb besorgten Gesicht heran, denn wenn Tellermeier einschenkte, sah es immer aus, als ob er die Hälfte bei zu gießen wollte, — hielten die rechte Hand etwas vorgestreckt, im Empfang des kostbaren Stoffs, damit sie ja keine Zeit versäumten, und nahmen indessen mit der linken das Priemchen aus dem Mund, das sie so lange, bis der glückliche Moment vorüber war, in dieser bargen. Jetzt war das Mäßchen voll, sie ergriffen es und balancirten einen Augenblick damit, denn das Schiff schwankte gerade nach der anderen Seite hinüber — jetzt war ihre Zeit — mit einer geschickten und schnellen Bewegung brachten sie das „schwappend volle" Gefäß an den schon gastlich geöffneten Mund — wupp, weg war's — dann schnitten sie ein entsetzliches Gesicht und schüttelten sich, wischten sich mit dem rechten Rockärmel den Mund, schoben mit der Linken das Priemchen wieder an Ort und Stelle, und traten zurück, einem der Kameraden Platz zu machen.

Tellermeier war ziemlich durch, und der Wind hatte indessen auch nicht still geschwiegen, sondern von Nordosten herübergeblasen, daß es eine Lust und Freude war, und einem das Mark in den Knochen vor Kälte erstarren machte; in den Blöcken und Takelwerk heulte es, die Stengen krachten ordentlich vor der gewaltigen Kraft, die in sie hinein preßte; der ganze alte Kasten knitterte und knatterte, und es war, als ob ihm die Rippen im Leibe weh thäten und sich nicht länger mehr auf der alten Stelle wohl fühlten — ein einziges Wunder nur, daß noch die Segel dem Allen hielten, was sich wohl daher erklären läßt, daß die Flicken so wild und bunt und nach allen Ecken hin durcheinander saßen, dem Winde nicht einen einzigen festen Punkt zu bieten, in den er hineingreifen konnte.

Wie gesagt also hatte der Wind gerade wieder einmal beide Backen zum Zerplatzen voll genommen und die Taue standen so straff gespannt, daß sie ordentlich klangen, wenn man sie berührte, als durch all das Geheul und Gepfeife im Takelwerk, das Arbeiten des Schiffs, das Brausen des Sturmes und das polternde Ueberstürzen und Plätschern der Wogen eine Stimme von oben klar und deutlich herunter rief —

„Reefen — sapperment, Ihr Leute, reefen!"

Die Leute hörten es alle mit einander und der Capitain mußte es ebenfalls gehört haben, denn es klang zu deutlich herunter und ließ sich wahrhaftig nicht verkennen; war das aber wirklich der Fall, so that er wenigstens, als ob er nicht das mindeste davon vernommen hätte — er warf zwar einen flüchtigen Blick nach oben und dann nach windwärts, das war aber auch Alles, und an Reefen kein Gedanke; nein, ich glaube fast, wäre die Oberbramstenge nicht gar so morsch und beschädigt gewesen, er hätte sein Oberbramsegel auch noch darauf gesetzt, dem Klabautermann gerade zum Possen — solch ein Mann war Steffen Bechthold.

Die Leute standen stumm vor Schrecken und Jahn besonders war der Ruf so in die Glieder gefahren, daß er sein erstes Mäßchen Wachholder ganz vergessen hatte und sich noch ein zweites einschenken ließ.

„Habt Ihr's gehört?" rief Tellermeier, und zeigte mit dem Blechmaß, das er noch in der Hand hielt, nach den Raaen oben, über welchen die hell am Himmel funkelnden Sterne wie tollgewordene Meteore herüber- und hinüberschossen — „habt Ihr gehört, was er sagte?"

Das half ihnen aber nichts, der einzige Mann, der darüber zu befehlen hatte, ging trotzig an Deck auf und ab, und schien sich den Henker um den Klabautermann oder die ganze übrige Welt zu scheeren. Auf diesem Fahrzeug war sein ganzes Bischen irdischer Reichthum verschifft, ging das zu Grunde, so konnte er betteln gehen, und um das zu retten, lag seine einzige Hülfe in den Segeln. Er ließ deßhalb auch nicht

allein nicht reefen, sondern sogar das Bramsegel stehen und die ganze Sache ihren Lauf gehen, wie sie eben gehen wollte.

Die Leute blieben noch einen Augenblick am Quarterdeck stehen, ob er den Befehl: „Bramsegel-Fallen los" nicht etwa doch noch geben sollte, aber Gott bewahre, er dachte nicht daran, und langsam zogen sie sich wieder vorn nach ihren Plätzen. So viel sahen sie aber alle ein, etwas mußte passiren, und wenn sie nicht in der nächsten Stunde vielleicht schon Stengen und Masten über Bord jagten, so gab es keine Vorzeichen mehr auf der Welt.

Tellermeier wollte übrigens jede Verantwortung von seinen Schultern so viel als möglich hinunterheben, und als der Capitain den Rücken wandte, schenkte er rasch das kleine Blechmaß voll und setzte es auf einen bestimmten Platz, den er dafür hatte, neben dem Pumpstock. Der Schnaps war für den Klabautermann bestimmt, denn dieser sollte doch wenigstens sehen, daß er, Tellermeier, nicht zu der Heidenschule des Capitains gehöre und gern Alles thun wolle, was in seinen Kräften stehe, sein einstiges Seelenheil, besonders aber seine irdischen Gliedmaßen zu retten.

Dieser beigesetzte Schnaps verschwand auch regelmäßig, und Tellermeier war fest überzeugt, daß Klabautermann seine Gabe freundlich aufnähme; es thut mir aber leid, das hier widerlegen zu müssen, denn Klabautermann hat so wenig davon bekommen, wie Du, lieber Leser, und der Schnaps wurde jedesmal hinterlistiger und schmutziger Weise von einem der Leute, dem nichts auf der Welt heilig war, selbst nicht einmal Klabautermann, entwendet.

Theermeier nämlich, sonst ein höchst ruhiges, keinem und am wenigsten sich selber etwas in den Weg legendes Individuum, hatte gleich vom Anfang der Reise an gemerkt, daß Tellermeier irgend Jemandem (er wußte selber nicht wem und interessirte sich auch in der That nicht für den Namen der Person) diese heimliche Huldigung allabendlich brachte, und es mag sein, daß er ihn die ersten Male vielleicht nur deßhalb austrank, weil er fürchten mochte, das kleine Gefäß könnte umgestoßen werden, später aber gewöhnte er sich daran und er wußte das auch mit solcher Schlauheit durchzuführen, daß er nicht ein einziges Mal entdeckt wurde.

Klabautermann hätte sich nun natürlich leicht dafür rächen können, war aber ein viel zu vernünftiges und gutmüthiges Wesen, wegen solcher Kleinigkeit und solchem Schnaps Spektakel zu machen, und ließ eben, zu Gunsten Theermeiers, der sonst kein Wasser trübte, fünfe gerade sein.

Die Elbschwalbe befand sich aber in viel zu großer Gefahr, als daß wir unsere Zeit jetzt mit solchen Kleinigkeiten vertändeln dürften, der Sturm war eher im Wachsen, als im Abnehmen, und das Vorcastle noch der einzige trockene Platz im Schiff, so schlugen die Wellen hinten und an der Seite über Bord, als ob sie mit gierigen Zungen nach ihrer Beute leckten, die ihnen doch nun nicht mehr lange entgehen konnte.

Tellermeier war mit Jahn wieder vorn auf die Back gegangen, und sie sahen eine kurze Zeit lang, jeder mit seinen eigenen trüben Gedanken beschäftigt, schweigend dem Toben der Elemente zu.

„Jahn," sagte Tellermeier endlich und wandte sich an seinen Kameraden, der in dem Ruf stand, eine Taschenuhr zu haben — ich sage in dem Ruf, denn es hatte sie noch Niemand von Angesicht zu Angesicht gesehen und es war auch wirklich keine, sondern nur ein Gehäuse, und falsche Scham hielt ihn jetzt ab, das einzugestehen, was er im Anfang vielleicht nur als im Scherz oder in unschuldiger Prahlerei geäußert, so daß er nun oft zu traurigen und unangenehmen Nothlügen greifen mußte — „Jahn," sagte also Tellermeier, und wandte sich nach seinem Kameraden hinüber — „ist es bald fünf Uhr?"

„Nein," sagte dieser traurig — „ich habe eben nachgesehen, es fehlt noch ein halber Fuß daran."

„Jahn" — fuhr Tellermeier nach kleiner Pause fort — „die Sache geht wahrhaftig schief, wir können nicht mehr weit von der Küste sein, Steffen Bechtholb gießt einen nach dem andern in die Unterkinnbacke und ich habe die Nacht auch einen bösen Traum gehabt."

„Klabautermann weiß wohl, was er sagt," murmelte Jahn mit schwermüthigem Kopfnicken — „was hast du denn aber geträumt, war's gar so schlimm?"

„Ich bin die ganzen drei Stunden, die ich in der Coye gelegen" — sagte Tellermeier flüsternd und sich zu Jahn hinüberbiegend — „hinter einem Hasen hergelaufen."

„Hast du'en denn gekriegt?" frug Jahn schnell.

„Ne," sagte Tellermeier und schüttelte wehmüthig mit dem Kopfe.

„Kannst du schwimmen?" sagte Jahn endlich, und sah Tellermeiern wieder von der Seite an — es war natürlich, welche Ideenfolge sich in seinem Hirn gebildet hatte.

„Wenn wir auseinander gehen, bin ich gewiß verloren," murmelte dieser in düsterem Brüten vor sich hin — „für mich gibt's keine Rettung!"

„Woso denn?" sagte Jahn, den das zu beängstigen schien.

„Nun erstens kann ich nicht schwimmen," meinte Tellermeier finster, „und zweitens ist es man auch noch so!"

Jahn nickte traurig mit dem Kopf; der zweite Grund schien ihm besonders einzuleuchten.

„Vor fünf Jahren," fuhr Tellermeier nach einer Pause fort, „litten wir einmal an der englischen Küste Schiffbruch, da kam ich aber gut ab; ich war der einzige von der ganzen Mannschaft, der gerettet wurde."

„Wie hast du das aber angefangen?" frug Jahn neugierig, denn das Mittel ließ sich vielleicht auf ihren jetzigen Fall wieder anwenden.

„Ja, da hatten wir so einen großen langhaarigen Hund mit am Bord," erwiederte Tellermeier, „der dem Capitain gehörte — sie kommen glaub' ich von Amerika."

„Ich weiß schon," meinte Jahn — „sie nennen sie, wenn ich nicht irre, Hufländische Hunde."

„Ja, ich glaube," sagte Tellermeier; „den hatte ich immer unterwegs gefüttert, denn der Racker biß und ich wollte ihn mir gerne zum Freunde halten, und wie unser Schiff leck wurde und wir Alle in's Boot sprangen und mit dem Boot nachher gegen den alten Kasten schlugen, daß es in tausend Fetzen ging, da packte mich der Hund am Kragen und schleppte

mich an's Ufer, und seinen Herrn ließ er versaufen — das war doch ein Glück?"

„Und was hast du nachher mit dem Hund gemacht?" frug Jahn.

„Ei, den hab' ich verkauft, was sollt' ich denn mit der großen Bestie anfangen?" sagte Tellermeier.

In diesem Augenblick schien der Sturm neue Kräfte gewonnen zu haben — „there is a fresh hand at the bellows" *) sagen die Engländer in solchem Fall und zu gleicher Zeit ließen sich im Osten die ersten Zeichen des dämmernden Morgens erkennen.

„Hallo an Deck!" rief es plötzlich oben aus der Bramraae mit heiserer Stimme herunter; „nehmt das Bramsegel ein oder s'ist weg wie 'ne Mütze!"

Keine Antwort von unten. — Die Matrosen sahen schweigend und entsetzt bald hinauf nach der Höhe, von wo die Stimme kam, und wo sich die Bramstenge wie eine Ruthe bog, während das Segel bis zur äußersten Kraft angespannt schien, und bald hinüber nach dem Capitain, der aber wieder that, als ob er nicht das mindeste gehört hätte, und die Hände nur tiefer in die Taschen schob, das Kinn nur tiefer in den dicken wollenen Comforter, den er um den Hals trug, hineinwühlte — aber das Bramsegel blieb stehen.

Die Stenge bog sich jetzt, daß man meinte, sie hätte brechen müssen, und sie wäre auch gebrochen, aber Tellermeier wie Jahn sahen jetzt deutlich von der Back vorn aus, daß Klabautermann oben auf der Raae stand und aus Leibeskräften gegen hielt — Klabautermann wollte wenigstens Alles thun, was in seinen Kräften stand, damit er sich selber nachher keine Vorwürfe zu machen hätte, aber es ging zuletzt nicht mehr, es überstieg selbst übermenschliche Kräfte. Klabautermann kriegte schon einen ganz dicken rothen Kopf und den beiden Matrosen unten, die ihn in peinlichster Spannung beobachteten, blieb das Herz ordentlich vor ängstlicher Furcht und Erwartung stehen.

„Ich kann die Stenge nicht mehr halten!" rief Klabautermann endlich, und man hörte es ihm ordentlich an, wie er kaum noch im Stande war zu sprechen, so mußte er festhalten.

Jahn litt es nicht mehr vorne und er sprang hinter nach dem Quarterdeck, wo Steffen Bechtholb so ungenirt spazieren ging, als ob ihm die ganze Sache auf der weiten Gotteswelt auch nicht das geringste anginge — er trat zum Capitain, nahm die Mütze in die Hand und sagte mit ehrfurchtsvoller, durch die Gefahr aber auch beeilter und gepreßter Stimme:

„Er kann sie nicht mehr länger halten, Captain Bechtholb" —

„Wer? — Dößkopp" lautete die ermuthigende Gegenfrage des „Alten" — „nun, wird's bald? — wer kann was nicht mehr länger halten?"

„Der Klabautermann die Stenge," platzte aber jetzt auch Jahn heraus, denn hier war Noth an Mann, und er konnte wahrhaftig keine Rücksicht mehr darauf nehmen, ob Steffen Bechtholb mit seinem Klabautermann auf einem guten Fuß stand oder nicht. In dem Augenblick brauste es dabei über die See daher, als ob die wilde Jagd über einen Föhrenwald führe, der weiße Schaum der hinter ihnen überstürzenden Wellen wurde vom Sturm hoch aufgehoben und wie ein feiner scharfer Staubregen über Deck gesprüht und die Masten stöhnten unter der furchtbaren Last der Segel. Jahn warf einen Blick nach oben und sah wie Klabautermann noch für Leben und Tod festhielt, der Hut war ihm dabei vom Kopf heruntergeweht, und das krause, starre, lockige Haar wehte und schlug ihm wild und peitschend um die Schläfe.

„Klabautermann?" sagte der Capitain endlich, als dieser neue Windstoß gewissermaßen vorüber gebraust war, und das Schiff, das vor der Gewalt desselben seine Nase tief in die schäumenden Wogen hineingegraben, sich wieder etwas aufrichtete — „was hat der Esel nun wieder mit dem Klabautermann?"

„Er kann sie nicht mehr halten, Kapitain Bechtholb!" betheuerte Jahn noch einmal —

„Nun, so soll er sie loslassen!" lachte der alte Steffen und drehte sich rasch auf dem Absatz um.

Damit war die Sache aber nicht vorbei, denn während Jahn wie versteinert bei der Lästerung stand, kam es wieder mit frischer gesammelter Kraft über die Wogen daher, die See glättete sich ordentlich vor der entsetzlichen Gewalt und das Schiff schoß mit rasender Schnelle durch die Wogen.

„Hallo da unten!" tönte es in diesem Augenblick noch einmal aus den Raaen nieder und zwar so gellend und kreischend, daß selbst Steffen Bechtholb stehen blieb und hinaufsah.

„Ich kann sie, Gott straf' mich, nicht länger halten!" schrie Klabautermann und die Stimme klang hohl und unheimlich.

„Klabautermann kann sie wahrhaftig nicht länger halten, Capitain Bechtholb," bat Jahn.

„Klabautermann soll verdammt sein!" schrie der Capitain und stampfte mit dem Fuß. — Er konnte aber kein Wort weiter sagen — oben in den Raaen brach es und prasselte es zusammen. Die Bramstenge fuhr mit einem Schlag, als ob ein Kanonenschuß abgefeuert wäre, vorn über, die Brambrassen, die an der Stenge des Schuner= oder Besahnmasts fest waren, rissen diese ebenfalls mit. Zu gleicher Zeit gab eine der großen Stengen=Pardunen auf Backbordseite, wo sie am meisten angestrengt waren, nach, wenigstens krachte fast in demselben Moment, als die Bramstengen übergingen, auch die große Stenge, und während Alles, mit dem Schrei der Verzweiflung auf den Lippen, nach hinten flüchtete, dem stürzenden Holze zu entgehen und nicht mit von den schlagenden Stengen und Pardunen getroffen oder über Bord gerissen zu werden, und das ganze künstliche Segel= und Takelwerk, ein wirres Chaos, durch einander hing, tönte oben von dem Top des stehengebliebenen großen Maststumpfs ein heiseres Lachen, das aber auch fast wie Weinen und Wehklagen klang, herunter, und Jahn sah bei dem ersten Schimmern des jetzt dämmernden Morgens klar und deutlich, wie Klabautermann ohne Hut und in Hemdsärmeln oben auf dem Top saß und sich mit seinem seidenen Taschentuch den Schweiß von der Stirne und die Thränen aus den Augen trocknete.

*) Ein frischer Gesell ist an den Blasebalg getreten.



Gleich darauf war er verschwunden, als Jahn aber jetzt mit den Uebrigen nach vorn sprang, auf des Capitains Befehl das Wrak von dem schleifenden Tauwerk frei zu kappen, was es besonders auf der Steuerbordseite umhing und das Steuern desselben total verhinderte, hörte er, wie Jemand leise seinen Namen rief. Als er sich rasch dorthin umwandte, stand Klabautermann vorn auf der Schanzkleidung, er hatte seine rothe Mütze wieder auf und seine kleine Kiste stand neben ihm. Er war augenscheinlich im Begriff auszuziehen.

„Ach du mein lieber Gott, Klabautermann, wollt Ihr uns verlassen!" rief Jahn wehmüthig.

„Es geht nicht anders, mein Junge," sagte aber dieser, „dahinten kommt ein Bremer Schiff eingekreuzt, und da will ich machen, daß ich an Bord komme, denn Ihr treibt mir hier grade auf den Strand brauf. — Grüß' dich Gott Jahn und grüß' mir den Tellermeier!" sagte Klabautermann noch, und war im nächsten Augenblick auch verschwunden.

Die Matrosen kappten und schnitten jetzt wohl Alles weg, was sie nur erreichen konnten, und was über Bord hing und ihren Fortgang aufhalten mußte; durch den Unfall war ihnen aber auch nicht ein einziges gutes Segel geblieben, bei dem sie hätten steuern können, denn selbst das große Segel, in das die stürzende Stenge hineingefahren, war zerrissen, und sowie der Sturm nur einen Anhalt in der ersten geöffneten Nath hatte, so sprengte er das ganze Segel von oben bis unten von einander. Die Elbschwalbe trieb nun vor Top und Takel, so rasch sie nur Wind und Strömung dahin nehmen konnte, auf die flache und gefährliche deutsche Küste zu. Das Wasser brach sich dabei fortwährend in ungeheuren Sturzseen über dem unglücklichen Fahrzeug, Alles was an Deck gestanden hatte, Kambüse und Boote, Wasserfässer und Hühnerkasten, war schon über Bord gewaschen. Die Mannschaft hing nur noch in letzter verzweifelter Todesnoth in den stehn gebliebenen Wanten des großen Mastes und erwartete mit jedem Augenblick den entsetzlichen Moment, wo sie aufstoßen und von den nachstürzenden Wellen begraben werden mußte.

Der Augenblick rückte denn auch mit furchtbarer Schnelle heran, — es war jetzt hell genug geworden, sie das Schreckliche ihrer Lage vollkommen übersehen zu lassen. Grad in Lee lag die flache, von einem dichten Nebel bedeckte Küste, und wenn auch der Bug der Elbschwalbe noch von dem Capitain selber, der am Ruder stand und seine dem Geschick verfallene

Barke lenkte, wie ängstlich dem drohenden Ufer abstrebte, so hatte das arme Fahrzeug doch keinen Fortgang mehr, auch nur die Aussicht auf Rettung zu bieten. Für jede halbe Meile, die sie vorwärts machten, trieben sie zwei Meilen der Küste zu, und als die Sonne eben blutroth im Osten aufging, hatten sie die Brandung so dicht in Lee, daß sie ihre Mützen hätten hinein werfen können.

Die einzige mögliche Rettung lag jetzt vielleicht noch in der kleinen Jölle, die hinten auf dem Quarterdeck stand, das große Boot, in dem sie sich bequem hätten bergen können, war von den stürzenden Stengen total zerschmettert worden.

Mit Sonnenaufgang schien das Wetter ruhiger werden zu wollen und des Capitains Ruf sammelte die Leute auf dem Quarterdeck, die Jölle in's Wasser zu lassen. Es war das letzte Mittel, die letzte Möglichkeit, ihr Leben noch zu retten, und Alle arbeiteten daran mit dem Eifer stiller Verzweiflung — selbst Tellermeier. Taljen, das Boot niederzulassen, waren bald angeschlagen, aber würde es nicht die See, sobald es nur in den Bereich ihrer Wellen kam, füllen, oder gegen den Schuner anwerfen und zerschmettern? — Doch es half nichts, war auch der Versuch verzweifelt, es blieb ihnen keine andere Wahl. Große Vorbereitungen brauchten sie auch nicht dabei zu machen, denn Provisionen und Wasser hatten sie nicht nöthig — in Zeit von ein oder zwei Stunden waren sie auf festem Land oder ersoffen, und in langer, peinlicher Furcht und Erwartung sollten sie deßhalb nicht gehalten werden.

„Nieder damit — rasch meine Jungen" rief der Capitain jetzt, der schon lange nnd ängstlich einen Moment erwartet hatte, wo sich die Wogen genug beruhigen würden, ihm ein paar Secunden still Wasser zu geben und die Leute wußten nur zu gut, was sie zu thun hatten, und das wichtigste dabei, für wen sie's thaten. Im Nu stieg das Boot in die Höh' und hing, hinausgestoßen über Wasser.

„Viehr weg!" — unten war's und an den Taljen nach rutschten in bunter Reihe, was nur das Tau zuerst erfassen konnte — die Leute, Steffen Bechthold mitten zwischen ihnen. — Eine furchtbare Welle kam auf sie zugeschossen — die Leute hatten ihre Riemen (Ruder) aufgegriffen aber ließen sie nicht in's Wasser — sie wußten recht gut, wenn sie von der Woge gefaßt wurden, half ihnen weder Boot noch Rudern etwas, dadurch aber, daß das Steuer total verlassen und freigegeben war, drehte sich das Schiff von selber etwas in den Wind, und als sich die Mannschaft der Elbschwalbe in ihr Boot geworfen und die Taljen eben so rasch ausgehakt und abgeworfen hatten, schoß der kleine schwanke Kahn ein paar Schritt vorwärts und bekam dadurch das Wrak der armen Elbschwalbe gerade zwischen sich und die Woge, die an den krachenden Planken aufbäumte und das ganze Deck mit ihrer Fluth erfüllte, daß das Wasser stromweis in die untern Räume schoß.

„Nun greift aus, für euer Leben, meine Jungen!" schrie der Capitain und ergriff das Steuer, „brecht die Riemen, wenn's geht, aber laßt uns machen, daß wir zu Land kommen."

Die Leute bedurften keines Zuredens, sie legten sich in die Ruder, daß es eine Lust und Freude war, und das kleine Boot glitt, von einer riesigen Welle getragen, eine weite Strecke dahin, als ob es vom Sturm hinweggeführt würde. Aber höher und immer höher schwollen die gewaltigen Wogen an, wilder und steiler bäumten sie hinter dem kleinen schwanken Kahn, der ihnen bis jetzt immer noch, und fast wie durch ein Wunder bewahrt, entgangen war. Jetzt tanzte er oben in dem kräuselnden Schaume der einen Welle, die unter ihm wegschmolz, als ob sie von Schnee gewesen wäre und die Rudernden fast in demselben Moment, wo sie sich auf der Höhe glaubten, in einen von drohenden Fluthmassen umstürzten Kessel ließen.

Lange konnte das aber nicht dauern, mehr und mehr Wasser kam in das Boot, und wenn auch drei der Leute unablässig beschäftigt waren, mit ihren Hüten das einströmende wieder auszuwerfen, konnten sie das tückische Element doch nicht mehr bewältigen. Jetzt schlug ihnen zwar nur die äußerste Spitze eine Welle über Bord, aber sie füllte das Boot halb voll Wasser; die Rudernden legten sich mit letzter verzweifelter Gewalt in die Riemen — sie sahen keine bestimmte Gefahr mehr, wie ein dichter Nebel quoll es ihnen vor den Augen, aber sie fühlten, daß die nächste Welle die entscheidende sein müsse, denn das Boot war durch die neue Wasserlast zu schwer geworden und ließ sich nicht mehr vorwärts treiben. Dort kam sie heran; wie ein weißes, in der aufgehenden Morgensonne furchtbar schön blitzendes, blinkendes Dach hing sie über den ihrem Geschick Verfallenen, und im nächsten Momente kämpfte die Mannschaft der Elbschwalbe gegen die zürnenden Fluthen, mit dem nahen Tode.

Als Tellermaier, der, wie das Boot sank, Mund und Augen fest zugekniffen, die Hände geballt und die Knie bis unter das Kinn heraufgezogen hatte und jedenfalls so weggesunken wäre, trug ihn das zürnende Element nicht selber zum nahen Strande, — wieder zu sich kam, befand er sich unfern der Brandung auf dem freien, weißen Sande und zwei Fischerburschen emsig damit beschäftigt, ihn in die Höhe zu heben und auf den Kopf zu stellen. Glücklicherweise für ihn kam er noch vor diesem menschenfreundlichen Versuche, der ihm wahrscheinlich den letzten Athemshauch ausgeblasen hätte, in's Leben zurück, und sah zu seiner unaussprechlichen Freude die ganze Mannschaft der Elbschwalbe schon um ein großes Feuer versammelt und Einzelne eifrig dabei, einen großen Kessel mit Wasser zum Kochen zu bringen, während Andere wollene Decken und Bürsten herbeischleppten, mit diesen neue Versuche zu machen, ihren alten Steward in's Leben zurückzurufen.

Tellermaier glaubte erst wirklich, er sei gestorben oder träume jetzt, denn daß er, der gar nicht schwimmen konnte, ohne „Hufländischen" Hund sollte an Land gekommen sein, schien ihm total unmöglich. Jahn löste ihm aber dieß Räthsel, denn er nahm Tellermaier bei Seite und versicherte ihm, mit der Hand auf dem Herzen, daß er es mit eigenen Augen gesehen habe, wie der Klabautermann erst ihn und den Steward und dann die ganze übrige Mannschaft, selbst den Capitain nicht ausgenommen (der das wahrlich nicht um Klabautermann verdient hatte), an's Land geschafft hätte. Klabautermann ist ein viel zu gutmüthiges, rechtschaffenes Wesen, als daß er, selbst mit der gegründetsten Ursache, Groll oder Haß auf Jemanden haben könnte, aber dann und wann denen, die es verdienen, einen kleinen Streich zu spielen und sie wenigstens füh=

len zu lassen, daß so ein Ding wie Klabautermann auf der Welt ist, verschmäht er auch nicht.

Das sollte Steffen Bechthold, wenn er dießmal auch noch mit dem Leben davon gekommen war, an seinem Leibe genugsam erfahren, denn er war der Einzige von allen Geretteten, der, als er wieder zu sich kam, weder gehen noch stehen konnte, und wie ihn die guten Fischersleute dann in's Haus nahmen und auszogen und zu Bett brachten, sah er am ganzen Körper blau und braun aus, so zerschlagen war er. Nun behauptete er freilich, er sei von der Brandung gegen ein paar kleine Felsen geworfen, die nicht weit von dem, wo man ihn gefunden, aus dem Wasser standen. Jahn und Tellermaier wußten aber recht gut, wo die Schläge herkamen und meinten nachher, Steffen Bechthold könne sich noch gratuliren, daß er einzig und allein mit einer Tracht Prügel davon gekommen sei — wären sie Klabautermann gewesen, könnte er schlimmer gefahren sein.

Der Klabautermann war aber mit dieser kleinen Rache vollkommen zufrieden und sie sahen ihn auch, so sehr sich besonders Jahn darnach sehnte, ihm für seine Rettung zu danken, nicht wieder. Klabautermann ist viel zu anspruchslos, etwas auf eine gute Handlung zu geben, und hat sich jetzt wohl schon lange wieder ein anderes Schiff gesucht, wo er sein altgewohntes Wirken und Schaffen fortführt — den schlechten Menschen aus dem Wege geht, und den guten ein treuer und wackerer Freund ist und bleibt.

Flachsveit und Fiedelhans und der Pegauer Vesperlied.

Von E. Dietze.

Der unheilvolle Kampf, der im Jahre 1618 seinen Anfang nahm und dreißig lange Jahre hindurch im deutschen Reiche wüthete und es verheerte, brachte zahllose Horden wilder barbarischer Völker aus fernen Gegenden in das Land; keine aber zeichneten sich — wenigstens in Sachsen — durch Grausamkeit und Unmenschlichkeit mehr aus, als die Schweden. Zum Schutze des Protestantismus von Gustav Adolph über die Ostsee geführt, und Freunde des protestantischen Sachsens, hatte sie der Prager Friede zu seinen Feinden gemacht. Die Folgen dieses Bündnisses Johann Georgs mit dem Kaiser waren für das Land entsetzlich. Sengend und brennend, mordend und raubend zogen die Schweden von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und die grauenvollste Verwüstung ließen sie hinter sich zurück.

Auch das kleine Städtchen Pegau, auf halbem Wege etwa, und an der Straße von Leipzig nach Zeitz, war im Märzmonat 1644 vom Grafen Königsmark heimgesucht worden. Vergebens bemühten sich die Schweden, sich seiner zu bemächtigen; die ansehnliche Reiterbesatzung unter dem tapfern Obersten von Gersdorf, vertheidigte den Ort wacker, schlug jeden Angriff erfolgreich zurück, und da es den Feinden an Fußvolk zum Stürmen mangelte, und die Kaiserlichen unter General Hatzfeld heranrückten, entfernte sich Königsmark, ohne einen Vortheil errungen zu haben.

Vielleicht hätte die kleine Stadt an der Elster nie wieder so viele schwedische Feinde vor ihren Mauern gesehen, wenn nicht inzwischen ein Ereigniß stattgefunden, welches ihren Heerführer, Graf Torstenson auf's Heftigste gegen sie erbitterte.

Veit Rüstig, nach seiner eigenen Aussage, der Sohn eines Mönchs und einer Nonne, hatte sich bis zum Einfalle der Schweden, in der Gegend von Frauenstein redlich und ehrlich durch einen Handel mit Flachs genährt. Ihre Brandfackel hatte ihn seiner Habe beraubt und zum Bettler gemacht; racheglühend sammelte er eine Schaar kühner Männer, die gleich ihm von den Schweden mißhandelt worden waren, um sich und trat als heftigster Feind gegen sie auf. Flachsveit, so wurde der unternehmende Mann genannt, griff fortwährend mit seiner undisciplinirten Rotte einzelne Posten der nichtsahnenden Gegner an und fügte ihnen häufig nicht unerheblichen Schaden zu. Schon seit einiger Zeit hatte er seine verwegenen Streifzüge mit Glück ausgeführt und sein Name war allerwärts bekannt, als er mit einem gleichgesinnten Parteigänger zusammentraf, der wegen seiner ungemeinen Körperstärke ein wünschenswerther Verbündeter war.

Fiedelhans führte von Jugend auf ein regelloses, umherschweifendes Leben. Seiner Profession nach ein Geiger, spielte er den Bauern in der Nähe Pegau's an Sonn= und Festtagen zum Tanze auf. Schon manches losen Streiches ward er mit seiner Begleiterin, einer böhmischen Dirne, beschuldigt, aber die lahme Gerechtigkeit hatte noch nie ihren Arm gegen ihn ausgestreckt. Der Umstand, daß er Gelegenheit erhielt, dem Obersten Gersdorf durch seine erstaunlichen Leibeskräfte das Leben zu retten, indem er dessen scheu gewordenes Pferd in demselben Augenblicke, da es mit seinem Reiter in die Elster setzen wollte, am Schweife zurückhielt, gab seiner Thätigkeit eine andere, angemessenere Richtung — er warf die Fiedel bei Seite und ergriff den Degen. Fiedelhans nahm, von Gersdorf dazu aufgefordert, unter dessen Reitern Dienste und bald schwang er sich in Folge seines Muthes und seiner Verwegenheit zum Anführer einer kleinen Truppenabtheilung auf, mit welcher er die Schweden unablässig beunruhigte.

Um diese Zeit war es, daß er mit Flachsveit zusammentraf. Der gleiche Zweck vereinte sie augenblicklich zur innigen Freundschaft. Fiedelhans trennte sich von Gersdorf, verbündete sich mit Flachsveit und Beide fuhren mit verstärkten Kräften fort, die Schweden an ihren schwachen Punkten anzugreifen. Ihre Unternehmungen waren jetzt kühner und erfolgreicher. Genau mit allen Wegen der Gegend bekannt und von den Bewohnern unterstützt, entgingen sie glücklich allen Verfolgungen und fast spurlos waren sie stets den Augen der Nachsetzenden entschwunden.

Jahre verstrichen, ohne daß Flachsveit und Fiedelhans ihre Thätigkeit verminderten oder ein Mißgeschick sie ereilt hatte; aber der Grimm der Schweden vermehrte sich, je fruchtloser ihre Anstrengungen gewesen, sie in ihre Gewalt zu bekommen, und je kühner und siegreicher die Angreifer waren.

Gegen das Ende des Jahres 1644 verlegte Torstenson seine zwölftausend Mann starke Heeresmacht in die Nähe von Weißenfels und Naumburg in Winterquartiere und sendete einen nicht unbeträchtlichen Geldtransport, bestehend aus den im Lande erpreßten Kontributionen, nach Leipzig. Die Bedeckung des Wagens war dem Werthe des Inhalts angemessen

und so ansehnlich, daß ein schwedischer Oberst, ein Verwandter Torstensons, die Gelegenheit für günstig hielt, seine Gemahlin ungefährdet zu sich nach Leipzig kommen zu lassen.

Flachsveit und Fiedelhans waren früh schon von dem Abgehen des Geldwagens durch ihre Kundschafter unterrichtet worden. Ohne auf die Zahl der ihn begleitenden Mannschaft Rücksicht zu nehmen, beschlossen sie augenblicklich den Transport zu überfallen. Vom Entschluß zur That gab es bei ihnen nie eine Zögerung. Rasch sammelten sie ihre Leute um sich und brachen nach der Straße auf, welche der Zug passiren mußte. In einem Gehölz bei Lützen, welches von der Straße durchschnitten wurde, lagerten sie sich und postirten ihre Späher in die Wipfel der Bäume. Noch nicht viele Zeit war vorübergegangen, als der schrille Ton eines Vogels die Harrenden in Aufruhr brachte; das Zeichen wurde von mehreren Seiten wiederholt und Alle sprangen vom Boden auf. Man schnallte die Sattelgurte fester, besichtigte sorgfältig die Waffen und wenige Minuten später stand die ganze Schaar, zum Angriff gerüstet, auf beiden Seiten der Straße.

In sorgloser Sicherheit näherte sich die schwedische Cavalcade langsamen Schrittes dem Walde, kaum hatte sie aber die Mitte desselben erreicht, so wiederholte sich der gellende Ton und fast im gleichen Augenblicke krachten von allen Richtungen her Gewehre. Der Zug gerieth in Verwirrung, Todte und Verwundete versperrten den Weg. Ehe sich noch die Angegriffenen von ihrer Ueberraschung erholen konnten, sprengten die kühnen „Pegauer Räuber" in Haufen auf sie ein. Ein entsetzliches Blutbad begann; die bestürzten Schweden versuchten zu fliehen, aber rings von Feinden umgeben, sahen sie keinen Ausweg und die Meisten fielen fast widerstandslos unter den Streichen der mordlustigen Freischaar. Selbst die Gräfin blieb nicht verschont; auch sie und ihre Dienerin wurden erbarmenslos zu Boden gestreckt. Der Sieg war nicht lange zweifelhaft — Flachsveit und Fiedelhans zogen mit ihrer Beute eilends davon und brachten sie in ihren sichern Versteck.

Von der ganzen schwedischen Bedeckung war, außer der Kammerfrau der Gräfin, nur Einer so glücklich gewesen, dem Kampfe lebend zu entrinnen. Die Sieger hatten Beide für todt gehalten und gleich den Uebrigen am Boden liegen lassen. Mühsam schleppten sie sich nach dem nächsten schwedischen Posten und berichteten den Vorfall. Eine Verfolgung der Räuber führte zu keinem Ziele; wie anhaltend und sorgfältig man ihnen auch nachforschte, nirgends war eine Spur aufzufinden; es schien, als seien sie mit ihrer Beute von der Erde verschwunden.

Im Hauptquartier erregte die Kunde von der grenzenlosen Verwegenheit der beharrlichen Streifzügler ungemeine Sensation. Man sah sich unaufhörlich von einer der Zahl nach unbedeutenden Schaar ungeordneter und ungeübter Streiter mit wunderbarem Erfolg angegriffen, ohne sie vernichten oder auch nur sich ihrer haben erwehren zu können. Die Wuth, welche sich Aller bemeisterte, kannte keine Mäßigung; man drohte den Räubern tausend Tode an, — sobald man sie haben würde, — denn auch die Schweden hingen, gleich den Nürnbergern, Keinen früher, sie hätten ihn denn zuvor — aber weder sie noch ihr Raub waren zu entdecken. Der ganze Grimm der Rache wendete sich nunmehr der Stadt zu, von der man glaubte, daß sie ihre Zuflucht sei — Pegau. Von Allen, welche die Faust drohend gegen Flachsveit und Fiedelhans erhoben, war Keiner racheglühender, als der General Torstenson, der den Verlust seiner Verwandten schmerzlich beklagte. Er schwur Pegau den Untergang und betheuerte nicht eher zu ruhen, bevor nicht die beiden Schelme in seiner Gewalt seien, um sie für den erlittenen Schimpf büßen zu lassen.

Ungeachtet der Winter bereits mit Strenge eingebrochen war, machte sich Torstenson doch sogleich marschfertig. Die Schreckensbothschaft eilte ihm voraus und Jammer und Wehklagen erfüllten das Städtchen. Der Oberst Gersdorf ließ sich nicht beirren; er erbat sich durch einen Eilboten vom Kurfürsten den Befehl zum Widerstande und war fest entschlossen, die Stadt nicht in die Hände des Feindes zu liefern, selbst wenn es ihr und sein eigener Untergang sein sollte.

Acht Monate waren erst seit der letzten Anwesenheit der so gefürchteten Feinde verstrichen und schon nahten sie von Neuem und schrecklicher als zuvor. Am ersten Tage des December verwirklichten sich die Besorgnisse der Pegauer. Von Weißenfels und Lützen her zogen lange Reihen von Kriegern und lagerten sich auf der weiten Ebene rings um die Stadt; ein endloser Zug von gewaltigen Feuerschlünden folgte und wurde auf die günstigsten Punkte vertheilt. Die Herzen der Einwohner bebten in banger Furcht, nur Gersdorf allein blieb ruhig und unerschreckt, wenn schon er mit Zuversicht sein nahes Ende voraussah. Seine Streitkräfte waren zu schwach, um einen wirksamen Widerstand zu leisten, sie bestanden nur aus hundert Kürassiren und fünf Fahnen Dragonern; Hilfe von Außen war kaum möglich, — so blieb ihm nichts übrig, als der ruhmvolle Tod unter den Kugeln des gewaltigeren Gegners.

Noch am selben Tage ritt der schwedische Oberstlieutenant Rabe vor das Thor und forderte Einlaß. Eine kleine Abtheilung Dragoner führte ihn vor den Befehlshaber. „Ich werde mich vertheidigen, so lange ich es vermag," erwiederte dieser dem Sendling trotzig; „aber nie werde ich einen Platz aufgeben, den mir mein Fürst zur Vertheidigung anvertraut hat." Bei dieser Willensmeinung verharrte der Oberst trotz aller Gegenvorstellungen und Rabe mußte sich mit einem abschlägigen Bescheid entfernen.

Während die Bewohner des Städtchens trostlos über die Hartnäckigkeit ihres Kommandanten jammerten, ließ der jetzt noch entrüstetere Torstenson das schwere Geschütz auffahren, um das „Nest" mit glühenden Kugeln zu beschießen und „auszubrennen." Die Vorbereitungen hierzu nahmen den größten Theil des folgenden Tages in Anspruch und schon begann bei einigen geängstigten Pegauern eine Hoffnung aufzudämmern, daß das gräßliche Schicksal, welches der feindliche Feldherr ihnen angedroht, durch irgend einen räthselhaften Umstand abgewendet worden sei. Die Thörichten entdeckten ihren Irrthum ehe noch die Sonne vom Horizonte verschwunden war. Außer den unzähligen Wachtfeuern, die mit der zunehmenden Dunkelheit sichtbarer wurden, konnte das Späherauge die weitbauchigen Oefen ausfindig machen, welche so eben erst aufgeführt worden waren und aus deren Mündungen bald nachher

mächtige Flammen emporloderten, um die verderbenbringenden Kugeln zu erhitzen.

Die Schwachen, die Mönche, die Weiber und Kinder Pegau's liefen seufzend und schreiend durch die Straßen oder verbargen sich in die Tiefen der Keller, nur die Männer und die Krieger schritten schweigend, wenn schon mit klopfendem Herzen über den kaum zu bezweifelnden Ausgang, an ihre Posten und harrten mit gefurchten Stirnen und ernsten Blicken des Angriffs. Die in die Stadt geflüchteten Landleute hatten sich den waffenfähigen Bürgern zur Vertheidigung angeschlossen und das rege Leben drinnen sprach nur zu deutlich die Besorgniß aus, daß der Beginn des Kampfes nicht lange auf sich warten lassen werde. Und diese Besorgniß war gegründet. Noch nicht lange hatte das Horn des Wächters die zehnte Nachtstunde verkündet, als die Finsterniß durch einen schwachen, rothen, blitzschnellen Schein erhellt wurde. Zischend durchschnitt die erste glühende Kugel die Luft und fiel krachend auf die Straße nieder. Fast im gleichen Augenblicke folgten mehrere andere und vermehrten die Verwirrung der Bewohner. Vierundzwanzig Feuerschlünde spieen in kurzen Zwischenräumen ihre von Tod und Vernichtung begleiteten Kugeln über die Stadt aus und in weniger als einer Viertelstunde flammten an sechs Orten zugleich hohe Feuersäulen empor und machten die Nacht zum hellen Tage. Diesem Feinde vermochten die Belagerten keinen Widerstand entgegen zu setzen; sie waren kaum im Stande, die Gluth zu dämpfen, die wenige Minuten später eine neue Kugel an einem andern Punkte entzündete. Alles floh, und wer einen sichern Versteck vor den saußenden Todesboten zu kennen wähnte, eilte ihn aufzusuchen.

Völlig wirkungslos feuerten die treu in ihren Stellungen ausharrenden Pegauer Streiter ihre kleinen Gewehre den Schweden zu; an schwerem Geschütz mangelte es ihnen ganz, nur einige schwache Feldstücke versuchten die Reihen der Feinde zu lichten. Ein Sturm würde todesmuthig zurückgeschlagen worden sein, aber Torstenson hielt ihn bei so kräftigen Hilfsmitteln zum Siege für überflüssig.

Wer vermöchte die Scenen des Elends und Jammers, die Hilferufe Verwundeter und Sterbender zu schildern, die jetzt folgten? Unsere Feder ist hierzu zu schwach und wir überlassen es der Phantasie, sich selbst die traurigen Bilder einer solchen Belagerung heraufzubeschwören.

Pegau's Schreckenstage waren schon auf drei gestiegen. Niemand konnte sich mehr den unvermeidlichen Untergang verhehlen. Schon war mehr als die halbe Stadt eingeäschert und außer einigen wenigen Privathäusern ragten nur die Kirchen und die Klostergebäude ruinenhaft über die Brandstätte empor. Auch die Wohnung des Superintendenten Dr. Lange war der Wuth der Flammen zum Opfer gefallen; nichts hatte er von all' seiner Habe gerettet, und obdachlos irrte er gleich den Uebrigen, zu Gott um Hilfe und Rettung flehend, umher. Da erleuchtete ihn der Engel; sein Antlitz nahm eine lichtere Färbung an — er entsann sich der freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen er in früheren Jahren als Lehrer im Hause Torstenson's, zu diesem gestanden hatte, und war entschlossen, bis zu ihm zu bringen und seine Gnade zu erbitten. Neu belebt durch den Gedanken, selbst sein Heil zu versuchen, Torstenson's Zorn zu mäßigen, und das, was von der Stadt noch übrig war, durch einen Fußfall retten zu können, eilte er dahin, wo Verzagende nach Trost und Kraft rangen und sein beredter Mund erschöpfte sich in aufrichtenden Stellen aus der heiligen Schrift.

Sobald er mit sich über die Art und Weise in's Reine gekommen war, auf welche er das Herz des feindlichen Feldherrn zu erweichen gedachte, eilte er, sein Vorhaben in's Werk zu setzen. Zwölf Kinder im Gewande der Unschuld, begleiteten ihn, und so schritt er, den Priestertalar über den Schultern und mit der weißen Halskrause, mitten im Kugelregen, in von Flammen erleuchteter Nacht, unverzagt durch das Thor hinaus nach dem feindlichen Lager, und Niemand trat ihm hindernd entgegen. In einem einzeln stehenden Gebäude am Wege nach Groitzsch hatte der Schwedengeneral sein Quartier aufgeschlagen und Berittene sprengten von hier aus nach allen Richtungen hin, um neue Befehle zum Verderben Pegau's zu überbringen. Eine kurze Strecke vor dem kleinen Hause blieb Lange mit seinem Gefolge stehen und stimmte das erhebende Lied des begeisterten Sängers, seines Freundes und Amtsbruders in Wittenberg, Paul Eberus, an:

„Wenn wir in höchsten Nöthen sein
Und wissen nicht wo aus noch ein,
Und finden weder Hilf' noch Rath,
Ob wir gleich sorgen früh und spat:

„So ist das unser Trost allein,
Daß wir zusammen ingemein
Dich anrufen, o treuer Gott!
Um Rettung aus der Angst und Noth."

Dann bewegte sich die kleine Schaar langsam dem Häuschen zu und hielt vor der Thür still, während sie die folgenden Verse durch die Nachtluft dringen ließ.

Voll Befremden hatte Torstenson dem Gesange der jugendlichen Stimmen eine Weile zugehört; er verstand jedes Wort, denn er war mit der deutschen Sprache durch seinen langjährigen Aufenthalt in Deutschland hinreichend vertraut; dann sprang er von seinem Sitze empor und trat an das Fenster, um die singenden Nachtwandler zu betrachten, die eben den Schlußvers begannen:

„Auf daß von Herzen können wir
Nochmals mit Freuden danken dir,
Gehorsam sein nach deinem Wort,
Dich all'zeit preisen hier und dort."

Torstenson's strenge Miene erweichte sich mehr und mehr, je länger er die kleinen, weißen Gestalten mit ihren kläglichen Gesichtern und den hohen, würdevollen Mann in der schwarzen Amtstracht mitten unter ihnen betrachtete. Rasch öffnete er die Thür und stand vor dem Geistlichen. Sogleich knieten die armen, dürftig bekleideten Geschöpfe auf den hart gefrorenen Boden nieder und hoben flehend die Hände zu der majestätischen Erscheinung empor. Eben hatte der Pfarrer seine Anrede begonnen, als er auch von Torstenson unterbrochen wurde.

„Lange! —" rief er, „wo kommst du her? — was willst du hier?"



Der Schwedengeneral hatte den ehemaligen Hausgenossen, trotz der verflossenen Reihe von Jahren, wieder erkannt. Er zog den Geistlichen zu sich in's Zimmer und ließ ihn Platz nehmen, um sein Verlangen anzuhören. Mit Eifer und Beredtsamkeit schilderte dieser die Noth der Bedrängten und flehte um Gnade und Schonung für die Stadt im Namen des Gottes, an den sie Beide glaubten. Der schwedische General, der stets dem Tode ohne Beben in's Auge geschaut, ward von dem Flehen des Freundes und dem Schluchzen der Kinder bewegt und versprach, die Feindseligkeiten einzustellen, sobald Gersdorf und seine Kämpfer die Waffen niederlegen würden. Der wackere Lange glaubte diese Bedingung ohne Zaudern im Namen des Kommandanten annehmen zu können und augenblicklich fertigte Torstenson Eilboten ab um dem Geschützfeuer Einhalt zu gebieten.

Pegau war gerettet.

Die Rückkehr des Superintendenten mit den kleinen vor Frost zitternden Geschöpfen in Begleitung eines Adjutanten, wurde von den Pegauern mit lautem Dankesjubel begrüßt. Schon im Morgengrauen des anbrechenden Tages zog sich der Schwede eine Strecke von der Stadt zurück, denn Gersdorf hatte jetzt in die Uebergabe gewilligt, und nur eine kleine Abtheilung blieb vor den Thoren, um die Besatzung als Gefangene in Empfang zu nehmen.

Die Einwohner waren zu arm, um dem Retter in der höchsten Noth ihre Dankbarkeit anders als in Worten zu beweisen, da aber drei Jahre später ein neues Wohnhaus für ihn aufgeführt wurde, ließ man in die Wetterfahne seinen Namenszug und die Jahreszahl 1647 graben. Zur dankbaren Erinnerung an ihn und zum steten Gedächtniß der schweren Heimsuchung beginnt seitdem, und noch heute, jeder Nachmittagsgottesdienst mit dem schönen Liede:

„Wenn wir in höchsten Nöthen sein
Und wissen nicht wo aus noch ein,
Und finden weder Hilf' und Rath,
Ob wir gleich sorgen früh und spat:

„So ist das unser Trost allein,
Daß wir zusammen ingemein
Dich anrufen, o treuer Gott!
Um Rettung aus der Angst und Noth."

Das Andenken der Pegauer an den Retter der Stadt wird sich von Kind auf Kindeskind auch ferner fortpflanzen.

Noch lagen die Schweden in der Nähe von Pegau, als Flachsveit und Fiedelhans, trotz aller ihrer List und Schlauheit, in die Hände der Feinde fielen. Der Feldherr machte ihnen einen kurzen Prozeß und verurtheilte Beide zum Galgen. Während Flachsveit die verhängnißvolle Leiter betrat, um seinen Kopf in die Schlinge zu legen, war man grausam genug, seinen Schicksalsgefährten auf einer mitgebrachten Geige muntere Tänze aufspielen zu lassen, und sie wurde ihm erst ab-

genommen, als die letzten Todeszuckungen des Unglücklichen vorüber waren. Dann stieg auch er die Sprossen hinauf und endete ein Leben, das, wenn es früh eine andere Richtung erhalten, ein ruhmvolles hätte sein können.

Von der Pfalz im Rheine.

Auf dem Hügel, an welchen sich das weinreiche Bacharach lehnt, stehen noch die Trümmer der einst räumlichen und festen Burg Staleck. Sie war im zwölften Jahrhundert ein Eigenthum des Pfalzgrafen Konrad aus dem Hause der Hohenstaufen, welcher eine einzige Tochter, Agnes mit Namen, hatte. Der Ruf ihrer Schönheit ging durch ganz Deutschland und viele Ritter und Herren zogen nach Bacharach, um sich ihres Anblicks zu erfreuen, wenn sie auch nicht hoffen durften, ihre Hand davon zu tragen. Diese Kunde kam auch zu den Ohren des in Kriegsspielen versuchten Heinrich Welf von Braunschweig und er brannte vor Verlangen, diese Jungfrau zu sehen, deren Preis in vielen Liedern erschallte. Die Welfen waren aber schon seit langer Zeit feindlich gesinnt gegen die Hohenstaufen, und Kaiser Friedrich der Rothbart hatte jenen wegen einer verweigerten Hülfsleistung in Italien (1177) den Untergang geschworen. Heinrich durfte sohin nicht wagen, nach Staleck zu gehen und auf keinen Fall konnte er der Hoffnung Raum geben, die wunderschöne Agnes als Gattin heimzuführen. Doch einst, bei einem lustigen Gelage, dem etliche Ritter beiwohnten, welche im Lobe der jungen Pfalzgräfin kein Ende finden konnten, vermaß sich Heinrich, er werde nun auch nach Bacharach gehen, um das Wunderbild mit eigenen Augen zu schauen. Des andern Tages machte er sich auch wirklich dahin auf den Weg, gefolgt von einem alten, getreuen Lehensmanne — Hanns von Gleichen — und einem Diener. Als sie noch eine Tagreise entfernt waren, tauschten sie ihre Kleider um und gaben sich für Pilger aus, die nach Köln ziehen wollten. Auf Staleck, wo sie um eine Nachtherberge baten, wurden sie freundlich aufgenommen. Der Pfalzgraf war eben abwesend, aber die Pfalzgräfin und ihre schöne Tochter kamen in das Gemach, wo die Fremdlinge beim Abendbrod saßen, hießen sie willkommen und die Gräfin füllte einen Becher mit köstlichem Weine, welchen Agnes ihnen darreichte. Heinrichs Herz wurde von dem Anblick der Jungfrau mächtig ergriffen, denn eine unaussprechliche Huld war über ihr ganzes Wesen verbreitet. Er hatte Mühe, sich zu fassen und auf die Fragen der Frauen mit Besonnenheit zu antworten. „Ihr kommt von Braunschweig?“ sagte die Pfalzgräfin unter Anderem: „erzählt mir doch etwas von Heinrich, eurem jungen Herrn. Er ist zwar nicht der Freund unseres Hauses, allein er soll edle Sitten haben, auch nicht rauh und hart sein gegen seine Leute und das muß man auch am Feinde schätzen.“ Heinrich gerieth in sichtbare Verlegenheit, aber der von Gleichen nahm augenblicklich das Wort und redete viel zum Lobe des Braunschweigers. „Nur Eins, setzte er hinzu, nur Eins muß ich an ihm tadeln; er ist ein Waghals sonder Gleichen; sein Muth ist nicht nur stets größer als die Gefahr, sondern auch als die Klugheit!“ — „Das haben die Welfen mit den Staufen gemein,“ erwiederte die Gräfin. „Der Fuchs ist wohl auch klüger als der Löwe, darum wollen wir aber doch jenen nicht über diesen stellen.“ Heinrichs Augen leuchteten bei diesen Worten und er hätte der Pfalzgräfin die Hand drücken mögen. Sie bemerkte wohl, daß etwas in ihm vorging, wußte es aber nicht zu deuten, doch verweilte ihr Auge forschend auf seiner Gestalt. — „Es ist seltsam,“ fing sie nach einer Weile an, „es ist seltsam, wie oft die Sachen in der Welt gehen, und man muß wohl bei den meisten Ereignissen im menschlichen Leben die Wahrheit des Sprüchwortes — der Mensch denkt's und Gott lenkt's — anerkennen. Als ich mein sechzehntes Jahr erreicht hatte, sollte ich dem Vater eures Herrn verlobt werden.“ — Heinrichs Verlegenheit wuchs bei dieser Rede — er fürchtete sich zu verrathen, schützte ein Unwohlsein vor und eilte in's Freie hinaus. Die Pfalzgräfin und ihre Tochter glaubten an das Vorgeben und zeigten sich recht besorgt um den Fremden. Der von Gleichen äußerte jedoch, es habe nichts auf sich. „Junges Blut kommt leicht in Gährung,“ sagte er; „ein oder zwei Feldzüge werden es schon zur Ruhe bringen. Dieß wilde Brausen und Stürmen war ehemals auch in mir, aber das Leben hat mich abgekühlt, und so wird's diesem jungen Gesellen auch noch gehen.“ Die Pfalzgräfin forschte auf eine gute Weise nach der Herkunft ihrer Gäste. „Ich will euch nicht verbergen,“ antwortete der Begleiter, „daß wir wirklich Lehensmänner des Braunschweigers sind. Ein Gelübde führt uns an den Rhein; im ganzen Lande ist jetzt Friede, aber das Herz braucht auch seinen Gottesfrieden.“ — Heinrich trat wieder herein und die Frauen entfernten sich. Als die Pilgrime in der Frühe des andern Tages Staleck verließen, fanden sie am Ufer ein Schiff in Bereitschaft, welches die Pfalzgräfin bestellt hatte, um sie nach Köln zu bringen. Auch ließ sie ihnen sagen, sie möchten bei ihrer Rückkehr wieder Herberg auf dem Schlosse nehmen.

Auf die holde Agnes hatte die herrliche Gestalt des jungen Braunschweigers einigen Eindruck gemacht; doch wäre dieser ohne Zweifel bald vorübergegangen, wenn nicht ihre Mutter das Gespräch auf ihn geleitet und die Vermuthung geäußert hätte, daß er gewiß von edlem Stamme sei, sein Gesicht sehe auch ganz in das Geschlecht der Welfen. Agnes erschrack bei diesem Namen, die Welfen waren ja die geschwornen Feinde ihres Hauses. Die Mutter, dieß bemerkend, sagte: „Wollte Gott, dieser Pilgrim wäre Heinrich von Braunschweig und ein guter Engel hätte ihn nach Staleck geführt, um den alten Haß durch einen neuen Liebesbund auszutilgen.“ Agnes jedoch meinte in sichtbarer Verwirrung, daß dieß der Vater nie zugeben würde, worauf die Pfalzgräfin, ihr die Wangen streichelnd, erwiederte, daß ihr Vater allerdings in hohem Grade starrsinnig sei, daß sie dieß aber keineswegs erschrecke. — Seit dieser Unterredung ging im Gemüthe der Jungfrau eine sichtbare Veränderung vor sich. Sie versank in stille Schwermuth, stand stundenlang auf dem Söller und sah träumerisch den Rhein hinab. Sechs Tage gingen so vorüber, da kamen die Pilger wieder von ihrer Betfahrt zurück nach Staleck und wurden der Pfalzgräfin gemeldet. Sie ließ Heinrich vor sich bringen und fragte mancherlei über Köln und wie es ihm unterwegs ergangen.

Nachdem das Gespräch eine Weile gedauert, sah sie ihn gar freundlich an und sagte: „ihr könntet mir etwas sehr Angenehmes erweisen."

„Wenn ich das könnte, würd' ich mich glücklich preisen," antwortete der Braunschweiger.

„Es steht nur bei euch und ist etwas, was jeder Ehrenmann leicht thun kann."

„Ihr habt mein Wort, Frau Pfalzgräfin," rief Heinrich, „gebietet eurem Diener!"

„Sagt mir euren Namen!"

Mit edlem Stolz erwiederte dieser: „Ich bin Heinrich von Braunschweig. Der Ruf von der Schönheit eurer Tochter hat mich hierhergezogen. Vielleicht seht ihr jetzt in mir nur den Welfen, den Feind der Hohenstaufen, aber ich schwöre es bei dem allmächtigen Gott, daß der erste Blick in die Augen der holdseligen Agnes mein Herz mit so viel Liebe erfüllt hat, daß für den Haß kein Raum mehr darin ist."

„Unter diesem Dache wird die Gastfreundschaft nicht verletzt und am wenigsten an euch," entgegnete die Gräfin, indem sie ihm die Hand reichte.

„Möchte der Pfalzgraf auch so gesinnt sein," seufzte Heinrich, „dann würd' ich bitten, mich zum Eidam anzunehmen." — — — Die Gräfin besann sich eine Weile und ergriff alsdann seine Hand, indem sie sagte: „Ich sollte eurem Vater zu Theil werden, aber ich sehe wohl, der Himmel hat unsere Kinder für einander bestimmt. Kommt mit mir!"

Sie führte ihn hierauf in das Gemach ihrer Tochter, welche bei dem Anblick des schönen Pilgrims zusammenschrack und sich kaum zu fassen wußte. „Agnes," sagte die Mutter, „rathe einmal, wer hier vor dir steht? — Es ist Heinrich von Braunschweig, der um deine Hand wirbt!"

„Liebe Mutter," lispelte Agnes, „ich will das mit euch bedenken!" Sie warf bei diesen Worten einen schüchternen Blick auf den Jüngling und verbarg dann ihr glühendes Antlitz am Busen ihrer Mutter. Heinrich entfernte sich jetzt, denn er fühlte wohl, daß seine Gegenwart in diesem Augenblicke für die Jungfrau drückend sei. Er ging in den Burggarten und mochte wohl einige Stunden da auf- und abgewandelt sein, als ihm die Pfalzgräfin das ersehnte Jawort brachte. Beide überlegten nun, was ferner zu thun sein möchte, den Pfalzgrafen zu gewinnen. Sie kamen dahin überein, daß Heinrich binnen zwei Tagen Staleck verlassen, nach Braunschweig heimziehen und dort weitere Botschaft erwarten sollte, wie Konrad der Pfalzgraf die Sache aufgenommen habe. Auf Staleck sollte unterdessen Alles noch ein tiefes Geheimniß bleiben. Die beiden Tage der ersten Liebe gingen für Agnes und Heinrich gar schnell vorüber. — Die Mutter hatte ihre Hände in einander gelegt und sie gesegnet; Heinrich hatte den Schwur gethan, Agnesen treu zu bleiben und sie als seine Gattin zu betrachten, auch wenn das Schicksal ihn auf immer von ihr trennen würde. Der Abschied war schmerzlich, doch besaß die Jungfrau Muth und Entschlossenheit. — „Alles um Liebe! sei unser Denkspruch." Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand zum letzten Lebewohl. „Alles um Liebe!" erwiederte Heinrich, drückte die Verlobte noch einmal an sein Herz und eilte dann an den Rhein hinab, wo die Gefährten seiner harrten. — Der Vorgang war indeß auf Staleck nicht so ganz geheim geblieben, und als Pfalzgraf Konrad einige Tage nachher zurückkam, erfuhr er bald, was die Gemahlin und Tochter ihm noch hatten verbergen wollen. Er stellte sich jedoch, als wäre ihm nicht das Mindeste zu Ohren gekommen. Vielmehr schien er viel aufgeräumter als sonst, so zwar, daß es die Pfalzgräfin für ein gutes Zeichen nahm und bei der ersten besten Gelegenheit die Rede auf den Braunschweiger brachte. Konrad wußte sie schlau bei dem Gegenstande festzuhalten und so ergoß sie sich zuletzt ganz unverholen in das Lob des jungen Welfen, worauf der Pfalzgraf lachend versetzte: „Am Ende hättest du wohl Lust, ihm unsere Agnes zur Frau zu geben?!" — Dieß sagend, entfernte er sich, ohne lang eine Antwort abzuwarten. Die Pfalzgräfin war recht froh, daß er die Sache nicht schlimm aufgenommen und eilte alsbald zu ihrer Tochter, ihr dieß zu hinterbringen. — „Vielleicht wenn er selbst käme," meinte Agnes, halb hoffend, halb zweifelnd. Die Mutter fand diese Idee ganz vortrefflich und es wurde beschlossen, dem Braunschweiger Botschaft zu schicken und ihn einzuladen, so bald als möglich auf Staleck einzutreffen. Etwas abwärts von Staleck, nahe am rechten Rheinufer, ragt ein Felsen aus dem Strome, und auf diesem stund eine Fischerhütte. Die Pfalzgräfin hatte diese Stelle sehr lieb, denn wenn sie Morgens aus ihrem Fenster in die herrliche Landschaft hinaussah, verweilte ihr Auge besonders gern auf dieser Felsenhütte. Den Tag nach ihrer Unterredung mit ihrem Gemahl bemerkte sie, daß die Hütte verschwunden war und viele Menschen sich beschäftigten, an deren Stelle ein anderes Gebäude aufzuführen. Sie wußte sich dieß nicht zu erklären und fragte den Pfalzgrafen, was dieß zu bedeuten habe. „Die Kaufleute fahren mir den Zoll ab," meinte er lächelnd, „d'rum will ich ihnen eine Falle bauen." Sie hielt dieß Vorgeben für baaren Ernst und ihr Herz gab sich ganz der Hoffnung hin, das Glück ihrer Agnes nun bald in schönster Blüthe zu sehen. Heinrich konnte in wenigen Tagen von Braunschweig eintreffen und das Uebrige, meinte sie, würde sich von selbst geben. Allein noch bevor der Braunschweiger anlangte, war der Thurm auf dem Fels im Rheine fertig, und als die Pfalzgräfin eines Morgens nach ihrer Agnes fragte, die sie umsonst in ihrem Gemach gesucht, erzählte ihr ein treuer Knecht ganz heimlich — mehr mit Geberden als mit Worten — der Herr Pfalzgraf habe sie Nachts in den neu erbauten Thurm geführt und sie dort nebst einem Diener und einer Magd eingesperrt. Diese unerwartete Nachricht schnitt der Pfalzgräfin tief in's Herz, doch verlor sie die Besonnenheit nicht. Die Begierde, sich an ihrem Gemahl zu rächen, war größer als der Kummer über das Schicksal ihrer Tochter.

Unter den Leuten des Pfalzgrafen befand sich ein kühner, verschlagener Knappe, der hieß Rüdiger. Diesen fertigte sie mit einem Brieflein an den Braunschweiger ab, den er nach ihrer Berechnung zu Frankfurt treffen sollte. Zugleich fand sie auch einen Ausweg, der armen Agnes einige Nachrichten zukommen zu lassen. Der Burgvogt hatte eine Taube, welche zum Brieftragen abgerichtet worden war. Diese lernte in

wenigen Tagen die Reise nach dem Thurme machen. Die Pfalzgräfin legte Trauerkleider an und verschloß sich gramvoll stundenlang in ihrem Gemach. Da nahte der Geburtstag der schönen Agnes, seit siebzehn Jahren zum ersten Mal ein Tag der Trauer auf Staleck. Am Vorabende, da die Pfalzgräfin eben im Erker der Burg saß und mißmuthig den Strom hinab schaute, trat ihr Gemahl zu ihr herein, faßte sie freundlich bei der Hand und sprach: „Du sollst morgen zum zweitenmal deine Agnes erhalten; ihr habt beide für eure Thorheit genug gebüßt und ich denke, dieß hätte euch wieder zu Verstand gebracht. Die Welfen sind und bleiben unsere Feinde.“ — „Aber was hat denn Heinrich dir gethan?“ meinte die Pfalzgräfin. — „Ist er nicht ein Welfe?“ — „Kann er mehr dafür als du, daß du ein Hohenstaufe bist?“ Der Pfalzgraf rieb sich verdrießlich die Stirne und sah trotzig zu Boden. Da warf sich die Pfalzgräfin an seinen Hals. „Versprich mir,“ rief sie, „versprich mir, deiner Tochter zu verzeihen und auch dem Braunschweiger!“ — „Verzeihen und am Ende das alte Lied von Neuem hören,“ brummte Konrad und suchte sich von seiner Gemahlin los zu machen, allein sie hielt die Hände fest um seinen Nacken geschlungen und bedeckte seinen Mund mit Küssen: „Nur verzeihen sollst du, nichts als verzeihen!“ — „Nun meinetwegen!“ rief der Pfalzgraf, „aber auch nichts weiter, als verzeihen!“ — „Ich habe also dein Wort?“ — Konrad sah seine Gattin mit Blicken des größten Unwillens an: „Gilt dir mein Ja nicht mehr?“ — „O!“ sagte die Pfalzgräfin, sichtlich erleichtert, „o, es gilt mir mehr als zehn Eide, und damit du siehst, wie ich auf dieses Ja der Verzeihung baue, so will ich dir eröffnen, daß unsere Agnes wirklich die Gemahlin Heinrichs von Braunschweig ist!“

Der Pfalzgraf stand sprachlos vor Ingrimm; ohne ein Wort zu erwiedern, verließ er eiligst das Gemach und stürmte in den Garten hinab. Die Pfalzgräfin kannte seinen Sinn und seine Weise, und es war ihr ein gutes Zeichen, daß er seinen Zorn nicht in Drohungen ausgeschüttet. Nach ungefähr einer halben Stunde trat er wieder zu ihr herein, zwar etwas finster und rasch, doch ohne Heftigkeit, und fragte:

„Wie kam Heinrich in den Thurm?“

„Er schwamm hinüber.“

„Durch wen erhielt er Botschaft?“

„Durch mich.“

„Wer machte den Briefträger zwischen dir und Agnes?“

„Die Taube des Burgvogts.“

Der Pfalzgraf schritt jetzt das Zimmer einigemal auf und ab und schien nachzudenken. Die Pfalzgräfin folgte ihm unverwandten Blicks, denn sie verstand es, in seinen Geberden zu lesen. Er stellte sich an das Fenster, sah lange hinaus, endlich sagte er: „Dieser Thurm soll nicht umsonst gebaut worden sein; ich befehle, daß unsere Agnes so lange in dem Thurm bleiben soll, bis ihre Niederkunft erfolgt ist. Ob der Herr Gemahl ihr Gesellschaft leisten will, das stell' ich ihm anheim. Die Pfalzgräfin versuchte alle weiblichen Zauberkünste, um ihn auf andere Gesinnungen zu bringen, doch umsonst. Er beharrte fest bei seinem Entschlusse und wollte weder seine Tochter, noch deren Gemahl sehen, bis sie ihm einen Enkel bringen würden, der in dem Thurm geboren worden. Dieß geschah denn auch und die Jungfrau kehrte als Gattin und Mutter nach Staleck zurück.

Dietz von Schaumberg.

Zur Zeit, da Ludwig der Bayer die Last der deutschen Kaiserkrone auf dem Haupte trug, gab es der Mißhelligkeiten mancherlei im Reiche. Der Hader, in welchem Kaiser und Pabst verstrickt waren, gefährdete den Landfrieden allenthalben und begünstigte das Unwesen der Strauchritter, die den wandernden Tabuletkrämer nicht minder, wie den reichen Kaufherrn, trotz seines bewaffneten Geleites überfielen und ausplünderten.

Da war auch ein fränkischer Ritter, Dietz von Schaumberg geheißen, der trieb das Handwerk gar gewaltig, scheerte sich wenig um kaiserlich Gebot und Acht, und warf ohne Fehde und ehrlichen Absagebrief, was ihm und seinen Reisigen auf offener Landstraße in die Hände lief. Aber — eines Tages, da er sich dessen schlimm versah, ward er aufgehoben sammt vier Knechten, gen München gebracht, und vom Kaiser wegen Landfriedensbruches zum Schwerte verurtheilt. Das geschah im Jahre 1337. —

Das Nachgericht war bestellt, und der Schaumberger des letzten Hiebes gewärtig, als er den Blutrichter noch Eines vorbringen zu dürfen bat. Man wollte dem armen Sünder auf der Richtstätte das letzte Anliegen nicht ungewährt lassen; und so stellte er denn die Bitte, man möge ihn und seine vier Todesgenossen in einer Reihe, je acht Schuh Einer vom Andern ab, aufstellen. An ihm selber solle der Büttel vorerst das Urtel vollziehen, ohne Gnad' und Gunst, wie es seines Gewerkes sei. Wenn er jedoch nach der Enthauptung wieder aufspringen und auf die Knechte zulaufen könne; so möge das Blutgericht Solches für ein Ordale gelten lassen, und einem Jeden das Leben schenken, den er hauptlos erreichen würde. Er selber wäre dann im Sterben des Trostes gewärtig, daß er die vielgetreuen Gesellen, die um seinetwillen Noth litten, aus den Händen des Nachrichters gerettet habe, was ihm etwan seinerzeit an seinen Missethaten möchte zu gute gerechnet werden.

Der Richter konnte leicht gewähren, was nach aller Menschen Bedünken und Erfahrung unmöglich war. Also stellte Dietz von Schaumberg jenen zunächst, welcher ihm der Liebste war, hernach die anderen drei, und kniete dann getrost und mit heiterer Miene nieder, um den Todesstreich zu empfangen. Aber siehe da, — kaum rollte das Haupt im Sande, als der blutende Rumpf emporsprang, die Reihe der vier Knechte entlang lief vom Ersten bis zum Letzten, und dann zusammenstürzte! — Richter, Zuschauer und Büttel entsetzten sich ob des schrecklichen Gesichtes. Ersterer aber hielt allerwegen sein Wort, berichtete an kaiserliche Majestät, was vorgegangen, und erwirkte auch, daß den Knechten die Todesstrafe in Gnaden erlassen wurde! —

Fr. Hilarius.

Die arme Walburg.



Während zu München an unser lieb Frauen Kirche gebaut wurde, ging zu Zeiten das Geld aus.

Es währte aber nie lange, so war wieder etwas beisammen. Denn Herzog Sigmund, der Bauherr, seine Brüder, sonderlich auch Herzog Christoph, steuerten nach Kräften bei, und die Münchner alle miteinander — dann und wann einen rechten Geizhals ausgenommen — waren auch stets bei der Hand und zeigten sich mildthätig.

Zur Zeit sich nun unsere Vorvordern so tapfer an gutes Werk hielten, lebte zu oberst im rechten Eckhaus des Thiereckgäßleins zu München eine Jungfrau, Namens Walburg.

Die war sehr hold und schön, aber recht arm auch dazu.

Nun wär' es ihr freilich bald um Vieles besser ergangen, hätte sie von ihrer Tugend auch nur ein Haarbreit ablassen wollen. Denn an etlichen reichen, dabei argen Menschen hat es in München zu keiner Zeit gefehlt, just wie an anderen Orten, nur daß es der Bösen anderswo vielleicht mehr' gab. Kurz, die Walburg blieb Gott getreu, arbeitete für der Bürger und Rathsherren Ehfrauen Tag für Tag am Fenster und hatte sonst gar keine weltliche Freude, als ihren Zeisig. Der war in einem armseligen Gitterhäuslein, und das hing der Walburg zu Haupten.

Als sie nun zu Zeiten vernahm, was Der oder Die zur Frauenkirche geopfert habe, wurde ihr oft recht weh zu Muth, daß sie allein kein Geld oder noch so kleines Kleinod habe, das sie der Jungfrau Maria opfern könnte.

Da suchte sie oft Alles aus. Aber es war eben nichts zu finden.

Als sie einst wieder in diese Gedanken gerieth und dabei zum Zeisig aufschaute, weil er gar so froh that und überaus anmuthig sang, fiel 's ihr mit einemmal bei, daß sie ja doch was habe. Sie beschloß auch sogleich, ihrer einzigen Freude zu entsagen und den Zeisig zu verkaufen.

Wer ihn aber nähme, das konnte sie noch nicht ergründen.

Sie hatte sich noch nicht lange entschlossen, so kam des Rathsherrn Wilprecht Ehefrau, die nachsehen wollte, wie es mit der bestellten Arbeit stehe, und weil der Zeisig so schön sang, meinte sie, einen solchen möchte sie auch haben.

Walburg bot ihr denselben an.

Weil nun die Frau Wilprecht seelengut war und wohl wußte, daß Walburg keine andere Freude habe, konnte sie es erst nicht recht glauben, daß der Zeisig feil sei, bis es Jene in einiger Wehmuth, aber ganz bestimmt wiederholte.

Auf dieß erkannte die Wilprecht, die Jungfrau müsse die paar Groschen für Vogel und Häuslein recht von Nöthen haben, wollte die Gelegenheit nicht schnöde nützen, sondern gab der armen Walburg einen nagelneuen Goldgulden für Zeisig und Häuslein und nahm Beides mit sich fort. Denn Walburg nahm das viele Geld nicht umsonst an.

Etliche Tage darauf kam der Probst unserer lieben Frauen zum Rathsherrn Wilprecht und dessen ehelicher Wirthin. Daselbst traf er einen Amtmann des Herzogs Christoph, Namens Herwart. Dieser war von freundlichem Aussehen, und weil man sich mit solchen Menschen gut spricht, sprachen sich Probst und Amtmann auch in Kurzem gut, als kennten sie sich schon lange Zeit — bis sie zuletzt auf die Ehe zu sprechen kamen.

Da sagte Herr Herwart lächelnd: Damit sei es eine solche Sache! Er habe viel zu thun und deßhalb keine Zeit, sich nach einer Jungfrau umzuschauen, wie er sie wünsche. Wer nun nicht suche, finde nicht leicht, und geschehe bei ihm kein Wunder und Zeichen, bleibe er sicher ledig. Denn es sei die höchste Zeit.

Als er so sprach, begann der Zeisig zu singen, die Frau Wilprecht erzählte, wie sie dazu gekommen sei, und sagte: wäre die Walburg nicht so überaus arm, wüßte sie dem Amtmann keine bessere Wahl. Dann setzte sie bei, der Goldgulden habe die Walburg ganz wehmüthig glückselig gemacht, und wenn doch nur zu ergründen wäre, wozu sie ihn so von Nöthen gehabt.

Ueber das Alles war der Probst betroffen, fragte um Tag und Stunde, und als er das erfahren, sagte er: Da sei weiters kein Zweifel und Geheimniß. Walburg habe ihr liebes Vögelein verkauft, den Goldgulden zum Bau unser lieben Frauen gegeben, er selbst habe das Geld in Empfang genommen und ganz verdächtig hätte ihn das viele Geld bedünkt, wäre in der Jungfrau Antlitz nicht aller Tugend Spur zu sehen gewesen.

Wie der Probst so sprach, achtete der Amtmann auf je-

des Wort, und als Jener zu Ende war, sagte er hinwieder: „Was ich da gehört, ist trefflich, und ich weiß nicht, wie das ist, aber schier bedünkt es mich, mir sei Zeichen und Mahnung durch denselben Zeisig geworden. Dem Zeichen geh' ich meiner Seele nach. Und gefällt mir die Jungfrau — ob arm oder reich, das ist mir dann ganz gleich."

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, so läutete es an dem Hausthor, und als die Stubenthüre aufging, trat Walburg mit den fertigen Kleidern ein. Die war ganz bestürzt, da sie dort den Zeisig und hier wieder den Probst von unser lieb Frauen sah. Denn sie dachte, nun könnte ihre stille Gottesgabe aufkommen. Das empfanden die Anderen auch und verstanden ihren Schrecken.

Herr Herwart aber ging sogleich auf Walburg zu, erzählte ihr in Rührung, was er von ihr vernommen, wie sich Alles gefügt habe — und verging weiter keine Viertelstunde, so bot er ihr schon Herz und Habe.

Da sah die Jungfrau dankend zum Himmel, willigte sonder Zögern ein — und eh' die vierte Woche verging, war der Walburg Ehrentag.

Alle guten Menschen freuten sich ihres Glückes, gar manches Angebinde bekam sie, und als sie zur Seite des Bräutigams beim Hochzeitsmahle saß, kam gar der Herzog Christoph, redete gnädig und leutselig mit ihr und versprach ihr auch ein Geschenk. Drauf sprach er mit dem Amtmann und mehr Anderen, zuletzt Einiges mit dem Rathsherrn Wilprecht und dessen Ehefrau, und die Beiden begleiteten ihn hinaus und hinab.

Nun zerbrach sich Jedweder den Kopf, was Walburg wohl beschert werde, und warum Herr Wilprecht die Thüre hinter sich geschlossen habe. Walburg schüttelte auch ihr Haupt und konnte nichts ergründen.

Als aber die Zwei wieder eintraten, und Wilprecht, in's Vorgemach deutend, sagte: „Ei seht doch, Walburg — da schau't hinaus, was da droben hängt" — erhob sich dieselbe in glückseliger Ahnung, eilte an die Thüre und rief in Wonne: „O du guter Gott, die Freude auch noch! Jetzt ist etwan der Zeisig wieder mein!"

So war's auch.

Der Zeisig schwebte vor ihr in Lüften und war ihr Eigen, wie vor demselben Goldgulden — aber nimmer in seinem armen Häuslein, sondern in einem wunderschönen, das glänzte im Strahl der Sonne von oben bis unten in lauterstem Silber, und mit einem herrlichen Kranz von Lilien und Rosen war es umwunden. Franz Trautmann.

Der Goldschmied von Worms.

Erzählung aus den Zeiten des Rheinkrieges unter Ludwig dem Vierzehnten.

Von A. Veldern.

Gott hat die Türken abgewandt,
Jetzt schickt er die Franzleut in's Land,
Und denen ihr seeleninnigster Glauben
Besagt nur Mord, Schandthat und Rauben.

So klagten die armen Bewohner der Rheingegenden und wollte ihr Jammergeschrei kein Ende nehmen, denn die Franzosen hausten in der That ärger, als es die wüthendsten Barbaren vermocht hätten. Der übermüthige Ludwig XIV. wollte die sämmtlichen Rheinlande an sich reißen und hatte zu diesem Zwecke ein Heer dorthin geworfen, bei welchem man durch Zulassung der ärgsten Plünderungen und Schandthaten immer neuen Kriegsmuth anfachte.

Der Franzosen ganz besonders Augenmerk war endlich auf die Stadt Worms gefallen. Man erkannte die Wichtigkeit dieses Platzes und legte zuerst im November 1688 eine französische Garnison hinein.

Im Bewußtsein ihrer Uebermacht erpreßten die fremden Krieger von der Stadt, was ihnen gut schien, und wenn einer der Bürger sich dem übermäßigsten Verlangen widersetzen wollte, so wurde er grausam mißhandelt. Klagte er dann bei den Oberen, so war ein Achselzucken Alles, was als Trost und Rechtfertigung gespendet wurde.

Arme und Reiche seufzten unter diesen Lasten, doch konnte der ärmste Bürger seinen letzten Albus wohl nicht mit blutenderem Herzen hingeben, als der reiche, aber unglaublich geizige Goldschmied Westhaller seine versteckt aufgehäuften Goldschätze heimsuchte. Seines Geizes wegen war er auch genugsam in der Stadt verhaßt.

Niemand zeigte sich so selten auf der Straße und bei öffentlichen Gelegenheiten, als Westhaller, und bennoch konnte nicht leicht noch Jemand so allgemein bekannt oder vielmehr berüchtigter sein, als er. Den Bürgermeister und die Rathsherren zum Beispiel, welche doch allesammt die höchsten Aemter in der Stadt bekleideten, kannte der größte Theil der Einwohner nur dann, wenn sie in ihren festlichen Amtskleidern einherschritten; die alte „Hexensybille," wie man ein altes, armes Weib nannte, der man die Wahrsagekunst zutraute, und den „Prager Invaliden", der sich, weil ihm beide Füße im dreißigjährigen Kriege vor Prag abgeschossen worden waren, nur noch vermittelst der Hände auf zwei kleinen hölzernen Schemmeln fortbewegte — und wie sonst die auf verschiedenste Art in der Oeffentlichkeit hervorragenden Gestalten heißen mochten, sie alle waren gewöhnlich doch nur von einem oder dem andern Theile der Einwohner gekannt, allein des „Geizteufels Obersäckelmeister" (so hatte die Volksstimme den Goldschmied benannt) kannte Jedermann. Wo er sich nur auf der Straße zeigte, wies man mit Fingern nach ihm hin. Ammen und Mütter hatten aus seinem Namen schon ein Schreckbild für die unfolgsamen Kinder geschaffen, bei denen seine Autorität mit der des gefürchteten „schwarzen Mannes" wetteiferte.

Westhallers große Geschicklichkeit in seiner Kunst hatte ihm schon seit langen Jahren bedeutende Summen eingebracht. Wenn Jemand in Worms von Geschmeide etwas besonders Prächtiges verlangte, was der gerühmten Florentiner Arbeit gleich kommen sollte, dann durfte er freilich nur zu Westhaller gehen, denn weit und breit that es ihm nicht leicht Einer nach.

Nebenbei betrieb der reiche Goldschmied auch noch einen beträchtlichen Weinhandel. Seine Keller waren bis an die Deckgewölbe mit großen Fässern angefüllt und die hölzernen Gefäße bargen keine andere Sorten, als die herrliche „Liebfrauenmilch" und den nicht minder berühmten „Lug in's Land." Der Alte wußte aber auch seine Weine zu behan-

deln, wie es der beste Bremer Rathskellermeister nicht besser vermocht hätte. Trotz seines Geizes verfälschte er dabei doch niemals die herrlichen Sorten, weil er recht wohl wußte, daß nur die Güte seines Weines ihm den großen Absatz nach aller Herren Länder verschaffte. Karren, an denen sechs und acht Pferde sich naß und matt zogen, gingen jede Woche von seinem Keller fort in das Ausland. Er selbst aber trank aus Sparsamkeit nie von den Weinen, und wenn er zuweilen bei der Bereitung kosten mußte, so that er dieß so vorsichtig, daß er kaum die Zunge benetzte.

Seine Schätze an gemünztem Gold und Silber aber barg Westhaller in einem festen Gewölbe, das sich noch unter dem Weinkeller befand. Von dem Dasein desselben glaubte er ganz allein Kunde zu haben, denn der Baumeister und die Bauleute des Hauses waren längst gestorben.

In seiner Werkstatt ging es immer still her, wie in einer Kirche. Nur das Geräusch der Werkzeuge war dort zu hören, denn die Gesellen durften bei der Arbeit nicht sprechen, weil dieß, wie der Meister behauptete, nur vom Schaffen abhielt. Westhaller selbst sprach ebenfalls fast nie am Tage, es sei denn, daß er etwas zu rügen und zu schelten hatte. Keiner der Gesellen vermochte es, lange dort zu bleiben; nur Einer hatte es jetzt schon vier Jahre ausgehalten. Allein Westhaller bezahlte Jenen, wie er selbst sagte, auch königlich, obgleich der Lohn noch lange nicht demjenigen gleichkam, den andere Meister einem so geschickten Gesellen gaben. Thomas, so hieß Jener, war ein verschmitzter Bursche, und wer weiß, ob ihm ein Jeder, der ihm in die grauen, lauernden Augen und auf das struppige rothe Haar geschaut, eben so viel getraut hätte, als es Westhaller that. Thomas hatte sich jedoch des Meisters ganze Gunst zu erwerben gewußt. Er fügte sich immer in des Alten Launen und war, oder stellte sich vielleicht nur selbst gar geizig, wodurch er in des Meisters Achtung noch weit mehr stieg.

Leicht hätte Thomas einen Meister finden können, wo ihm ein höherer Lohn und bessere Behandlung geworden wäre, aber er hielt standhaft bei dem alten Geizhals aus. Die bösen Zungen der Nachbarn freilich meinten, daß es dem Burschen nur darum zu thun sei, Westhallers einzige Tochter heimzuführen, allein solche Gerüchte drangen nicht bis zu den Ohren des Vaters, der jede Berührung mit den Nachbarn geflissentlich vermied und nur seinen Schätzen im Kellergewölbe alle Theilnahme schenkte. Und dennoch hatten die Nachbarn Recht. Thomas hatte seinen Plan ganz schlau angelegt. Er wollte sich erst dem Alten unentbehrlich machen, um dann mit seiner Werbung um Anna hervorzutreten.

Die Liebesbewerbungen Anna gegenüber waren Thomas freilich noch nicht recht geglückt. Er bemühte sich zwar, wenn er vom Alten unbeobachtet war, durch Worte, Blicke und Hülfleistungen auf alle erdenkliche Weise dem Mädchen seine Liebe bemerkbar zu machen, allein Anna war und blieb kalt gegen ihn, wie gegen alle Anderen. Seit dem frühen Tode ihrer Mutter hatte sich ein tiefer Schmerz über ihr ganzes Wesen verbreitet, denn sie fühlte sich von jener Zeit an ganz verlassen. Das harte Wesen, der Geiz ihres Vaters widerstrebte ihren innersten Gefühlen und dennoch sollte sie den Mann als Vater lieben, dessen Grundsätze sie tief verachten mußte?

Thomas hatte es schon oft versucht, heimlich Anna zu nahen und ihr in den sanftesten Worten, die ihm zu Gebote standen, seine Freundschaft anzubieten. Allein Anna empfand ein heimliches Grauen vor dem rothhaarigen Gesellen, das sie gleichwohl ihm gegenüber so viel als möglich zu unterdrücken strebte, wollte Thomas aber auf die Flammen anspielen, die er in seinem Herzen für sie zu nähren vorgab, dann wußte sie sich immer geschickt und rasch einer Arbeit zu erinnern, die sie von dem unheimlichen Thomas entfernte.

Der Geselle merkte recht wohl, daß er von Anna nicht geliebt wurde, und gerieth nach solchen verunglückten Liebesgesprächen oft in große Wuth. Seinen Plan, um das Mädchen bei ihrem Vater anzuhalten, gab er jedoch deßhalb noch immer nicht auf, da es ihm, wie er sich selbst gestand, mehr um die Reichthümer des Vaters, als um das Herz der Tochter zu thun war.

Die Zeit der Weinlese nahte und dann kam der alte Westhaller nur wenig nach Haus. Seine Weinberge versprachen den herrlichsten Ertrag und er hatte sich schon längst berechnet, daß er heuer würde mindestens den doppelten Preis für die Weine erpressen können, denn fast am ganzen Rhein hinab waren die Berge von den Franzosen zerstört worden. In die Wormser Gegend waren sie jedoch damals noch nicht gekommen, obgleich ihr Anzug oft gedroht hatte und noch drohte. Westhaller trieb daher mit größter Strenge die Leute draußen zum Sammeln und Keltern an, wobei er natürlich nie unterließ, auch die Fleißigsten der Arbeiter noch Tagediebe und Faulhänse zu nennen. Abends kam er dann nach Hause und setzte hier in der Werkstatt dasselbe Toben und Schimpfen fort, denn da war kaum Einer, der ihm genug oder nach Wunsch gearbeitet hatte. Für Thomas hatte er jedoch an einem dieser Abende einen kurzen freundlichen Blick gehabt, als dieser ihm meldete, daß ein reiches goldenes Wehrgehänge von einem fremden Edelmann bestellt worden sei. Der Meister beschied für die spätere Abendstunde den Gesellen noch auf sein Zimmer, wo sie das Erforderliche wegen Form und Gehalt des Bestellten mit einander besprechen wollten. Thomas glaubte keine schönere Gelegenheit finden zu können, um seine Werbung anzubringen. Pünktlich stellte er sich daher bei dem Meister ein. Ihr Geschäft war bald abgethan. Westhaller billigte des Gesellen Vorschläge vollkommen und als sie zu Ende waren, winkte der Meister still, um ihm zu bedeuten, daß er sich entfernen möge. Da aber faßte sich Jener ein Herz und sprach mit den sanftesten Tönen, die ihm seine krächzende Stimme gestattete und seine Schlauheit gebot:

„Mit Verlaub, ehrenwerther Meister, ihr wisset, daß ich nun schon über vier Jahre treu bei euch ausgehalten habe; ihr wisset, daß ihr mir ruhig das ganze Werkwesen anvertrauen könnt und daß ihr so leicht nicht einen eben so geschickten Gesellen findet, als — es klingt zwar seltsam in meinem eigenen Munde — als ich es bin!"

„Was soll es?" fiel ihm hier Westhaller rasch in die Rede, denn schon bei den ersten Worten hatte er die Vermuthung gefaßt, daß Thomas wahrscheinlich einen höhern Lohn

oder sonst eine außergewöhnliche Gabe beanspruchen würde. „Was verlangst du von mir?" fuhr er fort, „gebe ich dir vielleicht noch nicht Lohnes genug und kommst du, mich durch Bitten zu einer Erhöhung desselben zu bewegen? Dann erspare dir aber die Worte, denn die Zeiten sind jetzt so schlecht, daß man nur Brodesser annehmen dürfte und alle Fleischesser ablehnen sollte."

„Nein, Meister, das ist's nicht, was mich zu euch führt," entgegnete Thomas ruhig. „Ich weiß es, daß ihr mich gut bezahlet und ich habe sogar von meinem Lohn auch schon ein hübsches rundes Sümmchen erspart. Ich will euch vielmehr einen Vorschlag machen, der es leicht dahin bringen kann, wenn ihr nämlich darauf eingeht, daß ich euch umsonst diene."

„Umsonst? Ohne Lohn?" rief hier Westhaller mit unverhohlener Freude, denn alle Gedanken, die mit Geldvortheil verknüpft waren, schlugen blitzschnell Wurzel in allen Fasern seines Gehirns.

„Ja wohl, ganz ohne Lohn könnte ich euch dienen, wenn ihr mir eine kleine Bitte erfüllt," wiederholte Thomas.

„Aber so sprich doch und zögre nicht so lange, ehe du zur Hauptsache kommst. Was verlangst du von mir?" frug vor Ungeduld zitternd der alte Geizhals.

„Meister — ohne alle Umschweife — gebt mir euer Kind, die Anna, zum Weibe und ich diene euch Zeit meines Lebens ohne einen Heller Lohn," sagte der Gesell entschlossen.

Auf ein solches Verlangen hatte sich Westhaller jedoch nicht gefaßt gemacht. Ueberhaupt war ihm noch nie der Gedanke beigekommen, daß Anna, sein Kind, heirathen und, was eben das Fürchterliche dabei war, für den Schwiegersohn eine Mitgift verlangen könnte. Und hier war es sein Geselle, der ihn ohne weitere Umstände um die Hand seiner Tochter ansprach. An die Möglichkeit einer solchen Forderung hatte er nie gedacht und die Worte des Werbenden schlugen wie höhnende Donnerstimmen an sein Ohr. Starr vor Entsetzen und mit bebenden Lippen lehnte er sich in seinen Stuhl zurück. Thomas wollte dem Greise rasch beispringen und ihm Hülfe leisten, doch Westhaller streckte ihm abwehrend die dürre Hand entgegen.

„Fort! Fort! Mensch!" stammelte er endlich; „du willst mich berauben, mich morden; fort, du hast Böses gegen mich im Sinn!"

„Aber so kommt doch zu euch, Meister," beruhigte Thomas den athemlosen Alten, „ich will euch weder morden, noch bestehlen, sondern ich bitte euch nur um die Hand eurer Tochter."

„Du kannst es wagen, solch ein Wort noch einmal zu wiederholen!" rief Westhaller vor Wuth zitternd, „du, ein armseliger Gesell? Aber ich kenne dich; die Tochter nähmest du nur mit in den Kauf, eigentlich ist dir einzig um das Geld zu thun und das ist eben der Raub, der Mord, den du an mir beabsichtigest."

Thomas stand einen Augenblick betroffen da. Er mußte sich gestehen, daß der Alte seine Absichten zum größten Theile durchschaut hatte, wenn er sie auch zu scharf beurtheilte und mit falschen Namen belegte. Bald aber hatte der Gesell seine Ruhe wieder erlangt.

„Also wollt ihr mir eure Tochter nicht geben?" frug er scharf betonend; „mir, eurem treusten und geschicktesten Gesellen?"

„Das ist's ja eben," lachte Westhaller spöttisch auf, „daß du nur ein armer Goldschmiedsgesell bist. Mein Eidam soll mindestens einst eben so viel zubringen, als mein Kind nach meinem Tode erhält, und dazu reichen deine armseligen Sparpfennige nicht aus, du Bettlersohn!"

„Ich, ein Bettlersohn?" schrie Thomas und stieß den ihm zunächst stehenden Stuhl so heftig gegen den Boden, daß die geschnitzten Füße abbrachen. „Ich, ein Bettlersohn? Meister, wenn ich nicht das Gesetz und seine Häscher fürchtete, so sollte euch jetzt der Lohn gar übel vergolten werden, aber die Zeit der Vergeltung wird kommen und rächen will ich mich, das schwöre ich euch!"

Westhaller, der einsah, daß er zu heftig gewesen war, wollte seinen gekränkten Gesellen beruhigen, allein dieser ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Von Stund an sind wir getrennt!" fuhr Jener fort. „Ist's eure Tochter nicht, ist es eine Andere und für meine Hände finde ich allerwegen Arbeit. Ihr aber möget immerhin in euern geheimen Keller hinabsteigen, den ihr nur ganz allein zu wissen glaubet, allein ich weiß die Thür beim großen Faß recht gut. Jetzt gehe ich hinaus und rufe auf allen Straßen von Worms: Des Geizteufels Säckelmeister hat seine Schätze im Keller beim großen Faß! Gute Nacht!"

Damit warf der Gesell die Thüre zu, daß die Angeln hätten bersten mögen, und eilte nach der Werkstatt hinab. Westhaller aber waren schon bei Erwähnung seines geheimen Kellers die Haare empor gestiegen und die Angst wollte ihm die Augen aus ihren Höhlen treiben. Allein wie nun Thomas gar drohte, auf offner Straße sein liebstes Geheimniß auszurufen, da meinte er vor Schreck zu vergehen. Bebend erhob er sich mit bittend gefalteten Händen und wankte auf Thomas zu, um ihn an solchem Vorhaben mindestens durch Geberden zu verhindern, denn der Stimme war er nicht mehr mächtig. Aber Thomas ließ sich durch den jammervollen Anblick des Alten, der ihm nachstürzen wollte, nicht bewegen. Er eilte fort und die schwere Thüre schlug im Zufallen so heftig gegen den Kopf Westhallers, daß dieser besinnungslos niederstürzte.

Thomas war unterdessen in die Werkstatt gelaufen, hatte dort rasch seine Habseligkeiten in ein Bündel geschnürt und wandte schon nach wenigen Minuten dem Hause Westhallers den Rücken. Wohin er ziehen sollte, wußte er selbst noch nicht, doch er verließ die Stadt ganz still, ohne seine Drohung: des Meisters Schatzwinkel auf den Straßen auszurufen, wahr zu machen. Wenn auch Thomas im Grunde ein schlechter Bursche war, dem eine solche That schon zuzutrauen gewesen, so verbot ihm doch seine eigene Klugheit, über Westhallers Schätze etwas auszuplaudern. Aber Rache, bittre Rache hatte er seinem bisherigen Meister und Brodherrn gelobt.

Westhaller lag inzwischen in starrer Betäubung am Boden. Anna, die dem Vater allabendlich noch einen Nachttrunk, der freilich nur aus Brunnenwasser bestand, reichen mußte, fand das Schlafzimmer des Alten leer. Durch sein langes Außenbleiben beunruhigt, eilte sie in das Gemach, wo sich

Westhaller stets am Tage aufzuhalten pflegte, und wäre dort beim Oeffnen der Thüre fast über den Körper ihres Vaters gestürzt, der noch immer regungslos dalag. Jammernd rief Anna nach Hülfe und bald trugen die herzueilenden Gesellen den leblosen Meister in sein Bett. Der herbeigerufene Arzt verstand es jedoch, rasch den Alten wieder zum Leben zu bringen und erklärte der jammernden Tochter, daß die Betäubung nur die Folge eines Falles sei, der keine weiteren Folgen haben würde.

Die erste Frage Westhallers, als er wieder zum Bewußtsein gelangt, war nach dem entlaufenen Gesellen.

„Wo ist Thomas?" rief er mit stieren Blicken; „wo ist der Verräther? Kamen die Leute noch nicht, um in den Keller einzubrechen? Habt ihr es nicht von ihm ausschreien hören?"

Die Umstehenden, die sich den Sinn der Worte nicht erklären konnten, hielten den Alten für wahnwitzig und selbst der Arzt verordnete in diesem Glauben einen Aderlaß. Als aber Westhaller die Ruhe bemerkte, die seinen Fragen folgte, gab er sich zufrieden und ließ mit sich beginnen, was man wollte. Nach einigen Stunden schlummerte er ein. Der Arzt entfernte sich jetzt und Anna schickte auch die Uebrigen zur Ruhe, denn sie wollte allein am Bette ihres Vaters wachen.

Den alten Geizhals aber mochten gar wüste Träume plagen, denn oft fuhr er auf und sprach mit geschlossenen Augen wirre, unzusammenhängende Worte, aus deren Sinn Anna jedoch bald errathen konnte, daß er sich im Traume mit Thomas beschäftige, der, wie die übrigen Gesellen noch spät heimlich ihr gemeldet hatten, sein Bündel geschnürt und gegangen sei.

Als Westhaller noch vor Tages Anbruch wieder erwachte, sah er sich befremdet überall um, strich dann mit den abgemagerten Händen über die Augen und gebot Anna, ihm sogleich Thomas herzuschicken.

„Thomas ist nicht mehr im Hause zu finden," erwiederte Anna, „er soll sich schon gestern Abend heimlich entfernt haben."

„Also doch wahr! So ist das Schreckliche dennoch kein Traum? Wehe mir und Fluch dem Verräther, dem Buben!"

So tobte der Alte und sank dann erschöpft in die Kissen zurück. Anna bat ihn, sich zu beruhigen und frug theilnehmend nach dem Grunde seines Zornes.

„Wie," rief da erstaunt Westhaller, „du wüßtest nicht, warum Thomas sich entfernt; du wüßtest nicht, um was er mich gebeten und womit er mir gedroht?"

„Wie soll ich das erfahren, Vater?" sprach ruhig Anna; „ihr wisset doch, daß ich stets allein oben in meinem Zimmer bin und nie mit euren Leuten verkehre."

„Nun so wisse denn," rief der Vater verächtlich, „daß Thomas gestern Abend bei mir um deine Hand anhielt."

„Um meine Hand?" frug erblassend Anna. „Ihr scherzet, Vater!"

„Nein, nein!" versicherte Westhaller, der seiner Tochter mißtrauisch in die Augen blickte; „mir ist jetzt der Scherz so fremd, wie dem Winterschnee die Rosen. Ich sage dir, daß er sich um dich bewarb und mich mit den gräßlichsten Drohungen verließ, als ich ihm sein Gesuch fest abschlug."

„Das danke ich euch von ganzem Herzen," sagte Anna, ihres Vaters Hand ergreifend, „denn selbst wenn ihr ihm euer Jawort gegeben hättet, so wäre ich dennoch nimmermehr die Seine geworden. Ich habe den Thomas wegen seines falschen, heimlichen Wesens schon längst gehaßt, doch erkläre ich euch, daß ich auch nie eines Andern Weib werden will."

Westhaller war sichtlich beruhigt durch diese Antwort, die ihm zugleich die Gewißheit gab, daß er nun ungestört im Besitze seiner Schätze bleiben und sich an ihrem glänzenden Anblicke weiden könne. Da aber ergriff ihn plötzlich wieder der Gedanke an des wilden Gesellen fürchterliche Drohung.

„Gib mir rasch den Schlüsselbund dort her!" gebot er barsch der Tochter, die nicht wußte, was ihren Vater so heftig bewegte. Sie reichte ihm die Schlüssel hin, die Westhaller sorgfältig zählte, dann aber eilig unter seinem Kopfkissen verbarg.

„Geh jetzt zur Ruhe, Kind, du wirst vom Wachen müde sein," wandte er sich dann etwas freundlicher zu Anna.

„Mir thut der Schlaf nicht so Noth," lehnte diese ab; „ich bleibe gern noch hier, um euch zu pflegen."

„Wer sagt dir, daß ich der Pflege bedarf?" rief Westhaller, „mir ist wohl, ganz wohl, nur der Kopf schmerzt noch ein wenig; aber du mußt jetzt Ruhe haben."

Anna wollte noch einmal ablehnen.

„Geh, geh! ich befehle es!" sprach jetzt der Alte streng und Anna, welche die rasch ausbrechende üble Laune ihres Vaters kannte, entfernte sich schweigend, indem sie noch einen wehmüthigen, besorgten Blick zurück warf.

Kaum hatte Anna das Zimmer verlassen, als Westhaller von seinem Lager aufsprang. Rasch warf er einen alten Wolfspelz um, zündete eine Blendlaterne an und schlich nach einer Weile mit seinem Schlüsselbund leise die Treppe hinab. Im Hause lag noch Alles in tiefster Ruhe und so kam Westhaller unbemerkt in den ersten Keller, wo er, sich vorsichtig überall umschauend und alles beleuchtend, zwischen den mächtigen Fässerreihen hindurch schritt. Er wandte sich nach der tiefsten Ecke des Kellers, wo hinter einem alten riesigen Fasse eine eiserne Fallthüre gut verborgen war, deren Dasein er bis gestern noch ganz allein zu kennen glaubte, als ihn plötzlich der falsche Thomas mit der Kenntniß seines Geheimnisses in den größten Schrecken versetzte.

Westhaller konnte sich eines Schauers nicht erwehren, als er jetzt diesen Platz betrat. Der Sand, der unter seinen Füßen knirschte, sein eigener Schatten, den das flackernde Licht an der Wand auf- und niederschwanken ließ, machten ihm das Blut erstarren.

„Ha, wenn jetzt plötzlich Thomas hier hervor träte, um dich zu erwürgen!" flüsterte er halblaut vor sich hin. „Wenn er vielleicht gar schon hier gewesen und dir dein Gold, dein herzliebstes Gold geraubt hätte!" rief er hierauf lauter, daß es dumpf in den Gewölben hin hallte. „Wehe mir, das wäre entsetzlicher als der Tod."

Hastig stürzte der Alte auf die Fallthüre zu. Am Schlosse war keine Veränderung, keine geschehene Gewaltthat zu sehen. Er drehte den Schlüssel herum und öffnete die Thür so hastig, als es ihm seine schwachen Kräfte und die Erschöpfung der

Nacht gestatteten. Eine eisig kalte Luft wehte ihm entgegen, allein er suchte sich nicht vor ihrer Strömung zu schützen; ihm war der kalte Hauch immer erschienen, wie der erste Gruß seiner Schätze, die sich freuten, den geliebten Herrn wiederzusehen. Die warme, schönste Maienluft schien dem geizigen Alten gegen diesen eisigen Dunststrom nur ein verpestender Gifthauch zu sein.

Jetzt eilte Westhaller die Stufen hinab und überflog mit einem gierigen Blicke das ganze Gewölbe. Die kleinste Veränderung würde seinen Augen sogleich aufgefallen sein, er fand jedoch alles noch in Ordnung. Allein er konnte sich dennoch sein einziges Vergnügen, die Beutel und Säcke zu zählen, nicht versagen. Auf einen jeden legte er den prüfenden Finger, ob auch der Inhalt noch den alten, herrlichen Klang von sich gäbe. Dann öffnete er einige Truhen, in denen sich ebenfalls noch eine Menge Silbermünzen aus aller Herren Länder vereint fand. Da gab es Schaustücke, die mehrere hundert Jahre alt waren, und verschwärzte Thaler, die alle friedlich neben ihren glänzenderen Brüdern ruhten, welche erst kürzlich unter dem Prägestock hervorgegangen waren.

Bei solchen Beschäftigungen schien Westhaller ein ganz Anderer zu werden. Seine Augen glänzten vor Freude und ließen wohl auch zuweilen ein Wonnethränlein auf die Geldhaufen fallen, während er am Tage immer nur für Alles die finstersten, trockensten Blicke hatte. Aber wehe, wenn ihm seine Gier wohl einmal den Streich spielte, daß er sich in der Zahl der Beutel verrechnete und derer einen zu wenig befand! Dann traten ihm die kalten Angstschweißtropfen aus allen Poren und er zählte und zählte immer wieder, so lange, bis er sich durch hundertfaches Zählen endlich von seinem Irrthume überzeugt hatte.

Wie er nun an jenem Morgen Alles richtig befunden und sich ein Stündlein an dem herrlichen Anblick geweidet, wandte er sich wieder zum Gehen; doch kehrte er noch dreimal von der Thür aus zurück, weil er sich nie an seinen Lieblingen satt sehen konnte. Dem Schlüsselbunde aber wies er aus Furcht vor dem schrecklichen Thomas einen andern, sicherern Platz an, als bisher.

Sein Fall an jenem verhängnißvollen Abende hatte für ihn keine schlimmen Folgen und verhinderte ihn nicht, jetzt öfter als gewöhnlich zu seinem Schatze zu wandern. Ja, er wachte sogar einige Nächte unten im Keller, weil er noch immer fürchtete, der entlaufene Gesell möchte kommen und das ganze Nest ausnehmen. Glücklich aber schätzte sich Westhaller, daß Thomas seine Drohung, die Stelle des Schatzes in allen Straßen von Worms auszurufen, nicht in Erfüllung gebracht hatte.

So nahete der Spätherbst des Jahres 1688 und mit ihm, wie ein Heer der gefräßigsten Heuschrecken, die Franzosen, welche, wie schon erwähnt, im November jenes Jahres zuerst Worms durch einen Theil ihrer Truppen besetzen ließen.

Der alte Westhaller war außer sich und glaubte vor Schreck und Kummer vergehen zu müssen, als man auch ihm zwölf französische Soldaten in das Quartier legte. Anfangs wollte er versuchen, diese Leute mit schlechter, unzureichender Kost vielleicht auszutreiben, allein dieses Mittel schlug nur zu seinen Ungunsten an, denn die Soldaten drangen eines Morgens mit entblößten Degen in Westhallers Zimmer und forderten hier mit so großem Ungestüm bessere Kost, daß der eingeschüchterte Goldschmied Alles zu liefern versprach. Nach einigen Tagen wurden jedoch die Gerichte wieder geringer und weniger reichlich, so daß die Krieger auf's Neue zu ihrem Wirth eindrangen. Dießmal mißhandelten sie sogar den alten Geizhals, der in seiner Todesangst Alles zusagte, was man von ihm verlangte.

In Folge dieses Versprechens überreichte ein Unteroffizier der bei Westhaller im Quartier liegenden Franzosen, ihm an jedem Morgen einen langen Zettel, worauf die Speisen verzeichnet standen, welche jene Herren für diesen Tag befahlen. Bei der geringsten Bemerkung, die sich der Goldschmied gegen die Kostbarkeit und die Menge der Gerichte zu machen erlaubte, fuhr der Franzos blitzschnell an seinen Schwertgriff, worauf der Alte eilig Alles zu schaffen versprach und die erste Gelegenheit ergriff, um aus des blutdürstigen Kriegers Nähe zu kommen. Ueberdieß hatten ihm die Franzosen angedroht, daß sie auf der Stelle sein Haus in Brand stecken und ihn mitten in die Flammen hinein werfen würden, wenn sie nur im Geringsten Gelegenheit hätten, sich über die Verpflegung zu beklagen. Um ihrer Drohung mehr Nachdruck zu geben, waren sie das erste Mal mit einem brennenden Pechkranze in sein Zimmer getreten, worauf Westhaller sie auf den Knieen beschworen hatte, sein Haus zu schonen, indem er gern Alles bewilligen wollte. Zur größeren Warnung aber hatten die Soldaten an der Thür seines Zimmers zwei große Pechkränze befestigt, an denen der Alte nicht ohne Zittern vorüber gehen konnte.

Wie in des Goldschmieds Hause, so ging es auch bei den andern Bürgern zu. Die Frechheit und der Uebermuth der Franzosen kannten keine Gränzen.

Die Garnisonen wechselten oft; allein die Ansprüche der neu ankommenden Soldaten wurden immer größer, denn die abziehenden unterrichteten ihre Kameraden stets, was ihnen die Hauswirthe hätten bewilligen müssen und welche Zwangsmittel sie angewandt, um ihren Zweck zu erreichen. Mancher der ärmeren Bürger wurde durch solche übermäßige Erpressungen der Feinde gar bald an den Bettelstab gebracht und konnte endlich selbst trotz der ärgsten Mißhandlungen den Soldaten nichts liefern, als trockenes Brod. In solchen Fällen wußten sich jedoch die unersättlichen Krieger rasch zu helfen und gingen, ohne lange zu fragen, zu den reicheren Bürgern, wo sie sich eigenmächtig einquartierten.

Die Forderungen der Soldaten gingen endlich bis in das Unglaubliche. Einmal vereinigten sie sich und zeigten den Bürgern an, daß sie von jetzt an außer der Verpflegung für jeden Kapitain einen Thaler täglich, für einen Lieutenant einen halben Gulden und für den gemeinen Kriegsknecht ebenfalls täglich einen Albus verlangten. Wer die Zahlung verweigere, dem solle das Haus geplündert werden. Die Bürger mußten auch diese kaum erschwingliche Last tragen, allein als die nächste Besatzung, welche aus Dragonern bestand, das Dreifache jenes Satzes erpressen wollte, da stellte man dem Komandanten das Unausführbare der Forderung so eindringlich vor, daß sich endlich die Krieger mit dem alten Satze begnügten.

Murren genug erregte es unter den Bürgern, daß die Juden, welche in der Stadt wohnten und Handel trieben, ganz von diesen Lasten befreit waren. Obgleich vor mehr als siebenzig Jahren ganz aus der Stadt vertrieben, hatten sie sich wieder festgesetzt und beriefen sich nun auf ihre anerkannten Gerechtsame, wenn die Bürger sie aufforderten, einen Theil der Last mit tragen zu helfen. Durch Geschenke und Bestechungen aller Art hatten sie es auch dahin gebracht, daß die französischen Befehlshaber stets ihre Rechte anerkannten, die ihnen sowohl Dispensation ihrer Wohnungen von Einquartierung, als auch Kontributionsfreiheit gewährten. So waren die Juden die Einzigen, die aus der traurigen Zeit von Worms allerlei Vortheil zogen, denn sie zeigten sich überdies immer bereit, den französischen Soldaten Alles abzufeilschen, was jene den armen Bürgern heimlich oder gewaltsam entrissen hatten. Wo aber sollten die geplagten Wormser jetzt Recht finden, da in ihrer eigenen Stadt die maßlose Gewalt das Ruder führte!

Sogar die Wahl der neuen Rathsmitglieder, die im Januar 1689 stattgefunden, stieß der französische Commandant um, weil man ihn nicht dazu um Erlaubniß gebeten und ordnete hierauf eine zweite Wahl an.

Der unerhörteste Gewaltstreich war es jedoch gewiß, als der Befehlshaber eines Tages sämmtliche Bürger (und diesmal auch die Juden) auffordern ließ, auf ihr heiliges Ehrenwort getreu und ehrlich anzugeben, welche Summen sie an Kaufleute schuldeten, die in franzosenfeindlichen Distrikten wohnten. Besonders hatte man dabei Augenmerk auf Holland, Frankfurt am Main, Köln u. s. w. Diejenigen, welche wirklich dorthin schuldeten und die nicht wußten, was man mit dieser Frage beabsichtigte, gaben gewissenhaft die Summen an. Kaum hatten sie jedoch dies gethan, als man sie durch allerlei Mittel zwang, alle die schuldigen Summen sofort an das französische Kommando einzuliefern, welches sich auf solch schmähliche Weise mit den Geldern derjenigen Feinde, denen sie noch nicht hatten beikommen können, bereicherte.

Im Februar kam plötzlich der Befehl, daß die Befestigungsmauern an verschiedenen Stellen niedergeworfen werden mußten und mit unerbittlicher Härte trieb man die Bürger zu dieser Arbeit. Die Hoffnung auf ein gutes, baldiges Ende der Trübsal schwand immer mehr und das traurige Schicksal anderer Städte leuchtete schon Manchem vor, da dem Feinde alles Ueble zuzutrauen war.

Zu verschiedenen Malen wandten sich die Rathsherren an die französischen Hauptleute, um zu erfahren, ob man sich nach so vielen Plagen nicht gar noch des traurigsten Endes zu gewärtigen habe, daß man Worms, wie bereits so viele andere Städte, mit Feuer heimsuchen werde. Allein mit freundlichen glatten Worten hatten die Franzosen alles dies verneint und sich sogar höchlichst entrüstet gestellt, daß man ihnen eine solche Schändlichkeit zutrauen könne. Freilich ließen sich immer bereits am Tage nach solchen Vertröstungen schon neue trübe Nachrichten vernehmen.

Die schwere Zeit hatte auf Aller Mienen Thränenfurchen und tiefe Sorgenfalten gezogen, allein Niemand konnte körperlich mehr unter dem Drucke gelitten haben, als Westhaller. Von jeher war er er ein schwaches, dürftiges Männlein gewesen, weil er sich kaum das Nöthigste der Nahrungsmittel gegönnt hatte, aber jetzt war er so schreckhaft abgezehrt und eingefallen, daß man unter der gelben Haut seines Gesichts alle Knochen hervorstehen sah. Dazu kam nun noch, daß die fremden Krieger in seinem eigenen Hause oft ihre Kurzweil mit dem fast kindischen Alten trieben. Es belustigte sie über alle Maaßen, wenn der ängstliche Greis bei der Erwähnung vom Anzünden seines Hauses vor ihnen auf die Kniee niederstürzte und jämmerlich um Gnade zu winseln begann.

Auch Anna hatte in der schweren Zeit Manches zu leiden, obgleich es nie einer der Kriegsknechte gewagt hatte, rohe Späße mit ihr treiben zu wollen. Sie zeigte sich den Gästen fast nie und kam sie bennoch zuweilen den Soldaten zu Gesicht, so erstarb doch bald der schon in Bereitschaft gehaltene Scherz auf den Lippen des Kriegers, denn die wahre, innige Trauer, der tiefe Schmerz, der auf Anna's Zügen ausgedrückt lag, flößte Allen Achtung ein. Das ist eben das Wunderbare der Trauer und des Schmerzes, daß sie um sich selbst ein gar mächtiges Bollwerk zu bauen verstehen und daß sogar die niedrigsten Menschen vor den Trauernden eine ehrfurchtsvolle Scheu empfinden.

Von Thomas hatte man nichts wieder gehört. Er war seit jenem Tage spurlos verschwunden und Westhaller war herzlich froh, Nichts mehr von dem falschen Burschen hören zu müssen. Trotzdem leuchtete der Alte im Keller immer noch zitternd bei jedem Besuche hinter das Stückfaß Liebfrauenmilch, dessen Thomas so deutliche Erwähnung gethan, weil ihm seine Angst jenes Faß immer als einstiges Versteck des Gesellen vorhielt.

Die Gerüchte von dem traurigen Schicksale, das Worms durch Verbrennung bevorstände, wurden im April immer lauter, so viele Mühe sich auch die französischen Befehlshaber gaben, den Bürgern das Gegentheil glauben zu machen. Der Oberkommandant Lefond hatte sogar noch im Monat Mai wiederholt den Stadtältesten die Versicherung gegeben, daß Seine glorreiche, allerchristlichste Majestät, der allergnädigste König Ludwig der Vierzehnte von Frankreich ꝛc. nur Gutes mit Worms beabsichtige und daß man am französischen Hofe nur immer auf die Mittel sinne, wie man sich dankbar für die treffliche Verpflegung zeigen möchte, die den fremden Truppen in Worms zu Theil geworden wäre.

Die Leichtgläubigen ließen sich immer noch mit so fein gedrechselten Redensarten auf's Neue beschwichtigen; nur die Erfahrneren und Solche, die den falschen, aalglatten Charakter der Franzosen und ihr Treiben im Rheinlande recht kannten, schenkten den trügerischen Worten keinen Glauben mehr. Bald sollte auch die Falschheit der Feinde im grellsten Lichte kund werden.

Am 23. Mai beschied Lefond eine Anzahl der Rathsherren und Bürger vor sich. Zitternd folgten diese der Aufforderung, deren dunklen Zweck sie alle ahnten. Der immer höfliche Franzose empfing die Abgeordneten so freundlich wie gewöhnlich und fing dann wiederum an, der Stadt gutes Verhalten absonderlich zu loben.

„Unser gnädigster Herr und König," fuhr Lefond fort,

„hat meine Meldung eurer guten Aufführung und eures allezeit bereiten Willens mit vieler Gnade aufgenommen. Um so mehr aber betrübt es ihn, jetzt von euch ein schweres Opfer verlangen zu müssen."

Die Wormser sahen einander bestürzt und mit bedeutenden Blicken an.

„Wir wollen uns aus dieser Gegend bald gänzlich fortbegeben," sprach Lefond weiter, „und ziehen fürder den Rhein entlang. Doch haben wir in der Zeit unsres Aufenthaltes in euerer Stadt die Wichtigkeit dieses Platzes vollkommen kennen gelernt. Eure Stadt ist für den Feind ebenso wichtig, als sie es für uns war und ist anzunehmen, daß sich die deutschen Truppen hier festsetzen würden, sobald wir abgezogen sind. Sie könnten uns von hier aus gar beträchtlichen Schaden zufügen und solcher Gefahr müssen wir nothwendig vorbeugen."

Die Bürger hatten recht gerathen und ohne die langen Umschweife schon längst verstanden, um was es sich handelte. Bleich und verstört lauschten sie nach dem Schlusse ihres Verdammungsurtheils.

„Versprecht mir, ihr Herren, daß ihr nicht mit mir hadern und mir nicht zürnen wollt," sprach Lefond, als er die Bestürzung auf aller Mienen sah. „Meine Schuld ist es nicht, daß ich euch so lohnen muß, was ihr an uns gethan. Unser König aber — verlangt" —

Hier stockte wieder der heuchlerische Franzose.

„Was verlangt euer König," frug finster der älteste der Rathsherrn. „Sprecht es rasch aus und foltert uns nicht noch durch euer Zaudern."

„Wohlan, da ihr es denn hören müßt — unser König gebietet, daß Jeglicher, der in Worms wohnt, binnen sieben Tagen die Stadt verlassen muß. Am achten Tage aber soll dieselbe an allen Ecken zugleich angezündet und niedergebrannt werden."

Ein Schmerzensruf tönte von den Lippen der Rathsherren und Bürger. Sie wußten, daß dies ihr Schicksal sein würde und doch schmetterte sie jetzt die Nachricht fast zu Boden.

„Jetzt geht und verkündet das Urtheil in der Stadt und bedeutet einem Jeden, daß er mit sich hinausführen könne, was ihm nur belieben mag. Unsere Truppen sollen die Abziehenden schützen und sie weiter in das Land hinein geleiten," schloß Lefond.

„Wie," rief da ergrimmt ein Rathsherr, „so dürfen wir nicht einmal hinziehen, wohin wir mögen?"

„Ihr könnt euch diesseits des Rheines und in dem großen herrlichen Frankreich einen Aufenthalt wählen, wo es euch beliebt und gewährt euch unser König sogar in seiner übergroßen Gnade auf fünf Jahre Freiheit von allen Steuern in seinem Lande."

„Wir danken für solche Freiheiten," murrte Einer der Bürger, „lasset uns lieber nach Deutschland ziehen."

„Ich habe den Befehl, Jeden ohne Gnade niederschießen zu lassen, der sich über den Rhein hinüber wagen sollte. Vergesset nicht, das den Anderen einzuprägen," sagte Lefond streng.

Alle Gegenvorstellungen halfen Nichts und durch die Bitten, die ihm die Rathsherren noch an das Herz legen wollten, wurde der sonst so höfliche Franzose plötzlich so mürrisch und aufgebracht, daß er als letzte Antwort noch einmal den Abgeordneten kurz sagte, wie er im Auftrage seines Königs handele, worauf er mit einem gebieterischen Winke die bestürzten Bürger und Rathsherren zum Gehen aufforderte.

Noch an demselben Abende wurde auf dem Rathhause bei offenen Thüren eine Sitzung gehalten und den zusammenberufenen Bürgern das Schicksal ihrer schönen Vaterstadt bekannt gemacht. Da gab es freilich ein Jammern, Wehklagen und Händeringen, das gar nicht enden wollte. Viele hielten den Befehl für eine Unmöglichkeit und wollten selbst hin zum Kommandanten, um sich von der Unwahrheit des Rathsherrnspruches zu überzeugen, denn der Mensch glaubt stets das schwer und ungern, was er nicht wünscht. Die Ungläubigen die ihren Vorsatz ausführen wollten, wurden an der Thüre des Kommandantenhauses von der Wache mit Kolbenstößen zurückgewiesen und mußten von den unmenschlichen jauchzenden Kriegsknechten bald Das hören, was sie den Herren des Rathes nicht glauben wollten.

An den darauf folgenden Tagen sah man es in den Straßen der Stadt so geschäftig werden, als stände der Erzfeind draußen vor den Thoren. Da ward Alles, was nur fortzubringen war, auf Karren und Wagen geladen und zur Stadt hinaus gebracht. Allein die Zusage des Kommandanten: daß den Bürgern von seinen Soldaten aller Schutz werden sollte — wurde gar schlecht gehalten. Wo die Krieger etwas sahen, das sie für sich als wünschenswerth befanden, da ward es ohne Weiteres aus den Körben oder von den Wagen herab gerissen. In vielen Häusern räumten sogar die Soldaten erst das Beste fort, ehe sie den Bewohnern gestatteten, Hand an das Uebrige zu legen.

Draußen vor den Thoren war jedoch das ärgste Treiben. Da standen wohl einige schlechte Karren, welche die Wormser in ihre neue Heimath bringen sollten, aber hier gab es wieder Jammer und Streit in Menge, denn nur Wenige kannten die Gegend, in die man sie schleppen wollte.

So ging dieß während der Fristtage immer fort. In der Stadt selbst wurden die ärgsten Gewaltthaten von den jetzt ganz zügellosen Soldaten verübt und draußen vor den Thoren fing das bitterste Wehklagen erst noch recht an. Noch hundert Mal sahen sich die Verstoßenen nach ihrer verlorenen Heimath um, wenn sie abzogen; immer wieder suchten sie den Giebel ihres Hauses noch einmal heraus zu finden, bis endlich schmerzliche Thränen dem Auge das traurige Bild ganz verschleierten.

Einen unbeschreiblichen Eindruck hatte die Trauermähr von der Verbrennung der Stadt auch auf Westhaller gemacht. Von den jubelnden Soldaten in seinem Hause hatte er es zuerst erfahren, doch da er das Schreckliche für ganz unmöglich hielt, so eilte er vor die Thür, um von den Vorübergehenden Kundschaft zu erlangen. Der letzte Gesell, der in der Schreckenszeit noch bei ihm geblieben war, kam eben vom Marktplatz heim und wiederholte dasselbe, was Westhaller von den Soldaten erfahren. Noch immer wollte er es jedoch nicht glauben. Jeden der Vorübereilenden hielt er an, um die Nachricht

widerrufen zu hören, aber die Wenigen, die ihm Stand hielten, konnten die Kunde nur bestätigen. Andere, die er frug, antworteten ihm entweder gar nicht, oder stießen ihn, wenn sie in der Dunkelheit den verhaßten Geizhals erkannten, mit Verachtung von sich.

Westhaller wußte anfangs nicht, was er beginnen sollte. Wohl sah er, wie die Nachbarn sich beeilten, ihre Habseligkeiten zur Stadt hinaus zu bringen, allein er konnte sich nicht entschließen, seine Schätze aus dem verborgenen Keller heraus zu schaffen und nahm sich endlich vor, bei seinem Mammon auszuharren, wenn er auch dabei sterben sollte.

Seine Tochter aber drängte er zur Flucht nach Dirmstein, wo er sie sicher bewahrt glaubte. Das arme Mädchen war schwer zur Flucht zu bewegen. Wenn sie auch ihren strengen Vater nie sehr geliebt hatte, so wollte sie doch in der Gefahr treu bei ihm ausharren. Westhaller aber tobte so lange, bis sie sich in seinen Willen fügte. Er selbst versprach, in einigen Tagen ihr zu folgen, obgleich es ihm nicht im Geringsten Ernst um dieses Versprechen war. Weinend verließ Anna das Haus, in dem sie so wenig Freude genossen, aber es war ihr, des Andenkens ihrer Mutter wegen, so innig werth.

Das Pfingstfest brach an. Es war der sechste Tag nach dem Erlasse jenes Schreckbefehles und doch weilte die größere Hälfte der Bewohner noch immer in der, dem Untergange geweihten Stadt. Auf Heute war ein allgemeiner Abschiedsgottesdienst bestimmt und Jung und Alt strömte nach dem weiten Dome, der dennoch alle die Tausende fassen konnte. Dumpf rauschte die Orgel in schwermüthigen, klagenden Tönen. Wohl wurde ein Kirchenlied angestimmt, doch hörte man mehr Schluchzen, als Singen. Die Thränen erstickten fast Aller Stimme.

Endlich betrat ein Priester die Kanzel und sprach in erhebenden Worten den Bedrückten Muth und Gottvertrauen ein. Seine Rede machte einen großen Eindruck. Mancher, der muthlos gekommen war, ging mit dem Entschlusse, sich von dem Unvermeidlichen nicht niederdrücken zu lassen. Am Schlusse des Gottesdienstes ertheilte der alte Bischof der Gemeinde den letzten Segen. Weinend lagen Alle auf den Knieen. Es war ein herzerschütternder Anblick, der einen Marmorblock hätte rühren mögen, aber die barbarischen Krieger ließ er kalt. Jetzt erhoben sich die Beter; stumm reichten sie noch einmal einander die Hände, als wollten sie sich auch in der Ferne, über die Trennung hinaus Treue geloben. Dann verließen sie langsam und gebeugt das große, herrliche Gotteshaus.

Nicht leicht konnte eine Stadt ein traurigeres Pfingstfest feiern, denn für die Wormser waren diese beiden Tage die letzte Schonungsfrist. Alles strömte jetzt zu der Stadt hinaus, nur Westhaller hatte sich fest vorgenommen, bei seinen Schätzen bleiben zu wollen. Das Gewölbe seines Kellers war stark genug, dem Feuer zu widerstehen und er selbst glaubte, ohne Gefahr darin bleiben zu können.

In der Nacht jenes Pfingstsonntages, als die Soldaten in seinem Hause schliefen, schlich der alte Goldschmied wieder mit seiner Blendlaterne in den Keller. Er schleppte mühsam einen Korb mit sich, allein es war nicht Gold und Silber, was er verbergen wollte, sondern Lebensmittel, die er für seinen Aufenthalt im Keller bestimmt hatte.

Vorsichtig, wie immer, öffnete er die Thüren und stieg so leise als möglich in den zweiten Keller hinab. Hier setzte er seinen Korb hin, doch konnte er sich der bittersten Thränen nicht erwehren, denn die schwere Kriegslast der letzten sechs Monate hatte manchen der Säcke leer gemacht. Mit dem festen Vorsatz, von nun an durch doppelten Geiz diese Lücken bald wieder auszufüllen, verließ er das Gewölbe eben so heimlich, als er es betreten hatte. Angst und Grauen vor dem gefährlichen Aufenthalt im Keller während des Brandes, waren ihm nicht in den Sinn gekommen. Er freute sich im Gegentheile, recht ungestört bei seinen Schätzen zubringen und — ruhig zählen zu können.

Schon wollte er den zweiten Keller verlassen, da wurde von der Straße heftig an die mit Brettern versetzte Kellerlucke geschlagen. Erschrocken fuhr Westhaller zusammen, allein wer schildert sein Entsetzen, als plötzlich eine Stimme draußen rief: „Alter Rabe, übermorgen rechnen wir mit einander. Der Bettlersohn hat seine Schuld noch nicht vergessen!"

Vernichtet sank der Goldschmied zusammen, denn er hatte die Stimme sogleich erkannt. Der Rufende aber war Niemand Anderer, als der verjagte Gesell Thomas.

In der That hatte dieser seinem Meister schreckliche Rache geschworen und nur bis jetzt mit der Ausführung seines Planes gewartet. Seit seiner Flucht aus Westhallers Hause hatte Thomas ein wüstes Leben geführt. Seine Absicht war, sich früher oder später die Schätze des alten Geizhalses mit Gewalt anzueignen und in der Hoffnung auf so große Reichthümer, glaubte er schon jetzt ein liederliches Leben führen zu können. Er war oft heimlich in Worms gewesen und hatte zur Nachtzeit des Meisters Haus umspäht, allein die Gelegenheit zum Raube schien ihm noch nicht reif. Die Stelle, wo der Alte seine Schätze verbarg, wußte jedoch Thomas recht gut, denn er war dem Meister eines Nachts unbemerkt nachgeschlichen und hatte so die Lösung zu diesem kostbaren Geheimniß gefunden.

Thomas vermuthete mit Gewißheit, daß Westhaller bei seinem Geiz diese Menge Reichthümer nicht werde aus dem Gewölbe heraus führen, doch sah der schlechte Gesell auch ein, daß er zu seinem Vorhaben, wenn es gelingen sollte, noch fremde Hülfe brauche. Er glaubte dieselbe am sichersten bei den rohen Soldaten der französischen Besatzung zu finden und vertraute daher sein Geheimniß einem Unteroffizier, den er kürzlich beim Würfelspiele kennen gelernt hatte. Bouvel, so war der Name jenes Franzosen, versprach dem Gesellen alle Hülfe bei seinem Unternehmen und Jener sicherte ihm dafür einen guten Theil an der Beute zu. Es wurde also beschlossen, am Dienstag, wenn das Feuersignal gegeben wurde, mit noch einigen Kameraden in Westhallers Haus einzudringen und den tiefen Keller zu plündern.

In der Nacht des Pfingstsonntages ging der spionirende Thomas an des Goldschmieds Hause vorbei und bemerkte plötzlich durch eine Spalte der Kellerlucke einen Lichtschein. — Thomas schloß sogleich, daß nur Westhaller zu dieser Stunde noch drunten im Keller sein könne und nahm sich vor, da er

sich jetzt ganz sicher wußte, seinem alten Feinde oben d'rein noch einen tüchtigen Schreck zu bereiten. Seine Absicht gelang ihm vollkommen, denn Westhaller stürzte besinnungslos vor Schreck zu Boden, während Thomas oben triumphirend davon eilte.

Als Westhaller wieder zu sich kam, war es finster um ihn her. Die Blendlaterne war verlöscht und der Alte hatte Mühe genug, im Finstern den Ausgang zu finden. Mancher Andere würde gleichen Gefahren, gleichen Anstrengungen längst erlegen sein, aber den gebrechlichen, schwachen Körper Westhallers hielt sein Lebenselixir — der Geiz, aufrecht. Die Liebe zum Golde bewahrte seine Lebensgeister immer frisch, wenn auch oft der schwache Körper zusammen zu brechen drohte.

Der Gedanke, daß Thomas wieder in Worms sei, war für Westhaller jedoch fürchterlich und folterte ihn unaufhörlich. In jedem Winkel, hinter jedem Vorhange glaubte er das lauernde Gesicht zu erkennen; bei dem leisesten Luftzuge fuhr er zusammen, glaubend, es sei Thomas, der schreckliche, der vor ihn treten und ihn zur Rechenschaft und Vergeltung ziehen werde.

Nirgends litt es den Alten mehr und er beschloß, um sich von seiner Angst mit einem Male zu befreien, schon am Abend des Pfingstmontages heimlich in sein Gewölbe hinab zu steigen und sich dort zu verbergen, zumal da er für hinreichende Lebensmittel gesorgt hatte. Still und glücklich führte er seinen Vorsatz aus und als er so einsam da drunten zwischen seinen Geldsäcken saß, wurde ihm erst wieder wohl und leicht um's Herz.

Die Soldaten jedoch, die noch oben im Hause Quartier hatten, tobten nicht wenig, als sie den alten Wirth nirgends mehr fanden und zerschlugen Alles, was sie nicht des Stehlens werth hielten.

Am Dienstag, den 31. Mai, wurde schon früh die ganze Stadt allarmirt. Die Truppen mußten sich versammeln und aus der Stadt in ein bereit gehaltenes Lager bei den Dörfern Neuhausen und Liebenau ziehen. Einige Abtheilungen aber wurden angewiesen, die Säumigen, die sich noch immer in der Stadt befanden, mit den Waffen hinaus zu treiben. Mit Jauchzen erfüllten diese Unmenschen den Befehl. Unbarmherzig wurde jetzt Alles hinaus gejagt. Selbst der alte Bischof, dem man anfangs Schonung und Schutz versprochen hatte, mußte die Stadt schleunig verlassen und ward gezwungen, nach Dirmstein zu gehen.

Um vier Uhr Nachmittags wurde von den französischen Offizieren auf dem Marktplatz der Befehl zum Anzünden der Stadt gegeben. Die Mordbrenner standen schon längst mit Strohfackeln und Pechkränzen bereit und vertheilten sich auf das Commando rasch in alle Stadttheile.

Am Marktplatz wurde der Anfang gemacht. Die Münze, ein schönes, großes Gebäude, stand zuerst in Flammen. Wenige Minuten später schlugen noch aus vier andern Häusern am Markte zugleich die Feuersäulen. Die zum Anzünden bestellten Soldaten verbreiteten sich in alle Straßen und binnen Kurzem brannte es an hundert Stellen zugleich, denn „es sollte das Feuer bis weit hinein nach Frankreich leuchten," hatten die feindlichen Offiziere gesagt.

Thomas konnte diesen Tag kaum erwarten. Am frühen Morgen schon lief er zu Bouvel, um mit diesem nochmals den Plan ihres beabsichtigten Raubes zu besprechen. Aber wie erstaunte er, als ihm der Franzose plötzlich achselzuckend bemerkte, daß er das Unternehmen doch für sehr gewagt hielt. Dabei sei, meinte Jener noch, der ganze Handel doch unredlich und würde ihnen Allen große Strafe zuziehen, wenn sie entdeckt würden. Er suchte deßhalb auch Thomas eifrig seine Absicht auszureden.

Mürrisch verließ der Getäuschte den Franzosen, den er schon als treuen Spießgesellen erworben zu haben glaubte. Bald jedoch fielen ihm eine Menge anderer Krieger ein, die er ebenfalls bei Wein und Spiel kennen gelernt hatte und bei denen er weniger Gewissensskrupel zu finden hoffte, als bei Bouvel. In kurzer Zeit hatte auch Thomas einige Soldaten gefunden, die den Plan ganz prächtig fanden und noch ein Dutzend ihrer Kameraden mitzubringen versprachen, damit man des Schatzes leichter Herr werden könne. Dem Gesellen selbst verschafften sie einen Soldatenrock, um ihm den Eintritt in die Stadt dadurch zu erleichtern.

Kaum fing das Feuer an, sich über die Dächer hinaus zu erstrecken, so führte Thomas seine Genossen auf ihm wohlbekannten Seitenwegen zu Westhallers Haus, dessen Thür, wie die aller andern Häuser, weit offen stand. Hierher waren die Mordbrenner und die Flammen noch nicht gedrungen, wenn auch der rothe Feuerschein aus den Nachbarstraßen schon auf den weißen Mauerflächen mit dem Sonnenlichte einen Kampf begann.

Vorsichtig betraten die Krieger das Haus und bald war die Kellerthür gefunden. Auch diese stand weit offen, was jedoch Niemand auffiel, weil schon seit einigen Tagen die Franzosen ihre Kunstfertigkeit mit der Brechstange an allen verschlossenen Thüren versucht hatten.

Nachdem Thomas einige Fackeln angezündet, stiegen sie in den ersten Keller hinab. Die Soldaten stießen einen Schrei der Verwunderung aus, als sie hier die Massen der Weinfässer sahen, die sich beim prüfenden Klopfen alle als gefüllt erwiesen. Westhaller hatte aus Furcht, bestohlen zu werden und im Vertrauen auf die Festigkeit seines Kellers nicht ein einziges Fäßlein hinaus schaffen lassen.

Thomas trieb zur Eile und schritt nach dem sich merklich senkenden Ende des Kellers vorwärts, wo ein ungeheures Faß in einer Ecke lag. Dahinter war, wie er wußte, die Fallthüre zu der Schatzkammer des alten Goldschmieds. Er bedeutete zuerst zwei Andere, die mit Werkzeugen versehen waren, ihm zu folgen, damit sie die Thür erbrechen könnten.

Als Thomas um das Faß bog, schlug ihm ein düsterer Lichtschein entgegen — die Fallthüre war offen und unten herauf tönten verworrene Stimmen, Geldklirren und das Wimmern eines Mannes, der in Jammertönen um Gnade für sich und für seine Goldhaufen bat.

Thomas war starr vor Ueberraschung und winkte den Uebrigen näher zu treten. Noch konnte man die Stimmen nicht genau unterscheiden und einige begannen, die Stufen hinab zu steigen, als sich unten plötzlich eine Gestalt zeigte, die den Eindringenden ein donnerndes: „Halt!" zurief.

„Wer seid ihr und was wollt ihr da unten?" rief, vor

Wuth bebend, Thomas hinunter, wo sich jetzt noch mehrere halbbeleuchtete Gestalten am Eingange zeigten.

„Die Klügern sind wir und den Eingang wollen wir euch wehren," rief Einer von unten herauf und an der Stimme erkannten Alle sogleich den listigen Bouvel, der Thomas nur hatte irre führen wollen, um allein in Besitz der Schätze zu gelangen.

„Schurke," stammelte Thomas, „also hast du mich dennoch hintergangen?"

„Einen Spitzbuben zu betrügen, ist keine Sünde, hat unser Feldkaplan gesagt," hohnlachte Bouvel.

„Wohlan, Ihr seid die Ersten gewesen," rief jetzt Thomas ruhiger, „aber ich habe euch erst die Fährte gezeigt. Seid jetzt ehrlich, theilt mit uns."

„Mit euch theilen?" riefen unten Alle zugleich, „nicht einen Albus sollt ihr haben; der Schatz ist unser, wir haben ihn gefunden."

Westhaller, den man unten geknebelt hatte, stieß die gräßlichsten Verwünschungen gegen Thomas aus, als er dessen Stimme erkannte. Dieser achtete jedoch seiner nicht, der entrissene Schatz allein beschäftigte ihn.

„So gebt uns wenigstens einen Theil des Goldes," lenkte er nach kurzer Ueberlegung bittend ein.

„Ihr hört es ja," spottete Bouvel. „Keiner läßt euch einen Albus ab. Ich will aber gnädiger sein. Da habt ihr einen Thaler und nun geht, daß euch das Feuer nicht einholt!"

Bei diesen Worten warf Bouvel ein großes Silberstück hinauf.

„Ist das euer letztes Wort?" rief jetzt außer sich Thomas.

„Das letzte," tönte die Antwort, „jetzt haben wir nur noch Kugeln für euch."

Dabei krachte ein Schuß herauf, dessen Kugel einem der Thomas zunächst stehenden Soldaten durch die Brust fuhr und den Getroffenen todt niederstreckte.

„Nun, so fahrt alle miteinander zur Hölle!" brüllte fast rasend Thomas und warf blitzschnell die eiserne Fallthüre zu, deren schwere Riegel er eben so rasch vorschob.

Dumpf schallte es durch den Keller, als die Thüre zugeworfen wurde, doch hörte man bald wieder die Verwünschungen der Eingeschlossenen. In der Fallthüre befand sich ein rundes Luftloch von der Größe einer Hand, das dünne Eisenstäbchen, die zur Zierrath in Figuren verflochten waren, halb bedeckten.

Durch diese Oeffnung wollte Thomas noch einmal das Letzte versuchen. Er versprach den Gefangenen unten die Freiheit, wenn sie ihm die Hälfte des Schatzes überlassen wollten.

„Den Tod sollt Ihr haben," rief Bouvel herauf. „Wir wollen uns bald befreien, die eisernen Stangen, die wir mitbrachten und unsere Büchsenkolben sollen die Thür bald aus den Angeln sprengen. Aber das schwöre ich euch bei allen Teufeln, daß Keiner von euch da droben am Leben bleibt, wenn ihr es euch vielleicht einfallen ließet, unsere Erlösung abzuwarten."

Schwere Schläge, die von unten aus an die Fallthüre geschahen, überzeugten die Obenstehenden, daß die Gefangenen rüstig an das Werk gingen. Da aber fuhr ein Gedanke rasch und verderbensschwer wie ein Blitzstrahl Thomas durch den Kopf.

„Ich habe es," rief er mit fast wahnsinniger Freude, „ich habe das Mittel, das euch Schurken da unten alle verdirbt. Hier! löscht den Durst bei eurer heißen Arbeit!"

Bei diesen Worten führte er einige so gewaltige Schläge mit einer schweren Brechstange auf den Boden des großen Stückfasses, daß derselbe plötzlich krachend borst und ein dicker Strahl des herrlichsten Weines sich unaufhaltsam aus dem dunkeln Holzgefängniß herauswälzte. Der Wein schoß rasch der tiefer liegenden Fallthüre zu, durch deren Oeffnung und Spalten er sich brausend und zischend hindurchdrängte.

Man hörte jetzt zwar noch verworrene Stimmen aus dem Gewölbe heraufdringen, allein das Brausen des abströmenden Weines ließ dieselben nicht mehr verstehen. Die Genossen des Thomas standen wie versteinert da, als sie das Beginnen des wüthenden Gesellen schauten. Kaum aber sah Jener ihre Unthätigkeit, so rief er ihnen zu: „Heisa! lustig! da sind noch Brechstangen; nehmt eure Waffen, nehmt, was ihr findet und schlagt allen Fässern den Boden ein, sonst machen euch wahrlich die da drunten den Garaus. Das Mutterfäßlein dort reicht noch nicht aus, die Herren unten satt zu machen, das reicht ihnen höchstens bis an die Kniee. Das Schatzgewölbe ist nicht so klein, als ihr vielleicht glaubt. D'rauf, d'rauf! Sollen wir nichts haben, so müssen hier mindestens Alle verderben!"

Die Soldaten standen anfangs unschlüssig da, gleichsam als scheuten sie sich, das herrliche Naß zu so schändlichen Zwecken zu benutzen. Aber als sie sahen, daß Thomas mit unglaublicher Schnelligkeit zu einem andern großen Fasse sprang und dasselbe zerschlug, da ergriff auch sie der tolle, mörderische Gedanke, und bald erfaßte Jeder zu gleichem Zwecke ein Werkzeug.

Der Keller bot jetzt einen schauerlichen Anblick dar. Im Fackelscheine sprangen Menschen darin umher, die wie rasend auf die Fässer schlugen, bis der goldhelle Strom des schönsten Rheinweines heraus sprang und sich, im Sande des Bodens schlammig färbend, unaufhörlich zu der Fallthüre wälzte, die hoch von der Weinfluth bedeckt war. Die Stelle, wo die Thür sein mochte, konnte man nur noch an der trichterförmigen Vertiefung sehen, die sich auf der Oberfläche des Weines über der Thüröffnung im Kreise drehte und einen unheimlich hohlen Ton hervorbrachte.

Die Soldaten hielten zuweilen auf Minuten in ihrem Werk inne, um aus den Eisenhauben den aus den Fässern strömenden Wein zu prüfen. Dann jedoch schlugen sie mit erneuter Wuth die Fässer ein, so daß bald nur noch wenige übrig waren.

Ueber jener Thüre aber drehte sich längst keine Vertiefung mehr in dem duftreichen Naß. Es war spiegelglatt und die unten waren — Leichen.

Im großen Keller oben stand auch schon der Wein über zwei Fuß hoch, so daß Thomas und die Soldaten bis über die Kniee vom Rheinweine umspült wurden. Sie bemerkten dieß jedoch kaum. Der unmäßig genossene Wein, noch mehr



aber der betäubende Duft der großen offenen Weinmasse, hatte ihre Sinne längst befangen.

Die Fackelreste, die sie in die zerschlagenen Fässer gesteckt, waren fast ausgebrannt, allein die Trunkenen merkten es nicht, eben so wenig wie sie auf die sich immer mehr verbreitende Hitze im Keller achteten.

Unter Singen und Schreien hatten sie ihre Arbeit vollbracht. Jetzt waren sie matt und Alles todtenstill. Nur die Tropfen von den auslaufenden Weinüberresten fielen plätschernd in den Weinspiegel. Einige der Soldaten hatten sich auf die Fässer gelehnt und schliefen. Es war eine furchtbare Stille, die sich hier auf die Henker ihrer Kameraden gelagert hatte.

Thomas ermannte sich zuerst.

„Brüder — Freunde —,“ lallte er mit schwerer Zunge, „— die da drunten — sind — abgethan. Aber mir wird — hier zu — heiß. Kommt — kommt hinaus!“

Dabei suchte er taumelnd und sich an die Wand stützend den Ausgang zu gewinnen. Einige Soldaten folgten ihm eben so schwankend und lautlos. Noch hatten sie jedoch die Treppe nicht erreicht, da krachte es über ihnen, als wenn zehn Donnerkeile auf einmal in das Haus geschleudert würden. In dem nächsten Augenblicke stürzten die Kellertreppe herunter Steine, Feuerbrände und glimmende Balken, die den ganzen Kellerraum sogleich mit erstickendem Dampf und Hitze erfüllten und zu gleicher Zeit denen, die noch drunten waren, den Ausgang für immer verschlossen.

Sie Alle waren dem Tode verfallen. —

Das Feuer in den Straßen von Worms hatte mit solch' reißender Schnelligkeit um sich gegriffen, daß des Goldschmieds Haus, welches wie die meisten Nachbarhäuser, zum größten Theile aus Holz bestand, bald über und über brannte. Die Krieger im Keller hatten in ihrer Wuth nicht mehr das rasend vordringende Element beachtet und durch die Weinwogen ward ihnen vollends der Rest ihrer Sinne betäubt, bis sie ihren Untergang fanden.

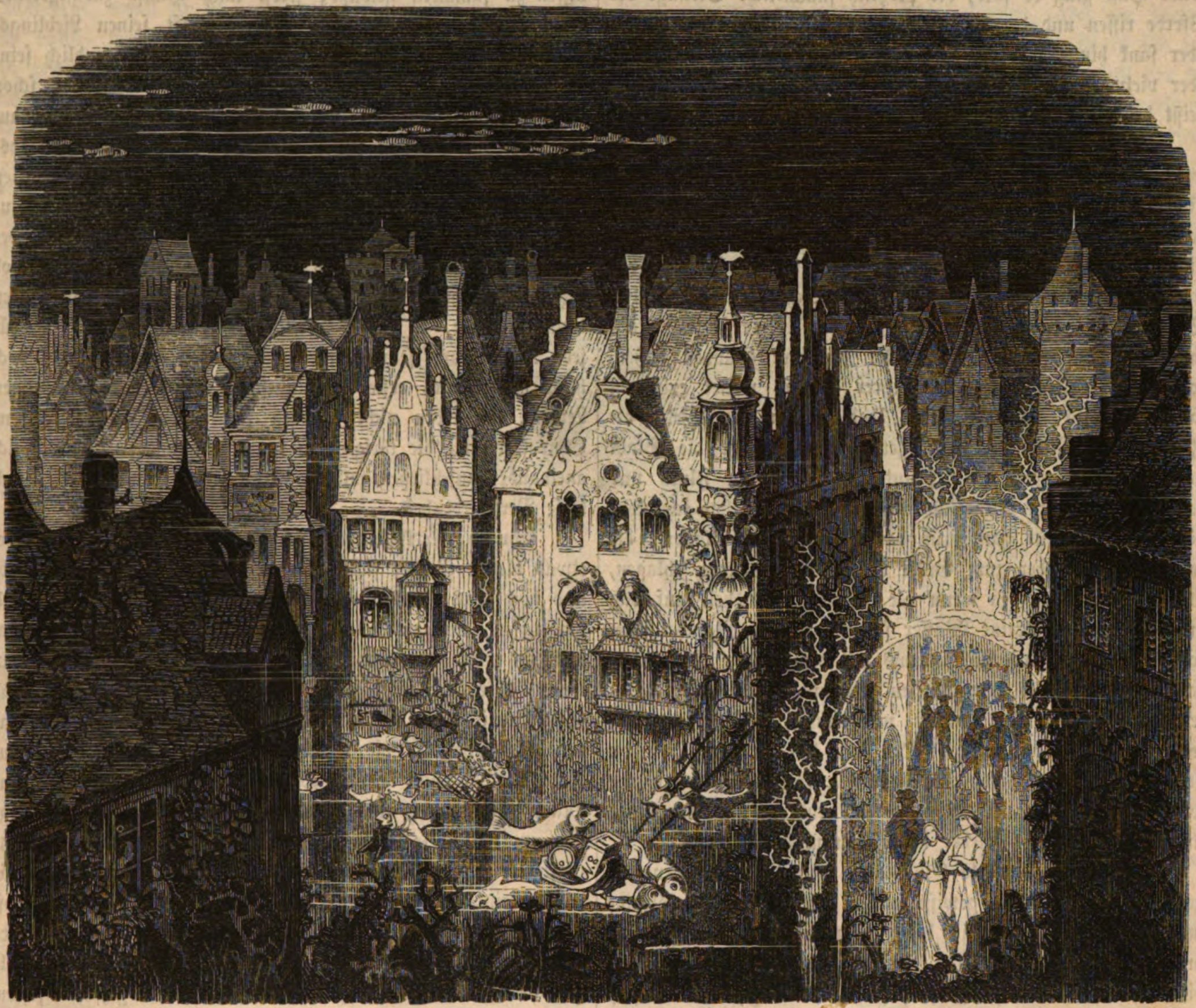
Von der herrlichen Stadt, die noch gestern so stolz über den Rhein schaute, stand jetzt nur noch der Dom und einige Kapellen, die man absichtlich geschont hatte. Kaum tobten die Flammen nicht mehr, als die plündernden Franzosen über die noch glühenden Trümmerhaufen herfielen, um nach den geschmolzenen Kostbarkeiten und den Kellerschätzen zu suchen.

Die fehlenden Soldaten wurden bald vermißt und der Commandant ordnete, ein Unglück vermuthend, sogleich Nachforschungen an. Lange waren dieselben vergeblich, bis man endlich nach vielen Tagen in den Keller Westhallers eindrang, wo einige Soldaten, die früher in jenem Hause in Quartier gelegen, Schätze vermutheten. Bald stieß man auf die Leichen und die Verwüstung im ersten Keller und endlich fand man auch die geheime Fallthüre. Eifrig wurde auch hier nachgeforscht und bald entdeckte man die übrigen Todten, aber auch — was den Herren weit lieber war — die unberührten Schätze des Geizhalses.

Das Gerücht von dem seltsamen Funde kam bald bis zu Anna, welche, den wahren Grund sogleich erkennend, ihrem Vater manche Thräne nachweinte. Dann aber, als die alte Ordnung am Rheine hergestellt wurde, hat sie die liegenden Gründe ihres Vaters veräußert und sich in ein Kloster begeben, wo sie ihr freudenarmes Leben beschloß.

Die versunkene Stadt.

Von Fr. Gerstäcker.



Hoch im Norden von Deutschland, wo die Weser ihre Fluthen in das deutsche Meer oder die Nordsee ergießt, und unfern von der jetzt noch bestehenden Insel Wanger=Oog die äußerste Spitze des festen Landes bildend, lag vor langen, langen Jahren eine kleine, blühende Stadt, Hooge Weg genannt, über der sich jetzt hoch oben die grüne Woge thürmt und das Schiff mit vollen Segeln und tief furchendem Kiel dahin fliegt.

Die fromme Sage behauptet, daß die Einwohner damals ein gottloses böses Volk gewesen seien — d. h. nicht gerade wohl bös gegeneinander und im Handel und Wandel, sondern besonders in ihrer gründlichen Verachtung alles dessen, was Kirche und Religion betraf.

Oben im Oldenburgischen und Hannöverschen lebt diese Sage noch im Munde des Volkes — die Einwohner jener Stadt, die sich durch Handel enorme Reichthümer erworben hatten, sollen in ihrem Stolz und Uebermuth gar nicht mehr gewußt haben, was anzufangen. Einen Siel oder eine Schleuße legten sie von reinem Kupfer an — ihren Pferden schlugen sie goldene Hufeisen unter, und hätten sie sich damit noch begnügt — nein, mit ihren Thieren ritten sie sogar in die Kirche, benutzten die heiligen Gebäude zu Ställen, und riefen einmal in frevelhafter Lästerung den heiligen Diener derselben angeblich an das Bett einer Sterbenden, ihr das heilige Abendmahl zu geben, während sie ein unreines Schwein unter der Decke verborgen hatten.

Der Priester, der da solche Gräuel erleben mußte, wußte recht gut wie der liebe Gott, trotz all seiner Langmuth und Nachsicht, solchen Frevel doch nicht länger würde mit ansehen können, und bat den Herrn, wenn die Stunde nahen sollte, um ein Zeichen, da er nicht im geringsten die Absicht hatte, unter diesen, schlimmer als Heiden, und mit ihnen zugleich zu Grunde zu gehn.

Ein solches Zeichen kam auch — eines Tages stürzte die Köchin in sein Zimmer und schrie voller Entsetzen, „die lebendigen Aale kämen durch die Küchendiele herauf." Der Geistliche wußte aber recht gut was das zu bedeuten hatte; er ließ ohne Säumen anspannen, warf sich in seine Kutsche und jagte, was die Pferde laufen konnten, dem innern Lande zu.

Wunderbarer Weise verschweigt die Sage dabei, ob er

die Köchin, die ihm doch eigentlich durch ihre Meldung das Leben gerettet hatte, mitgenommen habe oder nicht, aber in toller Hast ging es fort, bis plötzlich sämmtliche Stränge der Pferde rissen und der Wagen halten blieb. Bis zu dem Punkt aber sank hinter ihm der Boden weg und dort, wo er halten oder vielmehr stecken blieb, steht das erste Haus wieder und heißt deßhalb noch bis auf den heutigen Tag „zum Stick.“

So spricht die Sage — Unschuldige und Schuldige wurden damals miteinander gestraft — denn man kann doch nicht wohl annehmen, daß der ganze Ort so entsetzlich verderbt gewesen wäre, nur Schuldige in sich zu schließen, und nicht allein die Körper wurden vernichtet, die Seelen vor ihren strengen Richter zu ziehen und die Schuldlosen von den Schuldigen zu trennen, nein, die Stadt lebte fort. Nicht im Todesschlaf sollten die Frevler für ihre Sünden büßen, sondern im vollen Bewußtsein ihrer Strafe weiter existiren, ja ein endloses Dasein führen. Und so von der Welt, die Zeuge ihrer Missethat war, getrennt, liegt jetzt die Stadt noch heutigen Tages tief tief unten in der klaren Fluth und der Fischer, der in Windstille oben in seinem Kahne schaukelt, hört wohl morgens ganz früh das Geläute der Glocken, die zu spät die Sünder zum Gebet rufen, und Thüren schlagen, und Wagen rollen; ja wenn die Sonne recht hell auf das durchsichtige cristallreine Wasser scheint, wollen Manche schon sogar die Spitze des Kirchthurms mit dem kleinen Kreuz darauf, tief tief aus dem dunklen Abgrund haben hervorblitzen sehen. Das ist aber immer nur einmal zufällig gewesen, wenn sie gerade den rechten Ort und die rechte Stunde getroffen, und wer besonders darnach ausfahren wollte, würde wohl manche lange Meile vergeblich rudern und am Ende unverrichteter Sache wieder heimziehen müssen.

Soviel also nur als Einleitung, den Leser mit den ungefähren Verhältnissen, gewissermaßen dem historischen Grunde meiner kleinen Erzählung, bekannt zu machen, daß er nicht am Ende gar glaubt, ich wolle ihm ein Märchen aufbinden; die Geschichte ist auch eigentlich gar zu traurig, vielen Spaß damit zu machen.

Es sind jetzt eben sieben Jahre her, da lebte im Innern von Deutschland, in der Nähe von Halberstadt, ein gewisser Regierungsrath Merkfeld. Er hatte drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, alle drei schon ziemlich erwachsen und der erstere vor etwa anderthalb Jahren von der Universität zurückgekehrt. — Außerdem hatte aber der Regierungsrath auch noch eine Waise entfernter Verwandten zu sich genommen, und Elise war mit den drei Kindern ihrer Pflegeältern wie eine zu ihnen gehörige Schwester aufgewachsen, ja, als sich später zwischen ihr und Eduard, dem Sohne Merkfelds, ein innigeres Verhältniß zu entwickeln schien, wurde dieses von den Eltern mit Freuden gesehen und gebilligt. Sie liebten Elise wie eine Tochter und hofften, ihre Kinder dadurch beide glücklich zu machen.

Eine solche Zuneigung war übrigens natürlich genug — die beiden jungen Leute, zusammen aufgezogen, gewöhnten sich von Kindheit an, so aneinander, daß ihnen etwas zu fehlen schien, wenn sie kurze Zeit getrennt leben mußten.

Eduard Merkfeld war drei und zwanzig Jahr alt und hatte sich durch vielleicht zu ernstes und angestrengtes Studium einen für sein Alter ungewöhnlichen Schatz von Kenntnissen zu sammeln gewußt; selbst nach Hause zurückgekehrt, ergab er sich wieder mit solcher Leidenschaft seinen Lieblingsstudien, der höhern Physik und Chemie, daß er endlich seine Gesundheit dabei zu zerrütten drohte, und sein Vater schon längere Zeit von ihm verlangt hatte, er solle sich einmal auf ein paar Monate von seinen Büchern und Instrumenten losreißen und eine größere Tour durch Deutschland oder Italien machen. Des alten Regierungsraths eigener kränklicher Zustand, den der Sohn so nicht verlassen wollte, schob das aber immer noch hinaus, und es kam ihm auch fast vor, als ob sich Eduard nicht gern wieder auf längere Zeit von Elisen trennen wollte, in deren Gesellschaft er reichlichen Ersatz für jede Anstrengung seiner Arbeiten zu finden schien — und doch hätte man, nach erster Bekanntschaft mit den beiden jungen Leuten, im Leben nicht glauben sollen, daß so verschiedene Charaktere wie die ihrigen, so innig zusammenpassen und sich aneinander anschließen sollten. Und selbst körperlich zeigte sich diese Verschiedenheit.

Eduard Merkfeld war schlank, ja zart gebaut, das edle, etwas bleiche Gesicht fast schön zu nennen, die Stirn gewölbt und hoch, das blaue Auge schwärmerisch, zu Zeiten aber voll von tiefen, innigen Gefühls und regem Geist, der manchmal wohl in recht schwermüthigen Ernst ausarten konnte. Hieran trugen aber auch nicht selten seine Studien die Schuld, und seine Comilitonen auf der Universität hatten mehrmals sogar behauptet, daß er die Gabe eines höheren Gesichts — eine Art clair-voyance besitze, oder das sei, was der „gemeine Mann“ schlechtweg ein „Neusonntagskind“ nennt. Das leugnete er freilich, so bald man ihn darüber frug, auf das hartnäckigste, wollte sich aber auch nie darüber in nähere Erklärungen einlassen. So viel war jedoch gewiß, daß er sich oft ganze Nächte lang in einem unnatürlich aufgeregten Zustande befand und dann am nächsten Morgen noch viel bleicher als gewöhnlich aussah und ungemein erschöpft und abgespannt schien.

Elise war von alle diesem das Gegentheil. — Eine kleine, niedliche, runde Gestalt, mit gesund rothen Wangen und dunkelbraunen treuherzigen Augen, gab es kein praktischeres, sorglicheres Wesen für eine Wirthschaft, als gerade sie, und der ihr besonders eigene stille, geräuschlose Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, flößte Jedem, der nur in ihre Nähe kam, ein unwiderstehliches Gefühl freudiger Behaglichkeit und Zufriedenheit ein. Eduard's kleine Eigenheiten kannte sie nun besonders aus dem Grunde, sie verstand jeden seiner Blicke oder Wünsche, oft lange vorher ehe er selbst sich deren bewußt war; nur mit seinen Träumereien und schwärmerischen Ideen durfte er ihr nicht kommen, da lachte sie ihm gleich die Sorgen und Falten von der Stirne und plauderte ihm so viel liebes, tolles Zeug dazwischen hinein, daß es ihm all' die dunklen Wolken, die sein Herz vielleicht umnachtet gehalten, im Nu vertrieb, und er dann nicht selten mit ihr lachte und scherzte, wie ein fröhliches Kind.

Er fühlte den wohlthätigen Einfluß, den sie dadurch auf ihn ausübte, und flüchtete förmlich nicht selten in ihre Nähe, seinen eigenen Gedanken oder Phantasien zu entgehen. Manch=

mal aber schien ihn auch wieder, aber es war dieß nur in höchst seltenen Fällen, dieß „praktische" Wesen des holden Mädchens, wenn ich es so nennen darf, zu verletzen, er suchte sie dann, wenn auch nur auf Momente, für seinen Ernst zu gewinnen, um ihr die Ahnung dessen zu verleihen, was in seinem Herzen, seinem Geiste mit unermüdlicher, schaffender Gewalt arbeitete und lebte. Aber Elise wollte sich auf solche „traurige Hirngespinnste," wie sie es nannte, selten oder nie einlassen, und es war dann wohl schon einige Mal vorgekommen, daß er plötzlich selbst ihre Nähe gemieden, sich auf sein Pferd geworfen und das Freie mit einer Hast gesucht hatte, als ob er seinen eigenen Gedanken entfliehen wollte, und jedes Mal mußte er nachher Tage lang sein Bett hüten.

Den Vater beunruhigte dieß besonders — er war ein Mann der sich lange Jahre in der Welt umgesehen und das große herrliche Buch der Natur und der menschlichen Charaktere hauptsächlich zu seinem Studium gemacht hatte. Er sah die Neigung zwischen den beiden jungen Leuten und er freute sich derselben, dennoch aber wieder konnte er sich auch manchmal des Gedankens nicht erwehren, daß sie doch am Ende in der eigentlichen Seele ihres Charakters nicht zusammen passen und dann miteinander unglücklich werden müßten.

Es ist diese Seele des Charakters nur der eigentliche Grundton der Harmonie der Herzen, nicht der Charakter selbst, wie er sich im Leben zeigt und ausspricht; es ist jener Nerv unseres Innern, jener uns selbst oft unbewußte Trieb, jene geheime Feder, die das ganze so unendlich kunstvoll zusammengesetzte System unserer Handlungen, ja sogar unserer Gedanken und Gefühle regelt, oft erst weckt, und das zuletzt als unseren Charakter erscheinen läßt, was eigentlich in der That nur Folge und Wirkung dieser so unendlich feinen, aber auch so unendlich gewaltigen Kraft in uns selber ist.

Die wirklichen Charaktere zweier Gatten mögen sich dann so verschiedenartig aussprechen wie sie wollen — der Mann mag hitzig und jähzornig, die Frau sanft und duldsam — der Mann unerschrocken und kühn, die Frau schüchtern, selbst furchtsam — der Mann meinetwegen ein Gottesleugner und die Frau eine Pietistin sein, kurz beide können aus den heterogensten, sich widersprechendsten Stoffen an Körper und Geist bestehen, harmonirt nur in ihnen diese Seele des Charakters, dieser Trieb ihrer noch so verschieden sich zeigenden Handlungen mit einander, so können und werden sie gewiß und trotz allem andern glücklich mitsammen leben können. — Sie verstehn sich selber; in ihrem eigenen Herzen liegt, für einander, die Lösung dessen, was dem dritten Uneingeweihten, und stehe er ihnen noch so nahe im Leben, stets ein Räthsel bleiben wird, ja diese anscheinende Verschiedenheit der Charaktere kann sogar dazu beitragen, sie eins an das andere noch desto fester und inniger zu ketten.

Wählt aber dagegen solche aus, die in ihren Charakteren vollkommen gleich scheinen, die eine Grille oder Leidenschaft, die eine Religion und einen Glauben (zwei gewiß sehr verschiedene Sachen) zusammen haben, wählt mit einem Wort solche, die von der Natur allem Anscheine nach ganz besonders für einander bestimmt schienen, und diese Seele ihres Charakters, diese Triebfeder ihrer im Aeußern nach so gleichen Handlungen harmonirt nicht mit einander, so mögen sie eine Zeit lang zusammen leben und sich auch äußerlich vielleicht zufrieden mit einander fühlen können, aber im Innern arbeitet's und nagt's und die Zeit kommt, wo sie es sich selber nicht mehr verhehlen können, wenn sie es auch vor der Welt noch geheim halten möchten, daß sie einander verkannt und sich vielleicht Beide, auf Lebenszeit, unglücklich und elend gemacht haben.

Eduard war sich aber, wie der Vater hoffte, zu klar seines eigenen Herzens, seiner eigenen Gefühle bewußt, für den wichtigsten Schritt seines Lebens, für die Wahl einer Lebensgefährtin, eine übereilte Handlung fürchten zu dürfen. Er hatte vor tausend Andern Gelegenheit gehabt, die Jungfrau, die er sich selbst gewählt zu haben schien, in ihren kleinsten, unbedeutendsten Eigenheiten, ihren Tugenden, ihren Schwächen kennen zu lernen, und sein richtiger Verstand mußte ihn dann auf die richtige Bahn lenken und zum Besten leiten.

So standen die Sachen, als im Frühjahr der Vater plötzlich starb und die Mutter durch den Tod des Gatten so angegriffen wurde, daß der Arzt eine Veränderung der Luft und Umgebung, sie besonders ihren traurigen Gedanken zu entreißen, für unumgänglich nothwendig fand. Ein nordisches Seebad wurde hierzu am passendsten geglaubt, und da die alte Dame dadurch auch für ihren Sohn Zerstreuung und festere Gesundheit hoffte, ließ sie sich gern zu einer solchen Reise, mit ihrer ganzen kleinen Familie, bewegen. Ende Mai brachen sie deßhalb nach Wanger-Oog auf, und das Neue, Eigenthümliche der ganzen Scenerie, die frische Seeluft und die klare salzige Fluth, versprachen schon nach den ersten Wochen ein höchst günstiges Resultat für alle ihre Erwartungen und Hoffnungen.

Eduard besonders schien körperlich vollkommen neu aufzuleben; die Farbe kam auf seine Wangen, das Feuer in seine Augen zurück, sein Schritt selber wurde elastischer, kräftiger und die Mutter sah mit stillem Behagen die große und günstige Veränderung, die durch die Seeluft und mehr noch vielleicht durch das Aussetzen jener anstrengenden, und schwachen Körpern überhaupt so gefährlichen übertriebenen Studien, in ihm hervorgebracht schien.

Eduard war aber auch nicht im Stande, selbst zu seiner Erholung ein ganz unthätiges Leben zu führen, und er fand bald ein Mittel sich eine Beschäftigung zu verschaffen, die ihm wenigstens ihrer Neuheit wegen auf kurze Zeit anzuziehen und zu befriedigen versprach.

Er lernte auf Wanger-Oog einen alten Fischer kennen, mit dem er fast täglich in See hinaus fuhr und ihm mit fischen half. In wenig Tagen verstand er so gut ein Segel zu setzen oder einen Riemen*) zu handhaben, als ob er eben so viel Monate lang dabei gewesen wäre, und er fand bald so vielen Geschmack an dieser Bewegung, daß er sich selber eines der kleinen Boote kaufte und dann bei schönem ruhigen Wetter seine Geschwister und Elisen so weit in See hinausfuhr, daß sich die Mädchen an zu fürchten fingen und in der

*) Ruder.

friedlichen Nordsee in jedem sich nähernden unschuldigen Fischerboot einen verkappten blutigen Piraten, in jedem leichten Nebelgewölk einen aufsteigenden Orkan befürchteten.

Eduard lachte sie nun zwar deßhalb stets aus, er vermochte sie aber doch nie ganz zu beruhigen und blieb endlich mit ihnen lieber näher am Land, um nicht immer dieselben Vernunftgründe, solcher übertriebenen Aengstlichkeit gegenüber, gebrauchen zu müssen.

Besondere Freude fand Eduard in den Gesprächen mit dem alten Fischer, der noch, recht aus der alten Zeit stammend, sämmtliche Sagen der Umgegend auf das genaueste und aus bester Quelle wußte. Er hatte den Klabautermann selber zweimal mit eigenen Augen gesehen, und o wie vielmal unten im Raume — denn der alte Mann war auch lange zur See gefahren — wirthschaften und oben aus den Raaen herunter rufen hören, ja sogar die Meerweibchen getroffen, im mittelländischen Meere sowohl als an der Grönländischen Küste, wie sie sich die goldenen Haare mit einem eben solchen Kamme kämmten, und Nachts dem Schiffer verführerische Lieder sangen, ihn in Gefahr und Tod zu locken. Auch die heimischen Sagen wußte er alle genau, denn sie waren ihm nicht blos von Eltern oder Muhmen erzählt, nein, von Jugend auf gleich mit in sein Leben eingeflochten worden, und keine alte Frau lebte an der ganzen Küste, von der er nicht genau die Anzahl Kühe kannte, denen sie die Milch verhert, oder die sie sonst zu Schaden gebracht, die Nächte, die sie nach dem fernen Brocken gefahren, oder die Zaubersprüche und Tränke, die sie gesprochen oder gebraut hatte, vielen Menschen Schaden, manchen aber auch wieder, denen sie wohl wollte, Heil und Segen zu bringen.

Der alte Hannsen war eine förmliche Chronik alter vergangener Zeiten und Thaten, und Eduard fand ein geheimes, aber mit jedem Tage mehr wachsendes Vergnügen daran, in derselben zu blättern und über den nicht selten sogar poetischen Bildern zu sinnen und zu träumen.

Ein Lieblingsthema für den jungen Schwärmer bildete dabei die Sage von der versunkenen Stadt, die er eigentlich, wenigstens in ihren Hauptbestandtheilen, kaum als Sage annehmen konnte, da das Wegsinken jenes Landstrichs mit dem Städtchen darauf gewissermaßen historischen Boden hatte. Der alte Mann gerieth aber oft, bei der Erzählung all der Abscheulichkeiten, die sich die frevelhaften Bewohner jenes Ortes früher hatten zu Schulden kommen lassen, in förmlichen Eifer, und sonderbarer Weise schien er das besonders für so entsetzliche Sünde zu halten, daß die Bauern und Bürger ihre Pferde mit Gold beschlagen hätten. Eduard vermochte ihm nicht auszureden, daß ein Mann mit seinem rechtmäßig erworbenen Eigenthume machen könne was er wolle, und daß es dann eine eben so große Sünde sein müsse eine goldene Uhrkette und goldene Ringe zu tragen, als seinen Pferden Gold unter die Hufen schlagen zu lassen.

Der Ort, wo diese Stadt früher gelegen, wurde denn auch sehr oft zu ihren verschiedenen Ausflügen gewählt, und was der alte Mann dabei mit Fischen versäumte — denn er hätte an der Stelle nicht um einen Petrusᵹug sein Netz ausgeworfen — wußte ihm Eduard schon wieder auf hundert andere Arten zu vergüten, und der Alte plauderte dann wohl stundenlang ruhig und ungestört fort, während Eduard, über den Rand des Boots gebeugt, balag und in die Tiefe starrte. Aber keiner der so viel besprochenen Laute, kein Glockenton, kein Zuwerfen von Thüren, kein Wagenrollen wollte an sein Ohr tönen, und er schüttelte wohl gar oft mißmuthig den Kopf, daß entweder seine Sinne so stumpf seien, oder das Ganze wohl nur ein erfundenes hübsches Mährchen wäre, das im wirklichen Leben gar nicht eristire, und von vernünftigen Menschen auch nicht beachtet oder gar geglaubt werden dürfe. — Und doch waren ihm selber schon Sachen begegnet, die sich noch wunderbarer gestaltet hatten als eben das wunderbarste Märchen klingen würde, er sprach aber eben mit keinem Menschen darüber, und trug die nur still und heimlich mit sich im Herzen herum.

„Und sind noch nie von den alten Bewohnern der Stadt Einzelne an der Oberfläche des Wassers oder gar am Ufer gesehen worden?" frug er einst, als sie wieder auf der spiegelglatten Meeresfläche trieben, den alten Mann, der schweigend am Steuer saß und mit seinen großen, klaren, lichtblauen Augen nach der untergehenden Sonne hinüber schaute.

„O ja," sagte der Alte leise und mit dem Kopfe nickend — „ich selber weiß zwei Fälle. Der eine davon ist am meisten beglaubigt, denn der, dem es passirte, — ein Bremer Capitain — war ein äußerst vernünftiger und glaubwürdiger Mann, wie das alle Bremer Capitäne sind, und er hat es nicht allein als er zurückkam erzählt, sondern es ist auch nachher von all' seinen Matrosen bestätigt worden. Dieß war mit einem alten, weißhaarigen Mann, das zweite mit einem jungen, wunderhübschen Mädchen — doch ist das weniger bestimmt."

„Und wie waren die beiden Fälle?" frug Eduard gespannt.

„Nun seht, lieber Herr!" sagte der Alte, indem er auf die nahe Küste zeigte — „wenn der Wind recht von Norden herunter stürmt, so wäre dieß ein gar häßlicher Platz einen Anker auszuwerfen, um dann nachher von der bösen Dünung, die hier stehen kann, auf die Küste geworfen zu werden. Es fällt auch keinem Christenmenschen ein, das hier in solchem Falle je zu thun, er müßte denn durch die äußerste Nothwendigkeit dazu gezwungen werden, — und ich weiß nicht einmal, ob ich es selbst dann thäte. So kam es aber einmal daß ein Bremer Schiff — den Namen habe ich selber vergessen, das thut aber auch nichts zur Sache, doch der Capitain hieß Maier — von einer langen Reise aus Ostindien zurückkehrte, und vom Cap der guten Hoffnung schon ziemlich derb mitgenommen, fing es hier in der Nordsee noch einmal recht tüchtig an zu wehen, denn es kann hier manchmal recht aus Leibeskräften blasen, und er bekam ein tüchtiges Unwetter auf die Nase. Zwei Tage hielt er sich so, und suchte einen Lootsen an Bord zu kriegen, in die Mündung der Weser einlaufen zu können, am dritten Morgen aber schlug ihm eine etwas ungeschickt kommende Welle das Ruder los, und er mußte nun, wohl oder übel, bis hierher getrieben, seinen Anker fallen lassen, wollte er nicht rettungslos auf die Küste jagen.

„Das Schiff mochte aber auch keine halbe Stunde, jetzt ruhig und mit dem Bug gegen die hoch aufspritzende See an,

gelegen haben, und die Leute waren alle hinten am Steuer beschäftigt, dieses so viel als möglich wieder so weit in Stand zu setzen, um wenigstens in den Fluß einlaufen zu können, als ganz urplötzlich ein greiser, wunderlich altmodisch gekleideter Mann an Bord kam — ohne daß sie irgendwo ein Boot entdecken konnten, das aber auch in dieser See gar nicht hätte leben können — schnurstracks zwischen den Leuten, die ihm scheu Platz machten, aber freundlich grüßend durch, und geraden Wegs in die Cajüte ging, wo er den Capitain ohne weitere Vorrede bat, seinen Anker wieder zu lichten, denn er läge ihm justament unten vor der Hausthür, und er hätte müssen zum Fenster heraussteigen, nur um hier nach oben kommen zu können."

Eduard konnte sich nicht helfen, das Bild, was ihm der Alte in seiner gerade ernsten Stimmung vor die Seele rief, kam ihm so komisch vor, daß er laut auflachen mußte, und er bemerkte dabei gar nicht wie sein alter Freund, darüber bis in's Innerste gekränkt, plötzlich still schwieg und finster und verdrießlich nach dem Segel griff, dieß einzusetzen und nach Hause zurück zu steuern. Es erhob sich gerade eine frische, günstige Briese und es war schon überhaupt so spät geworden, daß sie jedenfalls an den Rückweg denken mußten.

Den alten Mann ärgerte dieß Lachen heute besonders; es war überhaupt des jungen Herrn Sitte bis jetzt noch nie gewesen, auch nur das Geringste, was er ihm erzählt, zu bespötteln oder gar rund weg abzulachen. Eduard merkte etwas zu spät, daß er gefehlt habe, und er suchte es jetzt wieder gut zu machen, für heute war es aber verfehlt; der alte Mann beobachtete ein mürrisches Schweigen und vergebens waren die Fragen Eduards nach dem Erfolg des Besuchs oder nach dem zweiten Fall mit dem Mädchen; Hannsen gab ausweichende Antworten und vertröstete ihn auf ein andermal, und da jetzt auch gerade der Wind schärfer einstand und ihre Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nahm, glitten sie mit total abgebrochener Unterhaltung rasch dem schwer von den düsteren Schatten der Nacht bedeckten Ufer zu, über dem das Feuer des Leuchtthurms wie ein roth glühendes Meteor herniederschimmerte.

Zu Haus hätten sie den jungen Mann gern ausgezankt, daß er so spät draußen auf dem Wasser geblieben, er war heute aber ganz besonders guter Laune und erzählte den Seinen die gehörte Anekdote und den Ernst und Eifer des alten Hannsen, mit dem er sich beleidigt gefühlt, als er dem Mährchen des Bremer Capitains nicht hatte so unbedingt Glauben schenken wollen. Er versprach auch den Mädchen, morgen mit ihnen nach der Stelle hinaus zu fahren, vielleicht daß sie dem alten Herrn wieder begegnen könnten.

Am nächsten Tag war glücklicher Weise ausgezeichnet schönes Wetter, und die Parthie kam zu Stand. Als sie die Stelle erreicht hatten, beschrieb Eduard den Mädchen all' die kleinen Einzelheiten, die er von dem alten Mann über die unter ihnen liegende, von den Wogen bedeckte Stadt gehört hatte, und wie da unten, tief unten, noch jene Wesen, von dem strengen Richter gestraft, ein nicht endendes Leben fortführten und gewissermaßen noch auf Erden schon die Strafe der ewigen Verdammniß litten, und für die Sünden, die sie in frevelhaftem Uebermuth begangen, büßten.

„Aber was ist aus den Kindern geworden?" frug da Elise plötzlich und sah Eduard fragend an, als ob er der sei, der ihr darüber Antwort geben könne, „würde der liebe Gott die armen, unschuldigen Kinderchen, die doch gewiß nicht an der Sünde ihrer Eltern Schuld waren, eben so hart gestraft haben als die Erwachsenen, mit vollem Bewußtsein begabten Eltern?"

„Und wie manches arme, unschuldige Mägdelein," scherzte Eduard, „mag trauernd an ihrem Fenster sitzen und hinaus schauen in die grüne davor hin und her wogende Fluth, und der Erlösung harren."

„Spotte nicht über so etwas, Eduard!" bat aber Elise — „ich weiß nicht, ich bin doch sonst gerade nicht so kindisch, aber es klingt mir gerade an der Stelle hier, wo wir uns befinden, wie Lästerung — es ist nur gut, daß es doch nur eben eine bloße Volkssage ist."

„Volkssage?" lachte aber Eduard, der heute in einer besonders lebendigen, fast muthwilligen Stimmung schien, „lass' du das einmal meinen alten Hannsen hören und sieh zu was er dann sagt. Aber was brauchen wir uns da lange mit Vermuthungen zu quälen, wo es nur eben eine einzige direkte Anfrage kostet. Hallo, da unten!" rief er, plötzlich sich über Bord biegend und tief in die grüne, klare Fluth hinabschauend — „hallo! alter Herr — steigt einmal einen Augenblick herauf und sagt uns —"

„Das ist nicht recht, Eduard!" rief Elise und ergriff seinen Arm, in demselben Moment aber fühlte sie ihre Hand von der seinen mit einer wahren Eisenkraft gefaßt, daß sie hätte laut aufschreien mögen und den Schmerz nur mit Gewalt zurück hielt. — Eduard bog den Kopf noch nach unten — als er sich gleich darauf wieder empor richtete, war sein Gesicht leichenbleich und er sah die Mädchen mit einem so wilden, stieren Blick an, daß sie wie aus einem Munde riefen:

„Um Gottes Willen, Eduard, was ist dir — du wirst krank!"

Im ersten Augenblick schien er ihre Worte gar nicht zu hören, dann aber strich er sich mit der flachen Hand langsam über die Stirn und sagte lächelnd:

„O, es ist Nichts — mir wurde nur auf einmal so schwindlich — ich glaube vom Niederbeugen."

„Und mir hast du dabei fast die Hand abgedrückt!" sagte Elise mit einem leisen, freundlichen Vorwurf, aber immer noch dabei, wie ängstlich, in seine Augen schauend.

„Siehst du, das war eine Strafe für deine Lästerung!" lachte seine jüngere Schwester, „und es sollte mich gar nicht wundern, wenn ihn von da unten herauf irgend ein schreckliches Gesicht angestarrt und gedroht hätte; aber Eduard, du bist wahrhaftig krank," unterbrach sie sich schnell und ängstlich, „du siehst schrecklich bleich aus."

„Wir wollen zu Hause fahren," sagte der junge Mann, die Ruder wieder in die Dollen werfend und der ältesten der Schwestern, die gewöhnlich bei diesen kleinen Parthieen am Steuer saß, mit dem Kopfe freundlich zunickend. „Komm Sophie, Backbord Steuer, mein Mädchen, richte den Bug deines Bootes dem heimatlichen Port zu, wie der wandermüde Seemann nach langer, beschwerlicher Fahrt."

Er suchte die, seines plötzlichen Unwohlseins wegen besorgten Mädchen wieder aufzuheitern und den trüben Eindruck zu verwischen, den es auf sie im ersten Moment gemacht haben mochte, aber es wollte ihm nicht recht gelingen, und sein ganzes Aussehen strafte ihn auch dabei Lügen. Jene unterseeischen Bewohner wurden aber gar nicht mehr erwähnt, und bis sie an Land kamen, war die Unterhaltung ganz eingeschlafen; Jeder schien mit seinen eigenen, nichts weniger als heiteren Gedanken beschäftigt. Kaum am Ufer, gewann aber auch Elise rasch ihre muntere Laune wieder, und beklagte sich nun bitter bei Mutter Merkfeld über den ungalanten Sohn, der ihr die Finger der kleinen zarten Hand so zusammengepreßt hatte, daß die Zeichen der zwei Ringe, die sie daran trug, noch jetzt tief in das Fleisch eingeprägt standen.

„Und das nennt er wahrscheinlich einer Dame die Hand drücken," sagte sie lachend.

Die Mädchen erzählten auch jetzt von Eduards plötzlichem Unwohlsein, und verlangten, daß er zu Hause bleiben und sich lieber zu Bett legen solle; auch der Mutter kam das Aussehen des jungen Mannes heute ganz eigenthümlich vor, Eduard versicherte jedoch daß ihm vollkommen wohl sei, aß auch ziemlich herzhaft zu Mittag, ließ sich dann aber nicht länger zurückhalten, sondern nahm zum Vorwand ein Buch mit, und ging wieder hinunter zu seinem Kahn, in See hinaus und nach derselben Stelle hinzurudern, wo er am Morgen schon gewesen war. Erst Abends spät kehrte er zurück und ging gleich auf sein Zimmer.

So verstrich eine ganze Woche. — Der alte Hannsen war krank geworden und mußte mehrere Tage lang sein Lager hüten. Eduard war häufig bei ihm, zu sehen wie es ihm gehe, und ihm auch allerhand kleine Erfrischungen und Stärkungen zu bringen, auch der Brunnenarzt mußte ihn besuchen, und da der alte Mann sonst noch kräftig genug und von eisenfester Constitution war, erholte er sich bald wieder, mußte sich aber doch noch schonen und durfte, wenigstens in den ersten Tagen nicht, so scharf er auch dagegen protestirte, in See und seinen alten Beschäftigungen nachgehen.

Eduard aber versäumte keinen Tag nach seiner gewohnten Stelle hinauszufahren, und war in der letzten Woche so ernst und schwermüthig dabei geworden, daß seine Mutter endlich gerade in diesen Wasserfahrten eine neue Ursache zur Besorgniß fand und es schon bereute, diesen ernsten, monotonen Küstenstrand gewählt zu haben, Aufheiterung und Zerstreuung für ein junges, thatendurstiges Menschenherz zu finden.

Die nächste Woche setzte besonders kalt und unfreundlich ein, es hatte die ganze Nacht geregnet und Morgens lag ein feiner, feuchter Nebel auf dem Wasser. Die Badegäste, meist an ein wärmeres, milderes Klima gewöhnt, hielten sich fröstelnd in ihren Zimmern und Fenster und Thüren fest verschlossen, der feuchten, unfreundlichen Luft so viel als möglich den Zutritt zu versagen; nur Eduard war nicht von seiner, ihm schon vollkommen zur Gewohnheit gewordenen Wasserfahrt abzuhalten. Er besuchte vorher noch einmal den alten Hannsen, der ihn aber auch bat, heute nicht hinaus zu fahren, da der Nebel dichter einsetzen und er von der Strömung zu weit mit fortgenommen werden könnte. Eduard ließ sich aber nicht irre machen, stieg in sein Boot und fuhr hinaus in den weißgrauen, feuchten Nebelschleier. An seiner Lieblingsstelle angekommen, nahm er die Ruder ein, streckte sich auf seinem Sitz aus, und schaute träumend nieder in die heute wohl klare, aber durch den düsteren Wolkenhimmel auch ebenfalls düster und unheimlich gefärbte Fluth, als ob da drunten gerade all' das Ziel seiner Sehnsucht, seiner heißesten Wünsche läge.

„Und willst du dich mir nicht wieder zeigen, du bleiches, schönes Mädchenbild," sagte er endlich leise und seufzend nach dem stillen Wasserspiegel nieder — „bist du mir nur erschienen, mich in wilder, trostloser Sehnsucht vergehen zu lassen, und hast du mir nicht versprochen, mir dein geheimes Wunderreich zu erschließen und mich einzuführen in all' deine räthselhafte, unerforschte Herrlichkeit? — Wozu ahn' ich, fühl' ich es denn in meinem Innern mit so gewaltiger, nicht falsch zu deutender Sprache, warum ruft es und klingt es laut in meinem Herzen wieder, daß ich hier an den Pforten einer neuen, uns armen Sterblichen so nahen und doch so entsetzlich fernen Welt stehe? warum quälen mich meine Träume mit deinem Bild, und warum hast du mir selbst wachend schon, hier aus dem Crystall heraus, deine holden Züge zugeneigt, wenn es nur war, um mich doch ohne Trost, ohne Aufschluß vergehen zu lassen und die Fasern meines Hirns zu Wahnsinn treibender Aufregung anzuspannen? Wie neckender Spott drängen sich dabei die tollen Erzählungen des alten Fischers dazwischen, wie Hohngelächter klingt es mir oft in die Ohren und ich meine verzweifeln zu müssen, spräche es nicht auch laut und mit fester Zuversicht in meinem Herzen, daß ich dich dennoch wieder sehe, du holde, ernste Gestalt mit dem bleichen Antlitz und wunderdunklen Augen. Wie einen Schatz hab' ich dein liebes Bild seit jenem Tage in meinem Herzen getragen und gehegt — neidisch, wie es ein Geiziger mit seinem Gelde thun würde, — ich kann es ihnen ja auch nicht anvertrauen daheim, ihre Sinne sind nicht empfänglich für das Gewaltige — für das Geheimnißvolle einer andern Welt. — Stumpf und starr an dem Irdischen klebend, dem sie gehören, drängt sie ihr Geist nicht aus der engen Sphäre hinaus, die ihnen die Natur gezogen, wie man einem Kinde verbietet die Schwelle zu überschreiten, die auf die gefährliche, von Menschen gedrängte Straße, die in die Welt hinaus führt. Nein, sie ahnen dich selbst nicht, und ihr Spott, oh selbst ihr ungläubiges Lächeln, würde die Wunde nur tiefer, nur brennender machen, die das Bewußtsein deiner Existenz mir tief, tief in die Seele gegraben. Den Schleier deines Reiches hast du mir aber so gelüftet — einen einzigen Blick mir in die Herrlichkeit seines Inneren verstattet, um in der nächsten Sekunde alles mit nur noch düsterer Nacht zu decken und mich jetzt in Schmerz und Sehnsucht an dem geöffneten und doch o so fest verschlossenen Heiligthum verschmachten zu lassen. O zürne nicht länger dem blinden Sterblichen, daß er dich einst in seinem Wahn verspottet — steige herauf zu mir aus deiner geheimnißvollen Tiefe und fürchte nicht, daß meine Sinne zu schwach wären, dich zu ertragen — daß ich nicht Muth besäße, dir zu folgen — nur Licht gib mir, Licht — in deine Augen laß mich noch einmal, o nur ein einzigs Mal schauen, und löse mir das Räthsel meines Lebens."

„Lasse die Todten ruhen!" sagte da plötzlich eine weiche

leise Stimme an seiner Seite und mit gähem Schreck fuhr er empor, denn dicht neben seinem Boot und über den Rand desselben schaute ein bleiches, wunderschönes Mädchenhaupt, gar ernst und traurig zu ihm herüber.

Die langen, feuchten, rabenschwarzen Locken fielen ihm in schweren Massen über die marmorbleiche, hohe und edle Stirn, und unter den langen, seidenen Wimpern blickten die dunklen Augen so ernst, ja fast strafend auf den Verwegenen, der die Ruhe der da unten Schlummernden zu stören wagte, daß ihm das Blut im Herz erstarrte und sein Puls zu schlagen aufhörte. Es war aber nur ein Moment, nur der Moment der ersten gewaltigen Ueberraschung das endlich verkörpert vor sich zu sehen, was nicht seit Tagen allein, nein seit langen langen Jahren die geheime aber gewaltige und stets unbefriedigte Sehnsucht seines Herzens gewesen.

Doch war das auch in der That Wirklichkeit, was wie ein Traum seine Sinne zu umnachten drohte? — wachte er denn, und sah er mit offenen, durch seine innere Aufregung nicht getäuschten Augen das holde, liebe Bild lebendig, frei und unabhängig von seiner eigenen Phantasie, selbstständig in eigener Kraft und eigenem, freiem Willen vor sich? —

Er deckte auf wohl eine halbe Minute seine Augen mit der Hand — er sagte sich selber, daß er ein Träumer sei, der wilde Bilder seiner Einbildungskraft in täuschendem Leben an die Oberfläche seiner Seele gerufen habe — er schalt sich einen thörichten Schwärmer — als er aber die Hand zurückzog, fiel sein Blick wieder voll und unzweifelhaft auf das holde Antlitz des bleichen Kindes und die Augen desselben blieben mit dem nämlichen Ausdruck, halb erregt, halb schmerzlich, auf ihn gerichtet. Jetzt faßte er auch die äußeren Umrisse der ganzen Gestalt in einem Blick, und er fühlte, er begriff, mit einem heiligen Schauer, der ihm jeden Nerv seines Körpers in jauchzender Lust erzittern machte, daß die Lösung seines Lebens, wie jene geheimnißvolle, und bis dahin so fest verschlossene Pforte einer andern Welt, geöffnet vor ihm liege.

Die Gestalt tauchte aber nicht, wie er im ersten Augenblick geglaubt, aus der Fluth selber auf, sondern schaukelte dicht neben ihm in einem dünnen, schmalen Kahn, wie sie die Fischer wohl in kleinen Flüssen und auf Teichen benutzen, mit denen sie sich aber nie in die offene See hinauswagen. Ihre weiße, fast durchsichtig zarte Hand hielt dabei ein schmales, kurzes Ruder, das sie jetzt neben sich niederlegte. Ihr Hals war, trotz der naßkalten Witterung, bloß, und von einer einfachen rothen Korallenschnur geschmückt und ihren schlanken Leib umschloß ein weißes, faltiges Gewand, das in der Mitte durch einen Gürtel grünen, Frucht bedeckten Seetangs zusammengehalten wurde. Auch durch ihre Locken wand sich ein einzeln dünner Zweig desselben.

Ihre Hand ruhte noch auf dem Ruder und sie verwandte keinen Blick von dem staunenden Jüngling, in dessen Wangen jetzt das bis dahin gewaltsam gehemmte Blut mit voller, gewaltiger Kraft zurücktrat, und dessen Augen von einem fast überirdischen Feuer glühten.

„Bringst du mir Kunde, du holde Maid, aus deiner Heimath?" rief er endlich mit leiser, fast bittender Stimme, „hast du mein brünstiges Gebet erhört und Mitleid gehabt mit diesem armen, kranken Menschenherz? Dank, tausend Dank, du liebe bleiche Maid, denn du weißt ja gar nicht, wie nur das Licht deiner holden Augen schon Balsam ist für diese arme von wilder Sehnsucht so lang gequälte Brust."

„Aus meiner Heimath willst du Kunde, Fremdling?" sagte endlich die Maid mit leiser Stimme, und die Worte klangen dem lauschenden Ohr des Jünglings wie Sphärenmusik höherer Welten; die Maid aber strich, sinnend dabei vor sich niederschauend, die dunklen Locken aus der marmorbleichen Stirn, und wie halb bewußtlos dann kleine Zweige von dem Seetang, der ihre Hüften umschlang, abpflückend und von sich werfend, daß einige sogar in Eduards Boot fielen, fuhr sie, mit einer wunderlichen Mischung von Singen und Sprechen fort:

„Ich hab' es den Sternen am Himmel gesagt,
Den Weg mir nach der Heimath zu zeigen;
Ich habe die rauschenden Wipfel gefragt,
Die tanzenden Nixen in Mondes-Reigen,

„Den Regenbogen in seinem Glüh'n,
Die Blätter, als sie im Sturm sich hoben,
Die Wolken, wie sie da droben zieh'n,
Die heulende Luft in der Wind'sbraut Toben,

„Das flüsternde Schilf an dem öden Strand,
Die Wellen, wie sie dem Sand entrollen,
Die wandernde Schwalbe vom fremden Land,
Daß sie die Heimath mir künden sollen.

„Umsonst — sie mochten nicht Rede steh'n,
Es wollte mir Keines Antwort sagen;
Umsonst, umsonst war mein heißes Fleh'n,
Sie brausten davon und ließen mich klagen." —

„Auch du?" sagte endlich Eduard, als die Maid schon lange lange geschwiegen und die Stirn wie in recht bitterem Schmerz und Nachdenken in die Hand gestützt hatte — „auch du fühlst noch dieses Drängen und Sehnen? und ist denn selbst nicht dort unten Ruhe und Frieden für das arme, gedrängte Herz?"

Die Jungfrau hob rasch den Kopf und sah den Jüngling mit wilden, erstaunten Blicken an.

„Dort unten?" wiederholte sie endlich wie überrascht von den Worten — „dort unten? und was weißt du von dort unten, du armes, verblendetes Menschenkind? — ja dort unten ist Ruhe und Frieden, dort unten ruht das Herz aus von Qual und Jammer und unendlichem, o so schwer getragenem Seelenleid — dort unten kühlt sich wieder das brennende Hirn und die Träume — o die bösen, bösen Träume schwinden; nicht die tollen, zum Wahnsinn treibenden Gedanken hetzen dich mehr, nicht die entsetzlichen Bilder, die dein eigener, wirrer Geist herauf beschworen. — Dort unten — o wie es so still und freundlich klingt, schon das Wort allein, tief, tief unter der grünen Woge, fern von dem Sorgen und Treiben der tollen, freudlosen Welt — dort unten. — Aber suchst du dort unten die Heimath? — armes, getäuschtes Menschenherz, du; dort liegt deine Heimath nicht, und wenn du noch hier auf Erden —" und sie schaute ihn dabei mit wild verstörten, scheuen Blicken an, und fuhr dann mit leiser, fast flüsternder Stimme fort — „nur noch eine einzige Seele hast, die du dein nennen kannst,

nur ein einziges Herz noch, das mit dir schlägt und mit dir fühlt, o dann bleibe oben an der warmen, lichten Sonne, am glänzenden Tag, der für deine Augen geschaffen, denn da unten ist's kalt" — setzte sie schaudernd hinzu — „kalt und traurig, und keine Rückkehr gibt es für dich mehr zu den Lebenden."

„Und wenn mich die Sehnsucht nun triebe nach deinem Lande der Ruhe, du holdes Wesen," — rief Eduard, leidenschaftlich die Hand nach ihr hinüber streckend, — „wenn es mich nun hinunter zöge mit dir in unendlicher Lust und Seligkeit, und mein armes Herz hier oben verzehren und verderben müßte vor unendlichem Weh?" —

„Ich kenne das, ich kenne das," sagte die Maid, still und unheimlich lächelnd mit dem Kopfe nickend, „die Menschen hier oben nennen das Wahnsinn, — sie begreifen das nicht, wie es uns manchmal in Kopf und Herzen brennen kann, daß alle Fluthen des Oceans nicht im Stande wären die Gluth zu löschen."

„Und darfst du mir Kunde bringen von jener geheimnißvollen Welt?" bat der Jüngling, „sollen mir deine süßen Lippen den frohen Trost eines neuen Lebens bieten?" — o brächten sie den Tod, er wäre Seligkeit."

„Kunde von jener Welt?" sagte die Jungfrau gar ernst zu ihm aufblickend, berührte dann mit einem ihrer zarten Finger die klare Fluth und hielt ihn langsam gegen den Jüngling ausgestreckt — „siehst du den Tropfen hier?" fuhr sie fort, „nicht klarer und schwächer zittert er als Thau an der knospenden Rose, und doch hemmt er hier, wie ein diamantenes Thor, auch nur die leiseste Kunde von dort unten. — Nein Freund," setzte sie leise und geisterhaft lächelnd hinzu — „das Thor mußt du dir selber öffnen und — es öffnet sich leicht — es weicht dem geringsten Druck — aber hinter dir fallen die Riegel wieder in's Schloß, und eines Riesen Faust wäre machtlos gegen sie, wie des Menschen Hand gegen das schwingende Rad der Zeit."

„So sei du meine Führerin, freundlicher Geist," rief der Jüngling in schwärmerischem Feuer — „zeige mir die Bahn und führte sie durch alle Schrecken des Todes, ich fühlte die Kraft in mir, sie zu ertragen. Ich habe gekämpft und gestrebt hier oben, den Drang meines Herzens nieder zu halten und mein Gleis in dem gewöhnlichen Menschenleben zu suchen, wie tausend Andere — ich habe geglaubt ich hätte ein Wesen gefunden, das mich verstehe, und dem ich mich anschließen könne in reiner, heiliger Liebe — aber Schatten sind es, denen ich nachgejagt, das Auge blendeten sie und das Herz blieb kalt und unbefriedigt — diese innere, heiße, glühende Sehnsucht konnten sie nicht löschen, und nur dann, wenn es mich in wilder Hast hinaustrieb in die dunkle Nacht, in den heulenden Sturm, fühlte ich, wie sich mir die Schläfe kühlten und meine Pulse ruhiger schlugen."

„Und was werden die Deinen sagen," erwiederte ihm mit unendlich weicher, rührender Stimme die Maid — „wenn die Fischer deine Leiche in ihrem Netz finden und sie hinein in die bis dahin glückliche Wohnung tragen? — hast du auch daran gedacht, Verblendeter?"

Eduard barg schaudernd sein Antlitz in den Händen — wie ein jäher Schmerz durchzuckte es ihn — der Gedanke an die Seinen — das von Kindheit an geflochtene, gewaltige Band hielt ihn noch fest, fest umklammert und schien ihn von dem Abgrund an dem er stand, hinweg reißen zu wollen.

„Und möchtest du hier oben bleiben auf der kalten, unfreundlichen Erde?" sagte er endlich traurig, während ihm die gefalteten Hände auf das Knie niedersanken — „möchtest du zurückkehren in jene seelenlose, geschäftige Menschenwelt?"

„Ich? — ich?" rief da die Jungfrau und richtete sich wie in jähem Schreck empor in ihrem schwanken Kahn — „ich zurück in Kerker und Banden, wo der Geist hier frei über der Tiefe schweben und seinen Quälern spotten kann? — ich zurück zu menschlicher Qual und Oede, zu all' dem unsäglichen Jammer und Elend, das hinter mir liegt? — zu jenen endlosen Jahren einer Höllenpein, die das Herz noch in seinen innersten Tiefen erzittern macht und die keine menschliche Lippe im Stande wäre auszusprechen, ohne das Hirn des Hörers aus seinen Fugen zu drängen — ich zurück?" und ein leises, krampfhaftes Lachen rang sich aus ihrer Brust, dann aber plötzlich den schönen Kopf empor werfend, daß die dunklen Locken ihr voll über Schultern und Nacken flogen, und die Augen an den mattblauen Himmel geheftet, der sich über dem, jetzt dicht auf dem Wasser lagernden Nebel ausspannte, streckte sie die Arme nach oben und rief, wie in hoher, wilder Begeisterung:

„Dein bin ich, Vater, dein da oben in der blauen Höhe — frei ist mein Geist, frei wie der Sturm, der über die weite Tiefe braust, frei wie die Woge, die jauchzend die Schwester jagt, frei wie der Aar, der sich wolkenhoch durch den Aether schwingt, frei wie der Gedanke selbst, der bis zu dir, Allmächtiger, hinauf flüchtet — frei — frei — frei — hinter mir liegt jeder Schmerz, jede Qual der Erde; hinter mir jedes getragene Herzeleid und jubelnd, jauchzend fliegt das Kind ans Vaterherz!"

Ihr Kahn war indessen dicht zu Eduards Bootrand getrieben, mit den letzten Worten aber trat sie auf die äußerste Spitze desselben und Eduard war es, als ob ein Heiligenschein die ganze feenhafte Gestalt umfloß.

„O fliehe nicht wieder!" rief er in herber Angst und streckte die Hand nach ihr aus — „laß mich nicht hier allein zurück, von nun an in brennender Sehnsucht nach dir zu vergehn und meine Seele aufzuzehren in wilden quälenden Gedanken!"

„So komm!" sagte sie freundlich, und der Jüngling fühlte, wie ihre Hand die seine faßte, sein Arm schlang sich in wilder Begeisterung um ihre Hüfte und im nächsten Augenblick schwanden ihm die Sinne, denn über ihm zusammen schlug die Fluth und er fühlte nur, wie sie mit zauberhafter Schnelle tiefer und immer tiefer niedersanken.

Als er zuerst wieder die Augen aufschlug, sah er sich in einem weiten, wunderlichen Gemach, über ihn hingebeugt aber lehnte die schlanke zaubersüße Gestalt, und ihr Mund und ihre Lippen drückten sich in leisem Kuß auf seine kalte Stirn.

In ihrem ganzen Wesen war aber eine eigene reizende Veränderung vorgegangen — der ernste Schmerz um den holden Mund verschwunden, das trübe Weh aus den sanften,



engelreinen Zügen wie mit tröstender Hand verwischt und mit lieblichem Lächeln und Erröthen bog sie sich zu dem Jüngling nieder und weckte ihn mit den süßesten Schmeichelworten.

Eduard schlang seinen Arm um sie, zog sie sanft nieder zu sich und lag wohl viele Minuten mit geschlossenen Augen träumend da — er konnte sein Glück nicht fassen und es war ihm immer, als ob es ihm mit jedem Augenblick wieder unter den Händen entschwinden müßte.

„Wach auf, wach auf, mein lieber Freund!" sagte aber endlich die weiche Stimme der holden Maid; „träume nicht länger und schlage die Augen auf; du hast mit deinem trotzigen Herzen das Ziel deiner Wünsche erreicht, fürchtest du jetzt, ihnen die Stirne zu bieten?"

„Fürchten?" rief der Jüngling und sprang rasch empor, „o wie wenig kennst du mein Herz, Geliebte, wenn du Furcht in dessen Tiefe suchst — fürchten? — und bin ich denn nicht bei dir, ist nicht mein ganzes Dasein dir geweiht? nein, das einzige, was ich jetzt auf der Welt wirklich fürchte, ist, daß du mir wieder entrissen werden könntest, und mein armes Herz müßte dann ja brechen, sollte es den Verlust ertragen."

„Wenn du's nur nicht selber müde wirst hier unten bei uns!" lachte aber das schelmische Kind und entwand sich seinen Armen; „doch sieh, die Fische kommen schon an's Fenster, sie wollen gefüttert sein, und du bist schuld, daß ich sie heute habe so lange warten lassen. Nun schau dich hier im Hause so lange um, mein Vater wird auch bald heim kommen; er weiß schon, daß du da bist — der alte Hannsen hat es ihm lange gesagt, daß du zu uns heruntersteigen würdest."

„Und kennst du den alten ehrlichen Hannsen, du holdes Kind?" frug Eduard rasch und erstaunt.

„Den alten Hannsen?" lachte da die Jungfrau neckend — „was sollt' ich den nicht kennen, kennt ihn doch jeder Fisch hier unten in der ganzen Nordsee; und ist er nicht selber viel hundert Jahre alt, und eigentlich ein Verwandter von uns, von Mutters Seite?"

„Der alte Hannsen?" rief Eduard staunend.

„Ei versteht sich," sagte die Maid. — „Daß du mich aber dann nicht immer „holdes Kind" und solch andere wohl recht lieb und gut klingende, aber doch schwärmerische Namen zu nennen brauchst, die ich wohl schon gern höre, die mein Vater aber nicht recht leiden kann, so muß ich dir wohl meinen Namen nennen, sie heißen mich hier unten Bonita, nach dem muntern springenden Fisch, der den Schiffer auf seinen langen Reisen in der Südsee begleitet — du mußt es aber dann nicht machen, wie es die bösen Menschen da oben oft thun," setzte sie plötzlich mit weicherer, recht herzlich klingender Stimme hinzu, — „daß sie schöne blitzende Haken auswerfen, die armen vertrauenden Bonita's damit zu bethören und zu verderben — die Menschen da oben sind schlimm genug, und du wirst gewiß nicht so bös sein und deiner armen Bonita weh thun wollen. Nein, ich weiß schon, ich weiß schon!" setzte sie aber schnell und lächelnd hinzu, als er betheuernd und bittend die Arme gegen sie ausstreckte — „wenn man euerem Worte glauben dürfte, so seid ihr Alle treu wie der Felsengrund selber — nein, ich will deinen Augen glauben, lieber Freund, denen trau' ich lieber als deinen Worten. Aber jetzt ade, und in wenig Secunden bin ich wieder bei dir."

Und wie ein Blitz glitt sie ihm unter den Händen weg und aus der Thür, und als er an das Fenster sprang, ihr nachzuschauen, schoß ein schlanker silberblitzender Bonita draußen

vorüber durch die krystallhelle blitzende Fluth, und verschwand gleich darauf in einem dichten Hain zackiger Corallen.

Eduard preßte die heiße Stirn gegen die kalten Scheiben des Fensters — war es denn Wirklichkeit was ihn umgab, und was ihm das Hirn schwindelnd zu machen drohte? — aber er konnte sich seinen Gedanken nicht lange überlassen, denn zu viel des Neuen, Fabelhaften stürmte auf ihn ein, seine Sinne nicht alle und vollständig in Anspruch zu nehmen.

Das Gemach in dem er sich befand war hoch und gewölbt, die Wände bestanden oder waren vielmehr mit einer Art Seetang bedeckt, die langen, guirlandenartigen Zweige zu bunten, phantastischen Mustern geflochten, aus denen die traubenförmigen, theils runden, theils länglichten Früchte oder Blüthenknospen, jedesmal wo sie zusammengeschlungen schienen, hervorhingen. Einzelne freie Räume hatte man aber dazwischen gelassen, und hier formten dicke Kränze blauer und goldgelber Seelilien künstliche Rahmen um wunderbar lebendig ausgeführte Bilder, die Thaten aus dem Leben berühmter Fische darzustellen schienen.

Das Haupt= und Mittelstück hiervon bildete ein mächtiger Wallfisch, dessen Mitte an der einen Stelle durchsichtig war und einen Blick in das Innere desselben verstattete, wo ein kleines, dürres Männchen mit zusammengezogenen Knieen und gefalteten Händen anscheinend auf dem Boden saß und traurig vor sich hinstarrte. Der Wallfisch selber aber blies das Wasser in gewaltigen Strahlen von sich, die kleinen Augen standen ihm weit aus dem Kopf und das weite breite Maul hatte er auf eine merkwürdige Weise verzogen, als ob ihn innerlich ein entsetzlicher Schmerz drücke, oder er sonst ein Leiden habe.

Rechts davon hing der Delphin, der den Arion aus den Fluthen rettete, und links war der Kampf eines riesigen Hai mit einem Sägefisch abgebildet. Die furchtbaren Thiere wanden sich in grimmem Kampf, und während der Hai seinen Gegner mit dem eisernen Gebiß festhielt, suchte ihn dieser mit der tödtlichen Säge den Bauch aufzureißen.

Zwischen den Fenstern, als freundliches Gegenstück zu dieser finstern Blutscene, hingen aber die Bilder zweier lieblichen Meerweibchen, die vollen üppigen Leiber nur noch verführerischer mit dem langen wallenden Haar bedeckt, das ihnen über Nacken und Schultern herunterfloß und auf den blitzenden Wellen sich mit diesen fast zu vereinigen schien. — Und o, wie glich Bonita dem einen reizenden Bilde.

Aber von den Bildern ab wandte sich sein Blick bald den andern, das Zimmer schmückenden Schätzen zu — und auf breiten, zierlich geformten Marmorplatten sah er mit staunenden Blicken alle Schätze der Tiefe hier aufgehäuft, wie sie verborgen liegen in den fernen südlichen Gewässern, und wohl selten in solchem Reichthum eines Menschen Auge blendeten.

Perlen, wie sie noch nie selbst eines Sultans Turban schmückten — Ambra=Thränen in ihren duftenden Massen, rothe und blaue Korallen, Muscheln in jeder Form und Gestalt — Seeschwämme und Flechten wie aus dem feinsten Seidenstoff gewoben — Crystall=Vasen mit Goldstaub aus den indischen Meeren und kostbaren Steinen aus der Krone der Seeschlange.

Der Boden des Gemaches selber war aus blauem und rothem Crystall kunstvoll zusammengesetzt, und die Sitze im Zimmer aus mit weichem Seemoos dicht überzogenen Korallenarmen.

Eduard konnte sich nicht satt sehen an all den Herrlichkeiten, und er begriff dabei nicht, wie er nur leben könne hier unten in den dicht von der Fluth bedeckten Räumen, während sich doch seine Brust so frei und leicht dabei hob, als athme er oben die gewohnte Luft seiner heimischen Berge.

Sonderbarer Weise schien aber dennoch ein bedeutender Unterschied zwischen dem Zimmer selbst und der da außen liegenden Straße zu herrschen, denn während er sich hier frei und trocken bewegen konnte, quoll draußen vor den Fenstern die grüne durchsichtige Fluth, und füllte die Straße bis hoch über die Häuser hinauf, und die wunderlichsten, oft fast menschenähnlichen Fische schwammen darin auf und ab — hielten manchmal in der Mitte der Straße, wenn sie sich begegneten, still, wie mit einander zu plaudern, und verfolgten dann wieder ihren Weg.

Die Straße selbst war wie aus einem uralten Bilderbuch herausgenommen; graue Giebelhäuser mit spitzen hohen Dächern und schmalen, oft gerade, oft schräg laufenden Fenstern, die Außenwände mit Muscheln und Seetang an einigen Stellen förmlich bewachsen, an andern sauber und rein gehalten und mit zierlichen Malereien und Muschelbildern geschmückt, wie es dem Geschmack der Einzelnen gerade zuzusagen schien. Vor jeder Thür stand dabei ein hoher schattiger Korallenbaum und an den Mauern waren nicht selten, wie wir daheim wohl Wein und Rosen an schlanken Staketen ziehen, schlanke weitarmige Polypen gepflanzt, die hoch über die Fenster hinaus, oft bis unter die vorragenden Giebel der Dächer wucherten. Am reizendsten sahen die Fenster dazwischen aus, hinter denen, in den Häusern selber, alle Blumen der Oberwelt in unendlicher Frische blühten und dieser stillen heimlichen Welt wieder einen eigenen Anstrich alter vergangener Zeiten gaben.

Auch Bonita's Zimmer schmückten eine Menge Rosen, Veilchen und Reseden, Narzissen und Aurikeln, und in den Fensterecken standen große herrliche Wasserlilien nur eben in das Gesims gepflanzt, durch das sie die Wurzeln hin schlugen. Die andern Landblumen hatten jedoch ihre eigenen Töpfe, oder vielmehr hierzu benutzte Muscheln, in die sie hinein gepflanzt waren.

Am wunderlichsten erschien ihm der Himmel oben selber, denn als er dort hinauf schaute kam es ihm vor, als ob sich oben über der glasigen Fluth graugelbe Wolkenmassen hinüberzögen, und durch diese hin konnte er doch auch wieder das lichte, nur grünlich, statt sonst blau schimmernde Firmament deutlich erkennen.

Wie er aber noch so auf die Straße hinausschaute, sah er einen ziemlich starken, eigenthümlich genug aussehenden Fisch den Weg herunter und gerade auf das Haus zugeschwommen kommen. Er hatte an seinem Körper die gewöhnliche stahlgraue Fischfarbe, auf dem breiten gemüthlichen Kopf — denn er gehörte keineswegs zu den Raubfischen — trug er aber ein kleines dreieckiges Hütchen, und unter der linken Flosse einen langen, oben mit einem schweren goldenen Knopf gezierten Rohrstock.

Als Eduard noch erstaunt zu ihm hinausschaute, fuhr er plötzlich gegen die Thür, und im nächsten Augenblick trat auch ein wohlbeleibtes, stattliches Männchen, mit etwas altmodischem, stahlgrünen Frack und gar weißen, langen Manschetten, mit kurzen Hosen und großen silbernen Schnallen auf den Schuhen, schwarz durchwirkten ebenfalls grün seidenen Strümpfen, weiß gepudertem Kopf und kurzem aber ansehnlichem Zöpflein, und hoch oben auf dem Scheitel den kleinen, scharf ausgezackten Hut, den langen, goldbeknopften Stock in der Hand, rasch in's Zimmer, schüttelte sich einmal, wie Jemand der aus einem schweren Regen in das trockene Haus oder sonst unter ein Schutzdach kommt, und ging dann gleich, ohne wie es schien im Mindesten über die Ankunft des Fremden erstaunt zu sein, auf diesen zu, bot ihm freundlich die Hand und sagte mit herzlichem Gruß und Druck:

„Ei, sieh da, liebwerthester Herr Merkfeld, freut mich ja ungemein Sie einmal bei uns hier unten zu sehen — sind schon so oft hier in der Nähe gewesen" — meinte er mit einer lächelnden Bewegung des Stockknopfes nach oben — „daß ich mir immer dachte wir würden auch einmal das Vergnügen ihrer werthen Bekanntschaft hier unten haben. — Aber sie machen sich's ja gar nicht bequem — Bonita — Bonita — wo steckt das Wettermädel nur wieder, bitte, legen Sie ab, lieber Herr Merkfeld, und thun Sie als ob Sie zu Hause wären — hier unten können wir ohnedieß nicht viele Complimente machen."

Und er nahm auch, ohne weiter ein Wort des jungen, erstaunten Mannes abzuwarten, dessen breitrandigen Filzhut, den dieser noch immer in Gedanken aufbehalten und legte ihn mit seinem eignen kleinen Hütchen mitten auf eine der Perlmuscheln, stellte dann seinen Stock in die Ecke und sagte, während er sich die beiden untern Knöpfe seines Röckleins aufknöpfte:

„So — nun sind wir einmal wieder zu Hause, das ist jetzt feuchtes Wetter draußen, Herr Merkfeld — und wie geht's denn eigentlich da oben zu — was macht mein alter Freund Hannsen — der ist mir auch in den letzten acht Tagen nicht mehr zu Gesichte gekommen."

„Lieber, bester Herr" sagte Eduard, — und er preßte sich mit beiden Händen fest gegen die Schläfe — „Sie müssen es mir nicht übel nehmen, wenn mir's im Kopf noch wie mit einem Mühlrad herumgeht, — ich bin hier eigentlich zu Ihnen gekommen, ich weiß selbst kaum wie, und manchmal ist mir's noch immer als ob ich träumte, und das Alles hier wieder mit dem ersten Hahnenschrei verschwinden müßte."

Der alte Herr schmunzelte aber dabei mit dem ganzen Gesichte und nickte endlich gutmüthig lachend mit dem Kopfe.

„Ja, ja," sagte er, „glaub's Ihnen gern werthester Herr Merkfeld, glaub's Ihnen gern — ist mir selber die ersten hundert Jahre wunderlich vorgekommen, mit der Zeit aber gewöhnt man sich dann an alle die kleinen Sonderbarkeiten und Abweichungen vom gewöhnlichen Leben, und jetzt glaub' ich, spräng ich aus einander wie dürrer Lehm, wenn ich da oben wieder im Trockenen und in der heißen Sonne den ganzen Tag herumlaufen sollte. Sie glauben gar nicht wie angenehm sich's hier unten wohnt — und denken Sie lange bei uns zu bleiben?"

Eduard schrack zusammen, denn in der Frage lag so viel heimlich Lauerndes, und die kleinen grauen Augen des Mannes blitzten dabei so scharf zu ihm herüber, daß er sich eines leisen Schauders nicht erwehren konnte; der alte Herr mochte das aber ungefähr in seiner Seele lesen, denn er sagte freundlich mit dem Kopfe schüttelnd:

„Bitte, beunruhigen Sie sich nicht, liebwerthester Herr Merkfeld, sollte gar keine direkte Frage sein, sondern war eigentlich nur bloße Redensart, denn wer hier zu uns herunterkommt, bleibt, wie allgemein angenommen, schon überdieß bei uns. Aber Sie kennen unser Städtchen noch nicht — allerliebstes Plätzchen hier unten — so lauschig und nett, wie kein zweites über oder unter dem Wasser auf der ganzen Welt — und es gibt sonst noch hübsche Stellen in den Seen, besonders in der Südsee, da weiß ich sogar reizende Gegenden — haben die Korallen alle von dort hierher gepflanzt und noch manche andere Seltenheiten. Doch nachher führ' ich Sie überall bei uns herum, wollen schon gute Bekannte werden, lieber Herr Merkfeld, wollen schon gute Bekannte werden. — Aber jetzt werd' ich uns erst einmal ein Schlückchen zu trinken holen, mein sehr werthgeschätzter Freund, ein Schlückchen hält, wie man da oben zu meiner Zeit sagte, Leib und Seele zusammen, und wenn wir das auch hier unten nicht gerade mehr nöthig haben, so thut's doch wenigstens einem oder dem anderen der beiden gut. Und da kommt auch Bonit'chen, Ihnen so lang die Zeit zu vertreiben bis ich wieder zurückkomme."

Er glitt dem jungen Mann fast unter den Händen fort, an seiner Statt aber stand die Jungfrau in der Thür.

„Bonita" rief er von staunender Lust ergriffen — denn wie ein Engelsbild höherer Welten lächelte die wunderliebliche Maid zu ihm herüber und streckte ihm freundlich ihre Hand entgegen.

Nicht mehr das weiße, schlichte Kleid, sondern ein lichtblaues golddurchwirktes Gewand umschloß in weichen, schmiegsamen Falten ihre schlanke, zarte Gestalt. In der Mitte wurde es durch ein künstlich geflochtenes goldenes Band zusammengehalten, dessen äußerste Enden, wie Thau an der aufsteigenden Sonne, von hundert kleinen leuchtenden Edelsteinen blitzten und funkelten. Durch die dunklen, üppigen Locken wand sich eine einfache Schnur reiner Perlen mit dem Zweig des Seetangs in einander geflochten, und ein kleiner, goldener Seestern hielt vorn das Gewand über der schwellenden Brust gefestigt.

„Bonita" flüsterte Eduard und sank in jauchzender Seligkeit zu ihren Füßen nieder — „Bonita, mein süßes, holdes Lieb, o wie schön du bist und wie wohl, wie unendlich wohl nur deine Nähe schon diesem armen, kranken Herzen thut — o banne mich nicht wieder aus dieser Nähe, bleibe dem Armen was du ihm heute geworden — sein Engel — sein Führer!"

„Mein lieber Freund!" flüsterte die Jungfrau und hauchte, sich zu ihm niederbiegend, einen leisen Kuß auf seine Stirn, und dann ihn langsam und liebend zu sich emporziehend, sagte sie schmeichelnd: „Fort mit den düsteren Falten von dieser Stirn — fort mit dem Schmerz aus dem sonst so klaren Blick — du hast das Ziel deiner Sehnsucht — das Ziel deiner Wünsche erreicht und wenn du heut Abend Schwester-

leins Reigen hier unten siehst und Zeuge sein wirst unserer heitern, innigen Lust, darf's dich auch nicht gereuen, daß du die kalten, häßlichen Menschen da oben verlassen, und Einer der Unseren geworden bist. O, sie schelten uns daß wir Fischblut in den Adern hätten, aber sie wissen, sie ahnen nicht, wie heiß und glühend diese Pulse pochen, diese Herzen schlagen können. Oder gereut dich der Schritt schon den du gethan? — möchtest du wieder hinauf zu ihnen — zurück zu" —

„Nein, nein, nein!" rief Eduard mit wilder Heftigkeit, seine Stirn in die Falten ihres Kleides bergend — „nur das, was mir jetzt noch das Herz in todesmarternder Pein durchzieht, ist die Angst, dich — dich wieder zu verlieren, Geliebte — ich fühle daß ich wache, daß ich dich sehe, daß ich dich mit meinen Armen umschließe und doch — doch quält es mir in wildem Zweifel die Seele, daß ich dich wirklich halte und nimmer lassen dürfe — mir ist es immer, als ob ich eine gewaltige Hand nach dem schönsten Glück meines Lebens sich ausstrecken sähe, und der nächste Augenblick mich unter den Trümmern meiner Seligkeit begraben müsse. O nimm mir den Zweifel, Bonita — nimm mir den Zweifel!"

„Lieber Träumer!" flüsterte die Jungfrau mit weicher, seelenvoller Stimme — „aber habe guten Muth, die Zweifel schwinden schon allein — nur wahre dich selber, Geliebter," setzte sie dann ernst und fast wehmüthig hinzu — „wahre dich selbst und dein eigenes Herz, dort werden diese Zweifel geboren und sie könnten dich und auch wohl mich noch recht, recht unglücklich machen. Stille jetzt" sagte sie wieder lächelnd, als er rasch und erschreckt zu ihr aufschaute — „stille jetzt, lieber Freund, mein Vater kommt zurück und stoße dich nicht an die Wunderlichkeiten des alten Mannes, er hat manchmal gar sonderbare, eigenthümliche Launen, meint es aber vom Herzen gut und wird auch dich wohl bald recht lieb gewinnnen."

Durch der Jungfrau lindernde Worte war es aber wie Frühlingstrost in sein wundes Herz gezogen, mit Glück strahlenden Augen hob er sich empor und die holde, erröthende Maid mit seinem Arm umschließend, rief er freudig:

„Ja, vertrauen will ich dir, du holdes liebliches Engelsbild, vertrauen mit festem, unerschütterten Herzen; hast du dich mir ja doch zu eigen gegeben in all deiner jugendlichen Herrlichkeit, und mich vor mir selber gerettet und meinen nicht länger zu dämmenden Träumen. So nimm mich denn hin, du Holde, und dieser Kuß der innigsten heiligsten Liebe siegle und wahre den Bund unserer Herzen."

Er hielt die sich zitternd zu ihm hinneigende Jungfrau mit seinem Arm fest umschlossen, und preßte einen heißen, langen Kuß auf ihre Lippen.

„Bitte, geniren sie sich nicht, Liebwerthester" sagte in diesem Augenblick dicht neben ihm die wohl etwas spöttisch, aber doch freundlich klingende Stimme des Alten — „wollte ihnen eine kleine Erfrischung aus meiner Vorrathskammer bringen, sehe aber, dieselben haben schon eigenhändig zugelangt, und scheinen mir auch einen fürtrefflichen Geschmack zu besitzen, was die Wahl des Artikels betrifft."

Eduard richtete sich schnell und erröthend empor, die Jungfrau aber blieb noch einen Augenblick lächelnd in ihrer Stellung, und schlüpfte dann rasch aus der Thür hinaus.

„So, verehrtester Herr und Gönner" sagte der kleine, alte Mann, indem er einen ganzen Arm voll Krüge und Flaschen nach einander auf den Tisch stellte — „jetzt haben wir die Wahl aus dem Schönsten und Besten, was die Provinzen liefern. Hier ist z. B. vortrefflicher Madeira, zum vierten Mal die Linie passirt und dicht vor dem Hafen doch noch gescheitert — ich habe mir neulich zwei Kisten davon herüber geholt — er liegt gleich drüben vor Goodwin sands an einer vortrefflichen Stelle, und wir können noch lange daran haben. Oder hier, Allerbester, ist ein ausgezeichnetes Gläschen Shiedam — der kleine Schuner, der ihn vor acht Tagen erst von Amsterdam herüber bringen sollte, wurde in dem letzten schlechten Wetter, was sie oben hatten, leck, und sank kaum eine halbe deutsche Meile von hier — hätte uns die Kisten beinah vor die Thüren gebracht, hi hi hi. Hier ist auch ein delicater Portwein aus einem englischen Schiff, das ohne Lootsen in die Weser einlaufen wollte — närrisches Volk die Engländer — der Capitain hatte den hier zu seinem eigenen Gebrauch mitgenommen, jetzt liegt er oben auf dem Sande." Und dabei zeigte die kleine, bewegliche Gestalt freundlich grinsend nach oben —

„Der Portwein?" frug Eduard zerstreut; aber der Kleine lachte noch viel stärker —

„Ei, verehrtester Herr Merkfeld!" rief er und sprang dabei mit einem Satz auf die Lehne des nächsten Korallenstuhles, wo er sich schaukelnd balancirte, „den Portwein haben wir ja hier, schwachsichtiges Menschenkindlein, mit euer edlen Erlaubniß — den Capitain mein ich. Aber da kommt auch Bonita und bringt uns das compaktere unserer Mahlzeit, denn Seeluft zehrt, sagt man da oben, und Seewasser noch mehr, sagen wir hier unten, hi hi hi"

Und in der That trat in diesem Augenblick Bonita wieder in's Zimmer, und zwar von einem paar kleinen allerliebsten Mädchen gefolgt, die eine Masse Teller und Schüsseln trugen und den Tisch bald mit einer Fülle von Sachen bedeckten, die unsern jungen Freund in Erstaunen setzten.

„Unser Gast darf auch nicht etwa glauben, Väterchen, daß wir hier unten von der Luft leben" sagte da Bonita lächelnd, als sie dem jungen Mann mit einem freundlichen Blick die Hand reichte und ihn zu einem Sitze führte, „es möchte ihm sonst am Ende nicht bei uns gefallen."

„Ja, wir Fische sind eigentlich grimmige Raubthiere" schmunzelte der Alte, „der eine frißt den anderen, der größere immer den kleineren, wie das nun eigentlich bei den Menschen da oben gerad so der Fall ist, nur daß sie einander nicht braten — wenigstens hier in der Weser nicht — und da ist auch einer gerad' so wie der andere — selbst hier Bonitchen" —

„Väterchen" bat das Mädchen, und wurde feuerroth — „du weißt, du sollst nicht!" und sie hob scherzhaft drohend den kleinen Finger gegen ihn auf.

„Nun, hier haben wir auch etwas gescheiteres zu thun" beruhigte sie der Alte — „sehen Sie, verehrungswürdigster Herr Merkfeld, das hier ist etwas delikates, was ich Ihnen empfehlen kann und was Sie hier auch nicht alle Tage bekom-

men — dieß Kistchen mit fliegenden Fischen hat mir ein weitläufiger Verwandter vom Aequator geschickt — fett wie Butter, Herr Merkfeld, fett wie Butter, — o es ist ein herrliches Wasser, wo die fliegenden Fische herkommen, ich bin selber schon mehrmals dort gewesen. Vortreffliche Corallenplantagen, ausgezeichnet gehalten und angelegt — habe mir selber einige von den Fischlein damals mitgebracht — habe ein ganzes Nest ausgenommen, hoch oben aus einem Korallenbaum heraus — war damals aber auch noch jung, liebwerthester Herr, auch so ein leichter Spring in's Wasser, wie gewisse Leute, hi hi hi. — Aber was haben wir hier — ah, eine Flasche eingesetzte Tangrosen — delikat, Bester, delikat — hier Lotoskerne, wie sie auf dem Wasser des Südens wachsen — wie Mandeln — genau so wie Mandeln — und hier in Gelee gekochte Zitteraalflossen, ein Lieblingsgericht von mir, aber nicht Jedermanns Sache," lachte der Kleine — „hat sonderbare Wirkungen manchmal, wenn man nicht daran gewöhnt ist — das aber zum Desert, und vor allen Dingen wollen wir uns nun einmal mit diesem geräucherten Lachs und dem eingesetzten Seekohl hier begnügen, kann ich Ihnen empfehlen, Herr Merkfeld, kann ich Ihnen empfehlen."

Und der Alte aß und trank und lachte und schwatzte, und der Jüngling, von dem ganzen Neuen, Wunderbaren seiner Umgebung erregt, mit dem zauberischen Mädchen an seiner Seite, fühlte nicht wie ihm die Stunden schwanden, und es war ihm, als ob ihm erst jetzt des Lebens Stern aufgegangen und die Pforten seeligen Glücks weit, weit geöffnet wären. Da ihm Bonita mit gutem Beispiel voranging, schmeckte es ihm ebenfalls vortrefflich und er glaubte noch nie in seinem ganzen Leben so gut gegessen und getrunken zu haben.

Gegen Ende der Mahlzeit wurde übrigens der Alte immer lustiger, lachte und sang und erzählte tausenderlei Späße und Anekdoten.

„Da oben glauben sie," rief er endlich, sein großes Humpenglas auf's Neue mit dem starken Portwein füllend, „daß wir Fische hier unten Nichts als Wasser trinken — hi hi hi. Herr College — gefehlt, Durst haben wir, das ist richtig, immer gewaltigen Durst, aber Salzwasser? — nein, da dank' ich — zum Mund ausspühlen lass' ich mir's gefallen, aber nur in äußerster Noth einmal zum Trinken; so bin ich überzeugt, daß ich z. B. schon gewiß seit den letzten zweihundert Jahren keine halbe Flasche süß Wasser mehr verschluckt habe — es schmeckt Einem so fade, wenn man sich an das Salzwasser einmal gewöhnt hat. Jetzt wollen wir aber erst einmal ein Stückchen von dem Zitteraal versuchen, bestes Freundchen — sollen einmal sehen was das für eine vortreffliche Wirkung auf die menschliche Constitution ausübt."

Er wollte dabei Eduard die Schüssel herüber reichen, da dieser aber fragend Bonita anschaute und sah wie das Mädchen leise und lächelnd mit dem Kopf schüttelte, dankte er und der Kleine sagte, dadurch nicht im Mindesten außer Fassung gebracht:

„Auch gut, Herr Kollega, werden schon noch auf meinen Geschmack kommen, wenn Sie hier erst einmal so ein paar saecula im Nassen liegen; aber noch ein Gläschen Wein, Freundchen, ist vortrefflich hier unten und hält uns die nassen Dämpfe aus der Nase." Und dabei schenkte er sich selber auch noch einmal ein, und schob sich ein großes Stück Zitteraal in den Mund.

Die Wirkung war zauberschnell, und zeigte sich wunderbarer Weise in der äußersten Zopfspitze zu allererst — die fing an zu zittern und zu zucken, dann der ganze Zopf, dann die Perücke, dann der Kopf und dann der ganze kleine Mann bis auf den Stuhl hinunter auf dem er saß, selbst der Hut und Stock in der Ecke fingen an zu hüpfen und zu schlagen.

Eduard, der Gefahr für den alten Mann befürchtete, wollte zuspringen, und erfaßte auch schon, ehe ihn Bonita selber daran verhindern konnte, seinen linken Arm, bekam aber in demselben Augenblick einen solchen elektrischen Schlag, daß ihm die Hand wie gelähmt an die Seite sank. Der kleine Mann wollte sich aber todt darüber lachen, und während ihm alle Glieder am Leibe flogen, als ob sie ihm abspringen müßten mit der entsetzlichen Gewalt, und der Zopf ganz wie eine kurze, dicke Peitschenschnur hinten ausschlug und fitschte, schien er selber nicht allein keinen Schmerz, sondern sogar noch ein gewisses Wohlbehagen dabei zu fühlen und erst als die Wirkung nachließ und die Glieder wieder ruhiger wurden, ja selbst der Zopf, der sich bei der ganzen Sache am ungebärdigsten gezeigt, wieder still und friedlich nieder hing, begann sich eine Art Erschlaffung oder Mattigkeit bei ihm einzustellen, und er lehnte wohl zehn Minuten, geisterbleich und überhaupt förmlich wie todt in seinem Stuhl.

Eduard fühlte sich dadurch geängstigt, Bonita beruhigte ihn aber wieder und sagte leise:

„Fürchte nichts, lieber Freund, es ist das eine häßliche Gewohnheit, welche die Männer hier unten angenommen haben. Ihr seid wunderliche Wesen, ihr Herren der Schöpfung, und scheint es in der ganzen Welt nur immer darauf abgesehen zu haben, euere geistigen Kräfte erst zu dem höchsten Grad ihrer Fähigkeit zu treiben und dann, fast wie mit Gewalt, wieder zu Grunde richten zu wollen. Oben in der Luft und auf der trockenen Erde raucht ihr Tabak und Opium, und da euch das hier unten nicht möglich ist, sucht ihr mit einer merkwürdigen Erfindungsgabe gerade das Schädlichste aus, was ihr auftreiben könnt, euch für kurze Zeit aufzuregen und wo möglich besinnungslos zu machen — und das nennt ihr Genuß."

Eduard schaute ihr lächelnd in das von schönem Eifer geröthete Antlitz und zog leise ihre Hand an seine Lippen; in dem Augenblick schlug aber auch das alte Herrlein die Augen wieder auf, sah sich etwa einen Moment ganz verwundert um, als ob es gar nicht wisse wo es sich befände, und sagte dann, erst hinten an seinen Zopf und dann an seine Stirne fühlend:

„Ah so — ja ja, Alles in Richtigkeit, aber Haifische und Seequallen! das war ein famoser Aal, von dem Haus werde ich mehr beziehen, der ist ausgezeichnet; und nun mein werther Herr Merkfeld, wollen wir unsern gewöhnlichen Nachmittags-Spaziergang machen, auf dem Sie uns hoffentlich begleiten werden; allerliebste Gartenanlagen da draußen, vortrefflich eingerichteter Club und ein Raritäten-Cabinet — allen Respekt, was Sie interessiren wird."

Das alte Herrchen sprang auf, nahm seinen Hut und Stock und wandte sich, Bonita ganz dem jungen Manne über-

lassend, der Thüre zu; Eduard aber, der ebenfalls nach seinem Hut gegriffen, sah Bonita fragend an — und das schöne Mädchen lachte gerade heraus, als sie seine Bedenklichkeit errieth.

„Du hast mich heute hier als wirklichen Bonita von der Thür weggleiten sehen," sagte sie neckend, „und glaubst nun daß ich dir wieder so unter den Händen fortschlüpfen werde, während du nicht im Stande wärest mir zu folgen — hab' ich nicht recht, wie?"

„Freilich hast du recht, du närrisches liebes Kind," sagte der Jüngling, aber doch noch immer ein wenig verlegen, „und wie soll ich dir auch dahinaus folgen, da ich selber doch noch nicht eingewohnt bin in das neue wunderliche Leben, und dich dann verlieren würde in der meinem ungeschickten Körper widerstrebenden Fluth."

„Wir gehen aber heute in das Glashaus, du armer betrübter Freund," neckte ihn das Mädchen, „in ein trockenes, solides, ehrbares Glashaus, wo Männer und Frauen zusammen kommen mit all ihren menschlichen Schwächen und Thorheiten und du dich so wohl fühlen wirst, „Verehrtester," wie dich mein Vater immer nennt, wie wir Fische im Wasser. Aber komm, fürchte nichts und unterwegs soll dir noch Alles erklärt werden. Du mußt überhaupt noch Vieles hier unten lernen, und wirst hoffentlich ein recht braver, gelehriger Schüler werden."

Und damit hing sich das zauberisch hübsche Kind an seinen Arm und zog ihn behend durch eine andere Thür, als die, welche nach der Straße führte, dem Vater nach, der schon ernst und ehrbar vor ihnen hinschritt.

Eduard, mit der Jungfrau an seiner Seite, fühlte kaum wie sie sich über den Boden fortbewegten — alle irdische Schwäche schien von ihm genommen, all die trüben, peinigenden Gedanken, die ihm bis dahin Herz und Seele, o oft in so unerträglicher Pein beengt, waren verschwunden — die Welt lag hinter ihm, als ob er aus Lethes Becher getrunken.

Die Scene, die sich jetzt seinen Blicken eröffnete, wäre aber auch geeignet gewesen einen weniger schwärmerischen, dem Ueberirdischen nicht so zugeneigten Geist, als der Eduards von je gewesen, zu fesseln und einzig und allein mit sich zu beschäftigen. Kaum verließen sie das Haus, so betraten sie einen weiten, crystallgewölbten, luftigen Gang, in den fast alle die benachbarten Häuser auszumünden schienen; dicht daneben aber und einzig und allein durch eine vollkommen durchsichtige und wie aus dünnen Eisschollen aufgeschichtete Wand davon getrennt, lag die klare, hellgrüne Fluth, und zwar durch die Hauptstraße der Stadt, und aller Verkehr des kleinen geschäftigen Fleckens lag in dieser fremden, sie umschließenden Welt. Fische von jeder Größe und Gestalt schwammen darinnen auf und ab, und nur an einzelnen Abzeichen ließen sich die verschiedenen Beschäftigungen der bald rasch Vorüberschießenden, bald langsam und lässig Vorbeigleitenden erkennen.

Die ehrsamen Bürger trugen fast alle das kleine dreieckige Hütchen auf dem Kopf, manche ebenfalls, wie es Bonita's Vater gethan, einen Stock unter der Flosse, und diese gehörten jedenfalls zur bessern Klasse — manche hatten aber auch ein Schurzfell oder eine Schürze um, die ihnen oben durch die Rückenflosse gefestigt wurde. Hier kam Einer mit einem paar neuen Stiefeln im Maul angeschwommen, dort brachte ein Anderer Gemüse und Lebensmittel — Eier, wie sie das Seehuhn auf die Fluth legt, Flußkrebse, die sich zu weit aus ihrem heimischen Element gewagt, Austern, an den heimischen Felsen gesucht, und tausend andere Sachen, wie sie ihnen eben erreichbar gewesen, in einem Korb vom Markte.

Besonders auffallend war ihm aber ein großer starker Lachs, der zwei Schweinefische vor einer gewaltigen Muschel gespannt hatte, und damit Kisten und Fässer, die er wahrscheinlich als gute Beute von einem dort irgendwo gestrandeten Schiffe aufgelesen, angefahren brachte.

Junge niedliche Fischchen schwammen dazwischen herum, mit Häubchen oder kleinen niedlichen Hüten kokett hinten in den Kopf gesetzt, ein Paar sogar mit einem allerliebsten Cashmire=Shawl um und feine Spitzen um Seiten=, Rücken= und Schwanzflossen — die lieben Dinger wollen sich nun einmal putzen.

Am meisten amüsirten ihn dabei für den Augenblick ein Paar charmante Stutzerchen, Referendärchen vielleicht oder Ladenschwengelein, die den lieben Feierabend benutzten, hinter den Damen ihrer Wahl herzuschwimmen. Die kleinen, seitwärts gesetzten, spitzen Hütchen, die Klemmlorgnette über den großen Fischaugen, die Vatermörder mit Busenstreif, und hinten an der Schwanzflosse die Strippe mit eingeschraubtem Sporn, ließen sich nicht verkennen, wäre das unter die rechte Flosse gedrückte dünne Spazierstöckchen mit dem Elfenbeinknopf, an die Lippen gehalten, nicht schon überhaupt Abzeichen genug gewesen.

Auch eine Masse von Kindern spielten auf der Straße — kleine Wesen wie Stintchen, Sardellen und Häringe — und ein paar Wächter, wie sie in alten Zeiten wohl Sitte und Brauch gewesen sein mögen, mit rostigen Hellebarden über dem Rücken, die sie vorn mit der linken Flosse im Gleichgewicht hielten, schwammen langsam auf und ab, und schienen auf Ordnung zu sehen, zwischen dem leichten munteren Gesindel.

Da stob plötzlich Alles wild auseinander, wie als ob ein Habicht zwischen einen Flug Tauben hineingerathen wäre, nur die beiden Wächter hielten Stand und stiegen rasch etwas höher hinauf, und für einen Augenblick war die Straße förmlich fischleer. Als Eduard aber Bonita fragend ansah, zeigte sie mit ängstlichem Blick nach oben, und er sah jetzt, wie ein großer mächtiger Hai langsam über die Stadt hinschwamm und gierig mit den grünen kleinen Katzenaugen niedersah auf die auseinanderstiebende Schaar.

„Das sind böse böse Thiere," flüsterte Bonita schüchtern, und schmiegte sich ängstlich an die schlanke Gestalt des Jünglings — „entsetzliche Thiere, und sie schonen Nichts, was ihnen in den Weg kommt, weder Alter noch Geschlecht."

„Fürchte Nichts, du süßes, holdes Kind!" sagte aber der Jüngling, sie beruhigend, und legte seinen Arm leise um die holde Gestalt — „fürchte Nichts, mein Herz, und überdieß stehen ja die Wächter da oben, und können ihn leicht mit ihren langen Spießen zurückhalten."

„Ach die sind nur so hoch aufgestiegen," sagte das zitternde Mädchen, „daß sie nachher desto leichter in die Schornsteine hinabfahren mögen, wenn sich irgend wirkliche Gefahr

für sie zeigen sollte — das sind nur Polizeidiener — und was dir als Glas oder Crystall erscheint, ist nur der künstlich gehärtete Rand des Wassers, durch den das Ungeheuer so leicht hindurchfahren könnte, wie durch die Fluth da oben. Das ist derselbe schreckliche Hai, der mir auch schon die beiden Brüder und ein Schwesterchen gefressen.

„Aber wo ist denn dein Vater?" fragte Eduard, und sah sich überall nach diesem um, der ganze Saal oder Gang war jedoch im Nu wie leer geworden und nur unter einer dichten Korallenstaude sah er, wie der wohlehrsame Stadtschreiber des Ortes — denn dieses achtbare Amt bekleidete er allerdings — sein Hütchen fest in den Nacken gedrückt, seinen Stock unter dem linken Arm und die beiden Hände auf dem Rücken, ängstlich und vorsichtig durch die Zweige nach oben schaute, und Eduard hätte in diesem Augenblick um sein Leben nicht sagen können, ob der alte Herr wirklich ein Fisch oder eine menschliche Gestalt sei, so ähnlich sah er beiden.

„Und habt ihr denn keine Harpune, keinen Haken hier unten, womit man den Raubfisch erlegen oder fangen und unschädlich machen könnte?" frug Eduard sein zitterndes Mädchen, das sich fester und fester an ihn schmiegte, als das Ungeheuer immer tiefer stieg und wirklich nicht übel Lust zu haben schien, seinen Weg hierher keinen vergeblichen sein zu lassen.

„Um deiner Sicherheit willen, Geliebter — sprich kein solches Wort mehr!" bat aber in fieberhafter Angst die Jungfrau; „siehst du, wie er sich schon herunterneigt nach der kühnen Rede — er ist wilder heute als je."

In diesem Augenblick machte der Hai einen raschen Angriff auf einen der bewaffneten Wächter — er hätte aber weit schneller sein müssen, wollte er den erwischt haben, denn wie der Blitz war er, seine Hellebarde ruhig fallen lassend, in einem der Schornsteine verschwunden, und dort natürlich außer aller Gefahr, während der Andere, der sich nicht mehr so hoch als die ihm nächsten Schornsteine wagen wollte, durch die erste beste Scheibe mit Hellebarde und Allem verschwand, und ebenfalls nicht wieder zum Vorschein kam. Zu gleicher Zeit öffnete sich dicht neben ihnen eine kleine schmale Thür, und eine Schaar kleiner Fische schoß unter die nächsten Korallenstauden, wo sich, als Eduard ihnen mit den Augen folgte, fünf oder sechs kleine Mädchen, allerliebste Kinder mit ihren Büchern und Schreibtafeln unter dem Arme, fest zusammendrängten und mit den lieben, von Thränen nassen Gesichtchen in bitterer Todesangst nach oben schauten.

Da litt es aber den jungen Mann nicht länger in nutzlosem Zuschauen, und er suchte sich rasch von der Geliebten los zu machen, die ihn jetzt aber nur noch fester und ängstlicher umklammert hielt.

„Laß mich, du holdes Lieb!" bat der junge Mann da mit dringender Stimme; „da draußen liegt die Waffe, die der feige Wächter von sich geworfen, und ich bin vielleicht im Stande, dich auf immer von dem Ungeheuer zu befreien — sieh nur, es schwimmt schon wieder im Kreis, als ob es auf eine neue Beute losstürzen wollte — und soll ich denn hier warten, bis es dich selber mir vielleicht aus den Armen reißt?"

„O bleib, bleib!" bat aber die Jungfrau; „weißt du denn nicht, daß dich die tückische Fluth, wie du dich ihr anvertraust, wirbelnd nach oben führt? und willst du deine Bonita auf immer verlassen?"

In demselben Moment, noch ehe der Jüngling die leidenschaftlichen Worte des Mädchens erwiedern oder selber seinen Entschluß zur Ausführung bringen konnte, schoß aber der Hai plötzlich nach oben — dicht über ihm mußte sich eine andere leichtere Beute gezeigt haben — kaum jedoch durch die helle Wolkenschicht hindurch, die über den Giebeln ihrer Häuser hinzuziehen schien — sahen sie plötzlich das Wasser schlagen und schäumen und brausen, und im Nu fuhr der Stadtschreiber unter dem Korallenbusch hervor und nach oben.

Bonita horchte hoch auf, und als Eduard noch staunend über das neue Unerklärliche was um ihn her vorging da stand, sprang sie plötzlich in die Höhe, schlug jauchzend die Hände in einander und rief mit lauter jubelnder Stimme:

„Sie haben ihn — sie haben ihn — der alte Hannsen hat ihn gefangen und uns auf immer von dem entsetzlichen Ungeheuer befreit — o das brave, wackere Menschenkind!"

Und wie mit einem Zauberschlag schossen sie aus allen Winkeln und Ecken vor, die wunderlichen Kinder dieses wunderlichen Ortes; unter allen Korallenzweigen und Büschen glitten sie heraus, unter jedem Tisch, unter jedem Stuhl, aus den Schubladen der altmodischen Schränke und Kommoden, die in diesem seltsamen Klubzimmer standen, kurz überall, wo nur ein handbreiter Versteck für das kleinstmöglichste Fischlein gewesen, lebte es plötzlich und kam an's Tageslicht.

Auch der Herr Stadtschreiber trat mit vergnügtem Händereiben auf den jungen Mann und seine Tochter zu und sagte schmunzelnd und mit dem Kopfe gar bedeutungsvoll und seltsam dazu nickend:

„Sehen Sie, Verehrtester, das sind die Schattenseiten unseres freundlichen Stilllebens hier unten, und es erfüllt mich allerdings mit schmerzlicher Wehmuth, hochdero gleich einem solchen höchst unangenehmen Auftritt ausgesetzt zu haben. Sind nun wohl einige dreißig oder vierzig Jährchen, daß wir keine so große Bestie hier über unserem kleinen Städtchen gehabt haben, und ich weiß wirklich nicht, wie es uns ohne den in der That lobenswerthen und aufopfernden Heldenmuth unserer beiden tapfern Wächter ergangen wäre, denn das Ungeheuer schien außerordentlich hungrig und würde in solchem unwünschenswerthen Zustande selbst nicht den Herrn Bürgermeister oder einen der Stadtältesten verschont haben."

„Aber," sagte Eduard, und er konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren, „sehr verehrter Herr, es wollte mir doch beinah von hier unten vorkommen, als ob die beiden Wächter mit mehr Gewandtheit als Tapferkeit in Schornstein und Fenster hineingefahren wären, und hätte der alte Hannsen da oben, wie meine süße Bonita hier sagt, nicht den Hai so sehr zur rechten Zeit gefangen, wer weiß, wie es dann noch gegangen wäre."

„Kriegslist, Liebwerthester, pure reine Kriegslist!" rief aber der alte Herr mit einem triumphirenden Blick auf die Umstehenden, den Fremdling bei ihnen über die Taktik ihrer auserwählten Truppen belehren zu können. „Hätte sich der Hai nicht so genau zur rechten Zeit zurückgezogen, so wären

sie ihm, der eine von dieser, der andere von jener Seite in die Flanke gefallen, und das Resultat möchte dann doch, mit dero höchst gütiger Erlaubniß immer, das wenigste zu sagen, äußerst zweifelhaft gewesen sein."

„Aber es wird spät, verehrtester Herr Merkfeld, die Gäste sammeln sich schon und wir haben hier jeden Abend, nun schon seit über dreihundert Jahren, unser bestimmtes Partiechen Solo, da gewöhnt man sich denn zuletzt daran und setzt es nicht gern aus. Bonita wird Sie jedoch indessen ein wenig in unserem Garten und den freundlichen Anlagen herum führen und nachher holt ihr mich wieder hier ab, Kinderchen, nicht wahr, Verehrtester?"

Ein sonderbar abstoßendes Gefühl durchzuckte des jungen Mannes Seele, wenn der Alte mit seiner ungemein freundlichen, aber doch süßlichen und nicht treu klingenden Stimme sprach — es tönte ihm immer wie gemeiner Spott in die Ohren, und er meinte ein Paarmal in der That, die Doppellarve des Alten müsse nun von einander fallen und ein scheußliches Teufels-Antlitz daraus zum Vorschein kommen. Es war und blieb aber immer der Herr Amts- und Stadtschreiber Fischkopf, wie er es auch, seiner eigenen Aussage nach, diese letzten drei und vielleicht mehrere hundert Jahre gewesen, und — er war ja auch Bonita's Vater.

Doch dieß Gefühl konnte nicht in seinem Herzen Wurzel fassen, so lange das liebliche Bild an seiner Seite weilte — ein Druck ihrer Hand, ein Blick ihres Auges rief ihm die ganze Fülle seines Glücks mit jubelnder Lust in die Seele zurück und seiner kaum bewußt, legte er seinen Arm um den schlanken Leib der Maid und wandelte langsam mit ihr die weiten, seltsamen Gänge entlang, zwischen Schaaren plaudernder Gruppen von Männern, Frauen, Mädchen und Kindern, alle in ihrem Sonntagsstaat gekleidet, vorüber. Er sah kaum was ihn umgab, hörte nur mit halbem Ohr die leisen, flüsternden Bemerkungen, die über das junge Paar gemacht wurden, und schwelgte in dem einen seligen Gefühl, dem der Nähe der Geliebten.

Weit von den Uebrigen hinweg suchten und fanden sie ein stilles lauschiges Plätzchen, wo sie ungestört mit einander kosen und plaudern konnten, und dort, zu den Füßen des wunderholden Mädchens, seinen Kopf an ihr Knie gelehnt, ihre linke Hand auf seinem Scheitel, ihre Rechte mit seinen Küssen bedeckend, lauschte er ihren Worten, die ihm mit einer nie gekannten, nie geahnten Wonne das überselige Herz erfüllten.

Es war ein wunderliebliches Plätzchen das sie gewählt — über ihnen wölbte sich ein riesiger, in phantastischen Formen auszackender Korallenstamm, von dessen Zweigen breitmächtige Guirlanden farbigen krausen Mooses niederhingen, dicht darum hingeschmiegt aber und den Platz wo sie saßen, fast einer Laube gleich überschattend, standen breitblätterige, wunderlich geformte Schwammgewächse, und das weiche Moos, das ihnen überall entgegenquoll, wo der eigentliche schmale Weg nicht mit buntfarbigen Schnecken- und Windenhäusern dicht ausgelegt war, lud schon überall selber zum weichen Ruhesitz ein.



Die Sonne mußte indessen am Himmel lange verschwunden sein, denn es dunkelte stark. Eduard sah aber jetzt zu seinem Staunen, daß sich diese unterseeischen Gänge, je mehr die Dämmerung eintrat, desto mehr und mehr von selber und eben so allmählig erhellten, denn überall in den Korallen- und Schwammbüschen, zwischen den Guirlanden und dichten Behängen von Seetang und dem hohen wehenden Seegras hin, das dahinter hervorragte, saßen breitmächtige, gläsern aussehende Quallen, die schon im Anfang ein schwaches grünlich phosphorisches Licht von sich gegeben, das aber mit dem einbrechenden Dunkel an Stärke rasch zunahm und zuletzt mit einem Glanze leuchtete, der die Gänge selbst zu fast Tageshelle verwandelte, während nichtsdestoweniger diese kleinen Grotten und Sitze in einem lauschigen Halbdunkel verborgen blieben.

„Nimmer hätt' ich es für möglich gehalten, du holdes Lieb," flüsterte er endlich, als seine Blicke den strahlenden Dom suchten, „daß außer deinen süßen Augensternen, Geliebte, deine Schwesteraugen, die holden Sterne des Himmels, bis zu uns herunterleuchten könnten, aber klar und freundlich stehen sie da oben am Firmament, und nur die neidischen Wolken

decken manchmal ihren Glanz und verhüllen sie mit ihren Schleiern."

„Närrischer Freund!" lächelte aber das schöne Mädchen, „wie magst du glauben, daß das matte Licht eurer irdischen Sterne bis nach uns hier herunterdringen könnte; was du für Wolken ansiehst ist dasselbe, was euch oben von der Oberfläche des Meeres, wenn ihr herniederschaut, als Sand und fester Boden erscheint — so seid ihr Menschen aber Alle — ihr mögt nach unten oder oben schauen — ihr laßt euch immer täuschen. — Was du aber für Sterne hältst, das ist ja dasselbe, was ihr da oben das Meerleuchten nennt, ob du oben bist oder unten, immer sind's blitzende Sterne, die durch die Fluth ziehen — geheimnißvolle Wesen, die wir hier unten selber nicht ergründen können — und ohne sie würden wir hier in trostloser Nacht vergehen müssen."

„Und täuschen auch diese Sterne?" frug der Jüngling, indem er sie leise und liebend zu sich niederzog und ihre holden Augen küßte; „liegt auch in diesen Himmelslichtern Trug verborgen? — nein, nein!" fuhr er rascher und leidenschaftlicher fort — „laß mich an dich glauben, meine Bonita, wie an Gottes Auge selber, das über der Fluth und unserer Liebe wacht. — Sieh, früher," setzte er leiser, fast wie mit sich selber redend hinzu, und spielte dabei in den Locken der Jungfrau, die ihm über die eigene Stirn niederfielen und mit den seinen mischten, „früher lag es, meine ganze Jugend hindurch, wie ein schwerer entsetzlicher Traum auf mir, den ich nicht abschütteln, nicht fortdrängen konnte von meiner Seele. Ich ahnte, o ich wußte, daß außer den grob materiellen Wesen unserer menschlichen Natur noch eine andere, geistigere Welt existire — ich fühlte ihre Nähe in meinen Träumen, ich empfand den Einfluß, den sie mit gewaltiger Macht auf alle Fasern meines Herzens ausübten. Oft in dem lauten Jubel der Kameraden standen die stillen heiligen Luftgebilde vor meiner Seele, und leiteten mich mit freundlicher, wenn auch unsichtbarer Hand aus den geräuschvollen Reihen. Aber sie verwundeten, wo sie heilen wollten, sie gaben das arme Herz der Verzweiflung preis, wo sie zu trösten vielleicht gedachten — oder waren es nur neckische Spuckgebilde, die ihre Lust darin hatten, mir die Freude des Lebens zu verbittern und mich tollen und trügerischen Schatten nachzujagen? — So glaubte ich oft und suchte mich gewaltsam ihnen zu entringen, aber hartnäckig wollten sie ihren Platz behaupten, und Schritt für Schritt, ja Zoll für Zoll, mußte ich ihnen den Boden abkämpfen, auf dem sie sich eingenistet. Schon hatte mich die Welt mit all ihrer kalten Wirklichkeit fast wieder in ihr Garn gezogen, nur die Träume ließen sich nicht zurück zwingen und warfen sich um so viel kampflustiger meinem Geist entgegen, je mehr ich ihre Schwestern, die Gedanken, zu bändigen strebte. Da, bei jener Wasserfahrt, tauchte mir zuerst dein holdes Antlitz plötzlich aus der Fluth entgegen, meine Bonita — es war nur für einen kurzen Moment, wie das Zucken einer Wimper, aber es hatte genügt sich wie die Bilder, die des Menschen Hand dem flüchtigen Sonnenstrahle raubt, tief, tief in meine Seele zu graben, und von dem Augenblick an wußt' ich, daß meine Träume nicht gelogen, daß jene stillen, heiligen Bilder meiner Seele kein Trug und Schaum gewesen, von dem Augenblick an gehörte ich dir, bis du mir in deiner ganzen Herrlichkeit vor das lebendige Auge tratest und die Hand helfend, liebend entgegenreichtest."

„Du lieber, lieber Freund," flüsterte das holde Mädchen und preßte ihre süßen Lippen fest und innig auf die Stirn des Jünglings; „aber wird dein Herz auch so aushalten in treuer Liebe und Innigkeit?" setzte sie langsamer und fast traurig hinzu; „wirst du dich nicht wieder hinaufsehnen zu den Deinen, an die frische blaue Luft und auf die grünen Berge und Höhen? wirst du das freundliche Licht der Sonne und die heimischen Klänge der Glocken und liebeerer Stimmen entbehren und für alles das — o denke, was du da oben verloren — für Alles das nur in der einzigen Liebe eines armen armen Mädchens Ersatz finden? — O betrüge dich nicht selber," bat sie ihn, als er sie betheuernd umschlang, und seine Augen von einem fast überirdischen Feuer glühten, „betrüge dich nicht selber, Geliebter — jetzt ist dir noch der Rücktritt frei — noch bist du keiner der Unseren, nur dein fester Willen — denn der Wille des Menschen hat eine furchtbare, ihm selber wohl noch unbekannte Kraft, wenn er sich mit seiner ganzen Stärke auf den einen erwählten Punkt wirft — nur dieser hat dir den Eingang zu uns gebahnt, aber das erste Gefühl der Sehnsucht, der erste heimliche Wunsch nach oben, der, dir selber vielleicht kaum bewußt, in deinem Herzen reift, reißt dich mit wilder rettungsloser Gewalt aus meinen Armen und wieder in deinen Luftkreis, in die Bahn hinein, die dir bei deiner Geburt vom Schicksal vorgeschrieben — wirst du im Stande sein, den zu bekämpfen? nur die kurze Zeit zu bekämpfen, die dir zu deiner Prüfungszeit durch unsere unwandelbaren Gesetze bestimmt ist?"

„Und warum eine Prüfungszeit?" bat der Jüngling; „ist nicht mein ganzes Leben eine solche gewesen? war es nicht das einzige stete Streben meines Geistes, der mich, mit oft bis an Wahnsinn grenzender Kraft zu dir, dem damals nur noch geahnten Ziele meiner heißesten Wünsche herüberzog? — Kämpfte ich nicht dagegen mit all jenen logischen Lügenschlüssen an, die sich die Menschen da oben in förmliche Systeme aufgebaut, und aus denen sie eine eigene, dürre, reizlose Welt geschaffen haben? — Diese beschauen und beliebäugeln sie nachher, finden sie praktisch und mathematisch richtig, und fühlen nicht, daß ihnen das Herz darüber zu Grunde geht, und im Bau jener Truggebilde der eigene Boden unter den Füßen schwindet. Nein, nein, Bonita, verlangen die Meister dieses wunderbaren Reiches einen Beweis für meine Ausdauer, eine Bürgschaft für mich selber, so lasse sie einen einzigen Tag — eine Stunde meines vergangenen Lebens nehmen, sie mögen sie herausgreifen wo sie wollen, und sie werden sehen, daß ich ihrer würdig bin."

„Aber die Prüfungszeit ist nicht zu ihren, sondern deinen Gunsten, du lieber Freund," sagte die Jungfrau, und ein wehmüthiges Lächeln überflog, wie ein matter Sonnenblick, das Schmerz durchzitterte Antlitz. „Sie haben mich Alle hier unten lieb und würden sich meines Glückes freuen, aber sie wollen auch nicht, daß ihnen ein Sterblicher ein Opfer bringe und sich nachher unglücklich zwischen ihnen fühle. Alle, die wir hier unten leben, haben kein Band mehr das uns an

die obere Kruste der Erde bindet; abgeschnitten und todt liegt, was da oben ist, hinter uns, kein Gedanke, keine Sehnsucht zieht uns hinauf und so leben wir glücklich und zufrieden — so hättest du selbst da oben gelebt, hätte dich nicht Sehnsucht und Ahnung zu uns herunter gezogen."

„Und gibt es kein Mittel diese Prüfungszeit abzukürzen?" bat der Jüngling mit dringend flehender Stimme; „liegt es nicht in des Einzelnen Kraft die Banden, die also durch die Zeit geschwächt werden sollen, mit einem kräftigen Schlage zu zerreißen?"

„O, die Zeit ist so kurz!" bat Bonita, und ihr Gesicht wurde todtenbleich.

„Also es gibt ein solches!" rief Eduard freudig, der ihre Bewegung entdeckte; „o nenne es, Geliebte, nenne es, und laß mich dann dir beweisen, daß ich werth bin dich zu besitzen."

„Wir müssen es dir nennen, wenn du es verlangst," sagte das Mädchen traurig, und zwei große perlende Thränen zitterten an ihren Wimpern — „o du böser böser Mann, ich fürchte, du hast dir selber dadurch gar entsetzlich wehe gethan. — O nicht jetzt, nicht jetzt!" bat sie aber, als der Jüngling fragend, drängend zu ihr aufblickte, „noch wenige Stunden bleiben uns, laß sie uns nicht muthwillig und mit eigner kalter Hand zerstören — wenn sich die Tage scheiden, um zwölf Uhr, wird dich mein Vater rufen — unsere geheimnißvollen Boten haben deinen Wunsch schon zu seinem Ohr getragen. Und nun fort mit diesen trüben Gedanken und Bildern!" rief sie, seine Stirn mit ihrer Hand leise überstreichend und küssend; „die kurze Stunde gehört noch uns, dahinter liegt die Zukunft schwarz und in Nebel gehüllt, und wehe der Hand die den Schleier lüftet, ehe der richtige Augenblick gekommen."

In Eduards Herzen hatte aber ebenfalls das Bewußtsein, das eigene Schicksal in den Bereich des eigenen Armes gebracht zu haben, einen fast zauberartigen Einfluß ausgeübt — sein Auge blitzte in freudigem Stolz, in dem Selbstgefühl seiner Kraft, die ganze Gestalt hob sich und seine Lippen flossen über in jubelnder jauchzender Seligkeit. Bonita aber saß still und wehmüthig lächelnd dabei und schien mit schmerzlicher Lust den lieben schmeichelnden Tönen seiner Stimme zu lauschen. Er hatte sich neben sie gesetzt und seinen rechten Arm um ihre Hüfte gelegt, während er mit der linken ihre beiden Hände gefaßt hielt und ihr liebes Haupt an seiner Schulter ruhte.

„Ist mir's doch selber fast wie ein Traum," sagte sie endlich leise und wehmüthig, „daß ich hier bei dir bin und mit dir plaudern und kosen kann. O, als ich dich da oben in deinem Kahn sah, wie du manchmal so still und schmerzlich hier herunterschautest, und es mir, wenn ich dich so von weitem beobachtete, manchmal recht weh im Herzen wurde, da flog mir wohl dann und wann eine Ahnung durch die Seele, daß ich dich einst noch mein nennen und dir dann all den bittern Schmerz und das schwere Leid von der Stirne streichen könne. Jetzt aber, da ich dich wirklich hier halte, da du zu mir gekommen bist und mir gesagt hast wie lieb ich dir sei, ach da weiß ich nicht, wie weh es mir im Herzen ist, denn da sprichts und flüsterts in einem fort mit recht grausamer, marternder Stimme, daß ich dich ja doch nur wieder verlieren würde und nicht halten dürfe in der Tiefe, die dir eben keine Heimath werden könnte, und die sonst immer so fröhliche heitere Bonita müßte ja dann gar recht unglücklich und elend werden."

Und das süße liebe Kind barg ihr Gesicht schluchzend an seiner Brust und weinte, als ob er ihr schon jetzt entrissen wäre und nie, nie wieder herunterstreigen dürfe zu dem treuen Herzen.

Eduard suchte sie lange mit all seinen süßesten Schmeichelworten zu trösten — ihr Schmerz schien nur tiefer und heftiger zu werden, endlich richtete sie sich aber wie gewaltsam empor, sah ihn mit den noch thränenvollen Augen lächelnd an und sagte leise:

„Du hast recht, mein Freund — ich bin ein Kind, daß ich mich solchem Schmerze hingebe jetzt, wo du noch mein, mir noch nicht genommen bist — ich kann ja noch hoffen — brauche ja noch nicht zu verzweifeln."

„Aber du trautes Lieb," sagte Eduard, sie inniger an sich pressend, „wenn ich die Probe selbst nicht bestände, von der du so entsetzlich zu fürchten scheinst — wäre dann gar keine Rückkehr mehr zu dir möglich?"

„Möglich?" sagte sie traurig und kopfschüttelnd; „möglich wohl, ja, aber die einmal unserem Reich entflohen sind, die einmal das helle Licht der Sonne da oben wieder gesehen haben, kehren nie mehr zu uns zurück — sie fürchten die kalte Fluth und was sie birgt, und manches arme Mädchen hier unten hat recht recht arges Weh gelitten um euch böse leichtsinnige Menschenkinder. Nein, mein Freund — noch will ich hoffen daß du bestehst — hoffen mit der ganzen Kraft meines innersten Herzens, und der Allmächtige da oben, der Land und See und Luft und Feuer und Liebe zusammenhält, wird dich mir ja bewahren und zwei Herzen, die sich so innig zugethan, nicht von einander reißen mögen."

„Land und See? — Luft, Feuer und Liebe?" — sagtest du, du herziges Kind!" frug Eduard, im freudigen Dank für die vertrauensvollen Worte ihr liebes Haupt fester an sich drückend, während seine Lippen auf ihrer Stirne ruhten; „wie? zählst du die Liebe zu den Elementen?"

„Und thust du das nicht?" sagte sie staunend, ihre großen dunklen Augen zu ihm aufschlagend, „was die Luft dem Wasser, was das Feuer der Erde ist, das ist die Liebe dem ganzen Weltenall, jedem athmenden Wesen haucht sie Licht, Leben, Gefühl ein — wie das Wasser verderben müßte, wenn die Luft es nicht in Aufregung und Bewegung hielte, wie die Erde altern und zusammenstürzen würde, gährte in ihrem Innern nicht die fort schaffende, fort arbeitende Kraft des gewaltigen Feuers, so würde die Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt dort oben und hier unten verwelken und zu Grunde gehen ohne die Liebe, gerade so, als ob sie des Lichtes oder der Wärme beraubt würde. O mein Freund, die Liebe Gottes ist das stärkste Element dieser ganzen so wundervollen Welt — nimm ihr dieß, und was bleibt ihr, als das dürre, zackige, von einem todten Meer bespühlte Gestein, das in ewiger Finsterniß, ein schwingender Ball finsteren Entsetzens seine Bahnen

kreist — nimm unseren Herzen die Liebe, und wie jener heilige Käfer des Ostens, den der anbrechende Tag geboren und mit den herrlichsten glühendsten Farben geschmückt hat, stirbt, sobald ihm das Licht seiner Sonne, die ihm Leben ist, genommen wird, so müßten auch unsere Herzen vergehen in Jammer und unendlichem Weh."

Und sie senkte das schöne, bis jetzt vom Feuer ihrer Rede zu ihm emporgehobene Haupt wieder mit tiefem schmerzlichem Seufzer auf seine Schulter nieder.

„Aber, du holdes, liebliches Engelsbild," rief da der Jüngling, der ihren Worten mit staunender, freudiger Bewunderung gelauscht, „dann lügt ja auch die Sage wenn sie behauptet, Gott habe euer stilles Städtchen der Erde genommen, euch zu strafen des frevelhaften, übermüthigen Trotzes euerer Väter wegen — wenn das euer Glaube ist hier unten in diesen stillen freundlichen Räumen, hätte sich des Allliebenden Hand da feindlich gegen euch ausstrecken mögen?

Ein Zug jenes holden Lächelns, das ihrem Antlitz einen so wunderbaren Reiz verlieh, zuckte wieder um die Lippen und Augen der Jungfrau, und sie blickte fast schelmisch zu dem Jüngling empor.

„Und glaubst du denn auch die alten Märchen, die sie sich da oben von ihren ernsten, fanatischen Priestern erzählen lassen?" frug sie fast strafend. „Sieh, lieber Freund, in alten Zeiten, da diese Stadt von der obern Erde geschieden wurde, nicht zur Strafe ihrer Bewohner, sondern zum Besten derselben durch Gottes freundliche Güte — da rasten da oben jene entsetzlichen Kriege durch das ganze Land, die sie Religionskriege nannten, und wo die Menschen unter einer Fahne, die sie das Banner und Zeichen Gottes lästerten, einander mordeten oder einkerkerten, Frauen und Kinder schlachteten und die Brandfackel in friedliche Hütten warfen. Die Lehre der Liebe wollten sie verkünden und die Thaten des Hasses und der Rache trugen sie durchs Land. Jene Zeiten sind nun jetzt wohl vorbei, die Menschen morden einander wenigstens wohl nicht mehr so viel des Phantoms wegen, das sie Religion nennen, und das ihnen als Mantel dient, ihren eigenen Ehrgeiz, ihre eigenen Begierden zu befriedigen — aber was wir hier unten davon zu hören bekommen, so ist es darum noch immer nicht viel anders geworden. Die Menschen, die sich Diener Gottes nennen, wollen Herren der Menschen sein, und Haß und Verfolgung, des Glaubens wegen, hat auch immer selbst dort nicht aufgehört, wo sie sich die civilisirtesten Völker der Erde nennen.

„Unser kleines Städtchen kümmerte sich nun damals nicht um all diese Streitigkeiten verschiedener Lehren und Dogmen, wir beteten zu Gott, wie es uns unser Herz eingab, wir liebten ihn als unsern Schöpfer und Vater und bauten ihm keinen Tempel von Stein äußerer Schau wegen, sondern einen Tempel in unseren Herzen, das seiner Liebe voll war. Du siehst, auch davon erzählen sie sich Märchen da oben, denn sie wollen bei ruhigem Wetter manchmal die Spitze unseres Kirchthurms sehen und das Läuten unserer Glocken hören — wir haben aber weder Kirche noch Thurm noch Glocken. Das aber verdroß die Priester da oben, daß wir ihre Herrschaft nicht anerkennen wollten, das fanatische Volk der Umgegend war leicht gegen uns aufgehetzt, denn sie mißgönnten uns schon lange unsern Wohlstand und den stillen Frieden unseres Beisammenwohnens — und zwangen uns zuletzt förmlich dazu, eine Kirche zu bauen und einen Prediger einzusetzen. Die Folge blieb aber nicht aus — es bildeten sich erst zwei, dann drei und mehr Gemeinden, Familien, die sich sonst geliebt und geachtet hatten, traten feindlich von einander zurück — junge Leute, die sich liebten und deren Herzen für einander geschaffen waren, wurden gewaltsam getrennt, weil des Einen Vater dieser, des Andern jener Gemeinde oder Religion — wie sie's nannten — angehörte, und wir waren auf dem besten Wege recht unglücklich zu werden und all den Fluch zu ernten, den blinder Fanatismus, gehe er nun aus von welcher Religion, von welchem Glauben er wolle, schon so unsäglich oft auf der Welt gesäet hat und noch mit jedem Tage weiter säet, als der liebe Gott, der es besser mit uns meinte als die Menschen, und der wohl einsah, daß uns auf andere Weise doch nicht mehr zu helfen sei, seine Hand zwischen uns und unsere Verfolger legte und unser kleines Städtchen in die Tiefe des Meeres legte, fern von da, wohin die Hand der Menschen bringen konnte.

„Der fremde Priester entzog sich damals allerdings nur noch mit genauer Noth durch die Flucht der Gefahr, uns ebenfalls begleiten zu müssen, und sich wenig darum kümmernd, was aus seinen Beichtkindern wurde, die er dem Untergang geweiht glaubte, suchte er nur seinen eigenen Leib in Sicherheit zu bringen, was ihm auch gelang, Gott wollte ja nicht strafen, sondern nur die, die ihm in treuer Liebe ergeben gewesen, dem alten Frieden ihres Lebens zurückgeben. In damaliger Zeit waren es aber die Geistlichen fast nur allein, die hier in unserer Gegend lesen und schreiben konnten, in ihren Händen lag es also auch, die Geschichte unseres vermeintlichen Untergangs zu beschreiben, und es läßt sich denken, daß sie ihr die ihnen am meisten zusagende Färbung geben würden. Ihrer Aussage nach hatte uns der Allliebende für die Verstocktheit der Einzelnen mit Schuldigen und Unschuldigen in die Tiefe des Meeres geschleudert und nur allein seinen Diener vom Untergang, ich glaube durch ein Zeichen, gerettet."

„Welche der beiden Erzählungen hältst du nun für die wahrscheinlichere — welche stimmt mehr mit dem Wesen dessen überein, der selbst nach jener Aussage der Gott der Liebe ist? — Doch genug davon, du trauter Freund, du wirst uns ja hier kennen lernen und dann erfahren wie unsere Sitten, die seit jenem Augenblick an zu ihrer alten Reinheit zurückkehrten, sicher nie den Zorn des großen Vaters auf uns herablenken konnten. Für die Sage da oben," setzte sie dann aber etwas schelmisch hinzu, „haben jedoch unsere Städter hier unten auch ein wenig Genugthuung genommen. Du weißt, daß nun einmal das Volk seine eignen Märchen bildet und ihnen stets die Auslegung gibt, die ihnen selbst am besten zusagt. Du hast den entsetzlichen Hai gesehen, von dem wir heute durch einen Zufall — wenn wir auf dieser herrlich eingerichteten Welt überhaupt einen Zufall dürfen gelten lassen — befreit wurden. Dieser Hai oder ein ähnlicher hat uns fortwährend hier, oft in sehr langen Zwischenräumen, oft rasch nach einander kommend, verfolgt und schien die Stadt stets als einen

Ort zu betrachten," der ihm eigentlich gehöre und wo er sich aussuchen könne was er wolle. Unsere Leute behaupten nun, das sei eben jener Priester der damals geflüchtet wäre und nun immer noch zu der Stelle zurückkehre, wo früher seine Kirche gestanden, das schuldige Beichtgeld einzufordern. Aber sie sagen das bei uns mehr im Scherz als Ernst, denn wir mögen einem Menschen schon gar nichts so Böses gern zutrauen."

„Liebwerthester und geschätztester Herr Merkfeld" flüsterte in diesem Augenblick dicht neben ihnen eine leise und freundlich höfliche Stimme und Bonita fuhr leichenblaß und mit einem jähen Schrei von ihrem Sitz empor — es war ihr Vater, der den Geliebten zu der von ihm selbst verlangten Probe abzuholen kam, und der ganze fürchterliche Ernst der gegenwärtigen Stunde trat ihr mit furchtbarer Gewalt vor die Seele. Zitternd umklammerte sie den Arm des Jünglings und rief mit ängstlicher, bittender Stimme:

„Nein — nein — nein, sie dürfen dich nicht von mir reißen — sie dürfen nicht mit ihren kalten Formen und Gesetzen mein armes Herz, was ihnen nie ein Leides gethan, unter die Füße treten. O Eduard, du weißt nicht, was sie von dir verlangen — — wie sie dich hinterlistig dem unmöglich zu Leistenden entgegenführen — du wirst gehn, und deine arme, arme Bonita nie, nie wieder sehen."

Sie warf sich an des Jünglings Brust und schluchzte laut.

„Vertrau auf Gott und unsere Liebe, mein holdes, herziges Lieb'" tröstete sie aber mit freundlichem Ton der junge Mann — „was mir die Herren da auferlegen, wird doch so sein, daß mir die Möglichkeit des Gelingens bleibt, es wäre ja sonst keine Probe, und bist du denn nicht bei mir? — weiß ich denn nicht, für wen ich kämpfe und ringe, und glaubst du, daß ich einem Augenblick erliegen würde, wo bis jetzt mein ganzes Leben nur ein einziges Streben und Sehnen dem Glück entgegen war, das jetzt endlich in den Bereich meiner Kraft geworfen?"

„Aber sehr verehrungswürdigster und allerfürtrefflichster Herr Merkfeld," bat jetzt mit feiner, ängstlicher Stimme der kleine Mann — „was reden denn dieselben nur, mit dero freundlichsten Erlaubniß — für tolles und ungereimtes Zeug von kämpfen und ringen und erliegen; die ganze entsetzliche Probe besteht in weiter Nichts unter dem Wasser, als eine kleine Auswahl vortrefflich gefertigter Bilder anzuschauen und ein wenig Musik zu hören — ist denn das etwas so Fürchterliches und gefährlich zu Bestehendes? aber Bonitchen ist ein Kindlein, das am hellen, lichten Tage Gespenster sieht und sich jetzt noch eifrigst dabei bemüht, hochdero Herz weich zu machen, wo sich dieselben gerade mit besonderer Standhaftigkeit ausrüsten sollten. Aber kommen Sie, mein verehrungswürdigster Herr Merkfeld, kommen Sie, unser ganzes kleines Klubzimmer ist in Aufregung gekommen, mit Schmerzen erwartend, Sie, unter den gebührenden Achtungs= und Freundschaftsbezeigungen als einen der Unseren begrüßen zu können, und die Zeit naht auch heran die wir nicht versäumen dürfen, wollen wir nicht die Kraft unserer Bilder verlieren."

„So komm denn, meine Bonita," sagte der Jüngling leise und umschlang die Geliebte, „komm und steh mir zur Seite, du holde Lilie dieses freundlichen Reichs — wie es auch kommen möge, ich bin dein, dein im Leben und im Tode und als Pfand meiner Treue nimm o Geliebte hier den goldenen Reif, das Sinnbild der Ewigkeit — ich habe ihn von früher Kindheit an getragen — er zwang sich kaum noch an meinen Finger — o sieh, wie er den deinen so liebend umschließt — möge er dir ein Vorbote freudiger Tage sein!"

Ihre Lippen begegneten sich in heißem, langen Kusse, dann sich aber gewaltsam aus ihren Armen emporrichtend, wandte er sich entschlossen gegen das Männlein, das in süßlicher Ungeduld und Verlegenheit daneben stand und das Ende der Scene zu erwarten schien und sagte freundlich:

„Und nun alter Herr, bin ich zu Ihren Diensten, und je eher Sie mir Gelegenheit geben, Bonita mir zu gewinnen, desto herzlicher will ich es Ihnen Dank wissen."

Der alte, ehrliche Stadtschreiber, dem wohl auch nicht so ganz sicher zu Muthe sein mochte, daß der so zuversichtliche fremde junge Herr die Probe so leicht bestehen werde, und der dabei nur zu sehr fühlen mußte, wie innig sich der Tochter Herz demselben schon angeschlossen, trippelte mit einem halb wehmüthigen, halb freundlichen Gesicht voran, und Eduard, seinen Arm um die Geliebte geschlagen, folgte ihm dicht auf dem Fuße.

Bald darauf betraten sie den Saal wieder, wo die Spieltische und Stühle bei Seite geschoben standen und einen freien Durchgang für das Paar und ihren Führer gewährten, und erreichten ein etwas kleineres, aber hohes und langes Gemach, an dessen entferntestem Ende ein meergrüner, schwerseidener Vorhang bis auf den Boden niederfiel und die ganze hintere Wand vollkommen bedeckte. Vor diesem blieb der alte Herr stehen, und nachdem sich die wunderliche Schaar der übrigen Gäste, alte Männer und Frauen und liebliche Jungfrauen und junge Leute um sie gesammelt hatten, sagte der Stadtschreiber, während jedes Auge in erwartungsvoller Stille an seinen Lippen hing, und Eduard fühlte, wie die schlanke Gestalt die an seiner Schulter lehnte, zitterte und bebte, ernsthaft, ja fast feierlich:

„Sehr verehrungswürdigster Herr Merkfeld, — ich brauche kein Wort über das Vergangene zu verlieren — es ist uns Allen bekannt — so viel nur hier zu unserer Rechtfertigung und Ihrer Beruhigung, Liebwerthester, daß wir uns Alle auf das innigste freuen würden, Sie als ein Glied unserer kleinen mit der äußeren Welt in nur sehr geringer Beziehung stehenden Gesellschaft zu begrüßen. Vorher aber ist es nöthig, daß Sie erst eine gewisse Prüfungszeit aushalten müssen, die unsere Gesetzgeber allerdings auf dreißig Jahre, nach menschlichen Begriffen eine etwas lange Zeit — festgesetzt haben. Für den Fall aber daß ein Menschenkind, wie das jetzt bei Ihnen Verehrtester geschehen ist, zu uns freiwillig heruntersteigen sollte und erklärt, daß er mit der Oberwelt vollkommen abgebrochen hat, und mit ihr nicht mehr in der geringsten Beziehung steht — denn das zu bewerkstelligen haben wir eben die dreißig Jahre angenommen, in denen oben gewöhnlich Alles abstirbt, was dem Ausgeschiedenen noch bis dahin näher angegangen wäre, — so besitzen wir Fische hier unten, trotz unserem kalten

Blut, viel zu warmes Gefühl, eines Andern Glück oder dem wenigstens, was er dafür halten sollte, hartnäckig im Wege zu stehen. Donn aber muß uns auch seine Erklärung vollständig und außer jedem Zweifel liegend, bestätigt werden, und zwar nicht deshalb etwa, Allerverehrungswürdigster, als ob wir nur im Geringsten an seinem Wort oder an der festen Ueberzeugung, die er selber von der Sache hegt, zweifelten, weit entfernt davon, nein, wir unterscheiden uns auch in dieser Hinsicht von dem christlichen Polizeistaat dort oben — ohne Jemandem etwas Böses nachreden zu wollen —, indem wir nicht, wie dieser, jeden Menschen für einen Spitzbuben halten, bis er sich als ehrlicher Mann ausgewiesen, sondern, daß wir jedes Wesen gut und rechtschaffen glauben, bis uns der Beweis des Gegentheils davon zu Händen und Augen gekommen. Nein, wir wollen weit genauer als ihm das selber nur je möglich wäre, auch das innerste geheimste, ihm vielleicht vollkommen unbewußte Gefühl seines Herzens prüfen, und besteht er darin, dann wissen wir, daß er über seinen Aufenthaltsort schalten und walten kann wie er will, daß er, wenn nicht schon körperlich, doch jedenfalls geistig todt ist für die Welt da oben, und wir freuen uns dann immer recht von Herzen, Liebwerthester, ihn als Bruder und Mitgenosse begrüßen zu können. Sie werden aber auch zugleich einsehen, mein vortrefflichster Herr Merkfeld, daß dabei ihrerseits von Kämpfen und Ringen, wie sie vorhin die Gewogenheit hatten, sich auszusprechen, gar keine Rede sein kann, das Ganze ist einfach, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein anatomischer Prozeß, den wir uns in schuldigster Hochachtung erlauben mit dero Seele vorzunehmen — es ist ein Spiegel, den wir ihr vorhalten, wie man auf der Oberwelt den Lippen eines scheinbar Ertrunkenen einen solchen vorhält — der leiseste Athem, der sonst den feinsten Sinneswerkzeugen unbemerkt entschlüpfende Hauch der sie verläßt, — trübt die reine Fläche und der Beweis ist da. Diese Probe nun, Verehrungswürdigster, um Sie in keiner Hinsicht im Dunklen zu lassen, besteht einzig und allein darin, daß Sie in den gleich vor Ihnen geöffneten Spiegel schauen und das mit ansehen und hören, was darin vorgeht. Er bringt ihnen Scenen von der Oberwelt — sind Sie im Stande, diesen ruhig und ohne Verlangen nach denselben, zu begegnen, denn zu fordern, daß Sie dieselben ohne Bewegung des Gemüthes anschauen sollten, wäre eine Unmöglichkeit geheischt — nein, fühlen Sie nur keine Sehnsucht mehr nach jenen Figuren und Bildern der Oberwelt, dann bleibt der Spiegel klar, der geringste Schmerz, den sie hervorrufen, bringt den Hauch auf seine Fläche, doch er verwischt sich rasch wieder, und das Glas erscheint so hell als vorher — erwecken sie aber auch nur einen Gedanken der Reue und Sehnsucht, dann springt das Glas, mein allerverehrungswürdigster und geschätztester Herr Merkfeld, in tausend und tausend Stücke und das Vergnügen Ihrer sonst uns so angenehmen und wünschenswerthen Gegenwart, wird uns auch in demselben Augenblicke in nicht zu verhindernder Weise entrissen."

„Und gibt es in diesem Fall keine Rückkehr für den Ausgestoßenen?" frug der Jüngling leise; er hatte gehofft, daß die Prüfung seiner eigenen Kraft und Seelenstärke gelten würde, und er fühlte das Zittern der schlanken Gestalt an seiner Seite.

„Keine für den Lebenden, mein allervortrefflichster Herr Merkfeld," sagte aber der Raths- und Stadtschreiber mit wehmüthig ernster Stimme — „keine für den Lebenden und bis die Menschenkinder da oben altern und sterben, sind auch ihre Gedanken und Gefühle mit ihnen gealtert und gestorben — sie betrachten die kurze und meist zufällige Art und Zeit ihres Aufenthaltes hier unten wie irgend einen etwas phantasiereichen und systematischen Fiebertraum, erwähnen ihn wohl im Anfang noch dann und wann, werden ausgelacht, schämen sich endlich deshalb und das ist dann gewöhnlich das Letzte was wir von ihnen hören. Uns hier unten ist wenigstens noch kein Fall vom Gegentheil vorgekommen. Aber die Zeit vergeht, Verehrungswürdiger, und da bläßt wahrhaftig schon die Glocke."

In diesem Augenblick klang ein wild klingender, lang gezogener Ton, wie auf einer der großen indischen Muscheln geblasen, durch die weiten Räume und wiederholte sich in regelmäßigen Zwischenräumen in langen, feierlichen Pausen. Eduard preßte die Geliebte fester in seinen linken Arm.

„Muth, Muth mein trautes Herz" flüsterte er leise und rasch, „Muth, meine süße Bonita und vertraue auf die Liebe zu mir, die meiner Brust ein schützender Talismann geworden — Muth mein holdes Leben!"

Er behielt keine Zeit für weitere Worte, denn wie der Klang des letzten Tones verhallte, flog der Vorhang, sich in zwei Hälften theilend, blitzesschnell zur Seite, und ein großer, runder Spiegel mit klarer, ungetrübter Fläche wurde dahinter sichtbar. Zu gleicher Zeit legten sich auch darin aufsteigende Wolken über sie hin, und verhüllten für kurze Momente den innern Raum.

Als sie sich wieder verzogen, lag ein leichter Plan vor seinen Blicken — jubelnde Kinder jagten und haschten sich, die Sonne ruhte mit ihrem freundlichsten Glanz auf den stillen Matten, die Lerche stieg schmetternd in die Höh' und die Blumen blühten in all' ihrer unendlichen Frische.

Ein leichtes Lächeln flog über Eduards Züge.

„Du liegst dahinten, fröhliche Jugendzeit" rief er mit klarer, unbewegt klingender Stimme — „deine Lust, deine Freuden — eine liebe Erinnerung bist du dabei dem Herzen geblieben, aber nur eine Erinnerung."

Das Bild stand einen Augenblick klar und ungetrübt und der Nebel verhüllte es wieder.

Das zweite, was rasch danach erschien, war ein stilles, düsteres Stübchen mit vielen Bücherbrettern rings an den Wänden, und wunderlichen Instrumenten und Apparaten auf Tischen und in den Ecken. Der Schein einer kleinen Studierlampe mit hellgrünem Schirm erleuchtete nur unsicher das Gemach und an dem Pult, den Kopf in die Hand gestützt, saß die Gestalt eines jungen Mannes im tiefen, brütenden Nachdenken versenkt.

Der Jüngling schaute lang und erregt in das Glas, in dessen Glanz sich aber nicht die mindeste Veränderung zeigte, und sagte endlich mit einem wehmüthigen, halb ernsten Lächeln:

„Es waren schöne, liebe Stunden, die ich in dem trauten, stillen Kämmerlein dort verlebte, Stunden, in denen dem Geist

die Ahnung künftiger Seligkeit manchmal dämmerte und die düstern Schatten dieses Gemachs zu einem Paradiese verwandelten — Stunden aber auch wieder, die mich der Verzweiflung und trostberaubter Hoffnungslosigkeit so nahe brachten, daß ich nimmermehr einen Ausweg sah und vergehen zu müssen glaubte in rettungslosem Jammer. — Freude und Schmerz liegt dahinter — fort mit euch, ihr lieben Bilder, mir ist die Wirklichkeit geworden, und ihr habt euern Zauber verloren!"

Wieder stieg, wie seinen Worten gehorchend, die Wolke auf und als sie sich auf's Neue theilte, lag eine liebe, traute und ihm, oh wie wohlbekannte Landschaft vor seinen Blicken.

Im Hintergrunde ein kleines, freundliches, von Reben beschattetes Wohnhaus, an das sich links der Garten und rechts ein dichtes im herrlichsten Grün prangendes Birkengebüsch schloß — im linken Vordergrund der alte überbaute Brunnen mit dem moosbewachsenen Eimer daneben, aus dem er so manchen, manchen frischen Trunk gethan, und weiter dahinten, wo die hohe, prächtige Linde das Haus, dem sie Schutz und Schatten gab, halb verdeckte, in dem kleinen aufgeworfenen Hügel stand ein einfacher, weißer Stein. Zugleich erhob sich eine weiche, schwermüthige Melodie, wie der Klang eines fernen Hornes und alte bekannte, ach so lieb gewonnene Klänge tönten, wie von da drüben selber herüber kommend, an sein Ohr.

„Meine Heimath — das Grab meines Vaters!" rief der junge Mann mit tiefer Wehmuth in der Stimme, und ein dichter Schatten drohte für einen Augenblick die Umrisse des Bildes total zu verwischen. — Bonita schaute mit tödtlicher Angst zu ihm auf, und der Jüngling selber verdeckte sich mehrere Sekunden das Antlitz mit der Hand — aber die Bewegung wich — der Spiegel nahm mehr und mehr seinen Glanz wieder an, und Eduards Blick fiel voll und fest auf die Landschaft, doch mit gepreßter Stimme sagte er:

„Ihr wißt Einem das Herz in der innersten Brust zu fassen und zu rühren, ihr Herren! — das wären entsetzliche Anhaltepunkte an da oben, hielte mich nicht hier ein so fester Talisman gar treu beschützt selbst gegen diese Waffe. — O wie diese Klänge so süß mir in's Ohr tönen, wie sie die Seele mit all' den lieben, lieben Erinnerungen früherer Tage füllen — o tönet fort — schwindet nicht dahin — ihr werdet ewig den Wiederklang in meinem Herzen finden; — aber nur der Wiederklang ist für euch geblieben," setzte er rascher hinzu. „Fürchte Nichts, meine Bonita, ich glaube sie haben ihr Schlimmstes gethan, und ich fühle noch keine Sehnsucht nach der Oberwelt."

Bonita sprach kein Wort, aber alles Leben war aus ihren Wangen gewichen und sie lehnte bleich und zitternd an des Geliebten Schulter, sein Arm sie fast mehr tragend als stützend.

Das Bild verschwand schnell und als sich der Spiegel zum vierten Mal erhellte, entfuhr ein Ausruf der Ueberraschung, fast des Schrecks, den Lippen des Geprüften. Ein leichter Schatten flog über die Gruppe die sich ihnen zeigte, aber er schwand wieder, und auch dieß Bild stand hell und rein.

Es waren drei junge Mädchen, die am Seestrand zusammen standen und trauernd über die Fluth hinaus sahen — es war Nacht, aber das Licht des Mondes beschien hell und deutlich die lieben, bleichen Züge und der rauhe Wind spielte mit ihren Locken.

„Arme Elise," sagte Eduard traurig — „arme Schwestern; aber ihr werdet euch bald um den Verlorenen trösten, und den Todten vielleicht beweinen — und auch du, Gespielin meiner Jugend, wirst Trost und Ersatz für den Mann finden, der doch nie deinem Herzen das hätte sein können, was deine treue, aufopfernde Liebe verlangen, fordern durfte. Nie habe ich so wie in diesem Augenblick gefühlt, daß unsere Bahnen für das Leben so weit auseinander führen mußten — du verstandest nie das ruh= und rastlose Drängen meines Herzens — du hättest es nie verstanden, und mein wilder Geist würde dich stille, freundliche Blume des Waldes wie ein toller sprudelnder Bergbach deinem heimischen Boden entrissen und in einen Abgrund geschleudert haben, wo du verderben müßtest, ohne seine jähe Bahn hemmen oder lenken zu können. Nein, meine Bonita," wandte er sich, während das Bild wieder erlosch, kosend zu dem armen Mädchen nieder, das mit peinlicher Spannung an seinen Blicken hing und schon im Voraus Glück oder Schmerz daraus zu haschen suchte, „zittere nicht für mich — ich habe die Liebe zum ersten Mal in diesen treuen Augen gelesen — zuerst an diesem Herzen gefühlt, wie nur an ihm, nur an ihm meine ganze Seele hängt und nimmer, nimmer wieder von ihm lassen könnte, wenn sie nicht vergehen sollte vor qualvollem Jammer und Leid. Nein, du süßes, holdes Lieb, kein anderes Bild kann diese mir in das innerste Leben geflochtenen Züge je daraus vertilgen oder schwächen, ich bin dein, dein für immer, und der Väter Segen möge auf unserem Bündniß ruhn."

Der Spiegel hatte indessen wieder Farbe und Licht angenommen — ein stilles, düsteres aber reinliches Kämmerchen lag vor ihnen, eine einzelne flackernde Lampe brannte auf dem Tisch, daneben lag ein großes, aufgeschlagenes Buch — die Bibel — und vor dem Tisch, die Hände im Schooß gefaltet, das Gesicht bleich, aber von einem fast heiligen Schmerz stiller ergebener Resignation überhaucht, saß eine alte, ehrwürdige Frau, den Kopf mit einer schneeweißen Haube bedeckt, unter der die dünnen, silbernen Locken vorquollen, sonst aber noch in ihrem schwarzen Traueranzug, den sie den Tag über getragen — sie war augenscheinlich bis spät in die Nacht im schmerzlichen Harren aufgeblieben und der matte, schwermüthige Blick heftete still und unbeweglich am Boden.

Der Jüngling hatte die Geliebte fest in seinen Arm gedrückt und Prüfung wie Umgebung in dem einen Gefühle frohen Glücks fast vergessen, als sein Blick plötzlich auf das, vom vollen Strahl des Lichts erhellte Bild fiel. Der Eindruck war so schnell als gewaltig — wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es seinen Körper, und beide Arme dem Bild entgegen streckend, rief er, mit vor Schmerz und Sehnsucht fast erstickter Stimme:

„Meine Mutter!"

Blitz und Schlag erfüllte in demselben Moment das Gemach — in tausend Splittern und Stücken schmetterte der Spiegel auseinander und die Umstehenden flohen entsetzt nach allen Seiten.

„Eduard — Eduard!" tönte Bonitens Stimme im herzbrechendem Weh durch den entsetzlichen Lärm und Aufruhr — und Eduard sah, wie die bleiche, zitternde Maid ver=

zweifelnd die Hände nach ihm ausstreckte. — Er wollte sie fassen — halten, aber um ihn her stürmte und brauste es — Woge nach Woge stürzte und brach über ihn hin und hob ihn und drängte ihn gewaltig nach oben und vergebens war sein rasendes Ankämpfen gegen das zürnende Element. Wie ein machtloses Kind trugen sie ihn empor, und die Sinne schwanden ihm im Druck der gewaltigen Wogenmassen.

„Er lebt!" waren die ersten Worte, die wieder an sein Ohr schlugen, als er, wie es ihm vorkam, aus einem langen, fürchterlichen Traume erwachte — er lebt wahrhaftig, er athmet ordentlich, und da gehn ihm auch die Augen auf, so klar und frisch, als ob ihm im ganzen Leben noch nichts gefehlt hätte."

Das war des alten Hannsen Stimme, aber wie kam der alte Hannsen hier her und wo war er selber eigentlich?

„Bonita!" rief er leise und wehmüthig, als er aufschaute und rings um sich nichts als fremde, und doch wieder so bekannte Gegenstände seinem Blicke offen lagen — „Bonita — meine arme Bonita!"

„Ja Bonitas" — lachte der Alte, indem er freudig seine Hand ergriff und ihn mit dem Arm unterstützte, daß er sich empor richten konnte — „Haifische könnten jetzt an Ihnen zehren, wenn Gott nicht seine Hand in der letzten Nacht so sichtbarlich über Sie gehalten hätte. Aber lieber, junger Herr, was war das auch für ein Streich von Ihnen, in dem Nebel in See hinaus zu fahren? habe ich es Ihnen denn nicht gleich gesagt, daß Sie sich in Acht nehmen sollten? Aber kommen sie nur heraus, meine lieben Damen!" rief er dann plötzlich mit lauter Stimme und sich nach der Kammerthüre zuwendend, die nur angelehnt stand — „kommen sie nur her, jede Gefahr ist vorbei und das Bischen Regen und Spritzwasser wird ihm auch eben nicht viel geschadet haben."

„Mutter!" rief der Jüngling, als die liebe, ehrwürdige Gestalt, mit Thränen in den Augen, aber diesmal waren es Freudethränen, auf ihn zukam und ihn an ihr Herz schloß — „Mutter" klagte er und barg weinend sein Antlitz an ihrer Brust — „es ist Alles, Alles verloren — aber du bist nicht Schuld daran, liebe, liebe Mutter — du bist nicht Schuld daran!"

„Beruhige dich, mein armes Kind" bat aber die Mutter, der die Worte des Sohnes wieder Angst und Sorge einflößten, „beruhige dich — die letzten so gefährlichen Stunden haben dich zu sehr aufgeregt — es wird Alles schon wieder besser — es kann noch Alles gut werden, mein lieber, lieber Sohn."

Der Jüngling schüttelte wehmüthig das Haupt und barg das Gesicht in den Händen.

„Eduard — lieber Eduard!" sagte da eine leise, schüchterne Stimme an seiner Seite — er sah rasch und erschreckt empor — aber ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Kennst du mich nicht mehr, Eduard?" bat das Mädchen und die Thränen strömten aus den schon so übervollen Augen — „kennst du deine Elise nicht mehr?"

„Meine arme, arme Elise" flüsterte Eduard und zog das weinende Mädchen leise an seine Brust, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und strich ihr die blonden Locken aus der Stirne. Auch die Schwestern kamen heran ihn zu begrüßen und er küßte sie und stand von seinem Lager auf. — Aber die Kleider die er an hatte, waren ihm fremd — er befand sich, soviel er sah, in Hannsens Hütte, trug aber, statt seiner eigenen Kleider, das schwere wollene Zeug des alten Fischers und fühlte sich auch sonst gar matt und erschöpft und von heftigem Durst geplagt. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, es mochte etwa neun Uhr Morgens sein.

„Aber wie komme ich hieher, was sind das für Kleider, — wie habt ihr mich gefunden?" frug er endlich, als er seine Gedanken ein wenig gesammelt hatte und sich nun klar und deutlich der Vorgänge der letzten Nacht zu erinnern begann, — sind denn das in der Ecke da nicht die Riemen aus meinem eigenen Boot?" —

„Nun ja, lieber Herr, von wem sollten sie denn sonst sein?" lachte der alte Hannsen — „wenn wir Sie gefunden haben, mußte doch das Boot auch dabei sein, oder glaubten Sie etwa, daß Sie wie ein Boye auf dem Wasser geschwommen wären?" —

„Bitte erzählt mir, wo und wie ihr mich gefunden," bat ihn jetzt der junge Mann — „mir schwindelt der Kopf noch von den Vorgängen der letzten Nacht, und ich möchte gern einen Faden haben, mich heraus zu finden. Aber erst einen Trunk Wasser — meine Kehle ist ordentlich verdorrt und ich könnte einen Bach austrinken." Der Alte brachte ihm rasch einen Becher, den er auf einen Zug leerte, und sagte dann:

„Sie wissen recht gut, daß sie gestern in dem Nebel wieder, trotz meiner Warnung hinaus fuhren, und mir dabei noch verboten mit zu gehn — als es aber gegen Abend lief, und Sie noch immer nicht zurückgekehrt waren, litt's mich nicht länger hier drinnen und ich fuhr hinaus."

„Und Ihr fingt einen großen Hai!" rief der Jüngling plötzlich rasch, den einen Gedanken auffassend, ihm zu, während er seinen Arm ergriff und ihm in die Augen schaute — „seht Ihr daß ich es weiß" — fuhr er, als er das Erstaunen des Alten sah, triumphirend fort — gerade über der Stelle wo die versunkene Stadt liegt — habe ich recht oder nicht?"

„Ich will ver" — platzte der Alte heraus, erinnerte sich jedoch noch zur rechten Zeit der Gegenwart der Frauen und fuhr etwas bedächtiger, aber immer noch staunend fort — „ich will mein Leben lang Holz am Lande hacken, wenn ich weiß — aber Potz Blitz" — lachte er plötzlich laut auf — das ist keine Kunst, solche Hexereien kann ich auch!"

„Aber woher kann er das wissen?" rief die Mutter überrascht.

„Woher er das wissen kann?" schmunzelte der Alte, „weil wir den ganzen Morgen, der alte Claßen und ich, als wir den jungen Herrn hier bei uns im Boot und seine kleine Jölle hinten schleppen hatten, von nichts anderem fast gesprochen haben, als von dem Hai, der so groß seit einer wahren Ewigkeit hier in der Nähe nicht gefangen worden ist — da mag der junge Herr dann schon recht gerne so ein Bischen zu sich gekommen sein, und hat, vielleicht noch halb im Schlaf, halb

im Wachen unsere Erzählungen mit angehört, und jetzt bildet er sich am Ende gar noch ein, er wäre mit dabei gewesen."

Der junge Mann hielt sich die Stirn mit beiden Händen in tiefem Nachdenken — als eine neue Idee sein Hirn durchzuckte.

„Habt ihr keinen kleinen Kahn, wie sie ihn auf den stillen Flüssen im Inneren brauchen, hier auf dem Wasser treibend gefunden?" frug er rasch.

„Einen kleinen Kahn? — nein, wie sollte der hier herkommen — ich nicht, aber — wartet einmal — gestern Nachmittag kam ein Schiff draußen vorbeigesegelt und hatte eines der Boote ausgesetzt — ich wunderte mich noch weßhalb, und sah genau hinüber, und als sie zum Schiff zurück ruderten, hatten sie irgend etwas im Schlepptau, das ich damals für ein Stück Holz — einen Theil von einem Mast oder irgend einer über Bord geworfenen Stenge hielt — das könnte recht gut ein solches Ding gewesen sein, wenn ich auch nicht wüßte, wo das da in See hinaus getrieben sein sollte."

Eduard nickte schweigend mit dem Kopf, fiel in seine vorige Stellung zurück und bat den Alten in seiner Erzählung fortzufahren.

„Ja, aber wo war ich stehen geblieben?" frug dieser, sich den Kopf kratzend.

„Ihr fuhrt hinaus, meinen Sohn zu suchen, lieber Hannsen," half ihm die alte Dame.

„Und so war's auch," erzählte dieser weiter, „aber Nichts zu hören noch zu sehen — das heißt, sehen konnte man auch nicht weit, denn der Nebel hatte sich noch immer nicht verzogen, und ich mag damals ein hundert Schritte von ihm vorbeigefahren sein, wundern sollt's mich nicht. Dem Schiff kam ich eben nur in Sicht, daß ich, wie gesagt, das Boot erkennen konnte. Bis Dunkelwerden trieb ich so herum und rief und schrie ein paar Mal aus Leibeskräften, aber umsonst, und erst wie es gegen Sonnenuntergang zu wehen anfing und ich einsah, daß ich in Nacht und Finsterniß doch nicht weiter im Stande sein würde Hülfe zu leisten, ja nicht einmal wußte, ob der junge Herr nicht schon lange selber munter und wohl nach der Insel zurückgekehrt sei, denn er ist ja schon manchmal noch später ausgeblieben, machte ich mich ebenfalls auf den Heimweg, und bekam nun erst wirkliche Angst, als das böse Wetter heraufstieg und ich hörte, daß weder von Boot noch Mann darin, das Mindeste zu Land gekommen wäre. Die Nacht hat's bös geweht und Gottes Hand muß recht väterlich auf Ihnen gelegen haben, daß Sie nirgends gestrandet und verunglückt oder mit dem Boot gesunken sind, ich hatte auch wenig Hoffnung heut Morgen, als ich hinausfuhr und dachte wahrhaftig, ich sähe ein Gespenst, als ich den jungen Herrn ganz ruhig gerade auf seinem gewöhnlichen Lieblingsplatz herumtreiben sah. Das heißt, ich fand erst das Boot, und der junge Herr lag todtenbleich darin und war durch und durch wie aus dem Wasser gezogen — was übrigens auch kein Wunder ist, denn es hat die Nacht ein paar Mal scharf genug geregnet. Claassen, der mit mir war und ich, nahmen ihn dann in unser Boot, hingen die Jölle hinten an und kamen so rasch hierher, als uns, über die noch etwas unruhige See, unsere beiden Riemen bringen konnten."

„Und was machtet ihr mit dem Hai?" frug Eduard, ohne aufzusehen.

„Mit dem Hai? gar nichts — wäre das Wetter gut gewesen, so hätte ich ihn mit eingebracht, so aber hatte ich gestern Abend nur meinen ältesten Jungen, den Schlingel da, mit mir im Boot, und konnte mich nicht weiter mit ihm aufhalten, als daß ich ihn an's Boot heranzog und den Kopf abschlug — das Gebiß hatt' ich für sie bestimmt."

„Ja, es ist richtig," flüsterte da der junge Mann, ohne den Kopf aus den Händen zu heben, und die Gegenwart der Anderen wohl ganz vergessend, in sich selber hinein — „es ist vollkommen richtig — Zeit und Ort stimmen auf die Minute, und auch der Hai und der Kahn — aber der alte Stadtschreiber hat doch falsch prophezeiht — nicht Alle bleiben hier oben und altern und vergessen — nein, meine arme Bonita, ich kann dich da unten weinen und trauern sehen an dem lauschigen Plätzchen, wo dein liebes Haupt an meiner Schulter ruhte — unter dem wogenden Schwammbusch und der alten, riesengroßen Koralle —"

„Aber, lieber Eduard," bat Elise und ergriff die Hand des erschreckt Emporfahrenden, „du brichst ja deiner armen Mutter das Herz mit solchen Reden — laß doch diese bösen bösen Träume und sei ein Mann — komm geh' mit uns nach Hause, die frische Morgenluft wird dir gut thun, und wir wollen nachher über all den närrischen Kram den du jetzt im Kopf hast, zusammen lachen — nicht wahr Eduard?"

Die alte Dame saß auf dem Stuhl neben dem Sohn, und die hellen Thränen liefen ihr fortwährend über die bleichen, abgehärmten Wangen herunter. Eduard ergriff ihre Hand, drückte sie innig an seine Lippen und sagte mit leiser, bittender Stimme:

„Sei mir nicht böse, liebe Mutter, daß ich dir so vielen Schmerz gemacht, aber du kannst auch nicht wissen, was Alles in der letzten Nacht mit mir vorgegangen, ja ihr würdet es mir vielleicht nicht einmal glauben," setzte er wehmüthig lächelnd hinzu; „und in der That ist das Ganze so toll und abenteuerlich, daß ich fast selber anfange, es Alles für einen wilden, nur wunderbar klaren Traum zu halten. Aber Elise hat recht — wir wollen hinaus in's Freie gehen — dort wird mir besser werden, vielleicht daß dann auch diese trüben Bilder von mir weichen — ich will mir wenigstens alle mögliche Mühe geben, liebe Mutter — ist dir das so recht?"

Die alte Frau lächelte unter ihren Thränen vor und sagte mit freundlicher Stimme:

„So bist du wieder mein lieber, lieber Sohn — ermanne dich nur selber, und du wirst bald wieder mit klarem Geist durch den dichten Nebel sehen, der dich bis jetzt umlagert hielt. — Die arme Elise hat auch so viel Angst deinetwegen ausgestanden — das arme Mädchen war die ganze Nacht mit mir auf."

„Liebe Elise," sagte Eduard mit weicher, inniger Stimme, während er ihre Hand ergriff und festhielt, „und ich habe das gar nicht um dich verdient," setzte er dann leiser und traurig hinzu.

In diesem Augenblick fühlte er an ihrer Hand einen der

Ringe, die sie trug — im Nu durchzuckte ihn wieder die Erinnerung der letzten Nacht — er hob rasch seine Blicke gegen das Licht der Sonne — der kleine Ring an seinem linken Finger, den er sonst nie, weder wachend noch schlafend ablegte — fehlte. Er wurde todtenbleich und mußte sich an die Lehne des Stuhles, von dem er aufgesprungen war, festhalten.

„Um Gott! was ist dir?" rief die Mutter entsetzt und ergriff seinen Arm — so rasch die Bewegung aber gekommen, so rasch verschwand sie auch wieder — Eduard lächelte und sagte, sie beruhigend:

„Es ist Nichts, liebe Mutter, nur ein kleiner Schwindel, noch Schwäche der letzten Aufregung vielleicht, es ist schon vorüber und ich fühle mich besser. Aber komm, liebe Mutter, komm Elise und ihr, liebe Schwestern, wir wollen zu Hause gehen — ich sehe da drüben schon eine Parthie neugieriger Menschen kommen — wenn sie mich wieder wohl und gesund am Ufer sehen, werden sie sich ja wohl befriedigt fühlen. Aber halt Hannsen — nicht wahr ihr begleitet uns, Alter, — ich möchte mir nachher ein wenig Bewegung machen und da bedarf ich doch am Ende noch einen Begleiter."

„Das ist recht, mein Sohn!" sagte die alte Frau freundlich und vollkommen beruhigt, als sie diese plötzliche Veränderung in des jungen Mannes Benehmen bemerkte; „schüttle nur die alten häßlichen Gedanken mit Gewalt von dir, und es wird Alles gut werden. Und nun kommt, Kinder, ich glaube, wir bedürfen Alle miteinander der Ruhe, und wenn wir ein Stündchen geschlafen haben, dann soll uns Eduard nachher erzählen, wie er gestern sich bei dem Nebel draußen verirrt hat und herumgetrieben ist."

Eduard winkte ihr lächelnd zu und bot ihr und Elisen den Arm und seine beiden Schwestern folgten mit dem alten Hannsen, der sie heute Morgen, als er den jungen Mann draußen in seinem Boot gefunden und an Land gebracht, gleich hatte davon benachrichtigen lassen.

Eduards plötzliche Ruhe und Besonnenheit rührte aber keineswegs davon her, daß er sich, wie seine Mutter hoffte und glaubte, der trüben Gedanken und Träume entschlagen habe, sondern sie beruhte gerade auf dem Gegentheil. Durch das Verschwinden des Ringes war ihm die Gewißheit geworden, daß er nicht geträumt hatte, daß das Alles, was ihm noch, wie der wilde Nachklang einer zerschmetterten Harfe, mit schmerzlichem Akkord durch die Seele tönte, Wirklichkeit — That gewesen, und mit dieser Gewißheit zog ihm auch wieder Ruhe und Besonnenheit in das Herz zurück. Träumen und Grübeln konnte ihm Nichts mehr nützen — er mußte handeln.

Als er die Frauen zu Hause begleitet und sie verlassen hatte, nahm er des alten Hannsen Arm, trotz dessen Sträuben und schritt mit ihm langsam auf den Dünen hinauf, dem westlichen Ende der Insel zu. Erst aber als sie von den Häusern vollkommen entfernt waren und allein auf dem gelben Sandstreifen standen, der sich nach dem grün dagegen anschauenden Wasser nieder zog, blieb er plötzlich stehen, schaute sich erst um, ob sie auch keine Unterbrechung zu fürchten hätten und sich dann auf den Sand niederwerfend, während er Hannsen winkte, neben ihm Platz zu nehmen, sagte er:

„Hannsen, ihr wolltet mir neulich einmal erzählen, wie — wenn ich nicht irre — ein junges Mädchen aus jener versunkenen Stadt hier oben gesehen worden sei."

„Aber bester junger Herr —"

„Ich weiß schon — ich weiß schon, Hannsen — ich war damals ein Thor und lachte über euere Erzählung, aber ihr müßt mir das nicht so übel nehmen und dürft deßhalb keinen Groll gegen mich hegen. Seid auch versichert, daß es nicht wieder geschehen soll — ich habe vollkommen Grund ernsthaft dabei zu bleiben — wenn ich euch nachher sage weßhalb, werdet ihr mir auch Recht geben, und nun bitte, erzählt mir, wie es mit dem jungen Mädchen war, das hier oben an der Oberfläche gesehen worden sein soll."

„Mein lieber, junger Herr!" sagte aber der Alte kopfschüttelnd und sich, wie das seine Gewohnheit so war, hinter dem linken Ohr kratzend, „ich fürchte, ich fürchte, ich habe ihnen schon zu viel solche Sachen erzählt. Unser alter Herr Pastor, Gott habe ihn selig, sagte immer, man solle den Teufel nicht an die Wand malen, sonst käme er zur Thür herein."

„Aber die Geschichte, mein guter Hannsen!" bat Eduard.

„Lieber Herr, das sind Ammenmärchen!" wich der Alte aus; „derlei Geschichten sind gut für kleine Kinder und alte Weiber, und hat man einmal nichts Besseres zu thun, so hört man ihnen wohl ein Weilchen zu und lacht darüber — sonst aber —"

„Und wenn es nun keine Ammenmärchen wären, alter Freund?" frug der junge Mann, ihn scharf dabei anschauend, als ob er in seiner innersten Seele lesen wollte. „Hannsen," sagte er da plötzlich, seinen Arm ergreifend, „es sind in der That keine Märchen — ich war unten bei ihnen."

„Unten? — wo?" rief der alte Mann erschrocken.

„In der versunkenen Stadt — ich war bei ihnen und" — er sah sich scheu dabei um und fuhr flüsternd fort — „ich muß auch wieder zu ihnen hinunter."

„Gott im Himmel, sei uns gnädig!" sagte der Alte erschrocken; „wie kommen Sie nur auf die tollen Gedanken? das wäre ja ein erschreckliches Unglück, wenn Sie sich so etwas erst einmal in den Kopf setzen!"

„Kennt ihr den Stadtschreiber Fischkopf, Hannsen?" frug Eduard plötzlich und sah ihm aufmerksam in's Auge.

„Stadtschreiber Fischkopf?" wiederholte der Alte sinnend, „Stadtschreiber Fischkopf, Fischkopf — ist mir immer, als ob ich den Namen schon einmal gehört haben könnte — will's aber nicht gewiß behaupten — und was ist mit dem?"

Eduard lächelte, nickte still vor sich hin und stützte einen Augenblick den Kopf in die Hand — in seiner Erinnerung tauchte eine neue Scene auf.

„Wie alt seid ihr, Hannsen?" frug er rasch, sich wieder emporrichtend.

„Alt? — lassen Sie mich einmal sehen!" murmelte der Greis, indem er nach dem jetzt fast wolkenleeren Himmel mit den lichtblauen Augen emporschaute und so wenige Minuten nachsann. „Wie wir das Haus bauten," zählte er leise dabei vor sich hin, „waren's vierzig — nachher wie mir der Junge starb, fünf und vierzig — das sind nun fünf, sieben, dreizehn

— das sind jetzt siebzehn Jahre her, also werd' ich wohl nächste Pfingsten zwei und sechzig Jahre alt werden, wenn mich Gott bis dahin leben läßt," setzte er mit einem frommen Blick nach oben hinzu.

„Zwei und sechzig Jahr?" wiederholte Eduard, lächelnd und ungläubig. „Ihr irrt euch Hannsen!"

„Ich? — nein, ich glaube nicht —" sagte der Alte erstaunt; „aber warten Sie einmal — das sind vierzig — fünf und vierzig — zwei und fünfzig — drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht und fünfzig — und das werden heuer vier Jahr — nein, es stimmt wahrhaftig — zwei und sechzig Jahr — aber ich bin noch ziemlich kräftig für mein Alter," setzte er schmunzelnd hinzu, „und deßhalb sehen mich manche Leute vielleicht für ein Paar Jahr jünger an, als ich wirklich schultere."

„Hannsen, ihr seid weit älter!" sagte aber der junge Mann ernsthaft, indem er ihn forschend betrachtete. „Ihr seid weit, weit älter, und wollt es mir nur nicht sagen — der Stadtschreiber Fischkopf hat euch schon vor mehrern hundert Jahren gekannt."

„Der Stadtschreiber Fischkopf?" wiederholte Hannsen, und ein eigener Zug drolligen Humors zuckte ihm über das ehrwürdige offene Angesicht. Als aber sein Blick auf das Antlitz des Jünglings fiel und er den trüben, eifrigen Ernst darin gewahrte, da schoß es ihm wie mit einem jähen Schreck durch das Herz, und es stieg zum ersten Mal der Gedanke in ihm auf, sein lieber junger Freund könne am Ende doch wohl gar wahnsinnig geworden sein.

Eduard las in seinem plötzlich so verstörten Blick den Gedanken seiner Seele und sagte lächelnd:

„Fürchtet Nichts, alter Freund, ich habe meine Sinne vollkommen gut beisammen; um euch aber zu beweisen, wie mich nicht bloß ein Traum quält, sondern daß ich wirklich Erlebtes, mag es auch wunderbar genug klingen, im Gedächtniß, nicht im fieberhaft aufgeregten Hirn trage, will ich euch, wenn ihr Lust habt mich anzuhören, mit kurzen, klaren Worten die Geschichte dieser Nacht erzählen, lacht mich dann aus wenn ihr könnt, bis dahin aber hört mich ruhig an."

Eduard begann nun dem alten, ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörenden alten Mann genau zu erzählen, wie er vor einiger Zeit einmal das Bild eines Mädchenkopfes im Wasser geglaubt habe zu sehen — er sei aber dessen doch nicht recht gewiß gewesen und nun oft allein hinausgefahren, dem holden Antlitz noch einmal zu begegnen, und wie er gestern die wunderholde Maid in dem Kahn auf derselben Stelle — er wußte selber nicht von wannen kommend — angetroffen habe. Des Alten Aufmerksamkeit wuchs, als er das fremde Mädchen erwähnte, und er ließ sich genau ihre Gestalt, ihre Augen, ihre Kleidung beschreiben. Eduard that das aber mit viel zu schwärmerischer Begeisterung, ihm einen klaren Begriff darüber geben zu können und der Alte frug ihn endlich kopfschüttelnd:

„Aber seid ihr denn auch ganz gewiß, lieber Herr, daß ihr nicht in euerem Boot eingeschlafen, die ganze Sache doch am Ende nur geträumt habt? — es ist ja doch möglich."

Eduard deckte sich einen Augenblick die Stirn mit der Hand in tiefem, ernsten Nachdenken — endlich sagte er:

„Als sie auf eine meiner Fragen mir als Antwort ein kleines, schwermüthiges Lied, o mit wie holder Stimme sang, erinnere ich mich, daß sie von dem Seetang, der ihre schlanke Gestalt wie ein Gürtel umschloß, einzelne Stücke abpflückte und wie spielend in mein Boot warf — als ob die Maid dort vor mir stünde, so klar und deutlich höre ich ihre liebe Stimme noch und sehe ihr holdes Antlitz, und ich wollte meine Seligkeit für die Wahrheit einsetzen. Mit ziemlicher Spannung beobachtete ich damals auch die kleinste, unbedeutendste Handlung, die geringste Bewegung jenes mir so zauberhaft erscheinenden Wesens, und so klar liegt das Vergangene vor mir, daß ich drei kleine Zweige, die sie nach und nach in das Boot warf, zählte — ein vierter fiel auf das Wasser — laßt uns zum Boot gehen — sie müssen vorn in der Spitze desselben liegen. — Und habt ihr nicht den Kahn mit euern eigenen Augen gesehen?"

Der alte Hannsen war in der peinlichsten Verlegenheit — er hatte die drei kleinen Zweige Seetang wirklich im Boot gefunden und danach geglaubt, sein junger Freund sei vielleicht am Strande herumgetrieben, wo er sie aufgelesen und zum Spiel in sein Boot geworfen. Sollte er es ihm jetzt bekennen oder verschweigen? Die Sache fing ihm dabei selber an unheimlich vorzukommen; es stak noch viel zu viel von dem alten Glauben an Geistergeschichten in seinem Kopf, um ihn gegen eine solche Erzählung, die gewissermaßen unter seinen eigenen Augen vorgefallen war, total unempfindlich zu machen. Seine gewohnte Ehrlichkeit trug dann noch außerdem den Sieg davon, und er bestätigte dem jungen Manne daß der Seetang im Boot gelegen.

„Ich wußte es!" sagte dieser ruhig; „ich war hinausgerudert und so vollkommen wach und bei meiner klarsten Besinnung, wie ich es jetzt bin; auch kann ich euch gestehen, ich glaubte im Anfang, als ich das holde Frauenbild neben mir sah, wirklich selber daß ich träume — ich deckte meine Augen mit der Hand, ich schalt mich einen Thoren, der sich muthwillig Bilder seiner Phantasie heraufbeschwöre — aber die Gestalt blieb — blieb mir so klar und ernst gegenüber, wie ich euch, Hannsen, neben mir sehe, und Täuschung war nicht mehr möglich. — Aber hört, wie es weiter ging —"

Und er fuhr nun fort und erzählte dem immer mehr erstaunten alten Fischer, der zuletzt gar nicht mehr wußte ob er selber wache oder träume, die ganzen Vorgänge der letzten Nacht bis in die unbedeutendsten Kleinigkeiten wieder. Dem alten Manne wurde es ordentlich unheimlich zu Muthe, als er seinen eigenen Namen auf solche Weise damit verflochten hörte, und die Geschichte mit dem Hai kam ihm jetzt selber am räthselhaftesten vor, denn, zufällig oder nicht, der Hai, von dem er vorher nur auf einen Augenblick die Flosse gesehen, war nach unten gegangen und gerade über jener Stelle plötzlich herauf- und nach dem Haken zugeschossen. Einen so großen Hai erinnerte er sich aber in sehr sehr langer Zeit nicht gesehen zu haben.

Hannsen leugnete übrigens hartnäckig von einem Amts- oder Stadtschreiber Fischkopf auch nur das Geringste wissen, viel weniger mit ihm verwandt zu sein, schwur, daß er es mit dem Kirchenbuch beweisen könne, wie er eben nur zwei

und sechzig Jahr, und das erst zu Pfingsten, alt wäre, und wollte überhaupt mit der ganzen Geschichte Nichts zu thun haben. Auch das Zusammentreffen mit dem Ring suchte er aufzuklären; den Ring konnte Eduard im Boot verloren haben und deßwegen nachzusehen, gingen jetzt beide Männer mit raschen Schritten nach der Stelle zurück wo dieses lag. Trotzdem aber, daß sie es auf das Genaueste durchsuchten, ja die Laufplanken unten sogar aufbrachen, ob er sich nicht doch irgendwo zwischen den Rippen festgeklemmt habe, fanden sie Nichts, als die paar kleinen Zweige Seetang, die Eduard mit wilder Leidenschaftlichkeit an seine Lippen preßte und an seinem Herzen barg — es war das Einzige, was ihm als Andenken an die verlorene Geliebte geblieben.

Hannsen bewog ihn endlich mit Mühe daß er jetzt zu Hause ginge und sich schlafen legte, und morgen Früh wollten sie die ganze Sache noch einmal kaltblütig und vernünftig mit einander besprechen. So große Lust auch Eduard hatte wieder in See hinauszufahren, mußte er sich dießmal dem allerdings verständigen Vorschlage fügen. Hannsen aber blieb noch eine ganze Weile am Strand allein, und die Sache ging ihm so im Kopf herum, daß er zuletzt gar nicht mehr wußte, was er daraus machen sollte. Zu sehr selber in dem Glauben seiner Umgebung aufgezogen, war er nicht im Stande, jede Unmöglichkeit eines solchen übernatürlichen Vorfalls wegzuleugnen, noch dazu, da einzelne Punkte sich als wirkliche Thatsachen herausstellten. Er erfuhr noch an demselben Nachmittag durch einen andern Fischer, der zufällig an das Schiff, was er in See gesehen, gekommen und ihm Fische verkauft hatte, daß sie dort an Bord einen kleinen Kahn in der Gegend von Wanger-Oog gefunden und geborgen hätten — der Seetang ließ sich ebenfalls nicht wegleugnen und die Sache mit dem Ring und dem Hai, wenn man sie auch anders vielleicht zu erklären vermochte, ließ doch Manches noch unklar und bedenklich. Was da thun?

Er that endlich den vernünftigsten Schritt, den er unter seinen Umständen thun konnte — er ging zu dem Brunnenarzt, von dem er sich vorher tiefes Stillschweigen über das ihm Mitgetheilte angeloben ließ, und machte ihn mit Allem bekannt, was er wußte.

Der Arzt war einer jener hausbackenen Wirklichkeitsmenschen, die nun einmal, unter keiner Bedingung, und wenn ihnen selbst die Beweise sonnenklar vor Augen gelegt würden, an etwas Ueber- oder wie sie's nennen Widernatürliches glauben wollen. Ein menschliches Wesen kann unter Wasser höchstens wenige Minuten leben, aber nicht ganze Stunden und Nächte lang, und dabei frühstücken und Spaziergänge machen, ergo: war die ganze Sache ein Hirngespinnst. Ein vernünftiger Mensch konnte aber auf solche Hirngespinnste eben so wenig fallen, als er das Kunststück mit dem Wasser hätte ausführen mögen, ergo: war dem jungen Mann irgend eine Schraube im Kopf losgegangen, und dagegen mußten augenblicklich die nachdrücklichsten Maßregeln ergriffen werden. Mit Gewalt ließ sich übrigens hier, so viel sah er ein, Nichts ausrichten, und er beschloß deßhalb, vor allen Dingen Frau Merkfeld, die er auch glücklicher Weise selber behandelte, aufzusuchen und mit ihr einen Plan zu besprechen, den Sohn, so rasch das nur möglicher Weise anging, aus der Nähe dieser für ihn gefährlichen Stelle — wo seine jetzt einmal krankhaft aufgeregte Phantasie immer neuen Stoff, neue Nahrung finden mußte — zu entfernen.

Ein Vorwand war hierzu leider nur zu bald und zwar so ernstlich gefunden, daß es gar nicht einmal mehr ein Vorwand genannt werden konnte. Die alte Frau Merkfeld, welcher der Arzt natürlich nicht alle die Einzelheiten angab, sondern sie mehr ahnen ließ, welcher Gefahr ihr Sohn hier ausgesetzt sei, als daß er es ihr bestimmt sagte, wurde, mit Allem, was sie selber von ihm gehört und gesehen, so gewaltig davon ergriffen, daß das Schlimmste für sie selber zu fürchten war, bliebe sie noch längere Zeit in solcher Aufregung. Ihr Entschluß war deßhalb rasch gefaßt. Noch während Eduard schlief, denn nach der gehabten Aufregung hatte sich eine förmliche Betäubung seiner Sinne bemächtigt, in der sich der Körper wieder Ruhe und Erholung zu verschaffen suchte — packte Elise mit den beiden Töchtern alles Nöthige ein und die Abreise in die Heimath zurück wurde auf den nächsten Morgen mit dem ersten Dampfboote festgesetzt. Als Eduard am andern Morgen, denn so lange hatte er sein Zimmer gehütet, zu seiner Mutter kam, erschrack er fast ebenso über die Anzeige und Nachricht der nahen Abreise, als über ihr Aussehen selber; die Möglichkeit wurde ihm aber genommen, noch einmal nach seiner Lieblingsstelle, die für ihn so furchtbar liebe Erinnerungen bot — hinausfahren zu können. Er durfte seine Mutter keinen Augenblick verlassen und schickte nur noch nach dem alten Fischer, von ihm Abschied zu nehmen.

Wenige Stunden später keuchte der Dampfer mit ihnen die Weser hinauf, und nach wenigen Tagen hatten sie die Heimath erreicht.

Eduard war allerdings durch die Entfernung von dem Ort seiner Sehnsucht ruhiger geworden, aber eine stille, tiefe Schwermuth hielt seinen Geist dafür mit desto unzerreißbareren Banden gefesselt. Er erwähnte mit keinem Worte mehr des Vergangenen, ja er vermied sogar mit fast ängstlicher Sorgfalt Alles, was nur auf ihren Aufenthalt an der Nordsee den mindesten Bezug haben konnte. Gegen Elise war er stets freundlich, ja herzlich, aber er hielt sich soviel er konnte, von ihr zurück, und das arme Mädchen, das ihm von ganzer Seele gut war, ertrug mit stiller, schmerzlicher Trauer die Kälte des so geliebten Mannes. Mit Freuden nahm sie bald darauf aber auch eine Gelegenheit wahr, sich einem ihr peinlich werdenden Zusammenleben mit ihm in einem Hause zu entziehen; eine Tante von ihr kränkelte und hatte sie gebeten zu ihr nach Braunschweig zu kommen, und sie folgte dem Ruf.

Eduard wurde von der Zeit an fast noch stiller; er fühlte wohl, wie entsetzlich weh er dem armen Mädchen gethan, aber er sah auch ein, daß eine Trennung für sie Beide gut, ja nöthig wäre, und beschäftigte sich von nun an fast allein mit seiner Mutter, deren Kränklichkeit und Schwäche von Tag zu Tag zunahm. Der armen alten Frau waren die Schläge des Schicksals aber zu hart und schnell auf einander folgend gekommen, um sich wieder davon erholen zu können. Der Verlust des Gatten hatte sie schon sehr angegriffen und die stete Angst und Sorge um den geliebten Sohn, dessen unheil-

barer Tiefsinn dem Mutterauge nicht entgehen konnte, vollendete, was das erste begonnen — Ostern war noch nicht vorüber, da trugen sie ihre Leiche an die Seite des Gatten unter die stille, freundliche Linde am Herrenhaus.

Von dem Augenblick aber, wo sich der Hügel über dem Grabe der Todten wölbte, war Eduard ein anderer Mensch geworden. — Die ersten Tage gab er sich ganz dem Schmerz hin über den Verlust der Mutter, als er jedoch, vom Begräbniß zurückkehrend, das Haus wieder betrat, in dem ihre liebe Hand gewaltet, und die Stätte leer sah, da war es fast, als ob ein eigener, wunderlicher, seinem sonstigen Wesen ganz verschiedener Geist über ihn gekommen wäre.

Ging er sonst wie ein Träumer im Haus herum und konnte lange Stunden damit verbringen, in irgend einer Ecke zu sitzen und vor sich hin zu starren, so war er jetzt der geworden, der das ganze Hauswesen ordnete und leitete. Aber seine Schwestern sollten nicht, wenigstens nicht die nächsten Monate, in dem Haus der Trauer bleiben, und er drang in sie, der Einladung eines Onkels in Halberstadt zu folgen, der sie gleich nach dem Tode der Mutter gebeten hatte zu ihm zu ziehen. Die Schwestern gaben endlich seinen Vorstellungen nach, er selber aber weigerte sich hartnäckig, ihnen zu folgen. Die Geschäfte waren, wie er sie versicherte, durch sein und der Mutter Unwohlsein so verwirrt und verwickelt worden, daß es seines ganzen Fleißes und besonders seiner Gegenwart verlangte, Alles wieder zu ordnen und in das alte Gleis zurück zu führen, aber er versprach ihnen, wenn er das beendet habe, sie in Halberstadt heimsuchen zu wollen.

Drei Wochen schaffte und arbeitete jetzt der junge Merkfeld in dem alten, leeren Gebäude mit unermüdlicher Thätigkeit — er verkehrte zwar mit Niemandem, außer einem alten Diener, der ihm auch all' seine Lebensbedürfnisse besorgte, aber auch jeder Tiefsinn, jede Schwermuth war von ihm gewichen — er handelte genau wie ein Mann, der mit strengem aber freudigen Ernst einem vorgesteckten Ziele fest entgegen arbeitet und dabei nicht rechts noch links schaut von seiner Bahn.

Nach Ablauf der drei Wochen reiste er nach Halberstadt und legte dort bei seinem Onkel ein Packet Schriften und Rechnungen, das Resultat seiner Arbeiten nieder, nahm aber auch zugleich Abschied von den Seinen, da er, wie er sagte, seine durch die letzten Monate etwas zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, den Winter über nach Italien gehen wolle. —

Der Winter verging und das Frühjahr kam, aber keine Nachricht von Eduard, kein Brief von dem Verschwundenen. Der Onkel schrieb an Freunde in Italien, an die er Eduard adressirt hatte — man wußte dort nichts von ihm — er war an keinem Platze gesehen worden.

Im Laufe des Sommers landete eines Tages ein alter Herr auf Wanger-Oog, der sich augenblicklich nach dem Fischer Hannsen erkundigte und diesen aufsuchte.

Es war ein Sonntag Nachmittag und der alte Fischer saß vor seiner Thür, die aufgeschlagene Bibel auf den Knieen, und schaute mit gefaltenen Händen auf die, im freundlichen Sonnenlicht blitzende, spielende Fluth. Als er den Fremden aber auf sich zukommen sah, schloß er das Buch, legte es bei Seite, und stand auf, ihn zu begrüßen.

„Ich habe das Vergnügen, Herrn Hannsen zu sprechen?" frug der Fremde artig.

„Wenn Sie den Herrn weglassen und dafür Fischer setzen, ja," lächelte der alte Mann in gutmüthiger Weise; „wir sind das hier nicht so recht gewohnt."

„Sie kannten im vorigen Sommer einen jungen Mann, Namens Eduard Merkfeld?" frug aber der fremde Herr, ohne auf die Einsprache, des Titels wegen, weiter einzugehen; — „nicht wahr? — Sie fuhren oft mit ihm hinaus in See?"

Das Lächeln schwand bei dem Namen im Nu von den Zügen des alten Fischers, er sah den Fremden einen Augenblick wehmüthig an und sagte dann leise:

„Wollen Sie sein Grab besuchen?"

„Sein Grab?" wiederholte aber der Fremde sichtlich erschüttert, „sein Grab — also wirklich hier — und wo ist es?" setzte er dann nach kleiner Pause langsam und leiser hinzu.

„Kommen Sie!" sagte der Alte kurz, setzte seine Mütze, die er bis dahin in der Hand gehalten, wieder auf und schritt nach seinem Boot hinunter; „es ist jetzt gerade Fluth, wir können hinüberfahren."

Der Fremde folgte ihm ohne Widerrede oder weitere Bemerkung, und Hannsen ruderte mit ihm dem festen Lande zu. Unterwegs erzählte er ihm in wenigen Worten den Tod des Jünglings.

Er war im vorigen Jahre, schon im Spätherbst, als alle Badegäste lange die Insel verlassen hatten, aber sonst heiterer wie ihn der alte Mann je gesehen, sonst aber wohl sehr bleich, wie kränklich oder angegriffen aussehend, hier eingetroffen und hatte ihm gesagt, daß er sich dießmal nur sehr kurze Zeit — spätestens bis morgen früh — hier aufhalten könne, vorher aber doch noch einmal wenigstens nach seinem alten Lieblingsplätzchen hinausfahren wolle — er habe nun so lange im Innern des Landes gelebt, daß er sich ordentlich einmal wieder nach Salzwasser sehne.

„Ich hatte gerade etwas am Lande zu thun," sagte der alte Mann, während ihm eine Thräne in's Auge stieg — „und er wollte mich auch nicht mithaben — es wäre sonst nicht vorgefallen. Er nahm den kleinsten Kahn, wie er das früher so oft gethan hatte, und ruderte hinaus; vorher aber stellte er noch ein Kästchen zu mir in die Stube und sagte dabei, er habe mir etwas vom festen Lande mitgebracht, ich dürfe es aber nicht eher aufmachen, als bis wir Licht angesteckt hätten, denn am hellen Tage sähe es nicht gut aus. — Er versprach, in höchstens zwei Stunden wiederzukehren, aber es wurde Mittag und er kam nicht, und als es tiefer und tiefer in den Nachmittag hineinrückte, fing ich selber an unruhig zu werden und wollte schon hinausfahren und sehen, wo er bliebe. Wie ich aber gerade vom Land stoße, segelte das Boot meines Nachbars an und brachte den leeren Kahn mit zurück — er hatte ihn so auf dem Wasser treibend gefunden. Erst am andern Morgen," fuhr der alte Mann, indem er sich nur kräftiger in die Ruder legte, die gewaltsam aufsteigende Bewegung zu verbergen, mit leiserer, fast tonloser

Stimme fort — „fanden wir die Leiche; hier auf der Insel war aber Niemand mehr, der seine Wohnung im Innern des Landes kannte, selbst der Doktor war nach dem festen Lande zurückgegangen — ich wußte nicht wohin, und ich besorgte deßhalb seine Beerdigung auf meine eigene Verantwortung. Lieber Gott, er hatte mir Geld genug dazu gelassen — das Kistchen, was ich an dem Abend noch öffnete, denn ich glaubte mit Recht Aufschluß darin zu finden, war mit einer schweren Goldbörse gefüllt, und oben darauf lag ein beschriebenes Blatt und ein kleiner dürrer Zweig Seetang; auf dem Zettel aber stand, daß das Gold für mich sei und ich freundlich an ihn denken und ihn manchmal" — die hellen Thränen liefen dem alten Mann jetzt über die Wangen hinunter — „und ihn manchmal da draußen in seinem stillen Ruheort besuchen solle — ich wisse ja schon wohin und zu wem er gegangen, aber auch nicht böse solle ich auf ihn sein, — denn er hätte sein Wort gegeben gehabt, und das dürfe er nicht brechen."

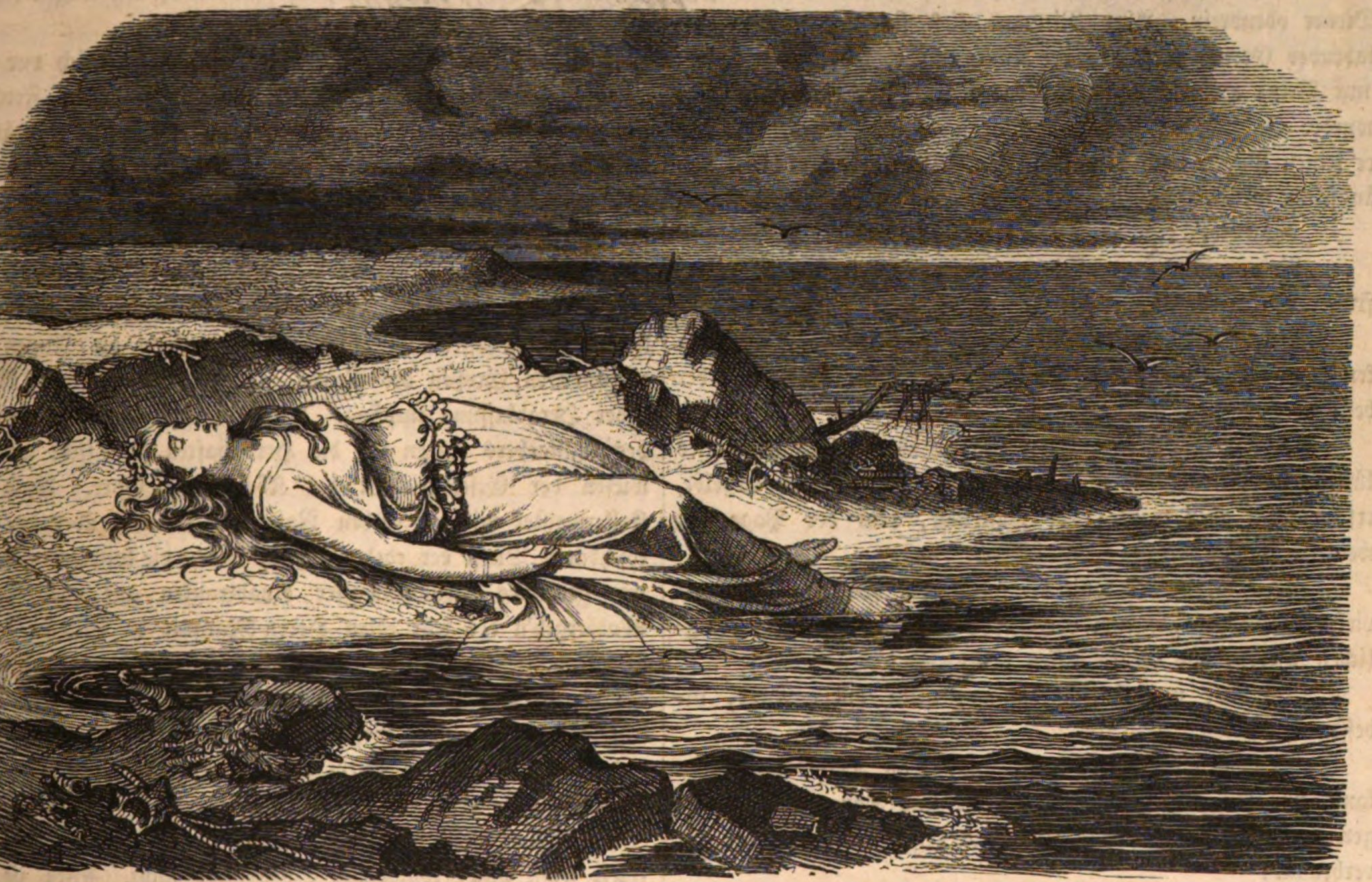
Der alte Herr — der Onkel Eduard Merkfelds — hörte ihm tiefbewegt zu, unterbrach ihn aber mit keiner Sylbe, und die beiden Männer stiegen jetzt, als das Boot gelandet war, die sandigen Dünen der Küste hinan und schritten einer kleinen, von dichten Büschen beschatteten freundlichen Wohnung zu, die etwa eine Viertelstunde Weges vom Ufer entfernt lag.

„Es ist meiner Tochter Haus," sagte der alte Mann, als sie dicht an der Wohnung vorbei ein schattiges Gebüsch betraten; „es gibt kein stilleres, lieberes Plätzchen in der ganzen Umgegend."

Im nächsten Augenblick standen sie vor dem kleinen Heiligthum. Von Birken und Weiden dicht behangen, mit einem wahren Blumenflor bepflanzt, lagen zwei Gräber vor ihnen. An ihrem Kopfende standen zwei einfache hölzerne Kreuze — das eine trug nur einfach den Namen Eduard Merkfelds, das andere war ganz glatt, und um Beide schlang sich eine dichte Guirlande von dem Seetang, wie er dort an den Küsten treibt.

„Armer Eduard!" sagte der alte Herr leise, während er mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte neben dem Grab des unglücklichen jungen Mannes stand; „aber wer ruht hier neben ihm?"

„Gott allein weiß es!" sagte der alte Fischer, die thränenvollen Augen zum Himmel aufschlagend, „es war ein junges, o so liebschönes Mädchen, das die See noch an dem nämlichen Abende, wo der arme junge Herr Merkfeld mit seiner Familie abgereist war, gegenüber der Stelle, wo wir jetzt auch seine Leiche gefunden haben, an den Strand spühlte. Niemand kannte sie hier, Niemand wußte, wo sie hergekommen, oder wohin sie gehöre, ich konnte mir aber nicht



helfen, mir war es, als ob sie mit des armen jungen Herrn Schicksal wohl weit näher verwandt sein könne, als ich es mir selber gestehen mochte, und ich nahm sie hier herüber und begrub sie an dem stillen Plätzchen. Als der junge Herr Merkfeld jedoch nach Wanger-Oog zurückkam, scheute ich mich so gleich wieder von alten, wie ich hoffte schon halb vergessenen Geschichten anzufangen, und sagte ihm Nichts von dem Mädchen — ich glaubte, es wäre auch an dem Abend oder am nächsten Tag noch Zeit; — lieber Gott, am nächsten Tage holten wir seine Leiche herein. —

„Jetzt liegt das arme junge Paar hier beisammen im kühlen Grunde, aber Gott wird nicht hart mit ihnen sein und die Erde leicht auf ihnen ruhen lassen."

Drei Mahlzeiten.

Wie der Königssohn frühstücken wollt'.

Man hat immer gelesen, daß die Herren Vormünder gar böse Leut' gewesen sind und ganz besonders bei jungen Prinzen. So war es denn auch im schönen Lande Hispanien, als der junge Heinrich noch unmündig den Thron seiner Väter besteigen sollte. Da wurden sechs große Granden an die Spitze der Regierung als Vormünder gewählt, dieweil Klein-Heinrich weder den schweren Scepter, noch den dicken Reichsapfel in seinen kleinen Händen halten konnte. Aber nicht allein, daß diese nur zu ihrem eigenen Besten des Landes Wohl in Wehe verkehrten, sie waren auch unter sich grimmig, wie man das aus dem Thierreich von Hund und Katze erzählt. Nur in dem einen Punkte waren die edlen Herrn einig, daß sie ihr junges Mündel den Vergnügungen überantworteten, um die Staatsverwaltung für sich zur melkenden Kuh zu machen. Jung-Heinrich hatte aber keine gefährlichen Leidenschaften, er liebte aufrichtig die Frau Musika und etwas weniges mehr noch das edle Waidwerk. So geschah' es eines schönen Herbsttages, daß der Prinz von der Jagd müde und hungrig in sein Waldschloß einkehrte, um sich durch Ruhe und Frühstück zu stärken. Ihn begleitete nur ein Page. Lange saß er geduldig in der angenehmen Erwartung, man werde die Tafel decken, denn im Schlosse hatte er standesgemäß Castellan, Küchenmeister und viele müßige Diener obendrein. Aber Niemand ließ sich sehen, kein einladender Geruch stieg aus der Küche empor, kein Diener deckte; nur Prinz Heinrich hungerte, das war Alles, was er gewahr wurde. Endlich, da Zeit und Magen zu lang wurden, schickte er seinen Pagen nach dem Castellan. Der Page kam bleich und ängstlich zurück.

„Was gibt's? Warum kein Frühstück? Ist der Koch todt?"

„Nein, nichts von alledem; Eure Hoheit sind zu frühe, früher als gewöhnlich eingetroffen."

„Bei St. Jago! was braucht's für Hekatomben, man kennt meine Genügsamkeit; bringt, was da ist, Hunger ist der beste Koch."

Während der König schon einige Knöpfe seines Wammses lüftete in Erwartung eines nahrhaften Futters für dasselbe, erschien dick aber traurig der Castellan, dem der Page fast weinend folgte.

„Warum, o Martos!" — sprach der hungrige Prinz mit vieler Würde — „warum verzögert's sich, uns, Deinem königlichen Herrn, das Morgenessen vorzusetzen?"

„Ich bitte um Entschuldigung, mein hoher Herr, indessen Essen —"

„Wollen wir; deckt, tragt auf, was Küch' und Keller kann, wir hungern jagdmäßig. Oder sind Katzen vor uns da gewesen? hat der verliebte Koch das Essen versalzen oder gar verbrannt?"

„Weit schlimmer," — sagte der schüttelnde Kopf des Castellans — „nichts ist da für Eurer königlichen Hoheit hohen Magen —"

„Tiefen, lieber Martos!" — lächelte der Prinz — „darum genügt das Geringste, kaltes Fleisch und Brod."

„Auch das ist nicht in Dero Schloß zu haben, nichts ist da, nicht etwas für den Geringsten Eurer Unterthanen," sagte feierlich mit gekreuzten Armen der Castellan mit einer gewissen betrübten Gutmüthigkeit im Auge.

„Sonderbar!" sagte der junge König und warf seinen Fuß sporenklirrend über den Stuhl, „so nehmt meinetwegen die Wachteln aus meiner Jagdtasche und steckt sie an den Spieß. Dank der Kunst, die uns ernährt."

„Sonderbar!" dachte der Hungrige bis die gebratenen Wachteln kamen, aber nur der Castellan deckte und bediente bei Tafel.

„Wo sind meine Diener, Martos?" fragte der Prinz kauend und guter Laune.

„Daß Gott sich erbarm'! fort sind sie."

„Wo denn hin, ohne meine Erlaubniß?"

„Schon seit langer Zeit erhielt Keiner einen Maravedi seines Lohnes, da sind dieselben denn davon gelaufen. Ich würde schweigen, aber hier spricht die That für mich. Eurer königlichen Hoheit Herren Vormünder leben sehr gut und im Ueberfluß, wie der reiche Mann im Evangelio, der sich nur in Purpur und köstliche Leinwand kleidete. Heute Nacht gibt der Marquis von Villena ein glänzendes Bankett, wozu Alles, was Castilien an Namen, Rang und Titel hat, eingeladen ist, Eurer Hoheit Mittel zu verschmausen."

„Ich weiß genug, Martos. Du, Page, besorge mir einen Anzug als fahrender Spielmann, ich will mit eig'nen Augen seh'n."

Wie die Vormünder Bankett halten.

Als es Abend war, stand der junge Heinrich vor dem Staatspalaste seiner Vormünder. Aus den hohen Fenstern strahlte ein Feuermeer von Kerzen und Lampen. Unzählige reich geschmückte Diener drängten sich durch Thüren und Gänge, beschäftigt, die wahrhaft königliche Tafel mit allen nur erdenklichen Leckerbissen zu besetzen. Alles Speisegeräthe war von eitel Gold und Silber und kunstreich in Edelsteinen mit dem Wappen des Festgebers geziert. Der über all' die Herrlichkeit ausgegossene Lichtschimmer bezauberte die Augen der eintretenden Großen des Reichs, die der Marquis mit königlicher Herablassung empfing. Auf ein gnädiges Handzeichen des Gastgebers setzten sich die Herrschaften zu Tische und erwiesen der Geschicklichkeit der Köche alle Ehre. Auch der Kellermeister mit der rothen Nase war erstaunt über den unlöschbaren Durst der edelen Herrn, welche die kostbarsten Weine wie gemeines Brunnenwasser hinabtranken auf das fernere Wohlergeh'n des sehr edlen Herrn Marquis de Villena. Der Palast hallte wieder von Lärm, Gelächter und Gläserklingen, als ein in dunkeles Gewand gekleideter Spielmann in den Saal trat, mit schweigender Bescheidenheit in einer Ecke Platz nahm und seine Guitarre in einem die Ohren der Gäste schmeichelndem Vorspiele erklingen ließ.

„Mein' Seel'," sagte lauschend Pedro de Mendoza, „so spielt selbst unser königlicher Spielmann nicht. Wer ist der Mann?" fragte der Marquis seinen Haushofmeister.

„Ein fahrender Minstrel," sprach dieser sich verneigend, „er durchwandert mit seiner Laute Castilien. Ein Freund empfahl mir ihn. Sein Talent, welches die gnädigen Herrschaften bewundern, mag meine Entschuldigung sein."

„Wir sind Euch zu Danke verpflichtet," — nickte wohlgefällig der Herr des Festes und, zum Sänger gewandt, fragte er:

„Wer bist du, mein Sohn, der noch so jung seine Kunst so meisterhaft versteht?"

„Eine arme Waise, hoher Herr, und in schlimmer Lage. Noch habe ich heute nichts gegessen. Ich bin von edeler Geburt, leider aber verlor ich schon jung Vater und Mutter. Meine Vormünder, anstatt mein Recht zu schützen und mein Hab und Gut zusammen zu halten, verschwenden mein Erbe. Ich bin zu schwach gegen die angesehenen Männer in meiner Dürftigkeit auftreten zu können. So wand're ich von Haus zu Haus und bei Gelagen und Festtagen gewinne ich mein karges Brod."

„Du gefällst mir!" — rief Pedro de Mendoza — „Du scheinst edel, Deine Vormünder sind Schurken."

„Sie sind der härtesten Strafe schuldig!" — schrie der Marquis weinerhitzt.

„Sie müssen Dir Alles ersetzen!" — ergänzte Jener.

„Das ist zu wenig!" — überbot ihn der Marquis — „sie verdienen Gefängniß, noch mehr sogar, sie sind des Todes schuldig. Ich gebe mein Ehrenwort, Dir Dein gutes Recht zu verschaffen."

„O mögen für Euren guten Willen alle Heiligen Euch segnen!" dankte der Minstrel.

„Amen!" tönte es über die Tafel.

Das Fest nahm seinen lärmenden Fortgang, der Minstrel spielte und sang, der Wein löste die Zungen der Gäste und entfesselte allen Zwang der Sitte; man spottete des königlichen Mündels, man rühmte sich der eigenen Betrügereien und der größte Schelm ward immer als der witzigste belacht. — Schon dämmerte im Osten das Morgenroth, da schlich der Spielmann unbemerkt davon.

Das Krönungsmahl.

Zu dem sechzehnten Geburtstage des jungen Königs, an welchem er großjährig wurde, erhielten alle Großen von Castilien, vor allen aber der Marquis von Villena, Einladungen zu einem glänzenden Feste, welches der junge König zu geben gedenke. Nichts glich dem Erstaunen, mit welchem die Geladenen diese Nachricht aufnahmen; sie steckten die Köpfe zusammen, sie sprachen leise und fragten sich: „Ist das ein Scherz? Sollte unser guter Mündel einen Schatz gefunden haben? Oder hätte er gar eine Anleihe beim König von Arragonien gemacht? Denn woher, wenn nicht aus ihren eig'nen Taschen — der Staatsschatz war leer — konnte er Geld zu solchem Aufwand nehmen! Don Pedro de Mendoza, durch dessen Hände alle Geldangelegenheiten gehen mußten, weil er Finanzminister war, verzweifelte fast an seiner Tüchtigkeit zu diesem schweren Posten. Die übertriebensten Gerüchte über die Großartigkeit und den Glanz des Festes waren im Umlauf und unter der peinlichsten Neugierde aller Höflinge brach endlich der Tag des Festes an.

In großem Staat erschienen die Gäste im königlichen Palaste, wo sie der Ceremonienmeister in eine geräumige Halle eintreten ließ, bis alle Geladenen beisammen seien. Als der Letzte eingetreten war, wurden Alle im feierlichen Zuge in den Speisesaal geführt. Schrecken aber fesselte ihre Schritte beim Anblick desselben. Der ganze Raum war nackt und kahl, keine Gardinen und Lampen, nichts von Tapeten und Parquet, eine rohe hölzerne Tafel stand inmitten des Saales, längs derselben zu beiden Seiten ungehobelte lange Bretterbänke. Auf der Tafel selbst nichts, als auf Jedes Platz ein großes Stück hartes Brod und ein Krüglein Wasser. Oben an der Spitze der Tafel stand aufrecht in einer schwarzen, eisernen Rüstung, den Helm mit geschlossenem Visir auf dem Kopfe, der König, welcher also zu seinen Gästen sprach:

„Nehmt Platz, ihr Herren, und thut mir die Ehre an, mit mir zu speisen. Zwar ist meine Mahlzeit nicht die wohlschmeckendste, aber ich kenne Eure Ergebenheit und Treue, die Ihr mir, Eurem Herrn und König, schuldig seid, um nicht überzeugt zu sein, Ihr werdet jede Gunst der Majestät, sei's auch die kleinste, nach Eurer Weisheit zu schätzen wissen."

Mit einem Lächeln des Beifalls, welches der Hofmann auch unter den schwierigsten Umständen zu erzwingen weiß, setzten sich die Gäste zur Tafel. Ein Gedanke aber stieg in Aller Seelen auf, daß es hier auf mehr als Brodessen ankomme. In tiefem Stillschweigen machte sich Jeder über seine Portion her, zu deren Zermalmung der häufige Genuß des Wassers das Seinige beitragen mußte. Der König selbst war vergnügt und zuvorkommend, so daß die ganze Gesellschaft zu glauben anfing, es sei ein königlicher Scherz, um nach Art altritterlicher Gebräuche sich in der Enthaltsamkeit zu üben, wozu des Königs Eisenrüstung vortrefflich zu passen schien, der in bester Laune eine gleiche Portion Brod und Wasser verzehrte.

„Ich kann mir denken, edle Herren," sagte er wie im Scherz, „daß Ihr nicht ganz zufrieden mit diesem Gastmahl sein werdet, aber habt Geduld, was ich Euch nun bereitet habe, soll all' Eure Erwartungen übertreffen."

Mit diesen Worten erhob sich der König und Alle folgten ihm in ein Gemach, dessen Anblick sie zu Bildsäulen versteinerte. Wände und Decke waren mit schwarzem Tuch bedeckt, kein Fenster war zu sehn, drei Candelaber erhellten nur matt das unheimliche Düster. Im Hintergrunde stand ein großer Sarg, an dessen Kopfende ein hohes Crucifix emporragte. Alle schwiegen, in der lautlosen Stille hörte Jeder nur sein Herz schlagen. Da sprach der König mit fester Stimme:

„Ihr seht, auch dieses Gericht ist für Euch bereitet, sowie der Nachtisch, der das Fest krönen soll. Weiter sage ich Euch, wie jener Minstrel bei Eurem Bankett zu Euch sagte: Meine Vormünder, anstatt mein Recht zu schützen und mein Hab und Gut zusammen zu halten, verschwenden mein Erbe. Darum will ich, der ich in dieser Stunde großjährig bin, den Thron selbst besteigen, Euch aber zur gerechten Strafe zieh'n."

Bei diesen Worten stampfte er mit dem Fuße, ein schwarzer Vorhang erhob sich und zeigte eine große Menge Bewaffneter.

„Hier sehet meine Getreuen, Ihr Treulosen. Sie werden mein gutes Recht wahren gegen Euch ungetreue Statthalter Eures Herrn. Du, Marquis von Villena, versprachst auf Dein Ehrenwort dem armen Minstrel, der ich war, Gerechtigkeit, und sagtest, seine Vormünder seien des Todes schuldig; bei St. Jago, Du hast Dir und Deinen Helfershelfern selbst das Urtheil gesprochen. Empfehlet Eure armen Seelen der Gnade des allbarmherzigen Gottes."

Bei diesen Worten trat ein Beichtvater und der Scharfrichter ein. Alle Schuldigen fielen nieder und baten um Gnade. Da sprach der König groß und feierlich:

„Wohlan, ich begnadige Euch; das sei der erste Akt

meiner Milde bei dem Antritt meiner Großjährigkeit, da ich den Thron von Castilien besteige. Ihr bleibt in festem Gewahrsam, bis Ihr dem Staatsschatz Alles ersetzt habt, was Ihr auf so widerrechtliche Weise verschwendetet. Dir, Hauptmann der Getreuen! überantworte ich die Schuldigen."

Mit diesen Worten verließ Heinrich III. von Castilien das Gemach.

W. Schier.

Geschichten aus der Heimath.

Von Fr. Hilarius.

III. Ein Samariter.

Der freundliche Leser verarge mir nicht, daß ich noch eine kleine Weinprobe aushebe, um ein Urtheil über die Qualität unseres Freundes, des Pfarrherrn, möglich zu machen! —

Klopstock hatte sich auf eine Einladung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden den uneingeschränkten Aufenthalt in dessen Landen zur Bedingung gemacht. Darauf hin schrieb der edle Fürst unter Anderem an den Dichter der Messiade: „Die Freiheit ist das edelste Recht des Menschen und von der Wissenschaft ganz unzertrennlich!" und gewährte ihm seinen Wunsch. Das ist Fürstenstil vom Jahre 1774. — Es scheint beinahe, als habe sich unser Pfarrer eines ähnlichen Freibriefes zu erfreuen gehabt; denn einen guten Theil des Jahres durchstöberte er gleich einem Wandergesellen alle Winkel des deutschen Reiches. In der That — als man ihn nach Jahren von der geringen Pfründe wohlverdienter Maßen auf eine bessere versetzen wollte, verzichtete er freiwillig auf diesen Vortheil, und behielt sich dagegen vor, daß man ihm seine bisherige Freiheit unverkümmert lasse. Man gab es erstaunlicher Weise zu, und also geschah es denn, daß er eines Tages im Spätherbste 1780 von Bonn nach Koblenz zu wandern kam.

Der Tag war unmäßig schwül und half wacker mit, daß der edle Wein gar wurde in den Trauben. Diese sind auch selbigen Herbstes so wundersam gediehen, daß die Holländer sich die Rebstöcke vom Rheine holten, um sie auf das Vorgebirg der guten Hoffnung zu verpflanzen. Zur Zeit wär's nicht übel, wenn die Minhers Vergeltung übten, und uns die gute Hoffnung an den Rhein verpflanzten. Doch — zurück zu unserem Wanderer!

Den Pfarrer drückte das Bündel am Rücken bei der argen Hitze um das Doppelte. So kam es ihm just gelegen, daß Einer desselben Weges seinen Karren vor sich herschob. Alsbald waren beide Handels eins und das Felleisen wurde auf den Karren geschnallt. Dergestalt zogen sie selband des Weges, der Eine seiner Last entledigt, der Andere gewärtig seines Lohnes. — In Andernach auf der Post ward Rast gehalten, und wie sich's eben traf, so fand der Pfarrer im Herrenstübel einen alten Kameraden von der Hochschule, und der Kärner schloß draußen im Zechzimmer eine junge Freundschaft mit einem Rheinschörgen. Die Zeit strich vorüber wie Falkenflug; der Wein mundete nach des Tages Last und Hitze, und als unser Freund an den Aufbruch gemahnte, flammte bereits das Abendroth über der Schneeeifel, und die Rheinberge warfen einen tiefen Schatten über den silbernen Strom. Auf der Landstraße dämmerte es — der Abend war mild und würzig — das Wasser rauschte so melodisch, als brächte es Grüße mit von der blonden Lurlei. Noch schlug dazumal kein Dampfer die Speichen in glühender Hast verwundend in die Fluthen, und verscheuchte die poetische Stimmung des Wanderers. Ach — und der alte Freund hatte im Herzen des Pfarrers alte selige Erinnerungen aufgelockert, sie mit Rebenduft angehaucht und mit Wein gesättigt, also daß dieser über alle Maaßen selig gestimmt fürbaß wanderte, Felleisen und Geleitsmann und die ganze Welt vergessend! dem Kärner aber hatte der junge Wein und die junge Kameradschaft nicht minder zugesetzt, und kaum ein halbes Stündlein außerhalb des Thores konnte er es nimmer verwinden, schob den Karren gemächlich seitab, legte sich hin auf's thauige Gras und sein schlummermüdes Haupt auf des Pfarrers Reisebündel, und entschlief sanft und selig. Nachgerade merkte denn dieser doch, daß ihm etwas fehle. Da sich aber mittlerweile die Nacht hereingeschlichen hatte und den freien Rückblick wehrte, so fürchtete er nichts weniger, als sein Gefährte sei in gleicher seliger Trunkenheit, wie sie ihn geleitete, vom Herwege ab und — etwan gar in den Rhein gerathen. Eine Gänsehaut überlief ihn!

Darinn liegt nun einmal die Ironie des Menschenlebens, daß die Dungfelder der Sorge und Noth mitten in den blühenden Gärten der Romantik zerstreut liegen; daß die fahle Wirklichkeit immer ihren Aschenkrug zur Hand hat, um die aufflackernde Glut unserer Herzen zu dämpfen!

Der Pfarrer hatte etwa ein Stündlein zurückzuwandern, bis er in dunklen Umrissen Etwas zur Seite der Straße gewahrte. Bei näherem Beschauen löste sich das Räthsel. Da lag er — der sternvolle Karrenmann, und spielte die Rolle des schlafenden Endymion mit solcher Hartnäckigkeit, daß ihn kein Rufen und Rütteln, kein freundliches Zureden und keine ernste Mahnung aus dem Texte bringen konnte. Seine Seele war dem Zauber des Weingeistes völlig verfallen! — Was thun in dieser argen Bedrängniß? Ein Anderer hätte kurz entschlossen dem Trunkenbolde das Felleisen unter'm Kopfe weggezogen, ihn in Gottes Namen seinem Schicksale überlassen, und wäre eben allein des Weges weiter gewandert. Nicht so unser Pfarrherr! Der hatte — das pochende Bewußtsein der eigenen Menschenschwäche abgerechnet — etwas Wahlverwandtes mit dem barmherzigen Samaritaner. Ihn kümmerte es, daß er den hilflosen Mann alleiu sollte liegen lassen an der Landstraße, ausgesetzt allen Schrecknissen der Nacht, die nicht des Menschen Freund. Also hub er ihn sachte auf den Karren zu seinem Bündelein, und da er nicht festhalten wollte, zog er noch überdieß das Tüchlein vom Halse, band ihn damit an die Rückwand des Karrens und fuhr ihn selber gen Koblenz zwei lange, bange Stunden, die ihm sauer genug geworden sind. In Koblenz aber vor dem Thore hielt er bei einer Kneipe inne, das war gegen elf Uhr Nachts, weckte seinen Passagier so gut es ging, und zahlte dem Schlaftrunkenen seinen Lohn aus. Für seine eigene Mühe aber brachte er erst ein kleines Trinkgeld in Abzug. —

„Selbige Nacht" — so schrieb er in sein Zwickbüchlein — „habe ich so gut geschlafen wie noch selten; zudem weiß ich seit der Zeit, was Karrenschieben für ein hartes Gewerbe ist!" —

Die Prinzessin auf dem Abendstern.

Eine Erzählung aus den hinterlassenen Papieren eines Astronomen.



Erstes Kapitel

in welchem dem Leser drei fürstliche Personen vorgestellt werden, obgleich dieß gegen alles Herkommen ist, und nur geschieht, weil es viel weniger Weitläufigkeiten macht, als müßten die Leser den höchsten Herrschaften präsentirt werden.

Auf dem Abendstern, der von Menschen bewohnt wird, wie unsere Erde, und wo es wider alles Erwarten beinah' ganz hergeht, wie auf dieser Welt, lebte einmal ein Königssohn, der war klug, schön, liebenswürdig und überhaupt vortrefflich; und das Alles nicht nur, wie es sich gemeiniglich bei Prinzen von selbst versteht, sondern er war es eben wirklich.

Was Wunder auch! eine mächtige Fee hatte ihn aus der Taufe gehoben; sie gab ihm den Namen Diamant und eine Menge schöne Gaben dazu. Das kleine Fürstenkind gedieh auch wunderbar, und ward bald ein kräftiger Knabe. Nach der Anordnung seiner Pathe mußte er sich frühzeitig auf Reisen begeben, damit er die Staatsweisheit und noch andere nützliche Dinge mehr erlerne. Ein Hofmeister ward ihm beigesellt, aber an den kehrte sich der Prinz wenig, sondern folgte meist seinen eigenen Eingebungen, und daran that er wohl, denn sie kamen ihm alle ohne Ausnahme von der Fee, die ihn stets unsichtbar begleitete. Die Fee hatte der Pathchen mehr' auf der Welt, aber der Prinz lag ihr doch ganz besonders am Herzen, denn sie dachte: Man muß schon ein Uebriges thun, damit ein recht vollkommener König zu Stande komme.

Als der vortreffliche Prinz sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, kehrte er endlich von seinen weiten Reisen heim. Er mochte nun wirklich Alles erlernt und gesehen haben, was man eben in der Welt zu sehen und zu erlernen braucht. Jetzt freute er sich, wieder mit seinen Eltern vereint zu werden, die ihrerseits den fürstlichen Sohn mit Ungeduld erwarteten.

So viel nun auch Prinz Diamant in der Welt herum gekommen war, so hatte er sich doch nie lange an fremden Höfen aufhalten mögen. Da ging es überall so steif und förmlich her, daß der Prinz viel lieber ungekannt beim Bürger und Bauersmann einzukehren pflegte. Nun meinte er aber, der väterliche Hof werde ganz anders beschaffen sein; denn wer malt sich in der Ferne die eigene Heimath nicht schön und reizend aus?

Der Prinz befand sich aber kaum einige Tage in seiner Vaterstadt, als sich schon die wunderlichsten Gerüchte über ihn verbreiteten. Man zischelte einander in die Ohren, des Prinzen Erziehung sei in einem wichtigen Punkte vernachlässigt worden und doch hatte ihn noch Niemand von Angesicht zu Angesicht gesehen, denn bisher war er mit seinen königlichen Eltern stets allein geblieben, und hatte diese sogar bewogen, unerhört! ohne Kammerherrn und Hofdamen zu speisen. Aber es gibt Leute, die mit einem schönen Ahnungsgefühl ausgestattet sind, und solche behaupteten — nach dem Vorhergesagten schien es eben auch nicht unwahrscheinlich — der Prinz habe, — ja man schaudert es auszusprechen, noch gar keinen Begriff von — Etiquette!

Ob diese Gerüchte nun begründet, oder nur schwarze Verläumdungen seien, sollte sich bei der ihm zu Ehren angesagten großen Cour alsbald zeigen. Der ganze Hof konnte den Tag kaum erwarten. Er kam endlich heran. Um zwölf Uhr pünktlich stand Alles, was Orden und Bänder trug, erwartungsvoll auf den Füßen, und nur ein leises Flüstern rauschte durch die

Versammlung, wie vor dem Aufgang der Sonne der Wind die Gräser am Boden bewegt. Aller Augen waren starr auf die Thür gerichtet. Jetzt that sie sich auf. Prinz Diamant trat ein.

Ja, schöner, stattlicher und männlicher konnte kein Mensch gedacht werden. Feuer sprühte aus seinen Augen, Herzensgüte lagerte um seinen Mund, und wie er grüßte und die Versammelten anredete, die Stimme, die Worte mußten jedes Herz gewinnen. Aber Hofleute verstehen die Sprache der Natur nicht mehr; auch waren sie viel zu sehr mit dem beschäftigt, was ihnen im Augenblick zu thun oblag, als daß sie Zeit gehabt hätten, den Prinzen länger anzusehen und zu beobachten wie er in ihre Mitte trat. Sie stoben aus einander, um einen weiten Kreis zu bilden, als sich die Thür öffnete, und verneigten sich bei der Erscheinung des Prinzen so gleichmäßig tief, als ob ihr Oberkörper durch einen Draht bewegt worden wäre.

Fürst Diamant konnte sich des Lächelns nicht enthalten. Nach der ersten Begrüßung fuhr er fort zu sprechen: „Ei, meine Herren, was bedeutet dieser magische Kreis, erwarten Sie, daß hier am Hofe Zeichen und Wunder geschehen?" Und seine Blicke wandten sich bei dieser scherzenden Bemerkung von einer Seite zur anderen, wie es einem Prinzen nicht wohl ansteht, der nach den vorsündfluthlichen Gesetzen der Etiquette nur einen Menschen zugleich in's Auge fassen und anreden soll. Dann kehrte er sich zu dem Ceremonienmeister, der ihm auf dem Fuße folgte und ihn ängstlich zu bewachen schien, und verlangte, daß man für die Gesellschaft Stühle herbeihole, damit einem Jeden ein freies Gespräch mit dem Nachbar möglich werde.

Der Ceremonienmeister stand wie versteinert bei diesem Ansinnen. Nun wußte der Prinz freilich nicht, daß es keine hülfloseren Einrichtungen gibt, als die eines wohlconditionirten königlichen Schlosses, sobald es gilt Neuerungen einzuführen. Der Raum war eben nur zum Stehen eingerichtet, und es fiel dem Ceremonienmeister eben so wenig ein, daß man darin sitzen könne, und daß es möglich sei, aus dem gegenüber liegenden Flügel Sessel herbei schaffen zu lassen, als es ihm unausführbar erschienen wäre, Mond und Sonne zu verrücken. Scheu trat er an den Prinzen heran, und sagte so leise als er konnte, doch mit fester Stimme: „Königliche Hoheit, dieser Saal ist zur Cour bestimmt. Mein gnädigster Herr wolle geruhen jetzt der Reihe nach an jeden der hier Versammelten einige Worte huldvoll zu richten." Aber der Prinz sah ihn von unten bis oben an, und schien ihn nicht gehört zu haben, denn er begann wieder zu dem ganzen Kreis mit lauter Stimme zu reden: „Meine Herren," sagte er, „die Versammlung ist heute zu zahlreich und die Vorbereitungen für Ihre Bequemlichkeit sind zu schlecht getroffen, als daß mir die Freude werden könnte, wie ich sie mir für ein anderes Mal vorbehalte, mit Ihnen eine vernünftige Unterhaltung zu führen; da nun aber Ihre und meine Zeit zu kostbar ist, um sie mit leeren Ceremonien zu verlieren, so lassen Sie mich Ihnen heut nur ausdrücken, wie wohl mein Herz sich in der Heimath fühlt, und wie es Ihnen und allen meinen lieben Landsleuten entgegen schlägt."

Der Prinz sprach noch andere herzliche Worte mehr, die ich nicht weiß, weil er nicht wünschte, daß dergleichen in den Zeitungen abgedruckt würde.

Aber so viel ist gewiß, sie fanden kein Echo in der Brust seiner Zuhörer, denn erst, als er den Saal verließ, gaben sie wieder durch die oben erwähnte, drahtzugartige Verbeugung ein neues Lebenszeichen.

Nachdem der Fürst Diamant gegangen war, kamen die besternten Leute nach und nach wieder zu sich, drückten einander im stummen Schmerz über das Erlebte, schweigend die Hand, und entfernten sich in wahrer Verwirrung aus dem Schlosse.

Die Wagen konnten so schnell nicht nach der Rangordnung vorfahren, die Hofräthe stiegen vor den Geheimräthen ein. Es war ein rechter Gräuel! „Uf!" sagte heimgekehrt der alte Kammerherr von Schimmel, der schon die Couren beim höchstseligen König mitgemacht hatte, zu seiner Frau: „daß Gott erbarm, war das eine Cour, kaum fünfzehn Minuten haben wir gestanden! Bei seinem höchstseligen Großvater, da fühlte man die eigenen Füße nicht mehr, wenn man nach Hause kam, und was brachte man da für einen Appetit mit! Ja du mein Himmel, das soll nun auch eine Prinzenerziehung sein!"

Seinerseits dachte der Prinz, als er den Saal verlassen hatte: „Es wird wohl noch eine andere Sorte Menschen in meinem Vaterlande geben als dieß Geschlecht der Motten, das aus dem Moder ergrauter Jahrhunderte seine Nahrung zieht." Und da es ihm unmöglich ward, den Hof des alten Königs ganz umzugestalten, so schloß er sich fortan völlig von dieser Welt aus, die sich unbekümmert um den Lauf der großen, die Gott erschaffen hat, wie die Walze in einer Orgel, immer um dasselbe Lied dreht. Desto eifriger arbeitete Diamant an zweckmäßigen Reformen zum Wohl des Staates, wählte die Männer zu seinen Rathgebern, die er für tüchtig erkannte, und sein Vater ließ ihn darin auch frei gewähren. „Er hat nun einmal das Steckenpferd," sagte der alte König, „das Volk beglücken zu wollen." Aber dieß Steckenpferd ward zum Vollblutroß unter seinem Reiter, es setzte über Berge und Abgründe, und übersprang jedes Hinderniß, um endlich doch zum Ziel zu gelangen. Dies Ziel leuchtete indeß auch dem Volk hell in die Augen, und der Prinz ward bald allgemein geliebt und verehrt. Nur seine königlichen Eltern schienen nicht völlig zufrieden gestellt durch ihren Sohn; zumal der Königin Roccocolinde wollte es oft bedünken, es fließe nicht ihr eigenes Blut in seinen Adern, weil seine Freuden nicht die ihrigen waren. Denn gleich, wie der Prinz die Hoffeste floh, so war es der alten Königin bei jeder Veranlassung, die ihr der Zwang der Etiquette auflegte, zu Muthe, wie einem Fisch, der frisches Wasser bekömmt; ihre alten Glieder wurden gelenk, sobald sie ihre Würde öffentlich vorzustellen hatte, und es war schwer zu sagen, was dann an ihr beweglicher wurde, ob ihr stets freundlich nickender Kopf, ob der Arm, der den Fächer regierte, oder die allezeit fragfertige Zunge, während doch die halbtauben Ohren sich nicht im mindesten anstrengten, die Antwort, auf die es freilich nicht abgesehen war, zu verstehen. Die Königin Roccocolinde verjüngte sich förmlich, sobald es feierlich und festlich am

Hofe zuging, während sie geistig erschlaffte und ihr Alter zu fühlen anfing, wenn sie die Schnürbrust der Etiquette ablegen durfte. Nun war es ihr natürlich ein Schmerz, daß ihr Sohn sie in ihren besten Stunden nicht sehen sollte, und daß er selbst niemals am Hofe in Uniform und Sternen glänzte, sondern wie ein schlichter Bürgersmann unverkleidet einherging, und lieber einen kleinen Kreis gescheiter Männer bei sich versammelte, als an königlicher Tafel speiste. Daß er es vorzog, durch Feld und Wiesen einsam zu streifen, statt im sechsspännigen Hofwagen auszufahren; daß es ihm erwünschter war, Wochen lang im hohen Gebirge der Gemse auf steilem Pfad zu folgen, als eine Hofjagd mitzumachen, wo ihm doch jedesmal der Hirsch des Tages (das letztemal war es sogar ein sechszehn Ender) schußrecht entgegengeführt wurde; daß er endlich mehr Vergnügen daran fand, das Landvolk auf einer Dorfschenke fröhlich tanzen zu sehen, als er einem Hofballe Geschmack abgewinnen konnte, obwohl doch der König in höchst eigener Person die Milchstraßen=Menuett, so wie den kleinen und großen Bären=Cotillon dort vortanzte. Dies Alles waren der Königin unerklärliche Räthsel. „Was ist dabei verwunderlich?" sagte dann die andere Majestät, „hat er nicht eine Fee zur Pathe gehabt, und wählte sie ihm nicht eine Amme — wie nannte sie doch die Person? — ich glaube Poesie — aus deren Milch er Gott weiß was für Gift eingesogen haben mag? Sagt' ich's nicht gleich, es wäre besser gewesen, ihn mit Kuhmilch groß zu ziehen und ihm eine kaiserliche Prinzeß zu Gevatter zu bitten?" — „Nun" tröstete die Königin, „es wird schon anders mit ihm werden, wenn er nur erst eine Gattin aus fürstlichem Geblüt erwählt haben wird." Dieser Gedanke zündete im Herzen des Regenten und er faßte gleich den Vorsatz, den Prinzen Diamant zu einer raschen Verbindung zu vermögen.

Zweites Kapitel.

Wie die Wünsche des Königspaares durch die Fee unterstützt werden, der Prinz sich auf Reisen begiebt und zwei Prinzessinnen kennen lernt.

Schon waren die Bildnisse aller lebenden Prinzessinnen angelangt, manch' schönes Antlitz fand sich darunter vor, aber unser Prinz theilte den sonderbaren Volksaberglauben, die Ehen müßten im Himmel und nicht durch diplomatische Verhandlungen geschlossen werden. Er meinte, Gott allein könne seinem Herzen die Rechte zuführen, deßhalb entschloß er sich, in der Welt umher zu reisen, bis er die Eine fände, die allein für ihn geschaffen sei. In diesem Vorsatz ward er noch durch die Erscheinung und den Rath seiner Frau Pathe, der Fee, bestärkt, denn als er am Morgen seines einundzwanzigsten Geburtstages erwachte, füllte glänzendes Licht sein Zimmer, und von strahlendem Glanze umflossen, stand die edelste der Feen vor ihm. Sie trug auf dem Haupt ein Diadem von lauteren Perlen, und das Kleid, das sie umgab, war gewebt aus Blumen aller Länder und Zonen.

„Glück auf zur Brautschau" sprach sie, „Diamant! Du sollst sie finden, für die dein Herz in Liebe erglühen wird, aber nur als schlichter Wanderer wirst du ihr begegnen, und damit du auch gleich wissest, ob es die Geliebte sei, welche dir nicht dein Herz allein, nein, auch der Himmel auserlesen hat, so trage stets einen Strauß von Blumen bei dir, wie sie eben auf deinem Wege blühen. Die Jungfrau aber, welche dir mit eigener Hand die Blumen abnehmen und sich damit schmücken wird, die ist die rechte Braut, die du getrost heimführen darfst." —

Die Fee überreichte hierauf ihrem Schützling noch einen Wanderstab, an welchem er nie auf Abwege gerathen konnte, — fürwahr ein nützliches Geschenk, — ertheilte ihm ihren besten Segen und verschwand. Sie ließ in seinem Herzen Sehnsucht und Verlangen nach der unbekannten Braut zurück.

Sogleich theilte der Prinz seinen Eltern Alles mit, und der König ergab sich darein, seinen Sohn ohne Begleitung die Reise antreten zu sehen. „Hat man einmal A gesagt," sprach der weise Monarch, „so muß man auch B sagen, man kann die Fee nicht geradezu vor den Kopf stoßen, und so sei es darum, daß Diamant, wie es sein Wille ist, unerkannt als Sänger und Lautenschläger durch die Welt ziehe, natürlich nur von einer königlichen Burg zur anderen!

Der König schenkte dem Prinzen sein bestes Roß, und vergnügt ritt dieser in die Welt hinein. Sein Wanderstab war ihm dabei von wenig Nutzen, doch hielt er ihn nichtsdestoweniger in Ehren.

Getreu dem Versprechen, das er seinen königlichen Eltern gegeben, kehrte Fürst Diamant zuerst am kaiserlichen Hofe ein. Es gelang ihm leicht als Sänger Eingang und Gehör zu finden und man zollte dem Dichter vielen Beifall. Er trug ein rührendes Lied vor und beobachtete dabei unverwandt die schöne Prinzessin; aber ihr Auge ward nicht feucht, wie innig er auch von Liebe sang. Nun ließ er heitere Weisen folgen. Die Kaiserstochter lächelte wohlgefälliger dazu, doch bewegte dieß Lächeln nicht sein Herz. Indessen wollte er nichts von seiner Pflicht versäumen, deßhalb zog er einen Strauß von Veilchen und Rosen hervor, die er auf dem Wege gepflückt hatte, und reichte ihn zögernd der Prinzessin hin; allein sie berührte ihn nicht. „Recht gut, mein Freund," sprach sie, „gebt ihn meinem Hoffräulein." Und diese sagte verächtlich, ohne die Blumen zu empfangen: „Wollt Ihr ein anderes Mal einer Kaiserstochter Blumen anbieten, so merkt Euch, daß Ihr sie nicht in Eurer eigenen Hand, sondern auf einem Teller darreichen müßt."

Der Prinz athmete freier, als die seidenen Gewänder an ihm vorüber rauschten, und drückte die Rosen und Veilchen fest an sein Herz, gleichsam als wolle er den Blumen danken, daß sie ihm dießmal treu geblieben waren.

Er ritt nun lange, bis er wieder ein königliches Schloß erreicht hatte. Heut war es ein Strauß von Aurikeln und Narzissen, die er am Hute trug, als er in die Hofburg trat. Man wies ihm einen entlegenen Platz in dem Saale an, wo sich der König und sein Hof versammeln sollten. Viel andere Sänger traten vor Diamant auf. Es war dem Prinzen aufgefallen, daß er und seine Standesgenossen durch ein Gitter von den Zuhörern getrennt waren. Nicht minder abgeschmackt dünkte ihm der Brauch, daß man ihrer durstenden Kehle keine Erfrischung darbot, während die müßigen Zuhörer

einen süßen Trank nach dem anderen vor ihren Augen schlürf=ten. Doch dachte er: „Ländlich, sittlich," griff nach seiner Laute, spielte und sang. Er legte es heut nicht darauf an, die Anwesenden zu rühren, war ihm doch selbst so kalt um's Herz. Die Prinzessin hatte seinen Liedern gar keine Auf=merksamkeit geschenkt, doch faßte sie den Prinzen selbst scharf in's Auge. War es der schmucke Sänger, der ihr gefiel, oder schien ihr etwas an seinem Anzuge merkwürdig, sie verwandte ihre Blicke nicht von ihm. Dem Prinzen war dieß nicht ent=gangen. Sollte sie die Rechte sein? dachte er — und dieser starre neugierige Blick, der kein inneres Leben verrieth, den seinigen suchen? — Die Königstochter trat näher heran, als er sein Lied geendet hatte, und schaute auf, nach dem Strauß, der seinen Hut zierte. Zitternd bot ihn ihr der Prinz durch die Gitterstäbe dar. O Gott! sie schien ihn begierig ergreifen zu wollen, und empfing ihn wirklich aus der Hand des er=schrockenen Fürsten. Aber statt sich mit den Blumen zu schmücken, ließ sie diese plötzlich ihrer Hand entgleiten, indem sie unwillig ausrief: „Ei ich meinte, es seien künstliche Blu=men, nun sind es ja doch nur natürliche." Und sie schritt über die Sprößlinge des Frühlings hinweg, die zerstreut am Boden umher lagen. Lächelnd und kopfschüttelnd sah ihr der Prinz nach. Dann verließ er sobald es sich schicken wollte, das Schloß, zäumte sein Pferd im Stalle und ritt noch spät in die sternenhelle Nacht hinein.

Drittes Kapitel.

Der Prinz setzt seine Reise fort, und muß gleich anderen Menschen unter=wegs schlafen. Wie ihm sein Wanderstab von großem Nutzen wird, und wie der Prinz seinen Blumenstrauß endlich anbringen kann.

Prinz Diamant ritt, bis er den Hof und die volkreiche Stadt weit hinter sich hatte und kein anderes Licht mehr sah, als das der Planeten, das sanft auf ihn herniederfloß, und kein anderes Geräusch mehr vernahm, als das Murmeln eines Baches, der von den nahen Bergen herab seinen Weg durch das Thal nahm. Das frische Gebirgswasser floß so keck und übermüthig, sein Bett bis zum Rande füllend, daß es die Blumen und Gräser netzte. Es brachte einen frischen Hauch von der hehren Alpenluft mit, der dem nächtlichen Reiter die heiße Stirn kühlte.

Seine Brust schwoll von Sehnsucht nach der hohen Berg=wand, auf die er zuritt; eine Kette von unabsehbaren Schnee=gebirgen lag abenteuerlich im Sternenschein vor ihm. Als er näher und näher kam, verschwanden die höchsten Gipfel, und nur das Mittelgebirge öffnete eine Schlucht, durch die er sei=nen weitern Weg verfolgen konnte. Der Prinz würde immer fort und fort geritten sein, hätte ihm nicht das Mitleid mit seinem Thiere bewogen, vor einer kleinen Hütte anzuhalten. Der Bauer, der sie bewohnte und den er aus festem Schlaf erwecken mußte, nahm ihn gastfreundlich auf und bot ihm sein Lager an.

„Wo wollt Ihr aber hin zu Roß?" fragte er den Rei=ter, „hier geht der Weg bald zu Ende, und wer über die Berge will, muß zum Wanderstabe greifen." — — „Wohlan," sprach Fürst Diamant, „so behaltet unterdeß mein Pferd, ich komme wohl desselben Weges zurück. Aber morgen vor Ta=gesanbruch will ich die Gipfel erklimmen, die der ewige Schnee bedeckt, und die Thäler jenseits schauen, die ich durch=wandern muß, bis ich die Grenze dieses Reichs überschritten habe."

„Eine weite, beschwerliche Reise, die Ihr da vorhabt," sprach der Bauer, „und gefahrvoll für den, der die Launen unserer Gebirgsgeister nicht kennt, die bald Schnee, bald Ne=bel über das Land verhängen. Laßt Euch wenigstens meinen Sohn als Führer gefallen."

Dankbar nahm der Prinz dieß Anerbieten an, und nach=dem er das einfache Abendbrod genossen, das ihm sein freund=licher Wirth auftrug, streckte er sich auf eine Streu neben sein Pferd, denn er mochte dem alten Mann sein Lager nicht rauben. Nur wenige Stunden genoß er der erquickenden Ruhe und kaum graute der Tag, so schritt er schon rüstig den schmalen Gebirgspfad hinan. Sonne und Sterne machten sich noch einander ihr Reich streitig, und die Sterne wollten nicht weichen, als schon die ersten Sonnenstrahlen das Morgenroth verdrängt hatten. Wie köstlich war die Luft, wie belebte jeder Athemzug, jeder Blick in's Thal zurück den Wanderer! Er vergaß beinahe den Zweck seiner Reise, und schwelgte in dem Genuß der Naturschönheiten, die ihn von allen Seiten um=gaben. Jetzt ward ihm auch das Geschenk der Fee gar dien=lich. So leicht ging es sich an diesem Stabe, daß der Knabe, der den Prinzen begleitete und ihm seine Laute nachtrug, die=sem kaum zu folgen vermochte.

Es nahm den kleinen Führer Wunder, daß da, wo sich die Wege theilten, der Prinz immer den richtigen einschlug. „Ei, man sollte meinen, Ihr wäret in den Bergen zu Hause," sprach er, „so gut wißt Ihr Euch zurecht zu finden;" und während sie munter vorwärts schritten, ließ sich Diamant von Land und Leuten und von den wunderbaren Sagen im Volk erzählen.

Plötzlich aber stand der Knabe still, faßte eine Bergspitze ins Auge und sprach: „Wir können heut nicht weiter, laßt uns nach der letzten Hütte zurückkehren, an der wir vorüber gingen. Seht Ihr dort den alten Weiberberg? es wird hell um seine Spitze, das ist ein böses Zeichen und bringt uns sicher Nebel." Doch der Prinz, der sich auf seinen Stab verließ, beharrte darauf, die Wanderung fortzusetzen.

Der Knabe wußte selbst nicht, warum er sich überreden ließ, ihm zu folgen. Es lag eben etwas Unwiderstehliches in dem Wesen des Fürsten Diamant, und diese Gabe, die Herzen zu gewinnen, darf auch keinem guten Anführer fehlen.

Sie waren indeß kaum noch eine Stunde fortgegangen, als ein leichter weißer Dunst sie zu umgeben anfing und im=mer dichter und dichter sich um sie schloß. Der Prinz befahl dem jungen Burschen, sich fest an ihn zu klammern, während er getrost versuchte, die steile Wand zu erklimmen, die ihn noch von dem Bergesgipfel trennte. Aber auch der Gipfel verschwand jetzt vor seinem Auge und in dem hellen Dunkel des Nebels tappend, fühlten die Wanderer nur noch an dem Schnee, der ihre Füße netzte, daß sie ihrem Ziele näher und näher kämen. „Um Gott," rief da mit einemmal der Knabe, „haltet ein! es geht bergab, und wir müssen schon auf der Höhe sein. Jeder Schritt kann jetzt sicheres Verderben brin=

gen." Und dieß sagend warf er sich, entschlossen, nicht weiter zu gehen, auf den Schnee hin. Auch Prinz Diamant hielt jetzt seine Schritte an, denn der Stab war tief in die Erde gefahren und schien ihm Widerstand leisten zu wollen, als er ihn herauszuziehen versuchte. Nun mußte der Prinz wohl gehorchen und stille stehen.

Der Nebel legte sich aber immer ängstlicher und beklemmender um die Brust der Beiden, daß jeder Athemzug zur Beschwerde ward. Dieß unthätige Harren ließ selbst den beherzten Prinzen seine Lage peinlich finden.

„Wie lange mag Das noch dauern?" fragte er den unsichtbar gewordenen Begleiter, der an seiner Seite leise betete.

„Vielleicht vier und zwanzig Stunden," antwortete dieser beklommen, und setzte hinzu: „Gott sei uns gnädig!" Da war es dem Prinzen plötzlich, als vernähm' er aus weiter Ferne Töne, wie die einer menschlichen Stimme.

„Was war das?" fragte er den Knaben; „ein Hülferuf?" und schon wollte er, der eigenen Gefahr uneingedenk, wieder vorwärts dringen. „Still, o still," bat der kleine Führer lauschend. Jetzt hörten sie deutlicher die Stimme; nein, das war kein Hülferuf, und klang melodisch wie Gesang. Anfangs drangen nur vereinzelte Töne an das Ohr des Prinzen, aber nach und nach erhob sich klarer und klarer die glockenreine Stimme. Dem Fürsten Diamant klangen ihre Töne, als kämen sie vom Himmel, und doch stiegen sie aus der Tiefe des Thales hinauf zu den Höhen.

„Wir sind gerettet!" rief der Knabe jetzt laut, indem er auf die Kniee sank; „die Schäferin Edelweiß singt!"

„Wer, sagst du, singt?" fragte der Prinz, ohne nach der Antwort hinzuhören, weil er noch immer der lieblichen Stimme lauschte, die ihm der Morgenwind aber zu bald entführte.

„Die Schäferin Edelweiß!" wiederholte der Knabe, „und wenn sie singt, müssen die Nebel weichen."

„So ist es eine Fee, die da singt?" fuhr der Prinz fort zu fragen.

„Nicht doch!" sprach der Knabe, „es ist nur eine Sterbliche wie ich und Du. Aber die wunderthätige Stimme, die hat ihr eine Fee verliehen."

„Ja wunderthätig!" seufzte der Prinz leise, und nie geahnte Wonne und Sehnsucht erfüllten sein Herz.

Während er sinnend schwieg, fuhr der Knabe fort: „wenn die Schäferin singt, erfüllt ihre Stimme das Thal und die Höhen, zerstreuet die bösen Dünste, tröstet die Leidtragenden und stärkt den müden Wanderer, der erschöpft am Wege ruht, daß er rüstig weiter zu schreiten vermag; ihr Gesang bringt auch immer das Vieh zur Heerde zurück, wenn es sich noch so weit verlaufen hat, und verscheucht alle bösen Kobolde und Geister, daß sie in die dunklen Schluchten flüchten müssen, aber die guten lockt sie an. Ja, sogar die Gemsen zähmt Edelweiß, sie kommen näher als auf Schußweite herbei, sobald sie nur singt."

„Seht doch selbst," unterbrach sich der Knabe, „wie der Nebel schon fällt!" Und der Prinz sah auf und um sich, und meinte zu träumen, so wunderbar war Alles, was ihn umgab. Ueber ihm hatte sich die dichte Nebelhülle geöffnet,



und das heitere blaue Himmelsdach ward an vielen Stellen sichtbar. Die Sonne leuchtete hinein und warf einen rosenrothen Schein auf das Meer von schneebedeckten Bergesgipfeln, die nach allen Seiten hin auftauchten, während sich die Dünste allmählig in weißen dicken Wolken zusammenballten und sich bequem lagerten auf den grünen Matten des Mittelgebirges.

Ein röthlicher wandernder Nebel, neckend vom Winde hin und her getrieben, füllte noch zum Theil die Thäler, doch wo er die Durchsicht gestattete, zeigten sich bunte, mannigfaltige Bilder, die er wie ein kluger Märchen=Erzähler rasch wieder dem Auge entzog, um neue zu enthüllen. Bald konnte der Fürst hinabschauen in unabsehbare Tiefen, auf blau und grünlich schimmernde Gletscherwände, die wie Smaragd und Türkisen im Sonnenscheine schillerten. Bald war es die idyllische Ansicht einer Sennerhütte am Blumen besäten Bergesabhang, die sich seinem Blicke darbot. Bald wieder lagen ferne Dörfer und Seen plötzlich vor dem neugierig Schauenden ausgebreitet. Und abermals zog der Nebel einen dichten Schleier über Alles, und Diamant stand wiederum von jener Welt des Traumes geschieden, einsam auf steilem Bergesgipfel in der Schneeregion.

„Wir werden wohl noch ein Weilchen warten müssen, ehe wir hinabsteigen," sprach sein kleiner Führer. „Wie gefährlich wir doch hier standen, dicht am Abgrund! nun sieht man's erst recht!"

Der Fürst bückte sich in diesem Augenblick nach einer Blume zu seinen Füßen, die er noch nie zuvor gesehen hatte. Ihre weißsammtne Blüthe guckte neugierig aus dem Schnee hervor; „das ist die Blume Edelweiß, die Ihr da pflückt," sprach der Knabe, „sie ist gar selten und kommt nur auf den höchsten Alpen vor."

Fürst Diamant machte einen Strauß von den Blüthen und schickte sich an, seinen Hut damit zu schmücken.

Da vernahm er wieder mit unaussprechlichem Entzücken den Gesang der Schäferin. Der Wind war jetzt in der Laune, ihm die Töne klar und zusammenhängend zuzuführen, die er vorher in Thäler und Höhlen umher getragen hatte.

Es ist schwer zu sagen, wie lange der Fürst beglückt und regungslos dem Gesange gelauscht haben würde, wäre nicht plötzlich das wunderbare Geschenk der Fee, der Wanderstab lebendig geworden. Dieser fuhr mit einem Mal hoch in die Höhe und aus dem Schnee heraus, drückte sich dem erstaunten Prinzen in die Hand und erinnerte ihn auf diese Weise, seine Wanderung fortzusetzen.

Diamant, ohne nun auf die Warnung des Knaben zu achten, der ihn versicherte, von hieraus führe kein Weg zu der Alm der Schäferin, begann den Tönen nachzugehen.

Der Stab aber hüpfte lustig voraus und führte einen Steg so kühn, abenteuerlich und schön, wie ihn nie zuvor ein menschlicher Fuß betrat; über die Abgründe und Wasserfälle bauten sich hohe Brücken, und längs der Bergeshalde schlängelte sich ein blumenreicher Pfad. Fürst Diamant schritt gleich einem Nachtwandler darauf hin; seine Seele war ganz in seinem Ohr gefangen, und all' die Herrlichkeit um sich herum, sah er nicht. Der Knabe folgte ihm staunend und dachte wohl: „Der mit seinem Stab vermag auch mehr, als andere Leute." Immer näher und näher kamen sie den holden Tönen und siehe! jetzt, wie sie um die Ecke eines Felsens bogen, lag vor ihnen auf grüner Alm eine Sennerhütte. Die Sennerin, schön und licht wie der Morgen, saß singend vor der Hausthür, und flocht dabei ihr langes Haar in breite Zöpfe, die ihr über den Nacken hinabhingen.

Zu den Füßen der Sängerin hatten sich lauschend ein Mädchen und ein Jüngling im Grase gelagert, während die Kühe, die am Bergesabhang weideten, mit sanftem Glockengeläut in das Lied einstimmten. Jenseits des Thales aber, hoch auf dem steilen Felsenvorsprung ruhten drei Gemsen, eine alte und zwei junge; die spitzten die Ohren und blickten vertraulich hinüber zu der singenden Hirtin. Fürst Diamant stand einen Augenblick still, das Bild von der Höhe herab zu betrachten.

Er wagte kaum, weiter zu gehen; es war ihm, als könne Alles wie ein schöner Traum zerrinnen. Sein Begleiter aber sprach: „Seht, da sitzt Edelweiß, und die zu ihren Füßen liegt, ist Enziane, ihre Freundin. Der Hirt neben ihr heißt Agath, er liebt die Schäferin Edelweiß schon lange, doch sie erhört ihn nicht und will gar nimmer freien." Fürst Diamant vernahm nichts von Allem, was sein Begleiter erzählte. Halb unbewußt griff er nach seiner Laute und begann das Lied der Sängerin zu begleiten. Wie das so herrlich zusammenklang, schritt er in den eigenen Harmonien gefangen und magnetisch angezogen von der leitenden Melodie, langsam hinab zu der Sennerhütte.

Das Lied ging eben zu Ende, da stand er vor der schönen Edelweiß. — Sie kam ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sprach: „Willkommen, lieber Spielmann! wo kommst Du her? und nun laß Dir's wohl sein bei uns."

Ja wahrhaftig, wohl war's dem Prinzen, nur war er stumm geworden vor lauter Herzenswonne und konnte keine Worte finden. „Sieh da!" rief die Schäferin, „was trägst Du für Blumen am Hut? Die gib nur mir, denn es sind meine Namensschwestern. Und sie streckte die Hand aus nach den edlen Blüthen, die ihr Diamant zitternd und mit hochklopfendem Herzen hinreichte. Wer beschreibt aber sein Entzücken, als Edelweiß leise die Blumen seiner Hand entzog und sie lächelnd zwischen ihre Haare flocht.

Was nun folgte, kann wohl Jeder denken: Die Beiden liebten einander, wie es ihre Wahl und wie es ihre Bestimmung war. Der Prinz, der seinen kleinen Begleiter reichlich beschenkt wieder entlassen hatte, weilte Tage, Wochen und Monate auf der Alm, sie verstrichen ihm wie Minuten. Er lebte recht eigentlich über den Wolken und hatte vergessen, daß es hinter den Bergen noch andere Reiche auf der Venus gäbe, als die Alm der geliebten Hirtin. Eines Tages fragte sie ihn: „Sag' mir, Du mein Diamant, hast Du nicht noch Eltern, Schwestern und Brüder auf unserm Planeten, daß ich noch Jemand zu lieben hätte auf der Welt, der Dir angehört? Der Prinz schwieg bestürzt, denn er gedachte der Heimath und seiner vergessenen Pflichten. „Nun, laß Dich's nicht kümmern," sprach Edelweiß, die Schmerz in seinen Zügen zu lesen glaubte, „wenn Du eine Waise bist gleich mir, so will ich Dir Vater und Mutter sein, Dich lieben wie eine Schwester, und wie eine Braut, und über Alles auf der Welt; denn Du bist meines Herzens Leben und füllst es ganz aus." — Da löste sich die Zunge des Prinzen und er fragte: „Magst Du denn auch mein sein, und mit mir ziehen in die ferne Heimath? und willst Du Hochgeborene zukünftig in der niedern Ebene wohnen? unter den Alltagsmenschen Deinen

Bergen ewig Lebewohl sagen?“ — „Wo Du weilst, sprach Edelweiß, da weht auch Alpenluft, und mit Dir will ich ziehen, wohin es auch immer sei.“ — Und wie sie einander in die Arme fielen, da legten sich segnend die Hände der Fee auf ihre Häupter und als sie aufblickten, stand ihre gemeinschaftliche Pathe in voller Herrlichkeit vor ihnen. Auch Enziane und Agath waren herzu gekommen und wohnten der Verlobung bei. Der arme Schäfer klagte wohl, daß er seine geliebte Edelweiß verlieren sollte, aber er hatte sich ihres Besitzes ja niemals würdig gefühlt. Enziane freute sich über das Glück der Freundin, und auch heimlich in der Hoffnung, daß nun Agath ihr sein Herz zuwenden würde, denn sie liebte ihn längst im Stillen. Aber vergeblich war ihr Hoffen und vergeblich lud der Prinz Agath ein mit ihnen in seine Heimath zu ziehen. Er wollte die Alm der Geliebten nicht verlassen, während Enziane sich in dem Gefühl verschmähter Liebe rasch entschloß, die Freundin zu begleiten. Für einen geziemenden Wolkenwagen hatte natürlich die Fee gesorgt, der führte sie durch die blauen Lüfte über die Alpen dahin, nach der Heimath des Prinzen. Wenige Tage zuvor hatte im Auftrage der Fee ein schöner Jüngling das Roß des Prinzen bei dem alten Bauer, wo es Diamant zurückgelassen, bestiegen und war vorausgeeilt, die königlichen Eltern auf den Empfang des Brautpaares vorzubereiten.

Viertes Kapitel.

Wie der Prinz mit seiner Braut heimkehrt.

Die Freude war groß, als die Nachricht im Schlosse einlief. Burg und Stadt wurden nun auf das Festlichste geschmückt, und da sich das Gerücht von der bevorstehenden Ankunft des Prinzen in der Residenz verbreitet hatte, fehlte es bald nicht an Neugierigen, die Straßen zu füllen. Vor Allem aber waren die Hofleute in weiß seid'nen Strümpfen von früh an auf den Beinen und deuteten mit geheimnißvollen Mienen an, daß sie allein von Allem wohl unterrichtet seien, während sie doch nur mit höchsteigenen Füßen das Straßenpflaster berührten, um auszuforschen, in welches Thor der Stadt die hohen Reisenden wohl einfahren möchten. Aber diese gelangten nach Art der Feen unsichtbar bis in ihre Gemächer. Und wie es nun ruchbar wurde, sie seien im Schlosse angelangt, so wäre man vielleicht der Vermuthung, sie müßten durch die Lüfte gekommen sein, nicht allzufern geblieben, hätte nicht plötzlich durch Phantasmagorie der Fee, die alles bedachte, und wohl wußte, daß selbst Wunder bei Hofe nicht so wohl anständig sind als das Hergebrachte, ein sechsspänniger bestaubter Reisewagen im Schloßhofe gehalten. Auch das zahlreiche Gefolge von Beiwagen und Dienerschaft, wie es nur immer zu der Beweisführung nöthig wäre, daß Prinzen nicht minder irdischer Abkunft sind, als andere Leute, und daß ihre Bequemlichkeit auf Erden keine leichte Last für sie und Andere ist, fehlte nicht. Trotzdem imponirte es der Diplomatie und dem ganzen Hof nicht wenig, daß des Prinzen Brautschau, Reise und Ankunft so rasch und geheim vom Stapel gelaufen war, denn nach ihrem Sinn ist nichts erhabener, als die Menschheit zu spannen, zu überraschen und zu foppen, so daß man wie von den Göttern, auch von den hohen Häuptern nie wissen könne, wann und wo sie niederfahren werden. Die Zeitungsschreiber aber waren in großer Verlegenheit, da sie nicht genau die Orte zu bestimmen wußten, an welchem das erhabene Brautpaar gefrühstückt, zu Mittag gegessen, einige Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen und übernachtet hatte.

Die Fee selbst stellte die fürstlich geschmückte Braut den Schwiegereltern als ihre liebe Pathe vor. Das machte sie freilich in den Augen dieser noch nicht ebenbürtig und es dämmerte eine schreckensvolle Ahnung in ihnen auf, Edelweiß könne zwar vielleicht eine Fee oder ein Elfenkind, aber doch am Ende nicht von fürstlichem Geblüt sein. Da die Fee ihnen jedoch darnach zu forschen verbot, und die Braut von ihr gleich einer Königstochter ausgestattet worden war, so drückten sie schon ein Auge darüber zu. Am Hofe aber ward bekannt gemacht, die Braut sei eine Kaiserstochter aus dem fernen Sobradisien und die Hochzeitsfeier eingeleitet.

Die Fee wohnte nur noch der Trauung ihrer Lieblinge bei, worauf sie diese dem göttlichen Schutz empfahl und mit dem Eindruck ihrer glücklichen, beseeligten Gesichter zufrieden von ihnen schied. Diamant und Edelweiß bemerkten kaum, daß ihre Pathe sie verlassen hatte, so sehr waren sie mit einander beschäftigt. Des Prinzen Seele strömte über von dankbarer Frömmigkeit, wenn er seiner angetrauten Braut in's Auge sah. Ihm schien, er sei ein Gott geworden, und er hätte wie ein Gott die ganze Welt beglücken mögen. Es genügte ihm nicht, daß er die Freilassung sämmtlicher Staatsgefangenen erwirkt hatte, und daß auf seinen Befehl ein Jahr lang alle Arme gespeist werden sollten. Seine Theilnahme erstreckte sich sogar auf die todten Figuren der Hofleute und er vermochte nicht mehr sie mit jener geringschätzenden Verachtung zu behandeln, wie ehemals. Fortan hielt er sich und seine Braut auch nicht mehr fern von dem Hof, und wollte, zur Freude seiner königlichen Eltern, daß seine Sonne Edelweiß auch dort wie überall strahlen und erwärmen sollte. —

Fünftes Kapitel.

Welchen Eindruck die Prinzessin Edelweiß am Hofe macht und empfängt, und wie sie plötzlich an Heimweh erkrankt.

Was Edelweiß selbst betraf, so hatte sie sich in die Stellung ihres Geliebten ergeben, wie sie sich auch darein gefügt hätte, wäre er nur ein niederer Bauer der Ebene gewesen. Daß er, den sie liebte, ein Königssohn war, konnte ihn ja in ihren Augen nicht erhöhen, er war und blieb der König ihres Herzens und der Diamant ihrer Seele.

Wer wie Enziane Edelweiß in der stillen Einsamkeit ihrer Berge gekannt hatte, mußte überrascht sein, daß die Pracht und Herrlichkeit ihrer neuen Umgebung nicht mehr Bewunderung und Erstaunen in ihr erregten, aber kannte sie denn nicht ein Dach, das sich noch viel höher wölbte, als das des königlichen Schlosses, und flimmerten nicht mehr Sternlein daran, als in der Hofburg Kerzen und Lampen brannten? Hatte sie nicht daheim Bilder gesehen, wenn auch nicht in goldene Rahmen eingefaßt, aber vom Glanze der aufgehenden Sonne beleuchtet, oder umflossen vom Stern= und Mondenscheine, oder geschmückt mit den Farben des Regenbogens — die noch in

der Erinnerung ihre Seele mehr zu erheben vermochten, als alle Gobelins und Gemälde ihrer neuen Wohnung, ja selbst ohne Ausnahme der in Oel gemalten königlichen Jagd, die in ihrem Gemache hing, und in deren Mitte sogar die Majestät des Königs Portraitähnlich figurirte? Edelweiß war eben keine Alltagsnatur, die das Ungewohnte blenden, und die für die Eindrücke des wirklich Großen und Erhabenen jemals gleichgültig werden konnte.

Unterdessen freute sich Enziane übermäßig auf den nächsten Hofball, wo sie und die Prinzessin zum ersten Mal den ganzen Hof versammelt sehen sollten. Edelweiß leuchtete von Schönheit, als sie an der Hand ihres Gemahls in den hohen Saal trat, sie hatte die Haltung und den Anstand einer Königin oder den eine Königin haben sollte, das heißt die Würde einer wahrhaft edlen Frau, denn es gibt eben keinen höheren Ausdruck, als den einer reinen Seele, die durch Anmuth, Geist und Schönheit herrscht. Der Glanz ihrer Erscheinung schien selbst die versteinerten Hofleute zu beleben, und entlockte ihnen gegen alle Etiquette ein „Ah!" der Bewunderung, über das sie selbst hinterdrein erschraken; Einer sah sich nach dem Andern um, und Keiner traute sich dieß unschickliche Lautwerdenlassen einer innern Empfindung zu. Edelweiß schien ihrerseits durch den Anblick der glänzenden Versammlung und durch die Musik erfreut. Der Prinz hatte es ausgewirkt, daß sie, mit den Tänzen noch unbekannt, bloß Zuschauerin bleiben durfte. „Wie das gut aussieht," sagte sie zu ihrem Gemahle, „wenn die Krieger so friedlich zwischen all' den geputzten Frauen einhergehen. Man gönnt ihnen recht diese Erholung."

„Von welchen Kriegern spricht mein Stern?" fragte der Prinz. — „Nun von den Männern in Uniform mit dem Degen an der Seite." Der Prinz mußte lächeln. „Dieß Kleid," sagte er, „hat keine martialische Bedeutung, und fast alle, die Du so angethan siehst, haben nie den Degen gebraucht."

„So ist es das Abzeichen irgend eines Amtes oder einer Würde?" fragte Edelweiß.

„Auch das nicht," antwortete der Prinz, „es ist nur die Würde eines Abzeichens."

„Wie? so dürfen es Alle tragen?" fuhr die Prinzessin zu fragen fort, die noch immer nach einem Kern in der leeren Schaale suchte.

„Alle die einen Titel haben," erwiederte der Prinz.

„Was ist ein Titel?" fragte Edelweiß weiter.

Da trat der König heran und für den Augenblick schien der Dialog der beiden Gatten abgebrochen.

Als sie wieder in ihre eigenen Gemächer zurückgekehrt waren, hatte Edelweiß schon manches von dem Flitterwesen des Hofes durchschaut. „Es ist doch nichts besser, als allein beisammen sein," sagte sie zu ihrem Gemahl. Der Prinz hielt sie lange in seinen Armen umfangen und gab ihr die zärtlichsten Namen. „O Du süßes Edelweiß," sagte er, wie hätte ich ohne Dich in dieser Wüste gelebt. Du bist mein Augentrost, meine Sonnenfrische, mein Alpenglühen!" Und die Liebenden traten an das offene Fenster, athmeten die würzige Luft ein und schauten in Andacht auf zu dem gestirnten Himmel. „Sieh," sagte der Prinz, „wie hell leuchtet uns der Planet Tellus. Ach, dort gibt's sicher keine Höfe und keine Etiquette, warum wurden wir nicht dort geboren!"

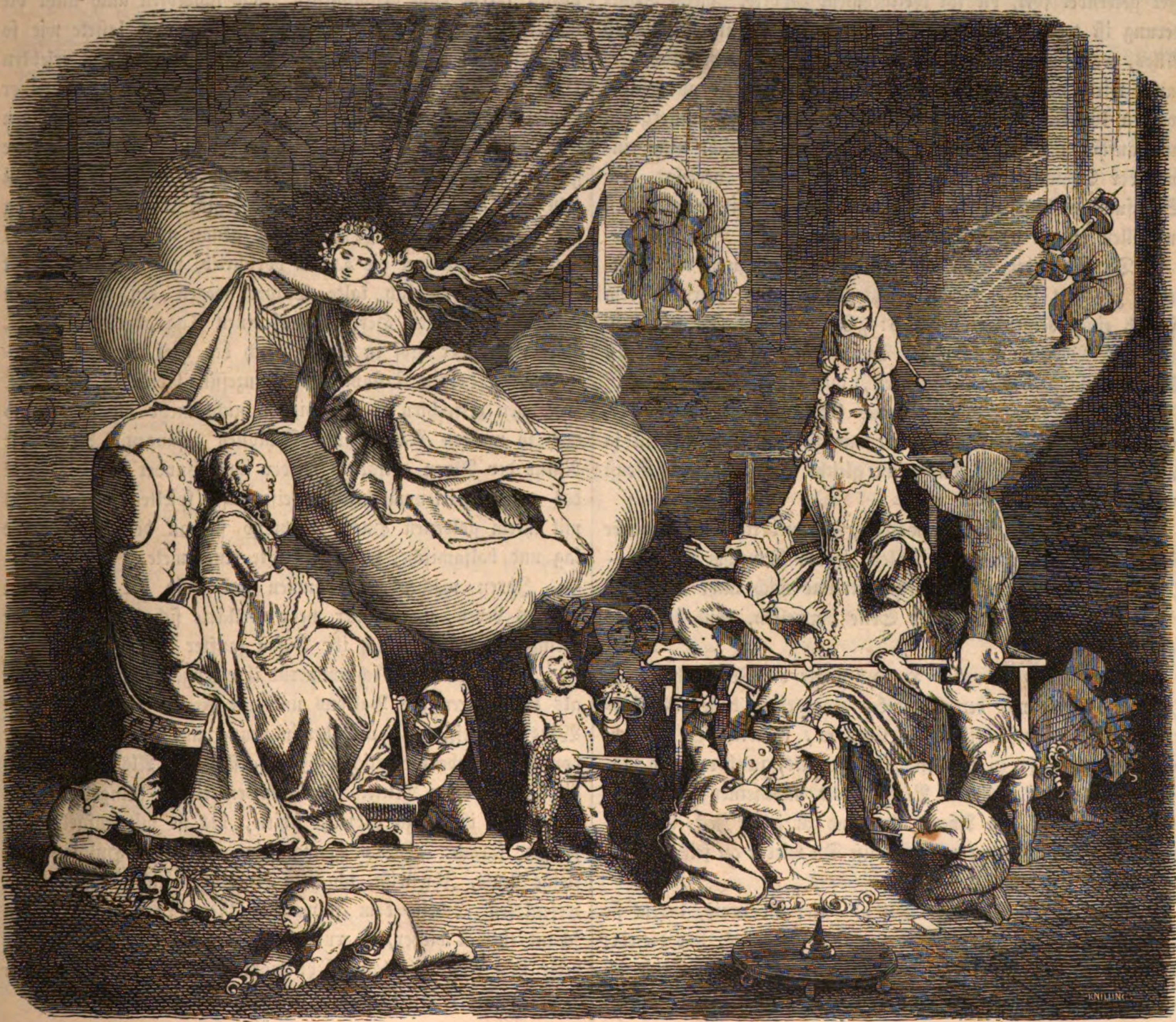
Während die Beiden sich so glücklich bei einander fühlten, hatte die Königin Roccocolinda eine minder poetische Unterhaltung mit der Oberhofmeisterin. Denn es war ihr nicht entgangen, daß die Prinzessin sowohl als ihr Hoffräulein auf dem Hofball arge Verstöße gegen die Etiquette begangen hatten, und sie trug der Oberhofmeisterin auf, beide mit der höfischen Sitte vertrauter zu machen. Enziane begriff rasch, was von ihr verlangt wurde, und fragte nicht nach dem „warum?" Der Hof und sein Glanz hatten sie geblendet, und seine Anforderungen schienen ihr höhere Gesetze. Sie erröthete schon bei dem Gedanken, daß sie sich noch in ihrem Benehmen von den übrigen Hofdamen unterscheide. Mit so geringem Selbstbewußtsein kann man es weit in der Welt bringen. Enziane ahmte wie ein Aeffchen die Mienen, Haltung und abgemessenen Reden nach, die sie sah und hörte, und die Oberhofmeisterin erklärte sich sehr bald völlig mit ihr zufrieden. Schwerer ward es ihr, die Prinzessin zu überzeugen, daß sie, und wodurch sie gegen den Anstand gesündigt habe, und doch lag es so klar am Tage. Hatte sie nicht am Abend des Hofballs die Liebe für ihren königlichen Gemahl offen aus ihren schönen Augen leuchten lassen, während es doch einer Prinzessin übel ansteht, so menschliche Schwächen zur Schau zu tragen? Hatte sie nicht lange Gespräche mit Einzelnen gepflogen, ja sogar den Kyrbostanischen Gesandten zur Rede gesetzt wegen einer diplomatischen Frage, und doch wäre jeder andere gleichgültige Gegenstand schicklicher für die Conversation gewesen, als diese Theilnahme an Krieg und Frieden zu verrathen. Konnte sie denn nicht lieber die neue Livree der Hofbedienten, oder den eben angelangten Jatranesischen Kronleuchter zum Thema ihrer Unterhaltung machen! Die Prinzessin hatte auch den unglaublichen Fehler begangen mit den Einen lächelnd, mit den Andern ernst zu reden, und dadurch zu Deutungen Anlaß gegeben, über das mindere oder höhere Wohlgefallen, was sie an dieser oder jener Person gefunden haben könnte. Dieß Alles stellte ihr die Oberhofmeisterin mit schuldiger Unterthänigkeit vor. — „Königliche Hoheit!" sagte sie, „müssen sich betrachten wie das Licht, das über Alle gleichmäßig ausströmen soll. Nur diejenigen, deren Rang und Titel sie zu einer Auszeichnung berechtigt, dürfen einer solchen theilhaftig werden. Es kommt auch für die Person, welche die Ehre Ihrer Anrede genießt, nicht gerade darauf an, was Ew. Königliche Hoheit für Worte an sie richten; im Gegentheil würden die oberflächlichsten und gleichgültigsten Gegenstände der Unterhaltung stets vorzuziehen sein, weil sie Niemanden in Verlegenheit setzen. Viel wichtiger ist es, das Zeitmaß der Anrede genau berechnen zu können, damit das Individuum, welches vor den Augen der Anwesenden einen Augenblick von dem Scheine der fürstlichen Gnade beleuchtet war, und genugsam darin geglänzt hat, zur gehörigen Zeit wieder in den Schatten zurücktrete, um Andern das Licht nicht über Gebühr lange zu entziehen. Z. B. die Frau Kammerherrin von Sternschnuppenthal mißbrauchte neulich die Huld Ew. Königlichen Hoheit. Es war unserer gnädigsten Prinzessin unbekannt, daß sie erst kürzlich von der Kam-

merjunkerin zur Kammerherrin avancirt war. Aber in diesem beschämenden Selbstbewußtsein hätte sie besser gethan, die an sie gerichtete Frage statt mit einer gespreizten Antwort, durch eine stumme Verbeugung zu erwiedern. Um recht sicher zu gehen, möchte ich Ew. Königlichen Hoheit anempfehlen, bis die Gewohnheit Höchstdieselbe wie J. M. die Königin Rocco=colinda zur Meisterin in der Abwägung ihrer Gunstbezeugungen gemacht haben wird, während der Anrede und Antwort einer solchen Unterredung innerlich zu zählen, zum Exempel für eine Kammerherrin zehn, für eine Geheimeräthin fünfzehn, für eine Fremde dreißig, für einen Diplomaten sechzig u. s. w.

Wir wollen unser Gedächtniß nicht ferner mit diesen Studien beschweren, um so mehr, als Edelweiß auch das ihrige nicht anstrengte. Sie hatte der Oberhofmeisterin still zuge=hört, und sah sich mit Staunen von diesem fremden Gedan=kenkreise umsponnen, dessen geheimste Fäden sie nicht enträthseln konnte. Sie waren und blieben ihr verworren. Aber wenn auch der freie Flügelschlag ihrer Seele nicht gehemmt wurde, sobald sie allein war, so sah sie sich doch genöthigt, sich in sich selbst zu verschließen, so oft ihr der Zwang der Etiquette auferlegt ward, und diesem Zwang folgte stets eine tödtliche Ermüdung. Warum warf der Prinz das Joch nicht ab, das ihn selbst ehemals so schwer gedrückt hatte? Fand er Trost dafür in dem Bewußtsein eines wohl vollbrachten Tagewerkes, das bei ihm den Hofleiden stets voran ging, oder war er in der Liebe Egoist geworden und dachte, „daß getheilte Leiden halbe Leiden sind?" Doch auch um seine Seele hatte sich unvermerkt ein Rost gelegt, und wenn er von Staatsgeschäften ermüdet heimkehrte und sich nicht im stillen Beisammensein mit Edelweiß erholen durfte, sondern noch an der königlichen Tafel oder auf Bällen erscheinen mußte, so brachte er in die ver=trauliche Einsamkeit der späten Abendstunden statt des poetischen Aufschwungs eines Liebenden und der ehemaligen Fülle von Zärtlichkeit im Ausdruck seiner Gefühle nur eine Verstimmung mit, die sich in sarkastischen Bemerkungen über den Hof und seine Sitten und Unsitten Luft machte. Edelweiß fand keinen Trost darin, über die Schwächen der Menschen zu lachen.

Sechstes Kapitel.

In welchem zu rechter Zeit die Pathe erscheint.



Eines Abends als Edelweiß einsam in ihrem Gemache saß, sie hatte Enziane recht absichtlich gebeten, sie allein zu lassen, erleichterte sie ihr Herz durch Thränen, die in häufigen Strömen ihren Augen entflossen. — Da vernahm sie ein leises Rauschen. Es war ihr, als wehten sie heimathliche Lüfte an, eine sanfte Hand faßte die ihrige, und als sie die feuchten Augen aufschlug, saß ihr zur Seite die Fee: „Edelweiß, theures Kind!" sprach diese, — „finde ich Dich so? Und ist dieß das Glück, das ich Dir verhieß?" — „O schilt mich nicht undankbar," sagte die überraschte Prinzessin, „mein Herz ist noch immer von Liebe erfüllt für Diamant, treu bewahre ich die Erinnerung an die Zeit, da sich die Welt für mich in seiner Seele spiegelte, ach aber jetzt ist diese mir unerreichbar geworden, seit wir fern von der Natur in einer Umgebung leben, die der ewigen Gesetze vergessen ist; in einer engen verkümmerten Welt, die Götter absetzt und Götzen erhebt; die den Geist feiern heißt, damit er nicht in dem großen Marionetten-Spiel, das erdacht ward, menschliche Größe darzustellen, die Rollen verderbe."

Edelweiß hielt an, sie hatte in Leidenschaft gesprochen, neue Thränen unterbrachen sie jetzt. „Ja," fuhr sie zu der Fee gewendet fort, die ihr theilnehmend zuhörte, „meine Schilderung ist treu, theure Pathe, überzeuge Dich nur selbst, ob Alles, was hier von uns Allen und von mir namentlich verlangt wird, nicht eben sowohl von einer Puppe ausgeführt werden könnte. Und muß ich nicht endlich selbst untergehen und aufhören zu empfinden? Bald bin ich vielleicht nicht einmal der Sehnsucht mehr fähig, die mich jetzt verzehrt, der Sehnsucht nach jenem reinen Aether der Freiheit, den ich einst in vollen Zügen athmen durfte. — —"

Die Fee, die nicht ohne sichtliche Bewegung der Prinzessin zugehört hatte, berührte jetzt zärtlich ihre Stirn mit dem Hauch eines Kusses und sprach: „Sei ruhig, liebes Kind, in jene freie Bergesluft führ' ich Dich zurück, gewiß bald sollst Du die hehren Alpen wiedersehen, auf denen Du erblühtest."

„Aber Diamant!" unterbrach Edelweiß, „wird auch er, an dem mein Dasein hängt, mit mir ziehen? Ach, das ist ja mein höchster Schmerz, daß nicht gleiche Sehnsucht seine Brust bewegt!"

„Sie wird in ihm erwachen," erwiederte die liebreiche Fee, „und Alles wird ihm fehlen, sobald Du ihm fehlst." — „O nein, nein!" rief Edelweiß, „trenne mich nicht von ihm! lieber noch will ich an seiner Seite hinwelken, ohne daß er es bemerkt." —

„Lege Alles in meine Hand," sagte die Fee nachsinnend, „Du selbst hast mir den Gedanken eingegeben, dessen Ausführung mich jetzt beschäftigt. Gelingt sie, so wirst Du täglich, ohne hier vermißt zu werden, wie ehemals, in der freien Natur Deiner heimathlichen Berge Gott und seiner Schöpfung huldigen können. Am Abend aber und zu jeder Zeit, wo Diamant Dich aufzusuchen pflegt, sollst Du wieder an seiner Seite, hier im Schlosse sein." —

„O liebe, liebe gütige Pathe!" rief Edelweiß, indem sie auf die Knie sank und den Saum des Gewandes, das die edle Fee umgab, mit ihren Lippen berührte; „ach, schon fühle ich meinen Geist wieder aufblühen, ich werde wieder frisch leben, frisch lieben lernen, und Diamant von dem Eindruck der Natur die Seele ganz erfüllen."

„Nein," sprach die Fee, „Du darfst ihm nur Deine gesunde fröhliche Stimmung mit heimbringen, aber Deine Abwesenheit vom Hofe soll und muß ihm ein Geheimniß bleiben, bis er selbst wieder sich bewußt wird, wie öde und schaal die Welt ist, die ihn umgibt, selbst wieder nach dem Altar der heiligen Natur verlangt. Jetzt aber laß mich eilen; leb' wohl, geliebtes Kind, ich darf nicht säumen, wenn ich Euch helfen will; bald, sehr bald sehe ich Dich wieder."

Bei diesen Worten verschwand die vortreffliche Pathe, — ich meines Theils glaube nicht, daß es je eine bessere gegeben hat, — und Edelweiß saß wieder allein in dem hohen Gemache des Schlosses, dessen helle Erleuchtung grell gegen ihre Einsamkeit abstach. Aber das scharfe Licht des Kronleuchters blendete nicht mehr ihre Augen, noch konnte es die Bilder der Phantasie verscheuchen, die manigfaltig vor ihrer Seele aufstiegen. Heute aber verfolgten sie nicht die gewöhnlichen Vorstellungen, sie sah nicht den heißen Ballsaal, wo Diamant mit einer fremden anwesenden Prinzessin gedankenlos tanzte, oder wo sie ihn mit besternten Leuten eben so mechanisch sprechen hörte; ihrem halb geschlossenen Auge schwebten auch nicht die immer glatten Gesichter der Hofleute vor, noch lastete wie so oft gleich einem Alpdrücken der Eindruck einer jüngst erlebten Cour auf ihr; ach! dieser Eintönigkeit des Hofs und seiner Gestalten vermochte selbst der düst're Krepp, der noch gestern wegen des Ablebens irgend eines unbekannten Prinzen, diese ganze todtgeborene Welt überzog, keinen neuen Anstrich zu geben. Anbefohlne Heiterkeit! Anbefohlne Trauer! Noch lag der schwarz geränderte Zettel, der genau auf so und so viel Tage und Stunden die Trauer vorschrieb, vor Edelweiß. Heut war diese schauerlich kalte Trauer wegen des Hofballs zu Ehren der fremden Herzogin auf einen Tag abgelegt worden. Aber weder der Hof in Krepp, noch der Hof in Galla vermochte die holden Träume der Prinzessin Edelweiß zu stören. Ihre neu erwachten Geister hielten nicht mehr die hohen und doch so niedern Räume des Schlosses gefangen. Nein! die Natur der Alpen entfaltete wieder ihre Wunder vor der Seele des armen Hirtenmädchens. Leise Lüfte spielten wie ehemals mit ihrem goldenen Haar, während sie an der Bergeshalde lag und balsamische, würzige Düfte einathmete.

Ihren wachenden Träumen gab bald der Schlaf ein höheres Leben, und immer mehr verklärte sich das Antlitz der Prinzessin, während sich ihr Busen sanfter hob. —

Kaum hatte sie schlummernd ihre Augen völlig geschlossen, als die Thüren des Balkons und alle Fenster wie durch einen Windstoß aufflogen, und herein drang eine geflügelte Schaar von kleinen abentheuerlichen Zwerggestalten. Alsbald erschien die Fee in ihrer Mitte. Sie tanzten einen Ringeltanz um diese, die ihnen zu gebieten schien, bis sie mit aufgehobnem Finger sprach: „Laßt's genug sein mit diesen Huldigungen, kleine Leute, Ihr wißt, ich liebe dergleichen nicht, überlaßt den wesenlosen Schein dem schwachen Menschengeschlecht. Nun schaut einmal hieher, da ruht die Prinzessin Edelweiß, faßt sie recht in's Auge. Glaubt Ihr wohl, daß Ihr in dieser einen Nacht mit der bestellten Arbeit fertig werden könnt?"

Einer unter den Zwergen, der eine kleine Krone auf dem Haupte trug, trat hervor und erwiederte: „Großmächtigste, liebreichste Fee! es wäre schlimm, wenn wir unterirdischen Gebirgsgeister, die wir die größten und kleinsten Räder der Natur zu bewegen gewohnt sind, wir, die wir selbst im Stande waren einzelnen Menschen in guten Augenblicken unbedeutende Geheimnisse des Maschinenbaues zu offenbaren, die schon die Bewunderung ihres Gleichen erregten, wenn wir, sage ich, mit einer solchen Kleinigkeit nicht in kürzerer Zeit zu Stande kommen sollten! Noch ehe die Sonne erwacht, rechne darauf, soll unser Machwerk vollendet sein. Dein Hauch mag ihm dann den Schein des wahren Lebens verleihen."

Die Fee schien befriedigt durch diese Antwort, nahm Platz neben Edelweiß, und gab ihr immer süßere Träume ein, die ihre weißen, durchsichtig gewordenen Wangen leise rötheten. Die Zwerge aber flogen hinaus und herein zu den Fenstern mit behender Geschwindigkeit. Einer brachte dieß, der Andere jenes. Sie arbeiteten aber hinter einer dichten Weihrauchwolke, daß nicht einmal die Fee sie belauschen konnte. Nur von Zeit zu Zeit trat Einer nah heran an die schlafende Prinzessin und betrachtete sie sinnend mit künstlerischem Auge. Dann kehrte er rasch zu seinem Werk zurück.

Zur bestimmten Stunde war es fertig, die Fee lächelte zufrieden bei dem Anblick der Puppe. „Verbergt sie dort in jenem Schrank," sprach sie zu den Zwergen, „zu seiner Zeit werde ich Euch lohnen."

Und als die Zwerge ihren Flug wieder durch die Fenster genommen hatten, entfernte sich auch die Fee, und trat unsichtbar in den Ballsaal, wo sie Allem, was bei Hofe vorging und zumal den Bewegungen und Reden der Königin Roccocolinde eine bewunderungswürdige Theilnahme schenkte.

In der zweiten Morgenstunde kehrte Enziane vom Ball zurück, um wie gewöhnlich Edelweiß Bericht zu erstatten, und ihr eine gute Nacht zu wünschen. Sie fand sie eingeschlafen auf ihrem Ruhestuhl und küßte sie, um sie zu erwecken. „Noch nicht entkleidet und zu Bett, theure Edelweiß?" fragte sie, als diese die Augen aufschlug und sich verwundert umsah. „Ei, wo blieb die Kammerfrau?" „Schilt sie nicht," sprach Edelweiß seufzend, „ich schlief so sanft, und träumte so süß, ach so selig! fast meinte ich noch eben, es sei Alles Wahrheit gewesen." „Und Wahrheit ist's auch," sprach die Fee, die wieder sichtbar an der Seite der Prinzessin stand, indem sie ihr eine blühende Pflanze überreichte. „Sieh hier die Blumen deiner Berge und freue Dich an ihren Blüthen. Du kennst sie wohl, doch diese hier haben eine geheime Kraft von mir empfangen. Nun höre genau, was ich Dir sagen will: so oft Du eine dieser Blumen brichst (und es werden ihrer stets neue erwachsen) magst Du Dich je nach Deinem Wunsche an den Ort versetzen, wohin Dein Herz verlangt. Unsichtbar wirst Du stets wandeln, sei es an des Meeres Küsten oder auf den Bergen Deiner Heimath. Brichst Du aber ein Blatt derselben Pflanze, so wirst Du in sichtbarer Gestalt erscheinen. Dieselbe Blume, dasselbe Blatt, die Du gebrochen, führen Dich auch stets hierher zurück, sobald Du sie nur etwas zwischen Deinen Fingern reibst. Dir aber Enziane," so wandte sich die Fee zu dieser, „übertrage ich es, dafür zu sorgen, daß die Prinzessin bei Hof nie vermißt werde. Und sie führte das Hoffräulein abseits, und hob einen rothseidenen Vorhang auf, der die wunderbare Puppe, das Werk der Zwerge, verborgen hielt, das so täuschend von Zügen und Gestalt der Prinzessin Edelweiß glich, wie eben ein von außen, und nicht von einem innern Leben bewegtes Bild, einem durch Gott erschaffenen Wesen gleichen kann.

Die Puppe lag jetzt noch regungslos, wie eine Schlafende, aber als die Fee sie berührte, richtete sie ihre Augen auf, die mit wunderbarer Lebendigkeit umherschweiften. Ein anbefohlenes Lächeln schwebte sogleich um ihren Mund, und sie sagte mit menschlicher Stimme: „Enziane, kleide mich an." Die Angeredete stand vor Schreck und Bewunderung erstarrt, und ein heimliches Grauen bemächtigte sich ihrer Seele. „Fürchte Dich nicht vor diesem Geist" sprach die Fee, „es ist eben keiner, und Du selbst kannst ihn regieren." Sie zeigte nun dem Hoffräulein den geheimen Schlüssel, durch welchen sie der Puppe Leben verleihen könne, und befahl ihr jeden Tag das Uhrwerk aufzuziehen, um der falschen Prinzessin die leeren Pflichten der wahren aufzuerlegen, daß diese wieder eines freien Daseins sich erfreuen möge.

Enziane war ganz Ohr und glücklich in der Hoffnung, daß ihre geliebte Freundin durch dieses Wunder einer Puppe ihre verlorene Gesundheit zurück erlangen werde.

Die Fee aber verließ nun unter Edelweiß und Enzianens Segnungen das Schloß.

Alsbald darnach trat Diamant abgespannt und ermüdet vom Balle bei seiner Gemahlin ein. Weder sie noch Enziane hörten diesen Abend, was er von der Milimaquinesischen Großherzogin zu erzählen wußte, und man begab sich in dieser Nacht sehr bald zur Ruhe.

Siebentes Kapitel.

Die Prinzessin wird wieder ihres Lebens froh.

Am nächsten Tage, als der Prinz seine Gemahlin verlassen hatte, um seinen Morgen der Thätigkeit zu weihen, die ihm allein genügte, ihn allein zu entschädigen vermochte für den Zwang seines Daseins, der Thätigkeit für sein Volk, trat Edelweiß mit hochklopfendem Herzen zu ihren Blumen, pflückte eine davon und entschwand sogleich Enzianens Augen. In der Zeit nun, da diese beschäftigt war, die Puppe auf- und anzuziehen, und ihr viel mehr Putz und Edelsteine umzuhängen, als die Prinzessin sich je hätte gefallen lassen, weilte Edelweiß wie ehemals auf ihrer stillen, heimathlichen Alm.

Alles war dort unverändert, der ewige Schnee lag auf den Bergen, aber der zeitliche war geschmolzen, und das erste Grün überzog schon die Thäler und Abhänge. Das friedliche Glockengeläut der Kühe ertönte von den Höhen herab, und der Rauch stieg aus den kleinen Hütten empor zum blauen Himmel, wie ein den Göttern willkommenes Dankesopfer ihrer zufriedenen Bewohner.

Wie verwundert war Edelweiß, daß schon der Frühling die Berge warm anhauchte, und doch hatten die Bäume des Schloßgartens und des königlichen Parks auch längst große, glänzende Knospen getrieben. Wer achtet aber auf diese zugeschnittenen Hecken und Bäume? Tragen sie nicht auch eine

Art von Livree? und traut man ihnen zu, daß sie noch dem allgemeinen Rufe der Natur Folge leisten? ....

„O wie glücklich," dachte Edelweiß, „daß jetzt meine Puppe statt meiner durch die geraden Alleen des Parks gefahren wird, der Vorreiter voran, und sie links und rechts zum Wagen hinaus grüßend. Ich aber grüße Dich, Du liebe Sonne, Dich Du helle Bergquelle, und Euch Ihr liebsten Menschen auf den Höhen und in den Thälern."

Edelweiß vertiefte sich so in die Natur, daß sie beinah wähnte, ihr Leben am Hof nur geträumt zu haben; und doch jene Sehnsucht, die leise ihren Busen hob, und sie stille Thränen vergießen ließ, galt sie nicht dem fernen Geliebten, nicht Diamant? In diesem Augenblick vernahm die Prinzessin ein Lied, das der Schäfer jenseits am Berge erschallen ließ. Es lautete, wie folgt:

„Der Schnee schmilzt sacht,
Es grünt die Saat;
Die Erd' erwacht
Das Frühjahr naht.
Doch Edelweiß
Kommt nicht zurück.
Ach Edelweiß
Nahm mir mein Glück.

Die Blüthen keimen,
Die Alm ist grün,
An Sträuchern und Bäumen
Schon seh' ich's blüh'n.
Du schönste Blüthe
Nur Du bist fern,
O Edelweiß,
Holdsel'ger Stern!

Die Vöglein singen
Und bau'n ihr Haus,
Die Gemsen springen
Nur Du bleibst aus.
Ich harre vergebens,
Wenn Alles sich freut;
O Krone des Lebens
Wo weilst Du heut?"

Und weiter sang der Schäfer nach einer andern Weise:

„Die Berge deckt der ew'ge Schnee,
Und ew'ger Schnee mein Herz.
Es starrt von Eis der tiefe See,
Im Busen wühlt der Schmerz.

„Die Sonne scheint auf Berg und Wald
Es glänzen Mond und Stern;
Die eigne Brust bleibt starr und kalt,
Denn meine Sonn' ist fern.

„Und wenn des Sommers Ende naht,
Scheid' ich vom Leben ab,
Und wenn sie reift die junge Saat,
Dann legt mich nur in's Grab." —

Bei den ersten Tönen schon hatte Edelweiß die Stimme Agaths erkannt. „Der Arme!" dachte sie, „gut daß er meine Nähe nicht ahnt, es würde seinen Schmerz nur erhöhen." Doch rührte sie seine Treue innig. Ja in den Bergen, da bleibt das Herz doch noch frisch!

Achtes Kapitel.

Wie die Prinzessin bei Hof wieder zu Ehren kommt und der Prinz hierüber minder erfreut ist, als man es hätte erwarten sollen.

Während Edelweiß dem Liede des Schäfers lauschte, kehrte ihr falsches Ebenbild von der Spazierfahrt, vergnügt aussehend, heim. Enziane war in steter Bewunderung seiner Fähigkeiten; bei der Tafel aß und trank die Prinzessin wie Andre, oder eigentlich noch mehr, nur schluckte sie auf eine etwas wunderliche hörbare Weise. Aber in dergleichen Angewohnheiten darf eine Prinzessin schon anders sein, als andre Menschenkinder, und Eigenheiten haben immer etwas Vornehmes.

Der Prinz von Staatsgeschäften überhäuft, erschien heute weder bei der Tafel, noch zum Ball, doch vernahm er mit Staunen, daß die Prinzessin getanzt habe.

Am Abend war es seine wirkliche Gemahlin, die ihn in ihren Armen empfing. Ihr blühendes, fröhliches Aussehen fiel ihm angenehm auf. „Wie freut's mich, Dich wieder so heiter zu sehen, Du Liebste," rief Diamant bei ihrem Anblicke aus, „ich glaube am Ende, Du gewöhnst Dich an das Hofleben, und die Zerstreuung und der Tanz thuen Dir wohl." „Meinst Du?" sagte Edelweiß sinnend. „Erzähle mir doch vom Ball, Beste!" bat der Prinz. „Nein, sprich Du mir lieber von den Staatsangelegenheiten," sagte Edelweiß. „Ich habe frische Kraft, und mein Sinn steht danach, Dir zuzuhören; Du weißt, wie nah mir Alles geht, was sich auf das Wohl des Volks bezieht." —

Während nun der Prinz erzählte, war es Edelweiß wohl, und doch auch weh um's Herz, da er ihr so pflichtgetreu und berufskräftig erschien, lastete das Bewußtsein eines Geheimnisses auf ihr, und verdarb ihr die Freude an dem Zusammensein mit ihrem Gemahl. Dies Eine hatte wohl die Fee nicht bedacht, daß man in der Liebe Alles theilen muß, und nichts so trennend ist, als mit seinen eigenen Gefühlen und Gedanken geheim zu verkehren. Nur Enzianen durfte sich die Prinzessin mittheilen, und wenn sie ihr von den frischen Thälern, den sprudelnden Quellen und von dem fröhlichen Jodeln der Hirten erzählte, weckte sie auf's neue in ihr die Sehnsucht nach der Heimath und nach dem Manne ihrer ersten Liebe, Agath!

Am nächsten Tage fand eine große Cour statt. Seine Majestät der König, die Königin, auch die Königlichen Hoheiten, der Kronprinz und die falsche Kronprinzessin waren zugegen. Diamant pflegte bei Hofe seine Gemahlin zu meiden und selten oder nie einige Worte mit ihr zu wechseln, vielleicht, weil er sich der Etiquette gefügt hatte, vielleicht auch, weil es ihm peinlich war, sie unter dem Zwange sichtbar leidend zu gewahren. Auch heute hielt er sich in großer Entfernung von ihr, doch wie flüchtig sein Auge auch die falsche Prinzessin traf, so fiel ihm doch die Veränderung in seiner Gemahlin auf. Wie war sie so aufgeweckt, so behende,

und doch wieder so abgemessen und steif. Mit dem leisen Zug von Schwermuth in ihrem Wesen war auch die Grazie verschwunden. Er hörte nicht, was sie sprach, doch schon die Art zu nicken, so herablassend freundlich, ihr Blick, so vollkommen kühl und gleichgültig, und dieß stehende Lächeln für Alle! — Unwillkührlich wandte der Prinz die Augen von ihr ab und es überlief ihn kalt.

Die Königin aber trat zu ihm heran und sagte: „Die Oberhofmeisterin hat Wunder gethan an unserer Fürstlichen Tochter, sie ist auf dem Wege, ein Muster von Erziehung zu werden.“ —

Die Kunst der Zwerge bewährte sich auch wirklich an der Puppe, während sie im Kreise ihren Umgang hielt.

Nach der Reihe gehend, sprach sie zuerst die Fremden an. Ihr halb geöffneter immer lächelnder Mund zeigte eine Reihe weißer Perlen, die Augen, die sich fest auf den Angeredeten richteten, hatten doch einen wundersamen Ausdruck von Zerstreutheit, der Prinzen gar nicht übel kleidet. Sie hielt der Frau, die ihr jetzt vorgestellt wurde, die Hand zum Kusse hin, indem sie wohlgewogen mit dem Kopfe nickte. „Sind Sie schon lange hier?“ fragte sie, und ohne die Antwort abzuwarten, wandte sie sich zu der Nächsten, die mit tiefen Verbeugungen sich vor ihr neigte, und sprach nach empfangenem Handkuß: „Sie denken den Sommer hier zuzubringen?“ und zu der Dritten sagte sie: „Das Reisen ist jetzt so erleichtert, es gibt beinah keine Entfernung mehr.“ Bei der Vierten aber fing sie wieder von vorne an: „Schon lange hier, u. s. w. u. s. w.“

Nun ging sie zu den Einheimischen über. Bei den Vornehmen verweilte sie länger, die Geringern wurden kurz abgefunden.

„Wie geht's mit Ihrer Gesundheit?“

„Man sieht Sie doch bei dem nächsten Ball?“

„Es ist außerordentlich {warm / kalt} diesen Abend.“

„Man sieht sehr schöne Toilette heute.“

„Wir haben eine Jagd zu erwarten.“

„Guten Morgen.“

„Wie gehts?“

Und endlich folgte nur noch ein stummes Kopfnicken.

Eben so gut benahm sich die Kron-Prinzessin am Abend im Theater. Sie verstand es, ihre Kammerherren in steter Bewegung zu erhalten, daß sie doch wußten, wozu sie Gott erschaffen hatte, drehte ihren Kopf alle zehn Minuten um, nach dieser oder jener fremden Erscheinung zu fragen, oder irgend eine Bemerkung zu äußern, die stets mit tiefen Verbeugungen wie der Ausspruch eines Orakels angehört und bewundert wurde. Bei Hofe war man entzückt über die Prinzessin. Die Oberhofmeisterin erhielt einen Orden und eine Gehaltszulage für die außerordentlichen Verdienste, die sie sich um die Königliche Schwiegertochter erworben hatte. An allen Höfen aber verbreitete sich das Gerücht von der schönen Haltung, dem Anstand und den geschmackvollen Toiletten der liebenswürdigen Fürstin.

Je mehr sich aber seine Gemahlin mit dem Hofleben zu befreunden schien, desto mehr zog sich Prinz Diamant davon zurück. Der König und die Königin vermerkten es sehr übel, während sie ihre vermeintliche Schwiegertochter mit Aufmerksamkeiten überhäuften, um dieser ihr Wohlgefallen an ihr kund zu thun. Der König schenkte ihr die schönsten Reit- und Kutschpferde, die Königin gab ihr den kostbarsten Schmuck aus ihrem Schatz. Auch unterließ der König nie, der Prinzessin bei der Tafel die Infusorien-Suppe, die Eidechsen-Potage und andere außergewöhnliche Delikatessen besonders anzuempfehlen. Der Gaumen der Kronprinzessin schien auch ganz vorzüglich für Leckerbissen eingerichtet zu sein, die sie viel geläufiger verschluckte als andere Dinge.

Auf den Wunsch der königlichen Eltern mußte die Schwiegertochter ihr Bild verfertigen lassen und den berühmtesten Hofmalern sitzen. Sie ward fast immer gut getroffen, denn sie saß bewundernswürdig still. Dennoch sagten die Maler, es sei fürwahr keine kleine Aufgabe, diesen „geistig beweglichen Ausdruck“ festzuhalten und wiederzugeben. Sie wurden reichlich belohnt, und man sandte die Portraits an alle befreundeten Höfe, auch der Prinz ward mit einem derselben von der Königin zu seinem Geburtstage überrascht. Aber weit entfernt es zu loben, gerieth er vielmehr bei seinem Anblick in heftigen Zorn: „Fort mit diesem Bilde!“ rief er, „es hat eine unerträgliche Aehnlichkeit und gleicht einer Puppe, nicht Edelweiß.“

Es war überhaupt recht betrübt, was der Prinz jetzt oft für hypochondrische Umwandlungen zeigte: Das Zwitterwesen seiner Gemahlin schien ihm ein Räthsel, und daß sie zugleich am Hofe angebetet wurde, und doch für ihn leben konnte, war ihm beinah zuwider. — „Wie,“ dachte er, „mag eine und dieselbe mir und jenen recht sein?“ Es dünkte ihm eine Entwürdigung, daß Edelweiß Allen liebenswürdig erschien, und ihm von allen Seiten ihr Lob entgegenschallte. Der geheime Schatz seiner Liebe war entweiht. Stellte er sich bei der Prinzessin ein, so war es immer mit einem mehr neugierig beobachtenden Blick, als mit der vollen Zuversicht eines innern tiefen Einverständnisses, und fand er sie jedesmal erblüht in neuer Schönheit und Anmuth, so durchzuckte ihn inmitten seiner unwillkürlichen Freude an ihrem Anblick eine eifersüchtige Ahnung, es könne dieß neu entfaltete innere Leben in ihr einen geheimen Grund haben; doch verwarf er alsbald diesen Gedanken und gab sich wieder dem Glück des Augenblicks und der Liebe hin. Edelweiß hatte ihre Silberstimme und die Lust zum Gesang wieder gefunden, und sang schöner als je; der Prinz versuchte auch, sie, wie ehemals, mit der Laute zu begleiten. Doch konnte er ihren Eingebungen nicht immer folgen, und die Harmonie ihrer Empfindung war nicht mehr so vollkommen als ehedem.

Neuntes Kapitel.

Aus welchem man ersieht, wie bedenklich die Gewohnheit ist, im Schlaf zu sprechen.

Einmal in der Nacht, als die fürstlichen Ehegatten neben einander ruhten und der Mond hell in das Schlafgemach

schien, erwachte der Prinz durch die Stimme der Prinzessin, die im Traume sprach: „Du irrst, lieber Freund," sagte sie, „wenn Du meinst, ich beklage mein Loos; nein! noch immer trage ich Diamantens Bild tief im Herzen, nur der Rahmen, der es umgibt" — — hier machte die Prinzessin eine Bewegung im Schlaf, als wolle sie etwas mit der Hand entfernen — „ach! und das Hofkleid," fuhr sie fort, „die häßliche, sinnlose Uniform! Seit ich ihn nicht mehr darin erblicken muß und ihn nicht in einer Umgebung sehe, die seiner unwürdig ist, ersteht er neu in meiner Seele."

Der Prinz horchte athemlos und traute kaum seinen Ohren. Einen Augenblick darauf sprach die Prinzessin weiter: „Höre auf, mein Herz zu quälen, ich kann Dich doch nie und nimmer erhören. Schon bereue ich, daß ich dem Bedürfniß der Mittheilung folgte und mich Dir wieder gezeigt habe. Genügt Dir aber meine Freundschaft nicht, so siehst Du mich niemals wieder." — Edelweiß flüsterte dann leise noch einige undeutliche Worte, darauf seufzte sie laut und schlief ruhig fort. Der Prinz aber konnte die Augen nicht mehr schließen, und suchte vergebens nach einer Lösung des Räthsels, das sein Herz so qualvoll bewegte.

Aber nicht nur Diamant, auch Enziane hatte im Nebenzimmer vernommen, was Edelweiß im Traum gesprochen. Auch ihre Seele bebte von Eifersucht, denn ihr war es ja klar, daß der zurückgewiesene ungestüme Liebhaber niemand anders sein könne, als Agath, dessen Andenken das arme Hoffräulein Zeit hatte, wieder alle ihre Gefühle zu weihen.

Am nächsten Abend erschien der Prinz beim Ball. Ihn trieb die Eifersucht dahin, aber wie durfte er sich in der verhaßten Uniform vor Edelweiß zeigen? Und der, der sie zu lieben sich erkühnte, den sie jetzt noch zurückwies, dem sie aber doch Gehör lieh und dessen Gefühle aber — fürchterlicher Gedanke — vielleicht einmal Erwiederung finden würden — trug er jenes Hofkleid nicht auch? — oder wie? stand es ihm vielleicht so viel besser? — — — —

Des Prinzen Augen schweiften wild umher in dem Ballsaal, von einem Manne zum andern, aber für welchen unter ihnen Allen konnte das Herz der Prinzessin Edelweiß schlagen, und wer unter all den glatten Leuten hier wäre auch nur der Liebe für sie fähig gewesen? „Wie aber?" — ein neuer Gedanke stieg in der Brust des Prinzen auf — „wenn einer der Künstler vielleicht, der Maler, der ihr Bild entwarf? — — — — In diesem Augenblick drang ein Schrei aus Enzianens Brust. Die Prinzessin Edelweiß lag leblos in den Armen ihres Tänzers. Doch ehe die Veranlassung des allgemeinen Schreckens das Ohr des Prinzen erreicht hatte, war die falsche Prinzessin auf den Armen ihrer Hoffräulein in ihre Gemächer zurückgetragen worden. Jetzt erst hörte der Prinz von ihrem Unwohlsein, und alle vorangegangene Bewegung seines Herzens machte der Einen Sorge um sie Platz. Rasch nach ihrem Schloßflügel eilend, quälte er sich auf dem Wege dahin mit Vorwürfen, daß er den ganzen Abend abgezogen durch seine eifersüchtige Laune, Edelweiß selbst nicht beobachtet und ihr deßhalb ihren leidenden Zustand nicht angesehen habe. Blaß und verstört trat er an ihr Gemach, doch fand er es verschlossen. Enziane hatte, angeblich auf den Wunsch der Prinzessin, Aerzte und Kammerfrauen entfernt. Ach, die Ursache der plötzlichen Krankheit war eine sehr einfache: Liebesgedanken und eifersüchtige Grillen passen schlecht für ein Hoffräulein: Enziane hatte versäumt, das Uhrwerk der Puppe aufzuziehen.

Der Prinz ließ sich nicht wie die Andern abweisen, sie mußte öffnen, und ahnte wohl, daß Diamant unter vier Augen mit der falschen Prinzessin, der Täuschung nicht unterliegen würde, denn die Sprache und den Ton der Liebe vermag ein Uhrwerk niemals nachzuahmen. Das geängstete Hoffräulein lief dem Prinzen entgegen, vertrat ihm den Weg und rief: „Edelweiß ist wohl, theurer Prinz! wohl und frisch, nur verlangen Sie nicht sie zu sehen, lassen Sie uns allein, ich beschwöre Sie darum!" Der Prinz aber schlug schweigend den seid'nen Vorhang zurück, der ihm noch das Gemach verhüllte und trat ein. Was mußte er erblicken! Die Puppe, die wieder aufgezogen war, tanzte im Kreise herum die Touren ab, die ihr vom Balle noch übrig blieben. „Wer ist diese?" rief Diamant erschreckt. „Wahrhaftig, das Original des Bildes!" — Jetzt sah Enziane wohl ein, daß sie Alles erzählen müsse, aber welch' neuen Sturm erweckte sie in des Prinzen Seele! — „O wie versetze ich mich zu ihr?" rief er aus, „zu ihr, deren Herz mir vielleicht in diesem Augenblick von einem Andern entrissen wird! O Enziane! ich habe es verschuldet, selbst verschuldet, wenn sie den einfachen Hirten, den Bewohner der Alpen dem vorzieht, der sie in die öden Steppen des conventionellen Lebens führte, wo sie die Blüthe ihrer Seele, den Duft ihres Geistes mußte verwelken und verwehen lassen." — „Beruhigt Euch doch, mein Prinz," sagte Enziane, „sie liebt ja immer noch nur Euch und in wenig Stunden ist sie wieder hier."

Als Diamant aber gar nicht aufhörte, sich der Verzweiflung hinzugeben, verrieth ihm die Freundin das Geheimniß der Blumen. Der Prinz berührte rasch eine derselben und ward sogleich unsichtbar. Sanfte Hände entführten ihn durch die Lüfte und ließen ihn im hellen Sternenschein bei der wohlbekannten Sennerhütte nieder. Aber vergebens suchte sein Blick die Geliebte; nur ihren Namen hörte er rufen, und alsbald gewahrte er auch den Rufenden: es war Agath. „O Edelweiß," wiederholte dieser, „zeig' Dich mir, gewiß will ich nimmer wieder Liebe von Dir erflehen, nein! Dein Anblick schon soll mir genügen, wie ehedem, als Du noch so frei, so glücklich warst, daß ich nicht wagte die Augen zu Dir zu erheben. Nur Dein gebrochenes Herz hat mich kühn gemacht, Du warst bedürftig geworden, gleich mir, nun schien mir erst Dein Besitz wünschenswerth, ich sah keine Göttin mehr in Dir, ach! aber die Holdeste der Sterblichen. Die Liebe lehrte mir ehemals Entsagung, jetzt verhöhnt sie selbst den gehorsamen Schüler. Thor der ich war, ihrer Stimme und nicht Deinem Gebot allein zu folgen. Wie bereue ich es. O entzieh' Dich nicht länger meinem Auge, das nach Dir dürstet und zeig' Dich mir, Geliebte!"

Keine Antwort erscholl. Vergebens rief Agath wiederholt Edelweiß beim Namen. Nur das Echo gab ihm den Laut still zurück.

Und bennoch weilte Edelweiß auf der Alm, bald fühlte

sie Diamantens Nähe, und die Liebenden fanden einander auch unsichtbar.

Wie sie diese Probe der Liebe gelöst hatten, da gewahrten sie sich gegenseitig mit unsäglicher Freude und die Fee stand plötzlich wieder bei ihnen. Sie sprach: „Hier, Diamant, nimm Deine Edelweiß zurück, aber sei auch wieder fortan Du selber, denn Dich hat sie erwählt, nicht aber den, den Du aus Dir machen läßt."

Und von dem Augenblicke an, da der Prinz am Busen der Natur auf's Neue froh und frei geworden, war ihm die volle Willenskraft zurückgegeben, nach eig'nem Sinn und eig'ner Neigung zu leben. Er meldete bald nach Haus, daß er sich mit seiner Gemahlin für eine Zeit auf Reisen begeben habe, und der frühere leidende Zustand der Prinzessin erklärte diesen raschen Entschluß, wenn er auch in den Augen des Königs und der Königin keine hinreichende Entschuldigung fand.

Als Enziane in jener merkwürdigen Nacht die Wiederkehr der Beiden vergeblich erwartet hatte, nahm auch sie ihre Zuflucht zu der Wunderblume und wünschte sich zu Agath. Die Fee aber, die tiefes Mitleid mit dem unglücklich Liebenden empfand, wandte ihr endlich sein Herz zu. Anfangs tröstete es den armen Hirten von Edelweiß mit Enzianen reden zu dürfen; endlich aber gewann er die Vertraute selber lieb, entdeckte ihre Neigung zu ihm und erwiederte sie allmälig.

Zehntes Kapitel.

Welches von Staatsweisheit, Kindersegen und den fernern Schicksalen der Puppe handelt, und die Tugend hat, sehr kurz zu sein.

Die Nachricht vom Tode des alten Königs rief den Prinzen eines Tages in sein Land zurück.

Als er die Regierung antrat, gab es ein großes Gewitter im ganzen Reiche, daß Alles, was morsch war, zusammenbrach. Auch das alte Schloß lag in Schutt und Asche. Der Prinz erbaute ein neues hoch oben auf dem Berge. Er ließ ein Sprachrohr darin anbringen, durch welches er immer die Stimme seines Volkes vernehmen konnte, und die Wünsche jedes Unterthanen. Durch einen unberechnenbaren Zufall der Akustik aber drangen nur die billigen Wünsche an sein Ohr und das war gewiß recht gut.

Das Schloß ward von Künstlerhand reich ausgeschmückt, doch lebte der König Diamant selbst einfach darin, wie der erste Staatsbürger des Reichs, während die Königin Roccocolinde sich auf ihren Wittwensitz zurückzog.

Ihr folgte der ganze Schweif des Hofes, sammt Kammerherren und Hoffräulein, und man sagt es sei in der ganzen Gegend seit der Stunde ihres Einzuges dort nie mehr recht grün geworden.

Der König Diamant aber und die Königin Edelweiß hatten keinen andern Hofstaat, als die Blüthe ihres Reiches, und keine andere Schildwache vor ihrem Schloß, als die Liebe ihrer Unterthanen.

Einst kam ein fremder Prinz von Milbenheim=Gründlingshausen=Wespenburg nach der Residenz des Prinzen. Er wohnte im Schloß, doch sein Hofgefolge mußte in der Stadt Platz finden.

Er selbst konnte sich von der Verwunderung über den prunklosen König gar nicht erholen. Dieser kam ihm vor wie ein gerupfter Goldfasan. „Aber liebster Bruder," sagte er, „woran merkens denn eigentlich die Leute, daß Du König bist?" — „Daran," sprach Diamant, „daß ich gut regiere."

Und das that er auch wirklich.

Unter den blühenden Saaten seines Landes wucherte kein Unkraut, denn da wurde viel zu fleißig gejätet. Der König aber trieb auch vortheilhaften Handel mit dem Segen seines Feldbaues nach andern fernen Ländern hin.

Unter andern machte Diamant der Erste*) auch einmal ein glänzendes Geschäft, das den Finanzen des Landes zu Gute kam: Der Kaiser von Papragonien nämlich hatte von der wunderbaren Puppe gehört, und da er seine Töchter streng in der Hofetiquette erzog (das Hagelwetter hatte sich wohl mit Abschaffung solcher Kleinigkeiten nicht überall abgegeben), so kaufte er für schweres Geld dem König die geschickte Puppe ab.

Diamant und Edelweiß aber hatten viele Söhne, die wuchsen auf wie andere Menschenkinder, und wurden in alle Länder zum Regieren als Könige verschrieben. Sie selber lebten lange und glücklich, und wenn sie nicht noch leben, so sind sie gewiß im Himmel, wenn auch nicht höchstselig doch selig geworden, und damit kann auch das beste Königspaar, so scheint uns, wohl zufrieden sein. X.

Aus dem dreißigjährigen Kriege.

Der Kinderkrieg zu Cham in der Oberpfalz.

Der Frühling des Jahres 1632 begann für Bayern außerordentlich stürmisch. Der König von Schweden, Gustav Adolph, rückte mit großer Heeresmacht in das Land ein und schien den Sieg an seine Fahnen gekettet zu haben. Noch fürchtete man in Bayern die schwedische Macht nicht so sehr, denn eines Theiles rechnete man auf den Schutz der Kaiserlichen, noch mehr aber vertraute man dem mächtigen Feldherrn Tilly.

In der That schien dieser die seinem Heldenschwerte bei Breitenfeld beigebrachte Scharte wieder auswetzen zu wollen, denn er brach eilig aus der Oberpfalz auf Bamberg hervor, das wegen Bruches des Neutralitätsvertrages von dem schwedischen General Horn besetzt und feindlich behandelt worden war. Da gab es einen harten Kampf, wie ihn Bambergs Mauern kaum jemals heftiger gesehen hatten, doch mußte endlich Horn dem siegreichen Tilly weichen und abziehen. Eilboten überbrachten dem schwedischen Könige, der damals in Mainz war, die Nachricht von der Niederlage seines Generals und von dem Verluste Bambergs. Mit einem mächtigen Heere eilte auch Gustav Adolph jetzt nach dem Bayerlande, wo Tilly bei des Feindes Anrücken Bamberg aufgab, weil er dort seine Stellung nicht sicher genug hielt und sich südwärts nach der Donau wandte, wohin ihm jedoch die Schweden eilig folgten. Ein entscheidendes Treffen war jetzt unausbleiblich und

*) In der Geschichte „der nie Dagewesene" genannt.

mit ängstlicher Spannung harrte man überall der Nachrichten vom Kriegsschauplatze.

Wie aller Orten immer nur von Blutvergießen und Kriegesnöthen die Rede ging und kaum ein ander Gespräch aufkommen konnte, so war es auch in dem Städtlein Cham, das mit der übrigen Oberpfalz erst seit 12 Jahren an Bayern gekommen war. In der Kellerei zu Cham saßen zu Ende des März 1632 an einem Sonntage mehrere Bürger beisammen, die natürlich auch nur von dem Kriege und Morden im deutschen Lande sprachen. Die alte Fröhlichkeit der Bürger war gewichen. Nicht wie ehemals klangen lustige Reim- und Trinksprüchlein bei den gefüllten hohen Deckelgläsern; Jeder sprach nur seine Befürchtungen für die Zukunft aus und erzählte mit steter Uebertreibung von den Kriegsbegebenheiten, die durch Briefe oder von durchziehenden Soldaten zu ihnen gekommen waren. Da trat zu den Versammelten plötzlich mit raschen Schritten ein Mann, der die Würde, die er sich immer im Ansehn zu geben suchte, in seiner Eile jetzt fast ganz vergessen hatte.

„Schreckliches ist wieder geschehen," begann nach kurzem Gruße jener Neueingetretene, der den Ehrenplatz oben am Tische eingenommen hatte, „und noch Schrecklicheres wird geschehen, lieben Freunde. Die Feinde rücken bei fünfzigtausend Mann stark in unser Land ein und wer weiß, ob wir nicht bald die Schweden auch in unsern Bergen sehen."

„Uns werden sie wohl noch verschonen, Herr Bürgermeister," bemerkte ein kurzer untersetzter Herr, mit stechenden Feuerblicken, „sie sind jetzt noch erst nach dem Süden gezogen, um dem Tilly eine Schlacht zu liefern."

„Möge der Himmel unsere arme Stadt vor diesen schwedischen Tyrannen bewahren!" sagte fast vor Furcht zitternd und mit einer Verbeugung gegen den Bürgermeister ein langer, hagerer Mann, der ein Schöpplein vom „Leichtesten" vor sich stehen hatte. „Mein Vetter, der wie ich der Weberzunft zugehörig und in Hanau wohnte, hat mir nicht genug beschreiben können, wie sehr dort nach der Einnahme der Stadt durch die Schweden alle Gewerbe darniederliegen. Die großen Contributionen, die bald vom Feind, bald vom Freund verlangt werden, zehren die armen Städte aus und verderben der Handwerker Brod auf viele Jahre hin. Von Hanau sind Webermeister gen Augsburg gezogen, um dort Gesellendienste zu verrichten, denn daheim hätten sie mit Weib und Kind verhungern müssen."

„Was schwatzt Ihr da wieder, Ihr ängstlicher Geizhals!" fiel hier dem Sprecher der Kleine mit dem Feuerblick in die Rede; „der Schweden Schuld ist es nicht, daß Euer Vetter und Andere seines Gewerbes mit Sack und Pack ausgezogen sind, weil es nichts mehr für sie zu thun gab. Die Schweden sind nicht so tyrannisch, als Ihr sie immerhin verschreien möchtet und sie handeln christlicher an den Feinden, als die kaiserlichen Kroaten und Wallonen an Freunden. Die Schweden sind es nicht, die in Hanau die Gewerbe ruinirt haben, der Krieg ist es!"

„Will mir's doch scheinen, Herr Randinger, als nähmet Ihr die Schweden ganz absonderlich in Schutz," wandte sich der Bürgermeister finster an den Kleinen.

„Ich nehme sie nicht in Schutz," war die kurze Antwort, „aber ich mag auch nicht immer hören, daß man sie bei allen Gelegenheiten anschwärzt und herabwürdigt. Sie sind eben so gut Menschen als wir."

„Hoho!" ließ sich hier eine tiefe Baßstimme vernehmen, die einem dicken Herrn in geistlicher Tracht angehörte, der bei Randingers letzten Worten eingetreten war, „Ihr vermeintet, die Schweden seien eben so gute Menschen als wir, Gott bewahre meine arme Seele; Menschen sind sie, aber was für eine verworfene Sorte! Ketzer sind es, nichtswürdige Geschöpfe, die einst in des Fegefeuers Gluthen lange genug auf Erlösung harren werden."

Diese Aeußerung war so recht im Sinne der meisten Gäste gesprochen, wie überhaupt Alles, was der Herr Dechant nur sagte, schon als ein Evangelium galt und von Niemand bezweifelt wurde; es sei denn, daß höchstens Randinger bei Gelegenheiten, wie die so eben gebotene, spöttisch mit den Achseln zuckte, oder finster die dicken Brauen über den Augen zusammenzog.

Die Gäste hatten ehrerbietig dem Dechanten Platz gemacht und dessen brauchte er ein gutes Theil, vermöge seiner Corpulenz. Hierauf brachte der Küfer einen großen Humpen voll des besten Ungarweines, denn man wußte schon, daß der geistliche Herr nie eine geringere Sorte trinken mochte.

„Wisset Ihr auch schon," begann nach einer Pause der Bürgermeister zu dem Dechanten gewandt, „daß die Schweden in starken Märschen nach der Donau zu gehen? Das wird ein schwer Stück Arbeit geben und Jammer und Blut genug."

Der Dechant war anfangs ob dieser Kunde ziemlich bestürzt, dann jedoch erwiederte er: „Wollet Ihr wohl glauben, Freunde, daß ich irgend ein großes, blutiges Ereigniß an seltsamen Zeichen des Himmels erkannt habe. Es war dieß in der Nacht vor dem Feste Mariä Verkündigung, und ich fürchte, wir werden Schlimmes zu hören bekommen."

„Habt Ihr vielleicht einen Kometen entdeckt, einen Mondbogen oder etwas dergleichen?" frugen fast alle Gäste zugleich und hefteten ihre Blicke erwartungsvoll an die Lippen des Dechanten.

„Nichts von allen diesen und dennoch mehr und Wunderbareres. Ich saß in jener Nacht spät in meinem Arbeitszimmer und schaute kurz vor Mitternacht, ehe ich mich zur Ruhe begeben wollte, noch einmal zum Fenster hinaus. Die kleine Sichel des Mondes, der in dem ersten Viertel stand, ging unter und kaum war sie verschwunden, so entstanden sowohl gegen Mitternacht als gegen Mittag rasch große schwarze Wolken, die sich mit sonderlicher Geschwindigkeit gegen einander erhoben. Nun erschien aber eben so plötzlich am Himmel zwischen Abend und Mitternacht ein brandrothes breites Licht, das oft Strahlen bis weit, weit gegen Süden warf und dann wieder den ganzen Himmel wie Blut und Feuer färbte. Dann wurden jedoch mit einem Male die Wolken im Süden immer größer und dichter. Man konnte bald sogar Gestalten deutlich darin unterscheiden, wie Schwerter, Karthaunen, Ritter zu Roß und Fuß, die jetzt alle mit großer Furie auf den Blutschein und die drohenden Wolken im Norden anrückten, so daß

diese bald den Platz räumen mußten und sich zusammt des Feuerscheins gen Mitternacht wieder verloren, von wannen sie gekommen waren."

Zitternd und mit offenem Munde hatten die meisten der Gäste des Dechanten Erzählung angehört, die in einer Zeit, wo man aus den alltäglichsten Erscheinungen Wunder und Voraussagungen schöpfen wollte, natürlich die Köpfe ungemein aufregen mußte.

„Das deutet sicher auf ein großes Morden und Blutvergießen," meinte kleinlaut der Bürgermeister; „wenn nur unsre liebe Heimath davon verschont bleiben könnte."

„Ja wohl, ein Blutvergießen wird das geben," fuhr der Dechant fort, „aber nachdem Ihr mir die neue Kriegskunde brachtet, daß die Schweden unserm Tilly zur Donau nachzögen, will ich Euch auch die Erscheinungen am Himmel in ihren Beziehungen jetzt deuten."

Alle rückten lauschend näher und hielten den Athem zurück, um keine Sylbe der Weissagung des Dechanten zu verlieren.

„Die Wolken, die aus Norden kamen, begann feierlich der Geistliche, „sind die Schweden, die auch vom Norden her gekommen sind, und der rothfeurige Schein deutet auf das Blut und die Vernichtung durch Brandstiften, so vor ihnen stets hergehet. Ehe sie aber auf ihrem gegenwärtigen Zuge das Ziel erreichen, werden ihnen unsre Truppen gar wohl begegnen; das sind die Wolken, die vom Süden heraufkamen. Der große Tilly wird die Schweden mit solcher Gewalt auf das Haupt schlagen, daß sie geschwächt genug wieder nach Norden fliehen und uns fürder nicht mehr molestiren werden."

Allgemeiner Beifall folgte dieser Erklärung von allen Seiten, nur Randinger schüttelte lächelnd den Kopf.

„Würdiger Herr!" wandte er sich zu dem Dechanten, als die Ruhe etwas hergestellt war, „glaubt Ihr wirklich selbst an Euere Auslegung?"

„Was sollte mich davon abhalten?" antwortete beleidigt der geistliche Herr, „habe ich nicht das sonderbare Wunder mit eigenen Augen gesehen!"

„Ihr deutet hier eine einfache Himmelserscheinung gleich für ein Wunder. Wenn Ihr öfters in der Nacht das Wesen der Wolken beobachten möchtet, so dürfte es Euch wohl zuweilen auffallen, daß nach Mondesuntergang die Wolken rasch entstehen und ein freieres Spiel treiben. Das feurige Licht, der rothe Schein ist aber schwerlich etwas Anderes gewesen, als ein Nordlicht, wie Ihr deren in Reisebeschreibungen oft verzeichnet und beschrieben findet."

„Also in einer solch nüchternen Art und Weise glaubt Ihr dieses Wunder wegdisputiren zu können?" versetzte der Dechant fast heftig und ward in seinem Unwillen von dem Kopfschütteln und verächtlichen Mienen seiner übrigen Zuhörer nur noch bestärkt; „so wären alle die wunderbaren Zeichen nichts, die vor der Zerstörung Magdeburgs die verstockten Einwohner jener Stadt gewarnt haben, die vor der Breitenfelder Schlacht auch Tilly leicht eine andere, günstigere Stellung angewiesen, wenn der bis dahin stets glorreiche Feldherr nicht auch, wie Ihr, wenig von den Fingerzeigen des Himmels gehalten und sie beachtet hätte. Schämt Euch, Ihr Kleingläubiger!"

„Nun wohlan, wenn Ihr meine Auslegung nicht wollt gelten lassen," erwiderte Randinger, „so bedenkt wenigstens, daß der Schwede ein stattliches Heer mitbringt, das leicht dem unsrigen überlegen sein könnte. Es ist schwer, einem Kriegshaufen zu widerstehen, wenn die Mannszucht so gehandhabt wird, wie es bei den Schweden der Fall ist. Die Unsrigen werden einen schweren Stand haben, selbst wenn der gefeierte Tilly an der Spitze steht."

„Unglücksrabe!" fiel hier der Bürgermeister aufgebracht Randinger in die Rede, „behaltet solche Reden lieber ungesprochen in Eurem zweifelnden Herzen und vergrößert nicht noch die Angst und Noth unter unsern guten Bürgern. Das sind gottlose, landesfeindliche Worte, die Ihr da beständig im Munde führt und die könnten Euch gar übel bekommen, wenn sie an die gehörige Stelle referirt würden."

„Ihr schreckt mich wenig mit solchen Worten," versetzte Randinger gelassen, „oder glaubet Ihr wirklich, daß ich den Schweden Sieg wünsche? Das sei ferne von mir! Aber ich habe mich gewöhnt, aus dem rechten Ergreifen der Gegenwart klar in die Zukunft schauen zu lernen; ich mache es nicht wie Ihr, ich täusche mich nicht selbst, um mir eine scheinbare Ruhe zu schaffen."

„Aber wenn Euch die Himmelswunder nicht überzeugen können," bemerkte beleidigt der Dechant, „so denke ich, müßte Euch ein gutes Merkmal die Begeisterung sein, die überall für unsere gerechte Sache zu finden ist."

„Seht nur die Kinder an," ergänzte der Bürgermeister, „was die für ein hell Geschrei wider die Schwedischen verführen, wenn sie bei ihren Spielen ein Bild des Krieges wiedergeben wollen. Die Kleinen wissen es schon recht gut, wie unsere Landesfeinde heißen und wenn Eins unter ihnen einmal sagt: Ich bin ein Schwede! so fallen die Andern gar rasch über ihn her und bläuen ihn weidlich ab."

„Führt mir doch nicht als Beweis die Kinder auf, die just dasselbe herausschreien, was Ihr erst in sie hinein geschrieen habt," sagte Randinger. „Mein seliger Großvater hat mir oft genug erzählt, wie es zu seiner Kindzeit, wo gerade die Türken in Deutschland wütheten, auf den Straßen ebenfalls nur Kriegsspiele gegeben habe, wo sich Parteien in Türken und Christen getheilt. Die ersteren hatten jedoch stets die Prügel bekommen, weil sie an Zahl die bei weitem geringere Partei gewesen wären."

„Nicht die Zahl aber hat den Sieg gebracht, sondern die Begeisterung, die sich auch den Kindern schon mittheilte," bemerkte der Dechant. „Habt Ihr denn niemals von dem Kreuzzuge der vierzig Tausend Knaben gehört, die hochbegeistert nach Palästina zogen, um das heilige Land erobern zu helfen?"

„Wohl weiß ich von jenem unglücklichen Zuge," entgegnete Randinger, „wo schon unterwegs die Hälfte der armen verführten Kinder starb und die andere Hälfte von den Sarazenen in Sklaverei geschleppt wurde."

Der Dechant schwieg, denn er konnte die Wahrheit dieser Thatsache nicht bestreiten. Weitere Erörterungen schnitt jedoch der Bürgermeister ab.

„Mir ist vorhin," begann er nämlich, „bei der Erwähnung der Kinderspiele eine eigene Idee beigekommen."

„Laßt hören! Heraus damit!“ rief man von allen Seiten.

„Wie wäre es,“ fuhr der gestrenge Herr mit selbstzufriedenem Lächeln fort, „wenn man mit einem kurzweiligen Kampf der Kinder, der vielleicht schon nahen Schlacht so zu sagen ein Prognostikon stellen möchte. Wir lassen die Knaben unserer Stadt zusammen kommen, theilen sie in eine Tilly'sche und eine schwedische Partei, die sich bekämpfen, und die Entscheidung dieses Kampfspieles gilt uns als Zeichen, ob unsere Freunde oder die Feinde unten im Lande siegen werden. Vielleicht glaubt auch Herr Randinger“ schloß der Bürgermeister, dem Erwähnten einen giftigen Blick zuwerfend, „solchen Beweisen mehr, als den Wunderzeichen, die sich am Himmel zutragen.

Der Vorschlag fand bald allgemeine Billigung und man beschloß, die Jugend Chams Morgen Nachmittag zusammentrommeln zu lassen, worauf sich die Knaben eine Viertelstunde zum Orakel und zugleich zur Belustigung der Alten draußen auf einer Wiese vor dem Sandthore herumbalgen sollten. Randinger wandte zwar wieder manches spöttische Wort gegen das Lächerliche eines solchen Maßstabes ein, allein er wurde nicht mehr gehört, denn der Herr Dechant selbst hatte dem Vorschlag seinen Beifall gegeben und seine Unterstützung versprochen. So trennten sich endlich die Gäste, um rasch in der Stadt die Kunde zu verbreiten, die in der traurigen Zeit wenn auch nicht Lust, so doch auf kurze Zeit etwas Leben in die ängstliche Abspannung bringen sollte.

Der andere Tag erschien und die allezeit fertige, prügellustige Jugend wünschte sehnlichst die Nachmittagsstunde herbei, wo sie unter den Augen der ältern Leute und mit Bewilligung derselben eine autorisirte Rauferei aufführen sollte.

Kaum war die Mittagsstunde vorüber, so zog auch schon ein Trommler durch die Straßen Chams, um mit kriegerischen Signalen die Knaben zu ihrem wichtigen Spiele zu rufen. Ein langgeübtes, wohlorganisirtes Kriegsheer kann nicht rascher dem Lärmrufe der Trommel Folge leisten, als es hier die Chamer Knaben thaten. Mit Stöcken, oder wohl auch mit hölzernen Schwertern bewaffnet, eilten sie auf den Marktplatz und stellten sich vor des Bürgermeisters Hause auf. Viele unter ihnen konnten schon jetzt ihre Kampfeslust nicht länger bezähmen und prügelten sich schon auf dem Marktplatze ab, denn es war ihnen ja Heute von „Obrigkeitswegen“ gestattet, der Büttel durfte sich nicht hinein mengen und ein solches Freiheitsdiplom glaubt die Jugend niemals hinlänglich genug benutzen zu können.

Die ganze Bevölkerung von Cham strömte herbei, denn die Mähr von dem, was geschehen sollte, hatte sich rasch verbreitet und man fand es allgemein für recht und billig, diesen Tag auch für die Erwachsenen zu einem Feiertage zu machen. Die jüngern Männer trieben jetzt allerhand Kurzweil mit den Kindern und spornten sie durch Versprechung kleiner Belohnungen zu interimistischen Kämpfen an. Manche Eltern aber, denen bei dem lebhaften Vorspiele wohl vor der zu erwartenden Hauptaufführung bangen mochte, fanden es im Interesse der Köpfe und Wämmser ihrer Kinder am Gerathensten, die ihnen angehörenden jungen Kämpfer wieder mit nach Hause zu nehmen, was von Seite der letzteren oft bittere Thränen hervorrief.

Die allgemeine Aufmerksamkeit ward jedoch plötzlich in Anspruch genommen, denn des Bürgermeisters Haus that sich auf und heraus trat „Seine Gestrengen“ nebst seinem Knaben, einem kräftigen Buben von ungefähr zwölf Jahren. Das Auftreten dieses jungen Streiters lockte aber der versammelten majorennen und minderjährigen Menge ein lautes „Ah“ der Bewunderung ab. Des Bürgermeisters Sohn erschien nämlich im vollständigen Soldatenkleide, das ihm der sorgsame Vater durch Anwendung doppelten Lohnes und Verheißung fernerer bürgermeisterlichen Gewogenheit in dieser kurzen Frist hatte anfertigen lassen. Reiterstiefeln, Sporen, Pluderhosen, Lederkoller, Bandelier, Schärpe, Federhut — nichts fehlte und die rothe Feldbinde zeigte mit goldgestickten Buchstaben den Namen: Tilly.

Die Erscheinung und der sonderbare Aufputz ließen über den Zweck des Vaters keinen Zweifel zu. Wie aus einem Munde ertönte der Ruf: "Tilly! Unser General Tilly! Vivat Tilly!“

Die kleinen Kampfgenossen wußten sich vor Jubel kaum zu fassen und umhüpften, ihre soldatische Würde ganz vergessend, den kleinen General, den sie vor Freude fast in Stücke zerrissen hätten. Als sich der Lärm endlich etwas gelegt hatte, verlangte der kleine Tilly auch Ruhe und Gehör. Bald war die tiefste Stille hergestellt.

„Ich bin Tilly!“ rief trotzig der Knabe, „wer mit mir kämpfen will, hebe die Hand auf!“

Wie mit Blitzesschnelle fuhren die Hände sämmtlicher anwesenden Knaben in die Höhe.

Jetzt kam die Reihe des Jubelns an die Erwachsenen. Ein so glänzendes Resultat der Vaterlandsliebe unter den Söhnen der Stadt Cham hatte man sich nicht erwartet. Hätte es die Würde des Bürgermeisters zugelassen, so würde er gewiß die Knaben alle vor Freude an sein Herz geschlossen haben, indessen begnügte er sich damit, eine Wonnethräne im Auge zu zerdrücken.

„Was sagt Ihr zu dieser Jugend?“ frug der gerührte Vater den Dechanten, der sich ihm zugesellt hatte.

„Ich hoffe, daß wir damit die Spötter zu nichte machen werden,“ antwortete der geistliche Herr nicht ohne eine verächtliche Miene Randingern zu zeigen, der auch mit herbeigekommen war und auf diese Scene einen lächelnden Blick des Bedauerns warf.

„Aber wo sind die Schweden?“ frug einer der Bürger und Sonntagsgäste aus der Kellerei, indem er triumphirend auf den Haufen der Tilly'schen blickte.

„Ja, wo sind die Schwedischen?“ tönte es jetzt von allen Seiten.

Das war freilich schwer zu beantworten, denn angezogen durch die glänzende Erscheinung des Bürgermeistersohnes hatten sich alle anwesenden Knaben augenblicklich um diesen geschaart. Der Zweck des Vaters war dadurch vollkommen erreicht, aber die Menge wollte sich mit dieser Wendung des Kampfspieles nicht zufrieden geben. Man war gekommen, um die Kinder

eine Schlacht liefern zu sehen und wollte jetzt auch nicht vergeblich gekommen sein. Verschiedene unzufriedene Stimmen erhoben sich also und verlangten das Schauspiel, um deßwillen sie erschienen wären.

„Wo aber sollen wir denn die Schweden hernehmen?" frug lächelnd der in der Aufnahme seines Sohnes geehrte Bürgermeister.

Ein allgemeines Gelächter folgte dieser Bemerkung.

„Lasset einige von den Knaben loosen, daß Einer für die Truppe zu sorgen habe, welche die Schwedischen vorstellen sollen," bemerkte der Dechant.

Der Vorschlag fand sogleich allgemeinen Beifall und rasch wurden einige Zettel, deren einer mit den Worten Gustavus Adolphus bezeichnet war, herbeigeschafft. Des kleinen Tilly Hut wurde zur Wahlurne benutzt und einige der Knaben traten vor, um das Loos unter sich entscheiden zu lassen. Gespannt folgte Alles den Bewegungen der Kinder und man war so begierig, das Resultat der Verlosung zu erfahren, als wenn man hier hätte Wohl und Verderben der Stadt mit dem Loose gezogen.

Der mit dem Namen des Schwedenkönigs bezeichnete Zettel wurde von dem Sohne eines Tuchwebers gezogen und von diesem, erfreut über eine solche Bevorzugung, der Pergamentstreifen jubelnd in die Höhe gehalten.

Die Umstehenden sahen ihn freilich dieses Jubels wegen mit recht bösen Blicken an und hätten ihm sein Gebahren vielleicht ernstlich verwiesen, wenn sie nicht glaubten, dadurch das Schauspiel einzubüßen, das ihrer harrte. Der kleine Gustav Adolph aber war ein beherzter Junge, der sich in seiner Stelle rasch zu helfen wußte.

„Wer will mit mir kämpfen," rief er laut den andern Knaben zu. Diese Aufforderung hatte jedoch nur geringe Folge. Höchstens sechs bis acht seiner besten Freunde traten zu ihm; die andern zogen es vor, bei dem glänzend herausgeputzten Tilly auszuharren. Die Reichen haben auch in der frühen Jugend schon mehr Freunde als die Armen.

Durch den schwachen Erfolg ließ sich jedoch der neue König nicht abschrecken und bewieß bald, daß er wenigstens das Territorium seiner Vaterstadt vollkommen kannte.

„Oh, es ist schon gut" rief er den Spöttern aus der Tilly'schen Schaar zu, „bleibt Ihr immerhin bei dem bunten General, ich will mir schon Hülfe und Streiter verschaffen." Hierauf gab er den Wenigen, die ihm beigesprungen waren, den Auftrag, die Stadt zu durchziehen und alle Freunde aufzubieten, die etwa noch theilnahmlos oder unentschlossen zu Hause hockten. Er selbst setzte seine königliche Würde hinten an, und lief so rasch, und rascher noch als die Andern, um seiner Sache Truppen zu werben. Noch war keine Stunde vergangen, so stand er schon wieder auf dem Marktplatze und hatte mit seinen Gefährten jetzt ungefähr fünfzig Kämpfer zusammengebracht. Der Tilly'sche Haufen zählte freilich dagegen weit über hundert Köpfe. Der Schwedenanführer erklärte jedoch nun auf das Bestimmteste, daß er jetzt den Streit bestehen wolle und auch seine Untergebenen, die meist den geringern Klassen angehörten, waren mit ihrem Anführer einverstanden.

Die Erwachsenen waren freilich weit davon entfernt, auf eine Verstärkung der Schwedischen zu bringen, weil die Mehrzahl wünschte, daß sie gerade unterliegen möchten, damit man aus dem Verlaufe dieses Kampfes ein gleiches Schicksal den wirklichen schwedischen Kämpfern prophezeihen könne, die jetzt das Land bedrohten.

Es wurde also beschlossen, daß sich nun die Züge in Bewegung setzen sollten. Zuerst zogen die Schwedischen hinaus, ihnen voraus der lahme Trommler und Ausrufer des Städtchens, der ihnen zum Marsch aufschlug. Die Knaben hatten eine feste Haltung und schienen zu fühlen, daß Muth dazu gehörte, bald ihren weit stärkeren Scheinfeinden zu begegnen. Nur wenige Zuschauer waren es, die das erste Häuflein begleiteten, denn bei dem großen Trupp, bei den Tilly'schen, hafteten alle Sympathien. Endlich setzte sich auch diese Abtheilung in Bewegung und voran gingen ihnen der Stadtpfeiffer mit all' seinen Gesellen und Lehrlingen, gar heitere Märsche aufspielend. Mit einer recht trotzigen Miene ging des Bürgermeisters Sohn, der Pseudo = Tilly, vor seinen Soldaten her, denen ein anderer loyaler Bürger sogar eine schöne Fahne geschenkt hatte, die man jetzt mit vortrug. Kurz, man that Alles, um diese Abtheilung der kleinen Streiter anzuspornen; der Herr Dechant und der Bürgermeister ließen es zumal an eindringlichen Worten und Versprechungen eines großen Kuchens und dergleichen für den unausbleiblichen Fall des Sieges nicht fehlen. Diesem Zuge schloß sich die ganze Bevölkerung Chams an, und es gab ein Gedränge in den Straßen, als würde eine Welt vertheilt.

Die Schwedischen aber hatten sich vor dem Sandthore auf einer Wiese, die einen recht günstigen Platz zu ihrem Unternehmen darbot, hinter kleinen Verschanzungen gelagert und erwarteten hier die anrückenden Feinde. Wie sie nun die Gegenpartei mit klingendem Spiele und fliegender Fahne aus der Stadt daherziehen sahen, da war ein gewisser Neid das erste Gefühl, das die kleinen Herzen bewegte und dann wohl die Kränkung, daß man sie so weit zurücksetzte und ihnen nur den lahmen Trommler zur Geleitung gegeben habe, während Jenen der kunstgeübten Stadtpfeifer sämmtliches Chor voranzog und außerdem noch die köstliche Fahne in ihrer Mitte wehte.

Der kleine gekränkte Gustav Adolph bat noch einmal seine Gefährten, die sich alle durch den Aufzug der Andern zurückgesetzt fühlten, jetzt fein muthig zu sein und der aufgeputzten Schaar nicht die Oberhand gewinnen zu lassen. Der Impuls, den die Erwachsenen zwar dem Gefecht von vorne herein beilegen wollten, zeigte sich jedoch schon jetzt nur theilweis; denn **Begeisterung** war es nicht, die wenigstens die Schwedischen antrieb; hier spornte eine Art Rache zum Muth an.

Die Tilly'schen waren einstweilen in Reih und Glied aufgestellt und der Bürgermeister wollte eben noch einmal die Kleinen anfeuern, und ihnen die wichtige Bedeutung des bevorstehenden Kampfes eindringlich vorstellen, da brachen aber schon die Schwedischen mit gewaltigem Geschrei auf ihre Gegner los.

Die Tilly'schen stellten sich mit Beharrlichkeit ihnen ge=



genüber und schlugen ebenfalls tapfer darein, so daß bald das Handgemenge allgemein wurde. Dazu machten sowohl die Stadtpfeifer und der Trommler mit ihren Instrumenten, als die zuschauenden Einwohner Chams mit Jubeln und Schreien einen solchen Heidenlärm, daß man wahrlich hätte vermeinen mögen, wenn man plötzlich in dieses Getümmel versetzt worden wäre, man sei in ein Land der Narren gekommen.

Trotz der bedeutenden Uebermacht der Tilly'schen neigte sich jedoch gar bald der Vortheil entschieden auf die Seite der Schwedischen und mit Siegesgeschrei trieben die Repräsentanten der nordischen Macht ihre Gegner vor sich her. Dieser unerwartete Ausgang eines thörichten Kampfes, nach dessen Entscheidung man den Maaßstab der Zukunft regeln wollte, brachte unter den Zuschauern nicht geringe Bestürzung hervor.

Der Dechant, der Bürgermeister und andere angesehene Bürger hielten es jetzt nicht unter ihrer Würde, selbst zwischen die Kämpfenden zu treten, dieselben zu trennen und dann auf eine Wiederholung des Gefechtes zu dringen, indem sie behaupteten, der jetzige Sieg sei eine Folge der Ueberraschung der Angegriffenen.

Beide Parteien der Kämpfer waren mit diesem Vorschlag einverstanden und traten wieder in gemessenen Entfernungen von einander auf.

Jetzt boten die Herren der Stadt alle Beredsamkeit und Verheißungen auf, um der Tilly'schen Partei zum Siege zu verhelfen. An ihre schwedischen Widersacher richtete aber keiner ein belobendes Wort, nur mißgünstige Blicke warf man zu ihnen hinüber. Abschrecken ließen sich jedoch die jungen Kämpfer dadurch keineswegs, und drangen, als das Zeichen zum Angriffe gegeben wurde, wieder so herzhaft auf die Tilly'schen ein, daß sie dieselben nach einem kurzen Kampfe, wobei es sogar auf beiden Seiten blutige Köpfe gab, überwältigten und in die Flucht trieben. Die Fahne aber hatten die Schwedischen erobert und den angeputzten Bürgermeisterssohn, den Pseudo=Tilly, gefangen genommen.

Dieser entscheidende Ausgang des Kampfes brachte die Gemüther, welche die Zukunft in Hirngespinnsten voraussehen wollen, in große Betrübniß und die größte Hälfte der Bürger von Cham zog niedergeschlagen wieder in die Stadt zurück. Nur die Kinder, welche mehr an dem hängen, was ihnen das Heute bietet und sich nicht mit den Sorgen für die Zukunft beschweren, tobten noch fort und schrien und stritten jetzt gewaltig in Worten gegen einander.

Die Fahne und den gefangenen Tilly brachten die Schwedischen vor des Bürgermeisters Haus, wo sie Beide nicht eher frei gaben, bis man ihnen dafür ein Lösegeld eingehändigt hatte. Die Knaben der Tilly'schen Partei mögen aber daheim Spott und Scheltworte genug geerntet haben.

Die bald hierauf erfolgende Entscheidung des mörderischen Treffens am Lech stimmte allerdings mit dem Erfolge dieses sonderbaren Kinderkampfes überein. Dort siegten die Schweden ebenfalls und Tilly's Leben endete eine feindliche Kugel.

Für den Aberglauben der damaligen Zeit gab jedoch dieses zufällige Uebereintreffen genugsame Nahrung und die Kunde von diesem Streite verbreitete sich rasch im ganzen Lande. Man hat nachmals auch noch zu öfteren Malen gleiche Thorheiten mit solchen Kinderkriegen angestellt, um durch solche und ähnliche Zeichen Auskunft über kommende Ereignisse zu erlangen.

A. Belbern.

Der todte Zimmermann.

Von Friedr. Gerstäcker.

Im Westen von Yorkshire, tief im Inneren des Landes und von der großen Heerstraße selbst ziemlich abgelegen, denn Eisenbahnen gab es damals noch nicht in dem jetzt von ihnen nach allen Richtungen hin durchschnittenen England, lag ein altes, wohl nicht gerade schon verfallenes, jedoch baufällig genug aussehendes Gebäude, das vor der Reformation zu einem Kloster gedient hatte, von den Rundköpfen aber genommen und eine Zeit lang zu einer Art Kaserne benutzt worden war, später aber durch Kauf an eine alte katholische Familie überging, die allerdings kein Kloster wieder daraus machen konnte und wollte, aber doch auch so viel als möglich das alte Schloß von den Entweihungen zu befreien suchte, die ein fanatischer Pöbel damals, in der festen Ueberzeugung, dem lieben Gott damit einen ungemein großen Gefallen zu thun, ausgeübt hatte.

Die Klosterkirche oder Kapelle, von der die wüthenden Reformatoren wenig mehr als die Gewölbe hatten stehen lassen — und diese ebenfalls nur aus dem Grunde, weil sie sie nicht einreißen konnten — wurde wieder so weit hergestellt, daß sie den Namen eines „anständigen Gotteshauses" verdiente, wie es die Pastoren und Priester gewöhnlich nennen, wenn die Kirche ländlich und die Pfarrwohnung behaglich eingerichtet ist, — die hohen gewölbten Fenster, aus denen die wilden Soldaten all' die zierlichen Steinhauereien, die gothischen Arabesken, Kreuze und Heiligenbilder, mit größter Sorgfalt heraus geschlagen hatten, wurden frisch, aber einfach umgemauert und mit neuen Fenstern versehen — die Zellen der Mönche dagegen, die eben den Haupttheil der Kaserne gebildet hatten, ließ der Eigenthümer niederreißen und den Platz zu Wirthschaftsgebäuden benutzen. Er war auch bis auf das Refectorium mit der inneren Einrichtung fertig geworden, als er plötzlich starb und sein ganzes Vermögen und Grundeigenthum, was sich meist auf dieß alte Kloster und die dazu gehörigen Ländereien beschränkte, seiner einzigen Erbin, einer Stiefschwester und alten Jungfer, die ihm bis dahin, mit Hülfe ihrer fast ebenso alten Dienstmagd die Wirthschaft geführt hatte, hinterließ.

Diese verpachtete bald darauf das Gut an einen Fremden, einen Protestanten, der die Felder und sonstigen Wirthschaftsgebäude in vortrefflichen Stand brachte, sich aber dafür den Henker um die neu eingerichtete Kapelle scheerte, und lieber zwei volle englische Meilen zu der dort errichteten protestantischen Kirche ritt, als daß er sich der kleinen Gemeinde in der alten Klosterkapelle angeschlossen hätte.

Die Dienstleute, fast lauter Katholiken, die mit dem früheren Besitzer gekommen oder sich später, aus protestantischen Umgebungen, die ihnen weniger zusagten, hierher gezogen hatten, schüttelten dabei freilich mit dem Kopf und meinten, der alte Herr müsse sich im Grabe umdrehen, wenn er sähe, wie all' seine Mühe und Arbeit nun so vergebens gewesen wären und protestantische — und man könnte eben so gut sagen, heidnische Hände auf seinem Grund und Boden wirthschafteten. Die Schwester aber war ein viel zu vernünftiges Frauenzimmer, sich an solche Reden und Ideen zu kehren, sie wußte recht gut, daß sie leben mußte, und da sie natürlich nicht selber mehr Landwirthschaft treiben und Felder bebauen konnte, so verstand es sich von selbst, daß sie einen Pachter dazu nahm. Ob der nun später, wenn er einmal starb, in den Himmel und Abrahams Schooß, oder an einen Ort kam, dessen eine gute Christin nur mit innerem Schauder und äußerem Zähneklappern gedenken konnte, ging sie auf der Welt nichts an. Sobald der Mann nur, so lange er ihr Gut bewirthschaftete, seinen Zins ordentlich zahlte, hätte er ihretwegen einen Wegweiser statt einem Crucifix anbeten können. Das konnte ihr gleichgültig sein.

Ich erwähne dieß aber nur hier deßhalb, um eben zu rechtfertigen, daß sie die noch streng katholischen Untersassen des kleinen Gebiets mit nichts weniger als günstigen Augen betrachteten und sehr häufig die Köpfe schüttelten und meinten, das kann nun und nimmermehr zu einem guten Ende führen.

„Das Fräulein," wie sie übrigens allgemein von der Nachbarschaft zum Unterschied von anderen Fräuleins genannt wurde, die gewöhnlich noch ihren Geschlechtsnamen dabei gesetzt bekamen, bewohnte mit ihrer alten Dorothea die Zimmer des früheren Abtes, die danach von einigen Offizieren der Rundköpfe benützt, später, nachdem sie anständig hergerichtet worden, von ihrem Bruder in Besitz genommen, und dadurch die noch am besten erhaltenen Gemächer des ganzen Hauses waren.

Gleich an diese stieß das alte Refectorium des Klosters und dieses hatte ihr seliger Bruder wollen mit mehreren Abtheilungen durchschneiden und dadurch in kleinere Gemächer, die zu verschiedenen Zwecken benützt werden könnten, verwandeln lassen. Hiebei aber vom unerbittlichen Tod überrascht, war Alles in dem großen Saale, wie es die Arbeiter eben gelassen, stehen und liegen geblieben und es sah ordentlich unheimlich aus, wenn man, aus dem Wohnzimmer tretend, die Thür öffnete und dann in den weiten, alten, grau düsteren Saal hinein schaute, wo die Mauersteine neben den noch halb vergoldeten und mit Zierrathen geschmückten, halb von profanen Händen abgekratzten und beklexten Wänden, aufgeschichtet oder unordentlich umher gestreut lagen; wo hier ein Balken über einem Heiligenbild, dem die Rundköpfe das früher Glorienumstrahlte Angesicht schwarz übermalt hatten, in der Ecke lehnte, dort eine Leiter aus der Kreuzigung Christi an der Hinterwand ordentlich herausgefallen schien, während die Bilder selbst beschmutzt und mit groben Pinselstrichen überschmiert, gar traurig und betrübt nur hie und da noch einen Arm oder ein Bein vorstreckten.

Der alte Herr hatte dieß eben nicht in solchen Kleinigkeiten abändern lassen, weil er einen Total-Umbau dieses ganzen Saales beabsichtigte, und dann würden die Wände ja überdieß wieder von neuem mit Kalk beworfen und übermalt worden sein.

Dieß beschloß „das Fräulein" abändern zu lassen, denn es war nicht allein des Saales und des dadurch verlorenen Raumes wegen; — lieber Gott sie brauchte mit ihrer alten Magd sehr wenig Platz, und hätte den recht gut entbehren können, ohne sich auch nur im mindesten einzuschränken, — aber es war schon ein häßliches, ich möchte fast sagen unheimliches Gefühl, wenn sie in ihrem Zimmer, das dicht daran stieß, saß und

sich nur durch die schwere eichene Thür von dem wüsten Bauplatz mit seinen entweihten und geschändeten Bildern und dunklen Ecken und Schutthaufen getrennt wußte und Abends hätte sie manchmal drauf schwören wollen — wenn sie das überhaupt je gethan — daß sie Schritte und Geflüster in dem Saale gehört habe. Dorothea war leider halb taub und konnte nicht gut zum Zeugen aufgerufen werden, aber selbst die Köchin, ein junges leichtfertiges Ding zwar und sonst gerade in keiner großen Achtung bei ihrer Herrin, wurde, als man sie später danach fragte, ganz verlegen und versicherte dem Fräulein, sie wolle es nur gestehen, sie hätte etwas ganz ähnliches in dem alten Saale auch schon gehört, und sie möchte ihm nicht, mit seinen verunstalteten und mißhandelten Heiligenbildern Abends nach Dunkelwerden zu nahe kommen — nicht um alles Geld in Yorkshire.

Arbeiter mußten deßhalb her, den Theil des Saales, der ihrer Zimmerthüre zunächst lag, aufzuräumen und eine Mauer quer durch die obere Abtheilung hindurch zu führen. Hierdurch wurde nicht allein die weite Räumlichkeit gebrochen, sondern auch noch eine prächtige und luftige Speisekammer gewonnen, die nur noch einer Decke bedurfte, um benützt werden zu können und das Wohnzimmer des Fräuleins von ihrer früheren unheimlichen Nachbarschaft vollkommen abzuschneiden.

Diese Decke, die aus etwa zehn Fuß von der Erde eingemauerte und durch andere gestützte Balken bestand, und nur einzig und allein noch mit Planken übernagelt zu werden brauchte, hatte ein unten im Ort wohnender Zimmermann, ein Irländer, zu vollenden übernommen und mit einigem Fleiß würde er auch im Stande gewesen sein, in nur wenigen Tagen seinen Accord zu erfüllen. Patrick O'Flannagan hatte aber, obgleich sonst eine seelensgute Haut, einen einzigen Fehler, der aber auch manche seiner guten Eigenschaften wieder, nicht allein verdunkelte, sondern total in den Schatten drückte. — Er trank nämlich, und wenn ich sage trinken, so meine ich nicht etwa unschuldiges Quellwasser oder noch unschuldigeren Kaffee, wie sie ihn bei uns zu Hause auf dem Lande trinken, oder Fußbad — sonst auch Dresdner Braunbier genannt — sondern ächten Irischen Whiskey, schon aus Nationalgefühl, und von diesem solche Quantitäten, daß man es recht gut trinken nennen konnte.

Die Beendigung der Speisekammer verzögerte sich deßhalb von Tag zu Tage und obgleich das Fräulein Patrick O'Flannagan immer drängte sie zu beendigen oder ihr wenigstens einen Tag zu sagen, an dem er sie fest und bestimmt beendigt haben würde, — denn wenn Patrick erst einmal sein Wort gegeben hatte, so konnte man Häuser darauf bauen, wie vielmehr denn Speisekammern — wich Patrick denn doch immer so geschickt aus, wie es wirklich nur ein Irländer unter solchen Umständen im Stande ist, und versprach allerdings sie jetzt „in den nächsten Tagen" fertig zu machen, hing aber so viele wenn's und aber's und Bedingungen von mit des Herrn Gnade das Leben behalten und gesund bleiben rc. rc. an, daß man schon von vorn herein wissen konnte, der liebe Gott würde gar nicht im Stande sein, alle die Bedingungen, die Patrick stellte, zu erfüllen, und der Erfolg lehrte auch, daß es gewöhnlich so auskam.

Nun muß ich den Leser aber vorher noch mit Patricks Privatverhältnissen etwas näher, und sei es nur durch wenige Worte, bekannt machen.

Patrick O'Flannagan wohnte am äußersten Ende des kleinen Ortes wohl zweihundert Schritt von den letzten Häusern entfernt, auf einem kleinen Stück „Bog" oder Sumpf, das er sich zum Andenken an seine traute „Smaragden-Insel" wie ja das alte grüne Irland von seinen poetischen Söhnen genannt wird, ganz besonders ausgesucht und von dem früheren Eigenthümer des Grundstücks, der viel auf ihn hielt, noch kurz vor dessen Tode erb- und eigentlich zubekommen hatte. Dort hauste er ganz allein mit seiner alten Mutter und einem jüngeren Bruder und mied nicht allein die übrigen Dorfbewohner, sondern wurde auch von ihnen gemieden, denn Patrick gehörte zu jener Partei der Irischen Nation, die sich dem Protestantismus zugewandt und die wunderliche Idee gefaßt hatte, daß sie auch ohne die Gebete ihrer bisherigen Patres einen Eingang in den Himmel finden könnten.

Es thut mir aber leid, hier dabei bemerken zu müssen, daß sich Patrick in der That eben so wenig um den Protestantismus bekümmerte, wie er sich früher um den Katholicismus bekümmert hatte. — Alles woran ihm hier auf Erden gelegen schien, war seinen eigenen Leichnam, so viel das nur irgend in seinen Kräften stand, zu pflegen und sich so lange als möglich „im Leben zu erhalten". Da er nun, wie er häufig äußerte, mit sehr wenig Arbeit auskommen konnte, hütete er sich wohl, seine Kräfte übermäßig anzustrengen, und waren Kartoffeln und Whiskey genug im Haus, dann hätte ich den Christenmenschen sehen mögen, der Patrick aus seinen eigenen vier Pfählen gebracht hätte. So lange noch eine dieser „Irischen Citronen" (wie die Kartoffeln dort auch häufig scherzhafter Weise genannt werden) oder ein Tropfen des „Bergthaues" (der edlere Name für Whiskey) im Hause waren, rührte und regte er sich nicht und erst wenn diese Vorräthe zur Neige gingen, dachte er auf neue Arbeit und damit neue „Provisionen".

Patrick war übrigens außerdem ein ungemein drolliger Kauz und wußte die komischsten Geschichten von der Welt mit einem Humor zu erzählen, in dem er von wenigen andern Menschen und von keinem auf zehn Meilen in der Runde übertroffen wurde. Da er auch noch außerdem sich als ein vortrefflicher und wackerer Sohn bewies, und es seiner alten Mutter, die er zu sich genommen hatte, an Nichts fehlen ließ, so war ihm das Fräulein und besonders Dorothea, was fast noch mehr sagen wollte, sehr gewogen, und wollten es ihm nicht gern zu leide thun, einen andern Arbeiter zur Beendigung der Speisekammer anzunehmen, obgleich ein nüchterner und rechtschaffener Zimmermann und sogar noch ein Katholik, nur wenige Meilen von dem Gut entfernt wohnte, und seine Dienste auch schon mehrmals selber angeboten und durch Andere hatte anbieten lassen.

Endlich aber konnte es das Fräulein nicht länger aushalten; sie war es müde geworden, immer und immer nur anzutreiben und sich die Vollendung der Arbeit auf's Ungewisse hinaus versprechen zu lassen. Sie schickte also an einem Dienstag Morgen, denn Montags war's immer nur eine höchst ungewisse Sache mit Patrick, den Kutscher, einen jungen rü-

stigen Burschen, der die zwei Pferde zu besorgen, die alte Kutsche in Stand zu halten und nebenbei noch den kleinen Garten zu bestellen hatte, nach Patrick O'Flannagans Wohnung hinüber, und ließ ihm sagen, er möchte augenblicklich einmal auf's „Kloster", wie das Herrenhaus immer noch aus alter Gewohnheit genannt wurde, herauf kommen, weil das Fräulein etwas sehr wichtiges mit ihm zu besprechen habe.

Solchen Ruf versäumte Patrick nie, denn er bekam dort nicht allein stets eine ganze Portion gute Ermahnungen, sondern zuletzt, wenn er das Wort kriegte und ein paar von seinen Schwänken einschieben konnte, auch stets einen ausgezeichneten „Bittern", wie ihn wirklich nur das Fräulein gegen Magenweh und andere häusliche Unfälle anzusetzen wußte.

Dießmal sollte er aber nicht mit bloßen Ermahnungen und weitläufigen Versprechungen davon kommen, das Fräulein blieb selbst gegen seine Betheuerungen unempfindlich und erklärte ihm rund heraus, daß es heute das letzte Mal sei, wo sie über die Beendigung dieser Arbeit spräche.

„Schämt Euch, Patrick!" sagte sie zuletzt, „schämt Euch in Euere Seele hinein, mich hier, die ich es immer so gut mit Euch gemeint habe, um ein klein Stück Arbeit, das Ihr, wenn Ihr nur wolltet, in einem einzigen Tage vollenden könntet, so viel zu quälen und zu ärgern, und so lange warten zu lassen, obgleich Ihr wißt, daß ich die ganze Arbeit, wo es mich nur ein Wort kostete, um denselben Preis bis morgen Abend gethan kriegen könnte. Ich habe Euch also nun zum letzten Mal rufen lassen, und verlange von Euch zu wissen, ob Ihr die Arbeit bis **spätestens** heute über acht Tagen wollt gethan haben oder nicht, und ich gebe Euch mein Wort, daß, falls Ihr es **nicht** thut, **morgen** über acht Tagen Meister Sharpsaw, den ich nicht zweimal dazu aufzufordern brauche, dabei ist, und dann sind **wir** Beide geschiedene Leute."

So ernsthaft hatte das Fräulein noch nie mit ihm gesprochen und da nun noch gar Dorothea gerade mit dem bewußten Bittern dazu kam, konnte Patrick zwei solchen, von so verschiedenen Seiten und mit so verschiedenen Angriffswaffen geführten Beweisgründen nicht länger widerstehen; er acceptirte Ermahnungen wie Bittern und versprach, unter einem ganz besonderen Grad von Rührung, dem Fräulein feierlich, daß bis heute über acht Tage Abends mit Sonnenuntergang — er behielt sich wohlweislich den **letzten** Termin offen — ihre Speisekammer gemacht sein solle, und Patrick O'Flannagan wäre der Mann, der sein Versprechen **todt** oder **lebendig** hielte.

„Pfui Patrick" sagte aber, während Dorothea mit der linken Hand ein andächtiges und zugleich abwehrendes Kreuz schlug, das durch des Mannes endlich gegebenes Wort schon wieder bedeutend milder gestimmte Fräulein, — „Pfui Patrick, wie könnt Ihr nur so häßliche gotteslästerliche Reden führen. Trinkt nicht so viel und Ihr könnt noch lange leben und manche Arbeit beginnen und fertig machen, Ihr seid aber Euer ärgster Feind mit der Flasche und wenn Ihr das so fort treibt, möcht' ich Euch allerdings nicht für einen baldigen Tod gut sein. — Unmäßigkeit tödtet die stärksten Naturen und wird auch die Eurige untergraben. Ja, ich weiß schon," sagte sie lächelnd, als Patrick eine betheuernde Bewegung machte, „Euere Vorsätze sind immer gut genug, aber ich will nun auch sehen, ob es wahr ist, daß Ihr Euer fest gegebenes Wort wirklich haltet, und bedenkt, daß es sonst das letzte Mal gewesen ist, daß ich Euch geglaubt habe." Fräulein," rief aber Patrick, nachdem er sein bisher still in der Hand gehaltenes Glas auf einen Zug geleert und von sich auf den Tisch geschoben hatte — sich wohl versehend dabei, daß es wieder in Dorotheens Nähe und den Bereich der vollen, unter ihren Händen stehenden Flasche kam; — „Fräulein, wenn ich dießmal mein Wort nicht halte, dann sollen die Jungen unten im Dorfe mit Fingern auf mich weisen und mich den Lügner Patrick nennen, nein, noch schlimmer, ich will nicht eher wieder einen Bissen von Ihrem Brod, oder einen" — er hielt hier erst einen Augenblick inne, den ihm von Dorothea freundlichst zum zweiten Mal eingeschenkten Bittern zu sich herüber zu ziehen und, wie es schien, nur mit einer geschickten Handbewegung zu leeren — „oder einen Tropfen von Ihrem Schnaps trinken" fuhr er dann betheuernd und sich den Mund wischend fort, „bis ich Ihre Speisekammer fertig gemacht habe, schlechter, elendiger Kerl, der ich bin. Und todt oder lebendig, Fräulein, Sie haben einmal mein Wort, und Patrick O'Flannagan mag sonst sein, wie er will, aber sein Wort hält er, darauf können Sie sich verlassen."

Und damit drückte Patrick seinen alten Hut, den er bis jetzt unter dem linken Arm gequetscht gehalten, wieder so viel als möglich in eine halbwege Façon zurück, machte erst gegen das Fräulein und dann gegen Dorothea (Patrick war viel zu sehr Irländer, diese letztere zu versäumen) seine Abschiedsverbeugung und war im nächsten Augenblick durch die nächste Thüre verschwunden.

Dorothea aber, als sie Patricks Glas weggenommen und ein etwas kleineres, zierlich geschnittenes dafür auf den Tisch gesetzt hatte, denn das Fräulein mußte, ihrer Meinung nach, nach solcher Aufregung jedenfalls ihren Lebensgeistern ein klein wenig zu Hülfe kommen, schüttelte gar ängstlich und bedenklich mit dem Kopf und meinte, solche gotteslästerliche Reden wie „lebendig oder todt" gefielen ihr nun und nimmermehr — damit käme nie etwas Gutes zuwege, und, es sei ein altes aber gutes Sprüchwort, man solle den Teufel nicht an die Wand malen; der Patrick wäre ein ganz guter Mensch, aber er glaubte an keinen Gott, denn ob er nun Protestant sei oder „gar nichts," das käme doch auf eines heraus, und sie fürchtete, sie fürchtete — aber — es passirt noch einmal etwas.

Das Fräulein lächelte aber darüber und versicherte Dorothea, Patrick sei ein ganz guter Mensch und ein noch besserer Sohn, wenn er nur das fatale Trinken wollte sein lassen, und so eine Rede sei, wenn auch gerade nicht in der Ordnung, doch nur so leicht hingeworfen, und der liebe Gott würde es schon nicht so genau damit nehmen. Und damit war die Sache für dießmal abgethan. —

2.

Dienstag, Mittwoch und Donnerstag vergingen, ohne daß sich Patrick im Kloster blicken ließ; das Fräulein schüttelte schon bedenklich den Kopf und machte sich allerlei arge Ge=

danken über den liederlichen Zimmermann, Dorothea hatte aber von einem der Dorfleute gehört, daß er krank sei, und kam ordentlich ängstlich mit dieser Nachricht zu ihrer Herrin. Das änderte freilich die Sache und Patrick O'Flannagan war also dießmal außer Schuld.

„Das wußte ich wohl" sagte Dorothea auch, ihn vertheidigend, „wenn Patrick nicht unwohl geworden wäre, hätte er gewiß schon jetzt sein Wort gehalten; er ist wohl ein bischen ein leichtsinniger, junger Mensch" — Patrick war, beiläufig gesagt, acht und dreißig Jahre alt — „aber kein schlechter, und Sie sollen einmal sehen, Fräulein, sowie er nur wieder besser ist, kommt er mit Hobel und Säge angerückt. Dann ist er auch wie der Blitz mit der Arbeit fertig, denn ungemein schnell arbeiten kann der Patrick."

Die beiden guten alten Seelen beschlossen denn auch, es nicht allein dabei bewenden zu lassen, und den Mittag noch wurde eine gute, kräftige Suppe gekocht und der Kutscher damit betraut, diese dem Kranken hinaus zu tragen und sich zugleich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Das kommt aber von seinem leichtfertigen, unregelmäßigen Leben," sagte das Fräulein, als Tommy, der Kutscher, mit dem großen, steinernen Henkeltopf, den er vorsichtig in eine Pferdedecke eingeschlagen trug, befördert war, „wenn Patrick das böse, häßliche Trinken lassen wollte, wäre er ein ganz guter, brauchbarer Mensch, das Trinken wird auch noch sein Tod sein, und er verdiente eigentlich gar nicht, daß man sich soviel Sorge um ihn machte und soviel Mühe mit ihm gebe, was sollte aber nachher aus der armen, alten Frau, seiner Mutter werden. Patrick ist doch ein guter Bursche."

Es ist sonderbar, daß sich die Frauen so oft für liederliche Menschen interessiren — ist einer ordentlich und anständig, nun so versteht sich das von selbst, daß er so ist, und es bekümmert sich Niemand um ihn, er thut ja nicht mehr als seine Pflicht und Schuldigkeit, und wer soll ihm das danken? — Die liederlichsten Subjecte finden aber dann gerade beim schönen Geschlecht die regste Theilnahme — an ihnen ist noch etwas zu retten, hier ist noch ein Körper und eine Seele dem zeitlichen und ewigen Verderben zu entreißen, und das milde und weiche Frauenherz fühlt sich besonders dazu hingezogen, ja einen ordentlichen Beruf in dergleichen Aufopferung und Hingebung. Man möchte wahrhaftig manchmal recht aus freien Stücken auch ein liederliches Subjekt werden, nur um schöne liebe Frauenaugen in zarter Sorgfalt um uns betrübt und bemüht zu sehen.

Vor allen Dingen wollen wir aber jetzt erst einmal mit dem Koch nach Patricks kleinem Hause gehen und sehen, wie sich unser vermeintlicher Kranker dort befindet.

Patrick O'Flannagan war nämlich nichts weniger als krank, sondern hatte nur ganz unverhofft an demselben Tage, wo er im Schlosse gewesen, von einem der benachbarten Dörfer ein paar Särge zu machen bekommen, die augenblicklich fertig gemacht werden mußten, und dabei so viel Geld verdient, daß er wieder recht gut eine Zeitlang auch ohne Arbeit auskommen konnte, der nächste Dienstag war noch lange hin, und mit einem paar Bekannten fing Patrick, der sich wieder einen guten Vorrath von Whiskey eingelegt hatte, an, zu zechen und jubilirte Tag und Nacht fort, daß es eine Freude war. Das Gerücht, daß er krank sei, war auch auf sehr natürliche Art und Weise entstanden; ein Mann aus dem Dorfe, der eine Säge zu borgen wünschte, — denn wenn sie nicht etwas von Patrick haben wollten, kam keiner zu ihm hinaus, — war an der Thür von der alten Mrs. O'Flannagan, einer alten sechs und siebzigjährigen Frau, die nicht gerne die Nachbarn wissen lassen wollte, daß ihr Sohn wieder und dießmal auf eine gar hartnäckige Weise angetrunken sei, mit der Antwort abgefertigt worden, Patrick O'Flannagan sei krank und sie könne keines von seinen Handwerkszeugen hergeben.

Als Tommy deshalb mit der Suppe vor der Thür erschien und Einlaß begehrte, kam die alte Dame zuerst in nicht geringe Verlegenheit, Tommy war aber ein guter Freund von Patrick und besonders war, was er in der Hand trug, und was ihr so süß wie kräftige Fleischbrüh entgegen duftete, keineswegs so vor der Thüre abzuweisen, wie Jemand, der eine Säge borgen wollte und Tommy durfte eintreten.

„Bei Jesus Tommy acushla" war das erste, was dem erstaunten Tommy der sterbenskrank geglaubte Patrick entgegenjubelte; das zweite aber, ein volles Glas kochend heißen und vortrefflich gebrannten Whiskeypunsch, den er zu Hause im Kloster nicht einmal zu riechen, vielweniger zu kosten bekam, und Tommy, außerdem kein Kostverächter und ein zu pfiffiger Bursche, nicht zu wissen, daß Festtag wäre, wenn die Leute in die Kirche gingen, blinzte mit dem rechten zugekniffenen Auge nach Patrick hinüber und lieferte mit der einen Hand seine Suppe ab, während er mit der anderen das dargereichte Glas annahm und auf einen Zug ausleerte.

„Und die Alte glaubt, Ihr seid sterbenskrank, Patrick" schmunzelte Tommy, als er nach wirklich nur sehr kurzer Nöthigung seinen Platz an dem kleinen Tische neben den vier anderen, schon vorhandenen Zechbrüdern eingenommen.

„Bin ich auch Tommy, — hick!" lallte Patrick, der einen fürchterlichen Schluckauf (außer seinem gewöhnlichen Schlucknieder) heute hatte — „bin ich auch Patrick, ich habe das — hick — ich habe das hitzige Fieber, Tommy, hick — hick — und ich vertreibe es mir jetzt — hick — homöopathisch wie die Doktoren sagen — hick — mein Junge!"

„Kurioses Fieber das, Paddy," sagte Tommy, der schon seinen Hut ablegte und es sich anfing, bequem zu machen — „kurioses Fieber — kommt mir vor wie Kalklöschen, Paddy, — je mehr man dazu gießt, desto hitziger wird's, Paddy!"

„Und wie geht's denn der Alten im Kloster — hick?" frug Patrick jetzt, die Beine unter und die Arme auf den Tisch g'rade vor sich ausstreckend und den Kopf ein ganz klein wenig mit einem recht schlauen Ausdruck in den rothen, aufgedunsenen Zügen, zur Seite beugend und nach Tom hinüber winkend. — Heh Tommy? hick — was macht die — hick — hick — was macht die gute alte Seele?" —

Patrick entblödete sich nicht, das ehrwürdige alte Fräulein eine gute alte Seele zu nennen, und was das schlimmste dabei war, Tom, der sonst einen unbeschreiblichen Respekt vor seiner Herrin zu haben schien, entsetzte sich nicht im mindesten dar=

viel von ihrer Geistesgegenwart zurück, sie faßte Dorotheen bei der Schulter, schüttelte sie sanft und sagte beruhigend und fast mit fester Stimme:

„Komm, komm, Dorothea, sei kein Kind — wer wird denn gleich das Schlimmste denken; wir stehen in Gottes Hand und kein böser Geist könnte uns etwas anhaben — wir wissen aber noch gar nicht einmal, ob das ein Geist ist und mir fällt jetzt ein, daß die Leiter im Hofe ja immer noch angelehnt steht, durch welche die Maurer ihre Backsteine heraufschafften. — Wer weiß, ob nicht Tom gestern zu dem andern Zimmermann gegangen ist und ihn bestellt hat, er hat vielleicht geglaubt, daß die Speisekammer doch jetzt jedenfalls von dem andern Arbeiter fertig gemacht werden müßte und ihn, ohne mich vorher noch einmal darum zu fragen, auf heute Morgen herbestellt. Der Mann nun, der uns nicht aus dem Schlafe stören und gern pünktlich sein wollte, ist durch's Fenster in den alten Saal hineingestiegen.

Das Fräulein hatte sich, während sie sprach, so in diese Idee hinein gedacht, daß sie ihr jetzt selber wahrscheinlich erschien, sie klopfte Dorotheen auf die Schulter und fuhr freundlich fort: „Komm, komm Kind, sei nicht so närrisch, zieh dich an und mach Rosy auf, die pocht schon seit fünf Minuten draußen, als ob sie die Thür einschlagen wollte. Schämst du dich nicht, so furchtsam zu sein."

Dorothea fühlte sich durch diese fast unbefangene Aufmunterung wirklich so ermuthigt, daß sie aufstehen, schnell ihren Morgenrock überwerfen und die der Treppe zuführende äußere Thür aufschließen und riegeln konnte. Kaum war das aber geschehen, so wurde sie von der leichenbleich hereinstürmenden Rosy auch fast umgerannt, und die Köchin konnte nur mit zitternden Lippen, als sie zum Fräulein in's Zimmer stürzte, die Worte herausbringen:

„Haben Sie ihn gehört — er ist da — er ist gekommen!"

Das ominöse Sägen und Hämmern dauerte ununterbrochen fort, Bretter wurden herüber und hinüber geschoben, Nägel eingeschlagen, Planken abgesägt — und sie konnten deutlich die Stücke hinunter auf den Estrich fallen hören — es war gar kein Zweifel mehr, daß irgend Jemand in dem alten Saale arbeitete, und das Fräulein suchte auch Rosy mit ihren schon oben angeführten Gründen zu beschwichtigen, wofür auch das sprach, daß Patrick sonst immer, wenn er an der Arbeit war, ununterbrochen pfiff und sang und den Takt dazu hämmerte, daß es sich ordentlich gut anhörte, heute aber Alles still da drinn herging und das Geräusch des Handwerkzeugs, das einzige war, was laut wurde.

Hierzu — daß Tom nämlich einen andern Zimmermann bestellt haben sollte, schüttelte aber Rosy auf das ängstlichste zwar, aber auch auf das entschiedenste mit dem Kopf, und behauptete so bestimmt, dieß wäre nicht geschehen, daß ihr Fräulein sich gar nicht erklären konnte, wo sie das her wissen wollte. Rosy versicherte aber, Tom habe sich noch gestern Abend heiß Wasser bei ihr in der Küche geholt — und sie habe ihn gefragt, ob er an Geister glaube, und ob ein Mensch, wenn er einmal ordentlich gestorben und begraben wäre und sechs Fuß unter der Erde läge, wieder heraufkommen und eine Speisekammer machen könne — und da habe ihr Tom auch gesagt, das wäre Unsinn und ein todter Mensch sei und bliebe todt, und sie — Rosy — solle einmal sehen, morgen früh, als wie heute, werde ihn das Fräulein nach dem andern Zimmermann schicken, und der nachher kommen und die Speisekammer fertig machen, und das wäre dann das Ende vom Geist. Das bewies doch jedenfalls, daß er bis jetzt noch nicht den andern gerufen hatte, und dieser unmöglich von selber kommen könne.

Das Fräulein machte jetzt, hierdurch selber wieder etwas außer Fassung gebracht, den sehr vernünftigen, aber deßhalb nicht weniger unausführbaren Vorschlag, ehe man sich weiter ängstige, nachzusehen, wer eigentlich im Saale arbeite. Wer sollte aber nachsehen?

Dorothea weigerte sich hartnäckig, der Thüre selbst auch nur auf fünf Schritt nahe zu kommen und erklärte feierlich, lieber aus dem Fenster springen zu wollen, als im Zimmer zu bleiben, wenn Jemand nur Miene machen wollte, sie zu öffnen. Rosy verwarf selbst den Vorschlag, durchs Schlüsselloch zu sehen, als unmöglich.

„Heilige Mutter Gottes!" sagte sie und hielt sich schaudernd die Schürze vor's Gesicht — „wenn ich da so auf einer Seite in's Schlüsselloch hinein sähe und das Gespenst auf der anderen — o du mein Heiland, es könnte das größte Unglück geben, und mir ist es schon, bei dem bloßen Gedanken, wie Blei in die Glieder geschlagen.

Das war auch eine schreckliche Idee, und dem Fräulein schauderte selber dabei — sie hätte es um die Welt keinem andern Christenmenschen zumuthen mögen — was aber nun um des Himmels Willen thun?

Rosy machte hier den ersten vernünftigen Vorschlag, sie wollte zu Tom hinunter gehen und den an das äußerste Ende des Hofs schicken — die Fenster im Saal waren noch alle offen, denn selbst die Rahmen standen, herausgenommen, in der einen Ecke desselben, und von dort aus konnte er jedenfalls die Stelle, wo — „das Ding" arbeitete, übersehen und dann Nachricht bringen, was es sei und wie es aussähe.

Die Sache hatte weiter keine Schwierigkeit, als daß dann das Fräulein mit Dorothea allein hätte im Zimmer bleiben müssen, und nachdem die alte Dame bestimmt wußte, daß es kein anderer Zimmermann möglicher Weise sein konnte, wurde ihr selber, so ganz in der Nähe eines überirdischen Wesens, und nur durch die dünne Thür von ihm getrennt, unheimlich und bange zu Muthe.

Dorothea schien, bei Rosy's Vorschlag, große Lust zu haben, diese zu begleiten — lieber Gott, wie das sägte und arbeitete in der Kammer, es ging Einem ja wie mit glühenden Messern durch die Seele, nein man mußte Gott auch nicht durch zu große Dreistigkeit versuchen und es war besser, einer solchen Sache friedlich aus dem Weg, als ihr gerade entgegen zu gehen. Das Fräulein beschloß also ebenfalls, sich Rosy anzuschließen, in deren Kammer unten zu gehen, und dort mit Dorothea zu warten, bis Rosy Tom gerufen habe und dieser Nachricht bringen würde; nachher konnten sie noch immer thun, was sie für gut fanden.

Das war ein Vorschlag zur Güte und so schnell ausgeführt als gefaßt. Das Fräulein und Dorothea setzten sich in Rosy's kleinem freundlichen Kämmerchen, die erste auf den

einzigen Stuhl, der darin stand, die andere auf's Bett, und beteten mit angsterfülltem Herzen zu ihrem Heiland, daß er den schweren Kelch an ihnen glücklich vorüberführen und Alles noch zum Besten kehren möge. Rosy blieb etwas lange aus, endlich kam sie aber zurück und brachte die Nachricht, Tom sei augenblicklich hinübergegangen, wohin sie ihn beschieden habe, und werde, sobald er nur irgend etwas deutlich sehen und erkennen könne, augenblicklich hierher kommen und ihnen Nachricht bringen.

„Und was sagte Tom?" frug das Fräulein etwas ängstlich, denn sie hoffte noch immer in Tom's totalem Unglauben einigermaßen Trost zu finden. Hierin sollte sie aber vollkommen getäuscht werden, denn Tom war, nach Rosy's Aussage, als sie ihm erzählt, was oben im alten Saale vorgehe, todtenbleich geworden, und hatte nur schwer bewogen werden können, die schwierige Mission zu unternehmen. Was für Mittel Rosy angewandt, ihn doch endlich dahin zu bringen, sagte sie nicht, aber er war gegangen, so viel blieb gewiß, und konnte jetzt jeden Augenblick mit der Botschaft zurück sein.

Tom kam endlich, aber er sah selber zu viel wie ein Geist aus, als daß er den geängstigten Frauen hätte können tröstliche Nachrichten bringen. Er zitterte am ganzen Leibe, sein Gesicht war erdfahl und die Augen traten ihm stier aus dem Kopfe.

Er hatte ihn gesehen — es war Patrick O'Flannagan, wie er leibte und lebte, schneeweiß angezogen, wie sie die Leichen in's Grab legen — und mit einem weißen Tuch um die untere Kinnlade, diese vor dem Niederfallen zu bewahren. Im Gesicht sah er dabei aus, nicht als ob er erst vor wenigen Tagen gestorben wäre, sondern als ob er schon eben so viele Monate im Grabe gelegen hätte — die Augenhöhlen leer und schwarz und der übrige Theil des Gesichts eher wie ein leerer Schädel, als ein Leichenantlitz.

„O mein Traum, mein Traum" jammerte Dorothea, „ich wußte ja, daß es so kommen würde."

„Und was macht er?" frug das Fräulein endlich nach einer ziemlich langen Pause, in der sie sich die größtmöglichste Mühe gegeben hatte, ihr eigenes Entsetzen zu bezwingen — „was macht er aber?"

„Was er macht?" wiederholte Tom erstaunt — „er arbeitet, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Die Planken fliegen nur so, wenn er sie kaum anrührt und legen sich selber auf ihre Plätze — mit dem Hammer gehts, als ob er hundert Hände dazu hätte und es sollte mich gar nicht wundern, wenn er bis zum Frühstück mit der ganzen Bescheerung fertig wäre."

Das Fräulein hatte Tom noch nie so zerknirscht gesehen, und der arme Mensch hatte dabei so tiefliegende Augen und bleiche Backen — wenn er nur nicht selber krank war.

„Tom" sagte sie plötzlich, einen neuen Gedanken erfassend — „das Fieber neulich hat Euch doch auch recht sehr angegriffen — Jesus, Maria, wie bleich Ihr ausseht — legt Euch lieber zu Bett und ich will aus dem nächsten Städtchen den Doktor holen lassen."

Tom wurde noch bleicher als vorher, so daß Rosy jetzt selber vor Angst die Hände faltete und ihr die großen hellen Thränen in die Augen traten; einen Augenblick stand er stumm und sprachlos, ein Bild trostloser Angst und Sorge da, dann aber plötzlich, als gerade von oben das Klopfen und Hämmern deutlich zu ihnen herunter tönte, daß Alle fast unwillkührlich einen scheuen Blick nach oben warfen, konnte er sich nicht länger halten, in diesem Augenblick konnte er nicht lügen, und fiel auf einmal mit gefalteten Händen vor dem auf's Aeußerste erstaunten Fräulein nieder, ihr seine ganze Sünde von neulich und die Unwahrheit, mit der er sich der verdienten Strafe zu entziehen gesucht, zu bekennen. Er erzählte jetzt auch dem Fräulein — denn nun er erst einmal im Zug war, ging's ihm wie gedruckt von den Lippen, — wie entsetzlich Patrick an dem Tage getrunken habe und daß er fast glaube, der Schlag habe ihn nur in Folge jener unmäßigen Quantität des heißen, scharfen Getränkes getroffen.

Tom hätte übrigens zu einem solchen Bekenntniß keinen bessern Augenblick wählen können, denn das Fräulein war selber viel zu aufgeregt, um bei dem strafbaren Verfahren ihres Kutschers auch nur mit einem Gedanken weilen zu können. Sie schüttelte zwar bei der Erzählung des Geängstigten mißbilligend mit dem Kopfe, während Dorothea mit einem frommen Blick und Seufzer zum Himmel schaute und Rosy, ein Bild — aber ein liebliches — sprachlosen Staunens daneben stand — das war jedoch auch Alles und sie frug den Zerknirschten jetzt noch einmal ernsthaft, ob er sich auch wirklich nicht in der Person geirrt habe und ob das — Wesen — das da oben im alten Saale schaffe und arbeite, dem seligen Patrick wirklich ähnlich sähe.

Tom, froh, dießmal so gut davon gekommen zu sein und jetzt mit erleichtertem Herzen, bestätigte das aber auf das ernsthafteste und beharrlichste und fügte auch, zum Beweis der Wahrheit hinzu, daß er zwei von den Gutsknechten herübergerufen und ihnen das — das Ding gezeigt habe und Beide hätten nicht allein augenblicklich Patrick erkannt, sondern wären auch in demselben Moment, von plötzlicher Angst ergriffen, wie Spreu vor dem Winde auseinander gestoben.

Tom hatte aber ganz wahr erzählt; als die Leute vom Gut die schauerliche Gestalt oben in dem überdieß halbdunklen Saale so allein und einsam bei der Arbeit sahen — eine Gestalt, die allem Rechte nach auf dem stillen Friedhof ruhig ausgestreckt liegen und der Ewigkeit entgegen harren sollte, faßte sie ein panischer Schrecken, und sie stoben, so schnell sie ihre Füße trugen, aus einander, die schreckliche Kunde je rascher desto besser, auf dem Gut und im Dorfe zu verbreiten.

Es dauerte auch gar nicht lange, so sammelte sich das ganze Dorf unter der alten Linde, die an dieser Seite des inneren Hofes stand, und von wo aus sie gerade in die Fenster des früheren Klostersaales hinauf sehen konnten. Männer, Frauen und Kinder standen in lautloser Angst dicht gedrängt um den knorrigen Stamm des Baumes herum, ja einige der muthigsten und auch wohl nichtsnutzigsten Jungen waren selbst in den Baum hinauf geklettert und hatten sich dort einen bessern Ueberblick über das gefährliche Terrain zu verschaffen gesucht, aber auch gleich wieder Hals über Kopf von oben herunter gestürzt, als das Gespenst zum ersten Mal das entsetzliche Leichengesicht nach ihnen hinüber drehte, und sie mit

über, sondern ließ sich sogar noch einmal einschenken und trank mit Patrick auf das Wohl dieser „guten, alten Seele."

Das alte Fräulein im Schloß und Dorothea, ja selbst die Köchin, geriethen zuletzt, als der abgesandte Tom gar nicht zurückkehren wollte, in nicht geringe Besorgniß und wollten schon, wie es gegen Abend ging, und selbst mit einbrechender Dämmerung der Bote noch nicht zurück war, einen andern Mann nach Patricks Hütte hinüber senden. Gerade, als die drei oben zu solchem Kriegsrath beisammen waren, läutete es unten an der Thür. Das war Tom; Rosy sprang augenblicklich fort, ihm zu öffnen und stieß ordentlich einen Schrei aus, als sie sein rothes Gesicht und seine starren Augen sah. Tom hatte aber noch gerade Besinnung genug, sich auf nicht die geringste Erläuterung einzulassen, ja Rosy wäre vielleicht sogar böse auf ihn geworden, denn er bot ihr nicht einmal auf seine gewöhnliche Art und Weise „guten Abend," hätte er ihr nicht, das Tuch fest vor das Gesicht pressend, zugeflüstert, er fühle sich unwohl und glaube, Patricks Krankheit sei ansteckend gewesen. Damit glitt er ihr unter den Händen weg, in sein Kämmerchen hinein und zu Bett, und als die alte Dorothea nach einiger Zeit unter Zittern und Zagen zu ihm ging und ihm eine Tasse Thee, die sie schnell bereitet hatte, brachte, lag er tief unter seine Bettdecke gedrückt und ließ sie sein Gesicht nicht einmal sehen, so fror ihn — das Bett schüttelte ordentlich.

Glücklicher Weise sollten die armen Frauen aber dießmal mit dem bloßen Schreck davon kommen, denn am andern Morgen fühlte sich Tom schon wieder bedeutend besser und konnte sogar gegen zehn Uhr aufstehen und an seine gewöhnlichen Geschäfte gehen.

Das war Freitag — von Patrick hörten sie den ganzen Tag nichts, aber am nächsten Mittag brachte eine Magd von dem Gute mit der gewöhnlichen Butter auch die Nachricht, daß Patrick O'Flannagan, vor einer Stunde etwa, vom Schlag gerührt und gestorben sei, und daß sie draußen im „Irischen Haus," wie seine kleine Hütte von den Dorfbewohnern gewöhnlich genannt wurde, schon ihre gebräuchlichen Weh= und Leichenklagen hielten, daß man's auf dem Gut drinnen ordentlich hören konnte.

In der Nachricht lag übrigens nichts außerordentliches; Patrick war überall als ein starker, ja unmäßiger Trinker bekannt, und daß solche Leute sehr häufig der Schlag rührt, ist nichts Neues. Tom erschrack am meisten darüber, er hatte noch so kürzlich mit dem jetzt Todten einen so fröhlichen Nachmittag verlebt, und wenn er sich auch nicht verhehlen konnte, wie sehr er selber damals über die riesigen Massen des starken Getränkes, die Patrick in sich hineingeschüttet, erstaunt gewesen sei, so war doch jetzt der Tod auch gar so schnell und plötzlich in die Thür getreten, sein ihm freilich schon längst verfallenes Opfer zu holen.

Für den Todten konnte nun freilich das Fräulein nichts mehr thun, er war Protestant und sie Katholikin — er durfte nicht einmal auf ihrem Kirchhof begraben werden, obgleich sie selber viel zu vernünftig darüber dachte, dagegen irgend eine persönliche Abneigung zu haben. Kaum eine halbe Meile auf der andern Seite des Irischen Hauses war aber eine kleine protestantische Kirche, wohin die alte Mrs. O'Flannagan regelmäßig zur Andacht ging und dorthin mußte er also auch jedenfalls beigesetzt werden.

Von ihrem Fenster aus konnte sie eben noch das kleine, einsam gelegene Häuschen, gerade an der andern Seite eines niedern Weidendickichtes, das zwischen dem Gut und dem Hause lag, sehen, und Sonntag Nachmittag wurde der Sarg vom anderen Dorfe herüber gebracht, die Leiche hinein gelegt und noch an demselben Abend zu ihrer letzten, stillen Ruhestätte hinaus getragen.

Das Fräulein und Dorothea standen am Fenster, als die kleine Prozession sichtbar wurde und Dorothea faltete die Hände und sagte, während eine stille Thräne dem guten alten Mädchen in die Augen trat: — „Da tragen sie nun den armen, sonst immer so lustigen und muntern Patrick O'Flannagan auch in die kühle Erde; wie manche Särge hat er für andere Leute gezimmert und jetzt liegt er selber in solch einem kleinen Bretterhäuschen — es ist doch eine schlimme Sache um das Sterben — und seine arme alte Mutter nun" —

„Der soll es, so lange sie lebt, an Nichts fehlen," sagte aber das gute alte Fräulein rasch — „laß nur die ersten Trauertage vorüber sein, Dorothea, nachher sollst Du aber selber zu ihr hinüber gehen und sie beruhigen, daß sie sich nicht etwa auch noch auf die paar Tage, die sie hier auf Erden zu wandeln hat, Nahrungssorgen macht.

„Ach, Fräulein!" sagte da plötzlich die alte Dorothea und trocknete sich die Augen, wobei sie sich wohl absichtlich etwas von ihrer Herrin abwandte — „ich bin vielleicht recht kindisch, aber — aber ich wollte doch, Patrick hätte das letzte Mal, als er hier in diesem gesegneten Zimmer war, nicht gesagt, er würde die Speisekammer da drinn' lebendig oder todt bis Dienstag fertig machen, das war doch eigentlich recht sündhaft gesprochen, und wenn ihn der Himmel nur nicht dafür gestraft hat."

Aufrichtig gesagt hatte das Fräulein schon denselben Gedanken gehabt, natürlich wollte sie sich aber von ihrer Magd nicht auf einer solchen Schwachheit ertappen lassen, und sagte kopfschüttelnd:

„Bah, bah, bah, Dorothea! was sind das für Redensarten für ein vernünftiges Frauenzimmer. Das war allerdings eine alberne Rede von Patrick, und ich wollte jetzt selber, er hätte nicht gesagt, was er gerade gesagt hat, nicht etwa weil ich fürchte, sein Geist könne deßhalb keine Ruhe haben," setzte sie lächelnd hinzu, fuhr aber gleich wieder ernster fort, „sondern weil es ihm möglicher Weise vor seinem Tode eine trübe Stunde gemacht hat, sein Wort nicht lösen zu können, denn Patrick O'Flannagan mochte in manchen Stücken wirklich so leichtsinnig sein wie er wollte, sein Wort, sobald er das einmal gegeben, hielt er. Ich entbinde ihn aber hiemit feierlich davon!" sagte sie plötzlich etwas lauter, als das für Dorothea, die dicht neben ihr stand, gerade nöthig gewesen wäre, ja sie warf sogar einen etwas scheuen Seitenblick nach der Thür hinüber, die zu der noch unvollendeten Speisekammer hinaus führte und setzte dann leiser hinzu: „es ist also nicht nöthig, die Sache auch nur mit einem Wort weiter zu erwähnen. Ja ich weiß nicht, ob ich nicht

einzigen Stuhl, der darin stand, die andere auf's Bett, und beteten mit angsterfülltem Herzen zu ihrem Heiland, daß er den schweren Kelch an ihnen glücklich vorüberführen und Alles noch zum Besten kehren möge. Rosy blieb etwas lange aus, endlich kam sie aber zurück und brachte die Nachricht, Tom sei augenblicklich hinübergegangen, wohin sie ihn beschieden habe, und werde, sobald er nur irgend etwas deutlich sehen und erkennen könne, augenblicklich hierher kommen und ihnen Nachricht bringen.

„Und was sagte Tom?" frug das Fräulein etwas ängstlich, denn sie hoffte noch immer in Tom's totalem Unglauben einigermaßen Trost zu finden. Hierin sollte sie aber vollkommen getäuscht werden, denn Tom war, nach Rosy's Aussage, als sie ihm erzählt, was oben im alten Saale vorgehe, todtenbleich geworden, und hatte nur schwer bewogen werden können, die schwierige Mission zu unternehmen. Was für Mittel Rosy angewandt, ihn doch endlich dahin zu bringen, sagte sie nicht, aber er war gegangen, so viel blieb gewiß, und konnte jetzt jeden Augenblick mit der Botschaft zurück sein.

Tom kam endlich, aber er sah selber zu viel wie ein Geist aus, als daß er den geängstigten Frauen hätte können tröstliche Nachrichten bringen. Er zitterte am ganzen Leibe, sein Gesicht war erdfahl und die Augen traten ihm stier aus dem Kopfe.

Er hatte ihn gesehen — es war Patrick O'Flannagan, wie er leibte und lebte, schneeweiß angezogen, wie sie die Leichen in's Grab legen — und mit einem weißen Tuch um die untere Kinnlade, diese vor dem Niederfallen zu bewahren. Im Gesicht sah er dabei aus, nicht als ob er erst vor wenigen Tagen gestorben wäre, sondern als ob er schon eben so viele Monate im Grabe gelegen hätte — die Augenhöhlen leer und schwarz und der übrige Theil des Gesichts eher wie ein leerer Schädel, als ein Leichenantlitz.

„O mein Traum, mein Traum" jammerte Dorothea, „ich wußte ja, daß es so kommen würde."

„Und was macht er?" frug das Fräulein endlich nach einer ziemlich langen Pause, in der sie sich die größtmöglichste Mühe gegeben hatte, ihr eigenes Entsetzen zu bezwingen — „was macht er aber?"

„Was er macht?" wiederholte Tom erstaunt — „er arbeitet, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Die Planken fliegen nur so, wenn er sie kaum anrührt und legen sich selber auf ihre Plätze — mit dem Hammer gehts, als ob er hundert Hände dazu hätte und es sollte mich gar nicht wundern, wenn er bis zum Frühstück mit der ganzen Bescheerung fertig wäre."

Das Fräulein hatte Tom noch nie so zerknirscht gesehen, und der arme Mensch hatte dabei so tiefliegende Augen und bleiche Backen — wenn er nur nicht selber krank war.

„Tom" sagte sie plötzlich, einen neuen Gedanken erfassend — „das Fieber neulich hat Euch doch auch recht sehr angegriffen — Jesus, Maria, wie bleich Ihr aussecht — legt Euch lieber zu Bett und ich will aus dem nächsten Städtchen den Doktor holen lassen."

Tom wurde noch bleicher als vorher, so daß Rosy jetzt selber vor Angst die Hände faltete und ihr die großen hellen Thränen in die Augen traten; einen Augenblick stand er stumm und sprachlos, ein Bild trostloser Angst und Sorge da, dann aber plötzlich, als gerade von oben das Klopfen und Hämmern deutlich zu ihnen herunter tönte, daß Alle fast unwillkührlich einen scheuen Blick nach oben warfen, konnte er sich nicht länger halten, in diesem Augenblick konnte er nicht lügen, und fiel auf einmal mit gefalteten Händen vor dem auf's Aeußerste erstaunten Fräulein nieder, ihr seine ganze Sünde von neulich und die Unwahrheit, mit der er sich der verdienten Strafe zu entziehen gesucht, zu bekennen. Er erzählte jetzt auch dem Fräulein — denn nun er erst einmal im Zug war, ging's ihm wie gedruckt von den Lippen, — wie entsetzlich Patrick an dem Tage getrunken habe und daß er fast glaube, der Schlag habe ihn nur in Folge jener unmäßigen Quantität des heißen, scharfen Getränkes getroffen.

Tom hätte übrigens zu einem solchen Bekenntniß keinen bessern Augenblick wählen können, denn das Fräulein war selber viel zu aufgeregt, um bei dem strafbaren Verfahren ihres Kutschers auch nur mit einem Gedanken weilen zu können. Sie schüttelte zwar bei der Erzählung des Geängstigten mißbilligend mit dem Kopfe, während Dorothea mit einem frommen Blick und Seufzer zum Himmel schaute und Rosy, ein Bild — aber ein liebliches — sprachlosen Staunens daneben stand — das war jedoch auch Alles und sie frug den Zerknirschten jetzt noch einmal ernsthaft, ob er sich auch wirklich nicht in der Person geirrt habe und ob das — Wesen — das da oben im alten Saale schaffe und arbeite, dem seligen Patrick wirklich ähnlich sähe.

Tom, froh, dießmal so gut davon gekommen zu sein und jetzt mit erleichtertem Herzen, bestätigte das aber auf das ernsthafteste und beharrlichste und fügte auch, zum Beweis der Wahrheit hinzu, daß er zwei von den Gutsknechten herübergerufen und ihnen das — das Ding gezeigt habe und Beide hätten nicht allein augenblicklich Patrick erkannt, sondern wären auch in demselben Moment, von plötzlicher Angst ergriffen, wie Spreu vor dem Winde auseinander gestoben.

Tom hatte aber ganz wahr erzählt; als die Leute vom Gut die schauerliche Gestalt oben in dem überdieß halbdunklen Saale so allein und einsam bei der Arbeit sahen — eine Gestalt, die allem Rechte nach auf dem stillen Friedhof ruhig ausgestreckt liegen und der Ewigkeit entgegen harren sollte, faßte sie ein panischer Schrecken, und sie stoben, so schnell sie ihre Füße trugen, aus einander, die schreckliche Kunde je rascher desto besser, auf dem Gut und im Dorfe zu verbreiten.

Es dauerte auch gar nicht lange, so sammelte sich das ganze Dorf unter der alten Linde, die an dieser Seite des inneren Hofes stand, und von wo aus sie gerade in die Fenster des früheren Klostersaales hinauf sehen konnten. Männer, Frauen und Kinder standen in lautloser Angst dicht gedrängt um den knorrigen Stamm des Baumes herum, ja einige der muthigsten und auch wohl nichtsnutzigsten Jungen waren selbst in den Baum hinauf geklettert und hatten sich dort einen bessern Ueberblick über das gefährliche Terrain zu verschaffen gesucht, aber auch gleich wieder Hals über Kopf von oben herunter gestürzt, als das Gespenst zum ersten Mal das entsetzliche Leichengesicht nach ihnen hinüber drehte, und sie mit

über, sondern ließ sich sogar noch einmal einschenken und trank mit Patrick auf das Wohl dieser „guten, alten Seele.“

Das alte Fräulein im Schloß und Dorothea, ja selbst die Köchin, geriethen zuletzt, als der abgesandte Tom gar nicht zurückkehren wollte, in nicht geringe Besorgniß und wollten schon, wie es gegen Abend ging, und selbst mit einbrechender Dämmerung der Bote noch nicht zurück war, einen andern Mann nach Patricks Hütte hinüber senden. Gerade, als die drei oben zu solchem Kriegsrath beisammen waren, läutete es unten an der Thür. Das war Tom; Rosy sprang augenblicklich fort, ihm zu öffnen und stieß ordentlich einen Schrei aus, als sie sein rothes Gesicht und seine starren Augen sah. Tom hatte aber noch gerade Besinnung genug, sich auf nicht die geringste Erläuterung einzulassen, ja Rosy wäre vielleicht sogar böse auf ihn geworden, denn er bot ihr nicht einmal auf seine gewöhnliche Art und Weise „guten Abend,“ hätte er ihr nicht, das Tuch fest vor das Gesicht pressend, zugeflüstert, er fühle sich unwohl und glaube, Patricks Krankheit sei ansteckend gewesen. Damit glitt er ihr unter den Händen weg, in sein Kämmerchen hinein und zu Bett, und als die alte Dorothea nach einiger Zeit unter Zittern und Zagen zu ihm ging und ihm eine Tasse Thee, die sie schnell bereitet hatte, brachte, lag er tief unter seine Bettdecke gedrückt und ließ sie sein Gesicht nicht einmal sehen, so fror ihn — das Bett schüttelte ordentlich.

Glücklicher Weise sollten die armen Frauen aber dießmal mit dem bloßen Schreck davon kommen, denn am andern Morgen fühlte sich Tom schon wieder bedeutend besser und konnte sogar gegen zehn Uhr aufstehen und an seine gewöhnlichen Geschäfte gehen.

Das war Freitag — von Patrick hörten sie den ganzen Tag nichts, aber am nächsten Mittag brachte eine Magd von dem Gute mit der gewöhnlichen Butter auch die Nachricht, daß Patrick O'Flannagan, vor einer Stunde etwa, vom Schlag gerührt und gestorben sei, und daß sie draußen im „Irischen Haus,“ wie seine kleine Hütte von den Dorfbewohnern gewöhnlich genannt wurde, schon ihre gebräuchlichen Weh= und Leichenklagen hielten, daß man's auf dem Gut drinnen ordentlich hören konnte.

In der Nachricht lag übrigens nichts außerordentliches; Patrick war überall als ein starker, ja unmäßiger Trinker bekannt, und daß solche Leute sehr häufig der Schlag rührt, ist nichts Neues. Tom erschrack am meisten darüber, er hatte noch so kürzlich mit dem jetzt Todten einen so fröhlichen Nachmittag verlebt, und wenn er sich auch nicht verhehlen konnte, wie sehr er selber damals über die riesigen Massen des starken Getränkes, die Patrick in sich hineingeschüttet, erstaunt gewesen sei, so war doch jetzt der Tod auch gar so schnell und plötzlich in die Thür getreten, sein ihm freilich schon längst verfallenes Opfer zu holen.

Für den Todten konnte nun freilich das Fräulein nichts mehr thun, er war Protestant und sie Katholikin — er durfte nicht einmal auf ihrem Kirchhof begraben werden, obgleich sie selber viel zu vernünftig darüber dachte, dagegen irgend eine persönliche Abneigung zu haben. Kaum eine halbe Meile auf der andern Seite des Irischen Hauses war aber eine kleine protestantische Kirche, wohin die alte Mrs. O'Flannagan regelmäßig zur Andacht ging und dorthin mußte er also auch jedenfalls beigesetzt werden.

Von ihrem Fenster aus konnte sie eben noch das kleine, einsam gelegene Häuschen, gerade an der andern Seite eines niedern Weidendickichtes, das zwischen dem Gut und dem Hause lag, sehen, und Sonntag Nachmittag wurde der Sarg vom anderen Dorfe herüber gebracht, die Leiche hinein gelegt und noch an demselben Abend zu ihrer letzten, stillen Ruhestätte hinaus getragen.

Das Fräulein und Dorothea standen am Fenster, als die kleine Prozession sichtbar wurde und Dorothea faltete die Hände und sagte, während eine stille Thräne dem guten alten Mädchen in die Augen trat: — „Da tragen sie nun den armen, sonst immer so lustigen und muntern Patrick O'Flannagan auch in die kühle Erde; wie manche Särge hat er für andere Leute gezimmert und jetzt liegt er selber in solch einem kleinen Bretterhäuschen — es ist doch eine schlimme Sache um das Sterben — und seine arme alte Mutter nun“ —

„Der soll es, so lange sie lebt, an Nichts fehlen,“ sagte aber das gute alte Fräulein rasch — „laß nur die ersten Trauertage vorüber sein, Dorothea, nachher sollst Du aber selber zu ihr hinüber gehen und sie beruhigen, daß sie sich nicht etwa auch noch auf die paar Tage, die sie hier auf Erden zu wandeln hat, Nahrungssorgen macht.

„Ach, Fräulein!“ sagte da plötzlich die alte Dorothea und trocknete sich die Augen, wobei sie sich wohl absichtlich etwas von ihrer Herrin abwandte — „ich bin vielleicht recht kindisch, aber — aber ich wollte doch, Patrick hätte das letzte Mal, als er hier in diesem gesegneten Zimmer war, nicht gesagt, er würde die Speisekammer da drinn' lebendig oder todt bis Dienstag fertig machen, das war doch eigentlich recht sündhaft gesprochen, und wenn ihn der Himmel nur nicht dafür gestraft hat.“

Aufrichtig gesagt hatte das Fräulein schon denselben Gedanken gehabt, natürlich wollte sie sich aber von ihrer Magd nicht auf einer solchen Schwachheit ertappen lassen, und sagte kopfschüttelnd:

„Bah, bah, bah, Dorothea! was sind das für Redensarten für ein vernünftiges Frauenzimmer. Das war allerdings eine alberne Rede von Patrick, und ich wollte jetzt selber, er hätte nicht gesagt, was er gerade gesagt hat, nicht etwa weil ich fürchte, sein Geist könne deßhalb keine Ruhe haben,“ setzte sie lächelnd hinzu, fuhr aber gleich wieder ernster fort, „sondern weil es ihm möglicher Weise vor seinem Tode eine trübe Stunde gemacht hat, sein Wort nicht lösen zu können, denn Patrick O'Flannagan mochte in manchen Stücken wirklich so leichtsinnig sein wie er wollte, sein Wort, sobald er das einmal gegeben, hielt er. Ich entbinde ihn aber hiemit feierlich davon!“ sagte sie plötzlich etwas lauter, als das für Dorothea, die dicht neben ihr stand, gerade nöthig gewesen wäre, ja sie warf sogar einen etwas scheuen Seitenblick nach der Thür hinüber, die zu der noch unvollendeten Speisekammer hinaus führte und setzte dann leiser hinzu: „es ist also nicht nöthig, die Sache auch nur mit einem Wort weiter zu erwähnen. Ja ich weiß nicht, ob ich nicht

sogar besser thue, gleich hinüber nach dem nächsten Dorf zu schicken und mir den andern Zimmermann, der sich mir angeboten hat, holen zu lassen, damit dieser die Arbeit vollende."

„Das ist wahr, Fräulein, ach das thun Sie!" rief da Dorothea rasch, „dann haben wir hier unser Wort gebrochen und nicht die gehörige Zeit gewartet, und dann ist er vor Gott und der Welt davon entbunden."

Das Fräulein wollte aber die Sache von dieser Seite nicht aufgefaßt haben, Dorothea sollte nicht etwa glauben, daß sie selber so abergläubisch wäre, auch nur auf eine solche Idee scheinbar einzugehen und sie sagte deßhalb kurz abbrechend:

„Nein, es ist auch wahr — ich habe Patrick O'Flannagan versprochen, bis Dienstag Abend zu warten, und ich habe keine Entschuldigung, weßhalb ich mein Wort nicht halten sollte, also bleibt es dabei. Den Mittwoch Morgen soll Tom hinüber gehen und den andern Zimmermann herüber holen."

3.

Ein Irisches wake (Begräbnißfeier) ist wirklich in seiner Art eine Merkwürdigkeit und muß einmal mit angesehen sein, wenn man sich einen rechten, richtigen Begriff davon machen will. Die Leute kommen bei einem solchen „Wake", wie sie's nennen, allerdings zusammen, um über den Todten zu trauern, aber wenn das nicht besonders dabei gesagt wird, daß sie wirklich trauern, würde es aus ihrem ganzen Benehmen und Singen und Jubiliren wahrhaftig nicht zu schließen sein. Die Frauen, ja, wehklagen wohl um den Hingeschiedenen und Mutter, Frau oder Schwester sitzen in der einen Ecke mit verhüllten Häuptern und ihr schriller Noth- und Schmerzensschrei bringt oft fast durch das Getobe der Zechenden. Jedes Irische Gelage, also dieß ebenfalls nicht ausgenommen, endet auch gewöhnlich mit Schlägen.

Die katholische Nachbarschaft kam deßhalb auch dem „Irischen Haus", so lange der Wake dauerte, und das war bis ziemlich spät am Montag Abend, nicht zu nahe. Als Dorothea aber an dem Abend in ihr Kämmerchen ging, von dem sie, da es dicht neben der Schlafstube ihrer Herrin lag, ebenfalls über das Weidendickicht hinüber nach dem Irischen Hause sehen konnte, lag dieß in Nacht und Dunkelheit verborgen und Dorothea ging, sich heute andächtiger als je bekreuzigend, in ihr Bett und betete noch manches manches Ave für die arme Seele Patricks O'Flannagans.

Lange konnte sie auch nicht einschlafen; es war ihr heute Abend so merkwürdig ängstlich und beklemmt zu Muthe, und wohl drei oder vier Mal fuhr sie, fast aufschreiend, im Bette in die Höh, denn sie hätte d'rauf schwören wollen, sie hörte den schweren langsamen Schritt Patricks auf der Treppe, wie er sonst gewöhnlich mit seinem Werkzeug anzukommen pflegte, aber das war natürlich nur Täuschung ihrer überdieß etwas erregten Phantasie und sie mußte sich zuletzt immer selber gestehen, sie habe sich geirrt; und es hätte ja auch in der That Niemand die Treppe hinauf kommen können, die Thüre unten war fest verschlossen und verriegelt, der Kutscher Tom schlief im Stallgebäude, und von den drei Frauen inclusive Rosy, wollte sich wohl Jede hüten, die Nacht irgend Jemandem die Thüre aufzumachen.

Endlich schlief sie ein, aber dadurch war sie nur um weniges gebessert, denn die ganze Nacht hörte sie fortwährend im Traum Hammer und Säge gehn und sah ein furchtbares Skelett auf einem der offenen Balken in der Speisekammer sitzen und sägen und Nägel einschlagen, als ob das so seine natürliche und ganz allgewohnte Beschäftigung gewesen wäre. Die Aufregung den ganzen Abend über mochte sie aber doch ermüdet haben, denn sie wachte nicht darüber auf und schlief bis zum nächsten Morgen als die aufsteigende Sonne eben die ersten goldenen Strahlen gegen ihr Fenster warf.

„Jesus, Maria und Joseph!" schrie sie aber, als sie kaum die Augen geöffnet und gewissermaßen munter geworden war, und fuhr wie ein Blitz und mit einem Schreck, daß ihr die Glieder wie im Fieberfrost flogen, unter die Decke zurück — die hintere Wand ihres Zimmers ging ebenfalls nach dem alten Saal zu und stieß dicht an den zur Speisekammer bestimmten Platz und sie hätte das heilige Abendmahl darauf nehmen wollen, daß sie gerad da drüben, als sie nur den Kopf aus der Decke steckte, die schrillen, regelmäßigen Töne einer hin und her gezogenen Säge gehört habe.

Erst unter der Decke fiel ihr nun wieder ein, was sie die Nacht eigentlich für entsetzliche Geschichten geträumt hätte und ihre Phantasie müsse ihr also noch so eine Art Nachspiel des Traumes im Halbwachen vorgespiegelt haben — aber es war so deutlich gewesen. Das Herz schlug ihr wie ein Schmiedehammer in der Brust, aber, lieber Gott, die helle Sonne stand ja am Himmel und heraus mußte sie doch einmal. — Vorher indessen faltete sie — immer noch unter der Decke, unter der sie spurlos verschwunden blieb, — die Hände und betete ein frommes Ave Maria und alle guten Geister — dann noch eins, und dann ein drittes, und nun ein frommes „mit Gott!" murmelnd, warf sie entschlossen die Decke von sich und richtete sich auf.

Sie wäre aber so gern wieder hinunter gefahren, hätte sie nur die Furcht gelassen, denn deutlich, unbezweifelbar, tönten von der Speisekammer her: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs regelmäßige Hammerschläge, als ob Jemand ein Brett auf einen der Balken festnagelte. Sie horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und der kalte Schweiß trat ihr dabei auf die Stirn, denn sie dachte in diesem Augenblick wieder ihres Traumes und des entsetzlichen Skeletts, und es blieb kein Zweifel, — an der Speisekammer wurde gearbeitet, sei das nun von einem lebendigen oder todten Zimmermann.

Hier aber allein auszuharren — das Furchtbare allein zu ertragen, vermochte sie nicht — mit einem Satz war sie aus dem Bette und an der Thüre ihrer Herrin — Dorothea hatte noch in ihrem ganzen Leben keinen solchen Sprung gemacht, — dort aber in's Zimmer und auf das Bett ihrer Herrin stürzen, die ebenfalls schon wach und leichenblaß darin saß, war das Werk eines zweiten Augenblicks und sie rief jetzt, mit durch die Angst erstickter Stimme:

„O du lieber gütiger Heiland — er ist da — er ist gekommen — er hat Wort gehalten."

Dieser Ausbruch von Verzweiflung, und vielleicht auch die Nähe eines menschlichen Wesens, gab aber dem Fräulein

Das Geräusch der Säge und des Hammers im Saal hatte indessen aufgehört, sie horchten einen Augenblick — nicht ein Athemzug ließ sich hören. Sollte die ketzerische Seele schon vor der Annäherung des ehrwürdigen Mannes geflohen sein? Der Geistliche mochte wohl etwas Derartiges glauben, denn mit einer laut ausgesprochenen Gebet= und Bannformel ergriff er den Schlüssel, drehte diesen zweimal rasch um, drückte auf das Schloß und stieß die Thüre weit auf.

Der Priester war ein beherzter, unerschrockener Mann, und auf etwas Uebernatürliches, schon als er die Schwelle des Hauses betrat, gefaßt gewesen, er fuhr aber doch, fast unwillkürlich einen Schritt zurück und die Zunge klebte ihm am Gaumen fest, als er sich plötzlich der wunderlichsten, geisterhaftesten Gestalt gegenüber sah, die ihm in seinem ganzen Leben — und der Mann war zweiundachtzig Jahre alt — vorgekommen.

Oben auf den Querbalken, die gerad durch den Saal befestigt waren, die Decke der verhängnißvollen Speisekammer zu tragen, und auf denen die hierzu bestimmten Bretter schon theilweise festgenagelt waren, theilweise noch aufgeschichtet lagen, saß eine menschliche Gestalt in weißer grober baumwollener Hose und eben solcher Jacke, mit einem weißen breiten Tuch um die untere Kinnlade gebunden, wie das Tom ganz richtig beschrieben hatte und wie es bei Leichen gebräuchlich ist, ihnen die Unterkiefer aufzubinden, bis sie erstarrt sind, damit sie auch nach dem Tode noch ein eher menschenähnliches Ansehen behalten, und nicht so groß und abschreckend aussehen — das Gesicht leichenblaß, die Augen aber nicht aus düsteren Höhlen herausstarrend, wie den Leuten das von unten vorgekommen war, sondern allerdings schwarz, aber eher, wie es schien, angeschwollen, und hielt ein Papier mit irgend etwas darin eingeschlagen, vor sich auf den Knieen.

Der Geistliche behielt jedoch gar nicht Zeit, das Alles so genau zu beobachten, wie ich es hier beschrieben habe; seine innere Aufregung ließ ihn schon nicht dazu kommen, er sah nur die geisterhafte Gestalt, die allerdings Patrick O'Flannagan, wenn auch im Gesicht auf eigenthümliche Weise entstellt auf ein Haar glich — was jedenfalls durch das im Grab liegen herkommen mußte, und er rief mit laut beschwörender Stimme, das Kreuz gegen das Gespenst emporhaltend:

„Gehe ein zum Frieden, gemarterter Geist eines Unglücklichen, und entweihe nicht diese heilige Stätte hier mit Deiner unreinen Gegenwart — weiche im Namen des Vaters, weiche im Namen des Heiligen Geistes — hebe dich weg von hier Satanas!"

„Guten Morrrgen, Ew. Ehrwürden! ist es ich etwa, mit dem Sie sprechen?" sagte aber Patrick O'Flannagans Geist mit der größten Gemüthsruhe und seinem breitesten Irischen Dialekte — nahm zu gleicher Zeit aus dem vor ihm liegenden Papier ein großes Stück Brod und Käse heraus, das wenigstens an und für sich nicht das mindeste geisterhafte an sich trug — und schob es in den Mund. Patrick O'Flannagan hatte sich während seinen Lebzeiten nicht viel aus katholischen Geistlichen gemacht, und es war kaum zu erwarten, daß er sich darin nach dem Tode geändert haben sollte.

Der Priester, als er sah, daß seine Bannrede nicht den mindesten Eindruck auf das entsetzliche Wesen zu machen schien, hatte schon hinter sich gegriffen, die Räucherpfanne zu fassen und einen förmlichen Exorcismus zu beginnen. Da sah er zu seinem unbegrenzten Erstaunen, daß der Geist mit vollen Backen an zu kauen fing und ihm dabei zu gleicher Zeit auf das unbefangenste und freundlichste zunickte. Etwas derartiges war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen.

„Patrick O'Flannagan!" rief er erstaunt aus — „haben sie denn nicht vor dreien Tagen Deine sterbliche Hülle zu Grabe getragen und ist dieß Dein Geist, der am hellen Tage in Gottes Sonnenlicht umgeht und keine Ruhe finden kann?"

„Meine sterbliche Hülle haben sie noch viel schlimmer behandelt als bloß zu Grabe getragen, Ew. Ehrwürden," sagte der Geist mit einem unheimlichen Zug um den Mund. „O'Brian — der Schuft, und wenig genug dank' ich's ihm — hat ihr die paar schönsten blauen Augen gegeben, die sie in ihrem ganzen Leben gehabt hat; der Geist ist übrigens noch im Körper drinn, wenn drei Gallonen vom besten Irischen Whiskey, der nur je Bergluft gekostet, überhaupt nämlich Geist genannt werden kann."

„Und bist Du denn nicht gestorben, Unglücklicher?" rief der Priester, dessen Erstaunen bei den räthselhaften Worten des merkwürdigen Wesens, das ihm aber schon anfing, gar nicht mehr wie ein wirklicher Geist vorzukommen, mit jedem Augenblick wuchs.

„Gestorben? — ich?" sagte Patrick und schob sich aufs Neue ein Stück Brod in den Mund, das einen Thomas von seiner Idendität hätte überzeugen können, „noch nicht — wenigstens nicht so viel ich weiß" — setzte er vorsichtiger Weise hinzu, „denn in den letzten sechs Tagen ist mehr mit mir vorgegangen, worüber ich eigentlich gern genaue Rechenschaft ablegen möchte. Doch können Sie das bei mir zu Hause erfahren."

Der Priester sah ihn starr und verwundert an, und wußte natürlich gar nicht, wie er sich das Ganze zusammenreimen sollte. Er hatte selber vor einigen Tagen die bestimmte Nachricht erhalten, daß Patrick O'Flannagan vom Schlag gerührt und gestorben und nachher von dem protestantischen Geistlichen beerdigt sei, ja noch mehr, er war gerade an demselben Nachmittag die Straße herunter gekommen und noch einen kleinen Beipfad aus dem Weg geritten, als er den Begräbnißzug — und das mit eigenen Augen — aus dem Irischen Hause herauskommen sah.

Die Frauen auf der Treppe, mit Tom im Nachzug, wußten nun gar nicht, was sie aus der wunderlichen Unterredung, zwischen dem Geist und ihrem Pater, schließen sollten — sie hatten sich natürlich nicht nahe genug hinan gewagt, das fürchterliche Wesen „von Angesicht zu Angesicht" zu sehen. Patricks nur zu wohl bekannte Stimme erfüllte sie schon mit Furcht und Grausen, und sie erwarteten fast mit jedem Augenblick einen Kampf auf Leben und Tod zwischen dem hartnäckigen Geist und seinem Beschwörer.

Die Nachricht, daß der Pater im Hause sei und den Teufel austreiben werde, war indessen auch zu den Leuten draußen gedrungen und die gespannteste Neugier hielt alle in

der Nähe des Gebäudes, und so, daß sie die Fenster übersehen konnten, versammelt. Alle schienen ein unbestimmtes Gefühl zu haben, daß sie über kurz oder lang eine blaue Schwefelflamme zu einem der altgothischen Fenster würden herausfahren sehen — und darauf warteten sie.

„Und hat Euch — Patrick O'Flannagan — nicht wahr und wahrhaftig der Schlag gerührt?" frug der Priester, der wenigstens hierin seinen Zweifel wollte gehoben wissen.

„Der Schlag?" entgegnete ihm aber Patrick, mit wieder etwas von seinem frühern Humor in den schrecklichen Zügen; „der Schlag, Ew. Hochwürden — ja wenn sie eine Quantität von Puffen rechts und links von einem der besten Boxer im ganzen süßen Irland einen Schlag nennen, so hat mich der allerdings gerührt, ich möchte aber nicht gerne von der Art zwei haben."

„Wie bist Du denn aber in die Leichenkleider gekommen, Unglücklicher?" rief der Pater, der jetzt natürlich nicht mehr umhin konnte zu sehen, daß er es mit einem wirklichen körperlichen Wesen und nichts weniger als einem Geiste zu thun habe — „und wer ist aus Deinem Hause begraben worden?"

„Leichenkleider?" wiederholte Patrick erstaunt und besah seine beiden Aermel und Hosenbeine; „Leichenkleider? wo so Leichenkleider? — wenn mir O'Brian — bad luk to him — einen Fetzen von meinen gewöhnlichen Sachen am andern gelassen hätte, so brauchte ich allerdings nicht meines Bruders Sonntags-Jacke und Unterhosen anzuziehen, und wenn Euer Ehrwürden nur einmal zwei Minuten unter O'Brians Fäusten gewesen wären, würden Sie wohl auch ein Tuch ums Gesicht binden — und vielleicht zwei. — Wer aber begraben ist," sagte er auf einmal ganz traurig und ernst werdend, „das ist eine andere und recht schmerzliche Geschichte und Patrick O'Flannagan bringt von nun an in seinem Leben keinen Tropfen Whiskey mehr über die Lippen. — Aber plase Yer honour," setzte er dann wieder mit etwas von dem alt Drolligen in seinen Zügen hinzu, und deutete dabei auf die Räucherpfanne, mit der und offenem Maule sich indessen der Chorknabe herbeigedrängt hatte, dem merkwürdigen Gespräch zu lauschen — „ist es wirklich ein Geist, für den Sie mich gehalten haben, daß Sie mich vielleicht zum Fenster hinaus räuchern wollten? Und darum haben auch wohl die guten Leute da unten den ganzen Morgen auf dem Hof gestanden und sind ausgekniffen, als ich ans Fenster trat (denn ich glaubte sie hätten etwas oben auf dem Dache), als ob der Gottseibeiuns hinter ihnen wäre. Das ist gut."

Patrick lachte still in sich hinein, legte aber dann sein Frühstück bei Seite, griff Hammer und Säge wieder auf und sagte: „Nein, das thut's nicht — bis heut Abend muß ich fertig sein und ich habe noch viel zu thun, Yer honour — wenn Sie mich aber nach Feierabend ausräuchern wollen," setzte er mit seinem trockensten Gesicht hinzu, „so stell' ich mich Ihnen ganz zur Verfügung."

Der Geistliche zog sich etwas verlegen zurück, die Frauen wollten es aber erst gar nicht glauben, daß es Patrick O'Flannagan selber, und nicht Patrick O'Flannagans Geist gewesen sei, der den ganzen Morgen im alten Saale gehämmert und gesägt habe, und das „Fräulein" schämte sich jetzt allerdings ein wenig, der allgemeinen Furcht so nachgegeben und sich nicht fester gezeigt zu haben. Es war aber doch so immer besser, daß es **kein** Geist gewesen, sie wären in dem alten Hause sonst wohl nie ihres Lebens froh geworden. Dorothea jedoch, als sie sich endlich zu Patrick hingetraut oder dieser vielmehr zu ihnen herübergerufen wurde, schlug die Hände zusammen über die Jammergestalt und meinte gutmüthig, es wäre kein Wunder, daß man ihn für einen Geist gehalten hätte, denn er sähe ja gar nicht mehr aus wie ein menschliches Wesen. Zu ihrem wirklich unbegrenzten Erstaunen verschmähte aber Patrick selbst den Bittern, den sie ihm brachte, und zwar nicht nur aus dem Grunde, daß er seine Arbeit noch nicht vollendet habe, sondern weil er überhaupt keinen mehr tränke, und der Grund, den er dafür angab — wenn überhaupt einer noch, außer seinem Gesicht nöthig gewesen wäre — rechtfertigte ihn vollkommen.

In das Trinken hineingerathen, hatte er sich fast die ganze Woche nicht wieder herausreißen können, da sei seine Mutter, eine überhaupt altersschwache und sieche Frau, plötzlich ernstlich krank geworden und endlich — während er noch besinnungslos fortgezecht habe, gestorben. Was während seinem trunkenen Zustand vorgegangen, wußte er gar nicht, selbst nicht, weßhalb er sich mit O'Brian geschlagen; als er aber wieder zu sich kam, lag seine alte Mutter, von der er gar viel hielt — kalt und starr auf dem Stroh — sie war gestorben, ohne daß er, der Sohn, ihre letzten Worte gehört und ihr die Augen zugedrückt hatte, ja mehr, sie war gestorben, während er in dem nächsten Zimmer, vom übermäßigen Genuß des Whiskey fast rasend gemacht, sang, schrie und jubelte, und ihre sterbliche Hülle selbst hatten sie aus dem Hause getragen, ohne daß er im Stande gewesen wäre, ihr die letzte Ehre zu erweisen.

Das war zu viel — als er wieder zur Besinnung kam, machte er sich die bittersten Vorwürfe, dabei aber blieb's nicht allein, er gab sich sein **Wort**, daß, so lange er athme, kein Tropfen geistiger Getränke wieder über seine Lippen solle, denn er fühlte sich zu schwach, ohne ein solches Gelübde der Versuchung widerstehen zu können, und war jetzt, wie er hoffte, ein anderer Mensch geworden.

Was das Uebrige betrifft, wird es sich der Leser leicht denken können, Patrick hatte das dem Fräulein gegebene Wort nicht brechen wollen und war deßhalb früh, auf der schon früher erwähnten Leiter in's Fenster des alten Saales gestiegen, seine Arbeit zu vollenden. Die Uebrigen schämten sich allerdings noch ein wenig vor einander, einem so tollen Gedanken Raum gegeben zu haben, am meisten aber Tom, dem in seiner Herzensangst das Bekenntniß seiner begangenen Sünde entfahren war — und Tom gerade hatte deßhalb später nicht wenig von Rosy zu leiden; in der allgemeinen Verlegenheit schlüpfte er jedoch glücklich mit durch und es wurde auch, wie sich das wohl denken läßt, so wenig als möglich von der Sache gesprochen. Im Dorfe aber hieß Patrick von dem Tage an nur „der todte Zimmermann".



den leeren Augenhöhlen, in denen noch ein unheimlicher Schein zu glühen schien, anstierte.

Es hatte sich so auf dem Hof wirklich eine ganz wunderliche Gruppe gebildet — die Männer vorne, aber auch so viel als möglich zurück gedrängt, als ob sie gerade keinen besondern Stolz darein setzten, dem was ihnen vielleicht entgegen treten konnte, die Stirne zu bieten; einige sogar mit Mistgabeln und andern häuslichen Geräthschaften bewaffnet, sich irgend einer unbestimmten Gefahr zu erwehren oder fatale Gegenstände vom Leibe abzuhalten. Dicht dahinter gedrängt standen die Frauen und wie Mandeln in einem Kuchen stak, zwischen die ganze ziemlich feste Masse hingestreut, die ganze liebe Dorfjugend, da die Schule erstlich noch nicht angegangen war und auch sechs Schullehrer sie heute nicht von einem wirklichen Gespenst weg und in die kleine Schulstube hinein gebracht hätten.

„Da ist es," flüsterte jetzt der eine der Männer, und zeigte vorsichtig mit dem Finger — sich wohl dabei hütend den Arm nicht weit vom Körper weg zu strecken — nach dem Fenster hinauf — „gerade da oben neben der einen Planke —, mein Heiland, ich glaube es sitzt ganz in der Luft."

„Und warum soll es denn nicht in der Luft sitzen können?" sagte ein anderer, eben so leise mit ängstlich gedämpfter, aber eifriger Stimme — „ein Schatten kann ja auch an der Wand und unter der Decke kleben und braucht nicht immer oben auf einem Balken d'rauf zu sitzen."

„Ich begreife nur nicht, wie es denn die Bretter so werfen kann," wisperte der Erste dagegen. —

„Jetzt fängt's gleich wieder an zu hämmern," unterbrach ihn hier ein Anderer und richtete sich, so weit er das irgend möglich machen konnte, auf die Zehen. Keiner wagte zu athmen und es herrschte eine lautlose Stille, bis endlich das Niederfallen des Hammers das prophezeihte Geräusch verkündigte und es sich die draußen Harrenden leise unter einander bestätigten.

„Seht Ihr's? — da klopft's wieder, wie mit einem ordentlichen Hammer."

„In dem Haus möcht' ich nicht wohnen," sagte eine junge Bauersfrau schaudernd, „und wenn sie mir den Fußboden mit Geld und Edelsteinen belegten und ich weiter nichts als Wein und Chokolade trinken sollte. Da müßte man ja keine ruhige Stunde mehr darin haben —"

„Ich auch nicht," sagte eine andere, „und solche Häuser, wo einmal der Gott sei bei uns gewirthschaftet, da liegt kein Segen mehr d'rauf. Das kommt aber davon, wenn man Protestanten in's Haus nimmt und guten Christen damit die Arbeit entzieht — mein Schwager hätte die ganze Arbeit da oben schon in —"

„Pst — pst!" — unterbrach es sie hier von mehreren Seiten — „jetzt singt's wieder — o Jesus Maria! jetzt dreht es sich um — ha!" — kreischten ein paar Frauen auf und fuhren zurück, eine wurde förmlich ohnmächtig und mußte weg=

getragen werden; der Raum vor der Linde war im Nu frei geworden nnd Alles drängte sich in gähem Schreck nach hinten.

Das Gespenst hatte sich umgesehen und sie mit der entsetzlichen Todtenlarve so wild angestiert, daß es den Beherztesten unter ihnen wunderlich zu Muthe wurde, und die Männer, die fast sämmtlich dem lebendigen und noch kräftigen Patrick furchtlos im Einzelkampfe entgegen getreten wären, bebten und zitterten jetzt wie die Kinder vor dem Schatten desselben, der nun ihrer Masse die bleichen Züge entgegen wandte.

Das Gespenst oben im Saal hatte sie bis jetzt augenscheinlich gar nicht gesehen, oder wenn gesehen, wie das von einem Gespenst kaum anders möglich sein konnte, doch nicht beachtet; ebenfalls nur sehr selten den Kopf nach ihnen hingewandt — und selbst dann immer um irgend ein Handwerkszeug zu suchen und aufzunehmen, ohne auch nur im mindesten das, was außer dem Saale vorging, eines Blickes zu würdigen. „Es leidet ihn nicht draußen, er will machen, daß er wieder in sein Grab zurück kommt," hatten die Männer geflüstert — „seht nur, wie er arbeitet, das frevelhafte Gelübde zu erfüllen — und wer weiß ob er nicht so bis zum jüngsten Tage fort arbeiten muß." Und die Frauen hatten dann immer ein leises Gebet für die arme gepeinigte Seele gemurmelt — wenn es auch ein Ketzer gewesen, lieber Gott, er war ja jetzt todt, und aus Frauenherzen keimt ja die schönste Blume unsers armen irdischen Lebens — das Mitleiden.

Jetzt schien das mit dem Gespenst da oben aber anders zu werden — es setzte sich auf das stumpfe Ende des einen Balkens, das Gesicht gerade nach außen gewandt und stierte mit den bleichen, ausdruckslosen Zügen gerade auf sie, eine ganze Weile lang, hinunter. Dann schüttelte es mit dem Kopf, als ob es hätte sagen wollen — „nein, nein! ich gehöre nicht mehr zu euch ihr leichtsinnigen gedankenlosen Menschenkinder — meine Zeit ist vorbei — meine Zeit ist vorbei!" — und ging dann wieder, wie von einer inneren, unbestimmten Gewalt getrieben, an die Arbeit.

Einige machten jetzt den Vorschlag, den Geistlichen zu holen, daß er das Gespenst bannen möge, ein Anderer aber behauptete, das wäre nicht nöthig, Patrick hätte sich gerne verpflichtet, diese Arbeit fertig zu machen, und wenn das geschehen sei, was gar nicht mehr lange dauern könne, dann kehre er von selber wieder unter seinen Hügel zurück.

Dem widersprach aber einer der früheren Sprecher auf das entschiedenste und rief, auf das eifrigste flüsternd: „Glaubt Ihr denn, daß der je mit seiner Arbeit da oben fertig wird? — wie ist es denn dem Maurer an der schottischen Grenze gegangen, der sich auch an seinem Heiland versündigte und ein frevelhaftes Gelübde that, was er Alles mit seiner eigenen Kraft und ohne des Himmels Beistand zu leisten vermöge, und der mußte Nacht für Nacht an dem Thurme bauen, den er angefangen, und wenn er nun noch ein paar Steine vielleicht einzusetzen hatte, um fertig zu sein, dann rißen es ihm die Geister wieder nieder, daß es polternd zusammenstürzte. Der mußte von Neuem anfangen an der trostlosen, nimmer endenden Arbeit. Und so wird es hier auch gehen", setzte der Mann mit düsterer Stimme hinzu, während sich die Umstehenden segneten und bekreuzten — „wenn er das letzte Bret auflegen, den letzten Nagel einschlagen will, dann bricht ihm das Ganze wieder unter den Händen zusammen und er kann wieder von vorne beginnen, aber Ruhe kriegt er nicht hier auf Erden, bis seine Schuld gebüßt ist, oder ein frommer Mann vielleicht die gehörige Zahl Seelenmessen für seine arme Seele liest."

„Was macht es denn jetzt?" frugen hier Einzelne, denen eine Fenstereinfassung vielleicht die Gestalt entzog, „ich kann nichts mehr davon sehen."

„Es sitzt in der einen Ecke dort," zischelten Andere, ganz zusammengedrückt, „aber es ist zu dunkel dort hinten, man kann nicht sehen, was es macht."

„Es bekreuzigt sich" — flüsterten Einige — „es fährt immer mit der einen Hand hinauf nach der Stirne".

„Es ißt, bei der Mutter Gottes!" rief jetzt ein junger Bursche lauter als bisher, und zwar so laut, daß die neben ihm Stehenden seine Nähe nicht mehr für ganz sicher hielten und sich weiter von ihm fortdrängten.

„Essen!" riefen aber Andere wieder verächtlich — „essen — wer hat schon davon gehört, daß ein Gespenst ißt? — Jesus Maria, da kommt es!" Und als ob ein Kanonenschlag zwischen sie gefahren wäre, so stoben sie Alle plötzlich auseinander, denn jenes unheimliche Wesen oben, was bis jetzt ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch genommen, glitt wirklich plötzlich von einem der Balken herab und trat an das offene vom Sonnenlicht beschienene Fenster, hinaus zu schauen. Einige der Herzhaftesten wagten es nicht einmal, sich umzusehen, und es stand eine kurze Zeit an der Oeffnung, bog sich heraus, als ob es auf's Dach schauen wollte, schüttelte wieder, wie wehmüthig, mit dem Kopfe, und verschwand dann im Dunkel des Saales.

Im Kloster oben waren die Frauen aber indessen auch nicht müßig gewesen, und hatten, als sie später wiederholt durch Tom die Versicherung erhalten, es sei wirklich Patrick O'Flannagan's Geist, der keine Ruhe im Grabe habe, bis er auf Erden sein Wort gelöst, das Einzige, was ihnen in ihrer Lage zu thun möglich war, und zwar denselben Gedanken, ausgeführt, der auch unten bei den Leuten angeregt worden, nämlich, zu dem Geistlichen geschickt und um dessen Hülfe und Beistand gebeten.

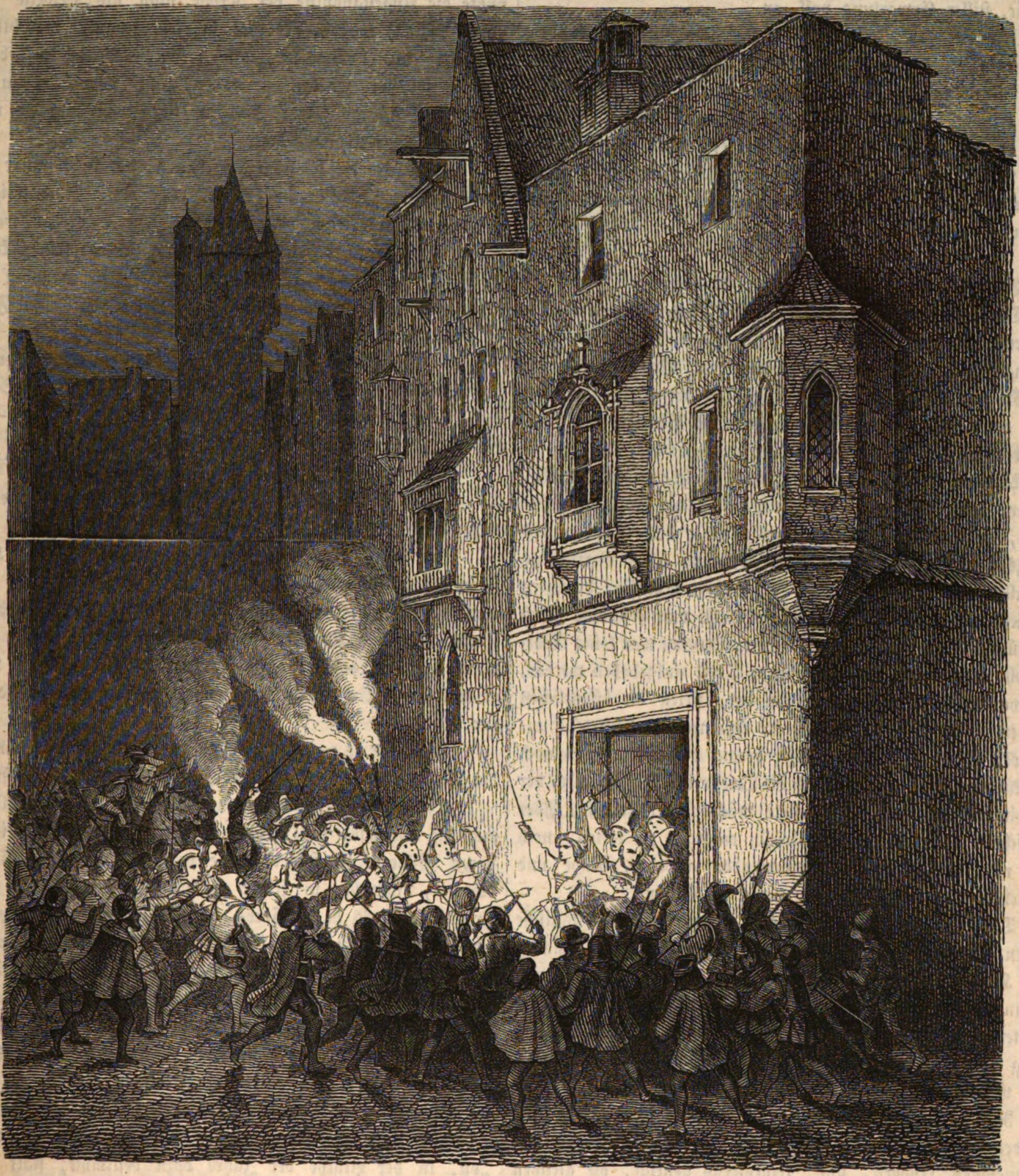
Das Gerücht dieses Wunders war indessen schon lange zu dem ehrwürdigen Manne gedrungen und fand ihn nicht mehr unvorbereitet. Mit allem Nöthigen versehen, von dem Knaben der die Räucherpfanne trug begleitet, und vollständig gerüstet dem Teufel in jeder sich ihm zeigenden Gestalt, mit den Zeichen des Herrn bewaffnet, entgegen zu treten, begab sich der Geistliche, von Tom schon angemeldet, nach dem Kloster, betete erst mit seinen Beichtkindern um Kraft zu dem bevorstehenden Kampf und stieg dann mit festen Schritten, von den Frauen ängstlich und in weiter Entfernung gefolgt, nach oben.

Er mußte durch des Fräuleins Zimmer, wo es allerdings noch ein wenig unordentlich aussah, denn heute Morgen hatte natürlich nicht an Aufräumen gedacht werden können, es war jetzt aber auch keine Zeit, auf so etwas Rücksicht zu nehmen und der Priester trat mit schnellen, entschlossenen Schritten auf die Kammerthür zu.

Marie Conflans.

Aus der Zeit der Kameraderie und Jaquerie.

Von Franz Trautmann.



1.

Es war eine kalte Novembernacht, als etliche hundert Schritte von St. Cloud eine kleine Schaar wohlgerüsteter Reiter anhielt.

„Seid Ihr endlich hier!" herrschte sie Einer an. Hoch zu Roß, zwei Gefährten neben sich, hatte er sie schon lange erwartet. „Habt Ihr in Eueren Kneipen vergessen, daß es einen Streich gilt, der meinem lieben Vetter, König Jean von Frankreich, näher zu Herzen geht, als Alles, was er uns bisher verdankt? Zum Henker mit Eueren Weibern und Euerem Gezech' — der Narrheit zu Lieb' ließt Ihr etwa den Dauphin entwischen!" Eine Fluth von Scheltworten folgte, und sein Zorn milderte sich erst, als er erfuhr, man habe sich durch eine lustige Gelegenheit, die Bauern des nächsten Dorfes gegen König Jean zu hetzen, unlieb verspätet.

„Dafür mag es Euch vergeben sein!" höhnte er. „Doch zum Hetzen habt Ihr immer Zeit — nicht immer Gelegenheit zu einem solchen Fang! Noch einmal die kleinste Verspätung, und der zehnte Mann von Euch hängt an dem nächsten Baume!"

Mit ehrerbietigem Schweigen wurde die Drohung hingenommen. Einige Verhaltungsbefehle erfolgten, worauf die Schaar an den schattigen Rand des Gehölzes rückte. Dort hielt sie, stiller Erwartung voll, an.

Von Zeit zu Zeit ritt der fürstliche Ritter gegen den Wiesenrain an der fahl beleuchteten Landstraße, zu spähen, ob der Dauphin nahe. Aber stets, wenn in der Ferne Hufschlag ertönte, war es nicht der Dauphin, sondern ein Anderer, der in später Nacht seines Weges, halb schlummernd, dahin trollte, oder scheuen Blickes seinen Klepper antrieb, voll schwanker Gedanken, was die dort am Waldessaum im Schilde führten — . — —

2.

Es war eine schlimme Zeit für Frankreich.

Die wachsende Unzufriedenheit der unteren Volksklassen mit den altherkömmlichen Lasten; der Zorn des Adels über die ungesetzliche Bestrafung Rudolphs von Brienne, Grafen von Eu und Guines; die Theilnahme an der Opposition von Seite eines und des anderen Hauptes des Clerus; die Verluste der Bürger durch die politische Lage der Dinge; die unaufhörlichen Einfälle der Engländer, welche keinem Waffenstillstand treu blieben und die Zeit, in welcher sie nicht plünderten, zu feindlichen Verabredungen mit den Gegnern des Königs von Frankreich, zur Unterwühlung alles Vertrauens und aller Liebe durch brittische und andere Emissäre benützten — dieß war nicht Alles! Die Staatskasse war erschöpft durch die frühere Kriegszeit und von neuen Steuern war keine Rede, vielmehr mußten die bisherigen zum Theil aufgehoben werden, und wo irgend eine Ressource sich bot, fielen die öffentlichen Wucherer darüber her; dazu hatte eine weit verbreitete Hungersnoth Elend und Verzweiflung herauf beschworen, und noch viel Anderes traf ein, wodurch die Quelle des Ungemaches, der Verwirrung und Hülflosigkeit stets mächtiger entströmte. Aber wie schwer es war, solchen Uebeln entgegen zu treten, noch wäre nicht alle Hoffnung verschwunden gewesen, Ruhe und Zufriedenheit in die Gemüther zurück zu führen.

Diese Hoffnung zu verscheuchen, hatten sich zwei satanische Seelen verschwistert, sie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, dem Könige von Frankreich den letzten Funken der Liebe und Achtung seines Volkes, den letzten Splitter seines morschen Scepters zu rauben — diese Zwei waren Carl der Böse, König von Navarra — und Marcel, der Prevot der Kaufleute von Paris.

Racheglühend über vermeintlich erlittene Nachtheile, hatte sich der Erstere bis zum Verlangen, den Thron Frankreichs einzunehmen, erhoben, und, keineswegs geneigt, die gleichen Wünsche König Eduards von England zur Erfüllung kommen zu lassen, sah er doch für jetzt jeden Erfolg desselben auf französischem Gebiet mit Wonne. Denn es galt ja, den König von Frankreich in Hülflosigkeit zu stürzen um dem verzweifelten Volk bei guter Gelegenheit seine eigenen Arme entgegen zu breiten! So intriguirte er von Außen her — im Inneren, im Herzen Frankreichs, und von da über alle Provinzen, die Rathlosigkeit auf den höchsten Punkt zu schrauben — dazu diente ihm der Zweite, sein „vielgeliebter" Genosse Marcel, das Haupt des dritten Standes, der Prevot der Kaufleute von Paris.

Jean von Frankreich war zu allen Opfern bereit, den Hülferuf des Volkes zu dämpfen, und wäre Marcels Absicht eine gleiche gewesen, es wäre geholfen worden. Aber er benützte die Zugeständnisse der Krone nicht als Beweise einer guten Absicht, sondern als eben so viele Zeugnisse verächtlicher Schwäche des Monarchen, und wenn je Mittel aufgebracht werden sollten, wurden sie sicher nicht unversehrt in die Hände des Königs gelegt, sondern zur Verstärkung der revolutionären Partei verwendet.

So waren die Umstände beschaffen, als in jüngster Zeit Navarra, unermüdlich in Zeichen scheinbarer Nachgiebigkeit, ja Freundschaftsbezeigung für den König von Frankreich, welcher ihn nicht züchtigen konnte — mit keckem Verrath, einen kurzen Aufenthalt in Paris dazu benützt hatte, den Dauphin von Frankreich gegen seinen Vater einzunehmen und ihn zur Flucht in seine, Navarras, Arme zu bewegen.

Es gelang ihm, die edlen Grundsätze eines liebenden und heiß geliebten Sohnes wankend zu machen — und am Saume des Waldes, unweit St. Cloud, harrte er seiner Beute — — die das Tageslicht nie mehr sehen sollte!

Aber seine Hoffnung wurde bitter getäuscht.

Dazumal — man zählte 1355 — lag der Louvre noch außerhalb Paris.

Der Letzte, welcher in traulichem Zwiegespräch bei König Jean bis spät verweilt hatte, war der Marschall der Normandie, Marquis von Conflans. Mit einer freundlichen Frage über das Befinden seiner Nichte Marie, welche Conflans dankbar, doch ein wenig ablenkend beantwortete, wurde er entlassen. Er verließ den Louvre. König Jean begab sich zur Ruhe. —

Still war es weit aus und nichts unterbrach das Schweigen der Nacht, als hie und da der eherne Schritt der Schloßwache.

König Jean konnte keinen Schlummer finden. All das traurige Schicksal des Landes und seiner selbst zog in finsteren Bildern an seiner Seele vorüber, und wenn sie verblaßten, schwebte in seiner Erinnerung die Gestalt seines Freundes, Carls de la Cerda, des Connetables von Spanien, heran, welcher zu Aigle in der Normandie ermordet worden war und dessen Blut Navarra verschuldet hatte. Mit tiefstem Kummer erfüllte sich das Herz des unglücklichen Monarchen, denn die Unerschöpflichkeit der Bosheit Navarras ließ ihn stets Entsetzlicheres erwarten, und kein Mittel, sich vor ihm zu sichern, durfte er in nächster Zukunft ergreifen, ohne die Partei der Opposition in Raserei zu bringen.

„O mein Sohn," sagte er wehmuthvoll vor sich hin, „du, in der Blüthe der Jahre dazu bestimmt, statt deines Vaters Macht und Glanz, seine Schmach und Erbarmungswürdigkeit zu schauen — was wird aus dir werden, wenn ich mein lebensmüdes Auge schließe — was wird Navarra, was werden Marcel und seine Helfer dir anthun!"

Voll der liebreichsten Sorge für den Dauphin, war er wohl weit entfernt, zu ahnen, zu welchem schweren Undank derselbe eben jetzt von Navarra verführt sei. Er sollte ihn erfahren — aber der Himmel wollte ihm mit der Kunde fluchwürdiger Pläne zugleich den Trost spenden, die Reue eines Verirrten zu sehen.

Lange über die bestimmte Zeit der Flucht war der Dauphin in seinen Gemächern auf= und abgeschritten — es ließ ihn nicht fort, und wie oft er dem geheimen Ausgange sich genähert hatte, welcher seine Flucht begünstigte, stets war er an der Thüre stehen geblieben in der lebendig werdenden Erinnerung an die Liebe seines Vaters, an die drohende Arglist Navarra's — an die unabsehbaren, traurigen Folgen seines Schrittes.

Er wähnte sich ganz allein mit seinem schuldbeladenen Herzen.

Aber es war Anders.

Ein treuer Diener des Königs war vor einer Stunde absichtlos von der Nähe vieler Navarresen in Kenntniß gesetzt worden. Einige Aeußerungen derselben, selbst gehört vom Hinterbringer der Nachricht, dazu das Aufbleiben des Dauphins eben in dieser Nacht, Beides hatte ihm hinreichende Bestätigung für seine Besorgniß gegeben. So kam es, daß, als der Dauphin in einem Augenblicke der Verwirrung, in Gedanken an die Beweise seiner Schuld, welche Navarra in Händen hatte, und welche die Vergebung des Königs wahrscheinlich vereiteln mußten, die Thüre des geheimen Ausgangs öffnete, um zu entfliehen, ihm jener treue Diener, Robert von Loris, entgegen trat.

„Was wollt Ihr hier, Loris?" fragte der Dauphin.

„Euch retten, mein hoher Herr!" sagte Loris.

Und den Dauphin mit heißen Bitten bestürmend, seinen entsetzlichen Vorsatz aufzugeben, die Hölle des Verrathes von sich zu stoßen und dem Engel der Reue und Versöhnung die Hand zu bieten, führte er ihn in sein Gemach zurück.

Was der mächtige König von Navarra mit Tugend verhöhnenden Worten angesponnen, der Diener des Königs von Frankreich berief sich in begeisterten Worten auf die Heiligkeit der Pflichten — und er trug den Sieg davon.

Der Dauphin gab seinen Entschluß, zu entfliehen, auf. „Wohlan," rief er, „ich gehe zum Könige!" sagte er. Loris eilte voraus. König Jean lehnte noch ruhelos an seinem Pfühl, als Jener eintrat.

„Was führt dich hieher, Loris?" fragte König Jean befremdet.

„O vergebt, Sir!" antwortete Loris; „doch wo das Unglück und das Glück sich so nahe sind — ich wollte sagen, ich weiß von nichts — nein, Sir, ich weiß nur, daß der Dauphin Euch sprechen will —" . .

„Mein Sohn?" rief König Jean, sich rasch erhebend. Er warf den Mantel um, nahm Loris das Licht aus der Hand und wollte fort. Ihm entgegen eilte der Dauphin.

„Bleibt, mein Vater!" rief er. „Thut keinen Schritt gegen Eueren schuldbeladenen Sohn — laßt ihn in Reue und Verzweiflung sich Euch nahen, und sprecht sein Urtheil!" Er sank auf seine Kniee. Lange schwiegen Beide. Denn gleich schrecklich ist es dem Sohn, ein schweres Verbrechen zu gestehen, wie dem Vater, das Bekenntniß entgegen zu nehmen. Und die Thränen des Verirrten sagten König Jean nur zu deutlich, um was es sich handeln könne.

„Ihr wolltet Euch in Navarra's Arme werfen! —" Mit diesen Worten unterbrach er das Schweigen — und in beredtem Geständniß entrollte der Dauphin das Bild der List und Ueberredungskunst Navarra's. Entzückt, statt wachsenden Unmuthes Wolke um Wolke von des Vaters Stirne entfliehen zu sehen, erkennend, daß seine heiße Reue nicht verworfen werde, schloß er mit der Bereitwilligkeit, sich freudig jeder Strafe zu unterwerfen, aber auch mit dem Schwur, Navarra für die tiefe Demüthigung zu strafen, welche er seinem, sonst so edel und pflichtgetreu schlagenden Herzen durch die Last der Gewissensbisse und die harte Nothwendigkeit, sich selbst anzuklagen, auferlegt hatte. Und wie immer des Königs Urtheil ausfalle, er flehte, die Zeit nicht zu versäumen und den treulosen Feind zu überfallen.

In Kurzem sprengte ein halbes Hundert Gewappneter auf der Straße nach St. Cloud, während eine gleiche Zahl Navarra den Rücken abzugewinnen trachtete. Dieser war längst ungeduldig geworden und dachte an nichts, als an ein unvorhergesehenes Hinderniß der Flucht — als vielfach dröhnender Hufschlag seine Hoffnungen neu belebte.

„Es ist uns gelungen!" jauchzte er. „In Mitte der Unseren kömmt er in sein Verderben gerannt!" Er sprengte an die Straße, seine Schaar rückte nach.

„Willkommen, Dauphin!" rief er.

Der Ruf: „Es lebe König Jean!" war die Antwort.

„Was Teufel, Verrath?!"

„Am Verräther!!" erscholl es. Und in wenig Minuten hatte sich ein heftiger Kampf entsponnen, den die Gewappneten auf der Straße von St. Cloud erbittert führten und die Schaar des Hinterhaltes, bei der Flucht der Navarresen, erneuerten.

Als der Morgen graute und die Landleute neben ihren knarrenden Wägen gegen St. Cloud schlenderten oder schweren Trittes ihre Lasten dahin schleppten, sahen sie dort und da, eine weite Strecke lang, die Todten herumliegen. — —

3.

Die schönste junge Dame von Paris war damals Marie, die Nichte des Marschalls Conflans, und was die Natur verschwenderisch auf äußere Vorzüge ihres Lieblinges verwendet hatte, die Vorzüge des Geistes, des Seelenadels und höchste Anmuth waren nicht im Füllhorne der Gunst zurückgeblieben.

Der Ruhm ihrer Vollkommenheit war groß — und dennoch beinahe unerklärlich, denn sie war so selten zu sehen gewesen! Aber das Entzücken der Wenigen, welche sie kannten, pflanzte sich, wie elektrisch, weiter und weiter fort, so hinreißend war das Bild, welches die Glücklicheren entwarfen.

Schüchtern hatte sich Marie vom politischen Getriebe fern gehalten und eine edle, reine Liebe, welcher eine tröstliche Zukunft nicht fehlte, es ihr möglich gemacht, mitten unter dem Kampfe der Parteien eine gewisse lebensmuthige Unbefangenheit zu bewahren.

Doch auch sie mußte den Tribut des Schmerzes an das düstere Schicksal jener Zeiten erlegen. Schon seit einem Jahre war das Glück enteilt und der Kummer in ihr Herz eingezogen.

Es sollte dem Marschall Conflans verborgen bleiben, daß sie sich noch nicht getröstet habe, und nur die Einsamkeit war Zeuge ihrer Thränen.

Aber die Spur der Zähren an ihren schönen, dunklen Augen verrieth, was ihre Seele bewege. Und wenn auch nicht — die Stürme der Parteiwuth haben ein mit väterlicher Liebe erfülltes Herz nie verhindert, die Freuden, wie den Kummer einer ihm verwandten Seele zu ergründen. Conflans liebte Marie wie seine Tochter und er nannte sie gern so.

Es war gegen Mitte März des Jahres 1356, um die Abendzeit. Eine gewisse unheimliche Rührigkeit, wie überall in Paris, so in der Nähe des Hotels de Nesle, unfern davon sich Conflans Wohnhaus befand, war längst nichts Auffallendes. Verging doch kein Tag, an welchem nicht lärmende Haufen durch die Straßen zogen, in wirrem Geschrei oder Gerede Marcels und seiner Werkzeuge Maßnahmen, Reden oder Thaten in den Himmel erhebend, des Königs Rathlosigkeit verhöhnend und Navarras Muth, Freisinnigkeit und Freigebigkeit preisend. Wie an diesem Abend war es gleichwohl früher nie gewesen. Nicht drohendes Gelärme erscholl, sondern vielmehr ein Plappern, Höhnen und Gelächter. Aber der Eindruck war deßhalb nicht minder schauerlich.

Eben zog wieder eine Schaar Volkes mit wildem Gewieher vorüber, in ihrer Mitte, Arm in Arm und siegestrunken, ein Paar gewaltsam befreiter Verbrecher der verworfensten Gattung, denen ein stets erneutes Lebehoch zugebrüllt wurde — worauf stets ein gleicher Glückwunsch für König Jean erfolgte. Jedoch mit dem Unterschiede, daß sich an diese Huldigung ein schmachvolles Gelächter knüpfte, welches selbst nur endete, um einem Liede zum Schimpf des Königs von Frankreich und zum Preis Marcels und Navarra's Raum und Zeit zu gönnen, darin es hieß:

Et l' traître et l' sot
Est-ce Navarre, est-ce le prevôt?
Ma foi, ma foi
Où est-ce le roi?
C' n'est Navarre, c' n'est pas Marcel,
Ceçi ceça,
C'est tel et tel,
Ba ba, ma foi
Ce n' sera pas donc l' roi!!

Aus ihren Träumen aufgeregt, war Maria an's Fenster getreten. Sie hatte sich bereits wieder niedergelassen, als der Marschall Conflans eintrat.

„Du noch im Dunkeln, Marie?" Er befahl einem Diener, Licht zu bringen, ging ab und zu, bis derselbe sich wieder entfernt hatte, und näherte sich dann seiner Tochter.

„Du bist wohl viel erschreckt worden, mein Kind?" sagte er — er sah, daß sie den Grund der Aufgeregtheit des Volkes nicht wisse und brach ab. Sanft faßte er ihr Kinn, sah ihr prüfend in die Augen und sprach nach einem Kuß auf ihre Stirne: „Marie, Du hast geweint, Du kannst Denis Morbec nicht vergessen. Ach ich weiß es nur zu wohl — und kann Dir nicht helfen! Nie würde mir der König vergeben, für einen jungen Mann zu bitten, auf dem ein solcher Verdacht lastet — nie würde er mir glauben, daß Du ihn lieben könntest!" Er verhinderte sanft Maria's Gegenrede und fuhr mit Wärme fort: „Ich weiß Alles, meine Tochter, und nimmer werde ich Morbec für mitschuldig am Tod des Connetables von Spanien halten. Er wollte ihn warnen, retten — aber er kam zu spät, und während die Thäter entflohen waren, fand man ihn an der Stätte des Verbrechens. Das ist Thatsache — aber die Umstände sind dennoch so, daß sich die Meinung des Königs in nichts verändert hat. Und was er hier schreibt" —

„Ein Brief von Morbec?!" rief Marie entzückt.

„So ist es," versetzte Conflans, „was er hier schreibt, ist geeignet, meinen Glauben nicht zu verringern. Aber der König würde diese hochherzige Verzweiflung für nichts als eine Art Wahnsinn halten — denn ich kenne Morbec, der König kennt ihn nicht."

Kaum hörte Marie diese letzten Worte, denn schon las sie den Brief in hoher Bewegung. Denis Morbec, als Flüchtling in London weilend, wollte sich dem nächsten Zuge der Engländer gegen Frankreich anschließen und im Schlachtgewühl als wahrer Verräther und Feind seines Königs seinen Tod verdienen und finden, den er, ohne seine Flucht, als Unschuldiger auf dem Schaffot hingenommen hätte. In diesem Sinne schrieb Morbec, und die Betheuerung, daß sein letzter Seufzer „Marie" sein werde, schloß den Brief.

In Thränen aufgelöst sank Marie auf einen Ruhesitz. Der Marschall überließ sie längere Zeit ihrem Schmerz. Dann sagte er: „Du weißt also nichts Näheres über die Lage der Dinge. Nie war die Stimmung so gefahrdrohend, wie jetzt. Wir sind aus der Zeit des Trotzes, der List, dem König Concession um Concession abzuringen, vollständig in die längst vorbereitete Zeit gerathen, in welcher man ihn geradezu verlacht!" Mit beredten Worten schilderte er, welche fast unglaubliche Opfer der König wieder dem Parlamente gebracht habe, Opfer, welche, wenn man dabei stehen bliebe, Frankreich zum Muster aller Völker erheben und den Ruhm der Hochherzigkeit des Königs für alle Zeiten zum Spiegel künftiger Fürsten machen müßten. Aber die edle Bemühung, für so viel immerwährenden Verlust an Macht nur einige zeitweise, sichere Hülfe zu erlangen, um dem Lande Schutz gewähren zu können, sei wieder mit nichts als ungenügender Entgegnung belohnt worden. Statt die moralische Befriedigung des Volkes zu nähren, scheuten sich die Häupter der Revolutionspartei nicht, demselben die Opfer des Königs als eben so viele Beweise seiner Ohnmacht darzustellen und es zum lauten Hohn und Gelächter aufzustacheln.

„Es mag sein, was es will," fuhr Conflans fort, „der König muß die Schuld tragen! Die Britten verwüsten das Land. Was ist die Folge? Man tobt, als ob der König feig und muthlos wäre. Aber er ist es nicht. Er verlangt die Mittel, den Feind zu bändigen. Sogleich verspottet man seine Hülfsbedürftigkeit und belegt ihn mit fluchvollen Vorwürfen über das traurige Vermächtniß voriger Zeiten, die er nicht verschuldet, nicht durchlebt hat! Endlich wird man willfähriger. Man genehmigt zum Scheine Steuern. Aber sie werden nicht bewilligt, weil Marcels Genossen und Navarra das Volk zum Widerstand aufhetzen. Begreiflich wird nichts erhoben und der König wird wieder verlacht und geschmäht. Das ist es, was man haben wollte! Die feindliche Partei

nimmt die Sache selbst in die Hand. Alsbald wird ein Theil der Steuern gewaltsam eingetrieben, um die Wuth der Betroffenen zu reizen, welche glauben, die Härte sei des Königs Wille. Aber noch mehr. Vom Ertrag fallen sogleich zwei Drittheile Marcel in die Tasche, welcher kein großes Geheimniß daraus macht, und unter Beifallsgeschrei das goldene Blut der Unterthanen seinen Anhängern zufließen läßt, ohne daß man ihn zur Verantwortung ziehen kann — während man den erbärmlichen Antheil des Königs bis auf den letzten Sol der ganzen Summe nachrechnet, von der man sehr wohl weiß, daß er sie nicht empfing. Aber gleichviel. Man verlangt, daß er dennoch mit Nichts Armeen aufstelle — und wenn er es nicht vermag, gibt man ihn neuem Hohn, neuen Beschuldigungen preis."

„Und warum faßt der König nicht Muth?" sagte Marie mit Wärme. „Warum läßt er diesen Marcel nicht verhaften, warum sucht er den König von Navarra nicht in seine Gewalt zu bringen?"

„Das hieße, ihnen einen Heiligenschein verleihen," entgegnete Conflans.

„Also keine Aussicht, keine Hülfe —?"

„Vorläufig — keine — es müßte denn sein, daß das Volk seine Aufwiegler satt bekäme. Und es wird so kommen. Aber ich weiß nicht, ob wir es erleben —"

„O du armer König!" flüsterte Marie. Sie erhob sich und fuhr mit tiefem Ernste fort: „Ich danke Euch für Euere Mittheilung, wie trauervoll sie auch ist! Was berechtigt mich ferner zur Trauer über mein Schicksal, wenn ich damit das unseres Königs, das seiner Anhänger — wenn ich damit das künftige Elend der Menschen vergleiche, die verführt durch Gold, welches ihren Brüdern geraubt ist, und zur Herrschsucht angetrieben von ihren Führern, die sich ihrer nur zur Stufe eigener Herrschsucht bedienen, einst in einen Zustand der Besinnung kommen werden — wohl unvergleichlich jammervoller, als alle früheren Leiden!"

Conflans legte ihr seine Hand auf das Haupt und leise über dessen üppiges, dunkles Gelock herniederstreifend, nickte er ihr wehmüthig bejahend zu.

Im selben Augenblicke erhob sich in der Ferne Getöse. Marschall Conflans trat an's Fenster. Bald rückte es in wildem Getümmel und Fackelschein näher, und aus verworrenem Geschrei klangen die Namen „Navarra", „Dauphin" und „Rouen" heraus.

„Etwas Bedeutendes hat sich zugetragen!" rief Conflans. Er griff nach seinem Hut und wollte fort.

„Um Himmelswillen, bleibt!" flehte Marie. „Geht jetzt nicht aus dem Hause, wo sich der wüthende Schwarm ihm naht!!"

Aber Conflans ließ sich nicht zurückhalten. Die erbittertsten Gegner hatten ihm bisher ihre Achtung nicht versagt.

Er eilte hinab.

Eben langte die Schaar am Hause an und wollte vorüber. Conflans stellte sich ihr entgegen.

„Was gibt's, Ihr Herren?" fragte er.

Der Haufe hielt an und das Geschrei wich einem unheimlichen Gemurmel.

„Nun werdet Ihr so freundlich sein, mich zu unterrichten? Ich bin der Marschall Conflans." Zugleich erkannte er einen Helfer Marcels, den Schöffen Conçac. „Nun, Herr Schöffe, sprecht doch!"

„Thut Ihr doch, als wüßtet Ihr von nichts, Herr Marschall!" antwortete Conçac trotzig, sich in die Brust werfend — der Geselle maß nicht volle fünf Fuß und stach sonderbar von der hohen Gestalt des Marschalls ab. „Glaubt Ihr übrigens, Herr Marquis, wir durchziehen die Stadt," höhnte er, „Euch königlich gesinnte Herren zu belehren? Ha ha, im Gegentheil, Ihr sollt uns Aufschlüsse geben!"

„Ich verstehe Euch nicht, Schöffe Conçac!" entgegnete Conflans ruhig.

„So will ich deutlicher reden!" fiel Jener ein. „Das also war des Königs Absicht, als er dem Dauphin die Normandie schenkte?! Fürwahr, gut ausgedacht! Der Dauphin setzt sich nach Rouen und spielt den Unterhändler — oder gar den Versöhnten mit Navarra — mit dem edelsten Mann auf französischem Boden —"

„Das ist er!" brüllte die ganze Menge.

„Und den hat der König, der Dauphin, den habt ihr Alle miteinander überlistet!" polterte Conçac. „Macht mich nicht rasend mit Euerer scheinbaren Ueberraschung, Ihr wißt nur zu viel von der Sache, Ihr müßt sie wissen! Wollt Ihr läugnen? Navarra ist beim Gastmahl des Dauphin vom König, von Anjou und Orleans und ihren Knechten im Schloß überfallen worden, man nahm ihn gefangen und Harcourt, Doublet, Graville, Maubue von Maine sind zum Tode verurtheilt, ha ha, verurtheilt als Anstifter der Revolution zu Arras!" Allseitiges Geschrei nach Rache unterbrach den Schöffen, dann fuhr er fort: „Das ist geschehen, Navarra ist auf dem Weg nach Paris, um im Chatelet gefangen zu sitzen! Das soll Euch theuer zu stehen kommen! Brüstet Euch mit Eueren paar Händevoll Gewappneter und der Ermuthigung Euerer Anhänger, sie werden sich doch nicht aus ihren Mäusenestern hervorwagen, drin sie Groll brüten! Noch lebt Navarra's Bruder, Philippe, noch lebt Harcourts Bruder, und Ihr werdet es uns nicht aufbürden wollen, wenn sie die Normandie ein wenig anzünden! Glück auf, Herr Dauphin, zu Eurer verkohlten Grafschaft!"

Gelächter und Drohungen kreuzten sich im Gefolge Conçacs.

Conflans ließ den Lärm vertoben und sagte: „Das verhüte Gott, meine Herren!"

„Das wird er nicht verhüten!" höhnte Conçac. „Wir werden das Unglück der Leute in der Normandie beweinen, aber das Elend soll ihnen und anderen Provinzen die Augen aufs Neue aufreißen, wem sie es verdanken! Und nun frag' ich Euch, Herr Marschall, ob Ihr es wagt, Euere Mitwissenschaft zu läugnen?!"

„Was Ihr sagt ist mir Alles neu!" entgegnete Conflans.

„Ihr lügt!" schrie Einer aus dem Haufen, „nicht umsonst seid Ihr in Paris geblieben! Ihr saht den Eindruck des Ereignisses voraus und sollt für gute Maßregeln gegen das Volk sorgen oder Euch durch scheinbare Theilnahmslosigkeit möglich erhalten! Aber man durchschaut Euch, Ihr seid ein unbeugsamer Anhänger des Königs!"

„Der bin ich!" rief Conflans. „Aber kein geringe=

rer Freund des Volkes! Wenn Euch aber das nicht genügt, was Euch bis jetzt geboten wurde und was Ihr mit Füßen tretet, so werde ich der Züchtiger derer sein müssen, welche den Namen des Volkes mißbrauchen! Ich will Euch sagen, was Ihr wollt oder wozu Euch Euere Hetzer ohne Euer Wissen hingeißeln! Der König soll als Bettler durch das Land ziehen und Navarra, weinglühend, spottvoll, ihm vom Throne Frankreichs aus nachschauen! Die furchtbare Enttäuschung wäre Euch fast zu gönnen! Denn Euere Unersättlichkeit verdiente, zu erleben, wie Euch dieser Navarra Alles wieder entrisse, was er Euch bis jetzt als zu wenig schildern ließ, und wodurch er Eueren König stürzen will! Oder glaubt Ihr, die Ihr dem Dauphin zu einer verkohlten Grafschaft höhnisch Glück wünscht — glaubt Ihr, daß dieser Navarra mit einem verkohlten Thron zufrieden wäre, auf dem er zum Gespötte der Fürsten Europa's säße, sein Brod von Euch erbettelnd? Glaubt Ihr, daß er nach der stolzen Höhe für nichts Anderes gerungen hätte — als von da das unabsehbare Gebiet seiner Nichtigkeit zu überschauen? Glaubt Ihr, daß er Euere Führer zu seinen Freunden machen würde? Nein! Er würde seine Zeit ersehen und sie vernichten — damit er nicht von ihnen vernichtet würde, die seinen Vorgänger gestürzt haben!"

Ein Gemurmel erfolgte. Conflans aber fuhr fort:

„Bürger und wer Ihr immer seid, der Himmel fügte es, daß ich zu Euch spreche, so will ich den Augenblick nicht versäumen! Was Euch von Navarra droht, droht Euch nie und nimmermehr von Euerem König! Er lechzt nach Euerem Glücke. Schenkt ihm Vertrauen, unterstützt ihn, und die Freudigkeit, mit welcher er alle Mittel, die Ihr ihm bietet, zum Wohl, zur Sicherheit des Landes verwendet, das gänzliche Vergessen alles dessen, was ihm Hartes widerfuhr, wird Euch überzeugen, daß sein edles Herz nur für sein Volk schlägt, und daß es die vielen Wunden nicht verdient, welche fremde und einheimische Herrschbegier demselben zufügte! Beruhigt Euch, beruhigt Euere Freunde! Und wenn es so ist, wie Ihr sagt, wenn der König Navarra gefangen nahm, wenn er die treulosen Helfer verurtheilen ließ — that er etwas Anderes für die Hunderte und Hunderte zu Arras, als was Eueren Angehörigen billig und gerecht erschiene, wenn dieselben Aufwiegler hundertfältigen Mord unter Euch Parisern veranlaßt hätten?!"

Die Rede Conflans blieb zum Mißvergnügen des Schöffen Conçac nicht ohne augenblickliche Wirkung auf die Menge — mit Ausnahme Einiger, unter denen sich ein kolossal vierschrötiger Bauer ungeberdig genug zeigte und über glatte Worte schmähte. Sein Beispiel brachte auch bald wieder allgemeines Gemurmel hervor, wodurch sich der Bauer so sehr ermuthigt fühlte, daß er sich plump vordrängte und dem Marschall zupolterte: „Was Ihr da gesagt habt, ist Alles nichts! Navarra spricht ganz anders, ich hab' ihn selbst gehört, Der hält Wort! Und der muß noch König von Frankreich werden!"

„Noch einmal und Ihr seid des Todes!" rief der Marschall, blitzschnell seine Wehr ziehend. „Ihr niederträchtiger Schurke!"

Der Bauer war mit wuthverzerrter Geberde zurückgetreten, wie zu einem Angriff Anlauf zu nehmen. Der Schöppe Conçac wies ihn weg und sagte: „Zurück, Jaques Bonhomme, zurück! Ihr waret zu vorlaut! Ihr seid nicht unter Eures Gleichen!"

„Oho," gab Jaques zurück, „um mich wär's nicht Schade, meint Ihr? Ihr wollt pfeifen und wir sollen tanzen!"

„Ihr könnt noch mitpfeifen genug," tröstete Conçac, „hier aber seid Ihr nicht, um zu handeln, sondern Einsicht zu gewinnen!"

„Das heißt, er geht zu Paris auf die hohe Schule der Revolution!" sagte Conflans. „Nehmt Euch in Acht, daß Ihr diese Leute nicht zu tief einweiht, es könnte Euch Euere eigenen Hälse kosten! Und nun sind wir fertig, dächte ich!"

„Nein," fuhr Einer auf, „Ihr habt Euch nicht gerechtfertigt! Im Louvre ist dreifache Besatzung. Warum ist das? Das heißt, Ihr traut dem Volk nicht! Tausend Teufel, wer will dem König und seinem Haus etwas?"

„Ihr nicht, wie man aus Eueren Worten schließen sollte!" entgegnete Conflans, „aber es gibt noch mehr Leute, welche nicht so sprechen. Ihr seid für den König, sagt Ihr? So werdet Ihr nicht grollen, wenn man ihn gegen Jene schützt, die andere Gesinnungen haben!"

„Das ist Hohn!" fuhr Conçac dazwischen. „Wir bedürfen keiner Belehrung und keines Lobes. Wir schützen den König besser, als seine Kriegsknechte!"

„Das lautet nicht übel!" gab Conflans zurück. „Wohlan denn, Herr Schöffe, so folgt meinem Beispiel! Ich, der Marschall Conflans, schwöre Treue und Schutz dem König von Frankreich und Untergang und Demüthigung allen seinen Feinden — also erhebt die Finger, Herr Schöffe und schwört dasselbe!"

„Wozu zweimal schwören!" rief Conçac in zorniger Verlegenheit. Ein schallendes Gelächter erfolgte. „Wir fordern Euch auf, zu veranlassen, daß zwei Theile Soldknechte aus dem Louvre geworfen werden, sonst steh' ich Euch für nichts gut!"

„Und Navarra muß frei gelassen werden!" brüllte der Bauer Jaques. „Und das soll mir der Schöffe da nicht wehren!"

„Das wehr' ich Euch nicht!" rief Conçac. „Ihr müßt den König dazu bestimmen, Marschall!" Eine so tobende Einstimmigkeit des Verlangens erhob sich nun, daß Niemand weder das Anrücken einer Schaar königlicher Soldknechte, noch das Herannahen eines Haufens Unzufriedener, an deren Spitze sich Marcel befand, beachtete. Alles drängte sich auf den Marschall zu. Er aber stützte sich mit der einen Hand auf sein Schwert, hob die andere und sagte: „Die Besatzung wird nicht verringert — und ich thue keinen Schritt für Navarra!"

„Nicht?" brüllte Jaques. „So ist Dein Ende gekommen!" — Sofort wurde der Marschall angegriffen. Conflans stellte sich zur Wehre. Eine Wunde, welche er dem Nächsten beibrachte, der ihn mit einem Waidmesser niederstoßen wollte, steigerte die Wuth auf das Höchste. Er ward übermannt, entwaffnet und das Geschrei: „Mordet ihn, plündert, brennt sein Haus nieder, schleppt ihn hinauf!" tobte durch einander. Vergeblich war alles Abmahnen des Schöffen Conçac, welcher die Sache so weit nicht getrieben haben wollte. Allein von der gereizten

Menge wurde ihm offener Hohn hingeschleudert, so daß er Alles geschehen lassen und zuletzt sogar begünstigen mußte, um rasch wieder sein gekränktes Ansehen herzustellen.

Eben war man daran, Conflans in den Eingang des Hauses zu reißen, als mehrere bewaffnete Diener aus demselben stürzten — unmittelbar nach ihnen — einen Degen in der Rechten — mit flammenden Blicken — Marie Conflans.

„Zurück!" rief sie. Und unwillkührlich gehorsam wichen etliche wilde Gesellen, welche sich — hoch die Feuerbrände in der Hand — in das Haus drängen wollten, von der Schwelle hinweg.

„Du hier, Marie?!" rief der Marschall.

„Ja, ich bin es, Oheim!" war Mariens Antwort, „und wahrlich nicht ungerächt sollt Ihr sterben, wenn meine Bitten, wenn die Mahnung an das Strafgericht Gottes, Diese nicht zu besänftigen vermögen!"

Langsam senkte sie den Degen, und die Hände faltend, schaute sie einige Augenblicke, um Hülfe flehend, gegen den Himmel.

„Marie — Marie Conflans! Ach, wie schön — ein Engel!" erscholl es halblaut durch die wirren Reihen. Und als sie, wie vertrauend auf die Erfüllung ihrer Bitte, das Auge mit mildem Ernste von Mann zu Mann lenkte, und den Degen, wie unnütz, zur Erde fallen ließ, so schien ihr Triumph unbezweifelt.

„Gebt meinen Oheim frei!" sagte sie. — Ein nicht ungünstiges Gemurmel erfolgte, welches Conçac rasch benützte, um mit geschickten Worten der Sache eine gute Wendung zu geben, dadurch um eine hervorstechende That reicher zu sein und sodann seinem Einflusse zuzuschreiben, was die Schönheit Mariens erzielt hatte.

Aber er hätte besser geschwiegen, denn schon erhitzte der Bauer Jaques Bonhomme wieder die Gemüther auf die plumpeste, frevelhafteste Weise. Dann wüthete er Conçac an: „So treibt Ihr's, Ihr Pariser. Erst laßt Ihr die Zügel los und hetzt, und wenn man ist, wo man hin will, so schreit Ihr Halt! Oder will Euch die Dirne da scheu machen? Den Teufel über Euch, Stadtgesindel! Zum Teufel sag' ich, was ist an einer schönen Larve gelegen?"

„Mäßigt Euch, Bauer! oder man wird Euch zum Schweigen bringen!" rief Conçac. „Ihr wagt, die Bürger von Paris zu beleidigen!"

„Was Pariser!" brüllte der Bauer. „Wir von draußen sind nicht schlechter, als Ihr! Oder sind wir Hunde, die Euch auf der Jagd dienen und mit Prügeln gefüttert werden, während Ihr die Rebhühner verzehrt? Da kommt Ihr nicht durch! Wir laufen Euch davon, oder beißen Euch, wenn's beliebt! Versteht Ihr mich, verdammter Feinspinner! Ich seh' gar wohl, wo's hinaus will, und will meine Zeit nicht mehr an Euch hängen! Aber so geh' ich nicht! Der da hält's gegen Navarra, also soll er sterben, und die Dirne mit ihm! Was steht Ihr da und gafft, bis Euch eine Rotte Soldknechte auf die Rücken klopft und davon jagt? Wollt Ihr Euere Schläge umsonst haben? Vorwärts da!" Er riß Etliche mit und drang auf's Neue gegen Conflans vor — als sich die Schaar Königlicher, welche sich durch Vertreibung einer anderen Rotte verspätet hatte, ganz nahe im Sturmschritt hörbar machte.

„Verrath!" tobte Alles durch einander. Ein Theil ergriff die Flucht! Der andere, Jaques Bonhomme an der Spitze, wollte Conflans vorerst niederschlagen. Aber die Diener desselben vertheidigten ihn und Marie glücklich.

Ein Schwertstreich traf den Bauer Jaques, worauf er die Gelegenheit, im Getümmel zu entkommen, nicht verschmähte, um einem zweiten zu entrinnen, der gefährlicher sein konnte. Dazu hatte er die Genugthuung, drei Feuerbrände in die Fenster des Hauses fliegen zu sehen, als er um die Ecke der nächsten Straße rannte und rasch umsah.

Den Uebrigen erging es nicht so gut, als Jaques Bonhomme. Ueberwältigt, wurden sie theils niedergestoßen, theils gefangen genommen. Ein kleiner Theil wehrte sich verzweifelt, in der festen Absicht, Conflans und seiner Nichte den Weg zur Flucht in das Haus zu versperren.

Schon flackerte eine unheimliche Flamme aus dem oberen Stockwerke, und die siegenden Truppen des Königs hätten dennoch nichts mit der Vernichtung der Empörer erreicht, als Conflans und Marie todt vor dem lodernden Hause zu finden. Da ertönte der Ruf einer gewaltigen Stimme, welche zur Waffenruhe im Namen des Volkes aufforderte.

Es war die Stimme Marcels, der sich, hoch zu Roß, mit den Seinen zwischen die Streitenden drängte. Der Kampf ließ nach und die Diener des Marschalls folgten gern dem bisher ungewohnten Befehl Marcels, die Gefahr eines Brandes rasch zu beseitigen. Wenige Worte genügten zur Verständigung, und Marcel überblickte die Lage des Marschalls und seiner Nichte.

Nie hatte er Letztere gesehen. Einen Blick der Ueberraschung warf er auf sie, der aber von Maria nicht beachtet wurde — denn sie hatte sich mit Abscheu weggewandt.

Marcel entging dieß nicht. Er schwang sich vom Pferde. „Zurück Ihr Herren," herrschte er, „gebt die Dame frei, belästigt den Marschall nicht länger und geht heim!"

Darauf wandte er sich zu Conflans und sagte: „Herr Marschall, man hat Euch beunruhigt. Ich bedauere — ich mißbillige das Geschehene sehr," fügte er bei, sich zu Conçac wendend, welcher aus gehörig weiter Entfernung sich wieder auf dem Kampfplatze eingefunden hatte. „Navarra ist gefangen — der König wird es zu verantworten wissen. Und wenn nicht — wer hat noch keinen Mißgriff gethan?! Die That war wohl nicht überlegt — und eine unüberlegte That kann man ja dem Könige vergeben. Ja, wäre die That bedacht, sollte sie dauernde Folgen haben — das könnte zu Erörterungen einigen Anlaß geben. Hierauf wandte er sich wieder zum Marschall und sagte: „Mein lieber Herr Marschall, mir scheint, Ihr könnt das Haus mit Sicherheit betreten — ich hoffe Ihr werdet nichts dagegen haben, wenn ich Euerer Nichte den Arm biete; es wäre das erste Mal, daß eine Dame ihrem Erretter dieß versagte!"

Es schwindelte Marien — — —

Mit ritterlicher Galanterie führte der Prevot das Fräulein in das Gemach ihres Vaters. Dort sank Marie in einen Ruhesitz.

Noch einen scharfen Blick entsandte Marcel auf sie hin, verbeugte sich vor ihr, dann vor dem Marschall auf das Verbindlichste und entfernte sich.

Als der Hufschlag seines Rosses herauf dröhnte, stand Conflans in tiefen Gedanken noch auf der Stelle, wo er den Prevot der Kaufleute von Paris von sich scheiden gesehen hatte.

Um die zehnte Stunde war der Platz vor dem Hause Conflan's leer und still.

4.

Navarra blieb nicht lange im Chatelet zu Paris. Aber er verließ zu ungeahnter Stunde diesen Ort seiner Gefangenschaft nur, um ihn mit der Haft auf Schloß Arleur an der Gränze der Picardie zu vertauschen. Er wurde seines Ranges würdig gehalten, hingegen war ihm auch die geringste Verbindung nach Außen benommen. Indessen hegte er die Hoffnung, daß sein Bruder Philipp ihn rächen werde. Er kannte ihn zu gut, und hatte sich auch nicht getäuscht.

Aber auch England blieb nicht zurück. Eine ländersüchtige Politik befahl ihm, Navarra's Vernichtung zu wünschen. Nur um das, zur Zeit für den Gefangenen schwärmende französische Volk für sich zu gewinnen, that König Eduard dergleichen, als verabscheue er des Königs von Frankreich Maßnahme. Er bewies Dieses durch ein Schreiben an den deutschen Kaiser, den Papst und fast alle Fürsten Europa's. Die Interessen des Gefangenen waren darin jedoch in keiner Weise so warm verfochten, als die Behauptung, daß ganz Frankreich ihm, und nicht dem König Jean zustehe.

Diese Behauptung wurde alsbald thatsächlich unterstützt. Der Herzog von Lancaster brach in die Normandie ein, und der Prinz von Wales stürmte durch Guyenne, um sich mit ihm zu verbinden.

Mittlerweile hatte König Jean alle ihm zu Gebot stehenden Kräfte aufgerufen, und bei Maupertuis, unweit Poitiers, zu einem ansehnlichen Kriegskörper angesammelt.

Das Schicksal entschied gegen König Jean.

Ein nicht beachteter Heckenweg, welcher den Angriff der Franzosen erschwerte, trug die Schuld, erst der Verwirrung, dann der Niederlage einer Armee. Wunderbaren Muth entfalteten die Marschälle Andreghen, Clermont, Conflans, Jean von Chalons, der König selbst und jeder seiner Söhne. Vergebens! Das ungünstige Terrain, der Tod der angesehensten Führer, die hiedurch in den vorderen Abtheilungen entstandene Unordnung, das Zurückdrängen und die Zerstörung der nachrückenden Reihen, der Tod des Marschalls Clermont, des Herzogs Pierre von Bourbon und Roberts von Duras veranlaßten die Bestürzung, der Tod des Connetable von Athen, Gottfried's von Charni, des gewaltigen Rochefaucauld und Anderer erhöhten dieselbe und die voreilige Flucht der Begleiter der jüngeren Prinzen, welche dieselben mit fortriffen, um ihr Leben zu retten, steigerten sie, im Verein mit den gleichzeitigen Gerüchten allseitiger Niederlage, zum höchsten Grade.

Alles, was nicht durch Tod, schwere Verwundung oder Gefangenschaft an das Schlachtfeld gebannt war, gab sich verzweifelter Flucht hin und ließ, taub für die Befehle, die Bitten des Dauphin's, den König von Frankreich auf sich, den zweiten Prinzen und eine kleine Zahl anderer Getreuen angewiesen — in der unabwendbaren Aussicht des Todes oder der Gefangenschaft zurück.

König Jean kämpfte mit Löwenmuth — aber er ermattete. Getreuer um Getreuer stürzte nächst ihm vom Rosse. Schon war der König und der Prinz verwundet, und die Anstrengungen des Marschalls Conflans, welcher daher sprengte, konnten nur mehr für Versuche, für seinen Monarchen zu sterben, gelten. Denn von Rettung, Befreiung, war keine Rede mehr. Als er ankam, fand er die Britten selbst im ärgsten Streit. Denn Jeder wollte den König gefangen fort führen.

Conflans war nicht allein gekommen.

Fast zu gleicher Zeit brach sich ein junger Ritter Bahn, gebot Ruhe, schwang sich vom Rosse und sagte, sich auf sein Knie vor König Jean niederlassend: „Sir, Ihr verlangt vergeblich nach dem Prinzen von Wales. Er ist weit von hier! Ergebt Euch mir, ich führe Euch zu ihm!“

Der Marschall Conflans starrte den Sprechenden an.

„Wer seid Ihr?“ fragte König Jean. „Ihr seid kein Britte.“

„Nein, Sir,“ rief Jener „ich bin kein Britte! Der ungerechte Zorn meines Königs zwang mich zur Flucht in Feindesland und geißelte mich so in die Reihen der Gegner Frankreichs, um den Tod auf französischer Erde zu suchen! Das Schicksal wollte meinen Tod nicht, es wollte, daß Ihr meiner ansichtig würdet, Sire, in einer unglücklichen Lage, die mein König so wenig verdient, als ich den Fluch seines Unwillens — — ich bin Denis von Morbec!“

„Von Artois —?“ rief der König. „Wunderbare Fügung!! Ihr behauptet, hier vor Gottes Angesicht, Angesichts des Unglücks Eueres Königs, am Morde meines Freundes, des Connetable von Spanien, unschuldig zu sein —?“

„Ich bin es, Sir!“ betheuerte Morbec feierlich. „Ich wollte ihn retten, nicht tödten!“

„Der Himmel gibt Euch eine große Genugthuung“ sagte Jean düster. „Doch ich lese in Euerem Blicke, daß Ihr einer edleren Rache fähig seid, als Euch des Unsterns Eueres Monarchen zu freuen. Ich will Euch glauben. Der Marschall Conflans, mein Sohn, und wer hier noch lebt, sie seien Zeuge meiner Worte. Ich spreche Euch von allem Verdachte frei — und Euch gebühre die Ehre!“ Er warf ihm den Handschuh zu. Morbec erhob und küßte ihn.

„Ich bitte, Sir, Euer verwundetes und müdes Roß zu verlassen,“ sprach er darauf mit Nachdruck, „das meine ist kräftiger und der beste Renner, den Ihr wünschen könnt.“

Recht wohl verstand König Jean den Wink. Er sollte die Möglichkeit, zu entfliehen, ergreifen und Morbec sicherem Tode überlassen. Aber nichts bestimmte ihn, auf den Antrag einzugehen, und an eine Geberde des Dankes reihte sich eine kurze Verneinung.

Wie im Taumel bestieg Morbec sein Roß, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Es versteht sich, daß der Prinz und Marschall Conflans für Gefangene galten, wobei es die Britten nicht verstanden, daß der König den Letzteren mit Ernst aufforderte, zu entfliehen, wenn er könne, und ihm bessere Dienste in Frankreich

Dienste in Frankreich zu leisten, als er sie ihm in der Gefangenschaft zu erweisen vermöge.

Nicht zweihundert Schritte weit war der Zug gekommen, als die Britten, mistrauisch gegen Morbec, in neuen Streit geriethen und dabei den Marschall förmlich hinwegstießen. Dieser glaubte in weiter Ferne eine Schaar Königlicher zu entdecken, welche versprengt waren. Begierig, sie vielleicht zu treffen und zur Rettung des Königs herbeiführen zu können, gab er seinem Rosse die Sporen und entkam, nicht ahnend, daß der König, kurz darauf, durch den zur Wuth gesteigerten, Kampf der Britten unter sich, in unvergleichlich größere und weniger ehrenvolle Todesgefahr versetzt werde, als während der Schlacht selbst.

Conflans erreichte die Schaar wirklich und beseelte sie mit Begeisterung. Aber als er nach einer Viertelstunde an ihrer Spitze daher gesprengt kam, war der König längst aus dem Gesichtskreise. Finster senkte er den Blick. Mehrere Britten, welche um König Jean gekämpft hatten, lagen todt umher.

Plötzlich haftete sein Auge auf einem Ritter. Es war Denis von Morbec.

Schwer verwundet lag er da, sein Pferd erstochen neben ihm. Conflans ritt hin, stieg ab, und Denis erzählte ihm mit oft brechender Stimme, wie es ergangen, und daß der König des Todes gewesen wäre, wenn der Prinz von Wales nicht durch den Grafen Warbec und eine bedeutende Schaar dem neidvollen Kampf ein Ende gemacht hätte. Nun sei der König schon in des Prinzen Gewalt! Er selbst sei mit vielen Anderen erlegen und er bitte um nichts mehr, als um ein Lebewohl an Marie und ihr Gebet für seine Seele.

„Ich soll Euch verlassen, hier sterben lassen?!" rief Conflans. „He da, Kinder, wer hat das stärkste Roß?"

Nicht allzuweit entfernt wurden ein paar hundert Britten sichtbar, welche den Marschall als guten Fang betrachten mochten, denn sie spornten ihre Rosse zur wildesten Eile.

„Flieht und laßt mich!" drängte Denis.

Aber der Marschall that nichts halb. Er bemächtigte sich eines vorüber sprengenden, herrenlosen Rosses. Unterstützt bestieg Denis dasselbe und fort ging es in brausendem Galopp.

Aber zu spät. Die Engländer jagten nach — ein Kampf entspann sich — Morbec's Begleiter fielen — er stürzte besinnungslos vom Pferde — mit Mühe entkam Conflans mit Wenigen der Seinen durch den verhängnißvollen Heckenweg. — —

5.

Der König von Frankreich und sein Sohn Philipp waren gefangen.

Das Blatt der Weltgeschichte, welches die ehrenvolle Bewirthung der beiden Fürsten im Zelte des Prinzen von Wales, die Hochachtung des Letzteren und den glänzenden Einzug der Gefangenen in Southwark schildert, es verhüllt zum Theil, was früher geschehen — obschon der Vortheil, welchen Jean und sein Sohn aus jener Großherzigkeit zogen, sicher weit geringer war, als der des Königs Eduard selbst. Denn um wie höher er seine Gefangenen schätzte, um so viel höher war der Werth seines Sieges.

In Frankreich regierte — wenn man das regieren nennen will — der noch nicht volljährige Dauphin als General=Statthalter. König Jean hatte den Leidensbecher an die Lippen gesetzt, das Schicksal entriß ihm denselben, bot ihm den Dauphin — und er mußte ihn auf die Neige leeren. Vor Allem gelang es ihm nicht, die Mittel aufzubringen, König Jean und seinem Bruder die Freiheit wieder zu geben.

Die Gewalt Marcels war zu dieser Zeit auf dem höchsten Punkt angelangt, und nichts kam ihr gleich, als die Maßlosigkeit, mit welcher er von ihr Gebrauch machte, seine Habsucht und seine Geschicklichkeit die Menschen nach einem Ziele hinzureißen, welches ihnen größtentheils unbekannt war.

Er und seine Genossen veranlaßten die Anklage des edlen Kanzlers Pierre de Forest und des Präsidenten des Parlamentes, Simon Bussi, der Adel wurde durch Jean Pequigne, der Clerus durch Robert le Coq rastlos aufgereizt — und wenn die Bemühungen bei beiden Ständen meistens fehl schlugen, so ließ sie Marcel seine Macht und seinen Zorn auf eine Weise fühlen, welche für sie unvergleichlich demüthigender war, als ihr Widerstand für ihn.

Doch wie weit seine Gewalt reichte — daß er nicht beliebter geworden sei, das konnte er sich nicht verhehlen.

Einen großen Theil seiner Anhänger widerte seine Machtvollkommenheit an, und der Reflex, welcher von Marcels Glanz auf ihre Autorität fiel, war ihnen kein Beweis, daß er sein Ansehen mit ihnen weiter theilen wolle, als so weit es sein Vortheil verlangte. Dieser Mißmuth seiner eigenen Partei, dazu der, keines Beweises bedürftige, stille Haß der übrigen Bevölkerung, welche, obschon terrorisirt, doch von Zeit zu Zeit Spuren einer nicht erstorbenen Lebenskraft zeigte, Beides brachte ihm in Erinnerung, daß er nicht ruhen dürfe, ohne in Gefahr zu sein, gestürzt zu werden. So war er bald entschlossen, das zu thun, wozu Jeder hingegeiselt wird, welcher sich in unrechtmäßiger Gewalt über seinen Mitbürgern erhalten will. Marcel nahm sich vor — noch mehr zu wagen, als bisher, um die Gedanken seiner neidischen Helfer dadurch von seiner Person auf Andere zu lenken, und das Erste, was offenbar geschehen mußte, war, Navarras Befreiung mit oder ohne Willen des Dauphin zu bewerkstelligen.

Nur eines hinderte ihn an der Ausführung dieses und anderer Pläne, seine leidenschaftliche Liebe für Marie Conflans.

Ihr Mißfallen wollte er nicht früher steigern, als bis er sie seine Gemahlin nannte. Denn nichts Geringeres wagte er zu träumen. Unter allen möglichen Vorwänden hatte er den Marschall besucht — und je seltener er Marien sah, um so mehr entflammt wurde er für sie.

Dem Marschall entging der Grund dieser arglistig freundlichen Annäherung des Prevot keineswegs und mit blutendem Herzen faßte er einen Entschluß, alle weitere Begegnung unmöglich zu machen. Maria sollte Paris verlassen.

Sie zur Einwilligung zu bringen, ohne ihr die wahre Ursache mitzutheilen, war sicher von großer Schwierigkeit. Denn sie liebte ihren Oheim unsäglich. Doch die Achtung für seine Entschlüsse war nicht geringer.

Ohne Widerrede willigte Marie ein. Die Trauer über das unentschiedene Loos Morbec's, den sie, bei allen Vorsätzen,

nicht vergessen konnte, machte ihr einen ruhigeren Aufenthalt sogar wünschenswerth.

Nur dieß fiel ihr auf, daß sie denselben nicht auf den Gütern ihres Vaters, sondern bei einer befreundeten Familie auf Schloß Dreux in der Nähe Limousins finden sollte. Allein auch dieß wußte Conflans zu bemänteln und zuletzt selbst das Schwierigste zu überwinden, nämlich, sie zu vermögen, daß sie Paris ohne alles Aufsehen verlasse. Sie sollte deßhalb nicht vom Hause Conflans, sondern vom Hause eines, der Familie Conflans treu ergebenen Bürgers, der in einem anderen Stadttheile wohnte, die Reise antreten.

Maria sah wohl, daß ein sehr triftiger Grund für ihre so heimliche Entfernung obwalten müsse. Ein blitzschneller Gedanke an Marcel war einmal in ihr aufgetaucht, aber sogleich wieder verschwunden. Und ohne weiter zu fragen, fügte sie sich in Alles.

Die Zeit der Trennung nahte heran. Der Marschall begleitete seine Tochter, es war am frühen Morgen, bis über die letzte Stufe und sagte zu dem jungen Bürger, welcher an der Thüre wartete: „Haltet Euch genau an meine Anordnung, Maillard, und Alles wird gut gehen. Ihr habt meinem Hause schon so viele Beweise der Aufopferung gegeben und nie einen Lohn begehrt. Es beweise Euch meinen innigsten Dank — daß ich Euch meine Nichte anvertraue!" Er umarmte Marien noch einmal. Schluchzend riß sie sich von ihm los und wankte zur Thür.

Conflans schüttelte dem Bürger Maillard noch einmal die Hand, und ohne Worte verstand dieser, was jener von ihm erwarte.

Ach, der Marschall ahnte nicht, was im Herzen des jungen Bürgers vorging, daß Wonne und Verzweiflung in ihm rangen!

Wie zu einem höheren Wesen hatte Maillard seit Langem auf Marie geschaut. Von jener edlen, schweigsamen Hingebung, welche selbst die erhabensten Frauen dem Herzen der Untergebenen nicht streitig machen können, war er erfüllt. In ihre Nähe öfters kommen zu dürfen, war ihm stille Seligkeit gewesen, ihre Gegenwart in den Drangsalen der Zeit war ihm zur Gegenwart eines himmlischen Sendboten in Mitte finsterer Schicksalsstürme geworden.

Aber mit dem Tritt auf die Schwelle des Hauses hatte Maillard den Sieg über sich errungen. Im Augenblicke, da Marie noch einmal in die Arme ihres Oheims sank, hatte er vollkommen jene wunderbare, moralische Gewalt über sich selbst gewonnen, welche von allen, für Tugend und Pflicht begeisterten Menschen mit so viel Recht so warm anerkannt wird. „Folgt mir, mein Fräulein!" sagte er.

Marie wandte sich zum Gehen. „Lebt wohl, Oheim — auf baldiges — Wiedersehen —!"

Noch ein Gruß mit der Hand — ein Lebewohl Conflans — ach, es war für alle Zeiten in diesem Erdenleben das letzte! Ferne Schritte aus einer Nebenstraße hallten, man durfte nicht gesehen werden. Verhüllt, eilten sie rasch an den Häusern fort.

Unter den Ersten, welche Paris nach Oeffnung der Thore verließen, war Maillard mit einigen Freunden, wohl bewaffnet unter ihren Mänteln zum Schutz des scheinbaren Genossen in ihrer Mitte. —

6.

Eine wüst durchschwelgte Nacht war für Marcel vorüber. Am hellen Morgen suchte er das Lager und noch viel später schickte er sich an, dasselbe zu verlassen. Eben begann er sich anzukleiden, als es die Treppe heraufpolterte und die Schöffen Conçac und Deslile lachend hereinstürmten.

„Was gibt's?" fragte Marcel. „Ist König Jean gestorben — ist Forest verhaftet oder Bussi? Beim Henker, laßt doch Euer Zwergfell in Ruhe, Ihr seid entweder toll oder der Wein kocht noch in Euch. Ihr seid mir schon die rechten Trinker!"

„Und Ihr der rechte Liebhaber!" rief Conçac, noch heftiger lachend, „Ihr ahnt nicht das Geringste, wenn Euch der Marschall Conflans seine Nichte aus dem Weg räumt — Marie ist fort von Paris."

„Was sagt Ihr?" donnerte Marcel. „Das soll dem Marschall theuer zu stehen kommen!"

„Dazu bietet Euch der nächstbeste Hallunke die Hand!" rief Deslile. „Aber vergebt, zorniger Freund, wenn wir Euch zu viel lachen und Euch nicht bedauern! Ihr waret nicht mehr der halbe Marcel, wie sonst, seitdem Ihr Euch mit dem Gott der Liebe associrt hattet. Jetzt ist sie fort, die verlockende Fee, und Ihr gehört wieder der wirklichen Welt und der kühnen That."

„Das dank' Euch der Teufel!" polterte Marcel. „Dazu bedurfte es dessen nicht. In diesen Tagen, heute vielleicht hätte ich einen Schritt gethan, und hätte Conflans nein gesagt, — dann wehe ihm!"

„Und Euch!" rief der Erste. „Ehe er eingewilligt hätte, wäre Marie von seiner Hand erdolcht worden! Aber das ist uns ganz neu! Ihr wolltet sie heirathen? Ha, ha, wir dachten, entführen lassen, wenn die Staatsgeschäfte just Zeit gönnten!"

„Ihr Narren," fiel Marcel ein, „was der nächstbeste Schuft kann, damit soll ich mich begnügen? Nichts gilt mir der Besitz des Mädchens ohne die öffentliche Demüthigung ihres Oheims. An den Altar wollte ich sie schleppen und die Verzweiflung, die Ohnmacht dieses Conflans sehen, seine Nichte dem Feinde des Königs nicht entreißen zu dürfen, ohne dessen ganze Partei in Wuth zu bringen!"

„Ihr habt schon den Teufel im Leibe!" sagte Conçac. Einige Fragen Marcels über die Richtung, welche Maria genommen, wurden nur ungenügend beantwortet. Doch wollte man wissen, daß die Begleiter Bürgerliche gewesen seien.

Marcel besann sich einige Augenblicke. Er riß an der Glocke und herrschte dem kommenden Diener zu: „Pierre, Ihr wißt vielleicht, wo Bürger Maillard, der Seiden- und Sammthändler wohnt — fort und verlangt Stoffe, roth, gelb, schwarz, was Ihr wollt — aber Maillard soll sie selbst bringen — verstanden? Seid freundlich, und ist er nicht zu Hause, sorgt, daß Ihr erfahrt, wo er hin sei."

„Maillard ist ein königlich Gesinnter und soll viel Vertrauen im Hause Conflans genießen" fuhr Marcel nach des Dieners Ab-

gang fort. Seine Idee fand Beifall. Ungeduldig wurde Pierres Rückkunft erwartet. Nach Verlauf einer halben Stunde kam er und brachte die Nachricht, Maillard sei über Land, in die Umgegend von St. Denis, so sagte sein Geschäftsführer.

„Genug, um das Gegentheil zu glauben!" rief Marcel. „Dort ist er also gewiß nicht! Und die Nachbarschaft wußte nichts? Ei seht! Fort und schweigt — was steht Ihr noch da?"

Pierre benachrichtete, daß ein Diener des Dauphin warte.

„Zu mir?! Conçac, Deslile, begebt Euch in das Nebengemach, Ihr dürft horchen." Bald trat der Diener des Dauphin vor Marcel.

„Was wünscht man?"

„Der Dauphin läßt Euch, Herr Prevot, die Schöffen Conçac und Deslile auf die zehnte Stunde zu sich entbieten. Craon und viele andere Herren sind schon benachrichtet."

„So! Wer ist beim Dauphin?"

Der Diener nannte nur wenige Personen, darunter Conflans.

„So! Conflans?! Ich werde Conçac und Deslile in Kenntniß setzen, könnt Euch den Gang ersparen. Hm, lieber Freund, habt Ihr sonst nichts bemerkt? Ist der Dauphin bewegt? Sollte" — er zog etliche Goldstücke hervor — „sollte vielleicht ein Verrath im Spiele sein? Meine Bemühungen werden dem Dauphin stets falsch gedeutet — Ihr versteht! Hier nehmt, lieber Freund, und ebensoviel oft und weit mehr hängt von Euch ab! Was spricht man, was hört Ihr?"

Ruhig hatte der Diener das Gold genommen.

„Zwei Worte genügen mir!" drängte Marcel.

„Keines genügt auch!" sagte der Diener, zornerglühend. Er warf die Goldstücke zu den Füßen Marcels. „Das ist es, was ich Euch zu sagen habe!" Darauf verließ er das Gemach.

Marcel eilte nach dem Stoßdegen und wollte nach. Aber schon hielten ihn Conçac und Deslile. Es bedurfte einiger Zeit, seine Wuth zu beschwichtigen und auf die Hauptsache einzulenken. Man sah keine Möglichkeit, einem kühnen Schritt des Dauphin in so kurzer Frist etwas entgegen zu setzen und den Schutz der Partei zu organisiren. Wie immer, die Art, wie Marcel seine Besorgniß äußerte, erhöhte die Achtung seiner Spießgesellen für ihn keineswegs, und die eingestreuten Drohungen bewiesen mehr seine Wuth und Angst, als die Sicherheit, daß man ihn befreien würde, wenn er Nararra's Loos theilen müßte.

Man machte sich auf den Weg. Marcel hatte die Herrschaft über sein Aeußeres wieder gewonnen. Selbstverläßigkeit und eine, wenn auch erzwungene, spöttische Lustigkeit in seinem ganzen Gehaben erreichte er den Louvre und trat bald mit Conçac und Deslile vor den Dauphin.

Eine halbe Stunde verfloß.

Die Menge am Louvre war bedeutend geworden und harrte ungeduldig. Viele vornehme Häupter der Revolutionspartei, welche mehr zu handeln, als zu sprechen gewohnt waren, verließen einzeln oder mehrere zusammen zornigen Blickes den Palast, ohne sich in Erörterungen einzulassen. Endlich kamen Marcel und die Schöffen herab. Alles drängte sich hin und fragte ungestüm, was vorgefallen sei.

Marcel, ein stolzes Lächeln zur Schau tragend, durch welches jedoch seine außerordentliche Verlegenheit nicht verhüllt wurde, sagte, die Schultern zuckend, nicht mehr, als daß sich der Dauphin für ihre Dienste bedankt und auf fernerhin verbeten habe, da er durchaus selbst regieren wolle. Mit großer Bereitwilligkeit geschahen sogleich Angebote zum Widerstand gegen diese Maßnahme.

Aber Marcel rieth zur Ruhe und zum Abwarten der Dinge.

Das künstlich listige, selbstbewußte Lächeln, welches diese Worte begleitete, machte durchaus nicht den gewünschten Eindruck. Murrend und kopfschüttelnd blieb die Menge seiner Anhänger hinter ihm zurück. Reihenweise brach eine freudige laute Aeußerung der königlich Gesinnten hervor — Alles zerstreute sich — und zum erstenmale seit Langem erreichte Marcel seine Wohnung fast ohne Begleitung.

Den ganzen Tag über war die Festigkeit, mit welcher sich der Dauphin ausgesprochen hatte, der Gesprächsfaden von Feind und Freund, und der Eindruck beiderseits außerordentlich.

Marcel hielt seine Sache für verloren. Mit ohnmächtigem Grimm erwartete er den Abend und mit ihm Nachrichten durch Conçac und Deslile. Finsterer, wirrer Gedanken voll, lag er im Dunkel am Fenster, als die beiden Genannten hereintraten.

„Licht, Licht!" rief Conçac. „Ein Brief vom Pequigni!"

Rasch wurde Licht gemacht. Marcel riß den Brief auf und verschlang förmlich seinen Inhalt. Sein Gesicht glühte bei jeder Zeile mehr. „Wir sind gerettet, und die Zeit zweifacher Rache naht!" jauchzte er. Er umarmte Conçac und Deslile, lachend, jubelnd. „Man möchte weinen vor Entzücken über diese Wendung der Dinge — himmlisch, göttlich! Beten soll man, Gott danken! Ha ha, was steht Ihr da und gafft? — merkt Ihr denn nichts — Navarra ist von Pequigni befreit — und auf dem Wege nach Paris!!" Er warf den Brief auf den Tisch und stürmte auf und nieder.

„Ist's möglich?!"

Die Schöffen überflogen freudetrunken den Brief des Statthalters von Artois, während Marcel, in riesenhaft wachsendem Muthe, mit den Händen in die Luft focht und höhnte: „Ha ha, Herr Dauphin, jetzt bringt Geld auf, den König zu befreien, wenn Navarra den Leuten Reden hält! Jetzt laßt uns wieder in den Louvre kommen und sagt, Ihr wendet Euch an das Volk selbst, nicht an uns, daß Euch geholfen werde! Reis't herum und bettelt, Ihr sollt schlechte Geschäfte machen! Wir aber, wenn es wieder zum Louvre geht, wir ziehen anders auf, als heute! Seht ihr Herren, daß ich recht hatte, wenn ich rieth, abzuwarten! Jetzt sind wir frei und mächtiger als je — acht Stunden früher hätte uns der Rausch der Königlichen Gefängniß oder Tod gebracht! Man wird mir hoffentlich künftig besser vertrauen!" Er riß an der Glocke: „Pierre! die Becher her! Wein, das Beste, was im Keller ist — —!" In Kurzem war das Gelage im trefflichsten Gange. An Plänen zur Rache am Dauphin und allseitiger Demüthigung der königlichen Partei fehlte es in wilder Besprechung und schallendem Gelächter nicht — und mit Lob=

preisung der Maria Conflans beschäftigte sich die frevelhafte Zunge des trunkenen Marcel nur zu oft.

Der Marquis von Marsigny war in jüngeren Jahren ein tüchtiger Kriegs= und ein klar schauender Staatsmann gewesen. Fehlte ihm zum Ersten in hohem Alter die körperliche Kraft, seiner zweiten Eigenschaft stand ein jugendfrischer Geist noch immer hülfreich zur Seite. Aber er ahnte gleichwohl nicht, daß er und die Seinen auf einem Vulcan stünden.

Man nahm begreiflich auf Schloß Dreux an allen Ereignissen lebendigsten Antheil. Bald trübte, bald erhellte sich der Strahl der Hoffnung auf günstige Wendung der Dinge, als die Flucht Navarras und sein stolzes Gebahren zu Paris, die Kunde seines Vergiftungsversuches am Dauphin und mehr Anderes das Vertrauen auf die werdende Beruhigung des Landes von Neuem erschütterte.

Ein unerwartetes Ereigniß setzte jenes Vertrauen wieder gänzlich aus dem Gleichgewicht. Viele der Schlacht bei Poitiers entronnene Kriegsleute hatten sich im Lande gehalten oder waren nach Frankreich zurückgekommen. Plötzlich traten sie nun unter beutegierigen früheren Führern auf, denen sich verarmte französische Ritter freiwillig — und selbst begüterte aus Zwang anschlossen. Ehe man in Paris nur die Ansammlung erfuhr, waren in mehreren Provinzen flamändische, englische, deutsche, französische, schottische und andere Haufen schon vollauf beschäftigt, zu plündern, zu brennen und Schonung kaum für die Aufopferung aller Habe eintreten zu lassen.

Das Volk, gepeinigt von diesen Räuberhorden, war nicht fähig, Unterschiede zu machen, und ein Wuthschrei über den Adel Frankreichs, welcher theilweise unter den Rotten jener sogenannten „Cameraderie" vertreten war, hallte auf. Der Bauer insbesondere glaubte nicht anders, als der Adel wolle sich für den Verlust vieler Rechte und Vortheile rächen und — erplündern, was ihm rechtlich versagt worden war. Doch geschah bei allem dem Unwillen der Landbewohner noch nichts, als daß sie sich gegen die Räuber wehrten, sie mit plumpen Waffen besiegten, wenn sie konnten, und ihrer Rache an den Gefangenen kein geringeres Ziel setzten, als die Angreifenden ihrer Habsucht.

Näher und näher rückte manchmal die Gefahr, die einsame, verborgene Lage des Schlosses Dreux hatte gleichwohl noch stets Rettung gewährt. Aber es galt, für Alle Fälle zu sorgen und Marie nöthigenfalls wo anders hin zu bringen. Vorschläge an Conflans waren abgegangen und bald mußte Nachricht kommen.

Man speiste eben zu Nacht. Die Kunde über einen Versuch der Pariser, die Gemahlin des Dauphin aus Meaux zu entführen, dazu höchst beunruhigende Nachrichten über die Cameraderie waren den Tag über eingetroffen und wurden nun wieder besprochen. Aber es sollte eine weit entsetzlichere für Marie kommen.

Ein Reiter sprengte den Schloßweg herauf.

Hochathmend, staubbedeckt trat der Mann bald ein und blieb im Hintergrunde stehen. Einen Becher Wein zur Kräftigung bot Marie rasch dem vermeintlichen Boten. Er wandte sich ab — doch Marie hatte ihn schon erkannt.

„Maillard!" rief sie, zusammenschreckend, „Ihr seid es?! Das bedeutet Entsetzliches! Was bringt ihr für Unglückskunde? Sprecht, lebt mein Oheim?"

Maillard sank ihr sprachlos zu Füßen.

In die Arme des Marquis sank ohnmächtig Marie. Entsetzenvoll ließ sich Marsigny nieder und horchte, unter öfterem Klageruf über seinen Freund, der schaudervollen Nachricht Maillards.

Sie lautete:

„Tag für Tag sei die Frechheit Marcels, Conçacs und Desliles gestiegen. Sie, wie le Coq, Simon von Langres und Andere hätten den Dauphin um großartigste Genugthuung und Entschädigung des Navarra bestürmt — Marcel habe als Abzeichen der Empörer eine halb grün, halb rothe Mütze angeordnet — und wehe dem, der ohne sie einem Haufen Aufrührer begegne!"

„In der Kirche des heiligen Eligius," fuhr Maillard fort, „versammelte Marcel die Arbeiter, alle Besinnung wußte er ihnen zu rauben, das Geschrei: „fort, auf zum Louvre!" erhob sich, hunderte von farbigen Mützen flogen unter wildem Jauchzen in die Luft, als der Generaladvokat Regnault d'Aci, in die Straße gedrängt, daher kam, geschleppt, gestoßen von der Menge außerhalb der Kirche. Er ward niedergestochen! Ach es war nicht der erste Mord an diesem Tage! Ueber die Leiche des Unglücklichen weg brauste die tobende Schaar, voraus Marcel. Man drang in den Louvre bis zum Dauphin, an dessen Seite Conflans und Jean von Chalons, der Marschall der Champagne standen. „Sire," rief Marcel, „Sie haben schlechte Freunde neben sich! Wundern Sie sich nicht über das, was vorgeht! Ein Wink — und Conflans und Jean von Chalons stürzten von Dolchen durchbohrt zu Boden — ihr Blut bespritzte den Dauphin!"

Stumm vor Entsetzen lehnte der Marquis, die Hände vor den Augen — trostlos, den Blick zu Boden gesenkt, stand Maillard. Beide bemerkten nicht, daß Marie aus ihrer Ohnmacht erwacht war. Todtenblässe auf ihrem Antlitz, das rabenschwarze Gelock weit ausgegossen über ihr weißes Gewand, lauschte sie — regungslos, wie eine Bildsäule.

„Der Dauphin," fuhr Maillard fort, „— der Dauphin fragte, ob man auch ihn ermorden wolle? Darauf sagte Marcel: Nein Sire, aber es ist gut, sich zu sichern! Und der Uebermüthige nahm seine Mütze vom Kopfe und setzte sie dem Dauphin auf, während er sich mit der des Dauphins bedeckte!! Man verließ den Louvre. Marcel pries seine That aus einem Fenster des Rathhauses, er wurde im Triumphe wieder in den Louvre getragen, vor dem die zwei Ermordeten geschleppt waren! Er drang zum zweitenmale zum Dauphin, warf ihm mit Hohn seine Trauer vor — und schickte ihm, nachdem er ihn wieder verlassen — zwei Stücke rothes und grünes Tuch — um sich und seinen Dienern — Revolutionsmützen machen zu lassen!"

„Unglaublich, unglaublich!" stöhnte der Marquis. „Und die Leichen — meiner Freunde — ?"

„Als Marcel den Louvre verließ, blieb er vor der Leiche des Marschalls Conflans lächelnd stehen und soll gesagt haben: Nun lieber Marschall, Ihr wolltet immer Ruhe. Nun habt



Ihr sie. Es thut mir leid, daß ich Euch nicht vorher noch gefragt habe, wo Ihr mir denn Euere Tochter hingebracht habt. Hierauf gestattete er, die Leichen zu begraben, wenn Jemand Lust hätte, sich zu bemühen — und ließ sich auf den Schultern der Beifall brüllenden Menge nach Hause tragen."

Marie war gegen Maillard geschwankt, „und Ihr habt meinen Oheim begraben —?" fragte sie.

„Ich begrub ihn und seinen Leidensgefährten," antwortete Maillard düster. „Wenn Ihr je wieder nach Paris kommt, ich — oder Bruder Antoine werden Euch an das stillste, verborgenste Plätzchen des Friedhofs von Notredame führen. Dort schlummern sie."

„O habt Dank, Maillard!"

Mit innigem Danke blickte sie Maillard an, während sie eine einfache Kette vom Halse löste: „Edler Mann, tragt dieß Andenken an mich auf Euerem Herzen! Wie werthlos es sonst sei — meine Seele, mein Dank, meine Freundschaft gibt ihm einen Werth — Marie Conflans gibt es Euch zum bleibenden Denkmal dieses Augenblickes. Habt Dank, Maillard — habt Dank, daß Ihr Euere Sicherheit, Euer Leben auf's Spiel setztet — daß Ihr meinen Oheim begrubt!" Sie bot ihm das schlichte Kleinod und dazu ihre Rechte. Ueberwältigt vom Sturm der Gefühle, ließ Maillard einen langen Kuß auf dieselbe glühen.

„Gott mit Euch, Maillard!" flüsterte Marie. Eine wundersame Ahnung war in ihr erwacht. Sie schritt ernst gegen die Thür.

7.

Wie rasch Marcel durch seine Schandthat gegen den Dauphin das Volk wieder für sich in Begeisterung gesetzt hatte — um so schneller sah er dieselbe erkalten.

Zur Ehre der Menschlichkeit und der Vernunft, fand man bei ruhiger Ueberlegung die Handlungsweise gegen den Prinzen eben so verwerflich, als nutzlos, denn sie mußte die Partei des Dauphin zum thätlichen Unmuthe aufstacheln, und der Sache der Revolution alle Weihe nehmen, wenn man es so nennen will.

Aber was Marcels Ansehen noch mehr erschütterte, war die keimende Erkenntniß, daß er nicht allein die Macht des Dauphins gebrochen, sondern durch die Vergeudung der Hülfsgelder auch den eigenen Anhängern die Möglichkeit genommen habe, dem Hülfegeschrei des Volkes abzuhelfen!

Und es waren begreiflich nicht die Königlichen allein, welche durch die rastlosen Verwüstungen aller Orte Schaden litten, sondern auch die Anhänger Marcels, deren Mancher oft an einem Tage von Reichthum in Armuth stürzte.

Die Verwüstungen der „Kameraderie" füllten das Maß der Unzufriedenheit bis an den Rand.

Denn wie die Bauern dieselben dem Adel zuschrieben, so schrieben sie die Aufrührer dem Mangel an Thatkraft von Seite Marcels zu, und man freute sich sehr wenig, die drohende Gefahr vor Augen zu haben, gelegentlich die Umgegend von Paris von Arnold von Cervole oder einem andern furchtbaren Führer geplündert, verbrannt und mit Mord erfüllt zu sehen. Ein Ereigniß, welches Alle, außerhalb Paris Besitzenden treffen, die Zufuhr sperren, vielleicht eine Hungersnoth

in der Hauptstadt herbeiführen und dadurch ein Blutbad unter den Revolutionsmännern durch die verzweifelnde Bevölkerung veranlassen konnte.

Marcel war tief erschüttert.

Er sah kein Mittel, als Dem, welchen er bisher nur benützt und nach Belieben vorgeschoben hatte, die erste Stelle in der Bewegung wirklich einzuräumen — und ihm mit der zweifelhaften Ehre auch die Verantwortung aufzubürden. Es war Navarra, den er auffordern wollte, sich offen an die Spitze der Bewegung zu stellen.

Dadurch war jede Vereinigung seiner Partei mit dem Dauphin auf immer unmöglich gemacht und der Anfang des Kampfes der Verzweiflung eröffnet. Es ging dann auf Sein und Nichtsein, und die Ströme Blutes auf dem Schlachtfelde, die Ströme Blutes, welche durch den Terrorismus in Paris vergossen werden mußten, nichts hielt Marcel von seinem Vorsatze ab. Was kümmerte er sich um die Schauder der Gegenwart, um die furchtbaren, unberechenbaren Nachwehen!

Eines Abends machte er sich auf nach der Abtei St. Germain de Pres, in welcher sich Navarra ohne weiters einquartirt. Marcel ging in Gedanken dahin, als er bemerkte, daß er an Marschall Conflans Hause sei. Rasch lenkte er in eine enge Seitenstraße. Er stieß fast mit Einem zusammen, welcher herauskam.

„Beim Teufel, welches Betragen! — Ah, Ihr seid's, Martin! Also zurück? Gute Nachricht? Wo ist Marie Conflans?"

„So eben kam ich an!" war die Antwort. Der Geselle sah aus, als hätte er drei Tage im heftigsten Sturmwind am Galgen gehängt. „Wir wissen Alles! Ich verfolgte Maillard auf der Ferse und ritt vor ihm wieder heim. Das Fräulein ist auf Schloß Dreux beim Marquis Marsigny."

„So!" Eine Handvoll Gold leerte Marcel in die seines spitzbübischen Freundes.

„Schönen Dank! An Gold scheint es noch nicht zu fehlen," sagte dieser, „aber mit Euerer Macht soll's verzweifelt bergab gehen! Ihr verzeiht schon, daß ich so freiweg spreche, wie wir stehen, hat das nichts zu sagen."

Marcel biß sich in die Lippen. Gern hätte er den unverschämten Gesellen niedergestoßen. Aber es ging zur Zeit nicht wohl an. Lächelnd klopfte er ihm auf die Schulter, so viel als nöthig, seine beabsichtigte Zwiesprache mit Navarra andeutend. Dann sagte er: „Wenn mein Plan gelingt, kannst Du Deiner alten Liebhaberei für Straßenaufläufe nach Herzenslust nachgehen, es geht dann Alles auf Kosten Navarras!"

„So so!" lachte Martin überlaut.

„Still!" mahnte Marcel. „Ihr bekommt Nachricht über den Erfolg. Gelingt's, so macht in Zeit von zwei oder drei Tagen einen gehörigen Lärm um und in der Straße, wo Maillard wohnt. Und wenn der Teufel los ist, so brennt das Haus ihm nieder."

„Sonst nichts? Soll ich ihm nicht — ? Es ginge in Einem hin —" Martin machte eine sehr deutliche Handbewegung.

„Das versteht sich, ja freilich!" entgegnete Marcel. „Triff ihn nur gut."

„Soll nicht fehlen," gab Jener zurück. „Ihr habt mich wohl eingeübt! Regnaut d'Aci und der Schatzmeister Baillet waren eine gute Vorschule, wenn ich auch bei dem Einen nur die zweite Rolle spielte! Ich sag' Euch, Maillard liegt, so zu sagen, schon in den letzten Zügen. Aber hört — — wie steht es mit der Ewigkeit aus? Glaubt Ihr nicht doch, daß es unser Herr Gott übel nehmen könnte — ? Maillard soll ein guter Christ sein! —"

„Dummes Zeug!" höhnte Marcel. „Ich nehme Alles auf mich."

„Ganz gut — es kommen Leute, glaub' ich —!" Martin verschwand im Gäßchen.

Marcel trat in das Dunkel eines Vorsprunges — unbeachtend, daß sich daselbst schon Jemand befinde, der Alles gehört hatte.

Als die Leute vorüber waren, schritt Marcel seines Weges weiter. Nach einer Weile blieb er stehen und murmelte vor sich hin:

„Wenn der Bursche nur seinen Dolch nicht eines Tages gegen mich wendet. Er thut für Gold Alles! Ich muß ihn bald unschädlich machen!"

Dann schritt er wieder fort —

8.

„Wer da?" fragte Maillard, eine Stunde später zu Roß an seinem Hause ankommend. Er bemerkte nämlich eine hohe, in einen Mantel gehüllte Gestalt.

„Euer Schutzgeist!" war die Antwort. Wenige Augenblicke — und zu seinem Erstaunen fand Maillard, daß es Jemand sei, dessen Schicksal seit Langem Niemand kannte. Denis von Morbec stand vor ihm!

Unbeobachtet gelangten sie in's Haus.

„Also dennoch gerettet?!" sagte Maillard freudig, den jungen Ritter in das zweite Gemach führend. „Welcher Trost, welche Linderung des Kummers für Marie — Ihr wißt wohl nicht — ?"

„Vor einer Stunde erfuhr ich willenlos Alles!" fiel Denis ein. „Trauernd war ich von Conflans Grab geschieden, als mich die Annäherung und ein Gespräch Marcels veranlaßten, unter einen Vorsprung zu treten." Darauf theilte er Maillard Alles mit. Staunend über die Fügung Gottes, hörte dieser zu und erzählte hierauf Alles, was auf Marie Bezug hatte. Zuletzt zeigte er ihm das Andenken Mariens — nicht ohne sichtliche Rührung.

Das Ahnungsvermögen edler, liebender Herzen ist zu tief begründet, als daß Denis diese Rührung Maillards übersehen konnte.

„Ihr empfindet mehr als Freundschaft für sie!" sagte er mit Bedauern.

Maillard schwieg eine Weile.

„Ja," sagte er dann, „ich liebe Marien! Aber so heilig, daß Ihr mir nicht zürnen werdet, Ritter! Niemand weiß davon, als Gott, der mir mein Herz lenkte, ich, der ich mich zu bekämpfen weiß, und Ihr, dessen Glück mein Ziel sein muß, weil Euch Marie Ihrer für würdig hält!"

Einen warmen Handdruck des Ritters erwiederte er bieder und sagte: „Mir keinen Dank! Wollt Ihr aber, so drückt ihn durch Treue für die Sache des Dauphin aus! Besucht Marien, seid glücklich im Wiedersehen — dann aber eilt zu den Fahnen Eures Herrn, der Euch das Wort seines Vaters einlösen — der Euch verzeihen wird!"

Lange verkehrten Beide. Leise sprechend waren sie eben in das Gemach nächst der Straße getreten, als ein Diener Maillards mittheilte, es kämen schon seit einiger Zeit Leute vorüber, welche von Marcel, Navarra und einer noch währenden, für Marcel unangenehmen Unterredung Beider, in der Abtei St. Germain de Pres sprächen.

„Diese Nachricht wissen wir zu würdigen!" sagte Maillard. In wenigen Minuten waren er und Denis Morbec auf dem Wege nach der Abtei.

Als sie ankamen, sprach sich die wirre Menge vor dem Gebäude in demselben Sinne aus, wie der Diener Maillards gemeldet hatte, und der Empfang Marcels beim Herabkommen war voraussichtlich nicht der beste. Dieß gab Maillard einen Gedanken ein. Er bat Denis Morbec, ihm zu folgen. Auf einem ziemlich großen Umwege gelangten sie an die Rückseite der Abtei, vielmehr die Rückthüre des Gartens. Die Annahme Maillards, daß Marcel diesen Weg wählen werde, war so begründet, daß sich die Schöffen Conçac und Deslile schon bei der Thüre früher eingefunden hatten, um Marcel zu erwarten. Der Eifer ihres Gespräches machte es Maillard und dem Ritter möglich, sich unbemerkt in der Nähe, hinter einigen großen, schattenreichen Bäumen ihren Beobachtungen hinzugeben.

Um dieselbe Zeit war Marcel im Begriff, von Navarra zu scheiden und zwar in höchster Aufregung. Denn der König verlachte ihn eines Theils über die sonderbare Zumuthung, sich an die Spitze der Revolution zu stellen, anderen Theils überhäufte er den Prevot der Kaufleute mit tausendfachen Vorwürfen über seine Habsucht, Taktlosigkeit, über seinen Hochmuth und Mangel an entsprechender und nachhaltiger Thatkraft.

„Was soll ich noch thun?" rief Marcel, schäumend vor Wuth, „um Euch, Sire, zu genügen? Hab' ich nicht das Aeußerste gethan, Euch Fuß fassen zu lassen? Sind nicht fünfhundert Navarreser unter der Besatzung —?"

„Und eben so viele Engländer!" donnerte Navarra. „Ist das erhört! Das Volk ist im Kriege mit England, der König in brittischer Haft, und Ihr nehmt Britten in Sold?! Britten in die Hauptstadt, wo bei jeder Beleidigung derselben durch das Volk Euch Gefahr droht, und jeder Uebermuth der Fremden gegen das Volk Euch Fluch, Hohn und Verachtung bringt! Früher erlaubte ich es, und Ihr folgtet meiner Erlaubniß nicht! Ihr übermüthiger Thor, wie konntet Ihr jetzt, unter andern Verhältnissen, wagen, solche Schritte ohne meine erneuete Erlaubniß zu thun? Ihr gehabt Euch überhaupt, als ob Ihr nicht in meinem, sondern in Euerem Interesse Revolution machtet. Glaubt Ihr, das gehe ewig so fort? Ein Herr muß im Lande sein! Und wenn Ihr mir nicht bald die Stadt Paris einräumt, versteht Ihr, förmlich übergebt — so mach' ich vorläufig gemeinschaftliche Sache mit dem Dauphin — Ihr werdet gehängt oder enthauptet, und seid Ihr beseitigt, werd' ich mit dem Dauphin und dem Volk leichter fertig werden, als bis jetzt, da Ihr mit halben Maßregeln Alles verderbt und gepeitscht von übermüthiger Thorheit und Feigheit meine besten Pläne durchkreuzt! Das sag' ich Euch, Herr Prevot! besinnt Euch und macht, daß ich Paris in die Hände bekomme! Dann sollt Ihr mit Ehren davon kommen und Euch nicht beklagen können, daß ich meine Werkzeuge nicht zu belohnen weiß. Und damit dem Teufel oder Gott befohlen — wie Ihr wollt!"

Rasch verließ Carl der Böse das Gemach und Marcel blieb ganz vernichtet zurück.

Durchstürmt von allen Gefühlen ohnmächtiger Wuth und Rachelust schritt er durch das Vorgemach, in welchem sich die Dienerschaft höhnisch tief verbeugte, hinaus und hinab.

Am Thor anlangend und das Getümmel vor der Abtei hörend, befahl er dem Pförtner, ihm die Thüre zum Garten zu öffnen. Der Pförtner leuchtete schweigend und finsteren Blickes voraus. Es ging durch mehrere Gänge, erst im Gebäude, dann die Länge des Gartens entlang, dann schloß er auf, Marcel trat hinaus und die Thüre fiel hinter ihm ins Schloß. Conçac und Deslile eilten auf Marcel zu.

„Wie steht die Sache?" riefen Beide.

„Wir sind verloren!" war die Antwort.

„Das ist schlimme Kunde," sagte Conçac. „Doch nicht so nah steht die Gefahr, daß Ihr den Kopf so tief hängen laßt."

Sie verfolgten einen engen Pfad und verschwanden bald.

Hinter den Bäumen hervor, an denen sie vorbeigegangen, traten Maillard und Denis Morbec.

„Für die nächsten Tage bin ich sicher," sagte Maillard. „So furchtbar es ist, so drollig auch wieder. Der Schurke entgeht seinem Verderben nicht. Wird der Dauphin Herr, trifft ihn sein gerechtes Schicksal — zögert er mit seinem Verrath, hält Navarra sein Wort und er wird wieder verurtheilt — und hätte er den Muth, Paris zu verrathen — was ihm aber nicht gelingen soll — so flatterte die Fahne Navarra's jedenfalls nicht früher über dem Louvre, als der Herr Prevot an einem Baum hinge!"

„Ihr meint, Navarra ließe ihn öffentlich hinrichten —?"

„Nein, nein, dazu ist er zu klug!" entgegnete Maillard. „Er überließe das Geschäft dem nächstbesten Paar Meuchelmördern — und wenn man den Prevot todt fände, hieße es, das maßleidige Volk habe Rache geübt. Navarra würde die Schultern zucken, den Herrn Prevot ehrlich und feierlich begraben und wahrscheinlich zahlreiche Todtenämter halten lassen —"

Bei diesen Worten verfolgten sie den Weg, auf welchem sich Marcel und seine Genossen entfernt hatten — man fand für nöthig, Marcel von nun an zu überwachen.

9.

Der Adel, theilweis irre geleitet durch Navarra, hatte sich deßhalb auch zum Theil feindlich gegen den Dauphin und nachlässig in seiner Hülfe zur Befreiung des Königs Jean gezeigt. Die Lügenhaftigkeit aller Hoffnungen, welche Navarra

zu verwirklichen versprach, wurde diesem Theil des Adels täglich klarer, und die Gefahr vor den Fortschritten der „Kameraderie" brachten den längst keimenden Vorsatz, sich wieder an den Dauphin zu schließen, zum vollen Entschluß. Man wollte mit ihm vor Allem gegen die „Kameraderie" kämpfen und dadurch den Grund zu Groll und Mißmuth beseitigen, welcher die Bauern erfüllte. Denn man durfte sie nicht zur Verzweiflung berechtigen, wohl ahnend, was am Ende daraus entstehen könne.

Aber daß es schon zu spät sei, daß die Bauern nicht mehr nur grollten, sondern schon an die Rache dachten, das ahnte Niemand. Denn sie hielten ihre Sache geheim genug und eben so hülflos die revolutionäre Partei sie gelassen hatte, eben so unerwartet sollte der vermeintliche Feind von den Bauern überfallen werden.

Westlich, ziemlich fern von Beauvoisie, stand ein Gehölz — nie besucht, unversehrt von der Art, ganz im Zustande eines Urwaldes.

Schon längst vor Mitternacht vom zehnten auf den elften Julius hatte sich dort auf einem von Bäumen und Felsen überragten Hügel eine Menge finster blickender, derber Gestalten eingefunden, welche einem mächtig scheinenden Genossen zulauschte, der, auf eine gewaltige Eisenstange gestützt, donnernde Worte entsandte.

Noch steht der Bauer Jaques Bonhomme vor dem Hause Conflans in unserer Erinnerung.

Er war es, welcher sich vernehmen ließ, und Alle rings um den Hügel waren Bauern aus den verschiedensten Gegenden, aus denen er Führer gewählt und denen er Verhaltungsmaßregeln zum gleichzeitigen Losschlagen ertheilte. Als Haupt Aller hatte er durch die Thatsache sich selbst hingestellt, zu seinem Stellvertreter und Commandanten des großen Haufens den Bauern Wilhelm Caillet aus Dorf Mello ernannt, welcher durch fast übermenschliche Kraft und Härte des Charakters viel Einfluß besaß, ohne ihn jedoch zu verdunkeln. Denn Jaques besaß zwar weit weniger Muth, was übrigens Keiner wußte — aber durch eine noch imposantere Erscheinung und vor Allem durch seine bilderreiche, wenn auch plumpe Beredsamkeit überflügelte er Caillet weit und hatte so nicht leicht etwas zu fürchten.

Caillet stand neben ihm und hatte die wilde Rede Jaques Bonhommes bald kopfschüttelnd, bald zunickend begleitet.

Als aber Jaques darauf kam, ob man nicht jene Edelleute schonen sollte, welche sich dem Sturm anschlössen, fuhr Caillet auf, riß ihm die Eisenstange aus der Hand, schwang sie, wie einen Haselstock und rief aus:

„Was da Barmherzigkeit! Nichts Gnade, nichts, keine Gnade! Alles muß nieder! Habt Ihrs gehört Bauern? Wer was hat und nicht bei uns ist! Kein Schloß, kein Haus, keine Stadt darf stehen bleiben, nieder müssen sie alle! Paris muß verbrennen und verbrennen alle die Schufte! Keiner soll davon — kein Unterschied! Sterben müssen, die was haben, Alle, die keine Bauern der „Jaquerie" sind!"

Er schleuderte die Eisenstange vor Jaques Bonhomme hin und polterte mit furchtbarer Stimme: „Willst Du das — oder nicht, Jaques? Sprich ja — oder ich bin da! Wir sind jetzt die Herren — wir — sonst ist nichts —!"

Der Schaum stand ihm an den Lippen.

Jaques hatte seine Eisenstange aufgehoben und jenen austoben lassen. Dann rief er: „Wer sagt, daß ich schonen will, du vorlauter Tölpel! Wenn der Gaul nicht mehr ziehen kann, schlägt man ihn todt! Was wär's denn, wenn wir etliches Adelsvolk preßten? Wenn es unnütz wird, kann man es so gut viertheilen, als Andere! Gieb die Hand her, Wilhelm, die Hand her, sag' ich, wir sind eins!" — Er schlug Caillet gewaltig auf die Schulter, da dieser zögerte. „Und die Kirchen und die Klöster und was sonst in goldenen Vogelhäusern sitzt — —?"

„Nieder, Alles nieder — Alles werde geraubt, gemordet, Alles verbrannt —!" stürmte Caillet.

Noch lange war die wilde Scene nicht geendet. Tag und Stunde wurde wiederholt geändert, alle Pläne zur äußersten Spitze der Verwüstung geschärft — und als die Schaar, die verhängnißvolle, nächste Zukunft grausam wonnig erwägend, den Wald verließ und sich nach allen Seiten zerstreute — war es Morgen geworden.

Golden umflossen, wie von Friedensgenien auf leise schwankendem Purpurgefieder begrüßt, stieg allbeseligend die Sonne empor. Das Laub der Bäume, die Bäche, die Quellen flüsterten, wie gemeinsam beseelt und entzückt; die Blumen und Spätblüthen an den Gebüschen entsandten, wie in heiliger Begierde, den Opferweihrauch süßesten Duftes in die lauen Lüfte. Die Lerchen schwangen sich jauchzend empor, die Schmetterlinge gaukelten dahin und dorthin — und von Ferne schwamm in die Wonne des Alls, der leise Ton der hellen Morgenglocke eines Kirchleins oder einer Einsiedlerhütte herüber, — mahnend zum Gebet des Dankes, zum Gebet um Frieden, um Licht der Seele und der Gedanken, — um Kraft und Mäßigung.

An den rauhen Herzen der Männer, die den Wald verließen — klopfte die heilige Mahnung Gottes vergebens.

10.

Die „Kameraderie" hatte durch die massenhaften Anstrengungen der Getreuen des Dauphins und des reuigen Adels dort und da große Niederlagen erlitten.

Aber bis zur Unterdrückung, Vertreibung oder Vernichtung dieser tollen Soldateska war noch weit hin.

Die Frechheit des Ritters Arnold von Cervole, welcher zuerst das päbstliche Gebiet verwüstend, bis Avignon drang, sich in furchtbarem Spotte scheinbarer Ehrfurcht dem Pabste nicht als Kriegsmann darstellend, sondern als bischöflichen Vikar der Gascogne, oder sogenannten Erzpriester — er hatte in der That etliche Weihen — den Mund überfließen lassend von Versprechungen christlichen Sinnes und freudiger Unterwerfung — dieß nebst der erzwungenen Einladung zur Tafel, nebst der Verhöhnung der anwesenden Cardinäle durch Betheuerungen großer Reue und Uneigennützigkeit, welcher sogleich nach dem Mahle eine vorläufige Brandschatzung von 40,000 Goldthalern folgte — dieses schändliche Verfahren Arnolds von Cervole ließ von seiner Seite und der aller Uebrigen fortdauernd nur das Aergste erwarten. Denn Aehnliches wurde von der „Kameraderie" nur als Scherz betrachtet.

Denis Morbec hatte sich dem Dauphin zu Füßen geworfen und volle Vergebung von ihm erhalten.

Er hatte darauf redlich gegen die Kameraderie gekämpft und Wunder der Tapferkeit gethan.

In einer vorkommenden Unterbrechung der Kriegsabenteuer war er nach Schloß Dreux geeilt, zu Marien. Es bedarf keiner Schilderung des Wiedersehens!

Eine herrliche, mondverklärte Sommernacht ruhte über dem waldbegrenzten Gebiet des Marquis. Nicht ein Blatt in den dichten Baumgängen des Schlosses regte sich, nur hie und da ertönte der melancholische Schlag einer Nachtigall aus dem dichten Gebüsch. — —

Marie lehnte am Geländer des Altans und lauschte den Betheuerungen Denis Morbec's — als ein fernes Getümmel die Stille der Nacht unterbrach. Zugleich glomm der Horizont dort und da, wie von Brandeshelle auf. Marie fuhr empor. „Was ist das?! Sollte eine Schaar der Kameraderie unseren sicheren Wahn zerstören, verschont zu bleiben?!" Sie starrte hinaus. „Eine Flamme steigt aus Schloß Montalavet — es kann nirgends anders sein —!"

„Schloß Cernan brennt eben so sicher!" rief Denis.

Der Marquis kam auf den Altan.

„Heiliger Gott! Es ist wie Ihr sagt! Kein Zweifel! Wir sind verloren! Meine Söhne, fast alle meine Knechte sind im Lager des Dauphins — die Bauern werden sich in's Schloß flüchten, aber es nicht vertheidigen können. — Seht dort naht sich schon ein Haufe! Wenn sie verfolgt sind — wir können ihnen die Thore nicht verschließen — und so dringen die Räuber vielleicht zugleich ein!" Marsigny hatte ganz recht gesehen. Nur in den Personen täuschte er sich.

„Das sind keine Flüchtigen!" rief Denis plötzlich. „Sie jauchzen und toben — seht Ihr, jetzt lenken sie zu uns herüber — sie schwingen Feuerbrände!"

„Gräßlich, es wäre gräßlich!" klagte Marsigny. Es verlauteten heute schon Gerüchte von geheimen Unterredungen der Bauern — von Gefahren eines Aufstandes — beim Himmel, es könnte schon wahr geworden sein!"

Man hörte Pferdegetrab seitwärts vom Schlosse und bald sprengten etliche Reiter in den Schloßhof.

Ihre Nachrichten bestätigten die Befürchtungen des Marquis



auf das Schrecklichste. Sie erzählten: „Die Bauern hätten höhnend verkündet, daß zu dieser Stunde in den verschiedensten Theilen des Landes losgeschlagen und Rache genommen werde, wie sie noch nie erhört worden sei! Um Beauvoisie sollte der Sturm losgebrochen sein, die ganze Picardie, Isle de France sei vor Allem ausersehen; hier in der Gegend brennten nicht allein schon Montalavet, Cernan, sondern noch drei andere Schlösser, und unter furchtbaren Gräueln werde in's Werk gesetzt, wovor die Einbildungskraft der Menschen zurückschaudere! Sie selbst hätten mit eigenen Augen gesehen, wie dem alten Grafen Albert auf Schloß Cyr mit Eisenstangen Glied um Glied zerschlagen und er noch halb lebend in's Feuer geschleudert wurde, und zwei Kaufleuten, welche in Geschäften da gewesen, sei ein gleiches Schicksal zu Theil geworden. Auf Schloß Arignan seien, wie sie von anderen reitenden Boten gehört hätten, die Töchter des Marquis Verol nach allen Gräueln entmenschtester Wuth vom Söller hinabgestürzt, der Vater halb zu Tod gegeißelt, dann seiner Arme beraubt und in einen Sumpf geschleppt worden, in dem er mit dem Haupte allein frei, seinem Ende entgegensehen sollte. Ein anderer Adeliger habe, an einen Pfosten gebunden, vor seinen Augen seine Gattin, seine Töchter, sein Gesinde und den Pfarrer des Ortes peinigen und ermorden gesehen! Er selbst sei dann geblendet, geschlagen, gespießt, in Stücke zerrissen, die Theile seines Körpers von den Scheusalen zur Speise bereitet und verzehrt worden unter höllischem Jubelgeschrei! Dasselbe, wo nicht ein noch mehr schauderhaftes Schicksal stehe den Bewohnern von Schloß Dreux bevor! Flucht sei das einzige Mittel!" Das war der Bericht und armselige Trost der beiden Reiter. Keine Viertelstunde mehr, und die Bauern mußten am Schloßthor anlangen.

Es galt augenblicklichen Entschluß. Die wenigen anwesenden Soldknechte, die Dienerschaft des Marquis und Denis Morbec's sollten das Schloß so lange als möglich vertheidigen.

Was nicht an Geld und Kleinoden zu retten war, wurde schnell in ein nicht leicht zu findendes Gewölbe gebracht. Mit Pfeil- und anderen Geschossen, zumal auch gewaltigen Steinen waren die Mauern und Zinnen wohl versehen. Also durfte das Eindringen der Bauern voraussichtlich erschwert werden. Es handelte sich jetzt vor Allem um Sicherheit des Marquis und Mariens. Dazu bot ein Rettungsgang, der mit einem, gewöhnlich offenen Fallgitter versehen war und welcher auf die entgegengesetzte Seite des Schloßberges führte, die beste Gelegenheit.

Bald waren jene Beide dort angelangt. Vorher hatte man, zum Gebrauch bei eintretender gemeinsamer Flucht, so viel Rosse als nöthig waren, durch den Gang, und drüben in's Freie geführt.

Als sich Marie von Denis trennte, geschah es wahrlich weniger aus Furcht, als im Gefühle der Pflicht für den Marquis, den sie nicht allein lassen wollte. Da sie und Marsigny den Gang möglichst rasch betraten, ließ der Letztere in der Verwirrung das Fallgitter herab! Der Schrecken Beider hierüber ist begreiflich. Denn da solche Fallgitter hauptsächlich nur den Rücken zu decken bestimmt waren, konnten sie vom Innern der Gänge nur mit großer Mühe geöffnet werden — und so lag die Gefahr vor Augen, daß Denis Morbec's und aller Vertheidiger voraussichtliche Flucht vereitelt werde.

Ein grauenvolles Getöse verkündete bald, daß der Angriff begonnen habe. Das Thor der Burg dröhnte unter den gewaltigen Stößen der Eisenstangen und ein plötzliches, erhöhtes Rachegeschrei deutete zwar auf Verluste der Bauern hin, aber deßhalb nur auf hundertfach gesteigertes Verlangen nach Sieg und Vergeltung. Feuerbrand um Feuerbrand flog in's Schloß, verwundet oder todt stürzten, von Steinen getroffen, mehrere der Vertheidiger von den Mauern, das Gebrüll der Bauern wuchs zu einem unbeschreiblichen Grade — als es plötzlich einhielt, ein schreckliches Hohngelächter gellte auf und die Angegriffenen hörten deutlich, wie der Anführer der Feinde, Jaques Bonhomme, mit donnernder Stimme einem Haufen Bauern befahl die Rückseite des Schlosses zu besetzen, da dort ein Ausgang sei. Hierauf begann der Sturm aufs Neue, im nächsten Augenblicke war das Thor dem Einsturze nah.

Denis von Morbec war zum Aeußersten gezwungen. Er gab das Zeichen zum Rückzuge.

Als auf diesen Befehl die Leute dem geheimen Ausgang zueilten, faßte unerwartet Marie den Ritter Denis am Arm und zog ihn fort. Die Verzweiflung hatte ihr und dem alten Marquis dennoch die Kraft verliehen, das Fallgitter aufzuziehen.

„Werft Alles, was Ihr an Schätzen gerettet, von Euch!" rief sie. Aber nur ein Diener entsprach dem Befehl und gelangte mit Denis und Marien unverweilt zum Rettungsgange.

Sie betraten ihn eben, als das Burgthor krachend niederstürzte und mit furchtbarem Geschrei die Bauern in den Hof stürzten.

Ein Theil der Eroberer drängte sich in das brennende Schloß, um zu plündern, ein anderer Theil rannte durch die Gehöfte, um die Ställe zu leeren und zugleich die, etwa verborgenen Vertheidiger des Schlosses zu ergreifen.

Einige Bauern bemerkten die zurück gebliebenen beladenen Diener. Wüthend warfen sie sich über dieselben her und Alle wurden niedergeschlagen, bis auf Einen, der unter Qualen die etwa verheimlichten Reichthümer entdecken sollte, um dann doch zu sterben.

Ein neu herbeirennender Bauer, es war Jaques Bonhomme, befreite ihn durch einen gewaltigen Streich, der ihm den Schädel zerschmetterte, von der jammerreichen Aussicht auf langsamen Tod.

Jaques aber donnerte: „Da muß der Weg sein, da hinein!" und einige Bauern stürzten, die Richtung verfolgend, gegen den Gang.

Denis von Morbec und der Diener hatten das Fallgitter offen gelassen und sahen in unsäglicher Ungeduld der Ankunft der übrigen Vertheidiger des Schlosses entgegen, als sie die traurige Ueberzeugung ihres Unterganges gewannen. Das Fallgitter durfte nicht mehr länger geöffnet bleiben. Zugleich drängte die Zeit aus einem andern Grunde. Man mußte nämlich fort, um den Bauern zu entkommen, welche sich dem Rettungsgange von der Rückseite, um das Schloß herum, jeden Augenblick nähern mußten.

Eben waren Denis und sein Gefährte daran, das Gitter nieder zu lassen, als vom Schloßhofe her, wie erwähnt, die Verfolger heranstürzten, Einer dabei mit hochgeschwungener Fackel.

„Da sind sie!" riefen sie, das Fallgitter nicht ahnend, und wollten in den Gang dringen.

Ein Stoß mit einer Eisenstange von Seite des ersten Bauern streckte den Diener des Marquis todt nieder. Denis Morbec selbst war in höchster Gefahr, denn der Zug des Fallgitters war ihm entgleitet, und seine Vertheidigung war durch die Enge des Ganges sehr gehindert. Er durchrannte den ersten Bauern, aber die anderen brüllten nach Rache und drängten nach. In demselben Augenblicke hatte jedoch Denis das Fallgitter los gemacht, es rasselte nieder und mit seinem ehernen Riesengebisse zermalmte es den getödteten und die lebenden Verfolger.

Denis Morbec eilte fort — hinter ihm her ertönte das Rachegeschrei Jaques Bonhommes und eines Haufens Bauern, welche den Andern gefolgt waren, den furchtbaren Tod derselben sahen und sich vergeblich bemühten, das Fallgitter emporzubringen.

Die Flüchtlinge langten am Ende des Ganges an. Denis half Marien und dem Marquis auf ihre Pferde und schwang sich auf das seine. —

„Habt Ihr Alles —?"

„Ja ja, ich glaube —"

„Wohlan, fort! Ihr kennt die Gegend, Marquis!"

Fort sprengten sie, zwei Knechte hinter sich, welche, schon vor dem Sturm, die Rosse durch den Gang geführt und bisher gehalten hatten.

Es galt über einen von Weitem sichtbaren Platz rasch zu gelangen. Dann lag ein Waldweg nahe. Man erreichte die Stelle. Da rief der Marquis, anhaltend, er habe am Ausgang ein Kästchen mit den kostbarsten Kleinodien vergessen.

Morbec nahm noch keine Verfolger wahr — er sprengte fort und fand das Gewünschte. Als er damit zurückeilte, hatte sich die Scene verändert. Etliche von den auf die Rückseite des Schlosses abgeschickten Bauern waren den Hohlweg schleichend heraufgekommen und hatten den Marquis und die Uebrigen eben erblickt, während Denis wieder beim Ende des Rettungsganges angekommen war. Eine weitere Anzahl, welche absichtlich einen Umweg gemacht hatte, um einen Hinterhalt zu bilden, war in der Nähe angelangt.

Urplötzlich waren die Ersten über Marsigny, Marie und die zwei Knechte hereingebrochen. Der Marquis kämpfte, unterstützt von den Knechten, in noch einmal aufflammender Heldenkraft für sich und für Marie Conflans. Seine Lage — ihre Lage war entsetzlich. Denn die Bauern wollten sie nicht tödten, sondern lebendig in die Gewalt bekommen. Eben stürzten dazu ihre Gefährten aus dem Hinterhalte, um die Sache zu beschleunigen. Bald sanken die Knechte des Marquis, tödtlich verwundet, von den Rossen — als Denis von Morbec herbeisprengte.

Einige der Feinde rannten ihm entgegen, unter denen er sogleich ein furchtbares Gemetzel anhob, den Seinen in der Ferne Muth zurufend. Aber in Wuth kehrten sich etliche Bauern gegen den Marquis. Der Streich des Einen mit der Eisenstange machte seinem Leben ein Ende — und er stürzte zur Seite seiner erschlagenen Knechte nieder!

Etliche Bauern wollten hierauf das Fräulein von dem Pferde reißen, wieder andere aber sie nach Schloß Dreux zurück führen. Erbittert kämpften sie um die schöne Beute, als plötzlich Denis Morbec, der sich von den andern frei gemacht, unter sie hineinstürmte, Marien mit der Kraft der Verzweiflung zu sich auf sein Roß hob, mit einigen gewaltigen Streichen sich Bahn brach und mit Windeseile über die Fläche dahin jagte.

Die Bauern rannten ein Stück weit hinterher — wildes, Geschrei hallte den Beiden nach und weithin leuchtete ihnen der Flammenschein des brennenden Schlosses.

11.

Frankreich hatte den Gipfel des Elends erreicht. Die Britten hausten in diesen, die Kameraderie tobte in jenen, die Jaquerie raste wieder in anderen, öfters sogar alle drei in denselben Provinzen. Es war vergeblich, Leben, Eigenthum, Ehre durch Flucht retten zu wollen. Wenn nicht an dem einen Ort, verfiel Alles der Wuth der Feinde, von Außen und Innen, — an dem anderen! Auf die Britten konnte der Dauphin für jetzt gar nicht sein Augenmerk richten, bagegen schlug er mit stets kräftigerem Erfolge die Kameraderie und so ward es ihm endlich möglich, den Verheerungen der Jaquerie entgegen zu treten.

Entsetzlich waren die Kämpfe gegen die den geordneten Heerhaufen erliegenden Bauern, denn die Verzweiflung ringt unbändig, und wenn die zügellosen Horden eine Niederlage erlitten, so waren von ihrer Seite schaudervolle Gräuel die Vorläufer ihrer Vernichtung.

Die einzige Hoffnung der Bauern war auf Carl von Navarra gerichtet. Von ihm erwarteten sie Hülfe und harrten ungeduldig seiner Ankunft. Und sie hatten sich nicht getäuscht, er zog ihnen entgegen, allein in welcher Weise! Als ihr erbittertster Feind trat er auf, griff mit Ungestüm die Bauern an und metzelte etliche Tausende derer hin, welchen er früher in so feurigen Reden seine Liebe geschildert und zu der furchtbaren Verwilderung gebracht hatte, als deren blutiges Opfer sie nun ihm selbst fielen! Unter den Hingeschlachteten war Wilhelm Caillet, der Bauer aus Dorf Mello. Wer aber wenige Tage darauf zur Richtstätte geschleppt wurde — — war Jaques Bonhomme. Er war erkoren, Navarra zur blutigen Augenweide zu dienen und den Lohn seiner Thaten in nie geahnter Enttäuschung, Schmach und Verhöhnung zu empfangen, um so entsetzlicher, als Jaques Bonhomme zwar gelernt hatte, zu morden — aber nicht zu sterben. Unter Flüchen und Verwünschungen legte er das Haupt auf den Block.

Navarra hatte dem Dauphin in die Hand gearbeitet. Aber er täuschte sich in der Meinung, daß er dadurch den Adel, die Bürger, alle Besitzenden gewonnen habe. Alles beinahe wandte sich von ihm ab, was bisher noch für ihn gewesen war.

Dieselben Vorwürfe, welche Navarra Marcel gemacht hatte, trafen nun ihn aus nicht ganz ungleichen Gründen. Seine Lage war nur darin besser, daß er eine folgsame, bedeutende Macht besaß, welche am Gewichtigsten zu seinen Gunsten sprach, wenn er die Hand zum Frieden bot — während Marcel fast nichts, als einen Haufen Rathloser, Verzweifelter hinter sich hatte. Vor Allem galt es Carl dem Bösen, Zeit zu gewinnen. Er that die nöthigen Schritte und erbot sich zu allem Guten. Aber als es darauf ankam, in der Abtei St. Antoine die Hostie auf die Wahrheit seiner Versprechungen

zu nehmen, fürchtete er in den Augen der Welt sich zu sehr zu brandmarken, wenn er alsbald dennoch das Gegentheil dessen thäte, worauf er das Sakrament genommen hatte. Er ließ deßhalb den Dauphin die Hälfte der Hostie nehmen. Als aber die Reihe an ihn kam, sagte er, er sei nicht mehr nüchtern! Die Entrüstung Aller war groß und der Bischof von Lisieux warf sich auf die Knie und nahm die Hälfte der Hostie selbst.

Navarra aber machte sich fort und ritt nach Paris. Er besprach sich dort mit Marcel, verkündete ihm den unvermeidlichen Heranzug des Dauphin und gab ihm einen wiederholten, deutlichen Wink, worin nun seine einzige Rettung vor dem Zorn desselben liege. Hierauf verließ er Paris, ritt nach St. Denis und sammelte dort seine Truppen an.

Marcel aber verblieb zu Paris in höchster Verzweiflung. Jeder seiner Schritte war von Mißtrauen und Mißbilligung begleitet, Niemand lehnte sich für ihn auf, als der Dauphin Verzeihung für Alles und für Alle anbot, mit Ausnahme Marcels und etlicher seiner Spießgesellen. Die unausbleiblichen Reibungen der übermüthigen, brittischen Besatzung mit dem Volk in Paris machten ihn dazu täglich verhaßter. Was Navarra gesagt hatte, war eingetroffen. Das Volk war von Schaam und Entrüstung erfüllt, den König in brittischer Haft zu wissen, mit England in Krieg zu liegen und Britten als Wächter in Paris lagern zu sehen! Es entstand ein Auflauf, wobei ein Theil der Britten niedergeschlagen, ein anderer vertrieben, ein dritter Theil aber im Louvre gefangen gesetzt wurde.

Marcel, hin und her gezogen von tausend Rücksichten, entließ diese Zahl heimlich und sie und die früher Vertriebenen sammelten sich um Paris. Nothgedrungen mußte er selbst mit 1200 Reitern gegen diese ziehen, allein die Hälfte seiner Leute fiel in einen Hinterhalt der Britten — mit den anderen aber suchte er die Britten, wo er wußte, daß sie nicht zu finden waren! Ohne Schwertstreich kehrte er zurück. Hohn, Spott, Wuth und Flüche waren die Begleiter seiner Rückkunft — und seine Reihen lichteten sich auf's Neue! Dennoch aber hielt die Furcht vor Navarra das Volk ab, Marcel gefangen zu nehmen. Er benützte diese letzte günstige Zeit zum verzweifeltsten Mittel — er entschloß sich Paris in die Gewalt Navarra's zu geben!

Niemand etwas mittheilend, verließ er, vermeintlich unbemerkt, jedoch von Conçac und Deslile wohl beachtet, Paris und eilte nach St. Denis.

In tiefen Gedanken ritt er, noch nicht weit von Paris, durch einen Schattenweg unter hohen Linden hindurch — hart an einer Gestalt vorüber, die sich zu verbergen suchte. Er spornte sein Roß an — nicht ahnend, an wem er vorüber geritten sei, und daß es Marie Conflans sei, die er durch Martin von Schloß Dreux entführen lassen wollte.

Um dieselbe Zeit klopfte es in Paris an das Fenster Maillard's — und als er eiligst das Thor öffnete, trat Marie Conflans bleich und ermattet bei ihm ein. Wenige Worte genügten, ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten und glücklich und erfreut das Fräulein gerettet unter seinem Dache zu wissen, bot er ihr einige Erfrischungen an und lauschte dabei den traurigen Berichten, welche Marie vor ihm aufrollte.

Maillard erfuhr Alles. Aber Eines und Einer fehlte. „Wo ist Denis Morbec?!" fragte er hastig.

„Er ist nicht mehr!" sagte Marie in tiefer Wehmuth. „Zweimal errettete er mich aus den Krallen dieser Tiger in menschlicher Gestalt — er rettete mich zum dritten Male — aber erlag fünf Söldlingen Marcel's. Er überwand sie Alle — doch er selbst fand den Tod! Der Führer der Gefallenen hauchte zu seiner Seite unter der Bitte um Gottes Gnade, und dem Geständnisse, daß es mir gegolten habe, seine Seele aus — auf der viele Morde lasten mochten!"

Maillard war tief bewegt.

Marie fuhr fort: „Ich begrub Denis, so gut ich es vermochte und eilte fort von dem Orte des Schreckens. Die Verzweiflung beflügelte meine planlosen Schritte. Oft verirrte ich mich. Weite Strecken mußte ich zurück, wenn der Lärmen in der Ferne, vor mir lodernde Feuer, flüchtende Männer, Weiber und Kinder das schreckliche Walten der Bauern, der Britten oder der Kameraderie bewiesen. — Der Himmel wollte, daß ich den nahen Gefahren entging — und da ich Alles überstanden wähnte — streifte kaum vor einer Stunde, wenn mich nicht Alles täuscht, Marcel an mir vorüber!"

„Marcel?"

„Auf dem Wege nach St. Denis."

„Was sagt Ihr, Fräulein —? Ha, welch ein Gedanke! Marcel sucht Navarra auf — wie die Lage der Dinge — kann es sich dort nur um das Entsetzlichste handeln! Navarra's Macht soll sich heute um St. Denis gesammelt haben. —"

„So ist's, so hörte ich überall — was meint Ihr von Marcel — ?"

„Er geht damit um, Paris zu verrathen."

„Und ich gehe damit um — das Land von ihm zu befreien!" sagte Marie.

Maillard fuhr zurück. Eine lange Pause erfolgte.

Marie nahm das eine Licht vom Tisch. „Ich bin müde, Maillard, sehr müde. Gönnt mir einige Ruhe in Euerem Hause. — Gute Nacht, Maillard!" Sie schritt langsam, wie träumend, gegen das Nebengemach.

Maillard sank auf die Kniee, lehnte, die Hände krampfhaft verschlungen, sein Haupt an einen Sessel und betete unter leisem Schluchzen: „O Gott! Ersieh dir ein anderes Werkzeug deiner Rache — als diesen, deinen reinsten — deinen schönsten Engel!"

12.

„Warum reißt und drängt Ihr so —?"

„Nur mit, folgt mir! Marie Conflans ist hier — ist in Paris!"

„Was sagt Ihr?"

„So eben erfuhr ich es! Sie ist unfern, auf dem Kirchhofe von Notre-Dame, an dem Grabe ihres Oheims!"

„Ihr träumt!"

„Nein, nein! Bruder Antoine und Maillard sind bei ihr! Sie muß sich bei diesen aufhalten!"

„Das Alles wißt Ihr schon? Und was soll ich auf dem Kirchhof?"

„Sie mit mir ungesehen verfolgen, Gewißheit über ihren Aufenthalt gewinnen — und Marcel Alles hinterbringen."

„Marcel? Warum Marcel?"

„Der Schurke ist nicht umsonst in St. Denis gewesen. Er will Paris übergeben! Und dann? Wir haben ihn schnöde behandelt. Er wird uns dafür hinschlachten lassen, wenn wir ihn nicht durch eine gute Nachricht versöhnen!!"

„Und Ihr glaubt, das könnte ihn versöhnen? Er wird die Tochter des Marschalls hinnehmen — und uns um so mehr sterben lassen!"

„Alle Teufel; auch möglich, auch wahr! Aber was thun? Sagen wir es ihm nicht, sagt es ihm Jemand Anderer! Sie kann nicht lange unerkannt hier bleiben!"

„Was thun? Beim Henker, das ist doch klar! Wir entreißen ihm die Beute! Seid Ihr denn blind für ihre Schönheit?"

„Wetter, Ihr habt recht! Also kommt nur mit, dann in mein Haus, das Nähere zu besprechen!"

Der Schöffe Deslile zog den Schöffen Conçac mit sich fort.

Es war spät am Abend des letzten Juli 1358.

Als Conçac und Deslile den Friedhof überschauten, waren Marie, Maillard und Bruder Antoine nicht mehr zu sehen. Sie eilten zum Grab Conflans'. Es war mit frischen Blumen bestreut. Zornig nahm Conçac eine Hand voll derselben und schleuderte sie auf das Grab zurück. Dann verließ er unmuthig mit Deslile den Friedhof und Beide begaben sich in Desliles Wohnung.

Ein Plan war bald entworfen. Maillard's Haus sollte künftige Nacht erbrochen werden, scheinbare Hülfe sollte kommen, Maillard fallen und Marie unter dem Vorgeben sie retten zu wollen, entführt werden.

Niemand in Paris dachte daran, daß die Truppen Navarra's bis gegen die Thore St. Honoré und St. Antoine heranzögen, und Marcel hatte seit Längerem bestens gesorgt, daß durch Niemand, bei spätem Einlaß in die Stadt, oder durch die Thürmer von dem Kunde gegeben werde, was Außen vorgehe. Die Thore selbst hatte er nur mit entschiedenen Anhängern zu besetzen befohlen. Unbedingtes Nachkommen für diesen Befehl war gleichwohl nicht möglich. Und auch die Thürmer hatten Mittel zu Mittheilungen an die Gegner Marcels ausfindig gemacht. Marcel wähnte sich allein wissend. Er war es. Aber der mächtig drängenden Ahnung Anderer war er nicht Herr.

Maillard hatte aus Mariens Mittheilung über Marcel genug erfahren. Wie Marcel, schloß auch er sein Auge nicht. Vielmehr hatte er sich mit einer ziemlichen Zahl treuer Bürger, welche wohl bewaffnet waren, an einem sicheren Orte eingefunden. Bei ihnen war Marie Conflans, welche nicht schutzlos zu Hause bleiben konnte. Stunde um Stunde verstrich. Endlich graute der Morgen.

Plötzlich kam die Nachricht, Marcel habe sein Haus verlassen und reite früh, wie sonst nie geschehen, nach der Pforte St. Antoine. Sogleich darauf lautete eine andere Botschaft, der Thürmer von Notre-Dame und ein Zweiter anderer hätten die Nähe einer großen Heermasse angezeigt.

„Auf!" rief Maillard. „Wir befürchteten nicht zu viel!"

Alle, bis auf Etliche, welche zum Schutz Mariens blieben, schwangen sich auf die im Gehöfte stehenden Rosse.

„Seid unbesorgt, Maillard," sagte Marie, den Scheidegruß Maillards erwiedernd — „dieser Dolch rettet mich vor schmachvollem Tod, wenn Ihr unterliegt!"

Sie sank nieder zum heißen Gebet.

Maillard sprengte mit den Seinen fort. Unfern dem Thor St. Antoine ließ er einen Theil der Begleiter zurück. Auf ein Zeichen sollten sie nachkommen, sonst aber ihn gegen einen Angriff vom Rücken her decken. Mit Wenigen seiner Leute lenkte er um die Ecke und ritt langsam Marcel entgegen.

Eben war dieser daran, ziemlich eilig viele mißliebige, dienstthuende Bürger von der Wache zu weisen. Einige derselben kamen schon Maillard entgegen. Dieser erkannte sie als Anhänger des Dauphin und sagte: „Bleibt, bleibt und habt keine Furcht! Wir sind nicht allein da!" Darauf ritt er auf Marcel zu.

In des Ewigen unwiderstehlicher Hand zuckte schon der rächende Blitz, bestimmt, den Verräther zu zerschmettern.

Marcel aber ahnte seinen nahen Untergang nicht.

„Was gibt's da? Was reitet Ihr da herum?" herrschte er Maillard an.

„Das werdet Ihr schon erfahren, Herr Prevot!" antwortete Maillard, stillhaltend. „Antwortet mir Ihr zuerst! Warum vermindert Ihr so auffallend die Thorwache?"

Marcel fuhr auf. „Bei St. Denis!" rief er, „sehe ich recht, Ihr seid Maillard?"

„Ja, der bin ich!"

„Auf der Stelle zieht Euch zurück, oder die Bogenschützen sollen Euch lehren, Reißaus zu nehmen, Ihr frecher Anhänger des Dauphin!" drohte Marcel.

„Und ich," rief Maillard — nebst seinen Begleitern die Mäntel öffnend, darunter gute Bewaffnung zu sehen war, „ich sage Euch, daß Euere Schurken von Sölblingen mir keine Furcht einjagen!" Donnernd erhob sich seine Stimme nach allen Fenstern: „Auf, auf, Ihr Bürger, auf zu den Waffen! Marcel verräth Paris!"

„Spricht die Hölle aus Euch?!" raste Marcel.

Und er und die Seinen stürzten auf Maillard und seine Begleiter los, zu welchen sich auch spornstreichs die Zahl der Zurückgebliebenen, auf ein Zeichen Maillards, gesellte und am Kampfe theilnahm.

„Stirb, stirb!" schrie Marcel, in brennendem Verlangen, Maillard zum Schweigen zu bringen.

Mit einem gewaltigen Streiche verwundete er Maillards Roß. Mit einem noch mächtigeren wollte er den Tod des Reiters selbst erzielen. Schon schwang er das Schwert über Maillard, als sich dieser blitzschnell hoch emporraffte — seine Streitaxt sauste durch die Luft — und mit zerspaltenem Haupte stürzte Marcel zur Erde.

In hartnäckigem Kampfe erlagen die Anhänger Marcels. Die Bürger rannten von nah und fern her bewaffnet aus den Häusern. Jauchzen über den Tod ihres Peinigers erhob sich.

Maillard ergriff eine Fahne mit dem Wappen des Königs Jean, schwang sich auf Marcels Roß und sprengte mit den Seinen, die Fahne schwingend, zurück in die Stadt unter dem Rufe: „Montjoye Saint Denis!“ in welchen die stets wachsende Menge jauchzend einstimmte.

Ganz Paris gerieth bald aus den finsteren Träumen der Verzweiflung in das Morgenroth der Errettung. Alles jubelte und rief Maillard und dem Dauphin Heil. Der Leichnam Marcels wurde durch die Straßen geschleift, und wehe den Anhängern des Getödteten, welche der Menge begegneten. Maillard konnte nicht überall sein. Aber was möglich war, geschah, die Ausbrüche der Rache zu unterdrücken.

Schon nach ein paar Stunden sprengten Abgeordnete aus Paris, dem Dauphin Alles zu melden und ihn zu bitten, dahin zurückzukehren, um das Werk zu vollenden, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu geben und Ruhe und Vertrauen unerschütterlich zu begründen.

Nicht lange ließ der Dauphin auf sich warten.

Mit dem Ausbruch unbeschreiblichen Jubels der ungeheuchelten Liebe empfing ihn das Volk. Alle wollten ihn begrüßen, Alle ihn durch ihre Glückseligkeit veranlassen, die finsteren Bilder der Vergangenheit zu verbannen und zu vergessen, wie so Viele durch Leichtgläubigkeit zur Thatlosigkeit, zum Wankelmuthe, zur Feindseligkeit hingerissen worden seien.

Ach es bedurfte so großer Mittel nicht, das menschenfreundliche, milde Herz des Prinzen zu überwältigen, es zum Vergessen, zur Milde zu stimmen! Thränen entquollen dem Auge des Dauphin, Verzeihung entströmte seinen Lippen. Nur jene Wenigen sollten, mußten büßen, welche — was ihm näher stand, als sein eigenes Ich — das Volk in's Elend gestürzt hatten.

Der Gerichtshof von Paris sollte das Urtheil fällen.

Er that es und die Schuldigen erlitten ihre Strafe. Conçac und Deslile unter ihnen. Mit Genugthuung sah die Bevölkerung ihren Tod.

Als aber, als Gegensatz dieser Bestrafungen, die Großmuth und Gnade des Dauphin so weit ging, die Familien der Verurtheilten das nicht mitbüßen zu lassen, was ihre Häupter verschuldet hatten, als er ihnen den größten Theil ihrer Habe, welche das Gericht abgesprochen hatte, wieder gab, wurde das so reizbare, aber für Edelmuth doch so empfängliche Volk der Franzosen, in Paris und aller Orte, bis zu Thränen gerührt — und Verwünschungen und Hohn folgten Navarra, der ohne Schwertstreich von den Mauern von Paris zurückweichen mußte, von Paris, dem Ziele, nach welchem er so lange gerungen hatte.

Paris genoß bald der Ruhe. Nicht so ganz das gesammte Frankreich. Navarra ruhte nicht, im Gegentheil, er schritt zum offenen Krieg und König Jean wurde noch nicht frei. — — —

Aber der Vorhang senkt sich über das Gemälde so vieler düsteren Scenen.

Nur Eines bleibt noch zu berichten. Wie das Herz des besten aller Fürsten das, fast aufgegebene Ziel seiner heiligen Wünsche, von seinem Volke geliebt zu werden, dennoch erreicht hatte — so erreichte der edelste, treueste seiner Bürger das Ziel, an das auch nur zu denken er nie gewagt hatte.

Ja es hätte des Ritterschlages Maillards durch den Dauphin nicht bedurft, um Marien von seiner Ebenbürtigkeit zu überzeugen und sie zum Entschluß zu bringen, seinen Muth, seinen Charakter, seine Treue für den Dauphin, seine große That für's Vaterland mit ihrer Hand zu belohnen!

Der Dauphin billigte ihre Wahl. Er unterließ nicht, sie in den Besitz alles Dessen zu setzen, was ihr gehörte — und er sorgte, daß Denis von Morbec seine Ruhestätte in den Wäldern mit dem Friedhof von Notre-Dame vertauschte.

Dort schlummerte Denis von Morbec fortan neben Marschall Conflans — Beide viel und heiß beweint von Marien und ihrem treuen Gatten.

Die Finsburgfelder.

Ein Jeder, welcher mit der Geschichte und Topographie des älteren London bekannt ist, weiß, daß der nördliche Theil der Finsburgfelder, von der jetzigen Bunhill-Row nach Islington hin, einstmals in eine Anzahl von unregelmäßigen Grundstücken eingetheilt war und, von Hecken und Wällen umgeben, den berühmten Bogenschützen Londons zu Uebungsplätzen diente.

An den Gränzen dieser Felder standen mannichfaltige Scheiben, nach denen allen auf verschiedene Weise geschossen wurde; alle hatten sie ihre bestimmten Namen und Titel, die theils nach ihren Eigenschaften, theils nach dem, der sie errichtet hatte, oder nach dem Namen eines berühmten Schützen gewählt waren. Diese Namen, oft ganz eigenthümlicher Art, werden uns von alten Schriftstellern vorgeführt, wir lesen da von „Martins Affen", vom „rothen Drachen", von dem „Dieb in der Hecke" und von „des Kaufmann's Mädchen". Eine von diesen Bezeichnungen stammt sogar aus ziemlich neuer Zeit; ein Mann, Namens Pitfield, hatte nämlich 1746 eine solche alte Scheibe zerstört und wurde in Folge eines Gesetzes von 1632 angehalten, dieselbe wieder herstellen zu lassen, die dann den Namen „Pitfields Buße" empfing. Gewöhnlich wurden die Scheiben zu Finsburg von einem hohen Holzpfeiler gebildet, welcher einen bunt bemalten und vergoldeten Menschen oder ein Thier darstellte; allein es gab auch noch eine andere Art, deren einige sich bis in die heutigen Tage erhielten. Diese bestanden in einem breiten, hohen Wall von grünem Rasen, an dessen Seiten sich, flügelartig, starke Bretter herausstreckten. Dergleichen Ziele waren jedoch nur zur Uebung für unerfahrene Schützen vorhanden und keineswegs für die von Meister Schwalbe's geübter Art, dessen Pfeil ein Ziel von vierhundert Yard Entfernung erreicht haben soll.

Die Felder, wo diese Schießübungen stattfanden, waren in der Zeit der Königin Elisabeth ein Morast, von manchem Bache und Graben durchflossen, und der Boden mußte oft ausgebessert und Brücken und Stege da angelegt werden, wo die Schützen sich versammelten, um von einem Feld zum andern gelangen zu können. Man machte große Anstrengungen, die sumpfige Gegend auszufüllen und unzählige Ladungen von Schutt wurden ohne großen Erfolg aufgewendet, so daß der alte Stowe ganz ernsthaft erklärte, man könne die ganze Stadtmauer zum Trockenlegen benutzen und diese Moorfelder würden doch feucht bleiben.

Trotz aller dieser Unbequemlichkeiten waren doch die Moorfelder, selbst in alter Zeit, nicht gänzlich unbewohnt; 1498 gab es daselbst schon Gärten und Obstanpflanzungen und nahe an Chiswellstraße stand das schöne, wohnliche Schloß der Familie Fynes, von dem die Gegend den Namen erhielt. Im Moore sogar selbst lagen einige kleine Häuser zerstreut, die durch Brücken und Dämme mit einander verbunden waren und von denen eins, in der letzten Zeit der Regierung Elisabeths, den lustigen Sammelplatz und Vergnügungsort der Bogenschützen bildete; auf seinem Aushängeschilde gewahrte man einen Schützen in der prächtigsten Kleidung der damaligen Zeit abgemalt, — unter ihm las man in deutlichen Lettern: „Das ist der Bogenschütze von Lockesley" und es that dem Wirthshause durchaus keinen Abbruch, daß dieser, welcher der berühmte Robin Hood ist, beinahe dreihundert Jahre früher gelebt hatte; — denn der alte Kaspar Butts, der Wirth, führte vortreffliches Ale und einen feinen Wein, er trank und spielte mit seinen Gästen, hatte eine schöne Hebe, Fräulein Mildred Paget und, was über Alles Andere ging, er schoß trotz dem besten Schützen seinen Pfeil in's rechte Ziel. —

Es war früh am Morgen des sechszehnten Septembers 1583, die Sonnenstrahlen begannen den feuchten Nebel, der sich über dem Moore gelagert hatte, zu zertheilen, als eine Anzahl junger Männer, in der Tracht der Bogenschützen, mit verschiedenen musikalischen Instrumenten versehen, vor dem oben genannten Gasthause anlangte. Die beiden vordersten der Leute bildeten einen eigenthümlichen Contrast, indem sie so neben einander einherschritten. Der eine war eine kurze, dünne Gestalt, in einen so modischen Rock gekleidet, als ihn nur die verwegenste Phantasie eines Schneiders ausdenken kann; er trug einen dreifarbigen Bart am Kinne, wohlgeglättet und in eine zierliche Spitze auslaufend. Der Ausdruck seines Gesichtes, wenn die Schmalheit desselben je einen solchen zuließ, bestand in einem guten Theil von Selbstzufriedenheit, gepaart mit dem naiven, guten Humor, welcher über Alles zu lachen bereit ist; außerdem schien aus seinen gerötheten Wangen und funkelnden Aeuglein hervor zu gehen, daß er auf dem Wege dann und wann in seine Malvasierflasche geguckt hatte, so früh es auch noch am Tage war. Seinen Kopf bedeckte ein verwegenes, schwarzes Sammthütchen, mit einer Kette nebst Medaille und verschiedenen, lustig schwankenden Federn geziert; außer Bogen und Köcher führte er auch ein langes, spanisches Rappier, mit dem er sich aber so wenig zu bethuen wußte, daß es mehr zwischen seinen Beinen, als an seiner Seite hing. Er war augenscheinlich auf einer Expedition von größter Wichtigkeit und auch Fröhlichkeit, denn er kehrte sich oft nach seinen Gefährten um und lachte und kicherte vorzüglich seinem Nebenmann mit einem Gesichte voll überschwenglicher Glückseligkeit zu.

Der andere junge Mann war von mäßiger Höhe, gedrungenem Körperbau und zweckmäßiger, feiner Kleidung; man sah es ihm an, daß er an die feine Tracht, welche er trug, gewöhnt war. Sein Betragen, eben so lustig und aufgeräumt als das seines Gefährten, zeigte doch kein so selbstzufriedenes, einfältiges Gelächter, womit jener alle seine Reden und lebhaften Gestikulationen beschloß. Mit einem Wort, die Bewohner des „Bogenschützen von Lockesley" würden, wenn sie Beide gesehen hätten, gemeint haben, letzterer sei ein feiner Mann, ersterer ein Narr.

„Wahrhaftig, Vetter Mowbray," begann der erste von diesen Personen, „wenn Fräulein Mildred keinen Gefallen an unserer Musik findet, so wird mir's in die Nase fahren; ja wahrlich das wird's, denn die Sache kostet mich zwanzig Groot; aber ich denke doch, Vetter, das Hackebrett wird sie rühren und die Violine, die Meister Strum so lieblich zu spielen versteht und noch dazu Eure ausgezeichneten, klugen Verse, — nein, sie kann gar nicht anders, sie muß entzückt sein!"

„Ohne Zweifel, Herr Bridbolt," erwiederte Mowbray, „Ihr wißt, daß Orpheus Felsen durch seine Musik bewegte, nur zu — Ihr werdet das Herz dieser Niobe von Finsburg erweichen und wäre es so hart wie Londoner Gestein."

„Aber seht, da sind wir nun," sagte Bridbolt, mit bebendem Herzen, „da sind wir; Ihr habt in meine Anrede recht wundersame, fremde Wörter gebracht, Vetter, aber das ist recht, denn das haben die Frauenzimmer gerne, ja, ja, so etwas hören sie gern. Ich habe auch allerlei schöne Gedanken im Kopfe, aber wenn mich Fräulein Mildred ansieht, so kann ich kein Sterbenswörtchen vorbringen, da ist mein Gedächtniß wie das eines Sperlings und ich bin dann stumm wie ein Fisch."

„Aber, Herr Bridbolt," unterbrach ihn einer seiner Begleiter, „wenn Ihr mit Fräulein Mildred redet, so solltet Ihr mit dem Feuer eines Liebhabers um sie werben, Eure Beständigkeit und Treue, sowie ihre Schönheit beschwören; bei Gott, ein so feiner Mann wie ihr, sollte nie neben einem Mädchen in Verlegenheit gerathen."

„Da sprecht Ihr ganz recht, Meister Haberject, ich bin ein feiner Mann und ich kann mein Rappier so zierlich wie irgend Einer tragen, aber Fräulein Mildred hat gar kein Auge d'rauf, oder lacht höchstens, wenn ich es ihr bemerklich mache. Aber ich hoffe zum heiligen Michael, daß unsere Musik durchdringen wird, denn die Verse sind ganz bewund'rungswürdig reichhaltig und schmelzend. Mein Vetter Mowbrey hat sie gemacht, denn der war einmal Page beim Lord Leicester, er ist viel am Hofe gewesen und" —

„Pst!" rief Meister Strum, der Violinspieler, „hier sind wir unter der Mamsell ihrem Fenster; nun, meine Jungens, spielt tapfer d'rauf los mit Laute, Guitarre und Hackebrett!"

Wach' auf du holde Schöne
Zart Allerliebste mein,
Ich hör' ein süß Getöne
Von kleinen Waldvögelein;
Ich hör' sie lieblich singen
Und seh' des frühen Tages Schein
Vom Orient her bringen;
Der Himmel thut sich färben
Aus weißer Farb' in blau,
Die Wolken thun sich färben
Aus schwarzer Farb' in grau,
Das Frühroth kommt geschlichen,
Wach' auf, mein Lieb' und mach' dich frei
Die Nacht ist rings entwichen!

„Tretet nahe an die Mauer, meine Freunde, ganz nahe," rief Bridbolt, „ich höre sie kommen um das Fenster zu öffnen und da soll sie bloß mich ganz allein sehen, Ihr wißt schon, und da will ich ihr die ausgezeichnet witzreiche Anrede halten, welche man mir aufgeschrieben hat."

„Thut das und fangt bald an," sprach Mowbray, „denn ich höre ein Geräusch in der Schlafkammer, Ihr müßt das Eisen schmieden so lang es warm ist."

Bridbolt antwortete nicht, warf seinen Kopf in die Höhe, stellte sich in eine höchst gezwungene Position, streckte seine beiden Arme von sich und begann folgende überladene Rede, so gut als es seine Redefertigkeit erlaubte:

„Muster unvergleichlicher Vollkommenheit! hält Dich das Ruhebett noch immer gefesselt, o du Blume der Finsburger Jungfrauenschaft! während der goldlockige Gott sein lichtes Gespann angeschirrt hat und lustig auf den purpurgefärbten Wolken seinen Wagen von geschmolzenem Golde dahin treibt! Komm hervor, du Spiegel aller Mädchen! Komm hervor, du meine Sonne und sprich mit dem Glühenden, der Dich hier unten erwartet!" —

„Bei den Gebeinen des heiligen Becket, ich glaube der Bursche ist verrückt!" rief die lustige Stimme des Wirthes dazwischen, der sein breites Gesicht jetzt aus demselben Fenster steckte, nach welchem Bridbolt mit offenem Munde und einer erstaunlich dummen Miene hinauf sah.

„Was tausend, Herr Bridbolt, seid Ihr es, der unter meinem Fenster herum lamentirt, um meinem Mädel den Kopf zu verdrehen? Wartet ein Weilchen, Mann, bis ich Hosen und Rock angezogen habe, sodann wollen wir einen Frühtrunk Kanariensekt mit einander thun, der Eure Augen funkeln machen soll wie die Harry's, des Gefängnißwärters im Tower."

„Das ist Alles ganz schön, Herr Butts! ganz schön, aber ich kam wegen einer ganz anderen Sache hierher, meiner Sir ich wollte Fräulein Mildred mit einer schönen Morgenmusik überraschen; ich bitt' Euch, wenn Ihr mich lieb habt, so ruft sie an's Fenster, dann wollen wir noch einmal anfangen."

„Das wird schwer halten, Herr Bridbolt; sie will durchaus nur von einem schmucken Hofpagen oder so etwas hofirt sein, das stolze Ding, Ihr seid ihr zu — ah, bah, was da, laßt sie laufen!" —

„Nein, das kann auf keinen Fall geschehen, mein lieber Wirth," sagte Bridbolt, „bin ich nicht auf eine so noble Weise angethan, als es ihr Herz nur immer wünschen kann, so daß kein Mensch ahnt, daß ich früher Mäkler an der königlichen Börse war? Ich spreche auch ganz so wie die Leute am Hof und habe diese Musik ihr zu Liebe ganz auf meine eigenen Kosten und Ungelegenheiten bestritten, um ihr einen Spaß zu machen."

„Damit lockt Ihr keinen Hund hinter dem Ofen vor; aber was thut das, es gibt bessere Dinge zu thun, als einem eigensinnigen Mädchen nach zu laufen. — Ich besinne mich eben, wir werden bald das ganze Haus voll Bogenschützen haben, die sich für das große Schießen zu morgen einüben wollen. Der Herzog von Shoreditch und seine brave Truppe wollen es morgen hier abhalten."

Mit diesen Worten vollendete der Wirth seine Toilette, verließ das Fenster und kam alsbald mit einem großen Zinnkruge in der Hand aus dem Hause. Als er die übrigen Männer erblickte, grüßte er sie freundlich und schüttelte Jedem vertraulich die Hand. „Ha, was seh' ich, Meister Haberject, mein alter Tuchweber wie lebt und webt ihr? Meister Strum, ausgezeichneter Musikus, seid Ihr auch da? Meister Mullet von Paulswerft und Gevatter Oldfisch von Leadenhall! Ihr seid brave Jungens und vortreffliche Schützen. He, Holla, Kellner, hierher! Ale und Kanariensekt für meine lieben Gäste! Aber da ist noch ein anderer feiner Herr," sprach der Wirth sich nach Mowbray umsehend, „den ich nicht kenne."

„Ach, mein guter Butts, das ist mein Vetter Mowbray; er schrieb mir das nette, kleine Gedicht, welches wir vorhin sangen; er wollte eigentlich heraus gehen um seinen Bogen zu probiren, aber ich überredete ihn, die Laute zu nehmen und mir bei der Morgenmusik zu helfen."

„Ihr seid ein Schalk!" antwortete der Wirth, „Ihr laßt einen Andern für Euch schießen und wollt den Gewinn doch selbst haben; aber Ihr seid mir Alle recht schön willkommen; wir werden heut einen lauten, fröhlichen Tag erleben; seht Ihr, dort kommen die schmucken Schützen anmarschirt."

Die verschiedenen Truppen der Bogenschützen, welche das berühmte Schießen vom 17. September veranstalteten und sich jetzt auf den Moorfeldern versammelten, waren in jene prächtigen Uniformen gekleidet, die sie unter der Königin Elisabeth so vortheilhaft auszeichneten. Mit ihnen langten an: Barlow, Herzog von Shoredith; der Graf von Pankras; Covell von Clerkenwell und eine Menge anderer berühmter Scheibenschützen, deren eigenthümliche Namen heutigen Tages zum größten Theil verschollen sind. Da gab es solch ein Glitzern von grünem Sammt und Seide, da sah man so schön gewebte oder gestickte Auszeichnungen der Anführer, solch prächtig polirte Holzschilde mit hellstrahlenden Wappenbildern, so viel geschnitzte Köcher mit bunten Pfeilen und eine Melodie auf so rein gestimmten Hörnern ertönte dazwischen, daß das Entzücken der Zuschauer eine unglaubliche Höhe erreichte. Mancher vortreffliche Schuß wurde an dem Tage, von welchem wir sprechen, gethan, selbst Robin Hood dürfte sich nicht geschämt haben mitten unter den Schießenden zu sein; doch Keiner erhielt ein so vollständiges Lob als Mowbray, der viele Male mitten in's Ziel traf und dessen Pfeil zweimal von dem heftigen Anprall in Stücke splitterte.

„Nun, auf mein Wort," sagte der Wirth, als er die Gesundheit dieses vorzüglichen Schützen trank, „die Moorfelder von Finsburg sind so lange als Altengland besteht, nicht so wie heute geehrt worden!"

„Nicht doch, Herr Wirth," entgegnete Mowbray, denn in denselben liegt das Herz eines der letzten und tapfersten Ritter begraben, die einstmals nach Paläſtina auszogen; er wurde mit einer so warmen und heiligen Zuneigung beklagt, wie sie die Welt wohl kaum zum zweiten Male aufweisen kann."

„Nun, das ist doch komisch," sagte Pfeifenthon, der Töpfer von Moorgate, „ich bin als Junge und als Mann in den vierzig Jahren, die ich lebe, manches Mal hier heraus gekommen und habe doch niemals etwas von der Geschichte gehört."

„Dann werdet Ihr gewiß die St. Agnesquelle kennen," fuhr Mowbray fort, „welche dort ostwärts in den Feldern entspringt."

„Ach, wem sollte die nicht bekannt sein?" unterbrach ihn der Wirth, „ich besinne mich, daß in den Zeiten der Königin Maria ein Priester oft dorthin ging, er sagte, das Wasser sei wunderthätig, aber ich trinke nie Wasser, so lange es noch Sekt und Ale auf dieser Welt gibt."

„Nun wahrlich, Vetter Mowbray," rief Bridbolt, der jetzt nachdrücklich von allen übrigen Gästen unterstützt wurde, „wenn es Dir gefällt, so erzähle uns die Sache, denn die Meisten von uns werden noch nicht damit bekannt sein."

„Ich stehe Euch gern zu Diensten," erwiederte Mowbray, „schenkt mir ein aufmerksames Gehör und ich will Euch mittheilen was ich weiß."

„„Englische Chroniken berichten uns, daß nach dem Tode des Richard Löwenherz seine nächsten Nachfolger wohl das Kreuz nahmen, als ob sie zum Kampf mit den Ungläubigen in's heilige Land ziehen wollten, daß sie jedoch niemals den Muth oder das Glück hatten, dahin zu gelangen. Alle die folgenden Kreuzzüge wurden, mit Ausnahme eines, von den französischen Königen unternommen, denn nur im Jahre 1240 führte Richard, Graf von Cornwall, Bruder Heinrichs des Dritten, eine Schaar von Rittern zum siebenten Kreuzzuge an. Diesem hatte sich einer der Bravsten damaliger Zeit, Johann de Fynes angeschlossen, der beständig auf der Seite seines Königs Johann geblieben war, als Anarchie und Unzufriedenheit diesen bedrohten; er war ein Krieger von so allbekannter Vortrefflichkeit, daß die aufständischen Barone sich viel Mühe gaben, ihn auf ihre Seite zu bringen; sie verschonten indeß sein Schloß, welches mitten in diesen Moorfeldern stand und den Eroberern nur geringe Beute versprach. Auch unter Heinrich dem Dritten dauerten die Unruhen fort, aber auch unter diesem Regenten bewies der Ritter seinem Könige unerschütterliche Treue. Damals war Finsbury ein endloser Morast, der im Winter eine einzige Eisfläche bildete. Nach Islington hin erhob sich der Boden und Waldungen begannen hier sich auszubehnen, zu denen man auf einem Damme durch den Morast hinüber gelangen konnte. Dieser Damm führte von einem kleinen, bethürmten Gebäude, auf etwas erhabenem Boden, mit Festungswerken versehen, in die Wälder hinein. Das Schloß trug äußerlich den Charakter römischen Ursprungs an sich und soll unter der Herrschaft Cäsar's in Brittannien errichtet worden sein. Ueber dem Hauptthore erblickte man die roh in Stein gehauene Figur eines aufgerichteten Löwen, an dessen Rachen die Schrift: „Feind im Feld" in sächsischen Charakteren zu lesen war. Dieß war das Wappenschild und Motto der alten Familie de Fynes, die von den Ufern der Elbe unter Hengist und Horsa im fünften Jahrhundert nach England gekommen war.

Hier wohnte John de Fynes, ein vollendeter englischer Krieger und einstiger Begleiter Heinrichs des Ersten auf seinen Kreuzzügen; immer noch war er von dem heißen Wunsche erfüllt, den Tod auf den Schlachtfeldern von Palästina zu finden. Seine Gemahlin Isabella war seit einer Reihe von Jahren todt, er aber so fern dem rohen Geiste seines Zeitalters, daß er nie daran dachte, seine Zuneigung einer andern Dame zuzuwenden; er blieb ein Wittwer, umgeben von seinen beiden schönen Töchtern Agnes und Maria, die in ein Alter eintraten, wo das Herz mehr Befriedigung in einer andern, als der kindlichen Liebe findet. Ihr Vater hatte beschlossen in England zu bleiben, bis er sie Beide ehrenwerthen Gatten zugeführt hatte, trotzdem daß alle seine Gedanken und Wünsche ihren Mittelpunkt in Jerusalem fanden. Er ließ ihnen die beste Erziehung, deren das Jahrhundert fähig war, zu Theil werden und genoß die Genugthuung, daß Beide seine eigene Charakterfestigkeit und Hochherzigkeit mit den sanfteren Tugenden seiner dahingeschiedenen Gemahlin in sich vereinigten.

So waren die Insassen des Schlosses beschaffen, zu denen eines Morgens ein Berittener in großer Eile heran ritt; als er näher kam bemerkte man, daß es Sir Johns erster Lehnsmann, Oliver Vauntbras war, um den sich im Burghof alsbald alle Bedienten sammelten, damit sie Neuigkeiten vom Hofe vernähmen, den dieser verlassen hatte. „Nun, Freund Oliver," begannen verschiedene Stimmen auf einmal, „was gibt's Neues? wie geht's in der Welt zu? wie geht's am Hofe? wie benimmt sich König Heinrich gegen die Barone? hörtest Du etwas vom heiligen Vater in Rom? wer wird Erzbischof von Canterbury werden? und" —

„Der Teufel meinetwegen!" versetzte Oliver, sich frei machend und einige Püffe mit seiner bepanzerten Hand austheilend — „hier ist ja ein Lärm als ob der Satan in Euch gefahren wäre! was geht es Euch an wie es mit dem Könige und dem Hofe steht? Aber hört, Ihr Burschen, folgendermaßen steht's mit der Welt: Könige brauchen Gold, Edelleute brauchen Macht, der Pabst braucht Beides und der Teufel Alles. Nun hört mit Eurem Geschwätz auf und sagt Sir John, daß ich sogleich mit ihm sprechen müsse, denn ich habe wichtige Neuigkeiten für ihn aber nicht für Euch."

Als der Ritter Vauntbras vor seinem Lehnsherrn erschien, fand er diesen auf einem mächtigen, schön geschnitzten Eichenstuhle in einem Fensterbogen der großen Halle sitzend. Er fütterte seinen Lieblingsfalken, während seine Töchter, der Sitte des Zeitalters gemäß auf gestickten Polstern neben ihm ruhten; bei ihnen stand eine Harfe, da Maria, die ältere Tochter, ein ganz besonderes Talent für Musik hatte und ihren Vater oft mit jenen geheiligten Hymnen der römischen Kirche erfreuen mußte, die einen so mächtigen Zauber auf das fromme Gemüth ausüben.

„Nun, Oliver!" begann der Ritter, „was sagt der König?"

„Er entbietet Euch seinen Gruß und will über Euren Vorschlag nachdenken; eine weitere Antwort gab er mir nicht, da er jetzt um Hilfsmittel verlegen ist und außerdem durch den Streit zwischen unsern Bischöfen und den italienischen Priestern, welche Gold für den Pabst und Pfründen für sich zu holen gekommen sind, bedrängt wird."

„Ach, mein armer Herr!" seufzte Sir John, „Du bist immer in Streitigkeiten des Vaterlandes verwickelt und es ist Dir nie möglich, Feuer und Schwert an der Spitze eines Kreuzheeres nach Palästina zu tragen; und was sonst weiter?"

„In der Kürze das, mein Herr, daß der tapfere Richard, Graf von Cornwallis, sehr bekümmert über den Tod seiner

Gattin, ein Gelübde gethan hat, Krieger aufzurufen, um mit ihnen in's gelobte Land zu ziehen. Er läßt auch Euch grüßen und auffordern, mit Euren Reisigen in Dover am St. Michaelsfest zu ihm zu stoßen, um am Kreuzzuge Theil zu nehmen."

„Das will ich wahrhaftig auch," rief Sir John, über dessen Gesicht sich eine krieg'rische Begeisterung verbreitete; „bei der Seele meines Vaters!" fuhr er fort, indem er den Falken von seiner Hand auf die Stange setzte, „das sind die besten Neuigkeiten, die ich seit zehn Jahren vernommen habe. Wißt Ihr, wer sonst noch mit ihm zieht?"

„Die tapfersten Barone," entgegnete Oliver, „hauptsächlich aber William Marshal, Graf von Pembroke und William Longsword, Graf von Salisbury."

„Das ist schön," sagte der Ritter, „tapferere Anführer und rechtlichere Barone gibt's nicht; und wo hält sich der königliche Richard auf bis er sich einschifft?"

„In seinem Schloß Berkhamstead in Hertfordshire, wohin er mich Eure Antwort zu bringen bat, wenn ich Euch diesen Ring hier überliefert und Euer altes Feldgeschrei „Feind im Feind" zugerufen hätte."

„Und wenn ich diesem Rufe nicht folgte, so müßte meine Hand so kraftlos und mein Herz so kalt sein, als das Grab sie nur immer machen kann!" rief der Ritter aus, „beeile Dich, Oliver, sage dem Grafen von Cornwallis, ich würde nicht fehlen. Wenn Gott uns beisteht, so sollen unsere Banner siegreich durch die Lüfte des gelobten Landes wehen, wo nicht, so mögen uns're Gebeine in seinem Sande bleichen. Der schwarze Löwe der Fynes zeigt sich wieder im Felde; hier ist mein Ring, fort Oliver, fort!" —

Man wird leicht errathen, mit welchen Gefühlen diese Botschaft, welche dem Ritter so erfreulich war, von seinen beiden Töchtern aufgenommen wurde. Sie blickten sich Beide an und Thränen füllten ihre Augen, da sie jetzt plötzlich ihres einzigen Freundes und Beschützers beraubt werden sollten. Kaum hatte Oliver die Halle verlassen, so überließen sie sich ganz ihrem heftigen Gefühle und warfen sich laut schluchzend in ihres Vaters Arme. „Wie, Ihr Mädchen?" rief der Ritter in einem scherzenden Tone aus, „ist dieß ein Betragen für die Töchter eines alten Kreuzfahrers; jammert Ihr, wenn es Krieg gegen die Ungläubigen gibt? Ich hätte zwar gewünscht," fuhr er in einem sanfteren Tone fort, „Euch angemessen verheirathet zu sehen, dann brauchte ich nicht besorgt zu sein, heute oder morgen meine alten Beine in's Grab zu legen; aber wenn ein Kreuzzug von England aufbricht, da wäre es ewige Schande für einen Ritter vom St. Johannesorden und einen Krieger, der mit Richard Löwenherz bei St. Jean d'Acre focht, daheim zu sitzen, wie ein Falke in seinem Käfig."

„Der Wille Gottes geschehe!" sprach Agnes, „es ist seine Sache, für die ihr kämpft, mein Vater, aber" —

„Aber was, meine furchtsame, kleine Agnes — hast Du nicht in Deinem Meßbuch gesehen, wie der kleine David den Riesen erschlug, trotz seiner Größe und Stärke? Hat nicht der Vater Bonifacius uns so oft gesagt, wir möchten die Waffen Gottes ergreifen, was so viel heißt als einen Kreuzzug zu unternehmen? Trocknet Eure Thränen, Kinder, ich werde zu Euch zurück kehren mit einem reichen Gemahl für jede von Euch Beiden, aus dem Heere der Kreuzfahrer, — nicht mit einem, der die Waffen gegen seinen König ergreift, sondern mit einem von hoher Tapferkeit, dessen Bild nach seinem Tode mit kreuzweis gelegten Beinen über seinem Grabe zu sehen ist."

„Sei es denn so, mein Vater," rief Maria mit einer feierlichen Stimme, „möge Gott, dessen Sache Ihr zu vertheidigen geht, mich vergessen, wenn ich, ehe Ihr zurück kehrt, heirathe, oder mich irgend einem Manne verlobe!"

„Sagst Du so, meine Tochter? und wohin willst Du denn während meiner Abwesenheit Dich wenden? England ist ein zu wildes Land für zwei verlassene Mädchen."

„Ich will mich in das Kloster, welches an die Moorfelder gränzt, aufnehmen lassen und dort bleiben, bis mich Euere Zurückkunft von meinem Gelübde erlöst."

„Und ich," rief Agnes, „ich will im Schlosse bleiben und das Zimmer, in dem meine Mutter starb, zu meiner Zelle machen; bis ich Euch wieder sehe, will ich der Welt fremd bleiben und wollte man mich auch zur Königin von England machen."

„Gut, aber wißt Ihr auch, meine lieben Kinder, daß es eine ganz andere Sache ist, nach Palästina als nach der Normandie zu reisen? eine Schlacht im heiligen Lande ist zehnmal hitziger als eine gegen christliche Ritter. Bedenkt das, meine Kinder, es mag eine geraume Zeit vergehen, ehe ich zurückkehre und Euere Jugend wird im Fluge der Zeit dahin schwinden, wie es mir mit der meinigen gegangen ist."

„Seien es Jahre oder Tage, mein Vater," sprach Maria im Tone aufgeregter Gefühle, „bis zu Eurer Zurückkunft wähle ich den Schleier; und weil Euere Reise voll Gefahren ist, will ich für Euch und alle Kreuzfahrer ein steinernes Kreuz im Kloster aufrichten lassen und dort jeden Morgen und jede Mitternacht von Gott Euere Zurückkunft erflehen."

„Gott segne Dich, meine Tochter!"

„Und nun, Vater, hört auch mein Gelübde an," sprach Agnes. „Eine kleine Strecke östlich von hier entströmt eine krystallhelle Quelle dem Boden, welche unaufhörlich fließt; weil dort die schönsten Rosen ohne Pflege gedeihen, führt die Quelle den Namen St. Agnes le Claire und das Wasser hat eine wunderſam heilende Kraft. Ich will die Quelle in Stein fassen lassen und darüber ein Kruzifix errichten, damit die Siechen, welche die Quelle trinken, sich stets erinnern mögen, wem sie die heilende Kraft verdanken. Hier will ich den Himmel um Euere Wiederkehr bitten und der Welt fern bleiben."

„Wenn es Gottes Wille ist," rief der Ritter, „so werde ich zu Euch zurück kehren, ja, verlaßt Euch darauf, wir sehen uns wieder. Was würdet Ihr sagen, wenn Ihr mich einst plötzlich um Mitternacht, bei Eueren Gebeten zurück kommen sähet? unvorhergesehenere Dinge als dieß haben sich ereignet."

„Kehre nur wieder, theurer Vater, sei es des Morgens oder um Mitternacht!"

So schloß diese Unterredung, welche die Tiefe der Gefühle mächtiger aufgeregt hatte, als man voraus sehen konnte; der Ritter verließ seine Töchter, tiefer erschüttert, als er je zu sein pflegte und gab Befehle für die Abreise, die in wenigen Tagen erfolgte. Die Kleidung, welche der Ritter Fynes am

Abschiedsmorgen trug, war die des berühmten Johanniter=ordens. Ein undurchdringlicher Kettenpanzer hing in schweren Falten um Brust und Arme, von dunkler, eisengrauer Farbe, welche nur an denjenigen Stellen hell glänzte, wo man eine starke Friktion angewendet hatte. Ein gleiches Eisengewand bedeckte seine Schenkel; aber das auszeichnendste seiner Rüstung war der weite purpurfarbene Kriegsmantel, der mit dem achtfachen weißen Kreuze auf der linken Brust, ihn als Johanniter=ritter kenntlich machte. So gewappnet trat der alte Ritter mit gedankenvoller Miene aus dem Portal, bestieg sein Schlachtroß, welches, des Ritters beträchtliches Gewicht auf seinem Rücken fühlend, sich bäumte und seine Freude auszudrücken schien, daß es einen so tapfern Streiter trage. Eine Thräne rann dem Ritter John über seine männlichen Züge, als er den letzten Blick seinen erbleichenden Töchtern zuwarf; darauf, sein Roß wendend, gab er seinem Gefolge das Zeichen zum Aufsitzen; schnell waren Alle in Bewegung und in kurzer Zeit hatten sie die Moorgegend des Schlosses und die Thürme Londons weit hinter sich im Rücken.

Es wird von denen, die sich damit abgegeben haben die einzelnen Fragmente dieser Legende zu sammeln, erzählt, daß als Agnes und Maria ihr einsames Leben in der oben beschriebenen Weise führten, oft die jungen Mädchen aus London zu ihnen heraus kamen, um sie zur Welt und deren Vergnügungen zurück zu rufen, vorzugsweise aber um sie zum Heirathen zu bewegen. Doch ihre Bemühungen blieben vergeblich, selbst dann, als der Herzog von Cornwall und die Reste seines Heeres ohne den Ritter zurück gekehrt waren. Es wurde von den Zurückkehrenden behauptet, daß John de Fynes nicht bei Gaza gefallen und auch nicht an der Pest gestorben sei, da er lange schon vermißt wurde ehe sie ausbrach. Alle Vermuthungen, die man über ihn anstellte, liefen darauf hinaus, daß er entweder Gefangener der Ungläubigen sei, oder sich an die französischen Kreuzfahrer angeschlossen habe, welche noch in Palästina kämpften. —

Jahre rollten dahin, keine Nachrichten liefen ein; die einst unübertreffliche Schönheit der Töchter wandelte sich in ein frühzeitiges Bleichen und Altern um, hervorgerufen durch ihre Sorgen, ihr einsames Leben und durch die Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihre strengen Gelübde erfüllten. Endlich als alle Hoffnungen vernichtet schienen, befand sich Agnes in einer mondhellen Mitternacht, in Erfüllung ihrer Pflichten an der Quelle; ihre Gedanken waren mit ihrem Vater beschäftigt und sie erinnerte sich lebhaft seines Versprechens, zurück zu kehren, vielleicht wenn sie mitternächtige Gebete zum Himmel sende; da vernahm sie plötzlich einen leisen, aber tief gezogenen Seufzer und sich empor richtend, erblickte sie an der Seite der Quelle, in einen rothen Mantel gehüllt, mit dem achtfachen weißen Kreuze geschmückt, einen Fremden; der Mondstrahl brachte ihr seine gealterten Formen in's Helle und sie bemerkte, daß er unter dem Mantel in Eisen gewappnet war.

„Heilige Jungfrau!" rief Agnes erschreckt aus, „im Namen Gottes, wer bist Du?"

„So hast Du mich denn vergessen, Agnes?" sagte die Gestalt, indem sie ihr Gesicht dem erstaunten Mädchen zuwendete, in welchem diese die entstellten Züge ihres Vaters erkannte. „Sagte ich Dir nicht, ich würde zurück kommen, sieh, da bin ich, der Himmel hat meine Bitte erhört."

„Willkommen, mein Vater!" rief Agnes mit Entzücken aus und wollte sich an seine Brust werfen, als er eine abwehrende Bewegung machte, „nicht jetzt, mein Kind! wir werden uns später begrüßen, aber noch sind meine Hände zu kalt, um die Deinigen zu berühren."

„Ach, mein Vater!" rief Agnes aus, indem sie besorgt sein bleiches Gesicht und seine silberweißen Haare betrachtete, „Du bist nicht mehr der stolze Krieger, der Du warst als Du England verließest."

„Ja, Agnes, die Nacht des türkischen Gefängnisses, in dem ich mich befand, veränderte den stolzen Glanz des Helden eben so sehr, als das Grab; aber ich habe nun Ruhe! Ich bin weit her gekommen, um Dich noch einmal zu sehen, auch Du bist bleich und alt geworden — aber ich darf nicht länger bei Dir bleiben, doch mein Herz soll ewig bei Euch sein!" Er beugte sich vorwärts indem er sprach und streckte seine Hände aus, um sie zu segnen; Agnes sank auf die Kniee, von Grauen überwältigt. Ein geheimer Zauber schien sie eine Zeit lang in diese Stellung zu fesseln und als sie den Muth hatte, sich zu erheben, so war sie allein!

Der Ueberrest der Nacht verging Agnes unter ängstlichem Sinnen; kaum war aber der Morgen angebrochen, so verließ sie das Schloß, um im Kloster, dessen Aebtissin Maria geworden war, diese aufzusuchen. Als sie an die Pforte und das Kreuz gelangte, ward sie ihrer Schwester ansichtig, die augenscheinlich ihr etwas Wichtiges mitzutheilen hatte, „Schwester Agnes, ich bin auf dem Wege zu Dir wegen unseres Vaters, den ich diese Nacht neben diesem Kreuze sitzen sah."

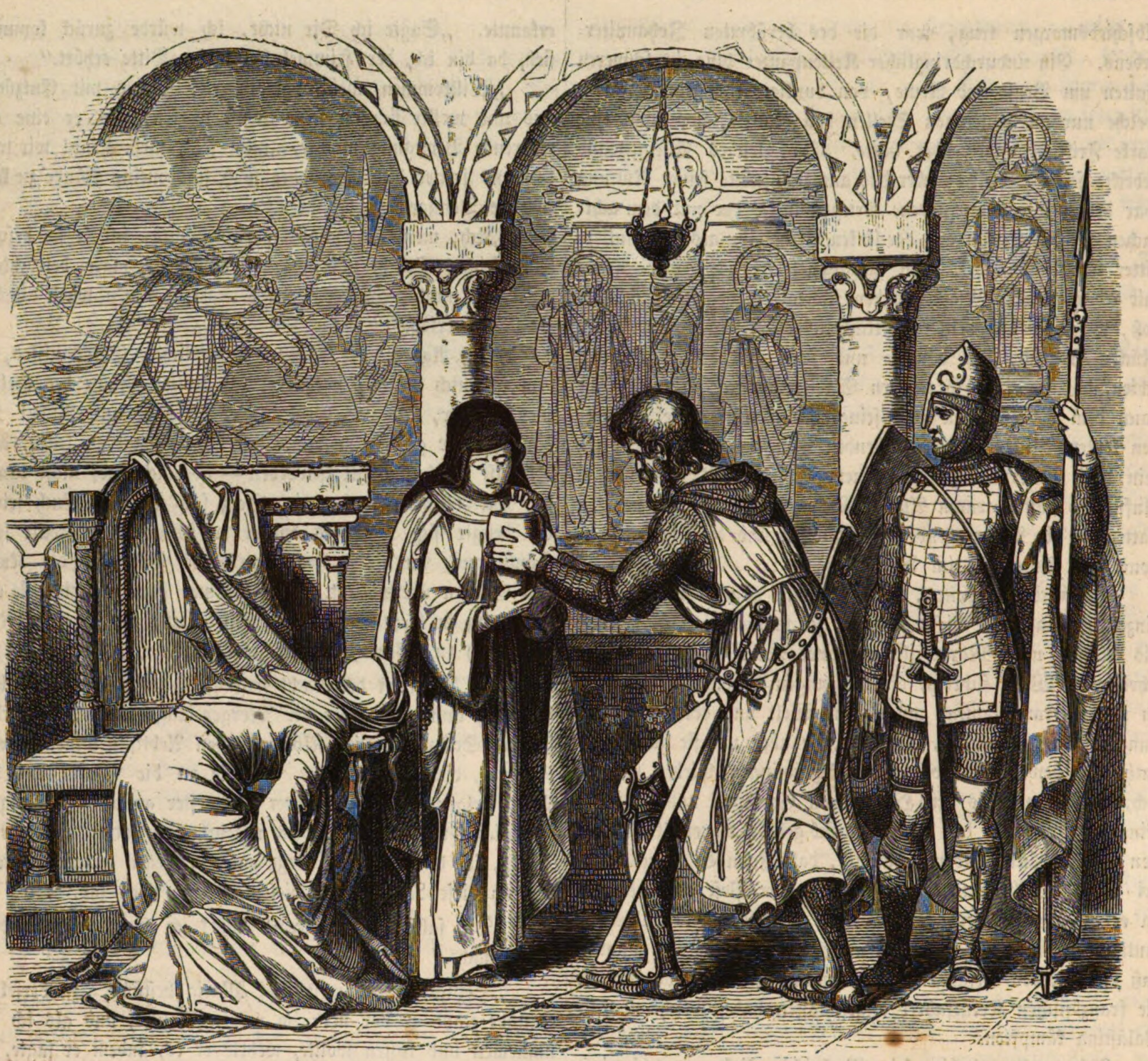
„Du sahst ihn, Maria? wie? er war bei mir diese Mitternacht."

„Heilige St. Anna!" rief Maria bestürzt, „zu derselben Stunde stand er vor **mir** im rothen Mantel, und als ich ihn umarmen und küssen wollte, wehrte er es, indem er sagte, die Kälte seiner Hände würden mein Blut gerinnen machen, aber sein Herz solle ewig bei uns sein."

Die beiden Schwestern hatten das Schloß erreicht und als sie eintraten, vernahm Agnes, daß ein fremder Ritter aus Palästina mit ihr zu reden wünsche. Mit zitternden Herzen warteten die Schwestern in der Halle, welche ein alter Mann betrat, dessen Kleidung nur noch die Spuren ritterlicher Tracht erkennen ließ, und der unter seinem dunklen Mantel Etwas zu verbergen schien.

„Ihr kommt aus dem gelobten Lande, Freund?" begann Agnes, zu ihm gewendet; „Alle, die von dorther kommen, müssen uns willkommen sein; wenn Ihr irgend etwas bedürft, was Euch dieses arme Haus bieten kann, so steht es Euch mit Freuden zu Gebote."

„Edle Damen!" erwiderte der Fremdling, „ich bin erst vor Kurzem dem Gefängniß in Gaza entschlüpft, wohin mich die Ungläubigen eingekerkert hatten; mit mir litt dasselbe Schicksal ein andrer tapfrer Kreuzfahrer, der in seinen Ketten starb; aber ehe er vollendete, mußte ich schwören, ihm das Herz auszuschneiden und nach meiner Befreiung dasselbe nach England



bringen zu wollen, damit es im Boden seines Vaterlandes in den Moorfeldern bei London begraben werden könne."

„Und," frug Maria ängstlich, „des Ritters Name war" —

„John de Fynes," entgegnete der Fremde; „hier ist das Gefäß," fuhr er fort, indem er aus seinem Mantel eine Urne hervorzog. „„Mein Herz möge für ewig bei meinen Kindern sein!"" sprach er sterbend."

So wies sich also der geheimnißvolle Besuch der vergangenen Nacht als der Geist des braven Kreuzfahrers aus; Agnes und Maria weinten laut und bitterlich bei dem Anblick der Ueberreste ihres Vaters und beerdigten dieselben sodann in diesen Feldern, welche von diesem Ereignisse den Namen Fynes-bury, Fynes' Grab, empfingen.

Besser die Ohren als der Kopf.

Im Dorf wurde Mannschaft ausgehoben. In Rußland wird bekanntlich ein solches Geschäft ganz anders betrieben als bei uns. Wenn der Czar Soldaten braucht, so sagt er's ganz einfach dem Edelmann, und der Edelmann fängt ihm aus der zweibeinigen Heerde so und so viel Stück heraus. So geschah es auch dießmal, und unter den wider ihren Willen Erkorenen befand sich Iwan Petrowitsch, ein schlankes hübsches Bürschlein. Von allen Seelen, welche dem gnädigen Herrn verschrieben waren, fühlte wohl keine weniger Beruf zur Heldenlaufbahn im grauen Kittel, als eben die Seele, deren Hülle Iwan getauft worden, und welche zu selbiger Frist just in Bräutigamshosen umherlief. Doch das war ja grade das Unglück. Der gestrenge Herr Verwalter hatte einen andern Freier für die Lituschka in der Tasche, und da nun der Edelmann, ohne den Verwalter zu fragen, die Heirathserlaubniß einmal ertheilt hatte, so blieb nichts übrig, als den Bräutigam „abzustellen"; denn zurückgenommen durfte das Wort des Herrn nicht werden. Das könnte dem Ansehen der Herrschaft Eintrag thun, meinte die Kammerzofe, des Verwalters hohe Gönnerin. Lituschka hatte gut jammern; ohne Gnade und Erbarmen wurde Iwan Petrowitsch mit den andern abgeführt, und sie sagten der süßen Heimath Lebewohl bis zu dem glücklichen Tage, wo

sie vor dem Feinde fallen würden. Das ist nämlich so zu verstehen: der russische Soldat bildet sich steif und fest ein, daß jeder, der im Kampfe sein Leben verliert, sofort zu Hause frisch und lebendig wieder auferstehe. Darum geht er auch blindlings der Gefahr entgegen und fürchtet die Kugel nicht, die ihn in ein besseres Dasein befördern soll.

In der Kreisstadt kamen die Züge aus den verschiedenen Dörfern zusammen und wurden dort für die Waffengattungen ausgelesen. Zuerst wählte der Offizier, welcher die Panzerreiter heraussuchte. Der würdigte den schmächtigen Iwan natürlich kaum eines Blickes. Zum Grenadier wurde er ebenfalls nicht genommen, auch dachte er nicht daran, unter die Musketiere zu kommen, doch da hatte er's nur halb errathen. Dem betreffenden Offizier gefiel das feine Gesicht, und er kreidete auf Iwans Rücken mit der Nummer des Regimentes die Bezeichnung „Trubasch", oder so etwas dergleichen, was auf Deutsch einen Spielmann bedeutet. Bei den Russen wird nie danach gefragt, ob einer vom Blasen, Pfeifen oder Geigen etwas versteht oder nicht; er muß es eben lernen, wie ein andrer zum Handhaben der Waffe und zu sonstigen Künsten abgerichtet wird. Sie hauen ihn so lange, bis er vermag, was von ihm begehrt wird, oder bis er darüber zu Grunde geht. Wegen der Musik bekommt der Ruff' übrigens noch die wenigsten Prügel; denn er ist ein Slawe und zum Aufspielen geboren, wie der Engländer zum Boxen, der Ungar zum Tabakrauchen, der Deutsche zum Träumen.

Fort ging's in den Krieg. Der Czar hatte damals Händel mit dem Großtürken, klopfte mit eherner Faust an die hohe Pforte und hätte sie etwa eingeschlagen, wenn der alte Metternich sich nicht in's Mittel gelegt. Die Kannengießer haben damals dieser Vermittlung allerhand Auslegungen unterschoben, aber keiner von ihnen hat das Rechte getroffen. Der weise Fürst Staatskanzler wußte so gut wie wir, daß Deutschland für seine Zukunft des Weges durch die untere Donau dringend bedarf, und daß Oesterreich sich darum mit dem Russen wegen der europäischen Türkei zu verständigen hat; aber es war ihm auch nicht unbekannt, daß nach den alten morgenländischen Weissagungen die Türken bis zum Jahr 1852 in Europa zu verbleiben haben, und Metternich war viel zu fromm, um selbst die muhammedanischen Ueberlieferungen zu Schanden werden zu lassen.

Vor Schumla gab's Püffe und Knüffe dem Tausend nach, eine gute Weile bevor es den Herren in der Wiener Staatskanzlei gelungen war, den Czar zum Aufschub bis zum Jahr der Weissagung zu bewegen. Die Russen feuerten hin, die Türken her. Reiter, Fußvolk, Stückschützen und Fuhrknechte machten einander die ärgsten Grobheiten mit Bomben, Granaten, Vollkugeln, eisernem Hagel, blauen Bohnen, Säbeln und Flintenspießen. Die Kerls schossen mit allem Vorbedacht und bösem Willen auf die Leute, weßhalb es entsetzlich viele Todte und Verwundete gab. Der Spielmann Iwan Petrowitsch fühlte sich gar nicht wohl bei dem wüsten Durcheinander, vermuthlich weil der Glaube an die Auferstehung zu neuem Erdendasein in ihm nicht recht lebendig war. Wenn es so recht krachte und knallte, kniff er die Augen ein und mag manchen falschen Ton geblasen haben, wie ihn noch kein Tonsetzer aufgeschrieben. Das Augenschließen half ihm aber grad so viel, wie es dem tappigen Vogel Strauß nützt, daß er den Kopf versteckt. Ein gewaltiger Schlag warf ihn nieder. — O weh, ich bin todt! sagte er, spürte aber doch endlich, daß er am Leben sei, und zwar mit ganz heilen Knochen. Ein Prellschuß hatte seinen Nebenmann zu Boden geschmettert, und dieser ihn umgeschmissen, wie ein Kegel den andern. Nun hätte Iwan Petrowitsch aufschnellen sollen, als ein rechter Stehauf; doch statt dessen blieb er ganz still liegen, und freute sich dieses Entschlusses, als gleich darauf ein paar Kameraden über ihn herpurzelten, alle maustodt. Wie er das merkte, rührte er sich nur um so weniger, schloß die Augen und blinzelte kaum zwischen den Wimpern durch.

Das dauerte eine geraume Weile, dann drang das Regiment vorwärts, um bald darauf zurückgeworfen zu werden. Türkisches Fußvolk nahm die Stellung, rückte in geschlossenen Massen den weichenden Russen nach, und hinter den Massen kam der „Sackmann", nämlich eine aufgelöste Bande, welche den Todten die Ohren abschnitt und ihre Taschen plünderte. Wo einer noch lebend am Boden lag, machten sie ihm vollends den Garaus; vermuthlich darum, weil ihnen verboten war, den Verwundeten die Ohren zu stutzen, und sie die Ohren doch gerne haben wollten von wegen des Trinkgeldes, welches der Padischah für jedes Paar verabreichte.



Wie der Spielmann das inne wurde, ging ihm ein Grausen auf. Sein Athem stockte, bleich wurde er wie ein frischangekreideter Riemen, — das aber war sein Glück. Es kostete ihm schier keine Mühe, sich todt zu stellen, so daß die Türken keinen Argwohn faßten, sondern ihm frischweg die Ohren nahmen und ihn weiter nicht behelligten. So hatte der arme Tropf keine Ohren mehr; doch selbiger Kummer war schon wieder ein Glück. Der Oberst, ein äußerst krittlicher Herr, wollte keinen ohrenlosen Spielmann beim Regiment dulden. Iwan Petrowitsch wurde als untauglich zum Dienst ausgereiht, und weil er die Ohren vor dem Feinde gelassen, erhielt er dazu noch den Gnadengehalt sammt einem Ehrenzeichen. Wohlgemuth kehrte er zur Heimath zurück und kam gerade noch zu rechter Zeit, um Lituschka's letzte Thränen zu trocknen, bevor sie einem andern die Mühewaltung übertragen hätte. Die Braut stutzte zwar anfangs ein wenig über den Mangel der Ohren, kam jedoch baldigst zur Ueberzeugung, daß die Ohren nicht unbedingt zum Ehestand nothwendig seien, und nebstdem durch die Schaumünze auf der Brust hinlänglich ersetzt wurden. Besagtes Ehrenzeichen lieferte nämlich den augenscheinlichen Beweis, daß Iwan Petrowitsch nicht etwa durch Henkershand verstümmelt worden, wie ein Böswilliger sonst leicht hätte sagen, ein Fremder sogar glauben können.

Der gestrenge Herr Verwalter machte gute Miene zum bösen Spiel und trank fröhlich bei der Hochzeit auf das Glück des glücklichen Paares.

Ein seltsames Turnier.

König Johann von Dänemark hatte sich die Prinzessin Christine, die älteste Tochter des Kurfürsten Ernst von Sachsen, zur Gemahlin auserSehen. Nachdem die Eheversprechung zu Stande gekommen, entschloß sich des Kurfürsten Bruder, Herzog Albert, die Braut auf der weiten Reise zu geleiten. Die Heimführung geschah mit großem Glanze. Die fürstliche Jungfrau brachte sechsundzwanzig Wägen und achthundert Pferde mit und die Hochzeit wurde mit Freuden und Kurzweil vollbracht. Als die Lustbarkeiten zu Ende waren, begab sich Herzog Albert mit seinem Gefolge auf die Rückreise und wollte bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, die hoch berühmte Stadt Lübeck zu besehen. Der erlauchte Gast wurde von dem Senat nicht allein wohl empfangen, sondern auch die Zeit seines Aufenthaltes über herrlich bewirthet. Man veranstaltete auf dem Rathhause ein großes Bankett und ließ mit Ueberfluß vortragen. Solches geschah am Tage der heiligen Ursula (21. Oktober) 1478. Der Herzog trug an der Erbietigkeit des Rathes und den zierlichen Sitten der Frauen und Jungfrauen von Lübeck „ein mächtiges Wohlgefallen", wie die Chronik sich ausdrückt, und suchte seinen freundlichen Gastgebern durch ein absonderliches Schauspiel zu entgelten. Zu diesem Zwecke besprach er sich mit einem meklenburgischen Ritter, Namens Johann Moltzan, und verließ gegen acht Uhr Abends mit diesem heimlich das Rathhaus. Bald aber kehrten Beide in vollem Harnisch zurück und ritten die hohe, nicht gar breite Steintreppe hinan. Hierauf stachen sie in dem sogenannten langen Saale bei Fackelschein gegen einander, und ward der Ritter Moltzan sammt dem Pferde vom Herzoge zur Erde gestoßen. Um das Unerhörte dieses Turnieres recht würdigen zu können, muß man wissen, daß der Saal mit glatten Marmelsteinen gepflastert war. Nach dem Stechspiele tanzten der Fürst und der Ritter im Küraß und mit aufgeschlagenen Helmen.

Geschichten aus der Heimath.

Von Fr. Hilarius.

IV.

Ein dunkles Geschick.

Nordwestlich vom Dorfe führt über die „Leiten" ein Vizinalsträßlein in das Oberland. Die Anhöhe, in die es mündet, bildet hier einen vereinzelten Kogel, auf welchem vordem der Aberglaube manchen Holzstoß angefacht haben soll. Daher hat sich auch der Name „Herenbruch" erhalten. An seine südliche Abdachung lehnt sich eine kleine Hütte, deren niedriges Legschindelbach kaum den Raum von etlichen Ruthen im Gevierte überdeckt. Es ist dieselbe Stelle, auf welcher ehedem der Sage nach das Armesünderhäuschen gestanden hat — vielleicht dasselbe Fachwerk, in welchem die Seufzer der letzten Here verhallten. — Trotz seiner Verrufenheit ist das Plätzlein wie irgend eines heimlich und lieblich. Der einzige Nußbaum weit und breit legt seine schattenden Aeste über die Hütte, eine Quelle mit Erlenbüschen umbucht und verbirgt sie vor dem Auge des Vorüberwandernden. Die Einsamkeit — der feuchte kühle Schatten gegenüber dem Sonnenbrande des Moores — die hohen Farrenkräuter am Abhange — das Geplauder des Baches — die hellgrünen Blätter des Nußbaumes — das Alles wirkte anziehend genug auf den Knaben, der ein Stücklein Poesie im Herzen mit zur Welt gebracht hatte. Dazu kam noch ein ganz besonderer Umstand. —

Das Häusel hieß: „am Dachsbau", und sein einsamer Bewohner war auch bekannter unter der Bezeichnung „Dachsbau=Lenzel", als nach seinem Vor= und Geschlechtsnamen. Nur Wenige im Dorfe außer dem Pfarrherrn wußten, daß er sich eigentlich Lorenz Höflein schrieb, und womit er und sein Junge die Langeweile auf der Einöde sich vertrieben.

Ein sonderbarer Kunde, der Dachsbau=Lenzel, mit seiner markigen, gedrungenen Gestalt, seinen strengen Zügen und dem langen, schneeweißen Hauptharre, das keineswegs nach bäuerlicher Mode zugeschnitten war. Auch in seiner Kleidung versündigte er sich gegen die übliche Landessitte, und so erregte er in einem Jeglichen, der ihn sah, das Bedenken über Stand und Alter. Nur unbestimmte Gerüchte und etwa der Klang seiner Sprache ließen entnehmen, daß er aus dem Fränkischen gebürtig. Selber äußerte sich der ernste, verschlossene Mann gegen keine Seele.

Sein Bub, der Friedl, mochte etwa in meinem Alter sein. Er war ein hübscher, zuthunlicher Junge, bei dessen Anschauen der frostige Blick des Alten jeweils aufthauete und zärtlich ward. — Beim zweiten, dritten Besuch war meine und Friedl's Freundschaft geschlossen. Ihr verdankte ich, daß uns der Alte hie und da eine vereinzelte Szene seines bewegten Jugendlebens zum Besten gab. Was ich aus seinem eigenen Munde vernommen, und was ich in späteren Jahren durch den Friedl erfuhr, finde hier eine Stelle. —

Das Menschengeschick hat seine tiefen Nachtschatten, und

der Pfad, den Einer zu wandern hat, ist zum öfteren solch ein Golgathaweg, daß ein hohes Maaß von Seelenkraft dazu gehört, um auszuharren bis zum Gipfel — bis zum ausgleichenden, versöhnenden Ausgang. Heb' ich hiemit den Schleier eines solchen dunklen Geschickes, so möcht' ich gerne eine moralische Wirkung damit nicht verfehlen. Hier erproben wir die Tragkraft des Menschenherzens, und schließen dann gerne einen Versöhnungsbund mit unsern eigenen, minder herben Erlebnissen. Hier vernehmen wir am klarsten jenes Wort des Trostes, daß zuletzt eine sühnende Gewalt alle Menschendinge lenke. —

Der Bewohner des Häuschens am Dachsbau hatte in der That seine Heimath im Frankenlande. Sein Vater war Nachrichter. Der Fluch, der auf diesem Gewerbe haftet, ruhte auch auf allen Häuptern der Familie. Das erfuhr Lorenz beim ersten Schulgange. Die Jungen rückten von der Bank ab, auf welcher des Nachrichters Bub saß. So vereinsamte er schon als Knabe, und manche warme Thräne netzte Fibel und Katechismus und fiel auf die Stelle von der christlichen Nächstenliebe. Er reifte zum Jünglinge. Die Burschen schlossen ihn aus ihrem Kreise; die Dirnen flohen ihn, als wäre er pestkrank; Schäfer und Schinder nannten ihn Kameraden. Mit der Zeit verwand Lorenz den Schmerz, und ward herzenshärtig. Der Ingrimm legte eine Salzkruste an seine Seele ab. Das vermochte ihn, die ganze Erbschaft seines Vaters, als dieser das Zeitliche gesegnete, ohne Wohlthat des Inventars zu übernehmen.

Im neunzehnten Jahre hatte er zum ersten Male einem Mordbrenner den Strick um den Hals zu legen und den Taubendruck zu geben. Er that es nicht ohne ein Gefühl befriedigter Rache für jene entsetzliche Unbill, womit ihn das Vorurtheil aus der Gesellschaft warf gleich einem Gezeichneten. Als er das „neue Paar Handschuh" anzog, das ihm nach altem Herkommen bei der Exekution vom Amtmanne zugestellt wurde, that er es hohnlachend, prahlerisch, zögernd, als freuete er sich darüber, des Delinquenten Todesangst zu verlängern. Die Menge wendete sich schaudernd vom Rabensteine ab. Der „arme, schabbare Mann" nahm das Mitleid vorweg; — den Henker trafen auf dem Heimwege die Steinwürfe, welche ihm die Schuljungen nachsendeten. Lorenz wendete sich nicht um; er knirschte mit den Zähnen, und die Nägel seiner Hand, die er im Brustwamse hielt, gruben sich in's Fleisch. So zerfiel er mit der Menschheit, die sich von ihm los sagte, und die er hinwieder gründlich verachtete. Dazu verhalfen ihm auch die Erfahrungen, welche ihm seine Handthierung in nicht geringer Menge bot. Einsam, verlassen, gescheut — lebte er in seinem Häuslein, drei Viertelstunden vor dem Markte, mit dem einzigen Wesen, an dem seine Seele hing — mit seiner Mutter. Je empfindlicher die Welt ihn kränkte, desto leidenschaftlicher klammerte er sich an diese an. Eine ungewöhnliche Frau, die übel in das Haus des Nachrichters paßte! Man hätte ihr die vierzig Jahre nicht angesehen, so unmerklich war die Zeit an ihrem schönen blassen Gesichte und dem rabenschwarzen Haare vorüber geflogen, wäre nicht ihr Nacken gebeugt und ihre Haltung so gedrückt gewesen. Es lag auf ihr der Alp schwerer Stunden! — Zu ihrem Manne gehalten sah sie aus wie die verspätete Alpenrose neben der zerzausten Wettertanne. Sie hätte eher seine Tochter als sein Weib abgegeben, wenn sie überhaupt in dessen Sippe getaugt haben würde. Als er starb, meinte Lorenz, habe sie sich merklich aufgerichtet und der frühere wehmüthige Frost habe einer wärmeren Milde und Freundlichkeit Platz gemacht. —

Der Sohn verehrte seine Mutter wie eine Heilige. Ihm war, als trüge er eine doppelte Natur; seine ganze Härte und Bitterkeit schmolz, wenn er mit der Frau verkehrte. Sie hatte eine wundersame Gewalt über ihn. —

Lorenz blieb nach seinem ersten Auftritte auf der Bühne des Hochgerichts Jahr und Tag von der Ausübung seines schauerlichen Handwerkes befreit. Da kam eines Morgens das Geheiß, daß er zu erscheinen habe, um Einem den Gnadenstoß zu geben, dessen Finger über das gewöhnliche Maaß sich verlängert hatten. Dazumal war die Justiz gar prompt, und der Galgen drohte Einem unversehens. — Des Nachrichters Mutter ahnte aus den Vorbereitungen und der Unruhe ihres Sohnes, was bevor stund. Da legte sie sich — wie das erste Mal — schluchzend und wehklagend an seinen Hals, rang die Hände und beschwor ihn zu bleiben. Lorenz konnte das Unmögliche nicht gewähren. Als er sich auf den Weg machte, fiel das arme Weib in Krämpfe. —

Mit entsetzlichem Gefühle schritt der junge Mann zu Werke. Erst die Begegnung der gaffenden Leute, der Abscheu, womit Aller Blicke auf seine Seele brannten, — das stachelte seinen schlummernden Menschenhaß wieder. Also knüpfte er die verhängnißvolle Schlinge. Ein Handgriff — ein bebender Schrei, der durch die Menge ging — — da riß der Strick — der arme Sünder war nach geltendem Gesetze frei — Lorenz athmete hoch auf! Er dachte an seine Mutter, an die tröstliche Nachricht, die er ihr bringen konnte, daß heute kein Blutstropfen an seinen Händen klebe. So wanderte er heimwärts. Er hatte einen weiten Weg vor sich, und als er — wie gewöhnlich — am Fußsteig das Dorf umging, klang bereits das Ave Maria in die Abendluft hinaus. Es dämmerte tief, da er seinem Hause zuschritt. Die Läden waren gegen die Gewohnheit unverschlossen; Lichter brannten im Vordergaden und im Schlafkämmerlein seiner Mutter; wandelnde Schatten ließen die Unruhe erkennen, die in den Gemächern herrschte. Beklommenen Gemüthes schritt Lorenz über die Schwelle. Als er die Thüre öffnete, fiel sein erster Blick auf ein Weib, das mit ihm Theil nahm an dem tragischen Geschicke unverschuldeter Verachtung, — es war die Todtenfrau. In ihrer Kammer auf dem Bette aber lag seine Mutter, farblos wie eine Wachsblume, die Augenlider halb geöffnet — — eine Leiche. Den Zug der Schmerzen, die ihr das Herz abgedrückt, hatte der Friedensengel ausgeglättet, und ein leises Lächeln ruhte auf ihren feinen Lippen. Mit einem unbändigen Wehrufe fiel Lorenz über die Entseelte, die ihn verlassen hatte ohne Abschiedswort, ohne Muttersegen! Ihm war, als sei das beste Stück aus seinem Herzen herausgerissen, das letzte einzige Band losgebunden, das ihn noch festhielt an der Scholle. Sein Jammer ging über alle Thränen hinaus!

Nach wenigen Monden finden wir den Jüngling völlig zum Manne gereift. Sein Haar fing an zu grauen, Furchen zogen sich längs der Stirne, ein harter unbezwinglicher Ernst lag auf all' seinen Zügen. Er hätte längst sein Gewerke

aufgegeben, Haus und Hof verlassen und wäre in die weite Welt gewandert, hätte ihn nicht eine unbestimmte Ahnung an die Stätte seiner verkümmerten Jugendzeit gefesselt — ein unerklärliches Gefühl, das ihn hier warten hieß auf die Stunde der Vergeltung.

Der schmale Rücklaß seiner seligen Mutter hatte unter Anderem ein kleines, zierliches Schmuckkästchen enthalten. Als Lorenz es öffnete, fand er neben einem kostbaren Diamantring und einigen anderen, weniger bedeutenden Schmucksachen einen Brief von der Hand der Entschlafenen. Die unglückliche Frau enthüllte ihm die Geheimnisse ihrer Jugend. Die Tochter einer angesehenen, begüterten Familie zu ......, wurde sie vielleicht mit allzu zärtlicher Sorgfalt erzogen. Dem schönen Mädchen fehlte es nicht an Solchen, die ihr Herz und Hand antrugen; aber sie verschmähte Alle gegen Einen, der sie wie mit einem Liebestranke vergiftet hatte. Ein junger, schöner Mann hatte unter dem Namen eines böhmischen Edelmanns, wie in allen Familien der Stadt, so auch in ihrem Hause den Zutritt erhalten. Er wußte in dem unbefangenen Geschöpfe eine glühende Leidenschaft anzufachen. Geständnisse und Schwüre folgten sich; aber der Geliebte war nicht zu bewegen, mit einem Antrage den Eltern gegenüber hervorzutreten. Durch die wunderlichsten Gründe wußte er das Mädchen zu blenden und zu einer Flucht zu bewegen. Aber nach wenigen Wochen schon erwachte die Unglückliche aus ihrem Fiebertraume und fühlte der Eltern Fluch, der ihr auf der Ferse nachgefolgt. Ihr Geliebter war nichts weniger, als wofür er sich ausgab, — am grünen Tische in einem Badeorte Mitteldeutschlands treffen wir ihn wieder. Er hielt die Bank, und in seinem unbändigen Glücke löste sich das Räthsel seines Reichthums. Die abgenützte Geliebte ward ihm aber nachgerade zur Last, und die Entdeckung eines falschen Spieles gab ihm Gelegenheit, sich ihren lästigen Mahnungen und zugleich dem Haftbefehle des Gerichtes durch die Flucht zu entziehen. — Unlösbares Geheimniß der allgewaltigen Liebe, die sich an den Verbrecher klammert; die der Verachtung trotzt und nicht stirbt, ob sie auch verlassen und versäumt werde! Die Unglückliche raffte die letzten Trümmer ihrer Habe zusammen und verfolgte die Spur des Geliebten über Berg und Thal — von Stelle zu Stelle — — vergeblich! In einem unterfränkischen Dörflein verließ sie die Kraft zur Weiterreise.

Der Knabe, den sie nach einem Tage des Schmerzes auf den Armen wiegte, war — Lorenz. Aber die Gemeinde verwahrte sich gegen ihren weitern Aufenthalt. Gleich den leichtfertigen, heimathlosen Dirnen sollte sie durch den Büttel über die Grenzmarken geschafft werden. In dieser verzweiflungsvollen Lage fand sie eine gefreite Stelle am Herde des Nachrichters. Um der vollendeten Schmach zu entgehen, gab sie über Jahr und Tag seinem Antrage Gehör, ward sein Weib, und — Lorenz als der Sohn und Namenserbe des Henkers legitimirt! — Also ruhte eine doppelte Entehrung auf des Mannes Haupt. Was Wunder, daß nach dieser Entdeckung seine Haare vor der Zeit bleichten! Lorenz that auch das Seine, um den Flecken seiner Abkunft nicht aus dem Sinne zu verlieren. Seit dem Todestage seiner Mutter glitzerte ein mächtiger Brillantring an der Hand des Nachrichters.

Die Stürme der ersten französischen Revolution begannen. Bald blutete das zerklüftete Deutschland an den Wunden, die ihm die Republik schlug. General Jourdan führte die Sambre- und Maasarmee über den Rhein, über die Wipper und Lahn an den Main, und besetzte die fränkischen Marken. In eines neuen Herrn Dienst hatte Lorenz die Versäumnisse seiner Muße nachzuholen, die ihm die vorhergehenden Jahre gönnten, während welcher die beginnende politische Gährung alles Uebrige — selbst die Rechtspflege in den Hintergrund treten ließ.

Es war gegen das Herbstende des Jahres 1795, als das benachbarte französische Commando den Nachrichter zu einer Exekution requirirte. Man mißgönnte einem aufgefangenen Spione die Ehre des standrechtlichen Erschießens, und wollte dem Henker nicht in das Handwerk pfuschen. Lorenz gehorchte. Der Delinquent war ein ältlicher Herr, dessen Gesichtszüge — obwohl ziemlich verkommen — doch noch die Reste früheren Ebenmaßes an sich trugen. Selbst in diesem verhängnißvollen Momente war sichtlich der Kleidung wie dem Barte und dem dünngelockten Haupthaare die gewohnte Sorgfalt zugewendet worden. Vielleicht war es die Hoffnung der Begnadigung, welche das eingebürgerte, selbstgefällige Lächeln dieser Miene bis zu diesem Augenblicke noch zu erhalten wußte. In der That forderte er noch vor Eröffnung des Urtheils die Vergünstigung, mit dem Commandanten ein paar Worte unter vier Augen sprechen zu dürfen. Sie ward ihm gewährt; als ihn aber nach kurzer Frist der Profos wieder vorführte, bekundete sein verfallenes, todtbleiches Gesicht alsbald das Mißglücken seiner zuversichtlichen Hoffnung. Gesenkten Kopfes hörte er das kurze Urtel an. Lorenz stund hinter ihm, gleichmüthig, theilnahmlos. Da klang der Name des Verurtheilten wie ein Donnerschlag an sein Ohr. Die Augen vergingen ihm — es geschah ihm weh — erst die Bewegung des Armesünderwägleins rüttelte ihn wieder zur Besinnung auf. Er saß hinter dem Delinquenten. Allbereits hatten sie die Richtstätte im Auge; da zog der Nachrichter den Ring vom Finger, dessen Stein ihm wie eine Flamme auf den Knochen brannte. Sachte beugte er sich vor, hielt den goldenen Reif hin und flüsterte kaum hörbar: „Kennt Ihr den da, Kamerad?" Der Mann fuhr zusammen, als hätte ihn eine Natter gestochen; dann ließ er wieder lautlos das Haupt fallen. Eine kurze Weile — der Galgen stund kaum etliche Klafterlängen ab — und wieder beugte sich Lorenz vor, und der Name seiner Mutter drang leise über seine Lippen. Da warf der Verurtheilte hastig den Kopf um; sein starrer gläserner Blick traf den Henker, der ihm wie das böse Gewissen auf dem Nacken saß. Lorenz athmete hoch auf, — er wußte nun, wem er zum letzten Gange das Geleite gab. Wenige Augenblicke — und die Handlung schloß. Noch nie hatte Lorenz mit solcher fürchterlichen Hast sein Handwerk ausgeübt! Ehe er aber von der Leiter stieg, schob er noch unversehens den Ring an den Zeigefinger des Gerichteten. Das war der Letzte, den er henkte. — Des andern Tages war er verschwunden und verschollen in seiner Heimath! —

Vielleicht, mein lieber Leser, daß ich dir später einmal erzählen kann, was dem Lorenz weiter begegnet, bis er in der stillen Einöde am Dachsbau sein Patmos fand.

Das Flötenröhrchen.

Ein Märlein.



I.
Die Königskinder.

Es waren zwei Königskindelein;
Der Vater war begraben.
Sie fragten: wer soll König sein?
Wer soll die Krone haben?

Die Mutter nahm eine seltene Blum'
Und sagte: „Die betrachtet
Und sucht darnach im Wald herum
All' Tage, bis es nachtet!

„Und wer zuerst die Blume bringt,
Dem soll das Volk sich neigen;
Auf seinem Haupte die Krone blinkt
Und das Land ist all' sein eigen."

Im grünen Wald, im grünen Wald
Gehn Knab' und Mägdlein suchen;
Sie rufen sich zu, das Echo schallt
Und das Eichhorn schlüpft durch die Buchen.

Im tiefen Wald, im tiefen Wald —
Die Sonne verstreut kein Licht mehr,
Kein Lüftlein streicht, 's ist feucht und kalt;
Die Kinder hören sich nicht mehr.

'S ist weit und breit kein Weg, kein Steg;
Es hat in des Waldes Mitte
Kein Hirt gelenkt noch seinen Weg,
Kein Jäger seine Schritte.

Urwald weit, weit — nur Busch und Baum,
Gestein und manche Quelle! —
Im großen, grünen Waldesraum
Ist eine lichte Stelle.

Dort stehen drei Buchen und die sind roth,
Wie Blut sind ihre Blätter.
Ringsum war Alles still und todt,
'S war schwül wie vor 'nem Wetter.

Dort wuchs die Blume, die eine bloß;
Das Mägdlein kam zu suchen;
Sie pflückte sie froh vom weichen Moos
Und setzte sich unter die Buchen.

Unter die Blutbuchbäume setzt
Das Mägdlein sich mit Sinnen,
Beschaut ihr Blümlein still ergötzt,
Statt daß sie eilt von hinnen.

Sie denkt: „Und wenn der Bruder sieht,
Daß ich das Blümlein habe,
So wird er traurig im Gemüth
Und grämt sich bis zum Grabe.

„Sollst dich nicht grämen um den Thron —
Mich nimmt ja doch im Leben
Ein schöner, reicher Königssohn —
Will dir die Blume geben!"

Sie lächelt selig. Der Mittag glüht,
Kein Blatt rauscht an den Zweigen —
Sie senkt zum Schlafe die Augen müd' —
Die Vöglein sitzen in Schweigen.

Kein Vöglein singt im tiefen Wald —
Der Knab' kommt zornverbissen;
Gestrüpp' hat blutig ihn gekrallt,
Gestein ihn wund gerissen.

Da liegt sein Schwesterlein im Moos
Unter den Blutbuchbäumen;
Die Blume liegt in ihrem Schooß,
Sie lächelt in süßen Träumen. —

„Und soll ein Mädchen König sein?
Ich nur ein Königsknabe?
Thron, Kron' und Scepter nenn' ich mein,
Wenn ich das Blümlein habe!

„Doch nehm' ich's, und sie klagt den Raub? —
Kein Blatt rauscht an den Zweigen —
O schlief' sie ewig unter dem Laub!
O müßte sie ewig schweigen!

„Kein Blatt rauscht — Niemand in der Näh' —
Kein Vöglein selbst zu sehen!
Und wenn es auch ein Vöglein säh':
Wer wird sein Lied verstehen?"

Es liegt im Moos ein blanker Stein —
Es schwingt den Stein der Knabe —
Er tödtet sein holdes Schwesterlein —
Im Buchlaub krächzet ein Rabe.

II.
Der Hirtenknabe.

Wohl fünfzig Jahre sind durch's Land,
Der Wald ist mehr gelichtet;
Tief d'rinnen hat des Holzers Hand
Schon Klaftern aufgeschichtet.

Zum Waldplan unter die Blutbuchbäum'
Ein Hirtenbub sich findet;
Bis da wohl hatte diese Räum'
Ein Mensch nicht wieder ergründet.

Er sieht das rothe Laubdach an
Mit großen, hellen Augen;
Darunter der schwellende Hügel kann
Zur weichen Moosbank taugen.

Er denkt: „Da hat manch' grünes Blatt
Sich aufgelegt beim Weste;
Das Moos dann gut zu wuchern hatt',
Als Blatt auf Blatt verwes'te!

„Doch sieh'! da wächst das Blümelein,
Das einst der König gefunden;
Das arme, arme Schwesterlein,
Das ist damals verschwunden!

„Das Blümlein nehm' ich mit nach Haus —
Kann freilich kein Reich 'mit erben;
Doch grab' ich's mit den Wurzeln aus
Und pfleg' es in einem Scherben." —

Er gräbt. Was gräbt er aus dem Moos
In dieser Waldesöde?
Ein Knochenröhrchen — nicht gar groß —
„Das gibt eine prächtige Flöte!"

Er sägt und bohrt — er rastet nicht —
Bald ist die Flöte fertig!
Er prüft, ob sie auch recht anspricht?
Der Ton ist ihm gewärtig.

Er bläst — und solche Melodie'n
Sind ihm noch nie gelungen!
Die Töne, die aus der Flöte zieh'n,
Sind wie im Walde gesungen!

Die Blumen singen:

Blumen in dem Garten,
Wie in Wald und Au,
Müssen still erwarten,
Ob sie Jemand schau';

Ob ein Mensch sie pflücke,
Seinen Busen schmück',
An das Herz sie drücke —
Süßes Blumenglück!

Auch so ruhig bleiben
Auf der Mutter Schooß,
Blatt und Stengel treiben
Ist ein schönes Loos.

In sich aufzusaugen
Tropfen hell und rein
Und mit Blumenaugen
Selig blicken d'rein!

Bienen Honig spenden,
Nicken in der Luft
Und einander senden
Blüthenstaub und Duft!

Aber kommt nur, suchen
Mögt ihr uns im Wald —
Weil wir nach euch lugen,
Findet ihr uns bald!

Die seltene Blume singt:

O laßt mich steh'n im Waldesgrund
In stiller Einsamkeit!
Es spricht Euch an mit Blumenmund
Trauer aus alter Zeit.

Mein Ur-Urmütterlein, es stand
Wo jetzt der Knabe sitzt;
Dann lag's in zarter Mädchenhand —
Dann ward's mit Blut bespritzt!

Das Moos singt:

Wenn ich keine Blüthen trage,
Die süß duften können:
Meine immergrünen Tage
Mögt ihr doch mir gönnen!

Schwellend weiches Lager haben
Wir gemacht im Schatten;
Augen weiden, Augen laben
Sich an unsern Matten.

Königstöchterlein sich setzte
Einstens auf uns nieder,
Als die Blume sie ergötzte,
Die da blühet wieder.

Stein unter dem Mooshügel:

Unterm Moose liegt ein Stein,
Liegt bei weißem Todtenbein;
In dem Schädel ist ein Ritz,
Stein ist scharf und Stein ist spitz —
Bei dem Schädel muß ich liegen,
Mich an Todtenbeine schmiegen;
Meine, meine Last ist groß,
Schaurig liegt sich's unterm Moos!

Der Wind:

Kind! Kind!
Ich bin der Wind!
Mutterklag', Mutterklag'
Ich auf meinen Flügeln trag' —:
Suche! suche! suche!
In der Schlucht, unter Moos, an der Buche:
Weine! weine! weine!
In der Wildniß allein meine Kleine!
Wind! Wind! Wind!
Wo ist mein Kind? — Mein Kind!

Buchenblatt:

Ich lauschte,
Ich rauschte,
Als es geschah.
Ich zitterte,
Ich knitterte,
Als ich es sah.

Die Vögel:

Wir sitzen
Auf Spitzen
Der Büsche
Zu Tische.
Es wiegen
Verschwiegen
Uns Gäste
Die Aeste.

Still! still!
Bringt sie ein Krümlein? —
Will — will
Brechen nur 's Blümlein!

Still! still!
Bringt er ein Krümlein? —
Will — will
Stehlen nur's Blümlein!

Mägdlein lieb! lieb! lieb!
Knab' ist Blümleinsdieb! —
Wie so roth! wie so roth! —
Sie ist todt!

Der Rabe:

Bin der Rab',
Bist auf einem Grab';
's war der Knab'! 's war der Knab'!
Ich gekrächzet hab'.

Stimme aus dem Knochenröhrchen der Flöte:

War so lieb, war so gut,
So froh! so voll Muth —
O wie brennt, o wie brennt meine Wunde!
O die Einsamkeit!
Nur der Wolf nicht weit —
Muß verjammern im Waldesgrunde! —

O kein Grab! o kein Sarg,
Der mein Sterbliches barg!
Keine Blume, kein Zug, der mit wallte!
Nur mit Blättern bestreut,
Nur von Flocken beschneit,
Vermodern im offenen Walde! —

O mein Brüderlein,
Das mir gut sollt' sein,
Er schlug mich mit scharfem Steine —
Und der Hirtenknab',
Dem ich nie 'was gab,
Küßt noch mein weißes Gebeine!

Der Hirtenbub:

Ich bin ein munt'rer Hirtenknab'
Und gern' im Wald alleine —
Ich weiß nicht, warum ich weine,
Als säß ich auf einem Grab!

Mich blickt ein Blümchen traurig an,
Es klagen die weichen Moose,
Es ächzt aus dem Erdenschooße
Ein Stein, der nicht ruhen kann!

Es rauscht so ängstlich der leichte Wind;
Das Blatt am Baum, rothdüster,
Erhebt ein banges Geflüster
Wie um ein unglückliches Kind!

Was zwitschern die Vögel? was krächzet der Rab'?
Es lag im Waldesgrunde
Ein Mägdlein todeswunde,
Die Blätter webten ein Grab!

Das Röhrlein, das hauchend die Lippe küßt,
Klagt wie ein Kind in Schmerzen,
Das schluchzend mir liegt am Herzen,
Als ob ich mitweinen müßt'!

III.

Der König.

Der Bub' steht vor des Königs Haus,
Vor der hohen, vergoldeten Halle;
Der greise König hat offenen Schmaus
Bei Drommeten- und Paukenschalle.

Das fünfzigjährige Jubelfest,
Daß ein Blümchen die Kron' ihm errungen,
Das feiern von Fern' und Nahe die Gäst',
Und des Blümleins Lob wird gesungen.

Der König ist fröhlich, er schwingt den Pokal,
Trinkt immer in tieferen Zügen.
„Nun laßt mir die Bettler herein in den Saal,
Beschenkt sie mit vollen Krügen!

„Sie sollen uns singen ein Schlumperlied!" —
Die Bettler kommen gelaufen;
Der arme Hirtenbub' auch zieht
Herein mit dem hellen Haufen.

Was die Bettler sangen und musizirten:

Sind wir nicht die Bettelleute?
Brummeisen, brumm'!
Was ist morgen? was ist heute?
Kümmern uns nicht d'rum.
Brimborium —
Hickehackebrett —
Dibeldubelsack —
Schnetterbumbumbum!
Lirum larum leier!

Hat der König mehr? Ja, Sorgen!
Hickehackebrett,
Bettelmann braucht nichts zu borgen,
Zehrt von And'rer Fett.

Ist des Königs Rock denn bunter?
Dibeldubelsack!
Rother, blauer, grüner Plunder
Schmücket uns're Jack'.

Steuern heischt er von den Ständen —
Lirum larum leier!
Steuern sind auch unsern Händen
Brocken, Lumpen, Dreier.

Muß er Blut um's Reich vergießen —
Schnetter bum! bum! bum!
Laßt um Dreier Thränen fließen,
Macht die Rücken krumm!
Brimborium —
Hickehackebrett —
Dibeldubelsack —
Schnetterbumbumbum —
Lirum larum leier!

Der Knabe saß auf der Erd' im Saal
Vor der Bettler Kreis inwendig;
Er streichelt sein Flötchen und küßt es zumal,
Als wär' es ein Ding, das lebendig. —

„Was sitzet der Knabe da auf der Erd'
Und singet nicht mit im Chore?
Was schaut er die Pfeife mit süßer Gebärd'?
Er blas' uns etwas auf dem Rohre!

„Seht nur! er streichelt und küßt das Ding —
Einen Knochen, im Schutte gefunden!
Vielleicht mit Gefahren, die nicht gering,
Abjagt' er ihn gierigen Hunden!" —

Der König sprach es, und Lachen erscholl
Ringsum in der Schmausenden Kreise.
Der Knabe blies, und dem Rohr entquoll
Eine weiche kindliche Weise.

Was aus der Flöte hervortönte:

„Ich lieg' im großen, stillen Wald
Und hab' ein Blümelein,
Darum ich meine Händchen falt' —
Ich denk', o Bruder, dein!

„O Brüderlein, so herzig lieb,
Gelt', du auch liebest mich?
Und wenn ich todt im Walde blieb',
Du weintest bitterlich?

„Nicht wahr, du könntest es nicht seh'n,
Wenn ich nur weinen müßt'?
Du würdest nicht von dannen geh'n,
Bis du mich froh geküßt!

„Du könntest nimmer weh' mir thun,
Das thät' dir selber weh! —
Wie kommt's, daß ich so böse nun,
So bös' dich vor mir seh'?

„Hab' ich dir etwa weh gethan,
Etwas nicht recht gemacht?
O nimm dich dessen doch nicht an,
Ich hab's nicht bös' gedacht!

„Thu' ich nicht immer, was du sagst?
Spielt' ich wohl ohne dich?
Ich bin dein Hündlein, wenn du's magst —
Was bist du böse? sprich!

„O lieber Bruder, sei doch gut,
Ich schenke dir all' Ding:
Die bunten Federn an dem Hut,
Band, Nadel, Ball und Ring.

„Ich schenke dir das Blümelein,
Das ich im Walde fand —
O sei nicht bös'; o Bruder, nein!
Reich freundlich mir die Hand!"

Der König lauschte, dem König sank
Das Haupt auf die Brust hernieder;
Er ließ seine Thränen frei und frank
Durchströmen die Augenlider.

„O Knabe, wo hast du die Flöte her?
Wo hast du gelernt diese Weise?
Aus verschollener Zeit so rührende Mähr'
Thaut an meines Herzens Eise."

Der Knabe spricht:

Im tiefen, dunkeln Walde steh'n
Drei blutrothe Buchenbäume —
Noch, glaub' ich, hat diese Räume
Kein Hirt, kein Jäger geseh'n.

Dort unter den Bäumen wuchert das Moos
Sich auf zum schwellenden Hügel —
Dort wes'te wohl Raubgeflügel,
Ich fand hier das Beinchen bloß.

Ich fand es und stutzt' es zum Flötenrohr,
Ich blies, und da mußt' ich weinen —
Es drangen, so mocht' ich meinen,
Rings traurige Worte hervor.

Der König spricht:

Dort unter den Blutbuchbäumen steht
Ein Grab — kein Raubthier äs'te,
Kein Vogel dorten verwes'te,
Mit Laub dann überweht —

Dort unter den Bäumen verwes'te ein Kind!
Das Kind hab' ich erschlagen
In meinen jüngeren Tagen —
Nun fünfzig Jahr es sind.

Nun fünfzig Jahr, daß ich trage die Kron',
Daß ich euer König geworden —
Um ein Blümlein mußt' ich morden,
Blut klebt an meinem Thron!

Der Knochen, den ich verspottet hab'
Und der mich brachte zum Weinen,
Er ist von der Schwester Gebeinen,
Ist aus meines Schwesterleins Grab!

Der König legte zu dieser Stund'
Die goldene Krone nieder;
Er zog in den einsamen Waldesgrund,
Kam nimmer zurücke wieder.

Der König auf seines Schwesterleins Grab:

„Im stillen Wald, im stillen Wald —
Bleibt ferne, ihr Menschen, bleibt ferne!
O staunt nicht an meine Trauergestalt,
Schaut nicht, wie ich büßen lerne!

Auf ihrem Grab, unter düst'rem Laub —
Laßt mich mit meinen Lasten!
Will, bis ich werde zu Asch' und Staub,
Hier brüten, weinen und fasten!

Im härenen Kleid, mit bloßem Haupt
Will ich sitzen im sprühenden Regen,
Im Schnee, wenn die Blutbäum' unbelaubt —
So hat ja ihr Leib auch gelegen!

Will sitzen stumm — o stört mich nicht!
Brod wird mir der Knabe schon bringen.
Und manchmal, wenn es an Thränen gebricht,
Laß, Knabe, dein Flötchen erklingen!

Denn weinen will ich, bis blind mein Gesicht —
Blas' blase, mein Hirtenbube!
Bis das Herz mir stockt, bis das Auge bricht —
Dann leg' mich in keine Grube!

„Dann leg' mir die Flöte auf's Herz und flieh',
Laß mich modern im offenen Walde!
Laß mich modern im Moose — wie sie! wie sie!
Komm', Tod! o Tod, komm' balde!"

Heinr. Jäde.

Das Lustlager bei Zeithain.

In den ersten Tagen des Mai im Jahre 1730 saß in der Wohnstube seines Hauses am Taschenberge zu Dresden der reiche Hofbäckermeister Arnold beim Frühstück und ließ es sich gar wohl schmecken. Man konnte sich nicht leicht eine behäbigere Gestalt denken, als die des Genannten, dessen Gesichtszüge noch überdieß den unverkennbaren Stempel der Gutmüthigkeit trugen, die aus den zuweilen fast schelmisch blickenden Augen hervorleuchtete. Die stattliche Gestalt des Mannes gab Zeugniß davon, daß er die Gaben Gottes, mit denen er seinen Leichnam gestärkt, nicht umsonst genossen, sondern daß der Boden, auf den sie gefallen, ein sehr dankbarer gewesen. Des reichen Wittwers einziges Kind, ein blühendes Mädchen von neunzehn Jahren, leistete ihm Gesellschaft und füllte wiederholt aus einem großen zinnernen Kruge den silbernen Becher des Vaters, während sie mit ihm von den Neuigkeiten des Tages, vom lieblichen Wetter und dem Spaziergange des Nachmittags gar anmuthig plauderte. Dieser schenkte ihr freundlich Gehör und seine Augen glitten zuweilen mit dem Ausdrucke befriedigten Vaterstolzes über die Gestalt seines lieblichen Kindes hin, das in der Fülle strotzender Gesundheit neben ihm saß und eben ein Eiersemmelchen zierlich zum Munde führte, während der Vater den Pöcklingen und dem großen Schinken nebst gesottenen Eiern wacker zusprach.

Die Kleine war just im Zuge, einen kurzweiligen Schwank vom Nachbar Schmied und dessen Ehehälfte dem für häusliche Angelegenheiten sehr empfänglichen Vater zu erzählen, als ein eintretender betreßter Diener in churfürstlicher Livree ihr die Rede vom Munde nahm. Der Mensch hatte ein großes Schreiben, das ein gewaltiges Siegel verschloß, in der Hand, überreichte es dem Hofbäckermeister mit dem Bemerken, es komme vom Hofmarschallamte, und entfernte sich darauf wieder.

Wenn in der damaligen Zeit der Empfang eines Briefes für einen Bürgersmann ein kleines Ereigniß war, an welchem die Nachbarsleute redlich mit Theil nahmen, so gewann das Schreiben in den Händen des Hofbäckermeisters Arnold durch seinen amtlichen Charakter unendlich an Wichtigkeit. Während sein Töchterchen Marie die Gläser der großen Brille, eine sogenannte Nasenquetsche, mit einem weißen Tuche vom Staube reinigte, betastete der Adressat das Siegel und maß dessen Umfang mit ehrerbietiger Neugier. Als er es aber endlich erbrochen und seine Augen in die Zeilen starrten, die er, wie es schien, nur mit Mühe zu entziffern vermochte, stand die Kleine mit gefalteten Händen in andächtigem Schweigen vor ihm und heftete ihre Augen auf die Lippen des Lesenden, die sich leise bewegten. Es währte eine geraume Zeit, ehe der Hofbäcker den Inhalt des Briefes gefaßt hatte; indessen war das steigende Erstaunen in seinen Zügen unverkennbar, je weitere Fortschritte er in der Entzifferung der Zeilen machte. Plötzlich warf er das Schreiben auf den Tisch und sprang mit den Worten: „Nun das wäre mir eine schöne Geschichte, daraus kann nichts werden!" vom Stuhle auf und rannte im Zimmer umher.

„Aber liebster bester Vater, beruhige er sich doch, was wird's denn so Schlimmes sein, das da drinnen im Briefe steht?" sprach Mariechen, und ergriff begütigend des Mannes Rechte.

„Was es sein wird?" polterte dieser. „Nun ich soll vier Wochen lang für 30,000 Mann Soldaten täglich Brod backen, der Herrenbrödchen und des andern Schnickschnacks für die hohen Herrschaften und die Offiziere noch gar nicht zu gedenken. Eine Feldbäckerei soll ich einrichten in der Nähe des großen Lustlagers bei Zeithain, das nächstens von der Soldateska bezogen werden wird und seines Gleichen noch nicht gehabt auf Erden. Dein armer Vater möchte aber den Verstand verlieren, wenn er bedenkt, daß er ohne an die drei Schock Gesellen und viele hundert, ja wohl tausend Scheffel Mehl gar nichts anfangen kann und ein geschlagener Mann ist trotz der vollen Geldkisten und des Hofbäckertitels, auf den man sich immer etwas eingebildet. Ich kann die Leute nicht aus der Erde stampfen und das liebe Mehl dazu, sowie die riesigen Backöfen und was sonst Alles noch erforderlich. Auch liebe ich die Ruhe und die gewohnte Ordnung, wovon an die sechs Wochen nicht mehr die Rede sein kann, wenn die lustige Feldbäckerei mein elendiglichen Obdach wird."

„Und wo Ehre und reicher Lohn seiner harren die Menge, Herr Vetter," ließ sich durch die geöffnete Thür eine Stimme vernehmen, und in's Gemach herein schritt ein langer ältlicher Mann in einer Art rother, mit Tressen besetzter Uniform, einen langen Rohrstock mit gewaltigem Silberknopfe in den Händen. „Ich weiß schon Alles," fuhr er fort, als der Hofbäcker zur Gegenrede den Mund öffnete, „und bin gekommen, ihm meinen Rath und meine Erfahrung anzubieten, damit sothanes Geschäft seiner Firma keine Schande mache."

Und er reichte dem Hofbäcker und dessen Tochter die Hand, die seinen Gruß freundlich erwiderten, und mit besänftigterer Stimme bat Arnold den Eingetretenen, Platz zu nehmen, was dieser auch sofort that. Nachdem er auf überzeugende Weise seinem Verwandten auseinander gesetzt, daß er den so ehrenvollen als lohnenden Auftrag durchaus nicht ausschlagen dürfe, was jedoch ein mehrmaliges ungläubiges Kopfschütteln des Hofbäckers zur Folge hatte, sprach er, den vollen Becher, den ihm Mariechen vorgesetzt, ergreifend: „So will ich

denn jetzt einen Zug thun auf das Wohl meines durchlauchtigsten Herrn, dessen scharfer erfinderischer Geist ein kriegerisches Schauspiel den erstaunten Blicken vorzaubern wird, wie die Sonne noch kein zweites beschienen. Er lebe hoch!"

Der Hofbäcker stieß, immer noch mürrisch, mit dem Vetter an und auch Marie nippte vom Rande des kleinen geschliffenen Kelchglases, das sie sich schnell herbeigeholt.

„Höret nur," fuhr dieser fort, „was ich schon jetzt dort, wo das Lager aufgeschlagen werden soll, gesehen habe und staunet. Wie ihm bekannt ist, Vetter, ging in diesen Tagen der Höchstcommandirende, Generalfeldmarschall von Wackerbarth, nach der bewußten Gegend ab, die Lagerarbeiten zu inspiciren, und ich als Silberdiener ward dem Zuge beigegeben, da es dergleichen Herren ohne Tafelei nun einmal nicht thun. Nun denke er sich, Vetter, was mir zwischen den Dörfern Glaubitz und Zeithain in der Richtung nach der Gorischhaide und Mühlberg zu für ein Anblick ward. In einem Quadrat von drei richtigen deutschen Meilen, welcher Raum zum Lager bestimmt ist und den bereits steinerne Pyramiden*) bezeichnen, ist die große Hälfte dieser Fläche, welche aus Hochwald bestand, von 250 Bergleuten und 500 Bauern glatt weggerodet worden und noch jetzt sind diese Leute in Thätigkeit. Fast sechs Monate ist man mit dieser Arbeit beschäftigt, ja man riß sogar die riesigen Bäume sammt den Wurzeln mit großen Tauen aus der Erde und planirte die Löcher. Das gefällte Holz, viele hundert, ja tausend Klaftern, hat man vor der Gorischhaide in zwei Linien aufgestellt, die laut zu verkündigen scheinen: das können Menschenhände!"

Mariechen verwunderte sich schier und sagte: „Wo liegt denn nur eigentlich das Zeithain und Radowitz, in deren Nähe so Unglaubliches vollbracht wird und noch zu Stande kommen soll?"

Sie warf dabei einen pfiffig=verstohlenen Seitenblick auf den Vetter, den dieser zu verstehen schien, denn seine Mundwinkel umzuckte ein eigenthümliches Lächeln, als hätte er sagen wollen, ich verstehe dich, du schlaues Kätzchen. Diese Mimik ging übrigens am Hofbäcker ganz spurlos vorüber, denn seine Augen starrten eben wieder in das Schreiben hinein, dessen Inhalt ihn so in Aufregung versetzte.

Der Silberdiener that einen frischen Zug aus seinem Becher und sprach: „Der Lauf unseres schönen Elbstroms zieht sich bekanntlich zunächst von Dresden nach Meißen, allwo das Mühmchen ja schon einmal gewesen ist. Von dort aus haben aber die Fluthen des Flusses noch fünf volle Stunden zurückzulegen, bis sie dahin gelangen, wo dicht am linken Stromufer das Städtlein Riesa liegt, während man auf der rechten Seite die Dörfer Moritz und Nökrau erblickt. Eine kleine halbe Stunde von letzterm Orte entfernt und in gerader Richtung, also östlich, zieht sich das schöne große Dorf Zeithain mit seinem weithin sichtbaren gewaltigen Kirchthurm hin, und diesem gegenüber nach Süden zu, jedoch in der Entfernung einer vollen Stunde, blinkt das Dörfchen Glaubitz mit seinem Schlosse zwischen grünem Laubholze, einer Seltenheit in der dortigen Gegend, freundlich herüber. Auf den durch die genannten Ortschaften begrenzten Fluren und weiter nach Osten zu bis an die Gorischhaide, einem viele Meilen langen und breiten Forste, soll nun das große Lustlager aufgeschlagen werden, welches bei dem Dorfe Radowitz seine äußerste östliche Grenze finden wird. Hast du mich verstanden, mein Kind?"

Das Mädchen nickte lächelnd, jedoch in einer Weise, daß man füglich das Gegentheil annehmen konnte. Als sie im Begriff war, etwas zu erwidern, verließ der Hofbäcker das Zimmer, indem er einige unverständliche Worte vor sich in den Bart brummte. Sobald die Thür hinter ihm in's Schloß geschlagen, hüpfte Mariechen auf den Alten zu, legte beide Hände auf dessen Schultern, sah ihm fest und freundlich in's Antlitz und sprach: „Hat er ihn gesehen, mein lieber, lieber Vetter, und hat er mich noch ein Bißchen lieb und läßt er mich recht schön grüßen?"

„Ei du kleine Schmeichlerin, wie du doch einen ansehen kannst, daß es durch Mark und Bein geht," schmunzelte der Silberdiener, und schaute mit dem innigsten Wohlgefallen in das liebliche Gesicht des blühenden Mädchens. „Nun freilich habe ich ihn gesehen, den schmuckſten Jägerburschen der Gorischhaide. Er vergeht schier vor Liebespein und das Herz will ihm springen vor Sehnsucht nach dir, mein Schäfchen. Da ich es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, euch Beide zusammenzubringen und glücklich zu machen, sprach ich ihm, gleich dir, Muth zu, doch vergaß ich nicht, ihn zum geduldigen Ausharren zu ermahnen, da es mehr als wahrscheinlich sei, daß die Stunde seines Glückes noch lange nicht schlage. — Zieh nur die Stirn nicht so kraus und schau nicht so trübe drein, mein Puttchen," fuhr er fort, und ließ das lange Seidenhaar des Mädchens, das noch nicht kunstvoll aufgebaut war und in natürlichen Locken unter dem weißen Morgenhäubchen hervorquoll, tändelnd durch seine Finger gleiten. „Dein August ist zwar arm, aber das Herz sitzt ihm auf dem rechten Flecke und er kann und wird es noch zu etwas bringen. Jetzt darf allerdings dein Vater keine Ahnung davon haben, daß die reiche Bürgerstochter aus der Residenz sich in einen unbedeutenden Sohn Nimrods verschamerirt, mit dem vielleicht mancher Grenzzaunknecht nicht tauschen würde. Wenn ich es an der Zeit halte, deinem Vater die Augen zu öffnen, werde ich ein Wort mit hineinreden und mein Bißchen Erspartes, das dir zukommen soll, wenn ich hier kein Silber mehr verschließe, wiegt, auf die Waage seines Entschlusses geworfen, wohl auch etwas Weniges mit. Endlich verspreche ich dir, daß du selbst sie schauen sollst die großen Lustlagertage bei Zeithain und den Herzallerliebsten dazu, der die Stunden bereits zählt, die bis dahin noch verrinnen müssen."

„Ach mein liebster, mein himmlischer Herr Vetter, wie soll ich ihm danken für seine große Güte, die ich mit Worten nicht bezeichnen kann, ich überglückliches Mädchen!" jauchzte Mariechen, und umhalste in der Freude ihres Herzens den ergrauten Fürstendiener und drückte einen Kuß auf seine runzelvolle Stirn. Drauf huschte sie behend am Vater, der eben wieder in's Zimmer trat, vorüber zur Thür hinaus, damit ihr liebe= und freudeglühendes Gesicht nicht zum Verräther an ihr werde und sie ungestört in der Zukunft schwelgen könne.

*) Diese stehen noch jetzt und lassen genau den Umfang erkennen, welchen das Lager damals eingenommen.

Der Silberdiener schenkte jetzt die Becher wieder voll und sprach: „Herr Vetter, laß er die Grillen fahren, sie sind eines churfürstlichen Hofbäckers nicht würdig. Das Prunklager bei Zeithain soll leben und der Hoflagerbäcker daneben!"

„Nun denn in Gottes Namen, wenn es doch einmal sein muß!" versetzte dieser, und stieß mit dem Silberdiener kräftig an. Die Stille, welche entstand, als die Beiden ihre Pokale leerten, unterbrach ein rasches Klopfen an der Thür, und auf das „Herein" des Hofbäckers schritt ein junger Mann in der Tracht der reisenden Handwerker, ein dünnes Bündel auf dem Rücken, in das Gemach und sprach den üblichen Handwerksgruß. Als er damit zu Ende, trat er auf Arnold zu und sagte: „Da er denn doch wohl der Hofbäckermeister ist, wolle er mich vielleicht in Arbeit nehmen, dafern ihm solche nicht mangelt. Es wird ihn nicht gereuen, so hoff' ich's."

Der Hofbäcker schaute jetzt dem Fremden in's Gesicht und nahm das dargereichte Wanderbuch in die Hand. „Ernst Ludwig Müller, gebürtig aus Cölln am Rhein," las er mit halblauter Stimme, und blickte dann wieder auf den wandernden Gesellen. Es lag etwas Eigenthümliches, etwas Keckes in dem Wesen des jungen Mannes, dessen jugendliche Züge und feurige Augen frische Lebenslust athmeten, während seine ganze Haltung auf feinere Erziehung und Sitte schließen ließ, als sie in der Regel dem Handwerker zu Theil wird, und der Hofbäcker mußte sich gestehen, daß der Fremde trotz der ziemlich abgetragenen Kleidung einen noblern Anstrich besitze als der reichste Bürgerssohn seiner Bekanntschaft. Auch der Silberdiener betrachtete mit Theilnahme den jungen Mann und stieß den Vetter unter dem Tische mit dem Fuße an, während er mit dem Kopfe leise nickte. Dieser verstand ihn, konnte sich aber denn doch nicht enthalten zu sagen, indem er auf das magere Päcklein deutete: „Ist dieß Eure ganze Habe?"

„Zu dienen, Herr Hofbäckermeister," war die Antwort. „Ich habe gelernt mit Wenigem zufrieden zu sein, auch ist das Sparen nicht meine Sache. Ich bin jung und liebe das Leben und seine Freuden, soweit nämlich letztere erlaubt sind, wie sich von selbst versteht. Auch macht das Kleid nicht den Mann, das denke ich oft und deshalb bin ich bei den Schneidern nie hoch an die Kreide gekommen. Und nun, Herr Hofbäckermeister, frage ich noch einmal, ob er mir Arbeit geben kann und will. Es soll wahrlich sein Schade nicht sein, ich arbeite gut und pfusche selbst dem Conditor in's Handwerk. Und wenn er mich näher kennt und vielleicht meinen Rath in Geschäftssachen nicht verschmähen will, so kann ich ihm sagen, daß Mutter Natur mich nicht hat auf den Kopf fallen lassen. Doch dies nur nebenbei."

Der Silberdiener zwinkerte noch bemerkbarer mit den Augen und der Hofbäcker sprach: „es sei! ich nehme Euch an als Gesellen und nun, meldet Euch bei dem Werkmeister."

„Für jetzt denn, Gott befohlen, es soll ihn nicht gereuen," versetzte der junge Mann, schüttelte die Rechte seines neuen Principals und verließ nach verbindlichem Gruße, leichten Schrittes das Zimmer.

Der Silberdiener wünschte dem Vetter zur neuen Acquisition Glück, bemerkend, in dem Menschen müsse etwas Absonderliches stecken, das könne er ihm glauben, und rutschte dann unruhig auf dem hohen Polsterſessel herum und man merkte es ihm an, daß er noch Etwas, das nicht heraus wollte, auf dem Herzen habe. Zunächst brachte er die Feldbäckerei wieder auf's Tapet und nachdem man eine Zeitlang darüber hin- und hergesprochen, erklärte sich endlich Arnold zur Uebernahme des ihm Seitens eines hohen Hofmarschallamtes gewordenen Auftrags, der allerdings einem Befehle ziemlich gleich kam, bereit und verhieß alles Mögliche zu thun, um die Zufriedenheit der genannten Behörde sich zu erwerben. Er gehörte zu den Menschen, die theils aus Bequemlichkeitsrücksichten, theils aus Furcht vor möglichen Verlusten, nicht leicht aus ihrer phlegmatischen Ruhe sich aufrütteln lassen, um zu irgend einer, eine besondere Thätigkeit erfordernden Unternehmung zu schreiten oder Andern die Hand dazu zu bieten, die aber, wenn sie einmal die zu überwindenden Schwierigkeiten abgewogen und mit der Bekämpfung derselben sich vertraut gemacht, dann auch mit Energie zur Ausführung des vorgezeichneten Planes schreiten und muthig zum Ziele steuern.

Der Silberdiener, über die Sinnesumwandlung seines Vetters höchlich erfreut, that einen langen Zug aus seinem vollen Becher, schob seinen Sessel ganz nahe an den des Hofbäckers, räusperte sich, nahm mit vielem Bedacht eine Prise und sprach: „da wir nun mit dieser Angelegenheit im Reinen sind, sehr werther Herr Vetter, darf ich wohl die Frage an ihn richten, ob er seine Tochter mit in's Feldlager nehmen werde oder doch zu den Hauptfesttagen nachkommen lassen wolle, da die Gelegenheit, dem Mädchen so außerordentliche Schauspiele, wie die in Aussicht stehenden, vor die Augen zu führen, kaum wiederkehren dürfte."

Der Hofbäcker gab nach einigem Nachsinnen seine Einwilligung dazu und meinte, die alte Muhme Barbara werde sehr gerne das Kind überwachen und mit Freuden die Gelegenheit ergreifen ihre stets rege Schaulust zu befriedigen.

„Nun will ich ihm auch sagen," begann jetzt der Silberdiener, sichtlich erfreut über den Entschluß seines Vetters, „warum ich gerade daran, ob seine Tochter das Lustlager besuchen wird oder nicht, ganz besonderes Interesse habe. Kann ich doch mein verpfändetes Wort nun einlösen, wenn er mir, bester Herr Vetter, wie ich hoffe, die Gefälligkeit erzeigt, um die ich ihn eben bitten werde."

Hier hielt er inne, schob an der kurzen Perücke herum und hustete mehrmals, während der Hofbäcker die Stellung eines aufmerksam Zuhorchenden angenommen hatte. Nachdem Ersterer abermals mit einem Schluck aus dem Becher sich gestärkt, fuhr er endlich also fort: „um es kurz zu machen, ich bitte ihn seiner Tochter ein Mädchen, noch halb Kind, von kaum sechszehn Jahren, das ich ihr zuführen werde, als Gesellschafterin und Reisebegleiterin beizugeben, also daß die Fremde die Freuden des Lustlagers, soweit immer möglich und der Anstand erlaubt, mit Marien zugleich genießt."

„Und wer ist die Person?" fragte Arnold.

„Ein sehr vornehmes und unmenschlich reiches Fräulein ist es und eine große Ehre für ihn und sein Haus, bester Vetter, der noch dazu eine reiche Vergütung auf dem Fuße folgen wird," versetzte der Silberdiener.

Der Hofbäcker sprang bei diesen Worten vom Stuhle auf und rief: „ein Fräulein, hoher Adel, unmenschlich reich und mit der Tochter des churfürstlichen Hofbäckermeisters Arnold zum Lustlager fahren, wie reimt sich das zusammen, he?"

Der Silberdiener drückte den Vetter wieder auf den Sessel zurück und sprach: „er soll ja den Zusammenhang sogleich erfahren, so werde er nur nicht ungeduldig. Dem Mädchen, einer vater- und mutterlosen Waise, das bei einer alten Verwandten lebt, ist kürzlich eine Tante gestorben, ich weiß nicht gleich wo. Nun ist die alte Dame — sie wohnt nämlich nicht in Dresden — auf den glühenden Wunsch des jungen Mädchens, das sehr schön sein soll, im Begriff gewesen in die Residenz zu kommen, um das Fräulein am Hofe zu präsentiren und später demselben in's Lustlager bei Zeithain zu folgen. Die Trauer um den Tod der Tante hat nun diesen Plan vereitelt und die junge Dame zur Verzweiflung gebracht, die allerdings ein etwas heftiges Temperament haben und leidenschaftlicher Natur, indessen wieder die Herzensgüte selbst sein soll, wenn sie nicht gereizt wird."

„Und diesen kleinen adeligen Satan soll ich in mein Haus aufnehmen und meinem Kinde an die Seite geben?" fragte der Hofbäcker. „Daraus kann nimmermehr etwas werden!"

„Höre er mich nur weiter," bat der Silberdiener, dem der Angstschweiß auf die Stirne trat, „dann kann er erst urtheilen. Die junge Dame mag allerdings etwas ungeberdig sich gezeigt haben, nachdem ihre schönsten Hoffnungen, Pläne und Träume durch den unerwarteten Todesfall zu Wasser geworden waren. Sie bestand, der Trauer zum Trotz, darauf, nach Dresden an den Hof geführt zu werden, und mag in eine gelinde Raserei verfallen sein, als ihre Bitten und ihr Flehen das Herz der Verwandten nicht zu erweichen vermochten. Nachdem alle Vorstellungen und Beschwörungen sich in's Geschick zu fügen, sich vergeblich gezeigt und der kleine Starrkopf sogar die Nahrung verweigert, hat die alte schwache Dame, der es alles Ernstes um das Leben ihres Lieblings bange geworden, endlich den einzig möglichen Ausweg ergriffen und dem halb schon dem Hungertode anheimgefallenen Kinde versprochen, es incognito nach der Residenz und in's Feldlager zu schicken. Dieser Entschluß hat die Kleine dergestalt mit Freude erfüllt, daß sie jetzt wie umgewandelt und sanft wie ein Lamm sein und sich des besten Appetits wieder erfreuen soll. Nun muß das Mädchen im Anzuge einer wohlhabenden Bürgerstochter zu einer anständigen bürgerlichen Familie in Dresden unter irgend einem angenommenen Namen gebracht werden und mit dieser später in das Lustlager abgehen, damit ihr heißester gegenwärtiger Erdenwunsch Befriedigung finde. Zum Vermittler dieses Planes hat man mich gewählt, den die vertrauteste Kammerfrau der alten Dame dazu vorgeschlagen, und ich habe unter der Voraussetzung seiner Zusage die Ausführung desselben mit dem Versprechen übernommen, die Familienverhältnisse des jungen Fräuleins als das tiefste Geheimniß gegen Jedermann, also auch gegen ihn, zu bewahren. Auch versteht sich von selbst, daß irgend ein Mährchen ersonnen werden muß, welches das plötzliche Erscheinen des fremden Mädchens rechtfertigt und daß das hochadelige Fräulein selbst es zu übernehmen hat die Glaubhaftigkeit desselben in's Licht zu stellen. Selbst seine Marie, Herr Vetter, muß die Meinung aller Uebrigen theilen, daß die Fremde wirklich die sei, für welche wir sie ausgeben werden, um Ersterer ihre volle Unbefangenheit zu erhalten. — Nun, Herr Vetter, die Sache ist abgemacht, nicht wahr? Der Spaß wird uns schier selbst ergötzen und die Fenster nicht einwerfen, darauf kann er sich verlassen. Auch ist nicht das Geringste dabei zu riskiren, denn im schlimmsten Falle hat die alte Dame ihren Schützling zu vertreten und jede Verantwortung zu übernehmen. Also topp, die Hand her!"

Der Hofbäcker hatte umsonst versucht den Redestrom seines Vetters zu unterbrechen und saß jetzt, starr und steif vor Erstaunen da, über den Entwurf eines Gaukelspiels, das in seinem Hause oder doch in seiner nächsten Nähe und Umgebung sich abwickeln und in dem er selbst nicht die kleinste Rolle übernehmen sollte.

Indem wir es unterlassen, die ferneren rhetorischen Kraftanstrengungen des Silberdieners hier wiederzugeben, der theils aus natürlicher Gutmüthigkeit, theils wohl auch aus Eigennutz und einem Hange zur Intrigue, einem Plane die Hand bot, dessen Folgen sich nicht übersehen ließen, bemerken wir nur, daß es ihm endlich gelang, das zaghafte Gemüth des Hofbäckers für seine Zwecke zu stimmen. Daß dieser die etwaige Verantwortlichkeit, die der gewagte Schritt mit sich führen könnte, den Schultern des Vetters, der als churfürstlicher Staatsdiener in hohem Ansehen bei ihm stand und zu dem er stets emporzublicken gewohnt war, im Voraus aufbürdete, versteht sich von selbst.

Nachdem der Silberdiener dem Vetter verheißen, ihn vor dem Eintreffen der jungen Dame von der zu spielenden Rolle genau in Kenntniß zu setzen und ein Becher Wein den Bund besiegelt hatte, gemahnten ihn die vom Schloßthurm herübertönenden zwölf Glockenschläge an's Scheiden. Der Hofbäcker begleitete nicht ohne einige Reue wegen der kühnen Zusage seiner Betheiligung an der Intrigue, der der prosaische Mann sich nicht gewachsen glaubte, seinen Gast und konnte es sich beim Durchschreiten der Hausflur nicht versagen, die Thür der großen Backstube zu öffnen und einen Blick hineinzuwerfen. Zu seinem höchsten Erstaunen sah er seinen neuen Gesellen bereits vor einem Backtroge in voller Thätigkeit und zwar in einer Weise, die seine Geschicklichkeit und die einen vollendeten Bäcker charakterisirende Schnelligkeit der Bewegungen zur Genüge erkennen ließ. Darüber höchlich erfreut, wollte er sich eben vom Silberdiener beurlauben und in das Backzimmer eintreten, als ein Lärm auf der Straße seine Aufmerksamkeit auf sich zog und ihn veranlaßte, mit dem Vetter an die Thür seines Hauses zu treten.

Vier Grenadiere schritten, einen baumlangen Grandmusketair in der Mitte, der seinen unsichern Schritten und seiner ganzen Erscheinung nach stark betrunken und ihr Gefangener war, die Gasse daher, von einem Troß schreiender und lärmender Gassenbuben umschwärmt.

„Das ist der lange Schneider aus Lübben, den Kerl kenne ich!" rief der Silberdiener, als der Zug eben am Hause des Hofbäcker vorüber kam, auf den Riesen deutend, der eben einige tüchtige Püffe mit den Gewehrkolben Seitens seiner

Eskorte bekam, weil er in die Knie zu brechen drohte. „Armer Teufel," fuhr er fort, „die tüchtige Tracht Prügel ist Dir gewiß, wenn sie dich nicht noch gar krumm schließen bei Wasser und Brod an die achtundvierzig Stunden!"

„Weiß Er etwas Näheres über den Mann?" fragte Arnold theilnehmend, und schaute dem Betrunkenen nach.

„Der lange Mann hat ein curioses Pech gehabt," sprach der Silberdiener, „ich will Ihm seine Geschichte noch kurz erzählen. Wie bemerkt, war er ehrsamer Schneidermeister in Lübben und nährte sich reichlich durch die Arbeit seiner Hände. Da er zugleich Haus= und Gartenbesitzer war, durfte er nur unter den Schönen in Lübben wählen, um als glücklicher Gatte in den Hafen des Ehestandes hineinzusegeln. Er verlobte sich auch mit einer ehr= und tugendsamen Jungfer, die an dem bescheidenen und sittsamen Manne großes Wohlgefallen gefunden und selbst für einen Tugendspiegel mit allem Rechte galt. Der Hochzeitstag war schon festgesetzt, da fällt es einem Offizier des in Lübben garnisonirenden Klingenberg'schen Dragonerregiments ein, sich den Spaß zu machen und den langen Schneider als einen höchst passenden Rekruten für das im vorigen Jahre bekanntlich errichtete Grandmusketair=Bataillon, welches die längsten Leute im Lande in seinen Reihen zählt, einem hochgestellten Manne in der Residenz, dessen Namen zu nennen mir meine Stellung verbietet, vorzuschlagen. Besagter hoher Herr ist auch gleich bei der Hand und schreibt im Namen des Fürsten Lubomirsky, des Commandanten des betreffenden Bataillons, einen Brief an den unglücklichen Schneider, in welchem ihm vierfacher Sold, ja binnen Jahresfrist eine Offizierstelle versprochen wird, wozu ihn seine außerordentliche Länge gleichsam von Natur berufen, wenn er sich als Rekrut für besagtes Bataillon anwerben lassen wolle. Anders konnte man nämlich dem Schneider, weil er angesessen war, nicht beikommen, da nach dem Willen des Königs nur unangesessene junge Burschen dazu genommen werden sollten. Nun plagt doch unsern Nähnadelhelden der Hochmuthsteufel und er reist mit voller Zustimmung seiner Braut nach Dresden, wo Alles zu seinem Empfang schon eingefädelt ist, wird mit offenen Armen aufgenommen und erfährt erst, nachdem er schon den Fahneneid geleistet, daß ein Spaßvogel ihn hintergangen habe. Man denke sich nun das Prasseln in dem, ohnedies von Natur so hoch gestellten Schneiderkopfe, als die Luftschlösser von der Offizierstelle auf einmal zusammenstürzten. Sein Mädchen mochte ihn nun nicht und ist in Dresden zur Vettel geworden. Er selbst legte sich aus Desperation auf die lieberliche Seite, ergab sich dem Trunke und geht seinem Untergange unaufhaltsam entgegen."

„Das ist ja eine schreckliche Geschichte," sprach der Hofbäcker mit einem tiefen Seufzer, der zu sagen schien: ich danke Dir Gott, daß ich nicht dieser Schneider geworden bin, drückte dem Vetter noch einmal die Hand und ging in's Haus zurück.

Die ersten Strahlen der Morgensonne, welche am 31. Mai 1730 den in aller Pracht und Herrlichkeit des Frühlings angebrochenen jungen Tag mit ihrem rosigen Licht begrüßten, brachen sich gar wunderlich in den aufwirbelnden gigantischen Rauchsäulen, welche die schon in voller Gluth stehenden riesigen Feldbacköfen bei Moritz gen Himmel sendeten. Es waren dort 160 Bäcker in voller Thätigkeit, für des Lebens nothwendigsten Bedarf zu sorgen und die aus 30,000 Mann bestehende sächsische Armee, welche das große Lager bereits bezogen, mit Brod zu versehen. Man hatte zu dem Ende leichte, aber gewaltige Häuser aufgeführt, in welchen das Heer der Bäcker sich wacker tummelte und aus denen muntere Gesänge erklangen. In geringer Entfernung davon trieb die ehrsame Metzgerzunft in riesigen Baraken ihr blutiges Gewerbe in eben demselben ungeheuren Maßstabe, und das Gebrüll des dem Tode geweihten Hornviehs tönte weit hinaus in den stillen Frühlingsmorgen. Ganze Heerden Ochsen, Schweine und Schafe weideten rings herum auf den fetten Feldtriften, die, weil die Aecker im ganzen weiten Lagerbereiche nicht hatten bestellt werden dürfen, wofür allerdings die Besitzer entschädigt wurden, eine ungewöhnliche Ergiebigkeit zeigten. Außerdem befanden sich auch noch bei Moritz die ungeheuern Magazine. Und so konnte man denn hier die menschliche Thätigkeit in ihrer höchsten Entwickelung schauen.

Der Alleremsigste unter den Fleißigen war aber unstreitig der Bäckergesell Müller aus Cölln. Er rannte aus einer Backstube in die andere, stand bald vor den glühenden Oefen, den Grad ihrer Hitze oder das darin befindliche Gebäck zu prüfen, bald zählte er die in hohen Schichten aufgespeicherten Mehlsäcke durch, welche fast stündlich, oft aus großer Entfernung, zur Ablieferung eintrafen, und notirte sich die Zahlen in sein Taschenbuch.

„Es geht Alles ganz gut, er kann ganz außer Sorge sein," sprach er zum Hofbäcker, der schweißtriefend durch die heißen Gemächer wanderte. „Ich hoffe, er soll den erkrankten Werkmeister nicht vermissen, ich will ihn nach Kräften zu ersetzen suchen. Er kann sich daher immerhin einige Ruhe und Erholung gönnen und den König von Preußen nebst hohem Gefolge einziehen sehen, der ja diesen Mittag im Lager eintreffen wird. Da kommt ja schon der Herr Silberdiener, ihn, wie ich denke, abzuholen, und so gehe er denn in Gottes Namen, Herr Hofbäckermeister."

In der That stand auch der Bezeichnete mitten im Backzimmer, angethan mit der Galauniform, eine funkelnagelneue Perücke auf dem Kopfe. „Nun, habe ich nicht pünktlich Wort gehalten?" sprach er, dem Vetter die Hand schüttelnd und dem Gesellen freundlich zunickend. „Wir wollen indessen die Zeit nicht vertrödeln, der Wurstwagen hält draußen vor der Thür, den Urlaubszettel habe ich in der Tasche, der Cöllner hier vertritt ihn nach Pflicht und Gewissen, und so steht unserm Abzuge nichts im Wege."

Der Hofbäcker stimmte dem bei, empfahl dem stellvertretenden Werkmeister und dessen Eifer und Umsicht das großartige Etablissement und folgte dem vorausschreitenden Vetter zum Wagen, der die Beiden rasch davonführte.

„Ein tüchtiger Kerl, der Müller," sprach der Hofbäcker. „An dem habe ich eine Acquisition gemacht wie noch nie. Ist der Mensch knapp vier Wochen bei mir und schon zum Vicewerkmeister avancirt! Nach dem Feierabend und des Sonntags die leichteste Fliege von der Welt, uud in der Arbeit wie ein straffes Seil, prompt und lächerlich ehrlich. Wird's aber bei allebem zu Nichts bringen."

Die beiden Vettern fuhren kurz darauf in's Lager ein, das bis ziemlich nach Moritz herüber die Ausläufer der Zeltstadt aufzuweisen hatte. Je tiefer sie aber in das drei Meilen in's Quadrat umfassende Lager eindrangen, desto geräuschvolleres Leben wogte ihnen entgegen, desto buntere Gruppen zeigten sich. An Truppen aller Waffengattungen passirten sie vorbei. Hier lagerten riesige Grandmusketairs in ihren gelben und rothen Uniformen, die Mützen über der Stirn mit Blechen versehen, in deren Mitte ein blauer Stein mit dem polnischen Adler und dem Namen des Königs prangte, während die der Offiziere, so wie ihre Taschen, Aufschläge, Riemen u. s. w. reich mit Gold und Silber gestickt waren. Ein Stück weiter hin hatten die Janitscharen ihre Zelte nach türkischer Manier aufgeschlagen. Sie waren bekleidet mit gelben Halbstiefeln, weißen Strümpfen, rothen weiten Hosen, gelben Unter= und meergrünen, bis auf die Knöchel herabhängenden Oberkleidern, trugen hohe Mützen und führten kurze breite Säbel in über die Schultern gehenden Gehenken, Patrontaschen, Gürtel mit Spaten, Beil, Hammer u. s. w. und Flinten mit Bayonnetts, die sich wie Taschenmesser zusammenlegen ließen. Die Oberoffiziere trugen Uniformen von Atlas mit Hermelin verbrämt. Die Musik war ganz türkisch. Nicht weit davon hatten die Grenadiere ihre luftigen Wohnungen aufgeschlagen und nahmen sich in ihren rothen Uniformen gleichfalls sehr stattlich aus. Unter der Cavallerie machten sich die Uhlanen, sämmtlich Polen, mit Bogen und Pfeilen auf dem Rücken und Lanzen mit Fähnlein in der Hand, besonders bemerkbar. Den glänzendsten Anblick gewährten aber die „Panzernen", gepanzerte polnische Offiziere von dem vornehmsten Adel, die dem Könige stets im Felde vorritten. Ihre Säbel und Pferdedecken waren reich mit Gold und Silber verziert.

Die beiden Vettern erblickten die Truppen beim Vorüberfahren mit den verschiedensten Verrichtungen beschäftigt, aber in der heitersten Stimmung. Hier wurden Waffen geputzt, dort traf man Vorrichtungen zum Frühstück, Rosse wieherten, Ausrufer mit allerhand Eßwaaren durchschritten, ihre Herrlichkeiten mit lauter Stimme anpreisend, die Zeltreihen, und Marketenderinnen schleppten volle Fässer, welche Branntwein und Rum, zuweilen auch Wein enthielten, auf dem Rücken durch die Menge und machten stets gute Geschäfte.

Der Silberdiener unterließ natürlich nicht, seinen Verwandten, der, obgleich schon mehrere Tage in Moritz anwesend, noch nicht in's Lager gekommen war, auf alle die vielen Sehenswürdigkeiten aufmerksam zu machen, in deren Bereich sie gerade kamen. Nachdem sie weit über eine Stunde durch die breiten Zeltgassen hindurch gefahren waren, richtete sich Arnolds Vetter höher im Wagen empor und sprach: „Nun passe er ordentlich auf, Herr Hofbäcker, jetzt kommen wir in's Reich der Noblesse, ich wittere schon Hofluft. Da drüben links von den Glaubitzer Windmühlen liegt Radewitz, wo der Generalfeldmarschall von Wackerbarth sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Auf der Anhöhe seitwärts, einen Kanonenschuß weit vom rechten Lagerflügel, befindet sich das königliche Hoflager. In dem einen Palast residirt unser allergnädigster Herr, und der zweite ist zur Aufnahme des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen Majestät bestimmt. Ganz tief im Hintergrunde sieht er wieder ein gewaltiges Gebäude hervorragen, es ist das Manöverpalais und nur zum Beobachten der Truppenbewegungen bestimmt."

„Mir steht schier der Verstand still beim Anblick dieser Pracht und Herrlichkeit!" bemerkte der ehrliche Hofbäcker. „Das übersteigt denn doch alle meine Begriffe, die ich mir von dem Lustlager gemacht."

„Wird noch besser kommen," meinte der Silberdiener," gedulde er sich nur noch eine Viertelstunde."

Und fort rasselte der Wurstwagen, und dem Hofbäcker blieb der Mund immer weiter offen stehen, je näher sie den Räumen kamen, welche Friedrich August II. zur Entfaltung der höchsten Pracht und des raffinirtesten Luxus bestimmt hatte. Endlich hielt das Fuhrwerk in der Nähe des Hoflagers des Königs von Preußen, die Vettern stiegen aus und der Silberdiener, dem seine Stellung den Eintritt gestattete, führte den Hofbäcker triumphirend in das Gebäude.

Vor und zu beiden Seiten des Hoflagers waren Gärten angelegt, mit Taxuspyramiden geziert und mit gelbem Sand bestreut. Rings um das Quartier des Königs von Preußen, welches ein großes Quadrat bildete, hatte man einen Wall aufgeworfen, bei dessen Eingängen abwechselnd Janitscharen, Leibgrenadiere und Freicompagnien die Wache hatten. Bei jedem dieser Eingänge standen zwei blaue und weiße Pyramiden mit ungeheuern Laternen, deren vieleckiges Spiegelglas das Licht unzähligemal wiedergab.

Das Hoflager selbst, in Form eines Kreuzes gebaut, bestand aus mehr als 30 großen und kleinen, theils grünen, theils weißen und blauen Zelten zum Wohnen, Sprechen, Speisen der höchsten Personen, zur Herberge für die königliche Suite u. s. w. Die Hauptzelte waren durch bedeckte Gänge verbunden. In der Mitte dieser Burg stand das königliche Tafelzelt mit vier kostbaren Spieluhren. In den übrigen vier, bloß zum Gebrauch des Königs von Preußen bestimmten Zelten waren an den Thüren silberne Schwenkkessel angebracht, von denen jeder vier Centner wog. Diese Zelte bestanden aus einer Art von grünem Kattun mit baumwollenen Leinen und waren innerlich, nach türkischer Art, reich mit Sammet, Seide und Gold verziert. Die Fußböden hatte man mit bunten Hölzern ausgelegt und von den Decken hingen krystallene Kronleuchter herab.

Eben so prächtig war auch Augusts Quartier, wo zugleich Alles hauste, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehörte, wie Küche, Kellerei, Conditorei u. s. w.

Der Silberdiener konnte seinen Vetter in aller Muße in den so prächtigen als weitläufigen Räumen herumführen, weil der Churfürst von Sachsen und König von Polen mit seinem ganzen Hofstaate zur Begrüßung des Königs von Preußen aufgebrochen war und das für Letztern hergerichtete so überaus prächtige Quartier natürlich noch leer stand.

Nachdem sich die beiden Vettern in einem der 37 Kaffeezelte, die auf dem Platze waren, zur Betrachtung weiterer Sehenswürdigkeiten gehörig gestärkt, bestiegen sie ihren Wurstwagen wieder, um den ziemlich eine Stunde vom Lager entfernten und bloß zum Beobachten der militärischen Bewegun=

gen, wie schon bemerkt, bestimmten grünen Palast in Augenschein zu nehmen. Eine halbe Stunde später schwelgte der ehrliche Hofbäcker auch hier im Anblicke des Glanzes und der Pracht, mit welcher einer der verschwenderischsten Fürsten, die je auf dem Throne gesessen, dieses Gebäude ausgestattet hatte. Dasselbe bestand aus zwei Etagen und war äußerlich mit Armaturen geziert und innerlich ganz mit bemalter Leinwand ausgeschlagen. Auf dem Dache glänzten vergoldete Knöpfe und von zwei Flügeln wehten roth- und weißtaffetne Fahnen mit der Inschrift: Otia Martis. Die oberste, nur für die Könige und Fürsten bestimmte Etage hatte zwei Balkone, deren einer mit thronförmiger Bedeckung, mit Purpursammet und Goldfranzen geziert war. Die untere Etage theilte sich in verschiedene Apartements, und im Erdgeschoß war während der Manöverstunden die königliche Conditorei, Kellerei und Küche. Für die höchsten Herrschaften stand in der obern Etage beständig eine Tafel mit Erfrischungen aller Art. In den untern Räumen ward jeder Fremde und Einheimische von Stande gar köstlich, und zwar unentgeldlich, so oft es ihm beliebte, gespeist und getränkt. Weil man es aber den Vögeln nicht an den Federn ansehen konnte, weß Geistes Kinder sie waren, theilte man Karten aus, bei deren Vorzeigung Alles nach Befehl credenzt wurde. In dem Manuscript aus der damaligen Zeit, dem wir vorstehende Angaben entnommen haben, heißt es: „wobei denn aber viel Hocus Pocus vorging, mancher Friseur als Marquis oder Chevalier gar stattlich erschien und sonst noch auf unrechte Art und von stockgemeinen Personagen so manches Stück Torte schnabelirt und wegverpartiret wurde."

Endlich ist noch zu bemerken, daß rings um das Palais vierfache Terrassen liefen, auf welchen gegen 4000 Personen stehen konnten. Ganz unten im Graben waren die königlichen Reitpferde eingestellt und auf verschiedenen Seiten lagen Artilleristen mit Signalkanonen, Kadets und Janitscharen.

Hinter dem Palais, nach Streumen zu, stand — ein Opernhaus, im Innern ausgestattet mit dem ganzen Luxus jener verschwenderischen Zeit; bei Tiefenau das Schloß des Kronprinzen, und in Glaubitz war das Feldpostamt einquartirt.

Der Hofbäcker konnte sich nicht satt sehen an allen den Herrlichkeiten und nur einzelne Ausrufungen des Erstaunens entglitten seinen Lippen. Alle seine Sinne hatten sich in den Augen concentrirt, die unstätt umherirrten und nicht wußten, wo sie weilen sollten. Der Silberdiener mußte ihn wie ein Kind mit sich fortziehen und er folgte diesem willenlos und glich einem Trunkenen.

Als sie endlich bei ihrem Fuhrwerk wieder angelangt waren, sprach Arnolds Vetter: „Nun fahrt tüchtig drauf los, Kutscher, daß wir noch zeitig genug nach dem Forsthause, dem Gohrisch kommen, allwo die beiden Majestäten sammt hohem Gefolge zusammentreffen werden." So stiegen denn die beiden Männer wieder auf den Wagen, die Pferde zogen an, und gleich darauf hüllte eine Wolke von Staub und Sand die glücklichen Reisenden ein, die einem neuen nicht weniger sehenswerthen Schauspiele entgegen eilten.

Als die Vettern nach dreiviertelstündiger Fahrt am tief im Walde gelegenen Forsthause, einer Besitzung des Oberhofmarschalls Baron von Löwendal, anlangten, entfaltete sich ihren Blicken ein glänzendes Schauspiel. Der Churfürst von Sachsen und König von Polen Friedrich August II. hielt dort zu Pferde mit dem Kronprinzen und allen Rittern des polnischen weißen Adlerordens in ihren Ordenskleidern. Seitwärts standen grüne, kostbar gewirkte Zelte zum Einnehmen des Frühstücks, das der Oberhofmarschall hatte bereiten lassen. Dicht dabei hielten 84 königliche Handpferde mit Sammetdecken, 32 sechsspännige Kutschen und zum Transport des Tafelservice eine Menge Maulthiere mit Purpurdecken, Schellen und Glocken, blechernen Maulkörben und hohen Federbüschen, „also daß man die Mauleselfratzen kaum erkennen konnt," fügt ein Berichterstatter aus der damaligen Zeit hinzu.

Der Silberdiener hatte mit seinem Begleiter den Wagen verlassen und es war ihm gelungen, sich dicht in die Nähe des Königs zu drängen.

„Sehe er nur einmal unsern königlichen Herrn an," raunte er dem Hofbäcker zu, „wie stattlich er noch zu Rosse sitzt! Wer möchte es glauben, daß Serenissimus am 12. hujus in sein Sechzigstes getreten? Er nimmt es noch mit zehn der stärksten Männer auf und noch jetzt würde er den Trompeter wieder mit der gewaltigen Rechten zum Fenster hinaus halten, wenn es gerade sein müßte. Ach, Vetter," fuhr er fort, und würgte diesen dabei gelind am Arme, „wenn ich an die vergangenen Zeiten zurück denke, wo ich Leibdiener des allergnädigsten Herrn war, möchte ich gleich aus der Haut fahren. Heiliger Gott, das war ein Leben! In Madrid ging's los, die spanische Hauptstadt war der erste Ausflug des damaligen durchlauchtigsten Prinzen und die Marquise von Manzera seine erste Liebe. Ach, Vetter Hofbäcker, war das Weib schön! 's konnte aber auch dem hochgestellten Liebhaber das Leben kosten. Vier Meuchelmörder fielen einst des Nachts über den Prinzen her, als er durch eine geheime Pforte in's Schloß zum süßen Stelldichein schlüpfen wollte. Schon waren einige Dolchstöße in den edlen Leib eingedrungen, als es dem Durchlauchtigsten gelang, ein Pistol zu ziehen und dem hartnäckigsten Angreifer eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Der Vitzthum und ich wir standen nicht weit davon in einem Gäßchen. Wie wir den Schuß hören, stürzen wir, nichts Gutes ahnend, dem Schlosse zu und finden den Prinzen, den blanken Degen in der Rechten, im vollen Kampfe mit den drei übrigen Banditen. Hui, wir d'rauf und d'ran! Augenblicklich stürzten zwei der Mordbuben tödtlich getroffen zu Boden, den vierten Bösewicht rettete die Flucht. Wir brachten den blutenden Prinzen schnell nach Hause und er genas bald von den glücklicher Weise nur leichten Wunden. Zur schönen Marquise aber stürzt in selbiger Nacht der wüthende Gemahl in's Zimmer, einen Dolch in der Rechten, einen Giftbecher in der Linken haltend. Er läßt ihr die Wahl, ob das Eisen oder der Trank ihrem Leben ein Ende machen soll, und die Betäubte wählt den Letztern. Der frühe Morgen fand sie schon als Leiche. Der Marquis verfiel in Raserei und erlag bereits am nächsten Tage der Wuth der Krankheit. Wir aber verließen, sobald der Prinz von seinen Wunden genesen, Madrid und Spanien zum Nimmerwiederkehren. In Venedig —"

Ein Gemurmel, das von Sekunde zu Sekunde sich stei-

gerte, legte dem redeseligen Silberdiener Schweigen auf, denn eben nahte Friedrich Wilhelm der Erste, König von Preußen, mit zahlreichem, meist militärischen Gefolge. Er hatte die Nacht in Kosdorf, wo man zwei Scheunen des dortigen Postmeisters gar stattlich zur Tafel und zum Nachtquartier zubereitet, verbracht, im Namen seines Königs und Herrn vom sächsischen Oberküchenmeister von Seifertitz bewirthet.

Als Friedrich Wilhelm nicht mehr fern war, ließ er durch den Feldmarschall von Natzmer sich melden und empfing von mehreren sächsischen Kammerherren das Gegenkompliment. Endlich, als beide Monarchen einander erblickten, stiegen sie von den Pferden, gingen einander entgegen und „embrassirten sich mehr denn einmal mit besonderer Tendresse", wie ein damaliger Berichterstatter sagt. In einem andern Bericht heißt es wörtlich also: „Die beiden höchsten Potentaten schmätzelten einander dermaaßen, daß treuen Unterthanen, ob dergleichen noblen Liebe, ordentlich die Augen übergingen und ich selbsten (Referent war Pfarrer) bis tief unter meinen schwarzen Brustlatz auf der linken Seite charmiret war."

Friedrich Wilhelm präsentirte August seine ganze Suite, zunächst den achtzehnjährigen Kronprinzen, den nachmaligen großen König, Friedrich den Einzigen. Hierauf folgten die Andern, und Jeder ward zum Rockfuß gelassen.

Hierauf nahmen die allerhöchsten Herrschaften nebst hohem Gefolge das Frühstück ein, worauf beide Könige einen Phaeton mit purpurfarbenem Himmel bestiegen. Voraus sprengten Uhlanen, welche von Kosdorf aus die Wache gethan hatten, und dicht vor dem Wagen ritten acht „Panzerne" mit roth und weiß taffetnen Fahnen, während einer derselben einen in vergoldetes Silber gefaßten Roßschweif in der Hand trug. Dem königlichen Wagen folgten beide Kronprinzen, die Generalität und andere Vornehme in Wagen. Die Uebrigen ritten und die Handpferde nebst den Maulthieren folgten.

Nebenbei dürfen wir einen Zug damaliger Galanterie nicht aus der Acht lassen. Die Angesehensten der preußischen Suite trugen nämlich, auf ausdrücklichen Befehl ihres Königs und Herrn, nach sächsischer Sitte, rothe Uniformen mit goldenen Quasten und Schleifen. Selbst Friedrich Wilhelm und sein Kronprinz hatten die sächsische Hofuniform angelegt.

Später hatten der Silberdiener und der Hofbäcker noch das Glück, die beiden Könige im preußischen Hoflager mit dem glänzendsten Hofstaate auf goldenem Geschirr offene Tafel halten zu sehen, wobei der Zubrang der Schaulustigen so groß war, daß selbst Wachen in Gefahr kamen erdrückt zu werden.

Nach der Tafel begaben sich alle preußische und andere Prinzen und vornehme Fremde nach den für sie bereiteten Quartieren in Riesa, Poppitz, Glaubitz und Tiefenau.

Als der Silberdiener endlich seinen Vetter beim großen Feldbäckerei=Etablissement absetzte, taumelte dieser, ganz erschöpft von den überschwänglichen Eindrücken dieses Tages, auf den stellvertretenden Werkmeister Müller zu, der seine Ankunft zufällig bemerkt hatte, um aus dessen Munde zu seiner großen Befriedigung zu vernehmen, daß alle Arbeiten glücklich zu Stande gebracht worden seien.

Vierzehn Tage später saß um die Mittagsstunde der Bäckergesell Müller in einem Kaffeezelt des Lagers, eine Flasche Wein vor sich, der er fleißig zusprach. Es konnte nicht geläugnet werden, der junge Mann war trotz des vernachläßigten Anzuges eine interessante Erscheinung und der Gegenstand



der Beachtung von mehr als einer jungen Dame. Er schien seelenvergnügt zu sein, seine Augen blitzten und seine ganze Erscheinung trug das Gepräge des keckften Jugendmuthes. Mit Armen und Beinen schlug er den Takt zur Musik, die eine im Zelt anwesende Bande aufführte, und warf zuweilen einige Kupfermünzen unter die Gaffer am Eingang zum Zelte, die dann nicht ermangelten, durch ihre Bemühungen, sich in den Besitz des Geldes zu setzen, Gegenstände für seine Lachlust abzugeben. Namentlich sah man viel Landvolk beiderlei Geschlechts durch die Zeltreihen wandern und mit vieler Neugier die noch nie gesehenen Herrlichkeiten betrachten. Als die erste Einquartirung in die dem Lager zunächst liegenden Dörfer kam, waren deren Bewohner allerdings verlegen; indessen ward das Einvernehmen zwischen beiden Theilen bald so gut, daß einer der Berichterstatter aus der damaligen Zeit sagt: „weit sperrten die Kerle die Mäuler auf vor Erstaunen, und ihre Micken und Liesen schüchterten sich Anfangs dermaasen vor den glänzigen Herren, daß sie viel lieber in's Ofenloch, als einem derselben in's Angesicht schauen wollten. Aber nach und nach, da sie sahen, daß keiner sie bisse, schickten sie sich gar wohl in die fürnehmen Herren, ja etzlicherweilen besser, als es ihnen nützlich war."

Das Zelt, in welchem des Hofbäckers Gesell sich befand, füllte sich immer mehr mit Gästen, so daß ein junger schöner Mann in Waidmannstracht, den blank geputzten Hirschfänger an der Seite, sich vergeblich nach einem Platze umschaute, sein Glas, das er in der Hand hielt, in Ruhe zu leeren, bis Müller ihm freundlich den unbesetzten Sessel, der zufällig neben ihm stand, anbot, was jener dankend annahm. Die jungen Leute waren bald tief im Gespräch mit einander, das sich natürlich zunächst um das Lager drehte, und der Cöllner befand sich nun ganz in seinem Element. Der junge Jäger hatte kaum die Aeußerung hingeworfen, daß er heute zum ersten Male die riesige Zeltstadt betreten, als Müller es sich zum angelegentlichen Geschäft machte, ihm jede nur mögliche Auskunft über Alles zu geben, was in den Bereich des Lagerlebens gehörte. Er theilte ihm mit, was jeder Tag für militärische Sehenswürdigkeiten gebracht und was sonst noch Bemerkenswerthes vorgekommen, wie Feldgottesdienst, Oper und dergleichen mehr. Auf die Frage des Waidmannes aber, ob er ihm sagen könne, welche höchste und hohe Herrschaften im Lager verweilten, richtete sich Müller höher empor, legte seine Mienen in wichtige Falten und sprach: „ob ich dieß weiß? nun ich will ihm gleich die ganze Noblesse an den Fingern herzählen. Außer dem König von Preußen und den preußischen Prinzen ist anzuführen der Herzog von Bevern nebst dem Erbprinzen, der Fürst von Anhalt=Dessau mit drei Prinzen, der Fürst von Anhalt=Bernburg, der Prinz von Anhalt=Zerbst, der Markgraf von Anspach, die Herzöge von Weimar, Weißenfels, Meinungen, Mecklenburg, Holstein und Würtemberg, drei Prinzen von Gotha, drei von Schwarzburg, fünf von Lubomirsky, zwei von Radziwil, der Fürst von Fürstenberg, die Fürsten von Wiesnowitzky, Philomarini, Bellomarini, Siziniano, Benvenuto und noch viele andere vornehme Herren, mit deren Namenaufzählung ich sein Gedächtniß nicht beschweren will."

In einer alten Handschrift heißt es: „der hohen Potentaten, der geblütigen und ungeblütigen Prinzen waren so viele, daß man zu mancher Zeit und an etzlichen Orten vor lauter Fürsten fast nicht treten konnt."

„Geht nun schon," fuhr der Bäckergesell fort, „die Zahl der höchsten und hohen Herrschaften in's Unglaubliche, so wird sie immer noch durch Abentheurer mit erdichteten oder erborgten Namen vermehrt. So ging es gestern drei Wittenberger Studenten sehr übel. Sie hatten nämlich im Gedränge vornehmen Herrn die Eß= und Trinkkarten aus den Taschen gespielt, um sich auch einmal ein vornehmes Gütchen zu thun. Drei Tage hintereinander ließen sie sich die Mandelkräppel und Kröseln, Nonnesterzel und Matzetopferln nebst den kostbaren Weinen und andern warmen und kalten Gewässern gar trefflich schmecken. Endlich ward ihnen die Larve abgezogen. Man brachte sie auf die Wache der Janitscharen und am andern Tage stellte sie der Fürst Lubomirsky dem commandirenden Generalfeldmarschall von Wackerbarth vor, der ihnen schnell das Urtheil sprach. Er saß nämlich gerade mit seiner Suite und vielen preußischen Offizieren bei Tafel. Die armen Sünder wurden gefragt, wer sie wären, und mußten auf Befehl sich Namen und Rang der Herren beilegen, deren Karten sie aus den Taschen gespielt hatten. Da sah man denn nun einen Pseudo=Chevalier de l'Orance, einen dito Conte di Bentivoglio und einen dito Don de Verragua mit vor Scham und Aerger fast vergehenden Blicken an der Tafel stehen, belacht von allen Söhnen des Mars und ganz besonders artig bekomplimentirt von den drei Fremden, deren Namen und Stand die drei Sünder gemißbraucht. Nachdem man sich brav satt gespottet und gelacht hatte, mußten sie das Dessert der ganzen Tafel in Tornister packen, die man ihnen dazu reichte, diese gefüllt über die Schultern hängen und so nolens volens unter Begleitung von Janitscharen, während sie vom Pöbel mit dem Rufe: Naschkatzen, Naschkatzen! begrüßt wurden, das Lager verlassen und stehenden Fußes nach Wittenberg zurückkehren."

Der Jäger lachte und meinte, diese Strafe sei eine größere gewesen, als Carcer und Concil, ließ aber gleich darauf die Hand mit dem Glase, das er zum Munde führen wollte, auf den Tisch zurück sinken, denn eben trat der Hofbäcker Arnold mit seiner Tochter Marie, an deren Seite ein ihm unbekanntes junges Mädchen schritt, und dem Silberdiener in's Zelt. Der junge Mann wurde blutroth und so sichtlich verlegen, daß es selbst dem Cöllner auffiel, der der Richtung folgte, welche die Blicke des Waidmannes nahmen, und, seinen Prinzipal bemerkend, schnell aufsprang und nach verbindlichem Gruße den Hofbäcker und dessen Begleitung einlud, an seinem Tische Platz zu nehmen. Der zufällige Umstand, daß einige Gäste in der Nähe eben das Zelt zu verlassen sich anschickten, setzte den höflichen Vicewerkmeister in die Lage, der ganzen Gesellschaft Sessel anbieten zu können, wovon man, den Waidmann ausgenommen, der verschüchtert in einen Winkel des Zeltes sich zurück gezogen hatte, Gebrauch machte. Marie hatte ihren August wohl bemerkt, doch wagte sie aus mädchenhafter Scheu und Schüchternheit nicht aufzublicken.

Der Hofbäcker, erfreut, seinen Vicewerkmeister, der täg=

lich höher in seiner Gunst stieg, so zufällig getroffen zu haben, bestellte Kaffee und Kuchen für die Frauenzimmer und Wein für die Herren. Während dieß geschah, schlich sich der Silberdiener zum jungen Jäger und sprach: „Lieber August, es freut mich, Dich hier zu sehen, wenn ich Dir auch nicht viel Erfreuliches mitzutheilen habe. Mariens Vater will das liebe Kind an einen reichen Bürgerssohn in Dresden, dessen Vater deßhalb heute an ihn geschrieben, verheirathen, wie er mir so eben mitgetheilt. Verliere aber darum den Muth nicht," fuhr er fort, als er sah, daß der junge Mann bleich wie der Tod ward, „es kann noch Alles gut werden, wenn wir nur Zeit gewinnen."

„Weiß Marie schon um den Plan des Vaters?" fragte der Waidmann mit Hast und faßte die Rechte seines väterlichen Freundes. „Ach, mir droht das Herz zu zerspringen vor Weh und Leid!"

„Fasse Dich!" sprach des Hofbäckers Vetter. „Nur wer an sich selbst verzweifelt, ist verloren, und noch ist Deine Marie nicht die Gattin eines Andern und soll es, so Gott will, auch nicht werden. Noch ist's Marien unbekannt, welch' Wetter Euch droht, sei Du der Starke und verbittere dem Kinde nicht die wenigen Stunden, die sie hier im Lager verweilen wird. Ich werde Dich jetzt mit dem Hofbäcker bekannt machen."

Während die Beiden sprachen, stellte Arnold seinem Vicewerkmeister in dem jungen fremden Mädchen eine Verwandte aus dem sächsischen Erzgebirge vor, die vor Kurzem nach Dresden gekommen, um mit seiner Tochter ein paar Tage die Freuden des Lagerlebens zu genießen.

Müller, der sonst nie verlegen war, wenn es galt einem jungen Mädchen etwas Artiges oder Freundliches zu sagen, stand ganz verblüfft da beim Anblick dieser lieblichen Kleinen, deren entzückende Schönheit seine Augen blendete. Diese aber hüpfte am Hofbäcker in die Höhe, streichelte dessen Wangen und sagte: „ach bester Herr Pathe, wie dank' ich Ihm für die Freude, die Er mir bereitet, daß Er mich und die gute Muhme hieher in's Lager geführt. Ich habe so etwas noch nie gesehen und bin schon ganz beglückt von den ersten Eindrücken. Ach Herzensmühmchen," wandte sie sich zu Marien, „wie wollen wir in Eintracht und Frohsinn die schönen Tage verbringen, welche mir Deines Vaters Güte, Deine Freundlichkeit und das günstige Ungefähr, welches mich gerade jetzt hierher geführt, bereitet!"

Und sie schlang die Arme um das Mädchen und drückte einen Kuß auf dessen blühende Lippen. Müller aber suchte vergebens nach einer Redensart, ein Gespräch zu beginnen, denn nicht allein die äußern Reize der Muhme Mariens, sondern auch die ganze Art und Weise ihrer äußern Erscheinung, ihre Geberden, der Ton ihrer Stimme, ja selbst der Anzug, ob er schon etwas Ungewöhnliches an demselben nicht finden konnte, brachten einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn hervor, so daß er das schöne Mädchen, das doch seines Standes war, nur mit dem Gefühle einer gewissen Scheu und einer eigenen Befangenheit, über die er sich keine Rechenschaft geben konnte, zu betrachten vermochte.

Die ergötzlichste Erscheinung gab aber der Hofbäcker ab, der mit dem drückenden Geheimniß in Bezug auf die Verhältnisse der angeblichen Muhme auf dem Herzen umherwandelte und sich in die Rolle, die er zu spielen hatte, nicht finden konnte und dem schönen Kinde gegenüber vergeblich die nöthige Unbefangenheit sich anzueignen suchte.

Der Silberdiener trat jetzt mit dem jungen Jäger an der Hand zu der Gruppe und stellte diesen als den Sohn eines verstorbenen Freundes vor, den er innig geliebt und empfahl den Waidmann besonders dem Wohlwollen seines Vetters. Marie senkte tief erröthend das Köpfchen und wagte kaum aufzublicken, und auch der Silberdiener befand sich nicht in ganz unbefangener Stimmung, da ihn die dem jungen Jäger gemachte Mittheilung mehr als er es sich hatte merken lassen, beunruhigte, weil er den Charakter des Hofbäckers zu gut kannte, um nicht vorauszusehen, daß sein Wunsch, die beiden Liebenden für's Leben vereinigt zu wissen, nur nach heftigen Kämpfen Befriedigung finden werde. Anna, die angebliche weitläufige junge Verwandte Arnold's aus dem Erzgebirge, hätte eigentlich auch Ursache gehabt etwas verschüchtert dreinzublicken, da der Hofbäcker und der Silberdiener um ihr Geheimniß, wenigstens theilweise, wußten und überhaupt derartige Komödien nicht ohne eine gewisse Selbstverläugnung abgespielt zu werden pflegen. Der kecke, übersprudelnde Lebensmuth, den die Kleine im höchsten Grade besaß, setzte sie indessen über alle Bedenklichkeiten hinweg und ließ sie, ohne der nächsten Zukunft zu gedenken, nur in der Gegenwart leben. Ihr feuriges Temperament fühlte sich bei der Ungezwungenheit, in welcher sie sich hier bewegen konnte, viel gehobener, als es innerhalb ihres heimathlichen Kreises, eingeengt von den steifen Umgebungen, der Fall sein konnte, und ihr herrischer Charakter, ihr unbegrenzter Eigenwille und ihre Eitelkeit fanden hier ein ganz besonderes Feld, das von dem Boden, auf dem sie bisher ihren Neigungen gefröhnt, gewaltig abstach. Dem kaum der Kindheit entwachsenen Mädchen war hier Alles, was sie sah und hörte, neu, und es gehörte in der That eine nicht geringe Willenskraft und Klugheit dazu, die einmal übernommene Rolle zu behaupten und ihrem Charakter gemäß fortzuspielen. Es war dies um so schwieriger, als die Kleine bei der Abgeschiedenheit, in welcher ihre Verwandte lebte, mit jungen Männern so gut als gar keinen Umgang gehabt hatte.

Trotzdem führte das junge Mädchen eine Zeitlang die Unterhaltung fast ganz allein, die sie mit so naiven und witzigen Bemerkungen zu würzen verstand, daß endlich auch Arnold's Vicewerkmeister davon hingerissen wurde und nun seinerseits in der bereits bekannten geschickten und geistreichen Manier daran Theil nahm. Dabei entging es ihm nicht, daß die Augen des schönen Mädchens zuweilen mit Wohlgefallen auf ihm ruhten; doch erschrak er fast bei dieser Wahrnehmung, weil ihm, er wußte selbst nicht warum, die Verwandte seines Meisters aus dem Gebirge so fern zu stehen schien, daß ihm die Idee zu einer traulichen Annäherung, die wohl gar in Liebe übergehen könnte, ganz unfaßlich vorkam. Der Gedanke aber, daß er sich trotz seiner Eigenliebe, von der er sich allerdings nicht ganz frei wußte, nicht getäuscht und einigen Eindruck auf das entzückend schöne Mädchen gemacht habe, dessen dunkle, seelenvolle Augen zuweilen so bedeutungsvoll auf ihm ruhten, setzte ihn ganz außer sich selbst und trieb ihm das

Blut siedendheiß nach dem Kopfe. Er sprang bei der ersten schicklichen Gelegenheit auf, vor dem Zelte frische Luft zu schöpfen, konnte es sich aber beim Vorbeigehen an einem großen Spiegel nicht versagen, einen Blick hineinzuwerfen, worauf er sich selbst das Geständniß machte, er sei, wenn auch nicht gerade auffallend schön, doch hüsch, sehr hübsch, mindestens recht interessant. Nur sein Anzug erschien ihm zum ersten Male in seinem Leben seiner nicht ganz würdig, und er beschloß zur Stelle, sich vom Kopfe bis zum Fuße neu zu bekleiden.

Der arme August spielte indessen eine traurige Rolle, die dadurch, daß er sich von den Falkenblicken des ihm fremden Mädchens scharf beobachtet sah, nicht beneidenswerther wurde, und Mariechen konnte sich ihrerseits das eigenthümliche Wesen des jungen Mannes nicht erklären und kämpfte mit den Thränen. Der Hofbäcker aber raunte dem Silberdiener, den er erst dicht am Zelte zufällig getroffen, in's Ohr, das junge Mädchen sei ein verkörperter Engel. Wenn das so fortgehe, wie es begonnen, habe er keinen andern Wunsch als den, die Kleine möchte seine wirkliche Verwandte sein, damit er sie an Kindesstatt zu sich nehmen und sie ihm seine Marie ersetzen könne, wenn diese ihrem Manne in's große schöne Haus an der Ecke des Neumarkts und der Frauengasse gefolgt sei. Uebrigens lasse ihn, den Silberdiener, die alte Muhme Barbara grüßen, die, von den Anstrengungen der Reise als Ehrendame der jungen Mädchen ermüdet, in Moritz, wo er für seine Gäste ein ganzes Haus gemiethet, zurückgeblieben sei.

Arnold's Vicewerkmeister, der eben wieder eingetreten war, um, so schwer ihm dies auch ward, sich zu verabschieden und zu seinen Geschäften zurückzukehren, gab dem Waidmann Veranlassung mit Hast das Gleiche zu thun. Als die beiden jungen Männer wenige Augenblicke darauf das Zelt verließen, seufzten sie laut, Müller aus freudiger Beklemmung in der aufdämmernden Vorahnung künftiger Seligkeit, August aber im bittern Gefühle seiner Armuth und unbedeutenden Stellung, die ihn verhinderte vor den Vater seiner lieben Marie hinzutreten und sie von ihm offen zum Weibe zu begehren.

Wie ihre Geistesstimmung, so waren auch die Wege der beiden neuen Bekannten, die entgegengesetzten, sie schüttelten sich treuherzig die Hände, und während Müller westlich seiner einstweiligen Behausung, dem Schauplatze seiner Thaten zueilte, wendete sich der Waidmann nach der dunkeln Gorischhaide und zerdrückte zwei große Thränen, die ihm, er wußte nicht wie, in die Augen gekommen waren.

Der Hofbäcker aber wanderte mit den beiden jungen Mädchen noch eine geraume Zeit in den Zeltreihen umher, und es schmeichelte ihm nicht wenig, daß mancher hochadelige Herr und manch blanker Offizier verwundert der schönen Bürgerstochter nachschaute, die an seiner rechten Seite mit so graziösen als elastischen Schritten dahinschwebte, der frischen lebenskräftigen Jugend alleiniges Eigenthum. Marie ging ihm zur Linken, den Blick zur Erde gewendet, und grübelte über ihres Geliebten sonderbares Wesen nach, das sie sich vergeblich zu erklären versuchte. Der Silberdiener aber, der den kleinen Zug beschloß, dachte auf Anna blickend: und ob auch ein Bettlergewand diese Glieder deckte, deine Schönheit verhüllte es nicht und der Adel deiner allerhöchsten Geburt sähe aus jeder Falte hervor!

In den Vormittagsstunden des 24. Juni 1730 wogten bei Moritz bunte Menschenmassen dem Ufer der Elbe zu, um sich die Plätze zu sichern zum — Feuerwerk und der großartigen Illumination, welches Schauspiel der Abend desselben Tages ihnen gewähren sollte. Damalige Schriftsteller bedauern, daß es ihnen an Worten fehle, die „extraordinaire Fürtrefflichkeit und Magnificence" dieses Tages zu schildern.

Die Vorbereitungen, die man dazu getroffen hatte, ließen in der That das Außerordentlichste erwarten. Am linken Elbufer, in der Gegend von Riesa, da, wo vier Schiffbrücken über den Strom führten, hatte man einen Palast aufgerichtet, der seines Gleichen suchte. Seit Weihnachten hatten über zweihundert Zimmerleute daran gearbeitet, um das einundachtzig Ellen hohe, über zweihundert Ellen breite und vorn mit sechstausend Ellen bemalter Leinwand beschlagene Riesengebäude aufzuführen. Ein Schriftsteller der damaligen Zeit sagt: „ei du mein Gott, wie viel Hembder klebten an diesem Thurm zu Babel!" Die Malerei von sechs dazu verschriebenen italienischen Künstlern stellte einen Palast mit zwei Flügeln und vielen großen Portalen dar. Auf jedem Flügel stand ein ungeheuerer Palmbaum, unter welchem die Fama auf Waffen ruhte. Uebrigens war das Ganze mit Allegorien verziert, wie sie der Zeitgeschmack erheischte. Die damaligen Schriftsteller können die „remarquable Perspective, die Portale, welche man in der That für durchgänglich hielt, die lichten Quergänge, in welchen man wirkliche Zimmerthüren, die Fenster mit roth- und grüntaffetnen Vorhängen, durch welche man in wirkliche Zimmer zu sehen glaubte," nicht genug bewundern und meinen sogar, „dieses ganze Werk der Freskomalerei sei würdig, daß die ganze Welt es sehen möcht."

Die Hauptinschrift des Palastes: sic fulta manebit, war mehrmals angebracht, am auffallendsten aber über dem größten Portal in mannshohen Buchstaben. Hinter dem Gebäude standen sechzig Kanonen, achtundvierzig Mörser mit Leuchtkugeln und über achtzig Kasten mit Raketen. Ueber vierhundert Zimmerleute waren dazu beordert, die Illumination des Palastes mit zauberhafter Schnelle zu bewerkstelligen.

Oberhalb der Schiffbrücken lag die aus sechs Fregatten, neun Brigantinen und vielen Gondeln und Kähnen bestehende und mit fünfhundert und fünfzig holländisch gekleideten Bootsknechten bemannte königliche Flotte. Von diesen Matrosen trugen fünfhundert und sechsunddreißig weißleinene rothstaffirte Kamisöler und Beinkleider, rothe Leibbinden und schwarze spitzige Hüte, vierzehn auserwählte aber, blauseidene weißstaffirte Unterkleider, gelbseidene Jacken, blaue Binden, blaue und gelbe Hüte und blauseidene Strümpfe.

Eines der prächtigsten Schiffe, der Bucentaur, welcher der Kronprinzessin gehörte, war durchaus mit vergoldeter Schnitzarbeit verziert und soll nebst den kostbaren Geräthschaften über 15,000 Thaler gekostet haben.

Bei Moritz, also Riesa gegenüber, war für die hohen Herrschaften ein Pavillon erbaut worden, und zu beiden Seiten desselben hatte man längst dem Elbufer mehrere Reihen Logen errichtet, aus welchen viele Tausende ohne Gefahr zusehen konnten.

In einer Handschrift aus der damaligen Zeit heißt es: „also waren Vormittags um 9 Uhr bereits alle Plätze zum Erdrücken voll. Natürlich mußte man in den Buden auch essen, trinken und andere Angelegenheiten besorgen. Dies Alles gab denn zu manchen interessanten Scenen Anlaß. Ganze Familien saßen gewöhnlich beisammen und hielten auch so offen Tafel aus offnen Freßhückchen, womit man sich von Hause aus gut versorgt hatte. Seinen Platz auch nur einen Augenblick verlassen, hieß so viel als ihn verlieren. Denn aus allen Orten und Enden wallfahrtete man herbei. Auf diese Art kam nicht selten ein stockgemeiner Mensch zwischen Damen zu sitzen, die um der Nachbarschaft willen lieber das Feuerwerk eingebüßt hätten, wenn es nur möglich gewesen wäre, durch dieses Menschenmeer in's Freie sich zu drängen. Die Dorf= und Feldwege glichen von weitem rieselnden Bächen, die Heer= und Landstraßen wogenden Strömen, welche alle in das ungeheuere Menschenmeer bei Riesa, Gröbe, Moritz u. s. w. sich ergossen. Fast nur alte Väter und Mütter, hinkende Tanten und podagraische Onkel hüteten das Haus; sonst zog Alles fort, was Odem und Beine hatte. — Aber es war auch der Mühe werth.“

Gegen Abend rückte die ganze Armee in zwei Linien vor die Lagerfronte und $8\frac{1}{2}$ Uhr gab sie durch dreimaliges Lauffeuer das Zeichen zur Illumination des am jenseitigen Ufer erbauten Palastes. Auf ein Signal von Trompeten und Pauken donnerten sechszig Kanonen, nachdem die Illumination wie durch Feenhand geschehen, und nun stiegen die Raketen, die mannshohe Schrift brannte in weißem Feuer und zu beiden Seiten derselben sprühten vierundzwanzig große Feuerräder. Dann begannen Streit= und Lauffeuer, Funkenregen und Glühraupen, „Brennkätzlein und Kohlenhunde“, Raketen und Leuchtkugeln einen himmelanstrebenden Tanz, wozu die Kanonen in einem fort den Takt brüllten.

Nach dreimaliger Wiederholung dieses leuchtenden und lärmenden Feuertanzes fingen Wasserkegel, Wasserpatronen u. d. m. ihr liebliches Spiel an, indessen Streitfeuer unausgesetzt die Elbe mit einem Funken= und Flammenregen überschütteten.

Endlich erfolgte die Illumination der Flotte bis auf die äußersten Spitzen der Masten und Segelstangen, ein Schauspiel, das man in Sachsen noch nie gesehen hatte.

„Ei du mein Gott“, ruft hier der humoristische Prediger aus, dessen wir schon früher gedacht haben, „wie viel tausend Gelehrte hätten bei diesem Lampenöl studiren — wie viele, ach wie viele Bücher schreiben können!“ —

Von den Schiffen, aus dem königlichen Pavillon, dem Leinwandpalast und von allen Regimentern ertönte Musik. Und unter diesen Harmonien segelten die Schiffe majestätisch langsam die Elbe hinunter. Den Zug eröffnete ein funkensprühender Wallfisch, Herr Feuer=Fax genannt, dann kamen vier Delphine, ferner gegen fünfzig Fregatten, Brigantinen, Schaluppen u. s. w., welche zum Theil gar liebreizende Namen führten, wie Rose, Stern, Engel, Perle, Pfauengondeln, englische Wirre, und bei dem königlichen Pavillon mit Kanonen salutirten.

Auf dem Bucentaur befand sich die königliche Kapelle. Dieser steuerte, als man den hohen Herrschaften näher gekommen war, nach dem Ufer. Jetzt schwiegen alle Kanonen, Trompeten und Pauken, und aus weiblicher italienischer Kehle ertönte, unter sanfter Begleitung der Kapelle, eine Ecloga al Campo di Radewitz, welche bis gegen Tagesanbruch dauerte und die Herrlichkeit dieser Nacht beschloß.

Damit aber auch die Armee nicht ohne Illumination im Hintergrunde stehe, hatte man hier in beiden Treffen Johannisfeuer, oder reihenweise gelegte Reißighaufen, angezündet, welche bis an den hellen Tag brannten.

Der König Friedrich August begab sich noch während des Gesanges in's Hoflager zur Ruhe. Friedrich Wilhelm aber wartete bis zum Schluß des Festes und äußerte dann gegen den sächsischen Kronprinzen, mit welchem er die ganze Zeit über an einem Fenster gestanden, „wie Sie über dergleichen Magnificence ganz inniglich charmiret wären und seines Herrn Vaters Majestät das Zeugniß geben müßten, daß wohl Niemand besser Sumptuosité mit extraordinärem Gout so noble zu verbinden wisse, auch steckten Sie, für alle Ihnen bewiesene Egards, so tief in Obligation, daß Sie nicht einsähen, wie Sie Sich revangiren wollten.“ —

In der Vormittagszeit desselben Tages befand sich der junge Müller auf dem Zimmer des Hofbäckers, denn es gab mit diesem gar Wichtiges zu reden. Der König hatte demselben nämlich befehlen lassen einen Kuchen zu backen, wie in Bezug auf Größe und Dicke seines Gleichen noch nicht dagewesen, und Arnold diese wichtige Angelegenheit in keine bessern Hände als in die seines Vicewerkmeisters zu legen gewußt. Müller seinerseits hatte das Versprechen gegeben, Alles aufzubieten, um das Meisterstück eines Backwerks zu liefern, dessen Ruhm bis auf die Nachwelt kommen solle, und einen Riesenbackofen für das zu fertigende Kuchenungeheuer errichten lassen. Nachdem diese überaus bedeutsame Geschäftsangelegenheit noch einmal gründlich besprochen worden, änderte der Hofbäcker plötzlich den Ton seiner Stimme und sprach: „Nun, lieber Müller, was sagt Ihr denn zu unserer neuen Hausgenossin? Gelt, das ist ein Wettermädel, die es einem anthun kann in Gutem und in Bösem, wie's just kommt und die kleine Hexe die Laune hat?“

Der Vicewerkmeister, der bei den Worten seines Principals blutroth geworden war, entgegnete: „Da mag er wahr gesprochen haben, Herr Hofbäcker, doch ist die Engelsnatur die vorherrschende, das lasse ich mir nicht nehmen. Das Mädchen ist zwar seine Verwandte, doch kann ich, da wir einmal davon sprechen, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man ihm zu vielen Willen gelassen und es tüchtig verzogen hat. Die Kleine kann zuweilen, wenn sie gerade ihren Kopf aufsetzt, so herrisch sich geberden, als wäre sie eine geborne Prinzessin, und man kommt dann in Versuchung, ein solches Benehmen mit einigem Mißfallen zu betrachten. Ehe das Letztere aber zum Durchbruch kommt, hat die Engelsnatur schon wieder über die kleinen in ihrem Köpfchen spukenden Teufelchen den Sieg davongetragen.“

Der Hofbäcker, dem es darum zu thun war, seinem Werkmeister auf den Zahn zu fühlen, sprach leichthin: „Ich glaube, Ihr seid verliebt in die Kleine, Müller, gesteht es nur.“

„Herr Hofbäcker,“ versetzte dieser, „er beliebt eine eigenthümliche Frage an mich zu richten. Ich will indessen ganz offen gegen ihn sein und ihm sagen, daß ich lange nicht leichtsinnig oder unverschämt, wie er will, genug bin, um mein Auge auf das schönste Mädchen zu werfen, das ich je gesehen und das gewiß weit entfernt ist, Hoffnungen, die ich mir etwa machen könnte, zu begünstigen.“

„Ist dieß Eure bestimmte Meinung?“ fragte Arnold sichtlich erleichterten Herzens. „Nun ich will Euch nur sagen, daß wir sofort geschiedene Leute wären, wenn Ihr, wie das bei Euch jungen Menschen zuweilen geschieht, eine wenn auch vorübergehende Neigung für das noch halbe Kind fassen solltet. Ich muß Euch dieß sagen aus Gründen, die nur mein Geheimniß sind und die sich nicht erledigen könnten, selbst wenn Ihr Hofbäckermeister in Dresden würdet. Habt Ihr mich verstanden?“

„Nun er sprach doch nicht eben in Räthseln,“ versetzte Müller lachend. „Wenn es auch nicht gerade schmeichelhaft für mich ist, so will ich doch eine gute Lehre, die ich dabei gemacht habe, nicht verkennen.“

„Ach was da!“ nahm Arnold das Wort. „Nehmt Euch die gute Lehre, daß ein geschickter und fleißiger Arbeiter, wie Ihr, überall gern gesehen ist. Ich bin Euch wahrhaft gut, Müller, Ihr könnt es mir glauben,“ fuhr er treuherzig fort, und reichte ihm die Rechte, „und damit Ihr seht, wie viel ich auf Euch halte, will ich mein Vaterherz vor Euch ausschütten, denn ich bin der Aussprache bedürftig. Sehet, lieber Müller, da hat sich in diesen Tagen eine überaus gute Partie für meine Marie gefunden und das Blitzmädel schlägt den reichen Freier aus, um einer Liebelei willen mit einem armseligen Jägerburschen, der außer der Büchse und dem Waidmesser nicht viel mehr auf Erden sein nennen mag. Meine Tochter hat den Menschen in Meißen kennen lernen, wo er auf Besuch sich aufgehalten, und mein Vetter, der doch sonst seine fünf Sinne beisammen hat, begünstigt das Liebesverhältniß, ohne im Stande zu sein, dem Brautwerber eine Wildhüterstelle zu verschaffen, geschweige denn ihn zum Förster zu befördern. Da nun indessen das Mädchen, mit dem ich eben die letzte gründliche Unterredung über diese Angelegenheit gepflogen, standhaft erklärt hat, den Freier aus der Residenz unter allen Umständen nicht nehmen zu wollen, so mag ihr Wille geschehen, ich aber habe gleichfalls meinen Kopf aufgesetzt und erklärt, aus der Liebelei mit dem Jägersmanne könne nichts Ernstes werden und wenn sie sich die Augen ausweinte. Nun blutet mir freilich das Herz dabei, denn ich liebe mein einziges Kind über die Maßen, aber eben deßhalb kann ich mich nicht entschließen, es einem solchen armen Schlucker an den Hals zu werfen, der sich weiblich in's Fäustchen lachen würde über meine dumme Gutmüthigkeit. Nun, was sagt Ihr zu der Geschichte?“

Müller zuckte die Achseln und meinte, daß sich da nicht viel dazu sagen lasse, doch glaube er, daß die Zeit für das junge Mädchen noch Rosen bringen könnte, indem gar mancher wohlversorgte Oberförster früher die Wildschweine des Nachts mit den Hunden um die Wette gehütet und kaum Hoffnung zum einstigen Grenzzaunknecht gehabt. Er, der Hofbäcker, solle sich deßhalb die Sorgen nicht über den Kopf wachsen lassen und hoffen, daß auch sein rosiges Töchterlein des Trostes nicht unzugänglich sein und über Jungfer Mariechen auch wieder Heiterkeit kommen werde.

Die Tröstungen des Vicewerkmeisters, der wie ein Buch sprechen konnte, machten auf das eigentlich sehr lebensfrohe und daher leicht empfängliche Gemüth des Hofbäckers den sichtlichsten Eindruck, und zum Danke dafür und von der leisen Hoffnung beseelt, der fröhliche Bursche werde vielleicht sein trauerndes Töchterchen etwas aufheitern, lud er ihn zur Begleitung zum Feuerwerk in den geschlossenen Raum ein, den er sich zu verschaffen gewußt, und sein freundliches Anerbieten wurde natürlich dankend angenommen. Sehr zufrieden mit der Unterredung, die er mit dem jungen Müller gehabt, entließ der Hofbäcker den Letztern, um sodann dem reichen jungen Manne in Dresden zu schreiben, daß er sich auf die Hand seiner Tochter keine Rechnung machen dürfe, da er ihrem festen Willen, den Antrag, so schmeichelhaft und ehrenvoll er auch sei, zurückzuweisen, die Gewährung nicht hätte versagen mögen.

Zwölf Stunden später kämpfte der Vicewerkmeister Müller in der Loge seines Principals, während Feuerräder zischten, Raketen stiegen, Kanonen donnerten, den gewissenhaftesten Kampf seines Lebens. Anna erschien ihm heute schöner als je und war die Liebenswürdigkeit selbst. Der junge Mann stand seitwärts und schwelgte, unbekümmert um den in ein strahlendes Lichtmeer umgewandelten Palast da drüben über dem Elbstrom, in dem Himmel ihres Antlitzes. Neben ihr saß die arme Marie mit verweinten Augen und blassen Wangen, ein Bild des Herzeleids, und so mußte denn der Gegensatz, den das schöne Mädchen schuf, dessen Wangen blühten, wie die frischesten Rosen, der Schönheit und Jugend sprechendes Conterfei, nur um so in die Augen fallender und siegreicher hervortreten. Ein Etwas jedoch, über das er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, stellte sich zwischen ihn und seine Gefühle; es war nicht des Hofbäckers ehrliches, im Widerschein der Flammenbeleuchtung weithin erglänzendes Gesicht, das ihn an die Zusage seines ihm vor wenigen Stunden gegebenen Versprechens gemahnte, den vollen Ausbruch seiner Gefühle verhinderte vielmehr die eigenthümliche Hoheit des Wesens, die zuweilen über die Gestalt des bürgerlichen Mädchens sich verbreitete und ihn, den für seinen Stand so gewandten jungen Mann, abhielt, eine Annäherung zu versuchen.

So war denn die Nacht schon weit vorgeschritten, als jene die damalige Zeit so bezeichnenden Neckereien begannen, deren wir besonders gedenken zu müssen glauben.

Ein damaliger Berichterstatter sagt nämlich: „Es muß in dieser Nacht zweifelsohne einen geschlossenen Narrenorden gegeben haben, der seine Ambassadeurs unter alle Boutiquen und außer denselbigen vertheilte, denn so viel entsetzliche Schabernacke in einer Nacht sind noch nie erhört worden.“

Man nähte nämlich flugs ganze Reihen in einer Loge zusammen, paschte Damen, die keinen Tabak schnupften, „die Schneuztüchlein derber Priecennehmer“ und diesen wieder die

„Schneuztüchlein zierlicher Damen“ in die Taschen, so daß, wenn der Betrug entdeckt wurde, an einen Tausch füglich nicht mehr zu denken war. Man schnitt so viele „Kontusch=falten und Engageanten“ ab, daß sie, als es Tag wurde, zahlreich, wie Leichen auf dem Wahlplatze, herumlagen. Man spritzte mit kleinen Handspritzen, daß bald da, bald dort ein Geschrei sich erhob. Man dekorirte die Taillen vieler Herren mit Eselsköpfen, Hörnern u. s. w., bepflanzte die Haarbeutel „nicht etzlicher, sondern vieler recht honetter Expeditionairs und Kanzleyverwandten“ mit Hahnenfedern und heftete mancher ehrlichen Hausfrau einen Hanswurst, „lumpenen Uhlanen oder sonst eine Gottlosigkeit“ in die Kontuschfalten, also daß der „heimliche Monsieur daraus wie aus einem Schildhäuslein guckete.“ Man reichte Prisen, welche die Nasen bis zur Erschöpfung in Thätigkeit setzten, „also daß oft ganze Bänke wohl 12—15mal in einem Athem nieseten und das Schneuzen und contentement-Wünschen kein Ende nahm. Auch kamen recht „stattliche und gravitätische Leute“ zu schwarzen Gesichtern und Händen, sie wußten selbst nicht wie, und „hat mancher, wenn die Leuchtkugeln ihn illuminirten, derohalben seinen Nachbarn zu Spott und Hohn dienen müssen.“ Die meisten Späße enthüllte natürlich erst der Tag und unter dem Fittich der Nacht lachte Mancher über Andere, der mit der Morgenröthe selbst zum Gelächter ward.

In der Frühe des nächsten Tages saß ein alter blinder Mann am Wege mit einem Schubkarren voll „Haar= und Reuterbeutel, Visitatorschwänzchen oder Schildkröten, Affektionsbändern u. d. m.,“ welche alle in der vergangenen Nacht abgeschnitten worden waren. Der blinde Kaufmann bot Stück für Stück 2 Groschen mit dem Bemerken, daß es nicht eigne Fabrik, sondern nur Kommissionsgut sei. Natürlich hatte der Alte keinen Theil an der nächtlichen Haarbeutel=Amputation gehabt, er war, wie der Augenschein lehrte, von losen Vögeln nur gedungen.

Just zu der Zeit, als die erleuchtete Flotte den Elbstrom hinabschwamm, entstand in und neben den Zuschauerräumen ein so furchtbares Drängen, daß Bänke zerbrachen und Logen zusammenstürzten. Dieß vermehrte natürlich die allgemeine Verwirrung und Viele suchten das Freie zu gewinnen, was freilich nicht immer gelang. Der Hofbäcker, ein von Natur ängstlicher Mann, den der blinde Ruf „Feuer!“ vollends außer Fassung brachte, beschwor seinen Vicewerkmeister, ihm und den Seinigen den Weg aus der Loge zu bahnen. Es war keine leichte Aufgabe, das dichte Menschengewühl zu durchbrechen, und die Anstrengungen Müllers würden vergeblich gewesen sein, wenn nicht, wie beim Stauwasser, das plötzlich einen Durchbruch gewinnt, der wirre Knäuel da draußen durch das Nachgeben der Massen auf einer andern Stelle auf Augenblicke sich vorwärts bewegt hätte. Der Vicewerkmeister machte einen Ausfall, auf sein Geheiß folgten die beiden jungen Mädchen und der Hofbäcker war der Schlußstein des kleinen Phalanx. So gelangten sie denn auch glücklich in's Freie, aber nicht in Sicherheit. Die Menge wälzte sich wieder zurück, Andere drängten dagegen, und so geschah es, daß Müller mit Anna, deren Hand er gefaßt hielt, sich allein befand, während den Hofbäcker und dessen Tochter das Schicksal nach einer andern Richtung hin verschlagen hatte. An ein Wiederfinden war natürlich nicht zu denken, und Müller schlug daher dem jungen Mädchen vor, aus dem Gewühl sich herauszuwinden, um dann zu berathen, was man weiter beginnen wolle. Anna war es zufrieden und schob zutraulich ihr Händchen unter den rechten Arm ihres Begleiters, der bei dieser Berührung, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zuckte. Nach fünf Minuten befand sich das Paar im Bereiche der Marketenderbuden, die ihre wandernden Besitzerinnen hier aufgeschlagen. Man sah eine Menge Leute, deren Schaulust die Anforderungen des Magens besiegt hatten, ihren Hunger und Durst stillen und vernahm hier und da die aufkreischende Stimme eines Trunkenen. Arnolds Vicewerkmeister wollte mit seiner schönen Begleiterin durch die Budenreihen eilen, um entweder eine Stelle aufzusuchen, von wo aus ein Theil des Feuerwerks aus der Ferne wahrgenommen werden könnte, oder nach Moritz zurückkehren und das Weitere dann dem Zufall überlassen. Als die Beiden just um eine Bude bogen, bemerkte Anna, daß sie eben ihr Taschentuch verloren, und Müller sprang dienstfertig zurück, es zu suchen. Eben war dieser hinter den Brettern verschwunden, da kam von der andern Seite klirrenden Trittes ein „Panzerner“ daher mit weinglühendem Gesicht, erblickte das schöne junge Mädchen, umfaßte es im trunkenen Uebermuthe und drückte einen Kuß auf die frischen Lippen der vor jähem Schreck Erstarrten. Jetzt erst vermochte Anna einen gellenden Schrei auszustoßen, während sie sich vergeblich mühte aus den Armen des Kriegers sich loszuwinden, der sie nur um so fester umschlang. Müller, der den Angstruf der Jungfrau vernommen, sprang eiligst herbei und sah kaum was vorging, als er dem Polen einen so kräftigen Faustschlag in's Gesicht versetzte, daß dieser seine schöne Beute los ließ. In der nächsten Sekunde hatte ihn der Vicewerkmeister um den Leib gepackt, hob ihn mit so viel Gewandtheit als Stärke in die Höhe und schleuderte ihn rücklings zu Boden, daß Panzer und Eisenschienen dröhnten. Dann faßte er Anna um den Leib und riß sie, so schnell er vermochte, mit sich fort, indem er die vor jähem Schreck Erstarrte halb trug. Wüstes Geschrei ertönte hinter ihnen her, Waffen rauschten, schnelle Schritte, die sich näherten, wurden hörbar. Nur der Umstand, daß die Flucht und die Verfolgung hinter und nicht vor den Marketenderbuden geschah, machte es möglich, daß Müller mit seiner holden Begleiterin, deren Kräfte indessen immer mehr und mehr schwanden, unangefochten weiter gelangte, weil auf der Kehrseite der fliegenden Baraken kein Verkehr stattfand. Der Vicewerkmeister, der recht gut wußte, was es zu bedeuten hatte, sich an einem hochadeligen Polen thätlich vergriffen zu haben, faßte jetzt, da er sah, daß die Verfolger immer näher kamen, einen verzweiflungsvollen Entschluß. Er schob Anna hinter die nächste Bude und rannte, nur von dem Gedanken beseelt, das Mädchen zu retten, den Nachsetzenden entgegen. Kaum dreißig Schritte war er mehr von ihnen entfernt, da huschte eine dunkle Gestalt, als wäre sie eben der Erde entstiegen, an Müller vorbei, dieser packte das gespenstige Wesen und warf es in die Arme seiner Verfolger, während er selbst mit einer Behendigkeit ohne Gleichen zwischen den Buden verschwand.



Ein wüstes Geschrei erscholl, das sich bald darauf in Gelächter verwandelte, und die Ausrufe: „Der Lager-Hampelmann! der Lager-Hampelmann!“ wurden vernehmbar. Die Soldaten hatten einen merkwürdigen Fang gemacht. Ein männlicher Wechselbalg mit glatt geschorenem Haupte, einem von aufgeklebten Schweinsborsten starrenden Bart, umgestülptem Hut und einem mit Aermeln versehenen, aber verkehrt angezogenen Brustlatze befand sich in ihren Händen. Besagte Erscheinung war ein ehrliches Dresdner Menschenkind und unter dem Namen „Dresdner Hampelmann“ männiglich bekannt. Das Männlein nährte sich vom Hausiren mit „Schemperliedern“, war mit seinem ganzen Waarenlager in's Lager gekommen und hätte wahrscheinlich die glücklichste Spekulation seines ganzen Lebens gemacht, wenn nicht beim Abbrennen einer Marketenderbude seine sämmtlichen Drucksachen vom unbarmherzigen Element verzehrt worden wären.

Das Komische der Entdeckung, als man den Irrthum wahrnahm, wirkte so auf die Lachmuskeln der Soldaten und brachte eine solche Heiterkeit unter ihnen hervor, daß eine Zeit verging, ehe sie die Verfolgung der beiden Flüchtlinge fortset-

ten. Müller hatte die Zeit, die man ihm gelassen, so gut benutzt, daß er mit seinem liebenswürdigen Schützling, dem mit der Verminderung der Gefahr auch die Kräfte zum Gehen wieder gekommen waren, sich bereits außerhalb des Bereichs befand, das man jetzt nach ihnen vergeblich durchsuchte. Fern vom Getümmel der Menschen saßen die Beiden unter einem einsamen Nußbaume und nur dumpf dröhnte das Geprassel der platzenden Raketen und das Zischen der Feuerräder und Schwärmer zu ihnen herüber. Anna war so schön und der Dank, den sie ihrem Retter in beredten Worten darbrachte, dünkte diesem so süß, daß er ihre Hand ergriff und sie feurig an sein Herz drückte. Vergehen aber wollte er vor unaussprechlicher Wonne und namenloser Seligkeit, als in der nächsten Minute das reizende Mädchen an seine Brust sank und flüsterte: „Wie liebe ich Dich!“ Ihn schwindelte, die ganze Welt drehte sich mit ihm im Kreise, ja es kam ihm auf Augenblicke vor, er sei ihr entrückt. Doch Anna's lebensfrische Lippen und der würzige Hauch ihres Mundes, der seine Wange streifte, brachten ihn in die Wirklichkeit zurück und zum vollen Erkennen der Seligkeit, die diese einzige Minute über ihn ausgegossen. Und auch seine Arme umschlossen jetzt den zarten Wuchs des blühenden Kindes und seine Lippen schwelgten im Nektar ihrer Küsse, die sie ihm bot. Und als nun erst die beiden Liebenden die Sprache wieder gewannen und die Versicherungen ihrer ewigen Liebe sich gaben, da dünkte Müller sein ganzes bisheriges Leben nichts gegen die Wonne der eben verschwundenen Minuten.

Eine Stunde später huschte Anna in ihr Stübchen, das man ihr im Hause zu Moritz eingeräumt, Müller aber warf sich, den Himmel im Herzen, in's Arbeitscostüm, denn die Zeit war gekommen, zu welcher mit der Fertigung des Riesenkuchens begonnen werden mußte.

Der 26. Juni war einer der festlichsten Tage des so geräuschvollen als verschwenderischen Lagerlebens, denn es ward an demselben die aus mehr als 30,000 Mann bestehende Armee zu gleicher Zeit gespeist. Die sämmtlichen Truppen rückten ohne Ober= und Untergewehr vor die Lagerfronte, wo in zwei ungeheuren Linien auf lauter neuen Tischblättern getafelt werden sollte. Vor jedem Regiment standen zwei Pfähle mit Querbalken. An den erstern hingen gebratene Ochsenviertel und an den letztern die Häute mit den ganzen Köpfen, die unversehrt daran gelassen worden waren. Nicht weniger als achtzig polnische Ochsen hatte man geschlachtet.

Zwischen beiden Linien befanden sich die von Rasen aufgeworfenen Tafeln der Offiziere, gleichfalls mit neuen Tischblättern belegt. Sie wurden „auf's magnifiqueste gespeiset und konnten Rheinwein trinken, so viel sie nur vermocht.“ Die Gemeinen bekamen Mann für Mann einen hölzernen, mit dem churfürstlichen Wappen versehenen Teller, ein Brod, ein Stück Rinderbraten, drei Maß Bier und zwei Maß Wein, welcher letztere aber von den Obersten nur halb und der Rest den folgenden Tag vertheilt wurde.

Während dieser großen offenen Tafel ritten „Ihro Majestät der König von Preußen durch die Linien und waren nicht wenig charmiret über die vielen tausend fetten und wackelnden Mäuler.“ Wo er hinkam, rief man ein donnerndes Vivat und warf die Hüte in die Höhe.

Der König Friedrich August kam auf einem Wurstwagen an die offene Tafel seiner ganzen Armee, um zu sehen, ob es auch, nach seinem Willen, an nichts fehle, fuhr aber nur durch einige Regimenter, weil seine Thätigkeit als Wirth anderweit in Anspruch genommen wurde.

Längs der Front des Hoflagers, nach der Armee zu, waren dießmal grüne halbe Zelte aufgeschlagen und sechzig Kanonen in mäßiger Entfernung davon aufgepflanzt.

An beiden Seiten der Tafel bildeten Janitscharen lebendige Mauern, damit die Aussicht nach dem Lager frei blieb.

Die allerhöchsten und höchsten Herrschaften hatten sich eben zur offenen Tafel gesetzt, die, wie natürlich, den prachtvollsten Anblick gewährte und von köstlichen Auffätzen und goldenen und silbernen Gefäßen strotzte. Sämmtliche Gäste waren in großer Gala und auch die Anzüge der Dienerschaft starrten von Silber= und Goldtressen, Trotteln und Quasten. Außer den Heiducken und Janitscharen flogen noch vierundzwanzig Mohren in reicher, malerischer Tracht, prächtige Turbane auf den Köpfen, um die Tafeln, die leisesten Wünsche der hohen Speisenden zu befriedigen.

Unter den Zuschauern, die man natürlich nur in einer solchen Zahl eingelassen hatte, daß noch Raum für die Dienerschaft blieb, befand sich auch der Hofbäcker Arnold, der schweißtriefend, aber sehr zufriedenen Blickes auf all' die Pracht und Herrlichkeit schaute, die sich hier aufgehäuft vorfand. In einer Anwandlung launenhaften Eigensinnes — so nannte es wenigstens der Hofbäcker — hatte Anna aller Vorstellungen und Bitten zum Trotz es entschieden abgelehnt, die Zuschauerin an der offenen königlichen Tafel abzugeben, und Arnold war nichts weiter übrig geblieben, als seine Tochter und den gerade dienstfreien Silberdiener dem kleinen Starrkopf zu einem Spaziergange durch einen Theil des Lagers zur Begleitung zu geben.

Man speiste dießmals auf Porzellan, zur damaligen Zeit eine große Seltenheit. Der Erfinder desselben, Johann Friedrich Böttcher, war erst 1719 in Meißen, wo er die weltberühmte Fabrik errichtet, gestorben. Uebrigens erstreckte sich diese Kunst damals nur auf die Anfertigung von braunem Geschirr, welches jetzt nur noch als eine Seltenheit in den Kunstkabineten der Großen gezeigt wird.

Als die ersten Teller herum gegeben wurden, hörte der Hofbäcker, der nicht weit von den beiden Majestäten stand, den König von Preußen zu seinem königlichen Wirth die der Nachwelt aufbewahrten Worte sagen: „Der heillose Apothekerbursch hätte wohl auch in meinem Berlin bleiben können. Das braune Zeug ist besser, als ich es mir imaginiret.“

„Hätte ich den Menschen nicht auf den Königstein setzen lassen,“ sprach Friedrich August lachend, „wer weiß, ob sothanes Geschirr erfunden worden wäre. Ich glaubte er verstünde die Goldmacherei und wollte den Tausendkünstler in aller Stille droben auf der Festung sein Wesen treiben lassen. Nun mit dem Gold war's nichts, aber das Porzellan hier, das endlich aus den Schmelztiegeln zum Vorschein kam, ist doch gewiß auch nicht zu verachten. Dafür ließ ich aber auch dem

Böttcher den Adelsbrief zustellen, damit man sähe, wie hoch ich die Erfindung schätze."

Der Bäckermeister wurde jetzt zurück gedrängt und vermochte von dem weitern Gespräche der beiden Potentaten nichts mehr zu vernehmen. Indessen befriedigte er unverdrossen seine Schaulust und es war mehr als eine Stunde vergangen, ehe er sich dessen versah.

Plötzlich ertönte draußen eine rauschende Musik, worauf sofort die Herrschaften von ihren Sitzen sich erhoben und vor das Zelt traten, wo ein prächtiges Schauspiel vor ihren Blicken sich zu entfalten begann. Die Offiziere der ganzen Armee, welche sich vorher in dem Hauptquartier des Generalfeldmarschalls von Wackerbarth versammelt, marschirten nämlich, Regimenterweise von ihren Chefs geführt, nach dem Tafelzelte, um sich vom König von Preußen zu beurlauben. Die von der Infanterie trugen Espontons, die von den Grenadieren Flinten und die von der Cavallerie Degen. Vor dem Zelt stellten sie sich in Parade auf und die Regimentsmusik postirte sich auf beiden Seiten der Janitscharen. Nach einer kleinen Pause marschirte das ganze Corps, Regimenterweise nach der Ordnung des Lagers, dicht bei den Monarchen und den andern hohen Herrschaften vorbei. Jedes Corps machte vor dem König von Preußen ein paar Minuten Fronte und salutirte. Der Chef trat vor und beurlaubte sich und sein Regiment bei Friedrich Wilhelm, der dann für alle Mühe und „kostbare Exerzitien" höchlich sich bedankte und auf das Wohl des Chefs und der Offiziere ein Glas leerte. Mancher Chef, den der König persönlich kannte, ward von ihm mit der „intimsten Tendresse embrassirt", welche Ehre dem Prinzen Adolph und den Obersten von Polenz und Löwendal widerfuhr.

Der Chef und jeder Offizier bekamen dann ein Glas Rheinwein, das man auf das Wohl des Königs trank und auf ein Tempo in die Luft warf. So viele Offiziere, so viele Gläser mußten also vorhanden sein, welche dazu in der nicht lange erst angelegten Glashütte Friedrichsthal bestellt und mit dem Namen und Wappen des Königs geziert worden waren.

Bei jeder Gesundheit ertönten die Instrumente der Musiker der ganzen Armee, die sechzig Kanonen donnerten und das Volk schrie ein vieltausendfaches Vivat.

Hierauf ging es an ein Abschiednehmen unter den fremden Fürsten, Generalen und andern hohen Offizieren, „wobei denn mit solcher Tendresse und Amitié geschmätzelt wurde, daß es einen ordentlich Jammer nahm, dergleichen noble Personen, nach so vieler Freude, wohl auf immer von einander scheiden zu sehen, denn gar viele zogen in ferne Lande, nahmen aber gewiß keinen geringen Estime von Sachsens Gloire und unsers Königs und Churfürsten Richesse und Sumptuosité mit auf den Weg."

Nach dieser Gemüthsbewegung begaben sich die sämmtlichen Herrschaften wieder in's Tafelzelt zurück, um sich am reichen Dessert den Gaumen zu kitzeln und den Nachhall der Rührung ob der eben erlebten Scene durch den Champagner weniger fühlbar zu machen.

Der Hofbäcker hatte unverdrossen ausgeharrt und stand jetzt, die sichtbarsten Zeichen der Erwartung zur Schau tragend, da, ungeduldig über die riesigen Tafeln hinweg in's Freie hinausstarrend.

Endlich, endlich geriethen die Menschenmassen da draußen in Bewegung, Musik ertönte, die Zeltgassen in der Nähe wurden von den Truppen gesäubert, und der eigenthümlichste Festzug, den es wohl je gegeben, nahte sich. Auf einem von acht Pferden gezogenen, zehn Ellen breiten Wagen wurde der auf allen Seiten mit Brezeln, Semmeln, Zwieback u. s. w. garnirte und über und über mit Blumen besteckte Riesenkuchen einher gefahren, umdrängt von Gaffern jeden Geschlechts, jedes Alters und des verschiedensten Standes. Hinter dem Wagen marschirten in ihren Feiertagskleidern, große Blumensträuße an der Brust, die sämmtlichen Gesellen und Lehrlinge des Hofbäckers, hundert und sechzig an der Zahl, in ihrer Mitte der Vicewerkmeister Müller, den zwei der Längsten auf ihren Schultern trugen. Am königlichen Tafelzelt machte der Zug Halt und die Bäckergesellen brachten ihrem König und Herrn ein donnerndes Hoch und schwenkten die Gläser, mit welchen sie nebst würzigem Inhalt schnell versehen worden waren. Kanonensalven krachten, das Volk aber schrie: „Vivat der große Kuchen, Vivat der Kuchenkönig!"

Die hohen Herrschaften hatten sich sämmtlich erhoben, um dieß Wunder der Bäckerkunst genauer betrachten zu können, der König Friedrich August aber befahl einem Kämmerer, den Meister dieses Backkunstwerks ihm vorzuführen. und wenige Minuten später stand der Vicewerkmeister Müller aus Cöln vor den Majestäten.

Die höchsten Herrschaften betrachteten den hübschen jungen Mann, der sehr sauber und nett gekleidet war, nicht ohne Theilnahme, und August der Starke sprach: „wie groß ist der Kuchen, den Du gebacken und wie viel Zuthat wurde dazu verwendet?"

„Königliche Majestät zu dienen," entgegnete der Gefragte mit einem tiefen Bückling. „Der Kuchen mißt genau vierzehn Ellen in der Länge, sechs Ellen in der Breite und ist eine Viertel Elle dick. Der Teig wurde bereitet aus achtzehn Schäffeln Mehl, und in denselben hinein kamen zweiundachtzig Schock Eier, drei Tonnen Milch, eine Tonne Hefen und eine Tonne Butter. Das Einschieben des Kuchens in den eigens dazu erbauten Backofen war die schwierigste Aufgabe, doch wurde sie mit Hebelkraft und sonstiger Maschinerie sonder Gefährde glücklich gelöst."

„Nun diesen Kuchen lasse ich mir gefallen," sprach der König lachend, zu seinem Nachbar, den König von Preußen, gewendet. „Wie ist Dein Name, junger Mensch?" fragte er den Vicewerkmeister weiter.

„Ernst Ludwig Müller, gebürtig aus Cöln am Rhein, stellvertretender Werkmeister beim Hofbäckermeister Arnold am Taschenberge zu Dresden," versetzte Anna's Geliebter mit fester, vernehmlicher Stimme, und schaute den beiden Herrschern ruhig in's Gesicht. „Der Herr Hofbäcker dort wird's bezeugen."

Die beiden Könige und die ihnen zunächst Sitzenden folgten mit den Augen der Richtung, die Müller's ausgestreckte Rechte andeutete, und Marien's Vater wurde kreideweiß im Gesicht vor Schreck, als er sich von den allerhöchsten Blicken in Augenschein genommen sah. Er machte eine so tiefe Verbeugung, daß er, da er einige Schritte vorgetreten, fast mit

seinem Kopfe die Perücke des Königs von Preußen berührt hätte, hinter dessen Stuhle er sich befand. Friedrich August aber sprach: „Ihr habt da einen tüchtigen Gesellen, Hofbäcker, der sein Metier versteht. Euere Leute sollen heute einen guten Tag haben und der Tausendkünstler hier, ein wohlverdientes Trinkgeld.“ Er winkte gnädig mit der Hand, und die Vorstellung war beendet.

Der Hofbäcker konnte es im Zelt nicht mehr aushalten, die Wonne, von seinem allergnädigsten König huldreich angeredet worden zu sein, wollte ihm die Brust zersprengen. Draußen aber wäre ihm Müller fast um den Hals gefallen und hätte ihm in der Freude seines Herzens vertraut, daß die schöne Anna ihn liebe und sie sich besitzen müßten um jeden Preis, wenn er sich nicht noch zur rechten Zeit an sein Versprechen, das er dem lieben Mädchen gegeben, erinnert, demzufolge er das tiefste Schweigen über das süße, selige Verhältniß hatte geloben müssen.

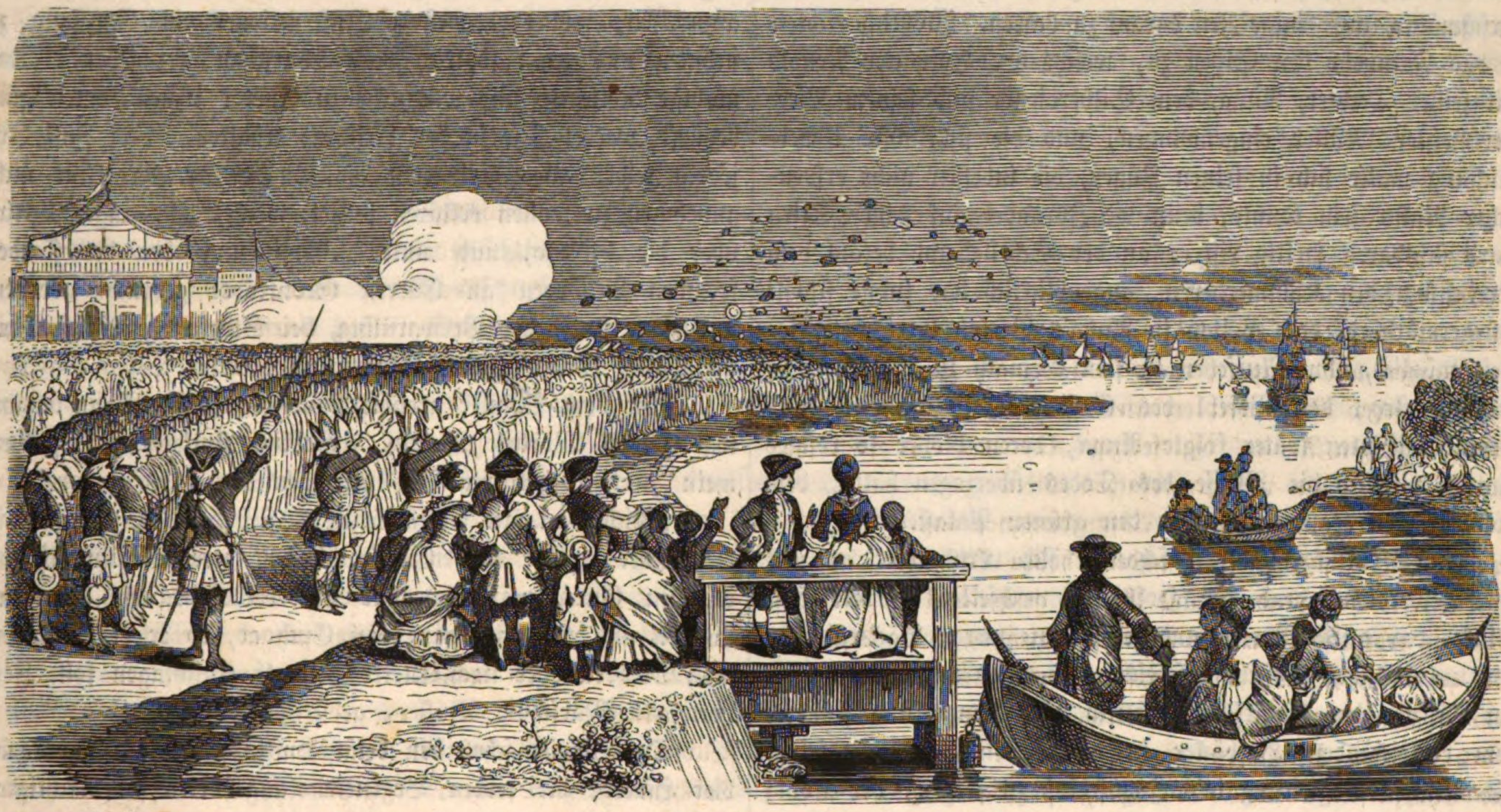
Inzwischen wurde mit dem Tranchiren des Riesenkuchens, und zwar unter Assistenz des Landbaumeisters, durch — einen Zimmermann begonnen. Dieser schnitt erst mit einem drei Ellen langen auf die Schultern gestemmten Messer von weitem ein Loch in den Kuchen, trat dann in die offene Lücke und säbelte vor der Hand nur hohen Personen auf Verlangen Stücken herunter, die aber nicht verzehrt, sondern zum Andenken in ferne Lande mitgenommen wurden.

Den offiziellen Schluß des Ganzen machte eine dreimalige Generalsalve aus den Kanonen und Flinten der ganzen Armee.

Sobald die hohen Herrschaften sich entfernt hatten, ward die ganze Tafel, der Rest des Weines und der Riesenkuchen dem Publikum Preis gegeben, bei welcher Gelegenheit das weibliche Geschlecht sich besonders dergestalt hervorgethan haben soll, daß es sich beim Eindringen in die Zelträume in förmliche Kämpfe einließ und schließlich der Wahlplatz mit den verschiedenartigsten Garderobegegenständen bedeckt wurde.

Während man hier zum Theil blutige Lorbeeren pflückte, trat die ganze Armee ihren Weg nach dem Elbstrom an. Statt des Gewehrs trug jeder Krieger den hölzernen Teller, auf dem er gespeist, unter dem Arm. Dicht am Ufer wurden die Truppen in einer einzigen unabsehbaren Linie aufgestellt. Der König Friedrich August befand sich mit seinen Gästen in demselben Gebäude, von wo aus man zwei Tage zuvor dem Feuerwerke zugeschaut hatte.

Jetzt ertönte das Commandowort, und in einem Nu schwirrten die dreißigtausend hölzernen Teller durch die Luft und küßten die Fluthen des Stromes, um auf dessen glänzenden Rücken die weite Fahrt anzutreten und den Bewohnern entfernter Gegenden ein Zeugniß zu geben von dem durch fürstliche Laune hervorgerufenen verschwenderischen Luxus jener Tage.



In einem Zimmer des hölzernen, in= und auswendig mit Tannen bekleideten Jagdschlosses bei Lichtenberg im Churkreise, dessen Pfeiler, Simse und Fensterrahmen vergoldet waren, stand am Nachmittag des 28. Juni der König Friedrich August und schaute mit einem Fernrohr auf das Menschengewühl zu seinen Füßen hinab. Der ganze Hof hatte sich nämlich am Tage zuvor zu Schiffe die Elbe stromabwärts in den Wald bei Lichtenberg begeben, um eine große Jagd abzuhalten, die dann auch am folgenden Vormittag stattgefunden. Eben war vom König ein Todesurtheil unterzeichnet worden, in Folge dessen am nächsten Morgen im Lager vor dem Aufbruch der Truppen, der lange Schneider aus Lübben wegen Mordversuchs an seiner ehemaligen Verlobten erschossen werden sollte. Der Monarch ergötzte sich, um des widrigen Eindrucks,

den der Prozeß des unglücklichen Schneiders in ihm hervorgebracht, ledig zu werden, an dem interessanten Schauspiel, das seinen Blicken sich darstellte. In einer langen, unabsehbaren Reihe lag die reiche Beute des Tages wohlgeordnet hingestreckt, riesige Hirsche mit prächtigen Geweihen von zwanzig und noch mehr Enden, Rehböcke mit monströsem Gehörn und borstige Eber mit den weißen, gewaltigen Hauern. Ueber sechshundert Hirsche, Thiere, Rehböcke und Rehe und an vierhundert Keiler, Bachen und Frischlinge waren diesem Tage zum Opfer gefallen und bildeten wohl eine der stattlichsten Strecken, die jemals ein Jägerauge befriedigt. Daneben prellten die lustigen Jägerburschen auf einer großen Wildhaut einander recht zärtlich in die Luft, also daß Manchem vor Freuden Hören und Sehen verging. Die sämmtliche Jägerei trug ganz neue Uniformen und silberne Hüfthörner hingen über die Schultern der Waidmänner. Selbst die Schaar der Treibbauern, die sich in einem weiten Halbkreise gelagert hatte, und das ihnen gereichte reichliche Mahl verzehrte, war aus der Privatkasse des Oberlandjägermeisters mit grünen Jacken, Schärpen mit Silberlahn und Hüten mit vergoldeten Reisern bekleidet worden und nahm sich natürlich sehr stattlich aus. Und die Tausende von Zuschauern, die sich eingefunden, um dem letzten Akte des glänzenden Schauspiels beizuwohnen, das ohne Unterbrechung vier volle Wochen alle Welt mit Erstaunen und Bewunderung erfüllt hatte, boten einen so malerischen Anblick dar, daß es selbst des Königs verwöhntes Auge nicht verschmähte, auf einige Zeit darauf zu haften. Plötzlich richtete er das Fernrohr den Sitzen zu, welche der Hofbäcker Arnold mit seiner Tochter, Anna, dem Silberdiener und seinem Vicewerkmeister Müller eingenommen, und die sichtlichste Ueberraschung malte sich in seinen Zügen, die indessen nicht erfreulicher Natur sein konnte, denn die Zornader auf seiner Stirn ward sichtbar. Heftig riß er an der Schelle und befahl dem hereinstürzenden Kammerherrn, augenblicklich das junge schöne Bürgermädchen, das er ihm in Anna's Person bezeichnete, soweit möglich, ohne Aufsehen in sein Gemach zu führen. Der Höfling flog, den Befehl des Gebieters auszuführen, und wenige Minuten später folgte Anna, deren bisher so rosiges Antlitz plötzlich die Blässe des Todes überzogen hatte, dem goldbetreßten Kammerherrn in den grünen Palast.

Die Zurückgebliebenen schauten sich verwundert an und der Silberdiener und der Hofbäcker wechselten so betroffene Blicke, daß auch Marien und selbst den jungen Bäckergesellen ein unheimliches Gefühl beschlich. Kurz darauf drängte sich ein Offizier der Janitscharen durch die Menge und flüsterte dem erbleichenden Hofbäcker in die Ohren, ihm mit seiner sämmtlichen Begleitung in's Jagdschloß zu folgen, der König habe es befohlen. Die vier Personen gehorchten, und mit schlotternden Knieen betraten Arnold und der Silberdiener das Gemach, welches ein Diener geöffnet, gefolgt von Müller und Marien. Der Offizier war vorausgeschritten und eröffnete ihnen jetzt, sie möchten sich ganz ruhig verhalten, das Weitere werde ihnen Se. Majestät baldigst wissen lassen.

Der Silberdiener saß, das Schlimmste ahnend, ein Bild des Jammers, auf dem Sessel, auf den er hingesunken, mit kreideweißem Gesicht da und seine Kinnbacken zuckten krampfhaft. Zuweilen bewegten sich seine Lippen leise, er schien ein Gebet zu murmeln. Der Hofbäcker hatte seinen dicken Leichnam gleichfalls auf einen Stuhl niedergleiten lassen und wischte sich fast unaufhörlich die großen Schweißtropfen aus dem runden Vollmondgesicht, während die sehr vernehmbaren kurzen Odemstöße von der Erregtheit seines Innern Zeugniß gaben. Mariechen weinte auf ihrem Sitze still vor sich hin und dachte sich alle Schrecknisse aus, die das Ereigniß, über welches sie völlig im Unklaren schwebte, ihr und ihrem Vater bringen könnte. Müller lehnte am Fenster und schaute mit kecker Unbefangenheit in das Gewühl der Menschen vor demselben, seiner völligen Unschuld an irgend welchem Vergehen, dessen man ihn zeihen könnte, sich bewußt. Der Offizier maß mit großen Schritten das Zimmer und warf zuweilen einen Blick der Neugier auf dieses eigenthümliche vierblätterige Kleeblatt.

So verging diesen fünf Personen in der verschiedensten Stimmung eine halbe Stunde und etwas darüber.

Da öffnete sich die Thür und herein in's Gemach schritt ein höherer Offizier in glänzender Uniform, trat, den Janitscharen flüchtig grüßend, auf den Vicewerkmeister zu und sprach: „seid Ihr der Bäckergeselle Müller aus Cöln, in Arbeit beim Hofbäcker Arnold in Dresden?"

Der Angeredete bejahte, und der Offizier fuhr also fort: „Se. Majestät der König ernennen Euch zum Vorsteher der großen Militärbäckerei in Warschau, jedoch mit der Weisung, augenblicklich in Begleitung eines Polizeibeamten nach Dresden abzureisen, um dort weitere Instructionen in Empfang zu nehmen und dann sogleich nach Warschau abzugehen. Das nöthige Reisegeld und was Ihr zu Euerer neuen Einrichtung bedürft, werdet Ihr in der Residenz erhalten. Im Fall Ihr jedoch wider alles Erwarten die Gnade Sr. Majestät nicht annehmen zu wollen erklären solltet, werdet Ihr augenblicklich über die Grenze, und unter Vermittlung der betreffenden fremden Behörden an Eueren Geburtsort gebracht werden, und zwar unter der Verwarnung, bei Strafe der Aufgreifung nie wieder Sr. Majestät Staaten zu betreten."

Wie vom Donner gerührt stand der junge Mann da und war keines Wortes mächtig. Endlich stotterte er: „Aber, mein Herr, so erklären Sie mir doch nur —"

„Nichts da mit Erklärungen!" fiel der Offizier ihm in die Rede. „Ihr setzt Euch mit den zwei Männern, die draußen Eurer warten, ohne Widerrede in den harrenden Wagen und es hängt ganz von Euch ab, ob er die Richtung nach Dresden oder nach Euerer Heimath einschlagen soll. Jetzt vorwärts Marsch!"

Der Offizier schob den betäubten jungen Mann zur Thür, vier Hände, die seinen Begleitern angehörten, bemächtigten sich seiner Arme und mechanisch trugen seine Füße ihn weiter durch verschiedene Gänge des hölzernen Palastes bis an eine Pforte, an welcher ein Wagen hielt. Die Drei stiegen ein, und als der Schlag der gewaltigen Kutsche dröhnend in's Schloß geflogen, sprach einer der Männer: „Soll der Kutscher rechts oder links fahren?"

„Rechts," preßte Müller heraus, — und der Wagen rollte in südlicher Richtung den breiten Waldweg entlang auf der Straße nach Dresden dahin.

Sobald des Hofbäckers bisheriger Vicewerkmeister das Zimmer verlassen hatte, entfernte sich auf einen Wink des hochgestellten Militairs auch der Janitscharenoffizier, und jener sprach: „Auf Befehl Sr. Majestät des Königs habe ich euch beiden Männern hier die Eröffnung zu machen, daß ihr in Bezug auf einen Vorfall mit einer jungen, hoch, ja sehr hoch gestellten Dame, dem ihr Beide nicht fremd seid, das unverbrüchlichste Stillschweigen gelobt gegen Jedermann, sei es Weib oder Kind, Freund oder Bruder, widrigenfalls euch die allerhöchste Ungnade unnachsichtlich und schwer treffen würde. Nur die flehentlichsten Bitten der bewußten jungen Dame haben Euch, Silberdiener, vor enger Haft auf dem Königstein bewahrt, auch sollt Ihr in Betracht Eurer langjährigen Dienste Euere Stelle behalten. Endlich läßt Euch, Hofbäcker, Se. Majestät befehlen, Euere Tochter dem bisherigen Jägerburschen August Redlich, der morgen mittels Decret zum Förster in der Gorischhaide wird ernannt werden, zum Weibe zu geben, und versieht sich Serenissimus Eueres unbedingten Gehorsams und will Euch in Gnaden gewogen bleiben. Nun, Hofbäcker, was habt Ihr zu antworten?"

„Ich werde Sr. Königl. Majestät in allen Stücken zu Diensten stehen und seine Befehle vollziehen," hauchte der entgeisterte Mann, und sank fast vor innerer Aufregung vom Sessel. Mariechen aber barg ihr glühendes Antlitz im Tuche, das ein neuer Strom von Thränen, die aber dießmal die Freude geboren, netzte. Der Silberdiener war keines Wortes mächtig, er saß, gleich einer Bildsäule, regungslos da.

Nicht ohne Theilnahme betrachtete der Offizier das junge Mädchen und sprach dann: „Verlasset nun dieses Gemach und den Palast des Königs. Ihr aber, Jungfer, sage ich meinen Glückwunsch zur schnellen Verlobung."

Und mit einer leisen grüßenden Handbewegung ging er klirrenden Trittes zum Zimmer hinaus.

In derselben Minute fuhr ein prächtiger königlicher Hofwagen vom Jagdschlosse ab und rollte raschen Laufes auf der nach Dresden führenden Straße dahin. Drinnen aber saß neben zwei älteren, prächtig gekleideten Damen, in einen schwarzseidenen Ueberwurf gehüllt, mit dickverweintem Gesicht, die arme Anna.*)

Einige Stunden später „schlug", um noch einmal unsern Pfarrer reden zu lassen, „die königliche Abschiedsstunde, welche ziemlich gegen sechzig Minuten dauerte, denn es schiene, als wollte die Trennung der durchlauchtigsten Compagnie schwer fallen, absonderlich konnte ein rechtschaffener Unterthan nicht ohne intime Freude mit ansehen, was sich das großmächtigste Königspaar für ein verbindliches Adieu sagte. Ich selbst sah in den königlichen Augen große Perlen, die ein treuer Vasall gern in Gold verfasset und als Amulet getragen hätte. Auch embrassirten sich die Majestäten vor allen Leuten nicht anders, denn stockgemeine Menschen sich embrassiren, aber mit einer Tendresse — ei du mein Gott, wenn Preußen und Sachsen immer also mit einander thäten!" Albert Reinhold.

*) Sie war die Gräfin Orzelska, eine natürliche Tochter des Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, dem zärtlichen Verhältniß mit der schönen Henriette Duval, der Tochter eines französischen Weinhändlers in Warschau, entsprossen. Später verheirathete sie der König mit dem Prinzen von Holstein-Beck, nachdem sie am Hofe zu Dresden alle Ehrenbezeugungen einer legitimen Prinzessin genossen.

Die Prophezeiung des Herrn von Cazotte.

Es geschah in dem Jahre 1788 zu Paris, daß sich bei einem der angesehensten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften eine gewählte Gesellschaft zusammenfand. Hofleute, Parlamentsräthe, die berühmtesten Akademiker und andere Herren des Rechts, der Gelehrsamkeit und der Poesie saßen mit schönen, geistreichen Damen, welche den Reiz des Gesprächs erhöhten, an einer wohlbesetzten Tafel. Hier befand sich unter andern der liebenswürdige Dichter Jaque Cazotte und Jean François de Laharpe, ein humoristischer Freigeist, der wegen seiner Satyre schon mit dem Innern der Bastille vertraut geworden war, derselbe Akademiker, dem wir die Aufzeichnung der nachfolgenden Begebenheit verdanken.

Bereits hörte man damals den Sturm der Revolution aus der Ferne heranbrausen. Gerade von den höchsten Klassen der Gesellschaft, wo der atheistische Aberglaube, der feine, tödtlich treffende Spott daheim war, begrüßte man ihn mit dem lebhaftesten Beifall. Wer dachte an die furchtbare Gewalt jenes Sturms, der zwar die morschen Grundpfeiler des veralteten Staatsgebäudes wie Halme zerbrach, unter dessen Trümmern aber auch Alles begraben sollte, was vornehm, geistreich und elegant war?

Malvasier und Capwein hatten die Leckereien des Deserts gewürzt und die Fröhlichkeit der Gesellschaft erhöht. Chamfort las einige seiner lasciven Erzählungen vor und die vornehmen Damen hörten sie an, ohne nur zu den Fächern ihre Zuflucht zu nehmen. — Frivole Spöttereien über Kirche und Christenthum folgten. Voltaire's Verdienste, dessen Schriften man in den Vorzimmern lese wie in den Salons, wurden herausgepriesen. Diesem erleuchteten Geiste habe man es zu verdanken, hieß es, daß er das Jahrhundert über die Finsterniß der alten Religion emporgehoben habe. Laut lachend erzählte ein Gast von seinem Friseur, der während des Puderns zu ihm gesagt habe: „Sehen Sie, mein Herr, obgleich ich nur ein elender Geselle bin, so habe ich doch nicht mehr Religion wie ein Anderer." Sofort wendete sich das Gespräch der herannahenden Revolution zu, deren erhabene Grundsätze auch in die Gemüther der untern, verachteten Volksklassen bereits eingedrungen seien. Jedoch wann, fragte man sich, wird dieser Zeitpunkt eintreten, wo der Aberglaube und der Fanatismus der Philosophie Platz machen muß und das glänzende Reich der Vernunft beginnt? Jetzt fing man an, diesen Zeitpunkt zu berechnen und wer wohl von der Gesellschaft das Glück haben dürfte, diesen Sonnenaufgang der neuen Aufklärung zu schauen. Die älteren Gäste bedauerten, daß sie sich dessen wohl kaum schmeicheln könnten, die jüngern drückten laut ihre Freude aus über das, was sie noch zu erleben hofften.

Mitten in dieser Lust, in dem Wettspiel der witzigen Plaisanterie, der boshaften Medisance und des atheistischen Hohns saß nur ein Gast trübe und schweigend da. Er war der alte Cazotte. Mit einem schwermüthigen Lächeln um die feingeschnittenen Lippen hörte er alle diese Spottreden an. Solch düsteres, abgeschlossenes Wesen fiel Niemanden auf, denn der bejahrte Cazotte überließ sich, wie man sagte, seit längerer Zeit zuweilen wunderlichen Träumereien. Unerwartet nahm er das Wort und sprach in sehr ernstem Tone: „Meine

Herrn! freuen Sie sich; Sie alle werden die Zeugen jener großen und sublimen Revolution sein, welche Sie so sehr wünschen. Sie wissen, daß ich mich ein wenig auf das Prophezeien verlege. Ich wiederhole es Ihnen: Sie werden sie sehen."

„Dazu braucht man eben gar keine prophetische Gabe," rief man ihm zu. „Das ist wahr," erwiederte er, „aber vielleicht etwas mehr für das, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Wissen Sie, was aus dieser Revolution entstehen wird — was sie für Sie alle, so viele Ihrer hier sind, sein, was ihre unmittelbare Folge, ihre unläugbare Wirkung sein wird?"

„Laßt uns sehen," sagte Condorcet, indem er eine einfältige Miene annahm, „einem Philosophen ist es niemals leid, einen Propheten anzutreffen." „Sie, Herr Condorcet," fuhr Cazotte fort, „Sie werden ausgestreckt auf dem Boden eines unterirdischen Gefängnisses den Geist aufgeben. Sie werden an Gift sterben, das Sie verschlucken werden, um den Henkern zu entgehen, an demselben Gifte, welches das Glück jener kommenden Zeiten Sie zwingen wird, immer bei sich zu tragen." — Dieser sonderbare Spruch erregte anfangs großes Erstaunen, doch bald erinnerte man sich, daß der gute Cazotte zuweilen wachend träume, und ein unauslöschliches Gelächter erhob sich. „Herr Cazotte," ruft einer der Gäste, „das Märchen, welches Sie uns da erzählen, ist lange nicht so lustig, als Ihr Diable amoureux. Was für ein Teufel hat Ihnen Gefängniß, Gift und Henker eingegeben? Was hat denn dieses mit der Philosophie und mit der Herrschaft der Vernunft zu thun?"

„Dieses ist es gerade," was ich Ihnen sage," versetzte Cazotte. „Im Namen der Philosophie, im Namen der Menschheit, der Freiheit und der Vernunft wird es geschehen, daß Sie ein solches Ende nehmen werden. Und die Vernunft wird doch alsdann herrschen, da sie Tempel haben wird. Ja, zu jener Zeit wird es in ganz Frankreich keine andere Tempel geben, als die der Vernunft." — „In der That," sagte Chamfort, höhnisch lächelnd, „Sie werden keiner von den Priestern dieser Tempel sein!" — „Dieses hoffe ich; aber Sie, Herr von Chamfort, der Sie einer derselben sein werden, und sehr würdig sind, es zu sein, Sie werden sich die Adern mit 22 Einschnitten mit dem Scheermesser öffnen, und dennoch werden Sie erst einige Monate später sterben." — Man sieht sich an und lacht wieder. — „Sie, Vicomte d'Azyr," fährt Cazotte fort, „Sie werden sich zwar die Adern nicht selbst öffnen. Allein Sie werden sich dieselben in einem Anfalle von Podagra an einem Tage sechsmal öffnen lassen, und in der Nacht darauf verscheiden. — Sie, Herr Nicolai! werden auf dem Schaffot sterben. — Sie, Herr Bailly! auf dem Schaffot. — Sie, Herr von Malesherbes! auf dem Schaffot." „Gott sei gedankt," ruft Herr Roucher, „es scheint, daß es Herr Cazotte nur mit der Akademie zu thun hat, unter welcher er so eben ein entsetzliches Blutbad anrichtete. Ich! — dem Himmel sei Dank" — „Sie," fiel ihm Cazotte in das Wort, „auch Sie werden auf dem Schaffot sterben." — „Das gilt eine Wette," ruft man auf allen Seiten, „Cazotte hat geschworen, Alles auszurotten!" — „Ich bin es nicht," erwiederte ruhig der Greis, „der es geschworen hat." — „So werden wir denn von Türken und Tartaren unterjocht werden," schreit man lachend.

„Nichts weniger," sprach Cazotte sehr ernst, „ich habe es Ihnen schon gesagt. Sie werden alsdann allein unter der Herrschaft der Philosophie und der Vernunft stehen. Diejenigen, welche Sie so behandeln, werden lauter Philosophen sein, werden immer dieselben Redensarten im Munde führen, welche Sie seit einer Stunde auskramen, werden alle Ihre Maximen wiederholen, werden, gleich Ihnen, die Verse Diderot's und der Pucelle citiren."

Die sonderbare Unterredung fing an, Manchem immer unheimlicher zu werden. „Sehen Sie nicht," sagte man sich in das Ohr, „daß er den Verstand verloren hat?" — „O! er spaßt nur," entgegneten Andere; „wissen Sie nicht, daß Cazotte in alle seine Scherze etwas Wunderbares einmischt?" — „Ja!" rief Chamfort, „allein ich muß gestehen, sein Wunderbares ist nicht sehr lustig; es ist zu galgenartig. Und wenn soll Alles dieses geschehen?" — Cazotte: „Es werden nicht sechs Jahre vorbeigegangen sein, bevor nicht Alles, was ich sage, erfüllt sein wird." „Das sind viele Wunder — diesesmal nehm' ich das Wort," schreit Laharpe — „und von mir sagen Sie nichts?" — „Bei Ihnen," erwiederte Cazotte, „wird ein Wunder vorgehen, das wenigstens eben so außerordentlich erscheinen wird. Sie werden alsdann ein Christ sein." — „Ha," rufen Alle voll Erstaunen. „Nun bin ich beruhigt," lacht Chamfort, „kommen wir erst um, wenn Laharpe ein Christ ist, so sind wir unsterblich."

Diese bittere, gespannte Wendung des vorher so fröhlichen Tafelgesprächs begann die Damen zu beunruhigen. Die Herzogin von Grammont versuchte einzulenken. „Wir, vom weiblichen Geschlechte," sagte sie feinlächelnd, „sind glücklich, daß wir bei Revolutionen für Nichts gezählt werden. Wenn ich sage, für Nichts, so heißt dieses nicht so viel, als ob wir uns nicht ein wenig darein mischten. Jedoch es ist so angenommen, daß man sich nicht deßwegen an uns und unser Geschlecht hält." — „Ihr Geschlecht," entgegnete der Greis, „Ihr Geschlecht, meine Damen! wird Ihnen diesesmal nicht zum Schutze dienen, und mögen Sie auch noch so sehr sich in Nichts mischen wollen, so wird man Sie doch gerade wie die Männer behandeln, ohne einen Unterschied zu machen." — „Was sagen Sie uns da," rief die Herzogin, „Herr Cazotte? Sie predigen uns ja das Ende der Welt!" — Cazotte: „Das weiß ich nicht. Was ich aber weiß, ist, daß Sie Frau Herzogin! werden zu dem Schaffot geführt werden, Sie und viele andere Damen mit Ihnen, und zwar auf einem Schinderkarren, die Hände auf den Rücken gebunden." — „In diesem Falle hoffe ich doch, daß ich eine schwarz ausgeschlagene Kutsche haben werde." — „Nein, Madame! vornehmere Damen, als Sie, werden wie Sie auf dem Schinderkarren, die Hände auf den Rücken gebunden, geführt werden." — „Vornehmere Damen? Wie? Die Prinzessinnen vom Geblüte?" — „Noch vornehmere."

Diese Worte erregten in der Gesellschaft eine sichtbare Bewegung. Der Herr des Hauses nahm eine finstere Miene an. Man fing an einzusehen, daß der bedenkliche Scherz, — wie man es annahm — zu weit getrieben werde. Nur die

Herzogin von Grammont verlor nicht ihren liebenswürdigen Takt. Ohne die letzte Antwort zu berücksichtigen, sagte sie im scherzhaftesten Tone: „Sie werden sehen, daß er mir nicht einmal den letzten Trost eines Beichtvaters läßt."

„Nein, Madame!" — entgegnete Cazotte düster — „man wird Ihnen keinen geben, weder Ihnen noch sonst Jemanden. Der letzte Hingerichtete, welcher aus Gnaden einen Beichtvater haben wird" — hier brach er ab. — „Nun wohlan!" rief Jene, „wer wird denn der glückliche Sterbliche sein, dem man diesen Vorzug gönnen wird?" — „Es wird der einzige Vorzug sein, den er noch behält. Und dieses wird der König von Frankreich sein."

Nun stand der Herr des Hauses rasch von der Tafel auf, und Jedermann mit ihm. Er ging auf Cazotte zu und sagte im tiefgerührten Tone: „Mein lieber Cazotte! Dieser unglückliche Scherz hat lange genug gedauert. Sie treiben ihn zu weit und bis auf einen Grad, wo Sie die Gesellschaft, in der Sie sich befinden, und sich selbst gefährden." — Ohne ein Wort zu erwiedern, schickte Cazotte sich an, wegzugehen. Doch Frau von Grammont, immer noch in der Absicht, die grauenvolle Unterredung in Scherz zu wenden und die frühere Fröhlichkeit wieder herzustellen, trat auf ihn zu: „Nun, mein Herr Prophet! Sie haben uns Allen gewahrsagt; aber von Ihrem eigenen Schicksal sagen Sie nichts." — Cazotte schwieg, schlug die Augen nieder und sagte leise: „Haben Sie, Madame! die Geschichte der Belagerung von Jerusalem im Josephus gelesen?" — „Allerdings! Wer wird sie nicht gelesen haben? Doch thun Sie, als wenn ich sie nicht gelesen hätte!" —

„Wohlan, Madame! während dieser Belagerung ging ein Mensch sieben Tage nacheinander auf den Wällen um die Stadt, im Angesichte der Belagerer und Belagerten, und schrie unaufhörlich mit kläglicher Stimme: Wehe Dir, Jerusalem! wehe Dir, Jerusalem! Am siebenten Tage aber rief er: Wehe Dir, Jerusalem! Wehe aber auch mir! In demselben Augenblicke aber zerschmetterte ihn ein ungeheuerer Stein, den die Catapulten der Feinde abgeschleudert hatten." Mit diesen Worten verbeugte sich Cazotte und verließ die Gesellschaft.

Der Ausgang und das Ende aller der in jener seltsamen Prophezeiung bezeichneten Personen ist bekannt genug. Auch der freundliche Cazotte wurde am 2. September 1792 in die Abtei gebracht, aus der ihn zwar der Heldenmuth seiner eben so frommen als schönen Tochter befreite. Doch ward er nach wenigen Tagen zum Zweitenmale verhaftet und sofort guillotinirt. Bs.

Die Ermordung der Brüder Johann und Cornelius de Witt. 1672.

In der ersten Zeit der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, als der tiefdenkende Staatsmann Johann de Witt unter dem Titel Rathspensionär die Geschicke seines Vaterlandes lenkte, als der Seeheld de Ruyter seine Schlachten focht, standen die Niederlande auf dem Gipfel ihrer Macht und Größe und die Provinz Holland allein besaß zehntausend Kauffahrer und hundertachtundsechszigtausend Seeleute. Auch die Seemacht des Landes hat nie vorher oder nachher solche Höhe erreicht; denn im Jahre 1672 konnte de Ruyter einmal mit mehr als neunzig großen Schiffen auslaufen. Aber viele Holländer und unter ihnen besonders der Anhang des jugendlichen Prinzen Wilhelm von Oranien, der nachher als Wilhelm der Dritte auf den englischen Königsthron gelangte, nahmen es de Witt bitter übel, daß er über die Seemacht die Landmacht vergaß. Auch zürnten sie ihm, daß er den zweiundzwanzigjährigen ernsten und schweigsamen Jüngling noch nicht zu den Geschäften des Staates heranzog; aber de Witt fürchtete die Wiederherstellung der früheren Statthalterschaft und besorgte, daß der ehrgeizige Wilhelm sich der Alleinherrschaft bemächtigen möchte. Er dagegen war von Grund seiner Seele republikanisch gesinnt. All sein Streben und Denken ging auf die Macht und Größe seines Volkes, die er immer fester auf den Handel bauen wollte. Diesen aber schien ihm jegliche Alleinherrschaft zu lähmen und er haßte sie überhaupt so sehr, daß er sein Gebet geschlossen haben soll mit den Worten: A furore Monarcharum libera nos, domine! d. h. Herr, erlöse uns von der Wuth der Alleinherrscher! Dennoch war de Witt selber einem Alleinherrscher nicht unähnlich; er regierte für das Volk, aber ohne Zuziehung desselben. Niemand war sein Vertrauter, als sein gleichgesinnter Bruder Cornelius, und das Brüderpaar stand allein und vereinsamt.

Der Neid und die Eroberungsgelüste des französischen Königs Ludwigs des Vierzehnten hatten endlich den englischen König Karl den Zweiten im Jahre 1672 zu einem Bündniß gegen die kleine Republik der Niederlande vermocht und am achtzehnten April erließen beide mächtige Könige ihre Kriegserklärung. Mit furchtbarer Schnelligkeit drangen alsbald die Franzosen, von ihrem Könige und seinen ersten Marschällen geführt, fast zweihunderttausend Mann stark, in das kleine Land. Eine Festung nach der andern fiel und bald gewann neben der Bestürzung der argwöhnische Haß Raum, daß de Witt insgeheim die Franzosen begünstige und lieber französisch werden wolle, als prinzlich. Die kriegerischen Bischöfe von Köln und Münster vereinten ihre Waffen mit denen der Franzosen und solcher Uebermacht konnte das kleine niederländische Landheer von 20,000 Mann nirgends widerstehen, sondern mußte den Feinden Alles überlassen. Nur zur See vermochte de Ruyter mit Erfolg zu kämpfen und mit seiner kleineren Flotte die vereinigte der Feinde zu schlagen, obwohl diese hundertundvierundsechszig große und kleine Schiffe, zusammen mit sechstausend Kanonen und 34,500 Mann Besatzung zählte. Aber zu Lande halfen alle Maßregeln nicht; denn obwohl man die Dämme der Flüsse durchstach, so war doch das Sommerwasser zu niedrig, um die Wiesen zu überschwemmen, und näher und näher wälzten sich die französischen Heeresmassen gegen die reichsten Städte der Republik. Ihre Kriegführung war derjenigen nicht unähnlich, welche einst die Hunnen unter Attila und welche dieser selbe, wie etliche Franzosen sagen, große König Ludwig einige Jahre später gegen die deutsche Pfalz am Rheine ausübten. Vornehmer und geringer Pöbel warf alle Schuld der Unglücksfälle auf den Rathspensionär de Witt und am 22. Juni spät Abends ward er von vier Meuchelmördern angefallen und verwundet. Doch seine Wunden waren nicht tödtlich, der eine der Mörder, der Sohn eines der ersten Gerichtsbeamten von Holland, Namens van der Graaf,

ward ergriffen und zum Tode verurtheilt. De Witts Fürsprache bei den Richtern hätte vielleicht das Leben des jungen Mannes gerettet und jedenfalls wäre ein solches Fürwort politisch sehr klug gewesen; aber Johann de Witt sprach fest und unbeugsam: „Fiat justitia et pereat mundus. Für die Gerechtigkeitspflege würde die Nachsicht bei einem solchen Verbrechen die furchtbarsten Folgen haben." van der Graafs Haupt fiel; aber sein Tod verband die Freunde des Hauses Oranien mit so vielen andern, theils böswilligen, theils getäuschten Feinden des Rathspensionärs und sie schwuren ihm Verderben.

Immer lauter erscholl der Ruf durch die holländischen Städte, man müsse das ewige Edikt, kraft dessen einige Jahre vorher auf den Betrieb des Rathspensionärs de Witt die Statthalterschaft für immer abgeschafft war, bei dem Unglücke der Zeit und der Nothwendigkeit einer wohl angeführten Landmacht, nun wieder aufheben und den Prinzen Wilhelm von Oranien wieder zum Erbstatthalter ausrufen. Auch im Rath der Generalstaaten kam die Sache zur Sprache; Johann de Witt lag an seinen Wunden danieder, Cornelius war unpäßlich, darum erhob Niemand dagegen seine Stimme und der Prinz Wilhelm ward am 4. Juli 1672 für Holland, wie schon früher in Seeland als Erbstatthalter anerkannt. Ein Pöbelhaufe drang mit der Urkunde vor das Bett des kranken Johann de Witt, um ihn zur Unterzeichnung zu zwingen. Johann wollte nicht und nur den Bitten seiner weinenden Gattin gab er nach und unterschrieb, fügte aber hinzu V. C. d. i. vi coactus, durch Gewalt gezwungen. Das sah ein Prediger, der den Haufen anführte, und ruhte nicht eher, bis de Witt auch dieses wieder ausgestrichen hatte. Also ward Johann de Witt vom Gipfel seiner Macht gestürzt und Prinz Wilhelm übernahm die Vertheidigung seines Vaterlandes. Die Franzosen und Engländer boten den Frieden an unter schmählichen Bedingungen; allein Wilhelm erwiederte den Unterhändlern: „Ich biete Gut und Blut fürs Vaterland und lasse mich lieber in Stücke hauen, als daß ich auf solchem Fuße unterhandele und Frieden schließe. Kein Gedanke ferner mehr davon, geschweige denn ein Wort!" Was er dann, was die Bürger Amsterdams und anderer Städte an Muth, an Aufopferung für ihr Vaterland geleistet, steht jeglichem Beispiele kühn zur Seite, welches nur die Geschichte zu melden vermag; aber gleicher Weise ward nach der andern Seite hin eine That verübt, so schwarz, so finster, wie nur jemals die Entfesselung aller Leidenschaften der Menschen sie geboren hat.

Die Erbitterung gegen Johann de Witt war mit der Erhebung des Prinzen nicht besänftigt, sondern stieg noch immer mehr, und als er am 31. Juli den Prinzen zur Uebernahme der Statthalterschaft beglückwünschte, empfing ihn dieser so kühl, daß de Witt in Ueberlegung aller dieser Umstände beschloß, am 3. August sein Amt als Rathspensionär niederzulegen. Diese Entsagung nahmen die Staaten an und Johann de Witt war einfacher Privatmann. Aber auch damit war der Zorn gegen ihn nicht besänftigt, sondern nahm eher zu als ab und noch immer sprachen Viele von der Straflosigkeit des Verraths am Vaterlande. Zur selben Zeit schwoll auch zu Dortrecht gegen den Altbürgermeister Cornelius de Witt die Wuth des Volkes immer mehr, und sie fand endlich ihr Werkzeug an einem Wundarzte, Namens Tichelaar aus Piershill im Lande Putten. Diesen Bezirk hatte Cornelius de Witt als Ruward, d. i. Ruhewärter, zu verwalten.

Am 8. Juli des Morgens um 10 Uhr kam Tichelaar an das Haus des Ruwards und bat um Zulassung zu seinem Vorgesetzten. De Witt lag unpäßlich danieder und darum weigerte seine Gemahlin das Gesuch; aber auf das wiederholte Kommen und Andrängen des Wundarztes gestattete sie ihm den Zutritt. Nicht unbekannt mit der Stimmung des Volkes gegen ihren Gemahl, gebot sie ihrem Sohne und ihrem Diener, an der Thür Wache zu halten, damit sie bei etwaiger Gefahr in der Nähe seien. Tichelaar verweilte nur etwas mehr als eine Viertelstunde, dann ging er fort geraden Weges in das Lager des Prinzen Wilhelm und brachte bei dem Herrn von Albrantswaard, dem Hofmeister Wilhelms von Oranien, eine Klage gegen Cornelius de Witt an, daß dieser ihn zu einem Mordanschlag gegen das Leben des Prinzen habe verleiten wollen. Auf diese Kunde ließ Wilhelm von Oranien den Tichelaar zu sich nach dem Haag entbieten, und dort erzählte ihm der Wundarzt dieselbe Sache mit genauer Angabe aller Umstände, die sich dabei zugetragen haben sollten. Die Anklage erschien den erbitterten Gemüthern so bestimmt und klar, daß am 30. Juli der Oberstaatsanwalt sich nach Dortrecht begab und den Altbürgermeister von Dortrecht, Ruward des Landes Putten und Oberaufseher aller hohen Schulen der Republik, aus seinem Krankenbette nach dem Haag in's Gefängniß führte. Als der ehemalige Rathspensionär Johann de Witt das Schicksal seines Bruders vernahm und zu gleicher Zeit das Gerücht hörte, sein Bruder solle kurz vorher als Bevollmächtigter der Generalstaaten dem Admiral de Ruyter den Befehl ertheilt haben, die französische Flotte zu schonen, meldete er es diesem und bat um Aufklärung. Der rechtschaffene Admiral säumte nicht, sofort an den Rathspensionär und die Generalstaaten zu schreiben, daß diese Anklage gegen Cornelius de Witt und seine Wirksamkeit für die Schonung der französischen Flotte durchaus nichtig sei. Was die eigentliche Anklage durch Tichelaar betraf, so erhärteten die Frau von Cornelius de Witt, sein Sohn und der Diener eidlich, daß der Altbürgermeister mit dem Wundarzte Tichelaar niemals Verkehr gehabt habe und der Diener bezeugte, daß der Ankläger, nachdem sein Herr die vorgebrachte Bitte desselben abgeschlagen, sofort weggegangen sei; es ward ferner dargethan, daß am 3. September 1670 der Gerichtshof unter Vorsitz von Cornelius de Witt in einer Criminalsache ein Urtheil gegen den Wundarzt Tichelaar gefällt und derselbe aus diesem Grunde Haß gegen den Altbürgermeister gefaßt habe; es ward ferner nachgewiesen, daß Tichelaar noch während jener Zeit wegen eines gemeinen Verbrechens in Untersuchung war; er ward als ein Mann von anerkannt schlechtem Rufe geschildert und überhaupt gegen seine Glaubwürdigkeit von den Freunden des Altbürgermeisters vierhundert und vier Artikel aufgestellt; allein Cornelius de Witt blieb in seiner Haft und der Prozeß gegen ihn nahm seinen ungestörten Fortgang. Der Wundarzt Tichelaar sagte aus, daß nach einigen Hin- und Widerreden über seine eigene Sache der Altbürgermeister ihn seines Schutzes und seiner Hülfe versichert habe, unter der Bedingung, daß

auch Tichelaar ihm einen Gefallen erweise. Auf die Antwort Tichelaars: er sei gern dazu bereit, wenn es nur in seiner Macht stände, habe de Witt mit Nachdruck erwiedert: „Ihr könnt es, wenn Ihr nur wollt!" Dann habe Cornelius de Witt fortgefahren: „Ihr wißt, daß der Prinz von Oranien gegen meinen und meines Bruders Willen zum Statthalter ernannt ist, das gereicht dem Lande zum Verderben; denn es ist um unsere Freiheit geschehen und wir gehen unaufhaltsam der Alleinherrschaft entgegen. Darum muß es biegen oder brechen, der Prinz muß von der Welt und Ihr müßt ihn tödten." Nach diesen Worten des Altbürgermeisters sei er, Tichelaar, erst sehr betreten gewesen, aber de Witt habe ihm so viele gute Worte gegeben, ihn so sehr gebeten und ihm so viele Belohnungen verheißen, daß er endlich eingewilligt und dann mit Cornelius de Witt den Plan zur Ausführung der That verabredet habe. Aber sobald er seinen Verführer verlassen, habe sein Gewissen sich in ihm mächtig geregt. Zwei Tage lang habe er die Vorwürfe desselben ausgehalten und sich allein umhergeschleppt mit seinen Bekümmernissen, seiner Furcht und seinem Zweifel; aber endlich habe er es nicht mehr vermocht und sein Gewissen habe ihn gezwungen, das abscheuliche Vorhaben zur Kunde der Menschen zu bringen. Der Ankläger gab alle Einzelheiten der besprochenen Art und Weise der Ausführung so genau und so bestimmt an, wußte alle bei jenem Gespräche gemachten Einwürfe, alle erhobenen Bedenklichkeiten so umständlich wieder zu berichten, daß es Manchem schien, als enthielte seine Anklage durchaus nur Dinge, welche bei der Lage der Verhältnisse sehr wohl möglich und selbst auch wahrscheinlich seien. Tichelaar legte auf diese Anklage seinen Eid ab und erbot sich, zugleich mit Cornelius de Witt gefoltert zu werden, damit die Wahrheit ans Licht komme.

Auch die Freunde des Altbürgermeisters, sein Vater und sein Bruder waren in großer Besorgniß, daß es dahin kommen möchte, und reichten nochmals eine Schrift bei dem Gerichtshofe ein, in welcher sie mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit und allen nur erdenklichen Rechtsgründen bewiesen, daß es durchaus unstatthaft wäre, auf die Aussage eines einzelnen durchaus bescholtenen und dem Angeklagten erwiesener Maßen feindlich gesinnten Mannes den Altbürgermeister von Dortrecht foltern zu wollen. Unter diesen Richtern saß auch van der Graaf, der Vater des unlängst vorher wegen des Mordanfalls gegen Johann de Witt hingerichteten jungen Mannes. Auf den Antrag des Staatsanwalts und seine Begründung durch die Worte des Gesetzes entschieden die Richter, daß durch die eidliche Aussage des Anklägers Tichelaar die Schuld des Angeklagten als erwiesen zu betrachten sei, daß jedoch zum Ueberfluß der Angeklagte durch die Folter dahin zu bringen sei, das Geständniß seiner Schuld mit eigenem Munde abzulegen. Noch einmal erschöpfte Johann de Witt alle Mittel, um die Peinigung von seinem geliebten Bruder abzuwenden, doch es war vergebens. Um zehn Uhr des Morgens erschien der Scharfrichter dem Gebote gemäß; aber die Richter hatten das letzte Verhör mit Cornelius de Witt noch nicht beendet und langsam und bedächtig ordnete der Büttel seine grausigen Geräthschaften. Die Richter waren zu Ende, da trat der Henker zu seinem Opfer und legte ihm die Daumschrauben zwischen das erste und das zweite Glied beider Daumen. Dann zog er sie an mehr und mehr; aber Cornelius de Witt stand ruhig und still, und als die Pein höher und höher stieg, sprach er die Worte des römischen Dichters:

Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida.

Das vermochten die Richter nicht mehr auszuhalten und stürzten aus dem Saale, nur der Staatsanwalt blieb da und auf seine letzte Anfrage, ob er nun gestehen wollte, erwiederte Cornelius de Witt: „Ich habe Nichts zu bekennen." Auf dieses Wort ward der Qual Einhalt gethan, die Richter kehrten wieder zurück auf ihre Sitze und Cornelius de Witt ward ins Gefängniß zurückgeführt.

Einige Tage hernach ward das Urtheil über Cornelius de Witt gesprochen. Es lautete auf schuldig eines Versuchs zu einem Complotte gegen das Leben des Statthalters, und in Folge dessen wurde er in alle Kosten des Prozesses verurtheilt, aller Würden und Ehrenämter verlustig erklärt und für immer aus Holland und Westfriesland verbannt.

Am selben Morgen, dem 20. August, kam ein Dienstmädchen in die Wohnung des gewesenen Rathspensionärs Johann de Witt und lud ihn ein, ins Gefängniß zu seinem Bruder Cornelius de Witt zu kommen, der mit ihm über einige wichtige Angelegenheiten zu sprechen begehre. Als Johann de Witt dieser Ladung Folge leisten zu wollen verhieß, schüttelte ein Herr, der ihn zufällig besuchte, mißbilligend den Kopf und sprach: „Ich kann nicht begreifen, was den Altbürgermeister veranlassen sollte, Euch eine solche Ladung durch ein Dienstmädchen zukommen zu lassen. Ich denke, wenn er wirklich mit Euch zu sprechen verlangt, so würde er sich wohl eines andern Boten bedient haben. Mir gefällt das nicht; wenn Ihr es aber doch wollt, so bitte ich Euch, vorher noch erst Erkundigung einzuziehen, dann wird es auch nachher noch zeitig genug sein." Indessen die Sehnsucht nach seinem Bruder hielt den Rathspensionär nicht länger in seiner Wohnung, er ließ sofort anspannen und fuhr nach dem Gefängniß. Cornelius de Witt hatte nicht nach seinem Bruder geschickt, doch ihre Freude über ihr Wiedersehen war so groß, daß sie es vergaßen, sich weiter danach zu erkundigen. Johann drang in seinen Bruder, daß er mit ihm zurückfahren solle; allein Cornelius erwiederte: „Ich bin unschuldig und bleibe hier, bis ich appellirt habe von diesem Urtheilsspruche." Das suchte ihm Johann de Witt auszureden, weil die Berufung nur dem Staatsanwalte zustünde. Auf ihr Gesuch erschien dieser und bat selber den Cornelius de Witt, im Fall er sich bei seinem Urtheile nicht beruhigen wolle, so möge er einstweilen da bleiben, bis die Berufung vor sich gegangen sei. Dann schied er von den beiden Brüdern, die in ihrer Freude des Wiedersehens sich noch nicht trennen mochten.

Unterdessen veränderte sich die Lage der Dinge. Tichelaar war um halb zehn Uhr desselben Morgens aus seinem Gefängnisse frei entlassen und ging murrend und scheltend über den Verlauf der Sache über die Straße. Bald begegnete ihm ein Gesinnungsgenosse und ihm erzählte Tichelaar, Cornelius

de Witt sei zwar gefoltert, aber nur so des Anstands halber, weil der Buchstabe des Gesetzes es einmal so wolle; statt ihm den Kopf vor die Füße zu legen, hätte das Gericht ihn nur zur Verbannung verurtheilt. Das käme daher, weil die Richter im Grunde die Mitschuldigen des Verräthers seien, und Jeder, der es mit seinem Vaterlande gut meine, müsse das beklagen. Solche Worte liefen von Mund zu Mund, und es rotteten sich bald einige Haufen zusammen. Tichelaar hatte sich mittlerweile in das Haus seines Freundes begeben; aber als er die Wirkung seiner Erzählungen sah, steckte er den Kopf aus dem Fenster und redete einen dort stehenden Haufen Volkes an: „Ihr Männer, der Hund wird gleich mit seinem Bruder aus dem Gefängniß kommen; denn dieser ist jetzt bei ihm. Die Zeit ist da, daß die Buben ihre Strafe erleiden, denn mit ihnen sind noch wohl hundert andere verbunden.“ Einige nah stehende Bürger riefen nach Waffen und der Pöbel überbot sie bald mit dem grausenvollen Rufe: „Verrath, Mord, Mord!“ Einer um den Andern schrie, daß er der Erste sein wolle zu dieser That, und bald zogen sie wie entfesselte Raubthiere vor das Gefängnißthor.

Auf solche Nachricht ließ der Stadtrath sogleich diejenigen Bürger, welche für zuverlässig galten, zu den Waffen entbieten und hieß sie das Gefängniß besetzen. Aber das Wirbeln der Trommel rief den Pöbel erst recht zusammen und in dichten Haufen umdrängte er das Gefängniß. Die Bürgerwache stand in doppelten Gliedern vor dem Hause aufmarschiert, auch der Pöbel reihte sich in Glieder und auf die Frage, was das zu bedeuten habe, erwiederten Einige aus demselben: „Wir wollen den Altbürgermeister und den Rathspensionär aus diesem Gefängnisse nach dem Stadthause geleiten.“ Mittlerweile kam ein Schreiber des Rathspensionärs aus dem Gefängniß und wollte sich durch die Menge hindurchdrängen. Als der Pöbel davon hörte, schrieen einige Stimmen: „Wo ist der Schelm? Er soll auch mit dran!“ Doch sie kannten ihn nicht, und obgleich todtenbleich vor Furcht und Schauder, lief der Schreiber nicht vor, sondern mit dem Haufen dem vermeintlich Entflohenen nach, bis Alle nach vergeblichen Bemühungen zurückkehrten. Da erst rettete er sich.

Von der Bürgerwache geschah nicht das Geringste, um den Pöbel zu vertreiben, und es war nicht schwer zu bemerken, daß unter allen Classen der Bevölkerung die gleiche Erbitterung gegen die beiden Brüder herrschte. Unterdessen waren auch drei Schwadronen Reiterei aufgesessen und rückten heran. Von den Pöbelhaufen aus sah man Gewehre auf sie anschlagen; es bedurfte dessen nicht, denn auch die Reiter waren nicht Willens, Etwas gegen sie zu unternehmen. Auf einmal erhob sich das Gerücht, daß die Bauern des umliegenden Landes heranzögen, um die Stadt zu plündern. Man meinte, es sei von den Freunden der Brüder de Witt ausgestreut, um den immer neugierigen Pöbel nach anderen Orten und zur Zerstreuung zu verlocken, allein vergebens; mit einer entsetzlichen Consequenz strebten diese Menschen nach dem Ziele ihrer Mordlust. Auf das Gerücht von dem Herannahen der Bauern gegen die Stadt erhielt die Reiterei Befehl, von da wegzuziehen, während das Rasen des Pöbels noch immer zunahm. „Ich werde gehorchen,“ sprach der Anführer Graf Tilly; „aber nun ist es um die de Witt geschehen!“ So war auch der Rettungsplan der Freunde de Witts, wenn anders jenes Gerücht von ihnen ausging, dem Brüderpaar zum Verderben geworden.

Da versuchte der versammelte Stadtrath vom Haag ein anderes Mittel. Außer Tichelaar war einer der Hauptanstifter des Auflaufs ein wohlhabender Silberschmied, Namens Verhoef, ein langer, starker Mann, der unablässig den Haufen zu neuem Rachegeschrei gegen den vorgeblichen Prinzenmörder ermunterte. Zuerst trat zu Verhoef ein angesehener Mann, Namens Maas, zog ihn bei Seite in ein nahgelegenes Haus und trank ihm einen Römer Rheinweins zu auf das Wohl des Prinzen von Oranien. „Wie Ihr das meint,“ erwiederte Verhoef, „weiß der Teufel; doch thue ich Bescheid auf solche Worte!“ Maas trat näher zu ihm heran und sprach leise: „Es ist doch wohl nicht Sache eines Bürgers, Aufruhr zu erregen gegen die Obrigkeit. Laßt ab; denn was habt Ihr doch mit den Brüdern de Witt im Sinn?“ Der Silberschmied erwiederte kurz: „sie todtzuschlagen!“ Maas entsetzte sich und fuhr fort, daß der Stadtrath es ihm Dank wissen würde, wenn er die Sache nicht weiter kommen ließe; aber Verhoef sah ihn grimmig an und sprach: „Wer Schelmen das Wort redet, ist selber nicht viel besser!“ Auf solche Anrede zog der wohlmeinende Maas sich weislich zurück, statt dessen aber trat der Bürgermeister vom Haag, Namens Groeneveld, zu Verhoef und ersuchte ihn, mit auf das Stadthaus zu kommen. Verhoef ging mit, und als er durch die vierzig Mann hindurchschritt, welche auf dem Stadthause die Wache hatten, raunte ihm Einer derselben in's Ohr: „Wir wissen, was Ihr im Sinne habt; haltet Euch brav, und wenn sie da drinnen Euch zu Leibe wollen, so gebt uns nur ein Zeichen, wir werden schon kommen.“

Verhoef trat als Bürgersoldat bewaffnet in den Rathssaal und die ganze Versammlung, Bürgermeister und Schöffen und wer sonst da war, erhob sich vor diesem Manne und grüßte ihn mit unbedecktem Haupte. Eine solche Erniedrigung aller obrigkeitlichen und persönlichen Würde schien selbst dem Verhoef alles Maß zu übersteigen: er bat die Herren, sich zu setzen und zu bedecken. Es geschah, aber sie verlangten nun, daß auch er sich setze und sich bedecke. Er schlug es ab und blieb baarhäuptig vor der Versammlung stehen. Der Bürgermeister Groeneveld nahm hierauf das Wort und eröffnete ihm, daß sie ihn entboten hätten, weil er ihnen als ein angesehener Mann im Haag bekannt sei, der um seines bedeutenden Vermögens willen allen zügellosen Unternehmungen des großen Haufens abgeneigt sein würde. Darum dürften sie hoffen, daß er allen seinen Einfluß zur Beschwichtigung des Haufens geltend machen und den Brüdern de Witt so lange seinen Schutz angedeihen lassen würde, bis der Prinz Wilhelm in die Stadt käme. Auf diese Worte einer Obrigkeit an einen Privatmann, und noch dazu einen aufrührerischen, fuhr Verhoef zornig heraus: „Der Teufel beschütze die de Witt! Wir wollen sie aus ihrem Gefängniß holen und um den Hals bringen.“ Aengstlich erlaubte sich einer der versammelten Rathsherren vom Haag die Bemerkung: „Ich kann doch nicht glauben, daß ein Bürger aus dem Haag die Hand bieten würde zu solchem Frevel!“ Verhoef entgegnete: „Und doch, ihr Herren, und

wenn mir Keiner beistünde, so thäte ich es allein. Habt nur eine halbe Stunde Geduld, so will ich Euch das Herz der beiden Verräther in die Hand liefern." Entsetzt vor solch einer Rede sprach einer der Rathsherren: „Wenn es so steht, so ist es Zeit, daß wir uns Alle aus dem Haag flüchten!" Aber Verhoef versetzte: „Dann geht es euch Allen ans Leben, denn Ihr seid mit von dem Anhange dieser Bösewichter de Witt!" Mittlerweile dauerte der Stadtwache das Verweilen des Silberschmieds vor der Versammlung zu lange und Einige von ihnen eilten die Treppe hinauf, um zu sehen, was es gäbe. Sie traten in den Saal und Einer von ihnen hatte die Frechheit, in die volle Versammlung hineinzurufen: „Wenn der liebe Gott ein Land strafen will, beraubt er die Herren ihrer Weisheit!" Die Worte enthielten treffende Wahrheit, nur freilich in etwas anderem Sinne, als der Sprecher es meinte. Verhoef begab sich wieder nach dem Versammlungsorte des Pöbels vor dem Gefängnisse und nur mit Mühe drängte er sich durch die Menschenmassen. Die Bürgerwehr stand still und rührte sich nicht, es mochte geschehen, was da wolle; Manche aus ihnen aber machten mit Verhoef und Tichelaar gemeinschaftliche Sache. Nur das schwere Thor trennte die Haufen von dem Gefängnisse der Brüder, und nach seiner Rückkehr säumte Verhoef nicht, auch diese Schutzwehr nachdrücklich anzugreifen. Er legte sein schweres, mit zwei Kugeln geladenes Gewehr auf das Thor an und gab Feuer. Seinem Beispiele folgten viele Andere und die Schüsse wurden in regelmäßigen Salven gegeben, so daß in wenigen Minuten alles Holzwerk an der Thür so durchlöchert war, wie ein Sieb. Doch das Eisenwerk allein reichte hin, die Thür zu halten; denn es lagen zwei schwere Riegel und ein eisenbeschlagener Querbalken davor. Einige riethen, man solle die Thür mit Pulver sprengen, ein Kutscher aber rief: „Laßt uns schwere Schmiedehämmer holen und mit ihnen die Thür einschlagen!" Der Rath schien der beste, und Verhoef und der Kutscher eilten alsbald zu der unfern gelegenen Wohnung eines Grobschmiedes. Zuerst weigerte sich der Mann, die Hämmer herzugeben, aber sie wurden ihm mit Gewalt entrissen und bald hallten die furchtbaren Schläge der Hämmer gegen die Thür. Sie gab nach, Verhoef stürmte mit den andern Rädelsführern hinein und fragte den Gefangenwärter nach dem Zimmer von Cornelius de Witt; zugleich verbot er ihm, ein anderes Zimmer zu öffnen, damit nicht irgend einem Diebe oder einem Mörder Gelegenheit zur Flucht gegeben würde. Sie stürmten in das Gemach und fanden hier außer den Brüdern de Witt noch vier Mann von der Bürgerwache, welche der Oberst derselben eine Stunde vorher zu ihrem Schutze hinaufgeschickt hatte. Der Altbürgermeister Cornelius de Witt lag auf einem Bette, sein Hut und seine Perücke hingen zur Seite an der Wand, der Rathspensionär Johann de Witt stand an der andern Seite des Zimmers an einem Tische und hatte ein Papier in der Hand, welches er gelesen zu haben schien. Verhoef trat vor bis an das Bett, riß die Vorhänge desselben auseinander und sprach: „Verräther, Du mußt sterben, bet' zu Gott um Vergebung Deiner Sünden!" Cornelius de Witt erbleichte und sprach: „Freunde, was hab' ich denn Uebles gethan?" Verhoef entgegnete: „Du bist ein Prinzenmörder, ein Verräther, mach schnell!" De Witt erhob sich und saß still, die Hände lagen auf seiner Brust gefaltet, als ob er beten wollte. Das dauerte einem der Rädelsführer zu lange, er erhob seine Muskete und schlug mit dem Kolben nach Cornelius de Witt. Er traf ihn nicht; der Schlag war aber so mächtig, daß das Gestell, welches die Vorhänge des Bettes trug, in Stücken zusammenfiel. Cornelius de Witt setzte sich auf die Bettseite, um sich vollends anzukleiden. Einen Augenblick besann er sich und schüttelte das Haupt, weil die Rohheit seiner Verfolger auch seiner Kleidungsstücke nicht geschont, sondern sie ekelhaft besudelt hatte; aber Verhoef herrschte ihm zu: „So beeile Dich nur, es ist ja doch nur um eine kurze Zeit für Dich zu thun!" Einer der Männer nahm den Schlafrock und warf ihm denselben um, damit es nur um so schneller ginge. Da trat Johann de Witt hinzu und fragte: „Wollt Ihr auch mich ums Leben bringen?" Sogleich erwiederte Einer: „Ja gewiß, Du Schelm, Verräther, Dieb, Du sollst den Weg Deines Bruders wandeln!" Und um den Worten Nachdruck zu geben, führte sogleich Einer von ihnen mit dem Kolben seiner Muskete einen schweren Schlag auf das Haupt des Rathspensionärs. Er fehlte nicht, das Blut rieselte nieder vom Haupte des Geschlagenen. Der Rathspensionär zog sein Taschentuch hervor, legte es auf die Wunde und sprach dann: „Ihr Männer, wenn es um mein Leben zu thun ist, so schießt mich sogleich zusammen!" Bei diesen Worten entblößte er seine Brust und schon besannen sich Einige, ob sie es thun wollten, als Verhoef dazwischen rief: „Nein, gute Freunde, nicht also! die Schelme müssen öffentlich sterben, eben so wie sie den guten Buat und den unschuldigen van der Graaf haben sterben lassen. Das ist Gottes wunderbare Schickung, daß es ihnen nun auch so gehen muß."

Die Worte fanden Beifall, und die Bürger stießen Cornelius de Witt vorwärts durch den Gang der Treppe zu. Als der Rathspensionär das sah, ergriff er den Silberschmied bei der Hand und fragte: „Wohin ihr Bürger? was soll das?" Verhoef sagte nachher aus, bei diesen Worten des Rathspensionärs habe ein solches Feuer in seinen Augen geglänzt, daß, wenn de Witt bewaffnet gewesen wäre, er selber nicht gewagt hätte, ihn zu zweien anzugreifen. Während sie so daher gingen, fragte Verhoef den Rathspensionär: „Mein Herr, wie habt Ihr doch so weit von unserem lieben Gott abweichen können, daß Ihr ein Land, in welchem Ihr ein so geachteter und so angesehener Mann waret, an die Franzosen verrathen und so manchen wackern Krieger in's Grab gebracht habt?" Der gewesene Rathspensionär erwiederte: „Wenn Alle so gehandelt hätten, wie ich, so wäre bis auf diesen Augenblick auch nicht eine einzige Stadt in Feindes Händen." Verhoef wollte noch mehr fragen und im Besondern wollte er sich erkundigen nach den Anhängern des Rathspensionärs und sie, wie er selber nachher sagte, nöthigenfalls mit Gewalt herauspressen; aber das rasende Volk rief von unten auf, es dauere dort oben zu lange, und Einer schrie dem Verhoef zu, er verständige sich wohl schon mit dem Rathspensionär und habe wohl schon seine Geldbörse und seine Uhr in der Tasche. Auf solche Worte brach Verhoef aus: „Die Zeit ist gekommen für die Schelme! Hinaus mit ihnen!"

Sobald Cornelius de Witt aus der Thür trat, ward er seitwärts an die Mauer gedrängt. Noch einmal rief Johann de Witt: „Ihr Männer und Mitbürger, wir sind keine Verräther, bringt uns nach dem Stadthause, daß man uns da verhöre!“ Aber seine Stimme erstarb in dem Wuthgeheul der Menge. Auch Cornelius de Witt wollte noch einmal seinen Mund aufthun, aber ein schwerer Schlag mit einem Gewehrkolben warf ihn nieder. Er stützte sich auf die Hände, um sich wieder zu erheben; aber umsonst, denn ein Schlag nach dem andern fiel auf das Haupt des unglücklichen Mannes, bis er erlegen war. Johann de Witt stand einige Schritte seitwärts von seinem Bruder, unmittelbar vor der Thür. Ein Schlag, der auf ihn gerichtet war, traf den Silberschmied Verhoef, daß dieser blutend sich eilig aus der gefahrbringenden Nähe zurückzog. Im selben Augenblick feuerte Einer ein Pistol auf den gewesenen Rathspensionär ab, mit den Worten: „Das ist Etwas für das ewige Edikt!“ Noch stand Johann, aber ein Stich in die Brust warf ihn nieder. Er lag auf den Knieen und richtete flehend die Hände empor; aber dann brach er zusammen. Es war geschehen. Die Bürgerwache feuerte die Gewehre ab, nicht gegen die Mörder, sondern aus Freude über den gelungenen Mord. Was dann weiter mit den Leichen geschah, das niederzuschreiben sträubt sich meine Feder: in den Schreckensjahren der ersten französischen Revolution, zu den Zeiten der spanischen Inquisition hat sich weniges ereignet, das an Abscheulichkeit wetteifern könnte mit den Thaten der Bürger von Haag im August des Jahres 1672. Zuletzt



hingen die Buben die Ueberbleibsel der Leichname bei den Füßen an einem Schandpfahle auf, von wo in der Nacht die trauernden Freunde sie abnahmen und beerdigten.

Es schien, als ob alle Schlechtigkeiten der menschlichen Natur an jenem Unglückstage an's Licht kommen sollten. Während die Mordthat geschah, saßen die Reiter, welche zum Schutz der Wohnung des Rathspensionärs vor demselben aufgestellt waren, ab von ihren Pferden. Sie stürmten das ihnen anvertraute Haus, erbrachen die Keller und betranken sich in dem vorgefundenen Weine. — Die Gemahlin des Altbürgermeisters Cornelius de Witt fuhr am selben Tage nach dem Haag, um ihren Mann abzuholen; aber einige Freunde hielten beim Thor ihren Wagen an und baten sie wieder umzukehren. Sie ließ sich endlich dazu bewegen, hielt aber im nächsten Dorfe an, um bei dem Geistlichen des Ortes, der von ihrem Gemahle erhoben und begünstigt war, einigen Trost zu empfangen. Er selber öffnete die Thür, erkannte sie sofort und sprach: „Gnädige Frau, Ihr könnt hier nicht sein, ich will mit dieser Sache Nichts zu thun haben.“ Nach diesen Worten schlug er die Thür heftig wieder zu und ließ die trostlose Wittwe davor stehen.

Das Menschenherz birgt unbegreifliche Räthsel in sich, und als ein solches müssen wir auch diese That an den Brüdern de Witt betrachten. Sie steht in der holländischen Geschichte vereinzelt, und nicht bloß dieß, sondern auch vereinzelt an jenem Tage und in jener Stadt, denn nur die beiden Männer waren der Gegenstand des Hasses der Menge. Mit ihrem Tode hatte die Leidenschaft ausgetobt, Keinem wurde sonst ein Haar gekrümmt und am folgenden Tage ging Alles seinen gewohnten Gang. Nur der Prinz Wilhelm von Oranien befleckte noch nachher seinen sonst so wohl verdienten Ruhm durch eine That, die derjenigen Tichelaars und Verhoefs nicht ferne steht. Die Mörder wurden nicht zur Strafe gezogen und Tichelaar erhielt ein Jahrgeld von vierhundert Gulden bis an den Tod des Prinzen. Doch er hat ihn noch zwölf Jahre überlebt und ist zuletzt in Elend und Dürftigkeit verkommen.

Die genaueste Untersuchung der Papiere der beiden Brüder de Witt hat nicht einen Schatten des Verdachts wegen des Einverständnisses mit den Franzosen und des beabsichtigten Prinzenmordes bestätigt. Sie sind als ein Opfer der politischen Verblendung und der Bosheit gefallen, und so beurtheilten es auch richtiger als das eigene Volk, die Könige von Frankreich und England. Als Karl II. die Nachricht von dem Untergange des Rathspensionärs vernahm, entsetzte er sich und sprach: „Es thut mir leid um diesen großen Staatsmann; aber er hat eines der gefährlichsten Aemter bekleidet. Als Cats es niederlegte, kniete er in der Rathsversammlung mit Freudenthränen nieder und dankte Gott, daß er ohne Unglück davongekommen sei.“ Ludwig XIV. drückte sich auf die Nachricht von dem Tode Johanns de Witt den Hut in die Stirn und sprach: „Nun ist den Niederlanden die Herzader abgeschnitten. Wie konnte doch dieß friedfertige Volk eine so gottlose That verüben an dem scharfsinnigsten Staatsmanne, den jemals eine Zeit hervorgebracht hat!“

Dr. O. Klopp.

Drei Belagerungen der Festung Kufstein.

Historische Skizze.



Wenn der Reisende — von Rosenheim oder Aibling her — allmählig von hohen Bergen umschlossen, von denen rechts der Riesenkopf, links der Heuberg und das Gränzhorn schöne gigantische Vorposten des bayerisch=tyrolischen Alpenstockes bilden, so erblickt er bald, nachdem er das hübsche Dorf Oberaudorf passirt und an die Ottokapelle gekommen, dort, am Fuße des gewaltigen Kaisergebirges, wo der mächtige Innfluß auf einmal eine nördliche Richtung nimmt, auf hohen Felsen die Festung Kufstein, an welche sich das Städtchen gleichen Namens traulich hinschmiegt, um so von jener felsigten Beherrscherin der Gegend gleichsam Schutz gegen die oft verheerenden Wellen des Inns zu finden.

Die düstern Zinnen der Festung — in früherer Zeit auch Geroldseck genannt — sind von einem gewaltigen Thurm, „dem Kaiserthurm" hoch und stolz überragt. Ueber den Ursprung dieser alten tyrolischen Trutzburg gibt die Geschichte wenig Aufschlüsse; mag sein, weil in der Römerzeit über den Brennerberg (Mons Pirenus) herüber eine Straße führte, die sich dann bei Veldidena, der Hauptstadt des damaligen Rhätiens (wo jetzt Wildau), verzweigte, und eine östliche Richtung davon durchs Innthal hindurch nach Juvavium (Salzburg) führte; mag also sein, daß auf jenen Felsen einst ein römisches Kastel gestanden hat. So viel ist indeß sicher, daß Kufstein — Stadt und Festung — ursprünglich auch Kaufstein,

von den Bauern Kopfstein genannt, im eilften Jahrhundert den Bischöfen von Regensburg und nachher den bayerischen Herzögen zugehörte, welch letztere dieses Eigenthum auch dann noch besaßen, als das früher von bayerischen Herzögen beherrschte ganze Tyrol durch die bayerische Prinzessin Margaretha Maultasch, welche auch als die Gründerin der Festung angegeben wird, an Oesterreich längst abgetreten war, und welche auch die Gerichte Kufstein, Rattenberg und Kitzbüchel im Besitz hatten.

Das Städtchen Kufstein war ursprünglich wahrscheinlich eine Niederlassung von Kaufleuten, welche von hieraus Handelsgeschäfte auf dem Inn und durch denselben auf der Donau trieben. Es blühete wie seine Nachbarstädte Rattenberg und Kitzbüchel unter jenem Krummstab von Regensburg und unter ihren bayerischen Landesherren frühzeitig auf und diente als Niederlage für Kaufmannswaaren zwischen Tyrol, Bayern, Italien und Oesterreich, zu deren Aufbewahrung die Festung den besten Schutz gegen räuberische Anfälle gewährte, das Städtchen aber auch später bei Belagerungen dafür manchmal — wie es überhaupt von so absoluten Herrschern zu geschehen pflegt — sehr ängstigte und peinigte.

Drei Belagerungen sind es nun, die eben so merkwürdig als romantisch und abenteuerlich in der Geschichte hervorleuchten; die erste fällt ins Jahr 1504, um welche Zeit Bayern in mehrere Linien getheilt, z. B. Ober- und Niederbayern, Pfalz ꝛc. von Herzogen regiert wurde. Da starb Georg der Reiche von Landshut, Herzog von Niederbayern. Nach diesem Todfall entstand jener unselige merkwürdige Erbschaftskrieg, den Bayern so theuer bezahlen mußte. Herzog Albrecht von München (Oberbayern), genannt der Weise, und Churfürst Ruprecht von der Pfalz stritten nämlich um das Erbland des Abgeschiedenen; der Erstere, nach dem Wortlaute der ihm günstigen bayerischen Hausgesetze, der Letzte, als Gemahl der einzigen Tochter des abgelebten Landshuter Herzogs. Albrecht von München rief nun den Schutz des damaligen Kaisers Maximilian des Ersten an, und dieser, als oberster deutscher Schiedsrichter, entschied zu Gunsten des Münchner Herzogs. Demohngeachtet trat der stolze Ruprecht von der Pfalz gegen seinen Vetter Albrecht doch bewaffnet auf, eröffnete schon im Mai jenes Jahres den Krieg mit vielem Muthe und Glücke und besetzte durch seinen tapfern Feldhauptmann Georg von Rosenberg die Festung Kufstein, wo er dann den eben nicht sehr kaiserlich gesinnten Kommandanten davon, den tapfern bayerischen Ritter Hans Pinzenauer, als Hauptmann derselben bestätigte. Jetzt entbrannte der Zorn des kaiserlichen Maximilians, welcher Herzogen Albrecht, seinem Schwager, den Schutz versprochen, der aber nebenher schon lange viele Lust nach jenem schönen, durch Bergsegen damals so reichen Nordoststücke Tyrols — den Gerichten Kufstein, Rattenberg und Kitzbüchel hatte, die früher Oesterreich entgingen und wozu die Festung Kufstein gleichsam den Schlüssel bildet. Für Tyrol war jener ritterliche Monarch überhaupt sehr eingenommen und stattete dieses Land, das er „einen reichen Bauernkittel" nannte, „an dem man sich aber gar sehr das Herz erwärmen kann," mit vielen Privilegien aus. Um das neue ihm von Herzog Albrecht in der Noth versprochene Besitzthum sogleich in Empfang zu nehmen, zog nun der Kaiser Anfangs Oktober mit einem damals nicht unansehnlichen Kriegsheere, wobei mehrere Fürsten, Bischöfe und vornehme Kriegshauptleute, darunter der Herzog Erich von Braunschweig, Herzog Albrecht von München und der tapfere Landsknecht Hauptmann Georg von Freundsberg selbst vor die Festung Kufstein, die damals einen bedeutenden Rang einnahm. Die Aufforderung zur Uebergabe verwarf der Festungskommandant Pinzenauer mit stolzen Worten, indem er die frühere kaiserliche Bestätigung in Abrede stellte, und weil er die Festung nebst den benachbarten Landen für das Haus Bayern-Pfalz erhalten wollte. Nun wurde die Stadt genommen und gleich darauf die Festung durch sieben Feldstücke beschossen; allein lange erfolglos, denn die dicken Mauern trotzten eben so lange den nicht mächtig genug sich zeigenden Feuerschlünden; überdieß hielt der tapfere Pinzenauer seinen Felsensitz für unüberwindlich, war auch sehr gut mit Lebensmitteln und Munition versorgt, und so schauete er mit Muth und Hohn hinunter auf den feindlichen Heerestroß. Ja, Pinzenauer ließ, um den Belagerern seinen Muth und Zuversicht zu zeigen, die von den hinaufgeschleuderten Kugeln getroffenen Stellen der Festungsmauern sogar mit einem Besen abkehren! Maximilian, über diesen Hohn noch mehr ergrimmt, äußerte nun zu seiner kriegerischen Umgebung: „Seht, ein neues Ritterstücklein; dieser Kriegsmann oben will die Wunden der Mauern mit einem Besen heilen; ich hoffe aber, daß aus diesem Ruthenbunde ein Beil herausspringen werde, um diesem Frevler damit den Kopf abzuschlagen." Auf Befehl des Kaisers wurden nun rasch seine zwei kolossalsten Geschützstücke „Burlepauß" und „Weckauf" — damals die größten in Deutschland — von Innsbruck auf dem Innfluße nach Kufstein geschafft, und so blickte nun auch der kaiserliche Feldherr voll Zuversicht und Ruhe auf das trotzige Felsennest hinauf.

Aus den gewaltigen vom Kaiser selbst losgebrannten Feuerschlünden flogen nun bald die riesigen hundertpfündigen Eisenbälle auf die Festung hinauf und verbreiteten dort unter immerwährendem Donner Tod und Verderben, so daß schon die Mauern erzitterten und theilweise einzustürzen droheten. Da ließ der Kaiser Pinzenauer noch einmal zur Uebergabe auffordern, allein der Muth des tapfern Mannes und seiner Kriegsgenossen war noch nicht erschüttert; es erfolgte deßhalb eine zweite abschlägige Antwort. Ergrimmt hierüber beschloß nun der Kaiser, die ganze Besatzung mit dem Tode zu bestrafen und schwur zugleich, indem er sich zu seiner Umgebung wandte „daß er jedem eine Maulschelle geben werde, der es wagen würde, nur für einen dieser Frevler um Gnade zu bitten." Sogleich begannen auch wieder die furchtbaren Wurfgeschoße mit verstärkter Kraft auf die Festung hinauf zu donnern, deren 14 Fuß dicke Mauern endlich allwärts zu wanken und herabzustürzen begannen. Da schickte Pinzenauer zwei bayerische Edelknaben in das kaiserliche Feldlager, was in der Nähe des Zellerberges aufgeschlagen war und ließ seine Bereitwilligkeit zur Uebergabe gegen freien Abzug melden, indem er meinte, daß wohl der Tapfere den Tapfern ehren werde. Der erboste Kaiser aber erwiederte diesem: „So will Euer Hauptmann endlich den Besen weglegen, mit dem er uns zuvor gehöhnt? Geht hin und sagt

dem Spottvogel: daß ich mit ihm keinen Vertrag eingehen will; hat er das schöne Schloß also sehr zusammen schießen lassen, so mag er jetzt auch noch — so lang er kann — die Trümmer behalten." Die Belagerer erstiegen nun die durch die Kraft der kaiserlichen Mauerbrecher halb eingefallenen Wälle, erbeuteten in der Festung selbst, nach einem verzweifelten Faustkampfe, nebst andern Vorräthen einen damals großen Schatz von 30,000 Goldgülden und führten dann den heroischen Festungskommandanten mit noch andern zweihundert Kriegsgenossen — wobei dreiundzwanzig Adelige — mit gebundenen Händen in das kaiserliche Lager. Der zornentbrannte Kaiser ließ nun dort, seines Schwures gemäß, alle zum Tode durch's Beil verurtheilen. Ihr Führer, Ritter Pinzenauer, ein schöner junger Mann von sechsunddreißig Jahren, immer ausgezeichnet durch Edelsinn und kriegerischen Muth, der beste Gatte und Vater von drei aufblühenden Kindern, mußte mit seiner herrlichen Persönlichkeit dieses mittelalterliche Mordschauspiel eröffnen. Mit wahrer heroischer Seelengröße forderte der Verurtheilte noch einen Becher Weins und legte dann unter dem Rufe: „Bayern hoch!" unerschrocken sein schönes Haupt dem Beile hin! Zehn andere Genossen folgten ihm in diesem gräßlichen Tode nach. Herzog Erich von Braunschweig, des grausigen Schauspiels müde, trat nun entschlossen vor den Kaiser und bat für die übrigen um Gnade. Dieser — seines in der Hitze gemachten Schwures eingedenk — klopfte nun den braven Herzog sanft auf die Wange und schenkte den andern verurtheilten Schlachtopfern unter dem Spruche: „Laßt sie laufen!" das Leben.

An der Stätte, wo die elf Leichname von dem tief erschütterten Volke begraben wurden, erbaute man bald nachher eine Kapelle, die aber später wieder zerstört wurde, in deren Nähe aber heute noch ein Hof zu den „Ainlifen" (Elfen) oder zu dem „Eilfenbauer" heißt.

Nach dem Falle der Festung Kufstein war jener unselige bayerische Erbschaftsstreit bald zu Ende gebracht. Der Münchner Herzog Albrecht der Weise verlor dadurch nicht allein jenen gesegneten Theil Tyrols, die drei benannten Gerichte, sondern sogar von dem eroberten Niederbayern mußte vermöge kaiserlichen Ausspruchs zu Kostnitz, zwei Jahre darauf, ein Theil — das nachmalige Herzogthum Neuburg — als Entschädigung für die Pfälzer Linie abgetreten werden. Wie es aber mit dergleichen Besitznahmen zu gehen pflegt, es ist oft kein Glück damit verbunden. Wirklich hatte der Kaiser anfangs wenig materiellen Nutzen von der tyrolischen Erwerbung, denn die Fürstbischöfe von Chiemsee, Salzburg und Regensburg, das Stift St. Andre in Freising, ferner die Klöster Chiemsee, Rott und Seon hatten sich dergestalt in die Gefälle jener tyrolisch unterinnthalischen Gerichte getheilt, daß dem Ober-Landesherrn wohl die Ehre, ihnen und der Kirche aber der Gewinn und Nutzen zu statten kam. Hingegen in strategischer Beziehung gewann dadurch Oesterreich und mit guter Vorahnung nannte der Kaiser schon damals das gesammte Tyrol „den Schild Oesterreichs".

Die Festung Kufstein blieb hierauf volle zweihundert Jahre im Besitz Oesterreichs, bis zum Jahre 1703, wo ihr, zur Zeit des für Bayern noch unglücklichern spanischen Erbfolgekrieges, eine neue Belagerung, und zwar diesesmal durch die Bayern, bevorstund. Um jene Zeit war ganz Bayern unter der Regierung des Churfürsten Maximilian Emanuels vereint. Dieser hochbegabte Fürst ist eben so sehr durch seinen Verstand, seinen Ehrgeiz, sein Kriegstalent und persönliche Tapferkeit, als durch seine unglücklichen Schicksale berühmt. Zu Anfang seiner Regierung war er für das kaiserliche Erzhaus Oesterreich sehr eingenommen und leistete diesem besonders in den Türkenkriegen die wesentlichsten Dienste; half 1683 das von 200,000 Türken belagerte Wien entsetzen, belagerte dann Ofen, wo die Oesterreicher durch eine große Seuche größtentheils umgekommen waren, half nachher die Schlachten bei Gran, Neuhäusel und Mohacz schlagen und eroberte 1688 die Stadt und Festung Belgrad, bei welch' allen diesen Schlachten der tapfere fürstliche Feldherr sein eigenes Leben hundertmal in Gefahr setzte, und mehr als 30,000 bayerische Krieger auf seine Kosten unterhielt und theilweise auch hinopferte.

Durch seine Heirath mit der erstgebornen Tochter des Kaisers Leopold — Antonia — welche dieser mit seiner ersten Gemahlin, Margarita Theresa, einer spanischen Prinzessin, erzeugte, eröffnete sich für die Bayern-Wittelsbachische Linie eine Anwaltschaft auf den spanischen Thron, weil der damalige kinderlose König von Spanien, Karl der Zweite, den erstgebornen Sohn Max Emanuels (Joseph Ferdinand) als spanischen Thronfolger decretirte. Dieser Prinz starb auf einmal in Brüssel, wohin der spanische König den bayerischen Churfürsten als Statthalter der damals spanischen Niederlande berief, und was dieser auch annahm. Der Tod seines so hoffnungsreichen Sohnes und einige andere Umstände machten nun rasch aus dem früher treuesten Freunde Oesterreichs den erbittertsten Feind derselben, indem sich der bayerische Fürst auf einmal mit Frankreich zu einem Kriege gegen dasselbe verband. Auf Tyrol glaubte Emanuel von früher her Ansprüche zu haben, wozu er auch von Frankreichs damaligem Könige Ludwig dem Vierzehnten unterstützt und ihm französische Hülfstruppen zugesendet wurden.

Um Mitte Juni 1703 begann nun der Churfürst mit einem auserlesenen Heere (9000 Bayern und 2500 Franzosen), wobei mehrere ausgezeichnete Kriegsobersten, die tapfern Grafen Verita und Nouvion, sowie die bayerischen Grafen Seefeld, Rechberg und Arco, seine Kriegsfahrt nach Tyrol, die zugleich den Zweck hatte, das österreichisch kaiserliche Heer in Italien unter dem berühmten Eugen von Savoyen abzuschneiden. Am 17. Juni früh eroberte der Churfürst den damaligen Paß Windhausen am linken Innufer und stand schon gegen Abend im Angesicht der Festung Kufstein, wo die österreichische Besatzung auf einen so unerwarteten Anfall nicht gefaßt, wenig Vertheidigungsmaßregeln getroffen und die sonst sturmtrotzenden Außenwerke der Festung auf diesem Ufer ziemlich vernachläßigt hatte. Auch der innere Zustand der Festung war ein verwahrloster und keineswegs mit der Größe der bevorstehenden Gefahr im Einklange. Das Stadt- und Festungs-Commando war getheilt; in jener, wozu auch die äußern Schanzen gehörten, führte Peter Graf Wolkenstein (aus einem rühmlichen Tyroler Geschlechte) das Kommando. Die Festung war einem gewissen Cornan — einem beschränkten Manne von zweideutigem Charakter, der noch

überdieß dem Trunke ergeben war — anvertraut. Die Besatzung für Stadt und Fort bestand nur aus vierhundert Mann regulärer Truppen, die von einiger Landmiliz unterstützt werden sollte. Sehr verwahrlost war auch die Zahl der Offiziere und Constabler; hingegen war kein Mangel an Proviant und Munition.

Als nun Abends das bayerisch-französische Heer mit seiner gewaltigen Artillerie über Ebs, dann die äußern Schanzen nehmend immer näher gegen Kufstein heran rückte, mußte Wolkenstein auf Befehl des damals in Tyrol kommandirenden kaiserlichen Generals Gschwind die außer den Stadtmauern gelegenen Häuser und Ställe in Brand legen lassen, damit sie den anrückenden Feinden keinen Stützpunkt gewähren sollten. Während dieser Vorbereitung sandte der Churfürst einen Parlamentär in die Stadt, um den Kommandanten derselben zur Uebergabe aufzufordern, welches aber dieser entschlossen zurückwies.

Nun wurden die Geschütze vorgeschoben und alsobald begann auch von beiden Seiten das Spiel der Kanonen. Schrecklich leuchteten die Blitze dieser Feuerschlünde in die einbrechende Dämmerung hinein, den furchtbaren Donner derselben in hundertfältigen Echos in die nahen Bergesklüfte des Kaisergebirgs verbreitend und der Umgegend die Feindesgefahr ankündigend. Bald war die Vorstadt in Flammen und das Feuer ergriff auch die Stadt, wo nun in der Nacht ein Elend entstand, desgleichen die unglücklichen Bewohner Kufsteins noch nie erlebten. Obwohl man dort Alles zum Löschen aufbot, blieb doch jede Anstrengung dazu vergeblich; das Feuer kroch bei der unruhigen Luft von Haus zu Haus und züngelte von Dach zu Dach, so daß in kurzer Zeit das ganze Städtchen in Flammen war, welche die Luft erglüheten und hoch auf lodernd den Himmel blutig roth erleuchteten! Was diesen Jammer noch steigerte, war jetzt für die unglücklichen Bewohner die Unmöglichkeit, zu entfliehen, denn der Stadtkommandant trug die Stadtthorschlüssel mit sich und war lange nicht aufzufinden; auf einer Seite war auch die brennende Stadt schon mit gefürchteten Feinden umringt. Herzzerschneidend mischte sich nun der Angstruf der gepeinigten Bürger in das Geschrei der Soldaten, in das Geprassel der Flammen und einstürzenden Häuser, in das Gebrüll der Thiere und schon wollte man das westliche Stadtthor aufsprengen, da kam endlich Wolkenstein zum Vorschein, der sich inzwischen bemüht hatte, das Militär zu sammeln, um sich damit in die Festung zurück zu ziehen. Aber jetzt war es schon zu spät dazu, denn das Feuer hatte inzwischen durch ein furchtbares Windbrausen auch schon das Thor derselben und die hinauf führende Brücke ergriffen und so den Rückzug abgeschnitten. In der Verwirrung dachte man auch nicht mehr an den sogenannten Ausfall, durch welchen man hätte allenfalls noch in die Festung hinauf kommen können. Da die Hitze in den Gassen der Stadt, wo sich mehrere Einwohner, um der Gluth zu entgehen, in die Keller flüchteten und viele den Tod fanden, auch für das Militär immer unerträglicher wurde, so zog sich der Stadtkommandant mit diesem über die Innbrücke. Während dem drangen aber schon viele Grenadiere der Bayern über eine Mauer in die Stadt und erbrachen auch sogleich das Stadtthor für die Kavallerie die draußen wartete. Nun ging's von Seite der armen Kufsteiner Bürger in todesängstlicher Verwirrung der Innbrücke zu, um das jenseitige Ufer noch zu erreichen, wo sich indessen Wolkenstein mit seinem Militär aufgestellt hatte. Dort eröffnete sich aber vor den Augen der ohnehin so sehr Geängstigten ein neues, eben so imposantes als schaudervolles Schauspiel; das Feuer hatte nämlich inzwischen einen Theil des Schlosses selbst ergriffen, oder es züngelte vielleicht durch den hölzernen Gang zur Festung hinauf. Kurz, ein mit Pulver und Bomben gefüllter Thurm ging auf einmal mit einem Berge erschütternden Donnerschlag in die Luft! zwei andere Thürme und Magazine folgten diesem stolzen Werk Maximilians, ihre gewaltigen Mauertrümmer und Kugeln herab schleudernd auf die Köpfe der Anstürmenden, oder den Flammen entfliehenden Einwohner.

Auf eine alle Herzen erschütternde Pause, welche diesem furchtbaren Ereigniß folgte, glaubte der Churfürst nun die Verwirrung und wahrscheinliche Muthlosigkeit zu benützen. Er ließ das Schießen daher gänzlich einstellen und dem Festungs-Kommandanten sogleich einen neuen Vertrag anbieten. Dieser erklärte sich nun gegen freien Abzug zur Uebergabe bereit, was der fürstliche bayerische Heerführer auch mit all der Tapferkeit ziemenden Hochherzigkeit günstig aufnahm und sich sogleich anschickte, die Festung zu besetzen; doch kaum näherten sich die ersten Bayern dem Fort, so brach der Festungskommandant sein Wort, stellte mit unsinnigen Prahlereien seine früheren Aeußerungen in Abrede und ließ sogar auf den Ueberbringer der fürstlichen Antwort Grafen Rechberg, gegen alle Kriegsmanier Feuer geben. Nun ließ der Churfürst Freiwillige zur Ersteigung der Felsen und Mauern vorrufen; sogleich zeigten sich auch mehrere unerschrockene alte Grenadiere und zwei Offiziere. Diese näherten sich nun während der Morgendämmerung den Mauern der Festung und erstiegen mit einer großen Leiter unbemerkt eine derselben, worauf sie sich einer zur Herbeischaffung von Lebensmitteln bestimmten kleinen Pforte bemächtigten.

Schon waren einige in dieselbe eingedrungen, als in den noch unversehrten Räumen der Festung Lärm entstand und man sich dort anschickte die Eindringlinge wieder zu vertreiben; allein alle Bestrebungen, die tapferen Grenadiere, deren Zahl immer größer wurde, zurückzutreiben, war jetzt schon ganz vergeblich, und Cornan schien den Kopf zu verlieren, lief in der Festung herum, bis er endlich ergriffen, gefangen gemacht und da er wie ein Rasender um sich schlug, mit auf den Rücken gebundenen Händen, unter dem Gespötte der eigenen Soldaten fortgeschafft werden konnte, worauf die ganze Besatzung, ohngefähr noch zweihundert Mann, das Gewehr streckte.

Trotz der Verwüstung fanden die Bayern in der Festung dennoch eine reiche Beute, bei siebenzig Stücke Geschütz und in den Kellern, wohin das Feuer nicht gedrungen war, einen bedeutenden Vorrath von geflüchteten Sachen.

Nachdem auf diese Weise Stadt und Festung in Besitz genommen und der Churfürst einen seiner tapfersten Obersten, den Baron Seefeld zum Kommandanten eingesetzt hatte, drang er unverzüglich weiter in Tyrol vor, eroberte das damals auch noch befestigte Rattenberg und zog dann über Schwaz und Hall feierlich in

die Hauptstadt Innsbruck ein. Von dort machte er sich mit seinem durch einige zurückgelassene Besatzungen geschwächten Heere nach dem Brenner auf; doch über den Schanzen dieses Berges ging sein Unglückstern auf; denn das durch die vielen Kriegsdrangsale aufgeregte Landvolk griff, stolz auf seine Berge und an alte Freiheiten gewöhnt, zu den Waffen und vertheidigte jene Päße und Höhen so heldenmüthig, daß es dem bayerisch=französischen Truppenkorps bald unmöglich wurde weiter zu bringen. Ein noch unglücklicheres Schicksal hatte ein Seitenkorps, welches (unter General Nouvion) durch den Finstermünzpaß in's Vintschgau dringen sollte und an jenen schauerlichen Felsenpässen den 1. Juli beinahe vernichtet wurde. Auch die Franzosen unter Marschall Vendôme, welche von Italien her anrücken sollten, hatten in Tyrol kein viel besseres Glück, indem sie nur bis Trient vordringen konnten, sohin dem bayerischen Kriegsfürsten keine hülfreiche Hand geboten werden konnte. Da nun auch der Rücken des bayerischen Heeres bedroht war und die Städte Hall, Schwaz und Rattenberg gefallen waren, so beschloß der Churfürst den Rückzug nach Bayern, der nun auch unter persönlicher Gefahr — besonders an der Martinswand — des tapfern aber unglücklichen Fürsten mit Verlust von vieler Mannschaft über die Scharnitz ausgeführt wurde.

Wie nun auf diese Weise Tyrol bis auf die Festung Kufstein von den Bayern wieder geräumt war, schickte sich ein kaiserlich österreichisches Heer unter General Graf Heister sogleich an, das Land zu besetzen, nur Kufstein als letzter bayerischer Anhaltspunkt mußte noch genommen werden. General Heister schaffte daher alles in Süd=Tyrol angehäufte Kriegsmaterial und Militair gegen diese Festung, welche nach Abzug der Bayern nur mit einiger Landmiliz eingeschlossen war.

Am 1. Oktober kam der kaiserliche Feldherr selbst dort an, und nachdem auch seine sämmtliche Artillerie angekommen war, ließ er am 6. auf dem Zellerberg eine Batterie aufwerfen und die Festung bombardiren. Dieses dauerte bis zum 18. um die Kräfte der ohnehin schon sehr schwachen bayerischen Besatzung durch fortwährende Anstrengung zu erschöpfen. Wirklich wurde der Zustand der Festung dadurch ein fürchterlicher und sie glich beinahe einer mit Todten und Verwundeten angefüllten Todtengruft; überdies flog auch durch hineingeschickte Bomben ein Laboratorium in die Luft und tödtete vierzig Mann, selbst die Fundamente fingen nach und nach an zu erzittern. In dieser großen Bedrängniß forderte General Heister den bayerischen Kommandanten wiederholt zur Uebergabe auf, die aber abgeschlagen wurde. Nun befahl der kaiserliche Feldherr einen allgemeinen Sturm in der Nacht des 29. Oktobers. In dieser finstern Nacht, wo noch dazu ein dicker Herbstnebel das Thal bedeckte, rückten die Belagerer in drei Colonnen schweigend zum Sturme vor, der erstens längst des Inns, bei den dortigen Felsen herum gegen den alten Pulverthurm, dann gegen das obere Stadtthor und unterhalb der Innbrücke bei der Wasserbastei ausgeführt werden sollte. Todtenstille herrschte anfangs als die Stadtmauern von den Grenadieren erstiegen wurden; plötzlich aber ertönte Mordgeschrei und es entspann sich nun ein heftiger Kampf in der Finsterniß, die nur von dem Wetterleuchten der auf einmal spielenden Feuerschlünde unterbrochen wurde; anfangs wurden auch Viele der Eingedrungenen wieder über die Mauern gestürzt und schon ertönte Siegesgeschrei, da fanden aber einige Stürmende ein Pförtlein, durch welches die Besatzung Wasser zu holen pflegte, dieses ward sogleich aufgesprengt und die Stadt plötzlich wieder von Feinden angefüllt. Nun eilten die belagerten Bayern von den Stadtmauern hinweg dem Schloßweg zu, um sich in die Festung zurückzuziehen, allein für viele war es schon zu spät, auch war die obere Fallbrücke der Burg schon aufgezogen, es blieb also für die Zurückgelassenen nichts anderes mehr übrig, als in der Stadt noch den Kampf der Verzweiflung zu wagen, wobei noch mehrere umkamen und 150 Mann gefangen wurden. Jetzt wurden aber erst zum Sturm auf die Festung selbst von den Oesterreichern Anstalten gemacht und schon rannten ihre Grenadiere mit Leitern umher; doch, wo die Gefahr am größten, da ist die Hülfe am nächsten, so geschah es, daß auf einmal bei Aufgang der Sonne ein bayerisches Entsetzungs=Truppenkorps in zwei Colonnen von Rosenheim heranrückte, worauf die Belagerer in aller Eile, mit Hinterlassung vieler aufgepflanzten Mörser und Kriegsmaterials sich gegen Rattenberg davonmachten, und die Festung wieder mit frischer bayerischer Mannschaft und Proviant versorgt werden konnte.

Allein dies glückliche Ereigniß half für Bayern nichts mehr, und die Festung mußte in der Folge durch Vertrag in österreichische Hände übergeben werden; denn inzwischen war der Churfürst sehr unglücklich, verlor durch die zweideutige Hülfe seiner Bundesgenossen — des hinterlistigen französischen Königs, und der Alliance der Engländer unter Malborough — mit den Oesterreichern am 13. August die Schlacht von Höchstädt und mußte nachher — geächtet — sogar Bayern verlassen.

Kufstein blieb nun, neu hergestellt, hundert Jahre im Besitz Oesterreichs, bis zum Jahre 1806, zu welcher Zeit ganz Tyrol und Vorarlberg, nach dem achten Presburger Friedens=Artikel vom 28. Dezember 1805, an Bayern abgetreten wurde. Die Ursachen der Unzufriedenheit mit dem neuen Regiment zu erörtern, ist nicht der Zweck dieser Darstellung, kurz das Volk griff, bei gänzlicher Sorglosigkeit bayerischer Behörden, nach Einmarsch eines österreichischen Truppenkorps am 9. April zu den Waffen, überfiel die zerstreut gelegenen bayerischen Garnisonstruppen, und machte nach größtentheils braver Wehr alle zu Gefangenen, welches Loos auch ein französisches 3000 Mann starkes Truppenkorps unter General Bisson theilte, welches von Italien her durchbrechen wollte.

Bald war nur noch die Stadt und Festung Kufstein allein im Besitz der Bayern in Tyrol, auch noch diesen letzten Trutzpunkt dieser Macht zu entreißen war jetzt die eifrigste Sorge des österreichischen Oberkommandanten, Feldmarschall=lieutenants Chasteler.

In Kufstein — Stadt und Festung — kommandirte damals Artillerie=Major Aicher, ein alter, erfahrener und tapferer Kriegsmann mit einem combinirten Truppenkorps von 500 Mann und 60 Stück wohlversorgten Kanonen, aber wenig Lebensmitteln.

Nachdem die Oesterreicher in Tyrol eingezogen waren erschien von Innsbruck herunter ein Belagerungskorps vor Kuf=

stein unter Oberst von Reissenfels, mit drei Compagnien regulären Militairs (vom Regimente Devaux) und acht leichten Geschützen. Diese sollten in Gemeinschaft mit zwölf Compagnien Bauern die Festung berennen. Bald wurde nun die Brücke über den Inn zerstört und einige Geschütze auf den Höhen des Zellerberges und Hochwacht aufgeführt, von wo aus die Festung beherrscht wird, um so eine Einschließung zu bewerkstelligen, welcher dann am 28. April eine Beschießung folgte, der hernach eine Bestürmung nachkommen sollte. Die Beschießung, welche man auch von der Hochwachtshöhe aus mit glühenden grünlich in die Nacht hinausleuchtenden Kugeln versuchte, hatte aber wegen Mangel an Schießbedarf und grobem Geschütz nur schlechten Erfolg, so daß an einen Sturm bald nicht mehr zu denken war. Auch ließen sich die Bayern auf der Festung von den kecken lockeren Bauernschwärmen nicht lange necken und machten am 4. Mai einen sehr erfolgreichen Ausfall, erstürmten die Hochwacht und demolirten die dortigen österreichischen Geschütze. Um dieselbe Zeit sprengten sie durch gut geworfene Bomben — von denen — wie Aicher meinte — besonders eine Sechzigpfünderin ihre Schuldigkeit that — auch ein österreichisches Pulvermagazin in die Luft, wobei einige Mannschaft auf gräßliche Weise umkam. Auf diese Ereignisse hin befahl der österreichische Kommandant, die Festung nur beobachten zu lassen. Bald darauf aber (am 11. Mai) rückten die bayerischen Generäle Deroi und Wrede gegen Tyrol vor, ersterer von Rosenheim her, wo er schon Nachmittags 2 Uhr die bayerischen Brüder auf der Festung begrüßte, Letzterer nach Erstürmung des Loferpasses gegen Wörgel, worauf sämmtliches Belagerungskorps mit Sack und Pack auf dem linken Innufer abzog.

Kufstein blieb aber hierauf nicht lange ruhig, denn schon am 29. Mai wurde der greise General Deroi, nachdem Wrede mit dem Hauptkorps aus Tyrol abgezogen war, nach der Schlacht am Berge Issel wieder zurückgeworfen und alle Bayern mußten Tyrol bis auf diesen Anhaltspunkt wieder verlassen. Am 10. Juni rückte nun wiederholt ein österreichisches Belagerungskorps vor Kufstein, aber wieder nur mit drei Kompagnien Militair (vom Regimente Lusignan) und sieben leichten Kanonen unter dem Commando des majorisirenden Hauptmanns Grafen d'Esquille. Das Oberkommando hatte damals — von Wörgel aus — Oberst von Taxis, der sich auch angelegen sein ließ zwölf Compagnien Landesschützen aus der Umgegend wieder zusammenzurufen und so die Festung neuerdings nach und nach einzuschließen, und einen Einbruch aus Bayern auf dieser Seite zu hindern.

Alsobald erschienen auch wieder diese kühnen unterinnthalischen Bauernschaaren vor der Festung, um mit vieler Bereitwilligkeit und Begeisterung an dem Kampfe Theil zu nehmen. Zuerst fanden sich ein: Die Sturmkompagnien von Kirchdorf, St. Johann, Kitzbüchel und Jochberg, nebst anderm Hirtenvolk, was dort um's Kaisergebirge herum haust, unter ihren tapferen Anführern Rupert Wintersteller und Oppacher. Mit einer gewaltigen Fahne und unter Trommel und Pfeifenklang kamen hernach dazu: die Schaaren von Ellenau, Söll und die schlanken Lodenmänner des Brixenthales, an die sich die Schützen und die rüstigen Jäger von Thiersee und Brandenberg, sowie das Landsturmvolk von Berghausen, Wörgel, Häring und Angat sich anschloß. Auch die stämmigen Aelpler, die unbändigen Bewohner von Wildschönau, Alpach und Thierberg, sowie die rührigen Achenthaler fanden sich ein, denen wieder die schußgewandten Thalbewohner, die Handwerker von Rattenberg und Schwaz, sowie das Knappenvolk von Brixlegg und Jenbach mit den Pflugbauern von Münster und einige schöne Burschen aus Zillerthal auf dem Fuße folgten. An diese reiheten sich endlich an: die kräftigen Berger der Hochthäler von Volders, Veer, Rinn, Judenstein und Gnadenwald, ebenso die ernsten Bergarbeiter von Hall; lauter kampfbewährtes Landsturmvolk, welches schon bei Spings den Sieg entschieden. Eine Kompagnie kam sogar über das damals noch verschneiete Tauerngebirg herübergestiegen, um an dem Kampfe Antheil zu nehmen; diese letzte Sturmkompagnie bestand aus den starken abgehärteten Bergbewohnern von Windischmatrei.

Um Kufstein hauptsächlich von der nahen bayerischen Grenze her einzuschließen, mußten diese ungeregelten Landesvertheidiger, die nun in Allem aus 1300 Mann bestanden, sich theilen; 700 Mann wurden auf das rechte Innufer postirt, während der andere Theil davon das linke Ufer zu bewachen hatte; auf beiden Ufern wurden auch zahlreiche Schanzen und Verhaue angelegt. Am linken Ufer kommandirte als am meisten lokalkundig, Schützenmajor Sieberer, Schullehrer von Thiersee, hingegen auf dem rechten Ufer Joseph Speckbacher, Bauer von Rinn — der verständigste und tapferste aller tyroler Anführer von 1809.

Als die Festung überall eingeschlossen und zugleich wieder eine Batterie auf der Hochwacht errichtet war, erließ Graf d'Esquille eine Aufforderung zur Uebergabe an den bayerischen Festungskommandanten. Dieser aber antwortete hierauf in heldenmüthiger Erwiederung schnell und kurz: daß er die Festung, so lange auf ihr ein Stein auf dem andern klebte, nicht übergeben werde. Auf diese kühne Erklärung hin ließ d'Esquille von seinen Batterien die Kanonen donnern, daß es in den Bergen in hundertfältigem Echo furchtbar widerhallte und besonders die glühenden Kugeln wieder grauenvoll in die Nacht hineinleuchteten. Die Wirkung davon war aber wieder so unbedeutend, daß es den tapfern umsichtigen Festungskommandanten durchaus nicht irre machte. Da den Belagerern bald Munition fehlte, so ließ d'Esquille mit Ausnahme von der Hochwartsbatterie das Schießen auch bald gänzlich einstellen und tröstete sich nun in Erwartung noch mehrerer und größerer Belagerungsgeschütze, die von Innsbruck aus mit frischer Munition versprochen waren, aber nie erschienen. Des Bauernkommandant Speckbacher's natürlicher Verstand hatte aber schon anfangs eingesehen, daß man auf solche Weise Kufstein nie wieder nehmen könne, daß man der Festung so — wie er sich äußerte — „kaum eine tüchtige Ohrfeige geben könne". Dieser schlaue Bauernhäuptling sann daher auf andere Mittel seinen Feinden zu schaden, um die Festung, in welcher wirklich Mangel an Lebensmitteln war, vielleicht durch Aushungerung zum Falle zu bringen. Bei Ausführung solcher gefährlichen Wagstücke war dieser in List, kriegerischem Scharfsinn, Tapferkeit und kalter Entschlossenheit gleich ausgezeichnete Bauernkom-

mandant jedesmal an der Spitze und immer der Mann der That.

In der Nacht des 16. Juni sah man von der Festung Raketen als Nothsignale aufsteigen, um den bayerischen nicht weit von der Grenze lagernden Brüdern unter General Deroi, ein Zeichen zu geben, daß Lebensmittel im hohen Grade auf der Festung mangelten. Die Belagerer, besonders die Bauern, schickten sich nun sogleich an die Grenzen zu besetzen, hauptsächlich auf dem rechten Innufer gegen Windhausen zu, wohin die Bayern einen Scheinangriff machten und von dort mit einem Einbruch drohten. Während nun aber gerade das rechte Ufer am meisten besetzt war, zog Deroi am 18. auf dem linken Ufer über Audorf gegen Kufstein, nahm dort die schwach besetzten Verhaue und die Innbrücke, und versorgte die Festung mit frischer Mannschaft und Lebensmitteln, besonders Getreide. Zu gleicher Zeit wurde auch von der Festung ein Ausfall gemacht und da die zur Bewachung der Schanzen aufgestellten Bauern und Soldaten beinahe alle weggelockt waren, dabei die noch allein lebendige Batterie auf der Hochwacht zerstört, worauf sich indeß Deroi Abends mit mehreren Kranken wieder zurückzog.

Wuthentbrannt hierüber schiffte Speckbacher mit seinem kecken Bauerntroß auf das rechte Innufer, vereinte sich mit Sieberer und trieb dort die Vorposten der Bayern wieder bis gegen Rosenheim zurück; dann überfiel er in einer dunkeln Nacht zwei Mühlen, die innerhalb der Schußweite von der Festung gelegen, wohin man das bayerische Getreide gebracht hatte, und erbeutete beinahe allen diesen Vorrath (bei dreihundert Metzen). Die Anführer der Belagerer bemerkten überhaupt bald, daß zwischen der Bevölkerung des Städtchens und der bayerischen Festungsgarnison eine ihrem kriegerischen Vorhaben verderbliche Vertraulichkeit herrsche; sie droheten daher den Kufsteinern, „wenn sie dergleichen fortsetzen würden, ihre Häuser über ihren Köpfen zusammen brennen zu lassen", worauf indeß diese, sich von der Festung beschützt glaubend, nicht viel zu achten schienen.

Da die Festung durch Hinaufleitung des Feuers eher zum Falle gebracht werden konnte, beschlossen d'Esquille und Speckbacher hierauf, diese Drohung wirklich zu erfüllen und zwar letzterer dabei selbst Hand an's Werk zu legen.

Zuvor mußten aber die Löschwerkzeuge zu zerstören gesucht werden; weil sich jedoch zu diesem tollkühnen Wagstück Niemand herbei ließ, so nahm Speckbacher auch dieses Geschäft über sich. Geleitet von einem Vertrauten, der ihm Schlüssel verschaffte, schlich er sich wirklich in der finstern Wetternacht des 30. Juni selbst in's Spritzenhaus, welches sich nahe bei den Bastionen der Festung befand. Schon hatte er dort eine Spritze durch Abschraubung des Schlauchkopfes unbrauchbar gemacht, als ihm auf einmal eine Schildwache ein donnerndes „Wer da!" von der Bastion herunter zurief. Er antwortete hierauf mit keinem Laut, jedoch fand er vor der Hand für gut, sein Geschäft zu unterbrechen; um jedoch wieder durch zu kommen oder sein tollkühnes Vorhaben dennoch auszuführen, nahm der listige Häuptling nun die Gestalt eines großen Hundes an und bellte nach der Schildwache hinauf. Als die hiedurch getäuschte Wache wieder ruhig war, schlich er sich in jener Gestalt zu einem aufgeschichteten Holzstoß von sechs hundert Klaftern und brannte ihn an. Das durch die Sonnenhitze ausgetrocknete Holz wurde sogleich vom Feuer ergriffen und loderte nun, während der kühne Brandleger sich entfernte, bald in hellen grauenvoll leuchtenden Flammen auf, die sich bei furchtbarem Windesbrausen auch bald den nächsten Häusern des Städtchens mittheilten, wo sie um so mehr Nahrung fanden, als auch zugleich ein paar bestochene oder fanatische Bürgersöhne Brand in die Häuser ihrer Väter legten. Sicher wäre auch das ganze damals hundert und vierzig Häuser zählende Städtchen ein Raub des Feuers geworden und zugleich auch die Festung in große Gefahr gerathen, hätte nicht der brave Kommandant derselben mit seinen Offizieren eine so rastlose Thätigkeit entwickelt und überall, wo die Gefahr am größten war, sich hingestellt, wodurch es endlich wieder gelang, Kufstein bis auf fünfundzwanzig den Flammen preis gegebene Häuser zu retten.

Am 3. Juli, nachdem zuvor wieder Signale den bayerischen Freunden unter Deroi gegeben waren, befahl der Festungs-Kommandant neuerdings einen Ausfall an den Thierberg, zugleich drang auch wieder eine bayerische Colonne auf der Rosenheimer Straße vor, vertrieb dort die Bauern und Soldaten von Verhau zu Verhau und versorgte neuerdings die Festung mit Lebensmitteln, worauf sie sich jedoch wieder zurück zog.

Dieses wiederholt glücklich durchgeführte bayerische Unternehmen wurde hauptsächlich durch die hölzerne Innbrücke erleichtert. Diese Verbindung mit dem linken Ufer war daher dem scharfsinnigen Bauernkommandanten Speckbacher schon lange ein Dorn im Auge, mehrmalen suchte er sie zu zerstören, doch immer wurde er durch die Wachsamkeit der bayerischen Piquets an dieser Brücke gestört. Der listige Bauernführer ließ nun oberhalb Kufstein auf dem Innflusse einige Schiffe zusammen raffen, belud sie sorgfältig mit Pech und ließ sie dann, zischend und brennend, auf den Fluthen des Inns schwimmend gegen die Brücke anprallen. Aber auch dieser Versuch mißlang durch die Wachsamkeit der dortigen bayerischen Wache. Dadurch keineswegs eingeschüchtert, begann der rührige, tollkühne Bauernkommandant gleich wieder etwas anders zu ersinnen, um seinen verschanzten Gegnern zu schaden. Die Bayern hatten nämlich inzwischen elf Schiffe zusammengebracht, um eine Schiffbrücke schlagen zu können, im Falle die stehende Brücke zerstört werden solle. Nicht minder wichtig lagen ohne diese, theilweise auch noch mit Getreide beladene Fahrzeuge, welche in guter Schußweite von der Festung auf dem Inn verwahrt waren, zum Transport von Kranken, Effekten &c. nach Bayern. In der finstern Gewitternacht des 6. Juli setzte nun Speckbacher mit einigen freiwilligen Gefährten über diesen Fluß, schlich sich zu den Schiffen und schnitt die Seile ab, an welchen sie befestiget waren. Die Schiffe lagen aber durch die damalige trockene Sommerszeit in sehr seichtem Wasser; sie mußten daher beinahe alle, um sie flott zu machen, zuvor in das Fahrwasser geschoben werden; diese Arbeit war aber mit so viel Mühe und Aufenthalt verbunden, daß schon der Tag dämmerte, ehe das gewagte Werk vollendet war. Auf einen Allarmschuß wurde nun sogleich ein Hagel von Kugeln auf die Verwegenen von der Festung hinab geschleudert; Mehrere

von Speckbachers Genossen fanden dadurch gleich zerschmettert im Inn ihr Grab; Andere suchten zu entfliehen; nur zwei hielten mit ihrem kühnen Hauptmann noch standhaft aus und mit diesen, bis an die Brust im Wasser stehend, machte er auch die letzten Schiffe noch los, und entkam dann — wie durch ein Wunder — glücklich wieder in eine österreichische Schanze.

Unter solchen eigentlich nur gegenseitigen kriegerischen Neckereien verstrichen vor Kufstein beinahe fünf Wochen; am 17. Juli erhielt endlich der Festungskommandant die Nachricht von der am 6. Juli von Napoleon gewonnenen Schlacht von Wagram und die Bestätigung des in Folge dieses großen französischen Sieges abgeschlossenen sechs Wochen langen Waffenstillstands von Znaim, welche für Bayern sehr erfreulichen Nachrichten des andern Tags sogleich durch Freudenschüsse und ein solennes Te Deum gefeiert wurden. Die Tyroler wußten anfangs nicht, was dieses viele „Pulververpuffen" ohne Kugeln zu bedeuten habe, denn sie blieben gewöhnlich ohne Nachrichten von Aussen, oder hörten nur von österreichischen Siegen. Da ihr Schicksal nun ungewiß war und sie eigentlich an einen Waffenstillstand nicht glauben wollten, so beschloß Speckbacher seinen Wagstücken die Krone aufzusetzen, nämlich selbst in die Festung zu gehen, um dort zu erfahren, ob er für Tyrol auch gelte und zugleich auch im andern Falle zu erforschen, wie es dort um Munition, Stärke der Besatzung und Lebensmittel stehe. Ein vertrauter Kufsteiner Bürger unterstützte sein Unternehmen; verkleidet und verstellt meldete er sich mit zwei Begleitern am 18. Juli Abends als tyrolischer Unterhändler vor dem Kommandanten, der sie anfangs ziemlich freundlich empfing und ihnen die Waffenstillstandsbestätigung vorlegte, worin Speckbacher nun wahrnahm, daß die Tyroler nicht darin mit inbegriffen waren und daß sie nun eigentlich thun konnten, was sie wollten. Ueber diese gerade nicht erfreuliche Nachricht durchaus nicht ausser Fassung, forderte nun Speckbacher, wieder entlassen zu werden, allein dem Kommandanten kam später einiger Verdacht über Speckbachers Person. Er ließ daher Bürger von der Stadt kommen und hielt Speckbachern, als diese erschienen waren, ein Licht vor die Nase; zum Glücke kannten ihn die Bürger nicht, oder seine Verstellung und wahrhaft stoische Ruhe machte sie irre; im andern Falle wäre vielleicht dieser tollkühne, listige Häuptling mit seinen Genossen bei dieser Gelegenheit dem Tode kaum entgangen; so aber ließ ihnen der Kommandant sogar noch gastlich Wein vorsetzen, und behandelte und entließ die drei Tyroler dann als Unterhändler.

Während nun wieder neue gewaltige feindliche Heersäulen von französisch=alliirten Truppen unter Oberkommando des Marschalls Lefèbre, sich gegen Tyrol bewegten, konnten die Oesterreicher am 26. Juli ruhig von Kufstein abziehen, die Tyroler hingegen waren sich selbst überlassen. Aber diese machten sich einen Tag nach Abzug der Oesterreicher, auch auf den Weg. Bei dieser Gelegenheit nahm sich nun der Festungskommandant — schon lange ergrimmt über die vielen Neckereien der Bauern — vor, einen Theil dieser „rebellischen Horden", der von einer Schanze „der Sprecher" in Schußlinie der Festung abziehen mußte, noch etwas „abzuwaschen"; wirklich wurde diese Bauerntruppe, als sie schockweise beisammen war, auf einmal mit einem Kugelregen von der Festung herunter beabschiedet, dabei noch viele auf gräßliche Weise umkamen oder verstümmelt wurden.

Wie erstaunte aber der Festungskommandant, als er schon am 14. August wieder bayerisch=französische und sächsische Krieger fliehend vor Kufstein ankommen sah, die, 25,000 Mann stark, an den Eiseckpässen und der Finstermünz von den lockeren rebellischen Horden zurückgeworfen waren. Wirklich hatte sich bei jener Kriegsfahrt das Kriegsspiel von 1703 wiederholt; beinahe an denselben Stellen wurden die feindlichen Corps zurückgeworfen; eben so wenig konnte auch dieses Mal, durch den Muth der Tyroler Bauern, die dabei, ohne einen Mann österreichischen Militairs, nur auf eigene Kraft angewiesen, eine Verbindung mit den französischen Truppen im Süden erzielt werden.

Als die Tyroler bis auf Kufstein wieder Herren im Lande waren, wurde dieser letzte bayerische Trutzpunkt nur leicht zernirt; ihr natürlicher Verstand begriff, daß man mit den bisherigen kriegerischen Mitteln Kufstein nie werde nehmen können und daß dazu vielleicht wieder so eine Art Burlepauß und Weckauf nothwendig wären. Nur Anfangs Oktober wagte ein vierhundert Mann starker Haufe davon noch einen Sturm auf die Innbrücke und die Stadt, der aber von der wachsamen bayerischen Besatzung bald wieder zurückgeworfen wurde. Nach Abschluß des Friedens vom 14. Oktober 1809 zwischen Frankreich und Oesterreich kam der größte Theil von Tyrol, sohin auch Kufstein, wieder an Bayern, bei welchem es bis zum Pariser Friedensabschluß vom 30. Mai 1814 blieb, wonach ganz Tyrol und Kufstein wieder an Oesterreich zurückkam. Die Festung selbst wurde dieser Macht auf feierliche Weise erst am 17. Juli 1814 übergeben. Jetzt ist sie ein Verwahrungsort für politische Staatsgefangene mit einer Garnison von ungefähr 400 Mann, die gewöhnlich — als Gouverneur — ein Oberst kommandirt.

Mr.

Der Klabautermann und die Schifferstochter.

Von Fr. Gerstäcker.

Dicht oberhalb Curhaven an der Elbe und etwa eine Kabelslänge im Fluß draußen, lag ein kleiner Schuner seefertig mit Ladung und Leuten an Bord vor Anker, und wartete nur noch auf die Ebbe und auch ein wenig auf den Wind, seine Fahrt nach Dover an der englischen Küste, zu beginnen.

Die Segel hingen gelößt an den Raaen und die Leute waren emsig damit beschäftigt, ihr Deck „klar" zu machen, eine Arbeit, die, so lange ein Fahrzeug noch dicht am Lande liegt, immer seine besonderen Schwierigkeiten hat. Die Ebbe mußte aber bald eintreten, es stand schon still Wasser, und die Briese kam auch schon langsam über das flache Land herüber, und lüftete leise die Leinwand, als ob sie versuchen wollte, was sie wohl damit anfangen könnte, wenn sie sich einmal so aus Leibeskräften hineinlegte.

Der Schuner konnte mit jedem Augenblick unter Segel gehen.

Der Platz, wo er vor Anker lag, war etwas entfernt von dem Hauptverkehr der übrigen Fahrzeuge und das Ufer dort vollkommen menschenleer, nur ein einziges junges Mädchen stand, den einen Schürzenzipfel, mit dem sie sich eben das heiße Naß aus den Augen getrocknet, noch zwischen den Fingern,



zu sehen, nur heute, nur dießmal zog's ihr wie eine schwere, trübe Ahnung durch die Sinne, durch die Seele, und wenn sie sichs auch nicht selber gestehen mochte — sie fürchtete das Schlimmste.

Dem alten Manne durfte sie aber mit solchem „Schnack", wie er's ein wenig rauh nannte, nicht kommen. Da bekam sie's gleich tüchtig, daß sie sich mit derlei Unsinn das Herz schwer mache. —

„Wir stehn Alle in Gottes Hand!" meinte er dann, „und ich müßte mich ebenso dann fürchten, daß dir indeß zu Hause das Dach auf den Kopf fiele, als daß uns draußen der Hals voll Wasser liefe. Nein Lisbeth, laß die dummen Gedanken und sei mein brav' Mädel," hatte er ihr zum Abschied gesagt, ihr das Kinn in die Höh und einen derben Kuß auf die kirschrothen Lippen gedrückt und war dann so guter Laune und Hoffnung wie je an Bord gefahren.

Und wenn er nun nie, nie wieder zu ihr zurückkehren sollte? — Oh es ist ein gar so wahres Gefühl, Jemanden, den man so recht aus Herzensgrund lieb hat, in eine Gefahr gehen zu sehen, die man wohl fühlt, die man aber nicht einmal nennen darf, und gar nichts dabei thun kann, ihm zu helfen oder, wenn es einträfe, ihn zu retten. In solchen Fällen haben's die armen Frauen dann auch immer am schlimmsten. Der Mann stürmt hinaus und erkennt die Gefahr nicht, oder wenn er sie kennt, ist er mit ihr gewöhnlich schon so vertraut, daß er sich nicht mehr um sie bekümmert, bis sie ihm an's Leben greift. Im Ringen und Kämpfen dann hat er keine Zeit, sich mit Sorgen oder Angst zu quälen — er bewältigt sie oder geht unter, und in beiden Fällen ist er nachher gleich wieder so ruhig als vorher; die armen Frauen aber sitzen daheim und härmen und grämen sich; in jedem aufsteigenden Wetter sehen sie den Tod des Geliebten, von jeder schäumenden Woge fürchten sie die theure Leiche an Land gewaschen zu sehn, und dann verlangt man auch noch dabei von ihnen, daß sie sich ruhig und vernünftig betragen sollen, sich und Andern das Herz nicht schwer zu machen. Und das Schlimmste dabei ist, daß die Leute gewöhnlich recht haben, wenn sie es verlangen.

mit thränenden Blicken, herunterhängenden gefalteten Händen und wehmüthig gesenktem Köpfchen auf dem Deich, und schaute nach dem kleinen, schlanken Fahrzeug hinüber, das ihr wahrscheinlich etwas recht Liebes und Theueres hinaus tragen sollte in die salzige und so falsche ungetreue Fluth.

Es war eines Seemanns Tochter und von Kindheit an daran gewöhnt gewesen, ihren Vater in See gehen zu sehen, das Herz ihr aber noch nie so schwer geworden, je bei einem Abschied, als gerade heute. Sie wußte nicht, wie es kam, immer aber, wenn sie sich auch schon hundert Mal sagte, das sei kindisch und schicke sich nicht, stiegen ihr die hellen Tropfen wieder in die treuen blauen Augen und sie wollte jetzt nur warten, bis der Schuner wirklich gesegelt sei, und dann zu Hause gehen und sich auf's Bett legen und einmal recht vom Herzen ausweinen.

Ihr Vater war der Schiffer des kleinen Fahrzeugs, ein alter wackerer Seemann, der sich seit seiner Jugend auf grünem und blauen Wasser herumgetrieben und eben gar nicht mehr hätte zu fahren brauchen, litte es ihn nur eben zu Hause, zwischen den vier Wänden, und auf der harten unnachgiebigen Erde. Auch dieß sollte wieder seine letzte Reise sein; das hatte er aber schon so oft gesagt, daß Lisbeth gar nicht mehr daran glaubte, und sich schon ganz mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben schien, ihren Vater immer zur See fahren

Lisbeth stieß endlich einen recht tiefen tiefen Seufzer aus und schüttelte traurig mit dem Köpfchen.

„Ach du lieber Gott" sagte sie leise — und wieder mußte die weiße Schürze herauf, die fallenden Thränen fortzunehmen — „es ist doch gar recht traurig auf der Welt, wo man sich kaum einmal eine Stunde freuen darf, ehe Einem die nächste schon wieder mit recht schwerem Leid auf das Herz fällt."

Es war ihr in diesem Augenblicke fast, als ob dicht neben ihr noch Jemand sei, der auch recht aus tiefster Seele aufseufze, und als sie sich rasch und halb erschreckt danach umsah, war es nur ein kleiner untersetzter Bursch, der auf einer der gewöhnlichen, aber sehr kleinen Matrosenkisten saß, von der seine Beinchen aber kaum bis auf die Erde hinabreichten und die Hände im Schooß gefaltet, ebenfalls wehmüthig nach dem Fahrzeug, das ihr schon so manche Thränen gekostet, hinüberschaute. Sein Gesicht konnte sie noch nicht sehen, denn der gewöhnliche seemännische Strohhut verdeckte das, er ging aber sonst gar sauber und reinlich gekleidet, und schien sie selber gar nicht zu bemerken, oder wenn er sie bemerkte, gar nicht

zu beachten, und Lisbeth war doch das schönste Mädchen nicht allein in ganz Cuxhaven, nein am ganzen Elbestrand da oben, und wer schon je einmal am Elbstrand gewesen ist, wird gewiß begreifen, daß das nicht wenig zu bedeuten hat. Das Bürschchen schien jedoch sehr jung und es ließ sich denken, daß ihm noch ganz andere Sachen im Kopf herum gingen, als hübsche Mädchengesichter und blaue Augen.

Wo konnte er aber nur hergekommen sein? — Doch lieber Gott, Lisbeth hatte so in ihren Schmerz versunken dagestanden, ich glaube — und sie glaubte das auch — sie würde einen ganzen Frachtwagen voll Kisten und kleiner Bürschchen d'rauf, nicht haben ankommen hören. Nur der Seufzer fand Anklang in ihrem Herzen und sie sagte leise und sich die Augen rasch und verstohlen wischend, daß er ihre Thränen nicht sehen sollte:

„Fehlt dir Etwas, Kleiner, daß du so traurig bist? — du hast wohl auch zu Hause erst Abschied genommen und die Trennung liegt dir noch schwer auf dem Herzen?"

Der Kleine schüttelte aber, ohne weiter eine Antwort zu geben, langsam mit dem Kopf und drehte das Gesicht nicht einmal um — aber ein anderer Seufzer stieg ihm aus der Brust, und er verwandte keinen Blick von dem Schuner.

Das Mädchen würde ihn sonst nicht viel beachtet haben, denn sie war zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, diese auf etwas Fremdes verwenden zu können, hier kam es ihr aber an, als ob die Trauer des Knaben mit dem Schuner selber in irgend einer Beziehung stände und sie sagte rasch —

„Willst du noch an Bord der Hansa?" — denn diesen stolzen Namen führte das kleine Fahrzeug — „dann mußt du dich eilen, Kleiner, die Briese kommt schon auf und sie werden gleich die Anker lichten."

Der Kleine schüttelte nur wieder einfach mit dem Kopf, ohne aufzusehen.

„Kommst du von Cuxhaven heraus?" frug Lisbeth jetzt wieder, die kein anderes Fahrzeug hier liegen sah, und jetzt selber neugierig wurde — „oder von oben herunter?"

Der Kleine schüttelte wieder mit dem Kopf, und seufzte zum dritten Mal. Elsbeth wurde ganz wunderlich zu Muthe — der Seufzer klang auch gar nicht wie aus der Brust eines Kindes und sie sagte schon mit etwas schüchterner Stimme als vorher —

„Aber wo kommst du da sonst her, armer Kleiner?" — „Vom Bord jenes Schuners?" fuhr sie dann plötzlich erstaunt fort, als das sonderbare Wesen wieder schweigend dort hinüberzeigte; „gehörst du denn zum Schiff und willst du nicht mitfahren?"

„Lieber nicht!" sagte da zum ersten Mal die Stimme, die keinem Knaben angehören konnte, und als das wunderliche Wesen im nächsten Augenblicke den Kopf zu ihr aufhob, schaute sie in ein breites gutmüthiges Antlitz, mit wohl etwas großem Mund aber treuherzigen, blauen Augen, so klar und gut wie die ihren. — Doch das Gesicht war kein Kindergesicht, sondern gehörte, trotz der kleinen Gestalt, einem Mann an, dessen Alter sich allerdings nicht genau bestimmen ließ, da die sonn- und wettergebräunten Züge sich vielleicht besser conservirt hatten, als man nach dem ersten Eindruck meinen sollte, der aber jedenfalls schon manchen Sommer auf dem Rücken trug und wenig mehr in den Jünglingsjahren zu suchen haben mochte.

Lisbeth, sonst ein beherztes Mädchen, erschrack doch ein wenig, denn sie wußte gar nicht, was sie aus dem kleinen, wunderlichen Wesen machen sollte, und doch lag auch wieder so viel Gutmüthiges in dessen Zügen, daß es gerade keine Furcht einflößte; nichts desto weniger würde sie den Platz verlassen haben, hätten sie nicht gerade vorn auf dem Schuner Anstalten gemacht, den Anker zu lichten. Das kleine Fahrzeug fing schon an herumzuschwingen und es war das ein sicheres Zeichen, daß die Ebbe in der nächsten Viertelstunde eintreten müsse. Sie that also nur ein paar Schritte von ihm fort und schaute wieder nach der kleinen Hansa hinüber, die schon mehr und mehr die kommende Briese zu fühlen begann. Nur noch kurze Zeit und das wackere kleine Fahrzeug pflügte seinen Weg durch die grüne, stürmische See der fremden, fernen Küste entgegen.

Durch das Aufschauen hatte das Männlein auf der kleinen Kiste aber auch einen Blick in die lieben, traurigen Züge des Mägdleins gethan, und sah ihr jetzt selber eine Weile, ohne daß sie weiter auf ihn achtete, in das holde, unschuldvolle und doch so schmerzbetrübte Angesicht. Lisbeth schien ihn aber indessen schon ganz vergessen zu haben, es war ihr wieder so weh geworden im armen Herzen, als vorher, und hätte sie sich nicht geschämt, sie wäre selbst jetzt noch zum Vater hinübergefahren, ihn zu bitten, dießmal nur an Land zu bleiben — obgleich sie recht gut wußte, was er dazu gesagt hätte.

Das kleine Männlein that indessen ein paar Mal den Mund auf, als ob es sprechen wollte, und sah dabei bald den Schuner und bald das Mädchen an, kein Laut kam aber eine ganze Weile über seine Lippen, und es ging augenscheinlich mit sich über irgend etwas, das es nicht klar bekommen konnte, zu Rathe. Endlich entschied ein wiederholter Blick auf das liebe Kind mit den verweinten Augen die Sache und es sagte mit seiner freundlichen und noch absichtlich gedämpften Stimme:

„Hast du irgend was Liebes da drüben an Bord, mein armes Mädchen?"

Lisbeth wußte erst gar nicht, ob sie ihm antworten solle oder nicht, er sah aber so ehrlich dabei aus, und es lag auch etwas so Sanftes, Theilnehmendes in der Stimme, daß sie, der es selber eine Wohlthat schien, sich nur irgend Jemanden, wer es auch sei, mitzutheilen, wieder mit einem recht schweren Seufzer sagte:

„Ach Gott, ja! der Schiffer Lothrecht von der Hansa ist mein Vater."

„Ist Ehren Lothrecht dein Vater?" rief der Kleine mit mehr Interesse, als er bis jetzt gezeigt hatte, und drehte sich halb auf seinem Kistchen herum, sie besser betrachten zu können.

Das Mädchen nickte schweigend, ohne einen Blick von dem Schuner zu verwenden, mit dem Kopfe, und der Kleine bewegte sich auch wieder in seine frühere Stellung zurück, sah nach dem kleinen Fahrzeug hin und sagte seufzend:

„Armes Mädchen!"

„Armes Mädchen?" rief aber Elsbeth erschreckt und wandte sich, ganz bleich werdend, nach ihm um — „armes Mädchen sagt ihr?" — sie nannte ihn jetzt ihr, denn das

konnte sie wohl sehen, daß es kein Kind mehr war, und da mochte sie ihn doch nicht länger mit du anreden — „um Gott, was meint ihr damit? — droht denn dem Ehren Lothrecht irgend eine Gefahr, die ihr kennt — ach du mein Himmel, ihr habt auch wohl deßhalb das Schiff verlassen? — aber —" setzte sie dann rasch und kopfschüttelnd hinzu — „wie könntet ihr's denn wissen, was draußen in See passiren wird — ach es ist euch wohl auch nur so bang und weh um's Herz wie mir!"

Es war, als ob der Kleine sprechen wollte — er öffnete schon den Mund, schwieg aber wieder und sah nur nach dem Schuner hin, wo jetzt die Leute eben daran gingen, den Anker zu lichten, und von wo der fröhliche tacktmäßige Gesang der Matrosen laut und deutlich zu ihnen herübertönte, endlich aber brachte ihn ein Blick auf das liebe wehmüthige Gesicht des Mädchens, zu andern Gedanken und er sagte leise:

„Ich muß es ja doch wohl wissen, ich bin ja der Klabautermann!"

„Der Klabautermann?" wiederholte das Mädchen erschreckt, sich dem übernatürlichen kleinen Wesen, von dem sie schon so Viel, seit ihrer frühsten Kindheit an gehört, gegenüber zu wissen, — „ihr also seid der Klabautermann, von dem mir mein Vater so oft erzählt hat, und der es so gut mit den Schiffern meint — aber — wie ist mir denn — wenn ihr das Schiff verlaßt, dann bedeutet das ja großes Unglück? ach du mein Gott, Klabautermann, habt ihr deßhalb die Hansa verlassen?"

Der Klabautermann nickte nur schweigend und traurig mit dem Kopf und das Mädchen schluchzte leise.

„Ach ich hab' es gewußt, ich hab' es die ganze Zeit schon geahnt, daß es so kommen würde — und ist denn gar keine Rettung, lieber bester Klabautermann" — wandte sie sich plötzlich an diesen wie von einem neuen Hoffnungsstrahl belebt, „ach Gott, mein Vater hält soviel von euch, konntet ihr's ihm denn nicht vorher nur ein klein Bischen wissen lassen, daß ihr fortgingt?"

„Ehren Lothrecht ist ein braver wackerer Mann" sagte Klabautermann mit einem eignen Grad von Selbstgefühl, „und Klabautermann wird gewiß nicht von seinem Schiff gehen, ohne Abschied von ihm zu nehmen — aber er wollte nicht hören," setzte er wieder traurig hinzu — „er meinte, er dürfe nicht fort und er stünde in Gottes Hand, und da konnt' ich auch eben nichts weiter dabei thun."

„Oh die armen, armen Menschen" sagte Lisbeth, während das fröhliche Singen der Mannschaft nun laut zu ihnen herüber drang.

„Und das arme kleine Schiff!" setzte Klabautermann seufzend hinzu — „ich kriege kein Besseres wieder."

„Aber das geht ja wahrhaftig nicht Klabautermann" rief da plötzlich das Mädchen, und die großen hellen Thränen liefen ihr von den sonst so rosenfrischen und heute so bleichen Wangen herunter, „das geht ja wahrhaftig nicht, daß mein armer alter Vater so geradezu in seinen Tod hinein läuft und ihr so ruhig und still dabei sitzt, und zuseht — o lieber, lieber Klabautermann, giebt es denn gar kein einziges Mittel auf der Welt, ihm zu helfen? — könntet ihr denn nicht die Leute noch warnen, oder das Schiff irgendwo auf den Strand setzen, daß wenigstens die Mannschaft gerettet würde?"

Klabautermann lächelte wehmüthig über die Vorschläge, schüttelte aber schweigend dazu mit dem Kopf und sagte endlich, das schöne weinende Mädchen recht mitleidig betrachtend:

„Es ist lauter junges leichtsinniges Volk an Bord, liebes Kind — sie lachen und spotten Alle, wenn sie nur den Namen Klabautermann hören und solchen Menschen ist es uns auf das strengste untersagt, wirklich zu erscheinen — ich dürfte also schon nicht, wenn ich in der That auch wollte. Jede andere Art aber, wie ich mich ihnen nur verständlich machen darf, und wie ich sie auch schon benutzt habe, beachten sie nicht oder erklären Alles, auch das ihnen sonst Unerklärlichste, durch natürliche Ursachen. Der alte Ehren Lothrecht ist der einzige Vernünftige unter ihnen und der hat auch wieder recht," setzte er traurig hinzu — „denn wenn ich Schiffer von solch einem kleinen netten Fahrzeug wäre, wie ich jetzt nur Klabautermann bin, ging' ich auch nicht herunter, und wenn ich voraus wüßte, daß wir Beide zusammen zu Grunde segeln würden."

Das Mädchen stand ein Paar Minuten wie rathlos da, und die Gedanken kreuzten ihr toll und wild durch den Kopf, die Angst um den Vater ließ aber keinen andern die Oberhand gewinnen und sie wußte am Ende gar nicht mehr, was sie denken, was sie thun solle. Das kleine Fahrzeug hatte indessen auch nicht müßig gelegen, der leichte Anker war gelichtet, die Boye eingeholt, die Segel wurden angebraßt und der alte Ehren Lothrecht stand hinten neben dem Manne am Steuer und winkte seiner Tochter, die er noch recht gut am Ufer erkennen konnte, ein freundliches Lebewohl zu.

„O Vater, lieber Vater, bleib nur dießmal zu Haus!" rief das arme Mädchen, in aller Todesangst ganz vergessend, daß er ja doch so weit draußen kein Wort davon verstehen könne, und schwenkte ihr weißes naßgeweintes Tuch dabei, womit sie ihn zurückwinken wollte, was er aber natürlich als Abschiedsgruß deuten mußte. Der Schuner fing an, langsam den Fluß hinunter zu treiben, und der Klabautermann seufzte wieder recht aus tiefstem Herzen, als ob es ihm selber gar schmerzlich sei, das arme kleine liebe Fahrzeug seinem Untergange mit so fröhlichem Muthe entgegen gehen zu sehen. Die Umrisse seiner Gestalt wurden dabei immer matter und undeutlicher, und als sich Lisbeth endlich wieder zu ihm wandte, war er kaum noch auf seiner alten Stelle zu erkennen.

„Ach, Klabautermann, lieber bester Klabautermann," rief aber das arme Mädchen jetzt in Todesangst, „verlaßt ihr mich doch jetzt wenigstens nicht, in meiner größten Herzensangst. — Ihr seid ja der Einzige auf der weiten Welt, in dem ich nur die geringste Hoffnung habe, daß er mir helfen könnte — und ihr meint's ja doch sonst immer so gut mit den Menschen und habt ein so treues Herz — o helft mir und dem armen Schiff doch nur dieß eine Mal und ich will Euch ja auch so lieb dafür haben, so lieb, wie man nur irgend ein Wesen auf der weiten Welt haben kann."

Die Angst und Aufregung verlieh dem schönen Kind einen fast überirdischen Reiz, ihr Auge leuchtete, ihre Wangen rötheten sich wieder und sie hatte bittend die Hände gegen den kleinen Klabautermann gefaltet, der, als er sich mit so lieben

herzlichen Worten genannt hörte, immer deutlicher wieder sichtbar wurde. Bei den letzten Worten schüttelte er aber traurig seufzend und ungläubig den Kopf und sagte leise, wie mit sich selber redend:

„Oh, ihr Menschenkinder, seid euch ja doch Alle gleich, — für den Augenblick, wenn euch etwas recht nah und schmerzlich am Herzen liegt, ja dann versprecht ihr wohl Himmel und Erde und — ich will gar Nichts dagegen sagen, ihr meint's in dem Augenblick auch wohl so — ist die Noth aber erst einmal wieder vorbei, ja, wo sind dann die Versprechungen geblieben? — mit dem Wind verweht, der sie von den Lippen trug, und man hört und sieht nichts weiter davon."

„Ach, guter Klabautermann, wenn ihr in mein Herz schauen könntet" — bat das Mädchen und das arme liebe Ding stand so schüchtern, so reizend vor dem kleinen, aber jetzt gar ernsthaften, fast wehmüthigen Männchen.

„Es ist vielleicht eben so gut, daß ich's nicht kann" — sagte Klabautermann kopfschüttelnd — „aber," setzte er dann schnell und mißtrauisch hinzu, „ich soll das ganze Fahrzeug retten, Jungfer Lothrecht — wen habt ihr denn noch sonst darin, den ihr gern heraushaben möchtet?"

„Ach Alle, Alle, lieber Klabautermann!" rief das Mädchen in scheuem Eifer — „alle die armen Menschen — es ist ja doch schrecklich, wenn man bedenkt, daß sie so unter und zu Grunde gehen müssen."

„Ja, aber Alle könnt ihr sie doch nicht lieb haben," lächelte Klabautermann kopfschüttelnd; „ist denn Keiner ganz besonders darunter, den ihr noch außer euerm Vater heraushaben möchtet?" — Er sah sie dabei mit einem forschenden, fast lauernden Blicke an, als ob er hätte sagen wollen: „ich weiß ja schon, was all dein Schmerz und dein Sehnen bedeutet — dazu braucht man eben kein Klabautermann zu sein, das herauszubekommen zu können, du hast deinen Schatz an Bord und bist bange, daß dir der mit zu Wasser wird."

Lisbeth mochte jetzt wohl verstehen, was er damit meine, denn sie wurde feuerroth und sah verlegen vor sich nieder — es war auch häßlich vom Klabautermann, gerade jetzt, wo ihr Herz so tief betrübt war, so etwas zu erwähnen, Klabautermann hatte aber wohl seinen besondern Grund dazu, und hielt den Blick wie ein Paar Feuerkohlen auf sie geheftet; das arme Mädchen sagte jedoch traurig, während sich ihr wieder ein Paar Thränen aus den Augen stahlen:

„Ach nein, Klabautermann — aber recht leid sollt' es mir doch thun, wenn sie zu Schaden kämen."

„Aber wenn ich nur im Stande wäre, einen Einzigen vom ganzen Fahrzeug zu retten?" frug Klabautermann, der hierin nun einmal ganz gewiß gehen wollte; „sollte ich da deinen Vater nehmen, Lisbeth?"

„Ach, lieber Gott!" sagte das arme Mädchen mit einem frommen, scheuen Blick nach oben, „ich weiß nicht, ob ich mit der Antwort nicht vielleicht eine große Sünde thue, daß ich nur an mich selber, und nicht auch an andere arme Leute denke, denen gewiß die Ihrigen eben so lieb sind, wie mir mein armer alter Vater, aber ich kann mir ja schon nicht anders helfen, und wenn es gar nicht anders möglich wäre, lieber bester Klabautermann, daß ihr sie Alle retten könntet, und nur Einen von der Mannschaft dem Tode entreißen dürftet — so — o, es preßt mir das Herz ab für die anderen armen Menschen, aber Gott verzeih' mir's — wenn ich Einen zu retten hätte — ich griffe nach meinem Vater."

Ein Lächeln zuckte über das Gesicht des kleinen Wesens, das ihr freundlich zunickte, gleich darauf schoß aber wieder ein Strahl von Argwohn darüber hin, und er sagte rasch:

„Und wenn ich nun zwei nehmen dürfte, wen sollt' ich nachher retten?"

„Ach lieber Gott, Klabautermann," sagte aber das gute Mädchen da treuherzig, „das weiß ich wahrhaftig nicht, rettet so viel Ihr könnt und Gott wird's Euch gewiß vergelten; wenn es aber nur noch Einer sein darf, so — so nehmt den Bravsten darunter heraus — einen, der noch arme Eltern zu Hause hat, oder an dem die Seinen mit rechter Liebe hängen."

„Also keinen ganz besonders?" frug Klabautermann — es war merkwürdig, wie er immer auf den einen Punkt hinzuarbeiten schien. — Lisbeth schüttelte aber traurig mit dem Kopf und im nächsten Augenblick war Klabautermann auch spurlos mit seinem kleinen Kistchen verschwunden. Das kam aber so schnell, daß Lisbeth im Anfang gar nicht glauben wollte, er wäre fort, und ihn immer noch anredete; sie bekam jedoch keine Antwort mehr, und als sie sich zuletzt ein Herz faßte, auf die Stelle zutrat, wo der Kleine gesessen und wo seine Kiste gestanden, und den Platz leise und vorsichtig mit der äußersten Spitze ihres ganz niedlichen Füßchens untersuchte, war er total leer und nichts mehr von dem Geist weder zu hören noch zu sehen.

Die arme Lisbeth wußte jetzt gar nicht, woran sie war; fast kam's ihr vor, als ob sie das Ganze eben nur geträumt hätte, und ob es ja gar nicht mehr sein könne, und der kleine Schuner ging indessen weiter und weiter den Strom hinunter, die Segel füllten sich von der frisch einstehenden Briese und von der starken Ebbe begünstigt, machte die Hansa einen solchen Fortgang, daß sie wohl noch vor Abend außer Sicht kommen mußte.

Das arme Mädchen ging endlich, das Herz voll Kummer und Sorge zu Hause; dort aber hatte sie Niemanden, dem sie sich hätte anvertrauen können, als ihre alte blinde Mutter, und durfte sie der armen Frau das Herz etwa gar noch schwerer mit der Erzählung dessen machen, was sie gehört und gesehen? Das ging im Leben nicht an; es war nur noch außerdem ein Glück, daß sie ihre verweinten Augen nicht sehen konnte — die hätten wohl all ihr Herzeleid verrathen müssen, denn so weh war ihr ja noch bei keinem Abschied von ihrem Vater zu Muthe gewesen. — An dem Abend sollte es aber gar noch schlimmer werden, denn zuerst setzte ein scharfer Südwester ein, immer kein besonderes Zeichen in dieser Jahreszeit, und nach Dunkelwerden fing es gar an zu blitzen und zu donnern, als ob der liebe Himmel selber auf die Erde herunterkommen wolle. Der Hagel und Regen rasselte dabei gegen die Fenster, daß man ordentlich glaubte, es werde die Fensterladen zerschlagen.

So ein Wetter wußte sich Lisbeth in ihrem ganzen Leben noch nicht zu erinnern, und das arme Kind warf sich vor ihrem Bettchen auf die Kniee, barg das thränenfeuchte Gesicht

in der Decke und betete und weinte, als ob ihr das Herz brechen müsse.

Sie dachte fast gar nicht mehr an den Klabautermann — was konnte der gegen ein solches Wetter thun, und das arme arme kleine Fahrzeug lag gewiß schon jetzt auf dem tiefen, tiefen Meeresgrunde.

Am andern Nachmittag schien es auch, als ob Lisbeths Unruhe und Angst nur zu guten Grund gehabt habe. Von mehreren Seiten liefen Nachrichten ein, daß zwei kleine Schiffe unweit Helgoland verunglückt sein sollten. Das eine war eine Hamburger Galeotte, die Möve — und ein Theil der Mannschaft hatte sich gerettet, — des andern Fahrzeugs Namen wußte Niemand, von Helgoland aus war aber am Abend vorher ein kleiner Schuner unter Hamburger Flagge gesehen, der, gerade als es dunkel wurde, auf die Insel zukreuzte, und man vermuthete, daß er aus der Elbe gekommen sei. Das war am Dienstag.

Am Mittwoch Morgen lief die Nachricht schon überall in Cuxhaven herum, die Hansa sei verunglückt, es traute es sich aber noch Keiner der Tochter ein Wort davon zu sagen, und das arme Mädchen, wenn sie es auch schon in den Blicken der Nachbarn las, fürchtete doch zu fragen und das ganze Gräßliche ihres Schicksals mit einem Male zu hören. So lange sie es noch nicht als ganz gewiß und bestimmt wußte, durfte sie ja noch hoffen, nachher, o du lieber barmherziger Gott, dann war ja Alles vorbei und todt.

Den Abend stand sie, mit vom Weinen rothen Augen vor der Thür und schaute, ach kaum noch mit irgend einer Hoffnung, über den, von der untergehenden Sonne hell und glühend beleuchteten Strom, auf dem wohl Kähne und Schiffe und Boote herüber und hinüber und auf und ab glitten, aber keines, keines dort bei ihr landen und den ach so heiß beweinten Vater zurückbringen wollte, als sie plötzlich in jähem, freudigem Schreck förmlich emporzuckte, denn vom Lande her, und zwar auf dem Wege, der von dem kleinen Städtchen zu ihrem Häuschen hinausführte, hörte sie einen lauten, wohlbekannten Ruf. Blitzesschnell fuhr sie herum und einen lauten Freudenschrei ausstoßend, lag sie im nächsten Augenblick schon am Hals des Vaters, und schluchzend — aber es waren Freudenthränen, die sie weinte, — barg sie ihr liebes Antlitz in seiner rauhen Jacke.

„Aber Vater, wo kommst du her?" frug sie endlich, als sie nur erst einmal wieder zu Athem kommen konnte, „und wo ist — was ist aus der armen kleinen Hansa geworden?"

„Erst Ruhe und etwas zu Essen Kind," sagte aber der Alte lächelnd, „nachher sollt ihr Alles erfahren — wie gehts der Mutter? — hattet Ihr's schon gehört, daß die Hansa verloren sei?"

„Also doch verloren" rief Lisbeth, wieder bleich wie ihr Tuch werdend — „rein verloren, und Alle, Alle außer dir umgekommen? — so hat der Klabautermann doch recht gehabt?"

„Der Klabautermann?" sagte der Alte schnell und sah seine Tochter forschend an, — „was weißt du denn vom Klabautermann, dummer kleiner Kerl." — Der alte Lothrecht meinte aber mit dem „dummer kleiner Kerl" nicht etwa den Klabautermann selber, sondern nur seine eigene Tochter, die er nochmal scherzhafter und freundlicher Weise so nannte.

„Aber Väterchen!" sagte Lisbeth leise und halb beschämt, halb schüchtern, mit einem gar so lieben, treuherzigen Blick — „was ich davon weiß? — hat dich denn der Klabautermann nicht gerettet?"

„Der Klabautermann?" sagte der alte Lothrecht lachend, „nun wenn das der Klabautermann war, so hat er's auf eine wunderliche Weise gethan, doch das erzähl' ich euch Alles drinnen, komm nur zur Mutter, daß wir die erst beruhigen, denn ich bin allerdings einer großen Gefahr glücklich entgangen, und kann dem lieben Gott nicht genug dankbar dafür sein."

Die Mutter hatte nun freilich noch keine Ahnung von der Gefahr des geliebten Mannes gehabt, denn er ging ja so oft in See, und war jedesmal, nun schon die langen, langen Jahre hindurch, glücklich wieder zurückgekehrt, daß sie fast gar nicht mehr an die Möglichkeit eines solchen Unfalls glaubte, aber sie zitterte doch, als sie jetzt hörte, wie nahe er dießmal an der Schwelle des Todes gestanden, und sie dankte Gott aus recht frommen treuen Herzen, daß er seine Hand so väterlich über den Gatten gehalten.

Vom Klabautermann wußte sie ja gar Nichts.

Der Alte mußte nun vor allen Dingen erzählen, und that dies auch in kurzer, bündiger Seemannsweise.

„An dem Abend" begann er, „sahst du wohl Lisbeth, wie wir mit einer schwachen aber vortrefflichen Briese in See gingen, draußen aber schlief der Wind fast ganz wieder ein, und als er gegen Sonnenuntergang lebendiger wurde, kam er so conträr, daß wir, um nur so rasch als möglich von der Küste fort zu kommen, gegen Helgoland zu hinauf kreuzen mußten. Mit Sonnenuntergang waren wir schon so nahe an Helgoland, daß wir die einzelnen Häuser darauf erkennen konnten. Mit Dunkelwerden fing aber das Unwetter an, was ihr auch hier wohl gespürt haben müßt — es wehte uns gerade in die Zähne und blitzte, daß man die Augen ordentlich schließen mußte vor dem blendenden Strahl — und, Herr im Himmel, wie es donnerte. Ich hatte dabei gedacht, wir sollten zu windwärts von Helgoland durchgehen und nachher draußen offene See bekommen; der Wind schrahlte uns aber dabei so gerade in die Rechnung hinein und die See kam so scharf von Nord-Westen herüber, daß wir's, dem Leuchtthurm fast gegenüber, aufgeben und halsen mußten, denn an wenden war schon gar nicht mehr zu denken. Ich stand hinten neben dem Mann am Ruder und wie das Schiff eben vor dem Wind herumkam und die Briese uns, während die Leute die Schoten anhielten, am Steuerbord faßte, sprang ich nach Steuerbord, die Gaffelfall loszuwerfen, und wie ich sie auch eben abgeworfen habe, weiß der liebe Gott wie es kam, aber ich stolperte oder rutschte oder ein Tau oder Block mußte mich an der Schulter getroffen haben, denn ich fühlte dort so etwas, kurz, ehe ich wußte, wie mir selber geschah, ja ehe ich nur einen Schrei ausstoßen konnte, lag ich Hals über Kopf im Wasser und die See brach sich über mir. Mit dem schweren Zeug an, dauerte es eine Weile, bis ich mich wieder nach oben arbeiten konnte, der Schuner war aber schon Gott weiß wie weit fort.

Ich rief allerdings, aber nur einmal, denn ich wußte selber zu gut, daß sie doch nicht wieder über Stang gehen konnten, mir zu Hilfe zu kommen, wenn sie nicht rettungslos auf die Küste treiben wollten. Vor allen Dingen warf ich nun mein dickes wollenes Zeug ab, das schon so schwer wie Blei geworden war, und anfing mich nach unten zu ziehen und strich dann nach der Küste aus, so gut ich konnte. Gerade damals fiel der furchtbare Schlag und Blitz und Donner wie zusammengespließt, und die Augen waren mir in dem Moment so geblendet, daß ich sie wohl über eine Minute schließen mußte, und so gegen die Küste anschwamm. Die See half mir aber dabei, ich wurde mehr getragen, als daß ich selber zu arbeiten brauchte, und nach kaum einer halben Stunde kroch ich die Sanddüne von Helgoland hinauf aus der Brandung hinaus, damit die mich nicht wieder wegwaschen konnte. Eine ganze Weile mußte ich mich freilich nachher noch ausruhen, so matt war ich doch von der ungewohnten Anstrengung geworden, dann ging ich aber zu unserem Vetter Jakobsen hinauf, der sich auch nicht wenig wunderte, mich bei solchem Wetter und in solchem Aufzug ankommen zu sehen. Von dem bekam ich andere Kleider und ich wollte nun hier die Rückkehr der Hansa erwarten, die, wie ich fest überzeugt war, am nächsten Tag mich erst jedenfalls in Helgoland, da sie mich so dicht an der Küste verloren, erfragt hätte, denn der Mann am Holm mußte jedenfalls gesehen haben, wie ich wegfiel, mein armer kleiner Schuner kam aber nicht mehr" — setzte der alte Mann traurig hinzu, „wohl aber trieb mehreres von seinen Hölzern an Land, und anderes war von einem gerade von England kommenden Schuner aufgefischt, was keinen Zweifel mehr ließ, daß ihn der Strahl getroffen haben mußte und er mit Mann und Maus zu Boden gegangen sei. So wurde denn das, was ich erst für ein Unglück ansah, mein Glück, und ich bin nun der einzige, der von unserer ganzen kleinen Mannschaft mit dem Leben davon gekommen ist."

Lisbeth lauschte ihres Vaters Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit — sie stahl ihm fast die Worte von den Lippen, und sie konnte sich nicht helfen, aber es war ihr, als ob sie bei dem Ganzen des guten kleinen Klabautermanns Hand nur zu deutlich im Spiele sähe, aber sagen mochte sie auch nichts weiter darüber, und ging den Abend wohl recht in ihrem Herzen vergnügt, aber doch auch wieder recht ernst und nachdenkend in ihr Bett. Dort betete sie aus voller Seele zu Gott, und dankte ihm für die unendliche Liebe, mit der er ihren Vater beschützt; fast unbewußt kam ihr doch aber auch dabei der Gedanke an den guten Klabautermann in den Sinn — sie konnte sich nicht helfen, und sie wußte dabei nicht einmal, ob es nicht gar Sünde sei, seiner und ihres Schöpfers zu gleicher Zeit zu gedenken. Aber wenn er es nun doch gewesen war, der ihren Vater gerettet hatte!

„Ach ich wollte, ich wüßte, woran ich bin," sagte sie endlich traurig, während sie die müden Aeuglein schloß — „und wenn mich der Klabautermann nur ein klein Bischen lieb hat, so kommt er morgen und erzählt mir die reine Wahrheit, daß ich mir den Kopf darüber nicht mehr zu zerbrechen brauche. Und er bleibt auch wieder einmal so lange aus," setzte sie dann leise hinzu, und drückte das liebe Gesichtchen fester in das schneeige Kissen hinein — „ach du lieber Gott, was man doch mit den Männern für Noth und Sorge hat auf der Welt!" Und mit einem tiefen Seufzer schloß sie die Augen und träumte von — ja lieber bester Leser, wenn Du von mir eines so süßen holden Kindes Traum erfahren wolltest, hättest Du Dich gar sehr an den Unrechten gewandt, denn erstens weiß ich wirklich gar nichts davon, und zweitens, wüßt' ich es auch, möcht' ich Dir doch keine Sylbe davon anvertrauen.

Am nächsten Tage mußte der alte Lothrecht nach Hamburg, der Assecuranz seines Schuners wegen. Die blinde Mutter saß vor der Thür ihrer Hütte im Sonnenschein und spann, und Lisbeth war in den Garten gegangen und lehnte unter dem breitästigen, schattigen Fliederbaume, der mit seinem würzigen Duft das ganze kleine Grundstück erfüllte, und stützte das gedankenschwere Köpfchen recht sinnend und grübelnd in die Hand, als plötzlich eine leise, freundliche Stimme, dicht neben ihr, „guten Tag, Lisbeth!" sagte, daß sie ordentlich erschrack und rasch in die Höhe schaute. Neben ihr auf der Bank saß aber Niemand Anderes, als ihr alter, kleiner Freund von neulich, der Klabautermann, und nickte ihr gar freundlich und traulich mit dem Kopfe zu. „Ach, guten Tag, Klabautermann!" sagte das Mädchen, und rückte aber doch ein wenig, nur ein ganz klein wenig vor ihm zurück — das ist mir ja doch recht sehr lieb, daß ich euch wieder sehe, und seid ihr es denn wirklich, der meinen lieben lieben Vater neulich Nachts gerettet hat, von dem armen verunglückten Schuner herunter?"

Klabautermannchen schien heute ganz besonders guter Laune zu sein, denn er lachte, daß er sich ordentlich schütteln mußte und ihm die Thränen in die Augen kamen, endlich aber sammelte er sich wieder und fragte mit einer halb komisch, halb ernsten Stimme, einem Blick aber aus dem noch immer sein oft toller aber stets gutmüthiger Humor herausblitzte:

„Hat dir der Alte die Geschichte erzählt, Lisbeth?"

„Ja, Klabautermann, er sagte, er wäre über Bord gefallen und an Land geschwommen," meinte Lisbeth leise, und sah Klabautermann dabei schüchtern von der Seite an, denn sie wußte eben nicht, wie er die Auslegung dessen, was er doch wahrscheinlich gethan hatte, aufnehmen würde. Klabautermann schnitt aber auch wirklich ein ganz wunderliches Gesicht — die Backen wurden ihm immer dicker, die Augen immer größer, der große, zugepreßte Mund spitzte sich immer mehr zu und die Stirnadern schwollen ihm an, als ob sie zerspringen wollten. Die arme Lisbeth faltete in aller Angst die Hände, denn sie fing an zu glauben, der kleine, sonst so freundliche Geist sei dießmal so entsetzlich böse auf sie geworden, da konnte sich aber Klabautermann nicht länger halten, sondern platzte gerade heraus, und lachte und schüttelte sich dabei, daß Lisbeth am Ende so besorgt um ihn wurde, als sie es vorher um sich selber gewesen war. Endlich kam er jedoch wenigstens soweit wieder zu sich, daß er reden konnte.

„Ueber Bord gefallen, heh?" sagte er, und blinzte dabei mit den blauen, treuherzigen Augen so komisch nach Lisbeth hinüber, daß diese kaum selber ein Lächeln verbergen konnte, das über ihr liebes Antlitz wie ein lichter Sonnenblick fuhr.

„Ja," fuhr Klabautermann, immer noch innerlich lachend

und mit einem höchst selbstzufriedenen, stillvergnügten Gesicht fort, „wenn man Jemanden hinten beim Kragen kriegt und wirft ihn in's Wasser hinein, und er kann dann sagen, er ist hinein gefallen, dann hat Ehren Lothrecht auch dasselbe Recht, so was zu behaupten, hihihi — also hineingefallen ist er, heh?" — und er drohte ganz noch einmal von vorne anzufangen, wie er es eben gelassen, als Lisbeth bittend sagte:

„Aber lieber Klabautermann, er meinte das ja nur so, er wußte es selber nicht recht, ja er versicherte uns sogar, es wäre ihm fast gewesen, als ob ihn hinten etwas an den Hals getroffen hätte, wie ein Block oder Tau, und da —"

„Block oder Tau!" unterbrach sie hier der Kleine und beschaute schmunzelnd seine breite rechte Hand. „Block oder Tau, heh? — also so war's ihm doch, hi hi hi, was für ein feines Gefühl der Ehren Lothrecht hat, besonders hinten am Halskragen — und sieht das aus wie ein Block oder Tau, Lisbeth, mein Herzchen? Aber ich will's ihm nicht so übel nehmen," setzte er dann ein wenig ernsthafter, doch immer noch mit einem halb komischen Zug um den Mund hinzu — ich wills ihm nicht so übel nehmen — es ging ein Bischen drunter und drüber an Bord, gerade zu der Zeit, und er mochte wohl selbst nicht wissen, wo ihm der Kopf stand, vielweniger, was unterdessen mit seinem Halskragen vorging. Seht Ihr, Jungfer Lothrecht," fuhr er dann auf einmal wieder ganz ernst und erhaben fort, „ich wußte an dem Abend doch recht gut, daß Rufen und Warnen nichts mehr half, das hatt' ich schon früher gethan, als es wirklich noch Zeit war, und die Leute wollten Nichts davon wissen, da machte ich denn kurzen Proceß, erwischte ihren lieben Vater, gerade als er einmal dicht an der niedern Verschanzung stand, hinten beim Kragen und warf ihn über Bord, wie man etwa eine Schaufel Ballast über Bord werfen würde. Natürlich wußte ich, daß er schwimmen konnte wie ein Fisch, und wäre das auch nicht gewesen, wie ich ihn nur erst einmal vom Bord der armen kleinen Hansa hatte, wollt' ich schon nachher mit ihm allein fertig werden. Das ging denn auch Alles erwünscht und er ist wieder auf dem Trocknen — hab' ich's so recht gemacht, Lisbeth?"

„Ach Ihr guter guter Klabautermann!" sagte das liebe Mädchen mit gefalteten Händen, während ihr die hellen Thränen in die Augen stiegen — „wie soll ich Euch je im Leben genug dafür danken können?"

Der Klabautermann war aber jetzt auf einmal wieder ganz ernsthaft geworden, ja schüttelte bei diesen Worten fast wie wehmüthig mit dem Kopf, und sagte leise und seufzend:

„Ja und wenn Du es könntest, Lisbeth, wer weiß, ob Du's nachher wolltest. — Ihr Menschen seid wunderliches Volk, gut von Herzen ja, manchmal, daß man glauben müßte, man könnte auf euch bauen wie auf den besten Kiel, der je Salzwasser durchschnitten — sollt ihr aber nachher einmal mit Jemanden recht dicht am Winde liegen, ja, dann fallt ihr ab und statt gegen Wetter und was sonst dazu gehört, getrost aufzukreuzen, braßt ihr auf einmal, wo man's am wenigsten geglaubt, und geht vor dem Winde in's Blaue hinein — nur nicht dahin, wohin man euch haben wollte — ach" — seufzte er recht aus tiefster Brust heraus, „solche bittere Erfahrungen thun Einem nachher entsetzlich weh."

„Aber lieber bester Klabautermann!" sagte das arme bestürzte Kind, und sah schüchtern und fast mitleidig zu ihm auf; „ich will doch gewiß alles nur Mögliche thun, euch nie mit Absicht zu betrüben — und Ihr wißt ja auch, daß mein Vater gar viel auf euch hält"

„Laß das jetzt gut sein, Lisbeth!" sagte aber der kleine Mann, und sah ihr, wieder freundlich geworden, in die Augen — „ich weiß, daß du ein gutes Mädchen bist und Sachen, die man dir anvertraut, nicht weiter pappelst — ich will dir einmal eine kleine Geschichte erzählen, und wie du mir dann nachher darauf antwortest, davon wird es abhängen, ob ich mich wirklich geirrt habe oder – doch das Andere nachher. Was ich dir aber hier erzähle," fuhr er fort, als er sah, wie sie ihn aufmerksam betrachtete, „ist die reine lautere Wahrheit und es mag dir beweisen, wie wir armen Wassergeister eigentlich doch weit näher mit euch Menschen verwandt und verbunden sind, als ihr das so auf den ersten Augenblick denken und glauben mögt."

„Der Seemann im Allgemeinen, mein gutes Mädchen," begann der kleine Geist, „ist ein rauhes, derbnatürliches Wesen, das sich den Henker um sein eigenes Leben, viel weniger um das anderer Geschöpfe schiert. Er kann nun einmal nicht wegleugnen, daß ein Klabautermann wirklich existirt (und nur junge unerfahrene Bürschchen thun das zuweilen, die es noch nicht besser wissen, und denen man das auch nicht so übel nehmen darf, wenn es freilich manchmal auch zu ihrem Schaden ausläuft) und deßhalb erkennt er uns an, und da wir ihm häufig gute Dienste leisten und ihm nie Schaden oder Nachtheil bringen, so sind wir auch seine besten Freunde — damit ist aber die Sache abgemacht — wo wir hergekommen, wo wir hingehen, was einmal in späterer Zeit aus uns werden wird, oder ob wir von der Welt Anfang Klabautermänner gewesen sind — die Hauptsache aber, ob wir uns in unserem wirklichen Wesen und Sein, einsam die langen langen Jahre hindurch auf den Schiffen glücklich fühlen — lieber Gott, was macht sich daraus der Seemann, oder was kümmert er sich darum — so lange wir ihm nur sagen, wenn's Zeit ist zu reefen, und ihn sonst vor Unglück und Gefahr warnen, so lange sind wir ihm gute Leute, nachher kann aus uns werden was da will — was schierts ihn —"

„Ach ja, Klabautermann!" unterbrach ihn hier das liebe Mädchen mit einem recht mitleidigen, theilnehmenden Blick, „ich habe wohl manchmal darüber nachgedacht, wenn uns der Vater von euch und euerem Leben erzählte, wie traurig es doch für euch sein müsse, die langen langen Nächte und Tage da so ganz allein in dem dunkeln Raum eines Schiffes zu sitzen und die Kreuz und Queere über die Meere hinüber zu fahren."

Klabautermann nickte, traurig vor sich niedersehend und schweigend mit dem Kopf und fuhr dann mit einem Seufzer zwar, aber doch etwas lebendiger fort:

„Ja, das läßt sich nun einmal nicht ändern — wenigstens jetzt noch nicht," setzte er rasch hinzu — „und vielleicht kommt auch einmal die Zeit wieder, wo wir in unser altes

liebes Element, unter den alten lieben Verhältnissen zurückdürfen — das aber war es gerade, Lisbeth, was ich dir erzählen wollte. Vor einer ziemlichen Reihe von Jahren, die für euch Menschen wohl einen entsetzlich langen Zeitraum ausmachen, weil ihr nur so wenige davon auf dieser Erde verleben dürft, damals aber, als es noch gar keine Schiffe gab, und die wenigen kecken Menschenkinder, die Drang oder Noth vom festen Lande, auf das sie gehören, abtrieb, noch in einem ausgehöhlten Baumstamm vielleicht ihr Leben der für sie so gefährlichen Fluth anvertrauten, da gab es natürlich auch noch keine Klabautermänner, und wir alle, die wir jetzt hier mit den nordischen Schiffen in der Welt herumfahren, wohnten damals in der salzigen Fluth und wurden von den Leuten jener Zeit Tritonen, Nixmänner und Wassergeister genannt. Das waren glückliche Tage, liebe Lisbeth, und wir lebten so froh und sorglos in den lichten Morgen hinein, als ob das nun und nimmer anders werden könnte. Wir trugen damals auch nicht solch kleine verkrüppelte Gestalt," sagte Klabautermann wieder mit einem recht schweren Seufzer und warf einen flüchtigen scheuen Blick auf seine kurzen gedrungenen Gliedmaßen hinunter — „nein wir waren schlank und schön gewachsen, mit lichten Locken und blauen Augen und weißer reiner Haut — sonnigschöne Gestalten. Das aber brachte uns zum Falle, wir wurden stolz und übermüthig, und die Strafe — o es war wohl eine verdiente, aber auch harte Strafe, blieb nicht aus.

„Als die Menschen zuerst anfingen, Schiffe zu bauen, zogen sich hier nach den Küsten, die wir bis dahin ziemlich ungestört und allein bewohnt hatten, viele Schiffer und Fischer her und schlugen ihre kleinen Hütten und Häuser auf. Wir wurden bald vertraut mit dem Menschengeschlecht, aber wohl stets zu dessen Schaden, denn während unsere Nixen und Syrenen manchen armen Fischer hinaus in die Fluth lockten, die dann sein Grab wurde und die Seinen nie wieder von ihm hörten, schlichen wir uns, als Menschen verkleidet, in die Häuser und Herzen der armen Fischerstöchter und richteten da oft weit größern Schaden, weit schlimmeres Unheil an, als unsere neckischen Schwestern draußen in See."

„So trieben wir's lange lange Jahre hindurch, bis es sich einmal ein gar toller Gesell unter uns, dem nicht einmal der Glaube des fremden Volkes heilig war, und den sollte man bei jedem fremden Volke achten, sondern der den Muthwillen so weit trieb, sich in einer wirklichen Kirche mit einem armen, ihm blind vertrauenden Mädchen durch des Priesters Hand zusammengeben ließ und sich dann nachher todt lachen wollte, als die arme Maid erfuhr, welche unnatürliche Verbindung sie eingegangen war. Da wurde es denn dem lieben Gott zu arg; den Muthwillen hatte er uns wohl verziehen, denn er straft nicht gern, und nur im äußersten Fall, aber die Lästerung wollte er uns nicht hingehen lassen. Sein Urtheilsspruch lautete streng: Ihr habt den Glauben und das Vertrauen derer verspottet, sagte er, die Euch mit Freundlichkeit aufgenommen hatten — Vertrauen und Liebe der Menschen habt ihr dadurch verscherzt, und nur Vertrauen und Liebe der Menschen soll euch wieder von euerer Strafe befreien können! Die muntere Schaar der Nixen und Meerweibchen bannte er dann auf den tiefen Meeresgrund, denn sie waren auch weniger schuldig als wir, da sie ja nur solche verführt hatten, die den ersten Schritt zu ihnen thaten, und nur an wenigen bestimmten Tagen dürfen sie jetzt in mondhellen Nächten an's Ufer kommen und ihre alten Tänze halten, und auch das ist dann mehr eine Strafe für sie, als eine Belohnung, denn sie sehen dadurch so viel mehr, was sie Alles hier oben verloren haben. Uns aber nahm er die schöne Gestalt und schuf uns zu kleinen armseligen Dingern, die wohl keinem Mädchenherz mehr gefährlich werden können," sagte der arme Klabautermann mit recht wehmüthiger betrübter Stimme, „und verurtheilte uns, den Schaden, den wir den armen Schiffersleuten gethan, nur erst einmal wieder gut zu machen und mit ihnen auf ihren Schiffen, allein und freudlos, durch die Welt zu fahren, bis —"

Klabautermann schwieg und sah das junge, ihm aufmerksam zuhorchende Mädchen mit recht treuherzigen, betrübten Augen an.

„Nun Klabautermann — bis? — warum erzählt ihr nicht weiter?" frug Lisbeth mitleidig; „ach es freut mich doch ordentlich, daß euch die Möglichkeit geblieben ist, vom lieben Gott einmal Verzeihung zu erhalten, denn wenn ihr auch wohl recht böse und leichtsinnige Geister gewesen seid, die gewiß recht viel Unheil anrichteten, so habt ihr das doch jetzt sicher bereut, und der liebe Gott ist ja auch allbarmherzig und wird nicht ewig mit euch grollen — was wolltet ihr also sagen, bis? —"

„Ja du liebes gutes Kind," sagte da der Klabautermann gar ernsthaft, „das ist ein Wort, was ich nicht so rasch und leichtsinnig heraussagen möchte, weil ich es nicht wiederholen darf. Einmal gesprochen und vom Wind verweht, und wir können es demselben Menschenkinde nie zum zweiten Mal an's Herz legen — ja, wendet sich die Jungfrau, der wir unsere Bitten vorlegen, nur von uns ab, dann dürfen wir uns ihr sogar nun und nimmer wieder zeigen, denn der uns verurtheilt hat, will nicht haben, daß wir uns weder Liebe noch Dankbarkeit erzwingen sollen. — Nur aus freien Stücken zurückrufen kann sie uns — aus eigenem freien Willen — das letztere geschieht aber wohl nun und nimmermehr" — fügte er leise und traurig hinzu — „und doch ist nur gerade solch ein junges unschuldiges Blut, als du bist, liebe Lisbeth, im Stande, die im Anfang allerdings wohl leicht scheinende, aber doch nicht so leichte Bedingung zu erfüllen."

„Ich?" rief Lisbeth rasch — „ach wie gern wollt' ich euch helfen, lieber guter Klabautermann, wenn das nur in meinen Kräften steht und ich es vor Gott und meinen Eltern verantworten kann."

„O, es ist gar nichts so Entsetzliches!" lächelte Klabautermann wehmüthig, „und doch hat sich die vielen hundert Jahre hindurch noch keines von euch Mädchen gefunden, was uns erlösen mochte. Aber ich will dir vertrauen, Lisbeth, und dir, wie wir auch gezwungen sind, es in dem Fall zu thun, Alles mittheilen, was du zu thun hast und — was die Folgen davon sind. In früherer Zeit haben wir uns an den armen unschuldigen Mädchen versündigt und unsere schöne Gestalt benutzt, sie zu verblenden, und nun müssen wir so lange

die Strafe leiden, bis wir Die, die wir gekränkt, auch wieder versöhnt haben. Die Bedingung selber ist nun an und für sich gar nicht so entsetzlich schwer — das holde Kind, das uns Gutes thun will, braucht nur Einem von uns einfach und aus freien Stücken einen einzigen — einen einzigen **Kuß** zu geben —"

„Aber Klabautermann," sagte Lisbeth und wurde über und über roth — „das ist ja doch gar nicht etwas so Entsetzliches — und wenn ich wüßte —"

„Ja halt, du liebes gutes Kind du," unterbrach sie aber Klabautermann kleinmüthig — „wir dürfen ihr jedoch auch nicht die **Folgen** verschweigen — denn sonst hilft uns das Alles nichts, und wir bleiben arme wandernde Klabautermänner wie bisher."

„Die Folgen?" sagte Lisbeth etwas bestürzt — „aber was denn für Folgen, Klabautermann?"

„Heraus muß es nun doch einmal!" erwiederte Klabautermann traurig; „so wisse denn Lisbeth, und du siehst den gar nicht so hübschen etwas großen Mund, den wir haben — so wie ihre Lippen die eines solchen Klabautermanns berühren, so verändert sich dessen Gestalt wie mit einem Zauberschlag zu seiner vorigen schönen, und der Bann, der bis dahin auf unserem ganzen armen Geschlechte gelegen, ist gelöst — aber das Mädchen —"

„Und das Mädchen, Klabautermann?" flüsterte Lisbeth kleinlaut.

„Ja das Mädchen," sagte Klabautermann leise und betrübt, „das behält wohl auch seine frühere Gestalt, aber der Mund — der Mund, der den Klabautermann berührt hat, wird gerade so groß und häßlich, wie der Mund des Klabautermanns jetzt ist und — ich darf dir nicht sagen wie lange das so bleibt; — so, jetzt ist's heraus Lisbeth, und in deiner Hand liegt wieder einmal das Schicksal von vielen vielen armen Geistern, die dir mit dieser Aufopferung o mehr, weit mehr als das Leben nur verdanken würden. Und dann kämen sie hervor aus all ihren dumpfen Schiffsräumen und Schlupfwinkeln," fuhr der arme kleine Klabautermann fast wie begeistert fort — „aus Nacht und Finsterniß kämen sie zu Tage in jubelnder jauchzender Herrlichkeit zu dem freien lieben Sonnenlichte, das sie sich jetzt nur stundenweis stehlen müssen, zu der lieben lieben Erde und ihren Freuden und der spielenden krystallenen Fluth — ihrer Wiege, ihrer Heimath — **jetzt** ihr Gefängniß. — Und aus dem Grunde des Meeres," fuhr er fort, und ein leises Lächeln, das seinen sonst so rauhen Zügen fast das Häßliche nahm, flog ihm über das Antlitz, während Lisbeth, an den Stamm des Flieberbaums zurückgelehnt, die Hände im Schooß gefaltet, mit pochendem Herzen und bleichen Wangen da saß und die Augen schloß, die Bilder von sich fern zu halten, die ihr Klabautermann vor die Seele beschwor, und denen ihr gutes Herz schon kaum noch widerstehen konnte — „und aus dem Grund des Meeres kommen die armen, so viele hundert Jahre verbannten Nixen und Syrenen, nicht mehr die Feinde der Menschen, nein ihre innigsten dankbarsten Freunde, denn menschliche Großmuth — menschliche Versöhnlichkeit und Tugend gab sie ja dem Lichte und ihren Göttern wieder — in süßer seliger Lust schaukeln sie auf den Fluthen — tanzen sie allabendlich ihre Reigen auf dem mondbeschienenen Sande — den Fischern nicht mehr Verführerinnen und Tod und Verderben, sondern Rettung und Hülfe bringend, wo sein Kahn in See getrieben oder sein Schiff an Felsen zerschmettert, hülflos auf den Fluthen schwimmt. Und den jungen Mädchen bringen sie dann Korallen und Perlen ins Haar und zum Schmuck, den Kindern Muscheln und bunten Tand, wie ihn die Tiefe bietet — den Fischern füllen sie die Netze, und tausend Herzen, die jetzt in Kummer und trostlosem Elend schlagen, grüßten entzückt und jubelnd wieder den jungen Tag in fröhlicher, neugeschenkter und sicherlich nicht wieder mißbrauchter Freiheit. — Das Alles liegt jetzt in deinen Händen, Lisbeth — in deinem eigenen reinen guten Herzen, — aber es muß auch einzig und allein darin entspringen, denn wir dürfen dir nichts, gar nichts weiter dafür bieten, damit die Handlung frei von jedem Eigennutz sei, und allein geschehe, weil wir es durch unsere Handlungen vorher **verdient** und dadurch also die alten Vergehungen abgebüßt haben. Und so magst du denn entscheiden, Lisbeth, ob du dich —"

Klabautermann brach hier plötzlich ab und zog sich leise in den Schatten des Flieberbaums zurück, denn vom Haus her erschien die Gestalt eines jungen frischen Burschen mit hellblonden Locken und klaren muthwilligen Augen. Er war in die gewöhnliche Seemannstracht der dortigen Gegend gekleidet und hatte schon, eben als er in die Gartenthür trat, einen flüchtigen Blick über den kleinen freundlichen Platz geworfen, kaum aber das junge Mädchen in ihrer sinnenden Stellung unter dem Flieberbaum entdeckt, als er mit flüchtigen, doch geräuschlosen Schritten, über den runden Rasenfleck, der den Platz allein von ihm trennte, wegsprang und ehe Lisbeth auch nur eine Ahnung von seiner Gegenwart hatte, einen derben, herzhaften Kuß auf ihre rosigen, so verführerisch dargebotenen Lippen drückte.

„Aber Klabautermann!" schrie das Mädchen und sprang in Todesschreck empor.

„Hallo, Klabautermann!" lachte da der junge kecke Gesell und schloß das sich ängstlich sträubende Mädchen, die ihn in der ersten Ueberraschung gar nicht erkannt zu haben schien, nur fester in die Arme, „hast du geträumt, mein süßes Kind? — hahaha! wie ich mein Püppchen da so hübsch gefangen habe."

„Ach du mein lieber Himmel, Claus!" rief das Mädchen, sich von ihm los machend und scheu überall umschauend — „wie du mich erschreckt hast, du böser, böser Mensch — und du weißt gar nicht — aber — aber wo ist denn —?"

„Wo ist was?" frug Claus noch immer lächelnd über das Erröthen und Bestürztwerden des holden Kindes — „wo ist **was**, mein Herz?"

„Klabautermann," sagte Lisbeth leise und verlegen, und sah sich rings, aber vergebens, nach dem kleinen Geiste um.

Claus lachte hell auf. „Lisbeth, Lisbeth!" rief er dabei, du hast wahrhaftig geschlafen und vom Klabautermann geträumt; — was der Klabautermann doch für ein glückliches Wesen ist — ich wollte **ich** wäre an seiner Stelle."

„Ach, wünsche dir das nicht, Claus!" rief das Mädchen rasch und ängstlich, „aber ich habe gewiß nicht geträumt, Claus —" setzte sie dann schüchtern hinzu und sah sich immer noch traurig nach Klabautermann um — „ich habe gewiß und wahrhaftig nicht geträumt, denn hier, auf der Stelle wo du jetzt sitzest, saß er und — ach du mein Gott!" rief sie plötzlich, wurde leichenblaß und legte, empor springend, die Hand fest auf ihre Lippen. „Aber nein," sagte sie dann verschämt, und das Blut strömte ihr voll und wild wieder in die Wangen zurück — „du bist ja Claus und nicht —"

„Der Klabautermann?" lachte der junge Bursch wieder heraus, „Schatz, Schatz, was du für närrisch Zeug durcheinander schwatzest, aber laß den Klabautermann jetzt, denn ich habe dir weit Wichtigeres und Liebes und Gutes zu erzählen. Ich bin seit heute Morgen wohlbestellter Elblootse, und du weißt, was du mir schon seit anderthalb Jahren für die Zeit versprochen hast — sind das nicht gute Nachrichten, meine Lisbeth?"

„Ach, Claus!" sagte das schöne Mädchen, und barg erröthend ihr Antlitz an der Brust des jungen Mannes — der Klabautermann war in den Tod hinein vergessen.

„Mit dem Vater und der Mutter d'rinn hab' ich's eben schon abgesprochen," fuhr Claus leise und schmeichelnd fort, und Morgen früh um zehn Uhr führ ich mein liebes, liebes Bräutchen in die Kirche und mein Weibchen, ach liebe, liebe Lisbeth, wie süß das Wort klingt — mein kleines, braves Weibchen wieder zu Haus."

„Morgen Früh?" sagte Lisbeth, fast erschrocken zu ihm aufschauend — „ach, Claus, das geht ja gar nicht, wir müssen ja doch erst aufgeboten werden."

„Mit Geld ist Alles zu machen," lachte aber Claus, „und für blankes Geld drückt die liebe Geistlichkeit eben so gut ein, oder wenn es sein muß, alle beide Augen zu, wie andere Leute. Morgen ist aber, wie du weißt, auch meiner Eltern Hochzeitstag, und die Alten haben es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß es morgen sein soll — willst du ihnen einen Strich durch die Rechnung machen, Lisbeth?"

Lisbeth erwiederte Nichts, aber sie preßte ihr Köpfchen nur fester an die Brust des Geliebten, der sie sanft umschloß und ihre Stirne küßte. Plötzlich aber wurden Stimmen im Hause laut. Des jungen Claus Eltern waren mit dem alten Lothrecht, der eben aus der Stadt zurück kam, vorgesprochen, Lisbeths und ihrer Eltern Zustimmung zu holen und gleich Polterabend zu halten. Alles, was dazu gehörte, hatten sie sich aber gleich mitgebracht, denn Claus' Vater, der alte Tonnenleger Hendrichs, war ein gar wohlhabender Mann und hielt auf Ordnung. Ein fröhlicherer Abend ist denn auch gewiß noch nimmer, weder in Curhaven noch überhaupt an den Ufern des schönen Elbstroms gefeiert worden, und die kleine Hauptperson dieser Festlichkeit behielt wahrhaftig keine Zeit des Nachmittags oder seiner Vorfälle zu gedenken. Wer hätte es auch einem armen schüchternen Kinde, dem der Polterabend so Hals über Kopf in das Haus gefallen, verübeln mögen, daß es den Klabautermann darüber auf ein paar Stunden vergessen sollte, war ja doch Claus selbst zu glücklich, als daß er sein liebes Bräutchen gerade heute mit dem, was er ihr „Nachmittagsschläfchen" glaubte, hätte necken mögen.

Als Lisbeth aber an dem Abend in ihr Bettchen ging, konnte sie lange lange nicht einschlafen, denn nicht allein war dieser Tag so sehr ernst und bedeutungsvoll für sie gewesen, sondern auch der arme Klabautermann ging ihr jetzt, als sie recht still und allein darüber nachdachte, im Kopfe herum, und sie fing an sich die bittersten Vorwürfe darüber zu machen, daß sie so undankbar gegen ihn gewesen und ihn vergessen habe. Hatte er ihr nicht den Vater gerettet, wäre sie jetzt nicht ohne des Klabautermanns rettende Hand unglücklich und elend über den Verlust des geliebten alten Mannes gewesen? Und in ihrer Macht lag es jetzt noch, das ganze arme verurtheilte Volk glücklich zu machen — nur ein wenig entstellt wurde sie dafür — sie sah nicht mehr so hübsch aus wie jetzt und das Einzige war, daß sie nicht wußte, wie lange das etwa dauern, und ob es wohl je wieder von ihr genommen werden würde. Klabautermann hatte freilich einen gar so entsetzlich häßlichen Mund — aber konnte das in Betracht kommen, wo das Schicksal von Hunderten auf dem Spiel stand? und war sie es dem Klabautermann denn eigentlich nicht einmal schuldig, daß sie es für ihn that? Hatte sie ihm nicht versprochen, Alles zu thun, was in ihren Kräften stünde und was sie vor Gott und ihren Eltern verantworten könne, und konnte sie das etwa nicht vor ihnen verantworten? ja, mußte ihr nicht eine solche Entstellung, auf solche Art erhalten, viel mehr zur Ehre als zur Schande gereichen? — Aber Claus — ach ja Claus — was würde der dazu sagen? — lieber Gott, das arme Mädchen wußte zuletzt selbst nicht mehr wo aus noch ein, dann kam ihr aber auch wieder der Gedanke, was Claus für ein braver ehrlicher Bursche sei, und wie sehr er selber seine Eltern liebe, und gewiß Alles Alles in der Welt thun würde, ihre grauen Haare zu schützen und zu erhalten.

Ihr Entschluß war gefaßt — Klabautermann hatte ihr gesagt, daß er ihr, nachdem er ihr einmal seine Bitte vorgetragen habe, nie wieder aus freien Stücken erscheinen durfte, aber rufen konnte sie ihn, und das sollte morgen früh und zwar in frühester Morgenstunde geschehen. Ach das Herz war ihr jetzt so voll und wohl bei dem Gedanken einer guten That, die sie selbst mit großer Aufopferung bringen mußte, daß sie Klabautermann am liebsten gleich hergerufen und die ganze Sache mit ihm abgemacht hätte — ja das Wort lag ihr ein paar Mal schon auf der Zunge. Aber das ging doch nicht an — Nachts in ihr stilles Kämmerchen und allein — und er sollte sich dann gleich wieder in den jungen schönen Wassergeist verwandeln, der — nein das ging gewiß nicht an; ja wenn er der alte kleine Klabautermann geblieben wäre; aber morgen früh auf jeden Fall. Und mit, durch den Entschluß hochgerötheten Wangen preßte sie ihr Köpfchen fester gegen das Kissen und war auch im Nu sanft und süß eingeschlafen.

Am nächsten Morgen war sie mit der Sonne munter und auf, aber ein leiser Schauer rieselte ihr doch durch's Herz, als sie ihres Vorsatzes von gestern Abend gedachte. Abends ist die Phantasie immer weit aufgeregter als Morgens, und was uns damals leicht ausführbar erschien, betrachten wir

vielleicht bei der kühleren Morgenluft, die uns den Schlaf aus den Augen weht, auch mit kühlerem Blut und denken dann manchmal ganz anders über ein und denselben Gegenstand, als wir nur vor wenigen Stunden gedacht hatten. Ich will aber hier nicht etwa sagen, daß das mit Lisbeth ebenfalls so gewesen sei, nein, solches großes Unrecht darf und möchte ich ihrem braven treuen Herzen nicht thun; ihr Entschluß war gefaßt, und sie betete nur zu Gott, daß er ihr Kraft geben möge, ihn auszuführen.

Und ich will tausend junge Mädchen am Morgen ihres Hochzeitstages hinstellen und sehen, wie viele darunter wären, die freiwillig hergingen, ihr Gesicht zu entstellen, indem sie einen Klabautermann küßten — ich glaube wahrhaftig, von allen Tausenden auch nicht eine. Legt einmal die Hand aufs Herz, ihr lieben Mädchen und sagt, was Ihr unter gleichen Verhältnissen gethan haben würdet? —

Jedenfalls das was Lisbeth jetzt that — sie blieb lange und fast betrübt vor ihrem kleinen Spiegel stehen und beschaute darin die zarten rosigen Lippen, die sie ja heute zum letzten Mal so lieb und weich und rund sehen sollte — sie zog sich nachher — und sie blickte sich erst scheu dabei um, ob sie auch Niemand dabei beobachten könne, aber ihr Kämmerchen war ja dicht verschlossen und verhangen — sie zog sich nachher sogar den kleinen Mund mit beiden Zeigefingern ein ganz klein wenig breit — dann ein klein Bischen mehr, und dann hielt sie sich wieder die Augen mit der Hand zu und seufzte recht schwer und aus vollem vollem Herzen. Endlich aber zog sie sich an, betete noch einmal zum lieben Gott und trat dann mit mehr Festigkeit, als sie den ganzen Morgen gehabt, zuerst in das Wohnzimmer, ihre Eltern zu begrüßen, und dann in den Garten, ihren guten Vorsatz zur Ausführung zu bringen.

„Gott grüß dich, du liebes Herz!" rief ihr da, eben als sie in die Thür trat, eine nur zu bekannte Stimme entgegen und sich rasch nach ihr umwendend, sagte Lisbeth mit freudigem Erröthen, als sie Claus die Hand bot, und auch nicht böse zu sein schien, daß er die Lippen dazu nahm: —

„Ach Claus, wie bin ich froh, daß ich dich jetzt auf einen Augenblick sprechen kann, ich habe eine recht recht wichtige Frage an dich zu thun."

„Und was ist das, meine Lisbeth?" sagte der junge Mann herzlich, indem er seinen rechten Arm um sie schlang und mit ihr langsam zu der kleinen Gartenpforte hinaus dem Ufer der Elbe zuschritt, bis sie den Fluß übersehen konnten, und dort stehen blieben.

„Sage einmal Claus," flüsterte die Jungfrau, sich mit ihrem Köpfchen an ihn schmiegend — „aber du mußt mir nicht böse werden über die Frage —"

„Liebes Herz —"

„Nun gut," fuhr das Mädchen fort, „nicht wahr Claus — du hast mich doch nicht — du hast mich doch nicht nur allein meines — meines glatten Gesichtes wegen lieb — ach keine der gewöhnlichen Betheuerungen Claus," bat das Mädchen, ängstlich zu ihm aufschauend; „sag es mir recht treu und aufrichtig und ob du mich auch eben so lieb haben könntest, wenn ich nun auf einmal recht recht häßlich würde — wenn ich z. B. die Blattern bekäme," setzte sie leiser hinzu, „oder — oder einen recht häßlichen großen Mund."

„Meine liebe, liebe Lisbeth!" erwiederte ihr da der junge Mann mit weicher, ja gefühlvoller Stimme, „was hast du dir nur für trübe, traurige Dinge in den Kopf gesetzt — aber es ist ja wohl natürlich, daß du gerade an dem heutigen Tag ernster gestimmt sein solltest als sonst. Doch ich kann dir auf deine Frage auch mit recht frohem und freudigem Herzen mit Ja antworten, mein süßes Leben. Sieh meine Lisbeth," fuhr er dann treuherzig fort, als er fühlte, wie sie sich inniger an ihn schmiegte, „ich will dir ganz aufrichtig sagen, daß im Anfang gerade dein liebes und herziges Gesicht das war, was mich besonders anzog, und wer weiß, ob wir je Mann und Frau geworden wären, wenn du — wenn du gerade nicht so lieb ausgesehen hättest, als du es wirklich thatest — damals waren wir ja aber auch noch einander vollkommen fremd, und ich kannte dein gutes treues Herz ja nicht, wie ich es jetzt kenne. Das liebe Gesichtchen ist nun freilich wohl eine recht angenehme Zugabe, aber nicht mehr die Hauptsache, meine Lisbeth — die Hauptsache bist du mir jetzt selbst geworden, mit deinem reinen frommen Gemüth und deinem guten treuen Herzen, und sollte dir Gott die Schönheit wirklich nehmen, du liebes Kind, dann sei fest, o recht fest versichert, daß es meine Liebe zu dir nie, nie im Leben ändern oder verringern würde."

„Du guter Claus!" sagte das Mädchen innig; „aber," fügte sie dann schüchtern und mit einer so betrübten ängstlichen Miene hinzu, daß sich Claus, trotz der ernsten Stimmung, in der ihn die Worte der Geliebten versetzte, doch eines Lächelns nicht erwehren konnte — „denke dir Claus — so einen recht großen häßlichen Mund!"

„Ich weiß nicht, wie dir heute Morgen so entsetzliche Gedanken gerade über einen häßlichen großen Mund kommen," sagte er gutmüthig; „aber selbst damit, mein Herz, und so süß diese rothen frischen Lippen jetzt auch sind, und so ungerne ich sie entbehren möchte — selbst sie wären mir nicht so lieb als dein Herz. Und bist du nun zufrieden und beruhigt, du kleines närrisches Lieb mit deinen Sorgen und Fragen, und willst du mir jetzt wieder froh und hell in die Augen sehen wie bisher?"

„Du guter, guter Claus!" sagte das Mädchen leise — aber —"

„Noch ein aber Lisbeth?" fragte Claus, dem es weh that, sein Mädchen so betrübt und ernst zu sehen.

„Wenn ich nun selber Schuld daran wäre?" flüsterte die Jungfrau leise — so leise, daß er ihre Worte kaum verstehen konnte.

„Selber Schuld daran?" murmelte der junge Bursche aber kopfschüttelnd, und fast wie ungeduldig. „Liebstes Herz, was hast du heute für wunderliche Grillen im Kopf — du wirst doch gewiß nichts thun, was nicht recht und brav wäre und —"

„Nein, gewiß nicht, Claus!" unterbrach ihn rasch und betheuernd das Mädchen; „nein, gewiß nicht in meinem ganzen Leben."

„Nun siehst du wohl, Schätzchen," sagte ihr freundlich

der junge Mann, indem er ihr Gesichtchen zwischen seine beiden Hände nahm und es leise gegen sich empor wandte — sobald du nichts Unrechtes thust, daß du dir nachher selber keine Vorwürfe zu machen hast, dann mag kommen was will, dann können wir dem Schicksal ruhig die Stirne bieten. Aber jetzt muß ich wahrhaftig fort," unterbrach er sich schnell, „die Zeit ist mir wie im Sturme bei dir verflogen, und ich habe noch so viel heute Morgen zu besorgen. Du bist auch noch nicht angezogen," setzte er neckend hinzu, „und darfst nachher nicht auf dich warten lassen. — Aber sei nicht bange, ich komme ein halb Stündchen vorher, und sehe schon zu, daß du bereit bist, wenn die Andern eintreffen. Also ade, meine herzliebe, liebe Lisbeth — ade nun noch für ein ganz kleines Weilchen — ade —" und mit einem herzlichen Kusse, den sie ihm heute nicht weigerte, verließ er sie, und das arme Mädchen blieb zitternd und zagend am Ufer zurück.

Claus selber hatte sie ja aber, durch seine Worte, in ihrem guten Vorhaben bestätigt, und sie wollte nun auch nicht länger säumen — der arme arme Klabautermann — o, es lief ihr doch ein Schauer über den Leib, als sie in den Garten trat und sich wieder auf die stille lauschige Bank unter dem Fliederstrauch setzte, wo sie gestern gesessen. — Und was hatte sich seit der Zeit nicht Alles in ihrem Leben geändert — wie schnell und auch wie glücklich hatte sich in den wenigen kurzen Stunden ihr Schicksal gestaltet —

Aber diese Stunden entflogen auch jetzt eben so schnell und nur kurze Zeit noch und Claus kehrte zurück, und dann war ihr die Möglichkeit für immer genommen, dem Klabautermann zu zeigen, daß sie — daß sie — mehr Muth und Dankbarkeit habe wie andere Mädchen.

„Ja, Dankbarkeit," wiederholte sie sich halb laut, um sich in ihrem Vorsatz nur zu bestärken; „wenn Klabautermann nicht gewesen wäre, trauertest du jetzt um deinen Vater, Lisbeth, und könntest wohl nie im Leben wieder froh und glücklich werden. — Aber wird mich Claus auch wirklich lieb behalten?" — frug sie sich dann wieder leise und zweifelnd — „er sagt es jetzt freilich, da er keine Ahnung von meinem Vorhaben hat, — wenn ich aber dann nachher so vor ihn trete — ach es muß gar so schrecklich aussehen — und er wendete sich nachher mit Abscheu von mir fort —" sie barg das Gesicht einen Augenblick in den Händen und die hellen klaren Thränen liefen ihr zwischen den Fingern durch — „es wäre zu entsetzlich. — Aber nein, nein," setzte sie rasch und mit fester Ueberzeugung in der Stimme hinzu — „das würde er nicht thun, ich kenne Clausens gutes und treues Herz und es ist unrecht, daß ich nur so etwas von ihm denke. — Ob Klabautermann jetzt wohl hier in der Nähe ist — und ob er wohl gleich erschiene, wenn ich ihn riefe?"

Sie sah sich scheu dabei nach allen Seiten um, es ließ sich aber auch nicht das geringste Außergewöhnliche erkennen; kein Lüftchen regte sich und die Blätter und Blüthen des Flieders hingen so still — man hätte das unbedeutendste Geräusch hören, die kleinste Bewegung des Laubes sehen müssen.

„Ich ruf' ihn," sagte Lisbeth leise, ganz leise vor sich hin, „und wenn Claus auch nachher erschrickt und meine Gespielinnen mich — mich auslachen. — Ach lieber Gott, wie die lachen und spötteln werden!" sagte sie mit einem schweren, schweren Seufzer — „und die Cathrine, die so ein Auge auf den Claus hatte — und was das für ein Gerede im Orte geben wird, wenn ich — wenn sie nachher zusammenkommen und sehen, was mit mir vorgegangen. Ich darf mich im Leben nicht wieder vor der Thür zeigen, und die Cathrine wird triumphiren." — Sie hielt sich mit beiden Händen die Stirn, als ob sie die trüben peinigenden Gedanken auf solche Art hinaus und ins Freie pressen könnte — aber sie rief nicht.

Armer Klabautermann — Alles, Alles hätte das gute liebe Mädchen ertragen, Dich und die Deinen zu retten, aber den Spott der Nachbarn — den Gedanken, ausgelacht und verhöhnt zu werden von denen, die bis jetzt eher mit Neid zu ihr aufgeschaut hatten, nein, das konnte sie nicht ertragen. Sie sagte sich das freilich nicht — sie blieb noch auf der Bank sitzen und in ihrem armen kleinen Herzchen arbeitete und pochte es gar gewaltig — aber sie rief doch nicht, und Secunde nach Secunde verging, sie wurden zu Minuten und Stunden, und als Claus endlich zurückkam, zu sehen, ob sie bereit wäre, fand er sie noch wie er sie verlassen, aber in Thränen gebadet unter dem Fliederbaume.

„Aber Lisbeth, was um Gottes Willen ist dir heute?" frug er das arme Mädchen, das sich ihm, als er auf sie zukam, laut schluchzend entgegen warf, selber bestürzt — „was ist vorgefallen — fehlt dir etwas mein herziges Lieb und kannst du mir es sagen?"

„Nein, nein!" erwiederte Lisbeth rasch und dringend — „ach ich bin ein Kind, Claus, ein recht thörichtes, schwaches Kind — aber es ist jetzt vorbei — geh' in's Haus Claus, ich komme gleich nach, nur ein Viertel Stündchen laß mich noch hier allein."

„Dort drüben die Straße herauf kommen schon die Brautjungfern," sagte Claus bittend, „und du bist noch gar nicht angezogen — und da ist auch meine Schwester, die ich apart mit herüber gebracht habe, dir zu helfen. Wenn du etwas hast, vertraue es ihr an."

Lisbeth sah sich erschreckt um, und aus dem Haus trat allerdings Clausens Schwester und kam auf sie zu. Jetzt war Alles vorbei und mit leiser, kaum hörbarer Stimme sagte sie:

„Zu spät — zu spät — es hat nicht sein sollen." — In dem Augenblicke kam es ihr aber auch vor, als ob Jemand dicht neben ihr einen recht schweren, schmerzlichen Seufzer ausstieße, und emporschreckend rief sie aus:

„O mein Gott, Claus — hörtest du Nichts?"

„Was denn, meine Lisbeth?" sagte der junge Mann, dem es schon anfing, ganz angst und bange um die Geliebte zu werden; „was ist dir denn, was hast du?"

„War es Dir nicht eben, als ob Jemand dicht neben uns so recht tief aufseufzte?"

„Ach das bin ich selber wohl gewesen!" sagte Claus traurig; „oder das Laub des Flieders hat geweht."

Lisbeth blickte scheu um sich her, aber es war nichts zu hören noch zu sehen — wenigstens nicht für die Sinne der sterblichen Menschen, die dort beisammen standen, aber Lisbeth hatte sich nicht getäuscht mit dem Seufzer, und der arme betrübte Klabautermann, der bis dahin noch mit pochendem Her-

zen, aber gedudig, o so still und geduldig auf seinem Kistchen gesessen und gehofft, mit banger, banger Furcht gehofft hatte, sah nun, wie Alles, Alles wieder für ihn vorbei sei. Aber er murrte nicht, und war auch nicht ärgerlich auf das arme schwache Menschenkind, still und geräuschlos hob er sich sein kleines Kistchen wieder auf den Rücken und wanderte, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzuschauen, dem Elbufer und dem nächsten Schiffe zu, das dort vor Anker lag. Eine Stunde später, als die Glocken gerade zur Kirche läuteten, ging das unter Segel, und Klabautermann saß unten im dunklen Raume ganz allein und lautlos und fuhr mit nach Ostindien.

Vier Wochen waren dem jungen glücklichen Ehepaare wie eben so viele Stunden vergangen, so recht froh und heiter, wie sie es früher gewesen, hatte Lisbeth aber doch noch nicht wieder werden können, und fast eben so viel als die Reue über ihre damalige Zaghaftigkeit nagte auch das Gefühl an ihrem Herzen, vor dem geliebten Manne noch ein Geheimniß zu haben, das sie eine ihr selbst unerklärliche Scheu fühlte, ihm mitzutheilen und das er, **wenn** er es errieth, zu viel Zartgefühl hatte, ihr selber abzufragen.

Einmal aber Abends, als er gerade wieder, nach einem ziemlich schweren Wetter, ein Schiff glücklich in die Elbe herein und bei Curhaven vor Anker gebracht hatte, und bei ihr



im stillen traulichen Stübchen saß und mit ihr koste und plauderte und ihr **Alles** erzählte, was er auf dem Herzen hatte, was er dachte und trieb, und ihr wieder und wieder sagte, wie lieb er sie habe und wie er sich so glücklich fühle in ihrem Besitz — Sachen, die sie alle schon tausendmal gehört und ihrer wunderbaren Weise doch nie müde wurde, da litt sie's auch nicht länger — sie lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter, daß sie ihm nicht dabei in die Augen zu schauen brauchte, und gestand ihm, was ihr an jenem Tage gefehlt und sie so betrübt und geschmerzt habe.

„Aber süßes Herz!" rief ihr junger Gatte, als sie ihre kleine Erzählung begann, lachend, „du hast ja damals unter dem Fliederbaum gesessen und geschlafen, als ich dich traf — hab' ich dich denn nicht noch mit einem Kusse geweckt und erschreckt? Das war ein Traum, Schätzchen, und nichts weiter."

„Ich habe aber gewiß und wahrhaftig nicht geschlafen, Claus," sagte Lisbeth rasch und treuherzig zu ihm aufschauend, „ich war so wach damals, als ich es jetzt bin, und wenn ich dir das Ganze erzähle, wirst du mir wohl sicher recht geben, Claus."

„Nun so erzähle, Schatz!“ sagte der Gatte lächelnd, und zog sie fester an sich, und Wort für Wort, wie es ihr treues Gedächtniß seit jener Stunde bewahrt, wiederholte die junge — als sie zu der Geschichte mit dem Kuß kam, tief erröthende Frau dem lächelnd zuhorchenden Gatten.

„Also deßhalb frugst du mich so auf mein Gewissen um meine Meinung wegen etwa eintretender Blattern oder dem — dem großen Mund?“ sagte er leise und drückte dabei ihr Köpfchen fester an seine Brust, denn sie sollte in diesem Augenblick nicht in die Höhe schauen und sehen, wie viel näher ihm das gerade Herauslachen sei, als ernsthaft zu blicken, denn er hätte ihr um Alles in der Welt nicht, auch nur mit Wort oder Blick, wehe thun mögen.

„Ach Gott ja Claus,“ flüsterte Lisbeth, die gar nicht daran dachte, in die Höhe zu schauen — „und du glaubst nicht wie weh, wie entsetzlich weh es mir damals um's Herz war — und eigentlich noch ist —“ setzte sie schüchtern hinzu, „denn die ganze Zeit seit dem hat mich der Gedanke geplagt, daß ich doch eigentlich recht schlecht und undankbar gegen den armen Klabautermann gehandelt habe, und das nun gar nie, nie wieder im Stande bin, gut zu machen. Du sollst mir nun jetzt Deine Meinung sagen, lieber Claus, was du darüber denkst, und nicht wahr — nicht wahr Claus, du lachst mich nicht darüber aus?“

Es lag etwas so Rührendes, Frommes in dem Ton, daß ein Mann mit weit weniger Gemüth, als es Claus wirklich hatte, jeden Gedanken an Spott zurückgehalten haben würde; Claus aber küßte ihre Stirne, und ihr das Antlitz jetzt selber emporhaltend, sagte er leise und herzlich:

Was mir aus all' deinen Worten und deinem ganzen Wesen hervorleuchtet, meine liebe Lisbeth, ist dein gutes, treues und dankbares Herz, das sich abhärmt und kränkt, einer, wie es glaubt, versäumten Pflicht wegen; — Traum oder Wahrheit, du bist so, wie ich mir ein liebes, braves Weib nur hätte vom guten Gott erbitten können — mit all deinen Tugenden eines lieben Frauenherzens, aus dem ich selbst die kleinen Schwachheiten nicht verlieren möchte. Was aber das Vergangene betrifft, so tröste dich, mein Herz, Gott legt Niemandem stärkere Prüfungen auf, als er auch im Stande ist zu tragen, und wenn es sein Willen gewesen wäre, daß du deinen frommen, durch Kindesliebe hervorgerufenen Plan zur Ausführung hättest bringen sollen, so würde Nichts im Stande gewesen sein, dich daran zu verhindern. Mir aber bist du, wenn das überhaupt möglich gewesen, durch dieß Geständniß eher noch lieber geworden als vorher — wird dich das nun trösten und beruhigen, du liebes Herz?“

Lisbeth, ohne ihre Stellung zu verändern, blickte mit einem glücklichen, seligen Lächeln zu ihm empor und flüsterte: „du guter, guter Claus!“ Dieser aber drückte auf die ihm so verführerisch dargebotenen Lippen einen herzlichen Kuß und sagte dann mit lebendigerer Stimme und während ein gutmüthiges, fast drolliges Lächeln seinen Mund umspielte:

„Was nun aber jenen Geist betrifft, mein liebes Frauchen, so habe ich nicht das Mindeste gegen ihn; — er ist ein braves, friedliches Wesen, und verhält sich die Sache wirklich so, wie er sie erzählt hat, so will ich ihm recht von Herzen baldige Erlösung wünschen — sonst aber — wenn ich dir denn auch darüber meine Meinung frei und offen heraussagen soll, bin ich gerade nicht so entsetzlich böse darüber, daß der Klabautermann damals meinem kleinen Bräutchen keinen dicken Mund geküßt hat.“

Der Hardtreiter.

Eine Volkssage aus dem Neckarthale.

Auf dem Schierberge lag in früheren Zeiten eine Burg. Diese bewohnte am Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der Ritter Bruno von Schierberg. Bruno war ein reicher Mann, aber auch rauh und hinterlistig. Mehrere Ortschaften, welche um den Schierberg lagen und noch liegen, waren ihm dienstbar; sie mußten ihm Abgaben an baarem Geld, Naturalien und allerlei Lohndienste leisten. So befand sich z. B. auf der Burg kein Brunnen und die Umwohnerschaft mußte daher alltäglich den Bedarf an Wasser dorthin liefern. Dieses Geschäft war äußerst lästig, denn der Berg ist steil und die Wege waren ungemein schlecht. Die armen Leute mußten das Wasser mit unbeschreiblicher Mühe hinauftragen. — Sie ahnten damals nicht, daß ihre Nachkommen fröhlich einst weit mehr süßen und trefflichen Rebensaftes diesen Berg herabführen würden. Der Ritter aber lohnte die Mühe der armen Leute mit arger Münze, denn er behandelte sie rauh und hart, und es war Niemand, der ihm wohl wollte, weitumher.

Im Jahre 1500 entschloß sich die Gemeinde, welche anderthalb Stunden von der Burg Schierberg entfernt wohnte, eine Kirche zu bauen. Sie besaß zwar mehrere Grundstücke, welche sie „zu Geld machen“ und auf den Bau verwenden wollte, aber die Verwerthung war im Augenblicke nicht möglich, und doch wünschte man den Bau bald zu beginnen. Es wurde daher beschlossen, vorläufig eine Anleihe von „zweitausend Goldgulden“ zu machen. Doch an wen sollte man sich dieserhalb wenden? — Man wußte zwar, daß Bruno Geld habe; allein man hatte nicht gern mit ihm zu thun und nur nothgebrungen entschloß sich die Gemeinde endlich dennoch bei ihm anzuklopfen.

Es war im Spätjahr des Jahrs 1500, als eine Deputation der Gemeinde, bestehend aus fünf Bürgern und dem Bürgermeister, sich auf den Weg zum Schierberg begab, um ein Anlehen bei Bruno zu machen. Sie bekamen eine Vollmacht mit und es wurde ihnen noch besonders eingebunden, ja recht vorsichtig zu Werke zu gehen. Auf dem Wege mahnte fortwährend einer der Bevollmächtigten den andern bestens daran. Sie kamen auf die Burg und wurden vom Ritter Bruno kalt empfangen. Als er aber ihr Begehr vernommen, und daraus großen Gewinn zu ziehen hoffte, ließ er sich etwas freundlicher an. Er sorgte dafür, daß die Gäste gut bewirthet wurden. — Nachdem sich dieselben erholt und gestärkt hatten, unterhandelte man wegen der Anleihe. — Nach längerem Verhandeln kam man endlich in folgenden Punkten mit einander überein: erstens: Ritter Bruno von Schierberg leihet der Gemeinde zweitausend Goldgulden auf drei Jahre;

zweitens: diese Summe wird den Bevollmächtigten derselben sogleich baar übergeben, und dieses von ihnen hiermit bescheinigt; drittens: hiergegen gibt die Gemeinde an den Ritter Bruno von Schierberg den ihr eigen zugehörigen Hardtwald zum Unterpfand; viertens: Ritter Bruno von Schierberg gehört während dieser drei Jahre das Jagdrecht im Hardtwalde zu; fünftens: obige entlehnte Summe wird am Allerheiligentage des Jahrs 1503 wieder an Bruno von Schierberg abbezahlt. Geschieht das nicht, so „verfällt" der Hardtwald dem Ritter Bruno von Schierberg auf ewige Zeiten, als Eigenthum. Die Urkunde wurde vom Burggeistlichen ausgefertigt, sofort unterschrieben und besiegelt. Hierauf ließ Bruno die Leute auf's Neue bestens bewirthen; sie wollten ihn noch nie so freigebig, herablassend und freundlich gesehen haben als bei dieser Unterhandlung. — Endlich machten sie sich auf den Weg und gaben sich unterwegs gegenseitig das Zeugniß, daß jeder von ihnen seine Pflicht gethan. Bruno aber schritt, als sie abgezogen waren, freudig im Saale auf und ab, rieb sich die Hände und rief aus: „ich habe sie gefangen! der Wald ist mein!"

Der Morgen des Allerheiligentages des Jahres 1503 grauete, die Burgbrücke auf dem Schierberg ließ sich nieder und Ritter Bruno ritt auf seinem großen Leibrosse, begleitet von seinem gewaltigen Jagdhunde hastig über die Brücke und schlug den Weg zum Hardtwalde ein.

Aber auch die Bevollmächtigten der Gemeinde machten sich an diesem Tage zu guter Stunde auf den Weg; sie trugen das zurückzuerstattende Geld und die Urkunde bei sich. Bei guter Zeit kommen sie auf der Burg an, werden höflich empfangen, allein den Burgherrn erfragen sie vergebens. Zu ihrem größten Erstaunen vernehmen sie, daß er weggeritten sei und man seine Rückkunft nicht zu bestimmen wisse. — Geduldig warten die guten Leute bis zum Mittag, und bis zum späten Abend, die Nacht bricht herein, allein Bruno kömmt nicht. Es bleibt ihnen also nichts übrig als des kommenden Tages zu harren und auf ihre Bitte ward ihnen ein Nachtlager eingeräumt.

Als die Sonne am andern Morgen bereits den ganzen Schierberg überschien, kam Bruno an. Die Bevollmächtigten drückten ihr Staunen über sein langes Ausbleiben aus, und schickten sich an das Geld „aufzulegen". Neues Staunen. Bruno wies das Geld zurück und bedeutete ihnen, daß er es nun nicht mehr annehme. Mit teuflischem Lachen gab er ihnen zu verstehen, daß ausdrücklich in der Urkunde bedungen sei, wie die entlehnte Summe am Allerheiligentage des Jahrs 1503 an den Ritter Bruno von Schierberg abzuzahlen sei, und wie, wenn dies nicht geschehen, der Hardtwald ihm auf ewige Zeiten als Eigenthum zufalle. Vergebens wandten die erschrockenen Abgesandten gegen diesen unerwarteten Gewaltstreich ein, das Versäumniß sei ja nicht an ihnen gelegen. Bruno blieb seinerseits darauf stehen, daß nun einmal die Schuld nicht am festgesetzten Tage an ihn abbezahlt worden und somit der Wald sein Eigenthum sei und bleibe.

Traurig begaben sich die Getäuschten mit Geld und Dokument nach Hause. Die Gemeinde wußte kein Mittel sich aus der üblen Falle zu ziehen und ergab sich schmerzlich dem treulosen Streiche.

Es war im Jahr 1519, als Ritter Bruno von Schierberg das Zeitliche segnete. Bald darauf hieß es, er gehe im Hardtwald und dessen Umgebung um. Und in der That sah man ihn bei Tag und Nacht nicht selten. Er ritt stets auf seinem großen Leibroß und sein gewaltiger Jagdhund lief neben ihm her; ganz so, wie er am Allerheiligentage des Jahrs 1503 geritten. Er sah die Leute stier an — ohne daß er, sein Pferd oder Hund Jemanden beschädigten. Oft ritt er neben Wägen daher und begleitete sie ziemlich große Strecken — unversehens war er wieder verschwunden. Welchem Wanderer er Nachts begegnete, der mußte ihm unwillkürlich folgen, verirrte sich, kam bei Tagesanbruch zur Besinnung, und nach langem Herumsuchen erschöpft nach Hause. Man nannte nun den Ritter Bruno von Schierberg allgemein nur den Hardtreiter. Es schien, als wollte er jetzt noch Scherz mit den Leuten treiben. So ritt er nicht selten, namentlich zur Adventzeit, bis an das untere Thor des benachbarten Städtchens und läutete da zum Einlaß. Oeffnete alsdann der Thorwächter, so ritt er lautlos zurück; sein Hund folgte. Seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sahen ihn Leute oft in der Nähe eines Kruzifixes oder Muttergottesbildes weilend, gleichsam um Erlösung und Fürbitte flehend.

Im Jahr 1524, als der Bauernkrieg allgemein ausbrach, erstürmten die erbitterten Bewohner der Umgegend des Schierbergs die dortige Burg, tödteten Brunos Sohn, der den heftigsten Widerstand geleistet hatte, verjagten die übrigen Burgbewohner, zerstörten die Burg der Art, daß — im wörtlichen Sinne — kein Stein auf dem andern blieb und verwüsteten gräulich die nächste Umgebung. Die betrogene Gemeinde aber nahm von diesem Jahre an von ihrem Hardtwald wieder Besitz, der ihr auch bis auf den heutigen Tag eigen verblieben ist.

Es war in der Nacht des Allerheiligen= auf den Allerseelentag des Jahrs 1829, als ein Bürger die neue Straße, welche seit etlichen Jahren durch den Hardtwald führte, dahineilte. Sein Kind lag gefährlich an den Blattern darnieder. Als er von Haus wegging, schlug es auf dem Kirchthurme 11 Uhr. Er wollte in das eine Stunde entfernte Städtchen, um sich mit dem dortigen Arzte zu berathen. Da vernahm er auf einmal ein unheimliches Rauschen über sich und ein heller Schein umgibt ihn; er sieht unwillkürlich in die Höhe. Was er da erblickt, macht seine Kniee wanken. — — — Ein Leichenzug schwebt über ihm dahin. — — Deutlich sieht er den Hardtreiter auf einer Bahre; Pferd und Hund folgen. — Schauerlicher Grabesgesang ertönt. — Der bedrängte, geängstigte Mann fällt bewußtlos zusammen, und als er wieder zu sich kömmt, ist Alles stille um ihn her, als wäre Nichts vorgefallen.

Seit diesem Tage sieht und hört man Nichts mehr vom Hardtreiter. Das Volk sagte: „Er ist erlöst!" Aber Viele



gibt es noch in dortiger Gegend, welche ihn „umreiten" gesehen haben. Heute aber noch hört man, wenn Kinder unartig sind oder weinen und die Eltern sie schnell ruhig machen wollen, den Mahnruf: „Still! still!! der Hardtreiter kommt!"

Eine Prinzengeschichte.

Von Emil Dietze.

Auf der Straße zwischen Chemnitz und Schellenberg wanderte in den späteren Morgenstunden eines prachtvollen Sommertages im Jahre 1717 ein junger Mann mit rüstigen Schritten fürbaß. Er war ohne allen Zweifel ein armer Schlucker und sein ganzes Reisegepäck bestand nur in einem sehr kleinen Bündelchen; aber wer ihn trotz der glühenden Sonne so leichtfüßig und ein munteres Stücklein singend dahinziehen sah, der konnte gewiß ein Lächeln der Verwunderung nicht aus seinem Gesichte bannen, und wer nun wohl gar bei sich die Frage aufgeworfen hätte, weß Standes der Bursche sein möge, der würde das trotz alles Scharfsinns nicht erklügelt haben. Der schwarze Leibrock und die dunkle bis oben herauf zugeknöpfte

Weste gaben ihm etwas Schulmeisterliches; dazu aber war der Ausdruck seines Gesichts viel, viel zu weltlich, und die übrige Kleidung bestätigte diese Vermuthung durchaus nicht. Weit eher noch hätte man ihn für einen Künstler halten können, denn unter seinem Hute wallte langes braunes Haar hervor und fiel in natürlichen Locken auf seine Schultern herab; auch war der Hemdkragen nach Künstlerweise zurückgeschlagen und ließ einen Hals sehen, so schön, so wohlgerundet und voll, daß es eine Freude war, und daß ein Mädchen sich seiner nicht zu schämen gebraucht haben würde. Und doch hätte selbst ein Künstler sich nimmermehr aus eigener Wahl in diese Gewänder gekleidet. Es war augenscheinlich, von Allem, was er trug, war nichts auf seinen Leib gepaßt. Niemand würde ihn indeß für etwas Geringes, am wenigsten für einen reisenden Handwerksburschen angesehen haben. Man durfte nur einen Blick auf das hübsche, zarte Gesicht, das kühne, offene Auge mit den hochgewölbten Brauen, die hohe, zurücktretende Stirn, die wohlgebildete Nase und den wohlgeformten Mund werfen, um seinen Irrthum einzusehen; und wenn man auch die kleinen zierlichen Hände bei näherer Betrachtung nicht ganz weich fand, so ließen sich doch nirgends die Schwielen schwerer Arbeit daran erkennen. So viel war unzweifelhaft, seine allgemeine Erscheinung trug das Gepräge eines Menschen, den sein Schöpfer aus besserem Thon geformt, als das gemeine Volk, mit dem er verkehrte, der aber sorglos und unbekümmert in die weite Gotteswelt hinausschaut, mag auch der nervus rerum gerendarum auf die letzte Stufe des Nichts herabgesunken sein.

Etwas dem sehr nahe kommendes mochte bei unserem jungen Manne der Fall sein; seine Kleidung trug die offenbarsten Spuren davon. Sie war nicht allein fadenscheinig, sondern auch hier und da von einer nicht eben sehr geübten Hand ausgebessert; der Hut abgetragen und zerknittert und die Stiefeln übergetreten und theilweise geflickt. Gleichwohl konnte man nicht sagen, daß Schmalhans bei ihm Küchenmeister gewesen, sein Antlitz hatte eine muntere, gesunde Färbung und sein Leib war wohlgenährt.

So schritt der seltsame Wanderer wie einer, der in seinem Herrgott recht vergnügt ist, und dem nur das Verlangen, die Welt zu sehen, den Reisestab in die Hand gegeben, von der Straße ab dem Gipfel der Anhöhe zu, welche etwa die Mitte zwischen Chemnitz und Schellenberg bildet, damit er sich an der herrlichen Aussicht erlabe. Droben blieb er stehen und schaute auf die wunderschöne Gegend, die sich rings um ihn ausbreitete. Unter ihm, in einem warmen kesselförmigen Thale lag der Ort, den sein Fuß zunächst betreten sollte, Erdmannsdorf und die siebenzig bis achtzig stattlichen Gebäude erstreckten sich weithin und gewährten mit ihren grauen Schieferdächern zwischen dem Grün der Obstbäume einen gar wohlthuenden, behäbigen Anblick. Nächst der Kirche ragte aber das alte Steinhaus, die ursprüngliche Rittervefte der Herren des Dorfes, am bemerkbarsten hervor und zog die Aufmerksamkeit des jungen Mannes ganz besonders an. Mitten durch das anmuthige Thal wand sich das breite, glitzernde Silberband der Zschopau und das Auge konnte es weithin in seiner prächtigen grünen Einfassung von Wald und Wiese verfolgen. Am jenseitigen Ufer, zu dem eine alte überdachte Holzbrücke führte, erhob sich der gewaltige Schellenberg, dessen Gipfel die umfangreiche Augustusburg krönt, und neben ihn waren zu beiden Seiten demüthig andere Berge gereiht, fast sämmtlich dicht mit Waldung bedeckt, aber keiner so hoch und schön wie er.

Es ist wirklich ein entzückender Anblick das schöne Schloß, beleuchtet von den warmen Strahlen der Sonne, stolz und majestätisch auf seinen Porphyrfelsen hoch über seine Umgebungen emporragen zu sehen. Das fühlte wahrscheinlich auch der Jüngling, denn er warf den Rock und das Bündel an die Erde, setzte sich auf das schwellende Gras und versenkte seine Blicke in die Schönheiten der Natur.

Eine lange Weile mochte er so dagesessen haben, als seine Gedanken eine andere Richtung annahmen. Ueber sein Gesicht lagerte ein Schatten, den man für Nachdenken hätte halten können; er griff in die Tasche und zog aus ihrer Tiefe ein bescheidenes Leinenbeutelchen hervor, dessen Inhalt er auf die flache Hand schüttete. Ein leichter Seufzer entstieg seiner Brust und preßte sich zwischen den Lippen hervor während er die kleinen Münzen überzählte. Und er war damit bald zu Ende, denn es waren ihrer nur wenige, die ihm das flotte Leben in Chemnitz übrig gelassen. Allerdings hatte sich die Wolke auf seiner Stirn, die, beiläufig gesagt, seinem heitern Antlitz gar nicht anstand, durch die Betrachtungen zusammengezogen, welche der Hinblick auf diese kärglichen Ueberbleibsel wach rief. Er überlegte. Aber der freundliche Leser würde sich täuschen, wenn er der Meinung Raum gäbe, daß die Art und Weise des Ersatzes ihm Unruhe gemacht — er sann nur darüber nach, wo er das Beutelchen am schnellsten wieder füllen möge, und selbst diese Frage bedurfte keines langen Grübelns. Was winkte ihm jetzt freundlicher und verlockender als das Schloß Augustusburg? Wo anders in der Nähe hätte er hoffen dürfen den Mangel reichlicher zu ersetzen als bort? Aber seinen Blicken entging auch das Steinhaus und die schöne Pfarre nicht; er wußte bereits, daß er in dem Herrn von Schütz einen gastlichen Mann treffen würde und daß wohl auch der Geistliche keinen Stein an der Stelle trage, wo das Herz zu pulsiren pflegt. Darum auch kehrte so schnell der schelmische Zug um Mund- und Augenwinkel zurück, darum erhob er sich mit einem raschen Sprunge von dem üppigen Rasen und lenkte mit frischem Muthe seine Schritte dem lieblichen Thale zu.

Während er so den Bergabhang beinahe hinabtanzt, wollen wir, damit die Geduld des Lesers nicht ermüde, den Schleier, mit dem unser geheimnißvoller Jüngling bis jetzt umhüllt war, lüften.

Unser Held — wir vermögen ihm keinen männlichen Taufnamen beizulegen, weil er einen zu führen nicht das Recht besaß — war die Tochter des Zeugwebers Fürchtegott Apitzsch zu Wolkenstein im sächsischen Erzgebirge. Ueber ihre Geburt waltete ein räthselhaftes Dunkel, das die böswilligen Klatschgevattern des Ortes zu beleuchten versuchten. In vertraulichen Unterredungen griffen sie schonungslos die Tugend der armen Mutter an und die verleumderischen Zungen wollten wissen, daß das Kind nicht die Tochter Apitzsch's sei, sondern die eines andern vornehmen Herrn, über dessen nähere Bezeichnung

jedoch die Meinungen getheilt waren und sich auch nie vereinigen konnten. Zum Glück für sie selbst war die arme gute Frau nicht sehr lange den Lästerungen Preis gegeben, sie starb, ehe noch Lieschen laufen konnte und ließ ihre guten Freundinnen trostlos darüber zurück, daß sie nun nie Gelegenheit erhalten würden, ihre Vermuthungen durch ein Geständniß bestätigt zu hören.

Dem Vater, einem von Natur barschen, rauhen und zugleich sehr egoistischen Manne, lag das eigene Wohlbefinden weit mehr am Herzen als die Sorge für das seiner Tochter. Vom frühen Morgen bis späten Abend hinter seinem Webestuhle, kümmerte er sich nicht sonderlich um ihre Erziehung, ja selbst was des Leibes Nothdurft erheischte, ließ er ihr — so sagte man — in nicht zu reichem Maße zukommen. Lieschen wuchs auf, wie so gar viele andere Geschöpfe Gottes aufwachsen — ohne Aufsicht und Leitung, und so wurde sie ein gar wildes Ding. Vom Morgen bis zum Abend trieb sie sich mit den lärmenden Jungen in der Nachbarschaft umher und nahm voll der größten Lust an ihren tollen Spielen Theil. Sie wurde größer und größer und je mehr sie zur Jungfrau heranreifte, um so mehr fühlte ihr ungebundener, regsamer Geist, wie lästig der Zwang war, den Natur und Sitte ihrem Geschlechte auferlegt, um so mehr schweiften ihre Gedanken hinaus in die Welt, die dem Manne unverschlossen war, um so mehr wünschte sie die drückender werdenden Fesseln zu sprengen. Aber jetzt zeigte sich auch die Strenge des Vaters, er schränkte ihre Freiheiten immer mehr ein und statt ihren Neigungen folgen zu können, mußte sie, sobald die Geschäfte des kleinen Hauswesens, dem sie jetzt vorstand, beendet waren, hinter den Webestuhl treten und den kargen Verdienst mehren helfen.

Louise fühlte sich unglücklicher als je und all ihr Dichten und Trachten ging darauf hin das lästige Joch von sich abzuschütteln. Schon damals keimte in ihrer jungen Brust der unbestimmte Plan auf, dem Hause des harten Vaters zu entfliehen und sich frei und ungezwungen unter den Menschen zu bewegen; aber noch wurde sie dieses Gedankens nicht völlig Herr und der rechte Zeitpunkt war nicht gekommen; es mußten andere Umstände hinzutreten um ihrem Vorsatze eine bestimmtere Form zu geben.

Der ehrliche Zeugweber, dem das Mädchen manche liebe Noth und vielen Aerger bereitete, indem sie Alles, was er von ihr verlangte, ungern machte, oder wohl gar muthwillig verdarb, dachte allen Ernstes, wiewohl zu spät daran, sie in ihre Schranken zurückzuweisen. Weil indeß jede rauhe Begegnung nur ihren Trotz vermehrte, entschloß er sich sie dem Berufe eines jeden Weibes zu weihen, und sich ihrer zu entledigen, d. h. sie zu verheirathen. Ob das Herz seiner Tochter noch frei war, oder ob seine Wünsche in dieser Beziehung überhaupt mit den ihren übereinstimmten, oder auch ob seine Wahl ihr entsprechen werde, galt ihm völlig gleich; vielleicht lagen diese Einwürfe dem vom Webstuhl begrenzten Gesichtskreise des Vaters gänzlich fern. Genug, er sah sich nach einem Schwiegersohn um. Und dieser fand sich denn auch.

Ein Nachbar, dem seit dem Tode seiner Frau vier schlechterzogene Kinder, das durch die Verwaltung eines nicht ganz unbedeutenden Vermögens sorgenvolle Leben noch sorgenvoller machten, trat als Bewerber um ihre Hand auf, damit sie zugleich mit seiner Zärtlichkeit, die Sorge für den Haushalt und die Aufsicht über die kleinen Rangen übernehme. In der Freude seines Herzens willigte Meister Alpitzsch unbedenklich ein und kündete Louisen ihr Schicksal an. Das Mädchen war über den Antrag zu bestürzt um antworten zu können und der kurzsichtige Vater nahm ihr Schweigen als Einwilligung auf.

Ein jüngerer Mann, der ihre Neigung für sich zu erwerben gewußt, hätte vielleicht wesentlich dazu beitragen können, ihre Ideen von Freiheit in die Grenzen der Weiblichkeit zurückzuführen, aber ein bejahrter Mann, dessen Haar sich bereits zu färben begann, dessen Herz erkältet und dessen Gefühle abgestumpft waren, mußte für sie ein Schreckbild sein. War Louise schon jetzt mit ihrem Loose unzufrieden gewesen, so brachte sie die Aussicht auf das ihr bevorstehende gänzlich außer sich und in der jetzt folgenden Nacht gelangte sie zu dem Entschlusse heimlich davon zu gehen ehe die Heirath vollzogen ward. Sie war ein viel zu schlaues und listiges Geschöpf um es nicht als zweckmäßig für ihr Vorhaben zu erkennen, jeden nutzlosen Widerstand zu unterlassen, ja jede Aeußerung des Widerwillens, die doch nur den Zorn des Vaters gereizt haben würde, zu unterdrücken. Sie schwieg und ergab sich mit scheinbarer Munterkeit dem ihr beschiedenen Loose. Nur die passende Gelegenheit zur Flucht wollte sich nicht so schnell bieten und schon rückte der verhängnißvolle Hochzeitstag näher und näher.

Da — es war als ob der Himmel ihr Unternehmen zu begünstigen gedenke — kam Meister Alpitzsch auf den Einfall, seine Waare einmal selbst auf die Messe nach Leipzig zu schaffen. Die Ausstattung der Tochter erheischte außergewöhnliche Mittel und er kalkulirte, daß der Erlös dort weit besser sein müsse als der Verkauf an den gewinnsüchtigen Händler.

So brach er also um Michaeli des Jahres 1756 mit seinem Karren voll der bestgewobenen Stoffe nach dem reichen Handelsplatze auf.

Kaum hatte der hoffnungsvolle Weber den Rücken gewendet und kaum fühlte sich unser Lieschen vor seiner Rückkehr sicher, so hatte sie nichts eilfertiger zu thun als das Weberschiffchen verächtlich unter den Stuhl zu werfen und nach der Truhe zu eilen, in welcher der Vater seine Kirchenkleidung zu verwahren pflegte, das beste und passendste für sich auszuwählen und unter der Leibwäsche eine gleiche Musterung anzustellen. In einer der nächstfolgenden Nächte sagte sie dem Elternhause schmerz- und thränenlos Lebewohl und begann das langersehnte Abenteurerleben.

Aber mit den davon geführten Sparpfennigen des Vaters ließen sich keine großen Sprünge machen, noch weniger aber ein Leben des Genusses zu führen, wie sie es nach so langen Jahren auferlegter Entbehrung zu thun wünschte. Es kostete dem talentvollen und muthigen Kinde der Natur nicht viel Kopfzerbrechens dieser Verlegenheit abzuhelfen, ohne zu dem Mittel zu greifen, welches sie so sehr verabscheute — der Arbeit. Mehrfach schon hatte man sie, verleitet durch den schwarzen Leibrock, als einen Schulmeister angeredet und das schlaue Mädchen leitete aus diesem Umstande den Plan, die Lehrerrolle beizubehalten und sobald der Lauf ihres Schiffleins von

der Ebbe gehemmt werden würde, es durch die Wohlthätigkeit der Geistlichen und Landedelleute wieder flott zu machen. Und siehe da! sie fand der Leichtgläubigen genug, welche die Erzählung ihrer traurigen Schicksale für baare Münze hinnahmen und sie durch gute Spenden erwiederten.

Den ganzen Winter über hatte das leichtsinnige Lieschen auf gutes Glück und unangefochten das ganze Erzgebirge und die angrenzenden Ortschaften der kreuz und quer als vertriebener Jugendlehrer, hin und wieder wohl auch einmal als wandernder Zeugweber, durchstrichen. Allerwärts überließ sie sich leichtfertig und sorglos ihrem Hange nach Ungebundenheit und Vergnügungen und allerwärts gab es gutwillige, leichtbethörte Seelen, die sich ihrer, wenn sie Mangel litt, annahmen, sie beherbergten und speisten; ja, ein nicht geringer Theil von den einfachen, mit der Welt unbekannten Leuten wurde durch das kecke zuversichtliche Auftreten des jungen Mannes, sein gewandtes Benehmen und seine edle Haltung, zu dem Glauben verführt, daß hinter dem hübschen Jungen wohl etwas Anderes als ein schlichter Schulmeister verborgen sein möge.

So entstand das Gerücht von einer Incognitoreise des Kurprinzen von Sachsen, Friedrich August. Nach und nach verbreitete es sich in weiteren Kreisen und mehr als es des Zeugwebers Tochter ahnte, aber auch ohne daß sie den Versuch machte ihm entgegenzuwirken.

Auf der Augustusburg, dem herrlichen Schlosse, das auf gewaltiger porphyrner Grundlage an der brausenden Zschopau sich beinahe siebenthalbhundert Fuß hoch über ihren Spiegel erhebt und weit in das Land hinausschaut, wohnte zu eben dieser Zeit der Herr von Günther, wohlbestellter Oberfischmeister Sr. Majestät des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August, der Starke genannt. Fortuna hatte ihr Füllhorn reichlich genug über ihn ausgeschüttet und wiewohl ihm bei der Vertheilung des Alles belebenden Geistes weniger als oft selbst ganz gewöhnlichen Menschenkindern zugemessen worden war, so hatte ihn doch göttliches und menschliches Wohlwollen mit einem Amte beschenkt, dessen Titel ihm Ansehen bei der Welt verlieh und dessen Gewalt ihn mehr als hinreichend für seine Thätigkeit entschädigte und aller leiblichen Sorge überhob. Seiner Obhut waren die fünf Fischbehälter, des etwa hundert Jahre früher unter Christian dem Zweiten mit großen Kosten angelegten und eine Stunde vom Schlosse entfernten Lustfischhauses anvertraut; ganz besonders aber waren ihm die Goldforellen mit ihren feuerrothen Punkten auf den schwärzlichen Schuppen und der goldgelben gebogenen Linie zwischen den Augen anempfohlen worden, die im Jahre vorher zu seiner und des Hofes zu Dresden unendlichen Freude zum erstenmale gelaicht hatten und zu deren Fütterung den Fleischhauern zu Zschopau und Oederan die etwas seltsame Verpflichtung auferlegt war, alljährlich eine gewisse Anzahl von Rindslebern nach Augustusburg zu liefern.

Herr von Günther hatte bereits eine lange Reihe von Jahren hinter sich und alle waren an ihm ohne Trübsal und Ehrgeiz vorübergegangen. Mit Eifer und Unverdrossenheit war er ein Sklave seiner Pflicht und mitten unter ihren Mühseligkeiten nur darauf bedacht gewesen, das von seinen Eltern ererbte Vermögen zu vermehren. Was er erstrebt, hatte er erreicht — ein gutes Auskommen, und seine Erben durften mit Freuden seinem Ende entgegensehen.

In den Nachmittagsstunden desselben Tages, den unser Pseudo=Jüngling zum Auszuge aus Chemnitz erwählt, befand sich der Herr Oberfischmeister in seinem Privatzimmer. Er war soeben aus einem sanften Schlummer in dem weichgepolsterten Sorgenstuhle erwacht und streckte und dehnte sich behaglich, ehe er sich den Mühen seines Alltagslebens in die Arme warf. Nachdem er etliche Male so recht aus dem tiefsten Innern gegähnt, erhob er sich langsam, schritt, wie er das stets zu thun gewohnt war, ein paar mal im Zimmer auf und ab und griff sodann nach der Klingel. Fast im gleichen Augenblicke trat ein bejahrter Diener durch die Thür und überreichte seinem pedantischen Herrn eine gestopfte, schwer mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife und entzündete den Tabak, sobald der gnädige Herr die Spitze gegen die Lippen gebracht, an dem brennenden Spane. Alles das geschah schweigend, und so war es Tag für Tag. Der Diener entfernte sich, der Gnädige öffnete das Fenster und mit von der Schwere seiner Berufssorgen gekrausten Stirn sendete er dicke Dampfwolken in den klaren blauen Aether und blickte träg und gedankenleer auf den raschen Lauf der ungestümen Zschopau und ihre bezaubernde Umgebung nieder.

Plötzlich belebte sich sein Auge und die Runzeln von seiner Stirn schwanden — er gewahrte einen schwarzgekleideten Mann mit edler Haltung und stattlichem Gange den Berg herauf sich dem Schlosse nahen. Zu jeder andern Zeit würde er diesen an und für sich sehr unbedeutenden Umstand, mit der ihm eignen Ruhe aufgenommen haben, hätten nicht — zum ersten Male in seinem Leben — seinen Nachmittagsschlummer gar wunderliche Traumbilder von fürstlicher Huld beunruhigt. Daher kam es, daß in dem sonst so langsam fassenden Geiste des Oberfischmeisters beim Anblicke des schwarzen „Herrn" allerhand seltsame Gedanken aufstiegen, die, weil sie sich mit den bis zu ihm gedrungenen Gerüchten von einer geheimnißvollen Reise seines künftigen Fürsten vermischten, rasch eine bestimmtere Gestalt annahmen. Mit einer bei ihm ungewöhnlichen Hast verließ er das Fenster, stellte die kaum halb ausgerauchte Pfeife so unachtsam bei Seite, daß die glimmende Asche umherstäubte und rief dem Diener zu, ihm schnell seinen Galarock zu bringen. Die Umwandlung war aber bei dem umständlichen Greise nicht so bald zu bewirken. Verwundert den Kopf schüttelnd sah der Bediente dem seltsamen Beginnen zu, er bezweifelte nicht im Mindesten, daß die heiße Sommersonne verderblich auf sein Hirn gewirkt habe und er war nahe daran durch eine demüthige Frage den Respekt zu verletzen, durch welchen es ihm gelungen war, sich in der Gunst seines Gebieters zu erhalten, wenn nicht der so plötzlich veränderte Oberfischmeister ihn mit einer kurzen, nicht zu mißdeutenden Geberde aus dem Zimmer geschickt hätte.

Kaum eine Minute darauf trat er wieder in das Gemach und meldete, daß ihn ein „Mann" zu sprechen begehre. Welche Augen machte aber erst der greise Untergebene, da er hörte, daß er den Menschen, der seiner Ansicht zufolge, einem Vagabunden wie ein Ei dem andern glich, in das Staatszimmer

führen solle. Inzwischen war der Herr von Günther auf's eifrigste mit seinem Kleiderwechsel beschäftigt, und je mehr er sich damit beeilte, desto weniger kam er vorwärts. Endlich war er zu Stande gekommen und es bedurfte nur noch einer sorgsamen Prüfung in dem venetianischen Spiegel um ihn zu überzeugen, daß Alles in bester Ordnung sei um Sr. königlichen Hoheit gegenüberzutreten.

Auch sein Erstaunen war kaum geringer als vorher das seines Dieners. Den schlichten Jüngling, den er in so dürftiger, fast unsauberer Kleidung vor sich erblickte, konnte er unmöglich für einen Prinzen halten. Die Ueberraschung benahm ihm die Sprache und der aufsteigende Verdruß erstickte die schönen Worte, die er zur Anrede sich ausgesonnen. Der Besucher war ebenfalls verblüfft. So war die Einleitung des Gesprächs auf beiden Seiten nicht ohne Verlegenheiten. Der junge Mann, in dem wir unsern Wanderer wieder sehen, erlangte seine Fassung am ehesten wieder und mit der ihm eigenen Gewandtheit begann er eine Erzählung von allerhand trüben Schicksalen. Je beredter ihm die Worte über die Lippen flossen, je mehr erneuerte sich auch in dem Herrn von Günther die Muthmaßung, der Fremde sei etwas Anderes als wofür er sich ausgebe. Er konnte sich also nicht enthalten ihn mit „gnädiger Herr" anzureden, was ein augenblickliches Erröthen des Jünglings zur Folge hatte. Zwar lehnte er diesen Titel bescheiden von sich ab, aber es geschah in einer so eigenthümlichen, verlegenen Weise, daß das Herz des alten Mannes vor freudiger Zuversicht zu hüpfen begann. Er übersah gänzlich die abgetragene Kleidung über dem feingebildeten Gesicht und wenn auch nicht die ängstlichen, zurückhaltenden Reden ihn in dem Glauben an die Identität des vor ihm Stehenden mit dem Kronprinzen zu bestärken vermocht hätten, so verführte ihn eine gewisse entfernte, in seinen Augen jedoch unverkennbare, Aehnlichkeit mit dem Churfürsten in Verbindung mit einer Selbstbewußtheit des Auftretens und einer edlen Haltung, die wie er glaubte nur einem Prinzen angeboren sein könne, immer mehr dazu, den Fremdling als eine hohe Person zu behandeln und endlich konnte er nicht umhin, seine bis zur Ueberzeugung gesteigerte Vermuthung in Worten auszudrücken.

„Hoher Herr, Ihr unterthäniger Diener weiß die Ehre zu schätzen, die ihm durch diesen Besuch widerfährt —"

„Sie täuschen sich, gnädiger Herr," unterbrach ihn Lieschen schnell, „wenn Sie in mir einen Andern zu erblicken glauben, als der ich mich nannte — ich — ich — in der That, fahren Sie nicht in der Weise fort — ich will nicht leugnen — ich — Sie setzen mich in Verlegenheit."

„Der Diener unsers verehrten Churfürsten sollte in Ihnen nicht seinen Sohn wieder erkennen —?"

„Um Gotteswillen, kein Wort mehr! — ich habe mein Leben dem Wohle der Jugend gewidmet, aber Neid und Bosheit haben mich in die Welt gestoßen und als ein Freund- und Hilfloser habe ich Ihre Wohnung betreten."

„Zum Wohle Ihres Volkes zu wirken ist Ihr Beruf, und irre mich nicht, der Wunsch, das was ihm mangelt kennen zu lernen, hat Sie, mein Prinz, bewogen, sich in diesen unscheinbaren Gewändern zu verbergen."

„Schweigen Sie davon, ich beschwöre Sie — schweigen Sie, oder ich muß noch in diesem Augenblicke Ihr Haus verlassen. Geben Sie mir nicht einen Titel, den ich nicht führen darf."

„Ich verstehe Sie und werde mich Ihrem Wunsche fügen, nur gestatten Sie mir Ihnen das Haus, welches mir Ihr — Ihr — welches mir zur Obhut übergeben worden ist, zur Verfügung zu stellen."

Jungfer Apitzsch machte noch einige leichte Einwendungen, fügte sich aber endlich den dringenderen Einladungen. Es war, wie wir bereits andeuteten, nicht das Erstemal, daß sie in dieser Weise angeredet wurde, aber noch war es nicht von einem Manne geschehen, der dem Fürstenstuhle so nahe stand. Sie war fern davon, ernstlich diesen Vermuthungen entgegen zu wirken, die wie sie wohl erfahren hatte, ihrem Weiterkommen wie ihrem Aufenthalt günstig sein mußten; sie gab ihnen vielmehr dadurch stets neue Nahrung, daß sie nur um so zuversichtlicher auftrat. Ihre natürliche Klugheit sowohl wie die Erfahrung bezeichneten ihr auch dießmal den Weg, und ihr Plan war bald entworfen. Ihre verwirrten Reden verstummten, endlich aber schien sie wie nach einem innern Kampfe zu einem Entschlusse gekommen zu sein. Bescheiden, aber nichts desto weniger entschieden, bat der vermeintliche Prinz, daß sein Gönner gegen Niemand, wer es auch sei, davon sprechen möge, und er selbst sich jeder Titulatur enthalte.

Der thörichte Alte, der sich für einen Menschenkenner hielt, glaubte darin eben die unwiderleglichste Bestätigung zu finden. Er fügte sich der „fürstlichen Grille" und ließ mehrere Zimmer zur Aufnahme des „geheimnißvollen" Gastes einrichten.

Auf den Herrn von Günther wirkte die Anwesenheit des Fremden wahrhaft überraschend. Er, der seine Mannesjahre stets so zurückgezogen, fern von allen Zerstreuungen des Hofes und der Welt verbracht, begann noch einmal sich in seine Jugend zurück zu versetzen. Ihm war ein Stern aufgegangen, dessen Glanz noch auf seine spätesten Nachkommen strahlen mußte, wenn anders er sich klug benahm, sich in der Gunst dessen, der einst einen Thron zu besteigen bestimmt war, festzusetzen. In seinem bisher so anspruchslos dahingeschwundenen Leben sproßte mit einem Male, wie aus einem vom Gewitterregen befruchteten Erdreich der Pilz, die Hoffnung und der Ehrgeiz auf, — Macht, Größe und Reichthum konnten ihm jetzt nicht entgehen.

Voll dieses Wahnes wußte der schwache Alte im Freudenrausche nicht, auf welche Weise er dem Gaste seine ganze Ergebenheit beweisen könne. Eine seiner ersten Handlungen war, ihn inständigst zu ersuchen, die gar zu bescheidene Kleidung gegen eine andere seiner Geburt angemessenere und würdigere zu vertauschen. Prinz Lieschen — so nennt sie die Geschichte, und so wollen auch wir sie nennen — machte nur schwache Einwendungen und die Kleiderkünstler erhielten alle Hände voll Arbeit.

Des Webers Tochter hätte sich nie eine bessere Zeit wünschen können, als die war, welche jetzt folgte und niemals hatte sie sich Aehnliches auch nur im Traume beikommen lassen. Was konnte der schlaue Pseudo-Jüngling anders thun,



als sich der Laune des alten Edelmannes zu unterwerfen und widerstandslos das hinzunehmen, was man ihm bot? Mit ruhiger Bescheidenheit und Zurückhaltung erwiederte er die tiefe Unterthänigkeit; nur wenn Günther stärker in ihn drang und im Rausche des ihm widerfahrenen Glücks oder des genossenen Weines kühner und redseliger gemacht, bat, das Incognito gegen ihn aufzugeben, wiederholte er stets mit einer Art, die ihn keineswegs entmuthigte, daß er sich irre und fügte in derselben mysteriösen Weise die versteckte Drohung hinzu, augenblicklich den Wanderstab zu ergreifen, wenn er ferner in ihn dringe, oder wohl gar gegen seine Freunde davon spreche.

Das hinderte indeß den Oberfischmeister nicht, zu den Gelagen, welche er dem Fremden zu Ehren veranstaltete, mehrere der Edelleute der Nachbarschaft, gewissermaßen als Zeugen seines Triumphes, einzuladen. Obschon er ihnen in der Furcht, den goldenen Apfel zu verlieren, nichts von seiner Ueberzeugung mittheilte, so sprach er doch so geheimnißvoll von dessen Range und dem Wunsche, unbekannt zu bleiben, daß Niemand im Zweifel stand, wen man vor sich habe, und ein Jeder beeilte sich, von dem Anlasse Nutzen zu ziehen und den Fremdling zu sich zu Gaste zu bitten.

So war plötzlich das arme, unzufriedene Weberkind der Gegenstand maßloser Huldigungen. Sie sah sich, ehe sie es ahnte und begreifen konnte, in einen Strudel von Lustbarkeiten und Gelagen geworfen, in dem sich aufrecht zu erhalten ein klarer Geist und Selbstbeherrschung nöthig war. Zum Glück für sie selbst besaß sie Beides. Nach und nach hatte sie sich ihre durch die Bethörung ihrer leichtgläubigen Gastgeber gewissermaßen aufgezwungene Rolle so zu eigen gemacht, daß sie selbst kaum mehr an die durch sie hervorgerufene Täuschung dachte, und das war, was sie nur zu sein schien. Unbedenklich und mit jugendlicher Leichtfertigkeit nahm sie alle Schmeicheleien und Anspielungen auf, aber selbst mitten im Rausche der sie umgebenden Lust bewahrte sie stets ihre Besonnenheit und nie entschlüpfte ihr auch nur ein Wort, durch welches sie die aufgedrungene fürstliche Geburt bestätigt hätte.

Herr von Günther war der glücklichste Sterbliche, den je Gottes Sonne beschien. Alles wurde aufgeboten, um den Sohn eines Königs, wie es ihm geziemte, zu bewirthen. Feste folgten auf Feste; Bankette, Feuerwerke, Jagden wechselten mit einander ab; der greise Oberfischmeister rieb sich beinahe im Genuß und im Ersinnen von Genüssen als Beweisen seiner Hingebung selbst auf. So erhielt Prinz Lieschen binnen einer sehr kurzen Zeit sechs der prächtigsten, über und über mit Gold gestickten Gewänder; vier reich galonnirte Diener harrten auf jeden seiner Winke und in einer eigens für ihn gebauten, von sechs Schimmeln gezogenen Staatskarosse kutschirte der Mädchen-Prinz von einem Edelhofe der Nachbarschaft zum andern. Da es der Aufmerksamkeit des Oberfischmeisters nicht entgangen war, daß sich die Kasse seines Schützlings in sehr dürftigen Umständen befand, hatte er demüthig um die Erlaubniß nachgesucht, ihm eine Börse mit dreihundert Dukaten

anzubieten, und Lieschen, die so viel zuvorkommende Güte kaum anzunehmen wagte, sah, als er stärker in sie drang, keinen Grund, ihn durch eine längere Zurückweisung derselben zu kränken.

Ueberall, wohin sie kam, spielte sie ihre Rolle mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit, und die angeborene Anmuth ihres Benehmens, die Gewähltheit ihrer Sprache und ein unbezweifelter Adel ihrer Bewegungen entzückten nicht nur Jeden, sondern unterstützten auch die Täuschung äußerst wirksam. Keiner von Allen, mit denen sie umging, hatte den Prinzen seit den letzten acht Jahren, während welcher er sich im Auslande aufgehalten, gesehen. Um wie viel konnte er sich seitdem verändert haben! Der größte Theil hatte aber das Gerücht vernommen, der Kronprinz sei insgeheim zurückgekehrt und durchstreife ohne jede Begleitung und als schlichter Wanderer das Land, damit er das Volk kennen lerne, über welches er einst herrschen sollte. Darum zweifelte Niemand an dem so beharrlich verleugneten fürstlichen Range des Fremdlings, ja Jeder glaubte nur um so zuversichtlicher an die Identität.

Prinz Lieschen berauschte sich in ihrem Glücke, sie lebte nur der Gegenwart und der Rausch verblendete sie trotz aller Umsicht. Sie dachte nicht mehr daran, daß dieses Leben der Lust enden und sie in die Verlassenheit und Armuth zurückgeschleudert werden könne, der sie entstammte. Außerdem würde sie gewiß mehr für ihren Vortheil und ihre Sicherheit besorgt gewesen sein. Aber es ist ja ein alter Erfahrungssatz, der sich immer und immer wieder erneuert, daß selbst der Klügste und Vorsichtigste den Stein nicht bemerkt, der erkennbar genug im Wege liegt und der ihn zum Falle bringt. Und das geschah auch hier.

Vier Wochen waren bereits verstrichen. In dem Finanzwesen des Oberfischmeisters hatten sie tiefe Spuren zurückgelassen und doch kam kein Murren der Ungeduld oder der Klage über seine Lippe, denn er war nur zu fest überzeugt, daß der künftige Kurfürst von Sachsen und König von Polen ihm Alles zehnfach heimzahlen werde.

Der Himmel hatte während dieser ganzen Zeit in ungetrübter Bläue auf unsern Pseudo=Prinzen herabgeschaut, aber schon thürmten sich gewitterschwangere dunkle Wolken auf, und ohne ihn aus seiner ruhigen Sicherheit aufzuschrecken, umzogen sie mit Sturmesschnelle den Horizont in bedrohlicher Weise.

Alles, was wir erzählten, hatte sich mitten in Sachsen und keine acht Meilen von der Residenz zugetragen. Das öffentliche Geheimniß war von Ohr zu Ohr geflüstert worden, und wie es sich voraussehen ließ — es hatte auch seinen Weg nach Dresden gefunden. Am Hofe August des Starken war man darüber nicht wenig erstaunt. Wohlunterrichtete Personen wußten, daß sich der Kurprinz in Wien befand und erst am Tage zuvor waren von dorther Nachrichten über ihn eingelaufen, denn eben dieses Jahr gehörte zu den wichtigsten seines Lebens. Nachdem er nämlich fünf Jahre früher in Bologna insgeheim zur katholischen Religion übergetreten war, bekannte er sich nach erfolgtem Ableben seiner Großmutter, der zu Liebe er das Geschehene verheimlicht hatte, öffentlich dazu und eben waren die Unterhandlungen im Gange, in deren Folge er sich noch in demselben Jahre (1717) mit der ältesten Tochter des Kaiser Joseph, der Herzogin Maria Josepha, vermählte.

Das Gerücht von der Anwesenheit des Prinzen in Augustusburg konnte begreiflicher Weise in keinem Falle unbeachtet gelassen werden. Wenn schon der Kurfürst nicht an seine Wahrheit glaubte und die von Wien gekommenen Botschaften als falsch betrachtete, so hielt er es doch für angemessen, das Geheimniß mit der größten Behutsamkeit und Delikatesse zu entschleiern. Einer seiner vertrauten Kammerherren erhielt demnach den Auftrag, nach Augustusburg aufzubrechen und den Sachverhalt zu untersuchen. Damit indeß das Unternehmen, falls der dort befindliche, angebliche Prinz ein Betrüger war, nicht durch dessen Flucht vereitelt werden möge, folgte ihm unmittelbar ein unter seine Befehle gestelltes Detachement Reiter.

Am Abend des Tages, an welchem der kurfürstliche Abgesandte auf der Augustusburg eintraf, sollte ein Schmaus stattfinden und dieser Umstand erleichterte seine Aufgabe. Arglos und gastfreundlich wurde der Neuangekommene, der sich eines Vorwandes bediente, um sein Erscheinen zu rechtfertigen, zur Theilnahme aufgefordert und ihm so die geeignetste Gelegenheit geboten, seinen Mann kennen zu lernen. In der That war auch er von dem kecken, zuversichtlichen Auftreten des vermeintlichen Prinzen überrascht und selbst einige Aehnlichkeiten ließen sich herausfinden, aber dieß reichte für ihn nicht hin und er verschob den Hauptschlag auf den andern Morgen. Bei dem verhängnißvollen Zwiegespräch, welches am folgenden Tage zwischen ihm und dem nichtsahnenden Lieschen statt hatte, kam er der Sache auf die rechte Spur, und sobald er überzeugt war, verhaftete er sowohl sie wie den Herrn von Günther.

Die Bestürzung des Oberfischmeisters überstieg alle Begriffe: ein babylonischer Thurmbau von Hoffnungen war mit einem Schlage in den Abgrund geschmettert worden; auch das leichtsinnige Prinz Lieschen verlor ihre Fassung, da der Kammerherr sie so streng anredete. Weinend und widerstandslos ergab sie sich in ihr Schicksal. Ein wohlverwahrter Wagen, umgeben von dem Reiterdetachement, brachte sie nebst ihrem leichtgläubigen Wirth unverzüglich nach Dresden.

Die Kunde von diesen Ereignissen verbreitete sich wie ein Lauffeuer; die Aufregung, welche es verursachte, war ungeheuer, und Jedermann harrte gespannt auf den Ausgang.

Der Fall berührte das Interesse des Kurfürsten zu nahe, als daß er nicht dem Wunsche hätte nachgeben sollen, den Verhören beizuwohnen und sie zu leiten. Jungfer Apitzsch bekannte ihren gestrengern Richtern schon in der ersten Vernehmung unter Zittern und Schluchzen Alles, was sie zu bekennen hatte; sie behauptete jedoch beharrlich, sich niemals für den Prinzen Friedrich August ausgegeben zu haben und wie sehr man sie auch in die Enge trieb, so betheuerte sie mit den heiligsten Eiden in dieser Beziehung ihre Schuldlosigkeit. Bei den hierüber an den Oberfischmeister gestellten Fragen mußte dieser zu seiner Scham und seinem Verdrusse die Richtigkeit dieser Angabe zugestehen. Sonach war die Untersuchung sehr bald beendet und die Akten wurden zur Einholung des Spruches an den Leipziger Schöppenstuhl geschickt. Dieser, vielleicht von

dem Wunsche geleitet, Nachahmern ein warnendes Beispiel aufzustellen, ließ sich weder durch die Jugend noch das Geschlecht der Beschuldigten zu einem milden Urtheil verleiten, sondern verdammte vielmehr das arme Mädchen zum Staupenschlag mit Landesverweisung.

Die Verkündung dieses harten Spruches wirkte auf das früher so muthige, jetzt aber außerordentlich niedergeschlagene Mädchen so heftig, daß sie von einem Schlagflusse getroffen wurde, der sie zwar nicht tödtete, aber doch theilweise lähmte. Die Berücksichtigung aller dieser Umstände bewog den gutherzigen August zur Milderung der Strafe und so kam sie denn als Gefangene auf Lebenszeit nach dem nicht längst erst eröffneten Zuchthause zu Waldheim. Der gnädige Sinn August des Starken gegen sie erstreckte sich so weit, sie von jeder Arbeit zu entbinden und ihr außer einer besseren als der gewöhnlichen Gefangenenkost, auch eine freundlichere und geräumigere Zelle zu gewähren. Der Oberfischmeister Herr von Günther büßte seine Thorheit mit der Strafe, die für ihren Unterhalt ausgesetzte Summe — einen Thaler täglich — bis an ihr Lebensende aus seiner Tasche zu bezahlen — eine Buße, die hart genug war und sich auch auf seine Erben erstreckte, denn Prinz Lieschen lebte noch volle dreiundvierzig Jahre.

Die meiste Zeit verbrachte sie in der Wohnung des Hausverwalters und außer der Freiheit mangelten ihr von den Annehmlichkeiten des Lebens nur wenige. Gar Mancher hat dem Wunsche, das merkwürdige Mädchen zu sehen, nicht widerstehen können; fast Keiner ging, ohne ihr eine Gabe zu hinterlassen, und wer sie so am Tische des Hausverwalters sah, hielt sie eher für ein Familienglied, denn eine Gefangene. Ihr aufgeweckter Geist war nicht erdrückt worden und ihre muntere Laune kehrte bald wieder zurück. Sie plauderte gern von der vergangenen Zeit und selbst in ihren spätern Lebensjahren erzählte sie, glücklich in der Erinnerung, scherzend von den Tagen des Wohllebens zu Augustenburg.

Das ist eine Geschichte, die ihrer Zeit ungeheure Sensation machte. Die allzeitfertige Fama bemächtigte sich des Ereignisses und brütete es aus, um das leichtfertige Mädchen als eine vollendete Betrügerin hinzustellen. Manches von den damals im Schwange befindlichen Gerüchten hat sich bis auf unsere Zeit erhalten, aber es entbehrte jeden Grundes, und keiner der Geschichtschreiber jener Periode hat sich beirren lassen, sie in die Schilderung ihres Lebens zu verweben. Nur das eine davon glauben wir nicht ganz mit Schweigen übergehen zu dürfen, daß Lieschen eines von den zahlreichen natürlichen Kindern August des Starken gewesen sein soll. Ob es begründet, wer vermag das zu entscheiden? Aber wird dadurch nicht Manches, was unwahrscheinlich und räthselhaft war, klarer beleuchtet? Die Zeit hat die Erinnerung an diese Begebenheit in der Gegend von Augustusburg so ziemlich verwischt und es sind fast nichts als entstellte Traditionen davon übrig geblieben, von denen man hin und wieder Bruchstücke hört.

Die Michaelisgans.

Die Sitte der Engländer, am Michaelistage eine gebratene Gans zu verspeisen, soll folgenden Ursprung haben.

Die Königin Elisabeth machte im Jahre 1598 eine Reise nach dem Fort Tilburg. Auf dem Wege dahin besuchte sie am 29. September, am Michaelistage, den Ritter Neville, und speiste zu Mittage auf seinem unweit Tilburg gelegenen Schlosse. Der Ritter setzte der Königin eine gebratene Gans vor, wovon sie mit großem Appetite aß, und hernach von ihrem Wirthe ein Glas Burgunder forderte, um, wie sie sagte, auf die Vernichtung der berüchtigten spanischen Armada zu trinken. Man wußte, daß diese sogenannte unüberwindliche Flotte damals im Anzuge war. Kaum hatte Elisabeth mit diesem Toaste das Glas geleert, als ein Courier die Nachricht von dem durch schreckliche Stürme bewirkten Untergange der Armada brachte. Die Königin verlangte hierauf geschwind noch ein Glas, um, wie sie sagte, diese gute Nachricht zugleich mit der Gans verdauen zu können. Seit diesem Tage unterließ sie nie, sich immer am Michaelstage eine gebratene Gans auftragen zu lassen. Der Hof folgte bald diesem Beispiele, das dann auch in Kurzem von allen Volksklassen nachgeahmt und zu einer Sitte wurde, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Hand und Kreuz.

Um 1364 gab's keinen frommeren Mann, als Herrn Berthold Tucher, der war ein reicher Patrizier zu Nürnberg. Nun hätte er keine Kinder als zwei Mägdlein, und ging zwiefach traurig mit der Leiche, als man sein Ehgespons, die Elisabeth von Maienthal, begrub. Denn er hatte sie viel geliebt, hatte keine männlichen Nachkommen, und starb er, so starb sein ganzer Stamm mit ihm aus. Da wußte er nicht, was er thun sollte, in's Kloster gehen oder noch einmal heirathen. Stand also in argen Zweifeln, und zu was er sich an einem Tag entschlossen, das verwarf er stets am andern wieder. D'rüber fiel ihm plötzlich ein, die ganze Sache Gottes Lenkung zu überlassen. Ging demnach her, trat früh Morgens in seine Hauskapelle, betete inbrünstig und stellte sich in höhere Hand. Seine Absicht aber war die, einen Heller in die Luft zu werfen. Fiele dann der Heller auf das Kreuzzeichen, so gälte die Hand auf der anderen Seite, und dann fügte er sich dem heiligen Ehestand. Fiel' aber der Heller auf die Hand, und wär' das Kreuz oben, so wollte er den Ordensstand wählen. Da er nun dreimal warf, fiel der Heller dreimal so, daß die Hand oben war. D'rauf war er ganz guten Muthes, setzte sich fröhlich zum Morgenimbiß, als es Abend war, hatte er schon um Berthold Pfinzings Tochter, die schöne Anna, geworben, und ward Alles noch selbige Stunde verordnet und gerichtet. Da nun Herr Tucher seines Ehestandes auswartete, erzeigte sich Gottes Gefallen für sein Vertrauen und seine Ergebung. Denn er gewann noch vier Söhne und vier Töchter.

Der Taschentuchdieb.

Der alte Tabakhändler und Fabrikherr Schmidt in Augsburg, welcher nun längst schon zur Ruhe gegangen, war einer der wenigen glücklichen Menschen, welche den gewöhnlichen Unannehmlichkeiten des Lebens heitere Gemüthsruhe entgegen setzen und die ernsteren Unfälle, von denen sie auf ihrer Bahn betroffen werden, mit gläubiger stiller Ergebung ertragen, indem ein reicher Fonds von Rechtlichkeit und Herzensgüte es

ihnen leicht macht, sowohl der Außenwelt gegenüber, als im häuslichen Leben sich ihren innern Frieden zu erhalten. Bei Schmidt war dieß der Fall, und als er gestorben war, gab es in ganz Augsburg nicht einen der Bewohner dieser guten Stadt, welcher dem alten Schmidt näher gestanden, der nicht ausgerufen hätte: „Das war ein braver herzensguter Mann!“ Denn der Verstorbene hatte, und das will viel sagen, mit keinem seiner Mitbürger in Zwietracht und Feindschaft gelebt. Ja selbst mit seiner Ehegattin hatte er während einer dreißigjährigen Ehe nie ein hartes Wort gewechselt, obgleich Frau Schmidt bei weitem nicht so viel Gemüthsruhe als er besaß, und viel strenger die Schwächen und Fehler ihrer Mitmenschen beurtheilte als ihr Mann, die aber ihren Schmidt herzlich liebte, ihrem großen Hauswesen wacker vorstand, und zu dem Wohlstande, welches sich Beide erfreuten, durch strenge Ordnungsliebe und weise Sparsamkeit nicht einen geringen Theil beigetragen hatte. — Was aber ihr Zungenwerk betraf, so war dieß ein zehnfach geläufigeres als das des alten Tabakshändlers, und ihr einziger Aerger über ihren Ehemann kam daher, daß, wenn sie über die Nachlässigkeiten der Dienstleute oder über schlechten Lebenswandel in der Nachbarschaft in langen Raisonnements ihrem Herzen Luft zu verschaffen suchte, Schmidt sich gewöhnlich lächelnd und stumm mit seinem Rockaufschlag die silberne Dose putzte, die ihm seine Arbeiter bei der Feier seines silbernen Ehejubiläums als Geschenk überreicht hatten.

Aber zu einem Streit kam es doch auch zwischen Beiden, im Ganzen genommen nur wegen einer Kleinigkeit, jedoch



hatte dießmal Frau Schmidt nicht Unrecht, was ihr die seltene Genugthuung verschaffte, ihren Mann recht tüchtig ausschelten zu können.

Seit einiger Zeit bemerkte nämlich die sorgsame Ehefrau mit Erstaunen, daß die Taschentücher ihres Mannes abhanden kamen, und obgleich sie von Linnen und übriger Wäsche alle Schränke und Truhen voll hatte, so war ihr doch diese Entdeckung um so unangenehmer, als sie genau wußte, daß im Hause selbst kein Stück Wäsche verloren ging.

Die Taschentücher Schmidts aber gingen nirgends anders verloren, als in der St. Ulrichskirche, in welcher der alte Tabakshändler als fleißiger Kirchengänger jeden Sonn= und Feiertag zu finden war. Dort fand mit ihm zu gleicher Zeit sich regelmäßig einer der vielen Gauner ein, die Augsburg so vielfach wie jede andere Stadt aufzuweisen hatte, und ein solcher war es, der, wenn der alte Schmidt in Andacht versunken der Rede des Predigers zuhörte, mit nichts Anderem sich beschäftigte, als diesem das Taschentuch ohne große Mühe zu entwenden.

„Nein! aber Schmidt, dein Tuch ist dir schon wieder gestohlen!“ rief eines Sonntags Mittag dessen Frau ärgerlich, als Schmidt aus der Kirche zurückgekommen war und den Frack auszog, den die Ehehälfte sogleich hastig visitirte. — „Nein, das ist doch um krank zu werden! Ich glaube, du bist gutwillig genug, dir das Hemd vom Leibe ziehen zu lassen!“

„Das dürfte doch nicht so leicht gehen,“ lächelte Schmidt. „Indeß Kind, ereifere dich nicht darüber. Der Mann, der mir mein Taschentuch stiehlt, braucht es wahrscheinlich nöthiger als ich, sonst würde er es gewiß nicht thun, und übrigens hast du noch Linnenvorrath genug, um mir neue Tücher machen zu lassen.“

„So! wohl um deinem Spitzbuben immer leichtes Spiel zu verschaffen und noch mehr zuzuwenden!“ eiferte Frau Schmidt. „Nun, daraus wird schon nichts; aber gib Acht, das nächste Mal soll der Lump es nicht sogleich erwischen.“

Und Frau Schmidt hielt Wort.

Denn als des nächsten Sonntags Vormittag Schmidt wie gewöhnlich andächtig der Predigt des Pfarrherrn zu St. Ulrich zuhörte, fühlte er zu wiederholten Malen ein leises Zupfen an seiner Rocktasche, was ihn jedoch nicht bewegen konnte, sich in seiner Andacht stören zu lassen. Als aber das Zupfen heftiger wurde, und der Spitzbube darüber ungeduldig zu werden schien, daß er dießmal einen ganz unerklärlichen Widerstand fand, da wendete Schmidt sich um, sah den Dieb, welcher bei dieser Bewegung erschrocken zurückfuhr, gutmüthig lächelnd an und sprach:

„Lieber Mann! heute wird es wohl nicht gut gehen, denn wahrscheinlich hat meine Frau das Taschentuch fest angenäht. Er hätte mir's aber auch nicht allemal nehmen sollen, das hat Er nicht klug gemacht!“

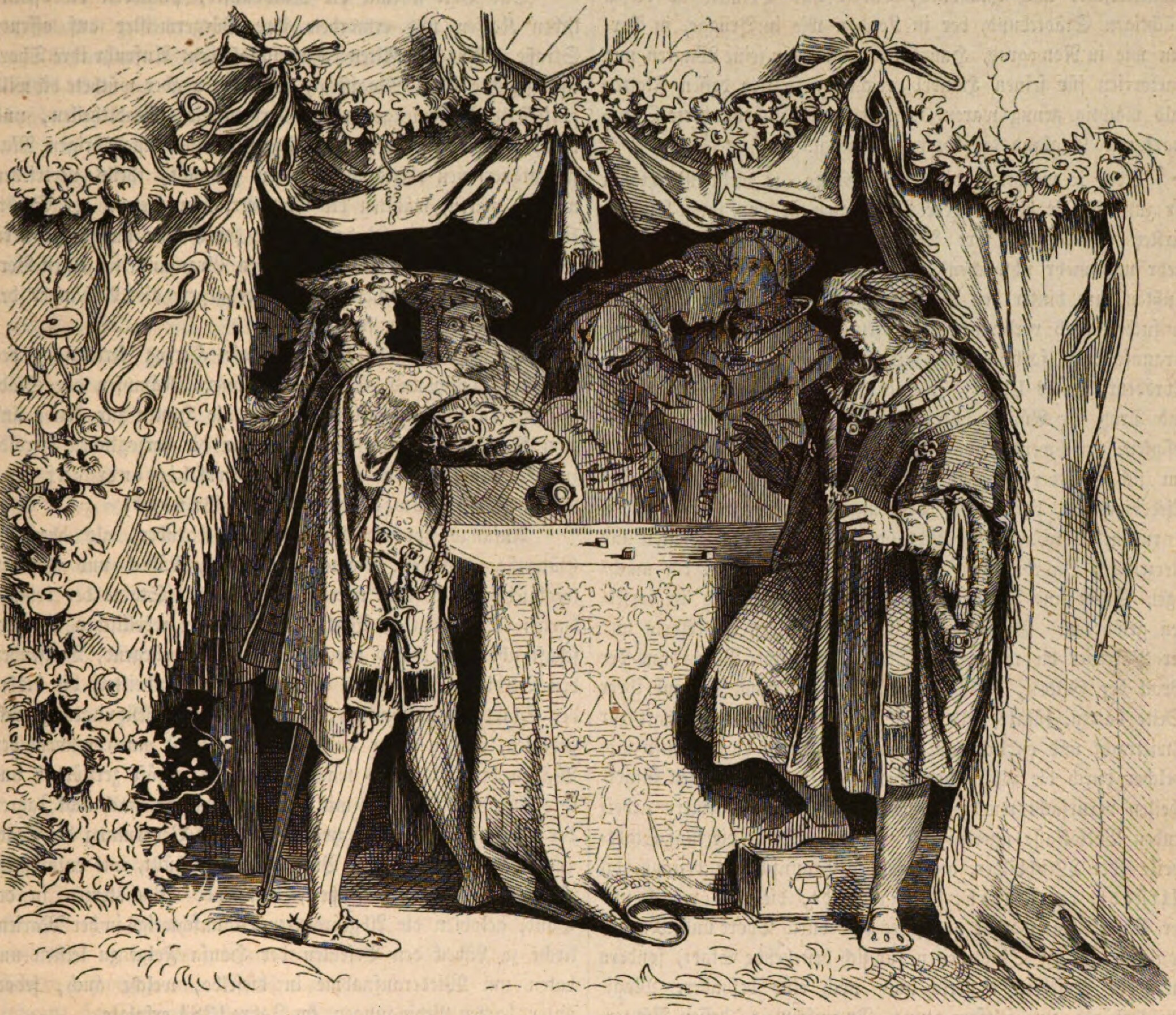
— — „Und du hast den Kerl nicht sogleich festgehalten und arretiren lassen?“ frug staunend Frau Schmidt, als der alte Tabakshändler ihr erzählte, was ihm begegnet war.

„I bewahre Kind!“ entgegnete dieser ruhig. „Das hätte ja den Gottesdienst gestört!“

Ed. Gottwald.

Das Groelfest zu Braunschweig im Jahre 1481.

Von Ed. Gottwald.



Es erzählen die Chroniken gar viel aus früheren Jahrhunderten von der deutschen Städte Macht und Reichthum, von ihrem Kunstfleiß und blühendem Handel, von ihren blutigen Kämpfen mit Kaiser und Fürsten, mit Bischöfen und Rittern, sowie von ihren seltsamen Festen und eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen. Unter allen diesen Städten, die einst mächtig und reich, siegreich oft aus mancher Feldschlacht hervorgegangen sind und Festlichkeiten ganz besonderer Art gefeiert haben, nimmt Braunschweig von Anfang des dreizehnten bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts als Hansa= und freie Reichsstadt nicht die unterste Stufe ein, und gewiß wird es hier den Lesern nicht unwillkommen sein, wenn einer auf geschichtlichen Ereignissen längst entschwundener Zeiten beruhenden Erzählung, auch eine kurze geschichtliche Einleitung vorhergeht.

Der kriegerische Geist, welchen Herzog Heinrich der Löwe während seiner Regierung vom Jahre 1142 bis 1195 den Bürgern Braunschweigs eingeflößt, die Mittel, welche er denselben zu deren Selbstvertheidigung gewährt hatte, waren die Grundlage geworden, auf welche gestützt, sich schnell und kräftig im Innern der Stadt eine bewaffnete Macht gebildet, die den Nachkommen jenes großen Welfenherzogs gar viel zu schaffen machte, und so manchen der Fürsten Braunschweigs nöthigte, den Thron und das Land seiner Ahnen zu verlassen, besiegt und vertrieben von den Bürgern der Hauptstadt. — Von Herzog Albrecht dem Großen an, der nach dem Tode seines Vaters, Otto des Kindes, die Regierung im Jahre 1252 übernommen hatte, bis zum Jahre 1680, wo es Herzog Rudolph gelungen war, die Macht des herrschsüchtigen Magistrats zu brechen, hatten nur wenige Herzoge regiert, die nicht mit der Stadt Braunschweig in blutige Händel verwickelt gewesen wären, aus denen die Letztere größtentheils durch immer wichtigere Privilegien bereichert, siegreich hervorging.

Die Quelle des Reichthums und der Macht dieser Stadt war ihr Handel, denn schon im Jahre 1199 schenkte Kaiser

Otto der Vierte derselben die Zollfreiheit durch's ganze deutsche Reich, und als durch die Bedrückungen des Dänenkönigs Woldemar der Hansabund entstand, trat Braunschweig als vierte Quartierstadt nach Hamburg, Lübeck und Bremen in diesen mächtigen Städtebund, der in London wie in Brügge, in Bergen wie in Nowogrod, Hauptniederlagen für seine Waaren und Factoreien für seinen Handel errichtete, so wie dessen Flotten bald mächtig genug waren, im vierzehnten Jahrhunderte Dänemark und England die Spitze zu bieten.

Aber je mächtiger die Stadt wurde, je mehr Reichthum ihr zuwuchs, je bedeutendere Privilegien sie von ihren Landesfürsten erhielt, die ihre Macht durch Ländertheilung immer mehr und mehr schwächend, oft die theuersten Opfer bringen mußten, um hinter den Wällen und Thoren der Stadt Schutz zu suchen nach verlorenen Kämpfen, in denen die Herzoge von Braunschweig fortwährend mit den Fürsten und Bischöfen Norddeutschlands lebten, je mehr nahm auch der Uebermuth und Trotz der Bürger überhand, je mehr griff rohe Sittenlosigkeit, verschwenderische Prunksucht und wilde Ausschweifung um sich. Ueber hundert der reichsten adeligen Geschlechter Niedersachsens hatten bei den ununterbrochenen kriegerischen Unruhen, in welchen Deutschland während des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts lebte, Schutz gesucht bei der mächtigen Stadt und waren als Verbündete einheimisch in derselben geworden. Bald waren in den Händen des Adels und der Patrizier die wichtigsten Stellen städtischer Macht und der Groll der Gilden, welche die unteren Volksmassen auf ihrer Seite hatten, führte bald zwischen Rath und Bürgerschaft zur Zwietracht und endlich zum offenen Aufruhr, da der Aufwand, welcher durch die zahlreichen Herrscher in den einzelnen Stadttheilen verursacht wurde, den Gewerken und der ärmern arbeitenden Volksklasse unerträglich wurde. — Denn die fünf Stadttheile oder Weichbilder, aus welchen Braunschweig bestand, die Altstadt, der Hagen, die Neustadt, die Altewieck und der Sack, waren nicht nur jedes eine durch Thore und Mauern von den andern Stadttheilen für sich bestehende Stadt, sondern in jeder derselben regierte auch noch eine besondere Magistratsbehörde, und seltsam genug, Braunschweig, dessen Bürgerschaft der Herrschaft ihrer rechtmäßigen Herzoge sich zu entziehen suchte, ertrug zwei Jahrhunderte hindurch die Willkührherrschaft von fünfunddreißig zu gleicher Zeit regierenden städtischen Machthabern. Einundzwanzig Bürgermeister regierten oft zu gleicher Zeit in den verschiedenen Weichbildern, von welchen jedes einen Oberbürgermeister und drei bis vier Unterbürgermeister hatte*), deren einander feindlich gegenüber stehende Parteien sich in Prunksucht und roher Ausschweifung zu überbieten suchten. Ja es ging so weit, daß die Adel- und Patrizierpartei der Altstadt den übrigen Bewohnern der andern Stadttheile das Tragen von goldenem Geschmeide untersagte und dieß Recht für sich allein in Anspruch nahm, wodurch die Parteien der Gold- und Silberringe entstanden, welche lange Jahre hindurch sich gegenseitig anfeindeten. Als jedoch im Jahre 1374 der gesammte Magistrat eine neue Auflage ausschreiben wollte, um die erschöpfte Stadtkasse zu füllen, da kam der Aufruhr zum wildesten Ausbruche.

*) S. Ribbentrop, Geschichte von Braunschweig Bd. I. S. CVII., sowie Braunschweig'sche Händel Thl. I. S. 90.

Das Volk stürmte die Rathhäuser, plünderte die öffentlichen Kassen und ermordete ihre Bürgermeister auf offener Straße. Nur die Altewieck verschloß dem Aufruhr ihre Thore und schützte ihren Magistrat, desto ärger aber wüthete die wild entfesselte Volksmenge in den übrigen vier Stadttheilen, und nachdem die dem Adel- oder Patrizierstande angehörigen Magistratspersonen theils um's Leben gebracht, theils vertrieben worden waren, wählten die Empörer, nun Herren der Stadt, einen neuen Rath aus dem Kreise der Gilden und der untern Volksschicht, unter den empörendsten Grausamkeiten einen Verfolgungskrieg im Innern der Stadt gegen die Anhänger der früheren Machthaber fortsetzend.

Vergebens suchte der machtlose Herzog Friedrich, des Magnus Torquatus Sohn, den innern Kämpfen der Stadt Einhalt zu thun, vergebens mahnte die Hansa zur Ruhe und zum Vergleich. Mit Hohn trieb man die herzoglichen Herolde zurück, die Hansa aber trat entschiedener auf und warf Braunschweig aus ihrem Bunde.*)

Anfangs spottete Braunschweig darüber, als aber die Güterzüge aus den Städten Hamburg, Lübeck und Bremen wegblieben, als alle übrigen befreundeten Städte der benachbarten Staaten ihre Verbindung mit der rebellischen Bürgerschaft abbrachen, und der Handel darniederliegend, Tausenden den Verdienst raubte, als die zahlreichen Raubritter, die bisher der Stadt Braunschweig Macht von deren Besitzungen zurückgehalten, immer näher und näher plündernd und brennend den Wällen der Stadt sich wagten, ihre Meierhöfe zerstörten und ihre Bürger als Geißeln mit fortschleppten, da, nach acht Jahren der blutigsten Anarchie, zwang Noth und Verarmung die Stadt zur Nachgiebigkeit. In Bußgewänder gehüllt, mit entblößtem Haupte und nackten Füßen, brennende Wachskerzen in der Hand, gelobten die Abgeordneten Braunschweigs in der Marienkirche zu Lübeck den Befehlen der Hansa Folge zu leisten und baten um Wiederaufnahme in dieselbe, welche auch, jedoch unter harten Bedingungen, im Jahre 1384 erfolgte.

Während dieser Unglücksjahre hatte sich im Innern der Stadt zum Schutze gegen deren äußere Feinde eine Partei gebildet, welche den Namen der Lilien-Vente*) führte, und aus vierhundert wohlgerüsteten Reitern, sowie aus 3000 Mann Armbrustschützen und Lanzenträgern bestand; ihr hatten sich die mächtigsten Familien angeschlossen und die regierenden Herren der Stadt den Oberbefehl über diese bewaffnete Macht übernommen.

Dieser Lilien-Vente verdankte es Braunschweig, daß es bei seiner inneren Zerrissenheit und von der Hansa verlassen, nicht eine Beute seiner zahlreichen Feinde geworden war, denn tapfer und mit Glück kämpfte diese waffengeübte Schaar für die Sicherheit der Stadt sowohl, als auch zu wiederholten Malen in Verbindung mit des Herzogs Kriegsheeren gegen dessen Feinde und erwarb dadurch Ruhm und neue Privilegien,

*) Im Jahre 1376.

*) Ein Vent hieß damals ein junger Kämpfer. — Dieser Bund führte als Wappen eine Lilie zwischen zwei Löwen.

während Braunschweig diesem Bündnisse, im Jahre 1380, die Entstehung seines Bürgerscheibenschießens verdankt.

Aber kaum wieder im Bunde der Hansa, so wuchs auch der alte Stolz und Uebermuth der Stadt. Nicht genug, Hansastadt zu sein, drangen die städtischen Machthaber so lange mit Bitten und Geschenken in den Kaiser, bis dieser im Jahre 1402 nicht nur alle ihre Privilegien und Freiheiten von Neuem bestätigte, sondern Braunschweig auch in demselben Jahre zur freien Reichsstadt erhob.

Die nach Beilegung der inneren Zwistigkeiten versöhnten Parteien begannen ihre Feindseligkeiten von Neuem. Sittenlosigkeit und wilde Ausschweifungen, Prunksucht und üppiges Großthun, verbunden mit plumper Rohheit, nahmen von Tag zu Tag immer mehr wieder überhand, so wie freche Verletzung religiöser Sitten und Gebräuche. Letzteres machte sich am ärgsten während der Feste zu Ehren des heiligen Autors, des Schutzpatrons Braunschweigs bemerkbar, so wie während der Dauer des Groelfestes, welches alle sieben Jahre, mit einem Markte verbunden, vor dem Fallersleben'schen und Altensteinthore gehalten wurde. Hier tobte und ras'te der Edelmann mit Bürgern und Bauern in Gemeinschaft in tollster Ausgelassenheit, und von nah und fern zogen Grafen und Fürsten zu diesem eben so berühmten als berüchtigten Feste, welches im Jahre 1481 in Folge der immer mehr dabei überhandnehmenden Ausschweifungen und blutigen Raufereien, vom Magistrate der Stadt für immer verboten wurde, und aus welchem die nachfolgende Erzählung eine Scene liefern soll, deren geschichtliche Wahrheit in den Annalen Braunschweigs bestätigt zu finden ist.

So trübe und kriegerisch es auch am politischen Himmel Deutschlands in Jahre 1481 aussah, so heiter und friedlich schien es während der letzten Tage des Monat Juni desselben Jahres, in der damals so stolzen und mächtigen, freien Reichs= und Hansestadt Braunschweig auszusehen, denn während weit umher im heiligen, römischen Reiche Kaiser, Churfürsten, Herzoge und Bischöfe in blutiger Fehde lebten, ererfreute sich seltsamer Weise die Stadt Braunschweig seit längerer Zeit der Ruhe und des Friedens, denn Herzog Wilhelm der Zweite von Braunschweig hatte nach einer gegen die Stadt verlornen Schlacht es vorgezogen, das mächtige Braunschweig, was nicht zu unterjochen war, zum Verbündeten zu haben, statt in Fehde mit demselben zu leben, und ein neuer Huldbrief dieses Fürsten hatte dessen Hauptstadt wiederum mit Privilegien bereichert. Ein mehr als gewöhnlich fröhliches Lärmen und wildes, lustiges Treiben herrschte während der letzten Junitage in den Straßen der Stadt, denn die Glocken des ehrwürdigen St. Blasiusdoms verkündeten den Beginn des Groelfestes, welchem, obgleich es nichts als ein Fest der eitelsten Weltlust war, den Sitten der damaligen Zeit angemessen, die kirchliche Weihe nicht fehlen durfte. Zu allen Thoren der Stadt strömten die Schaaren der Gäste von nah und fern herbei, Fürsten und Grafen, mit glänzendem Gefolge im reichsten Festtagsschmuck, Ritter und Knappen, gerüstet wie zur wildesten Fehde, durchzogen die Straßen, in welchen des Volkes bunte Massen auf und nieder wogten. In der schwarzen Amtstracht mit den goldenen Ehrenketten prunkend, stolzirten die Patrizier der Stadt, während von den Balkonen der Häuser des Adels und der vornehmsten Bürger, die Jungfrauen und Frauen, in Sammet und Seide gekleidet, den Vorübergehenden sich zeigten. Nicht Raum mehr hatten fast die zahlreichen Edelhöfe und Herbergen der Stadt für Mann und Roß, und mit finstern Blicken verfolgten die in allen Quartieren aufgestellten Abtheilungen der Lilien=Vente, so manchen der gefürchtetsten Raubritter, welcher heute und während des Groelfestes es wagen durfte, ungefährdet im städtischen Gebiete sich zu zeigen.

Vom Rathhause der Altstadt her aber bewegte sich der Zug der Gilden mit ihren Fahnen und Insignien, eine starke Abtheilung städtischer Armbrustschützen als Ehrenwache dem Zuge voranschreitend, nach dem St. Blasiusdom sich begebend, um von da hinauszuziehen das Groelfest zu eröffnen, mit welchem zugleich ein Markt verbunden war, der am Besten Zeugniß gab von dem damals so blühenden Handel der Stadt, denn was nur irgend die Länder der bekannten Welt zu erzeugen und zu produciren vermochten, war hier in reicher Auswahl zu finden. —

Während der Strom des Volkes dem Zuge der Gilden folgte, welchen eine Abtheilung Büchsenschützen schloß, und es leerer wurde auf den öffentlichen Plätzen und Straßen der Stadt, nahete sich ein junger Rittersmann dem Eingange einer kleinen Kapelle, welche damals auf dem Friedhofe der Martinikirche stand, und vor welcher ein alter Franziskanermönch von ehrwürdigem Ansehen auf und nieder ging. Die mit Staub bedeckte Rüstung des Ritters ließ vermuthen, daß derselbe nicht lange erst angekommen sein konnte, so wie der Schaum, der das Gebiß und den Bug seines Rosses bedeckte, welches am Thore des Friedhofes zwei Knappen zu bändigen Mühe hatten, bewies, daß er in langsamem Ritte nicht angekommen war. Sobald der Ritter den Franziskaner erblickte, blieb er einen Augenblick wie freudig überrascht stehen, und folgte dann demselben schnell in das Innere der Kapelle, an deren Altar außer der ewigen Lampe zwei Kerzen brannten, die ein mattes, schwankendes Dämmerungslicht auf das einfache, schmucklose Innere derselben warfen. Bei seinem Eintritt erhob sich von den Stufen des Altars eine junge Dame in der damaligen Tracht der Edelfräuleins und ging dem Ritter einige Schritte entgegen, der mit dem freudigen Ausrufe: „Margaretha!" auf diese zueilte und die Jungfrau innig und fest an seine Brust drückte, während der Franziskaner in einen Seitengang der Kapelle zurücktrat.

Nachdem sich die Jungfrau einen kurzen Augenblick des wonnigen Gefühls überlassen, mit welchem das Wiedersehen die Herzen der Liebenden durchströmt, entwand sie sich sanft den Armen des Ritters.

„Wohl ziemt es der Jungfrau nicht," begann die Dame, aus deren Antlitz zarte Jugendfrische und blendende Schönheit sprach, mit fast wehmüthigem Ernste, „daß sie den Geliebten aufsuchen läßt und bestellt zum Gespräch unter vier Augen, aber das Dringende der Angelegenheit selbst, die Heiligkeit des Ortes, wo wir uns befinden, mein Erich, und die Gegenwart des würdigen Paters Anselm, der um unsere Liebe weiß, und mir väterlicher Lehrer und Freund stets gewesen, bürgt mir,

daß Ihr verzeiht, wenn die schüchterne Jungfrau gewagt, Euch zu sich zu entbieten!"

„Ich soll Euch verzeihen, da Ihr mir des Lebens höchstes Glück gewährt!" rief liebetrunken der junge Ritter und küßte die Jungfrau auf Stirn und Lippen. „Euch verzeihen!" fuhr er lächelnd fort, „daß ich Euch wiedersehen darf? Ihr, die Ihr so rein und makellos in meinem Herzen lebt, so, daß wo ich Euch auch fände, nirgend je ein trüber Schimmer auf Euch haften könnte! Aber wahrlich zur guten Stunde traf mich Euer Bote beim Eintritt in die Stadt, denn nicht schwerer mag es sein, in Rom beim Allerheiligenfest sich zu treffen, als heute hier in diesem trotzigen Krämerneste."

„Und wohl ist es die höchste Zeit, daß wir uns gefunden," entgegnete die Jungfrau. „Mein Oheim," fuhr sie seufzend fort, „kann jede Stunde zurückkehren vom Hoflager des Erzbischofs zu Bremen, wohin ihn die Stadt Braunschweig gesendet, und dann würde ich Euch vielleicht auf lange lange Zeit nicht wiedersehen können, denn er will von Eurer Werbung um meine Hand nichts wissen und hat Euch den Tod geschworen, mich aber will er zu seiner Schwester nach Münster bringen, wo diese Aebtissin ist im Kloster der Cisterzienser=Nonnen."

Da zog ein finsterer Schatten über das männlich schöne Antlitz des jungen Ritters; einen prüfenden Blick warf er auf die Jungfrau, die mit liebendem Bangen zu ihm aufblickte. „Und welchen Grund hat Euer Oheim, mir Euere Hand zu versagen?" frug er finster.

„Ihr habt in der letzten Fehde denen von Eimbeck geholfen und Euer Schwert hat seinen Neffen kampfunfähig gemacht für immer," bemerkte mit fast verlegener Stimme die junge Dame.

„Daß ich den Eimbeckern geholfen, war ich ihnen schuldig als Lehnsherr," erwiederte stolz der junge Mann, „denn Eimbeck ist seit uralten Zeiten denen von Estorff tributpflichtig, und muß Sölbner stellen, wenn ich Fehde führe, so wie ich der Stadt helfen muß, wenn ihre Freiheit in Gefahr, und daß ich seinen Neffen niedergeworfen im Kampfe, nun, das ist des Kriegsspiels launiger Zufall, denn eben so leicht konnte auch ich in Eueres Oheims Hände fallen, der mich gewiß nicht ohne Lösegeld würde frei gelassen haben, wie ich diesen Fant von Neffen, der seinen rechten Arm auf dem Kampfplatz lassen mußte."

„O er hätte Euch nimmer wieder frei gelassen," rief mit dem Tone liebevollen Bangens die Jungfrau; „denn noch in der letzten Stunde seines Hierseins, als er mich dem Schutze der Frau von Sierstorf anvertraute, war ein Fluch gegen Euch der Abschiedsgruß, den er mir gab vor seinem Austritt."

„Margaretha!" begann der Ritter und schlang von Neuem seinen Arm um den Nacken des holden Mädchens, aus deren Blicken innige Liebe und zärtliche Besorgniß für ihn unverkennbar sprach; „als ich auf dem Turnier von Blankenburg vor nun fast einem Jahre den ersten Preis gewann und Euere Hand es war, die mir den Siegerkranz reichte, da schwur ich im Stillen, daß Ihr es sein solltet, die ich einst als mein ehelich Gemahl heimführen wollte auf die Burg meiner Väter. Noch hat kein Estorff seinen Schwur gebrochen und bei dem Blute meiner Ahnen, deren unbeflecktes Wappen ich rein erhalten werde, ich werde der erste nicht sein, der an sich meineidig wird. Will Euer Oheim, der mich hasset, in Güte mir Euch nicht zum Weibe geben, nun wohlan, so werde ich mit Gewalt Euch befreien aus der schmachvollen Unterthänigkeit, in welcher er Euch gefangen hält, nicht wie Euer Oheim, sondern wie Euer Kerkermeister.

„Erich!" rief erschrocken die Jungfrau und streckte, wie abwehrend, die Hand gegen den Geliebten. „Nur keine neue Gewaltthat. Ihr wißt, wie wahr und innig ich Euch liebe und diese Liebe werde ich Euch bewahren selbst hinter Klostermauern. Ueberlaßt dem Himmel unser Schicksal, ich hoffe, er wird es zum Guten lenken auch gegen unserer Feinde Willen."

„Frommes, gutes Kind!" sprach gerührt der Ritter, die Geliebte zärtlich an sein Herz drückend. „Ja, auch ich hoffe, daß keine Macht der Erde uns trennen soll, aber vor Allem ist es meine heiligste Pflicht, Euch, die Ihr schutzlos und allein steht, preisgegeben der Tyrannei eines verhaßten Oheims, zu retten aus seinen Händen; und da Ihr selbst das süße Geständniß Euerer Liebe zu mir wiederholt ausgesprochen hier an heiliger Stätte, was könnte da noch mich abhalten, Euch zu erringen, sei es durch Güte oder mit dem Schwerte."

„Ein halbes Jahr noch, und ich bin Herrin über meine Hand," flüsterte erröthend die Jungfrau, „und diese werde ich mit freudigem Stolz Euch reichen, da ja schon längst mein Herz in Eurer Gewalt; bis dahin aber haltet aus in Geduld, und sollte mir Verderben drohen, dann wird Pater Anselm, der wie ein Vater mich liebt, Euch Kunde bringen zu jeder Stunde."

„Man kommt! Ihr müßt Euch trennen!" ertönte jetzt die Stimme des Mönchs.

„Und wann sehe ich Euch wieder?" frug der Ritter, die Jungfrau festhaltend, welche ihre innere Aufregung bergen wollte durch schnelles Scheiden.

„Beim Groelspiel!" entgegnete sie verlegen. „Man hat mich gewählt, unter den Jungfrauen zu sitzen, die den Spielern die Glückswürfel reichen sollen, und obgleich ich mich dagegen gesträubt, so muß ich mich dennoch fügen zu Ehren der Stadt, die stolz aufrecht erhält, was sie als Recht und Freiheit besitzt, und keine ihrer Töchter darf es ablehnen, wenn solche Wahl sie trifft."

„Nun denn, beim Glücksspiel auf Wiedersehen!" rief der junge Ritter und drückte einen langen Kuß auf die Lippen der scheidenden Jungfrau, die dem Mönche durch einen Seitengang der Kapelle folgend, seinen Blicken entschwand, und voll ernsten Sinnens sein Roß besteigend, sprengte bald darauf der Ritter mit seinem Gefolge der nächsten Herberge zu.

Nicht auf der Masch vor dem Petrithore, wo Braunschweig jetzt noch jährlich sein Schützenfest feiert, sondern auf der damals öden und weiten Fläche vor dem Fallersleben= und Altensteinthore, welche dem Charakter des nahen Haidelandes ähnlich, und in deren Mittelpunkt der sogenannte Lindenberg sich erhob, breiteten sich unter dem Schutze der wohlbewachten Wälle und städtischen Außenwerke die langen Reihen der Verkaufsbuden des Groelmarktes aus, umringt von Trinkzelten

und Baracken, in welchen, dem Geschmack der damaligen Zeit angemessen, der tollste Mummenschanz zur Belustigung der niederen Volksmassen getrieben wurde, während rechts und links die Würfel in den Händen berauschter Zecher klapperten, oder auf den Rennbahnen und Turnierplätzen des Groelfestes die neugierige Menge dem Wettkampf der Ritter und Patrizier zuschaute, der gar oft in die blutigsten Raufereien ausartete. — Hoch aber über die Zelt- und Bretterstadt erhoben sich nahe des stattlichen Schießhauses, von wo her von Zeit zu Zeit das Knallen der Kugelbüchsen und Rasseln der Trommeln ertönte, die Gezelte der regierenden Bürgermeister der fünf städtischen Weichbilde, festlich geschmückt mit Fahnen und Wappen in den Farben der Stadt und des Hansabundes. — Hier saßen im Feststaate die Mitglieder des Magistrats, die Bau- und Zinseherren, die Zugeschwornen und Küchenräthe, sowie die Vorstände der Gilden, umstarrt von steifen Halskrausen und mit goldenen Ehrenketten geschmückt und ihre Frauen und Jungfrauen wetteiferten in eitler Prunksucht mit den Damen des der Stadt befreundeten Adels und dessen ritterlichen Gästen. Starke Abtheilungen städtischer Söldner trennten diesen Theil der Zelte von dem wilden lärmenden Treiben des Marktviertels und der Zechbuden, wohin von Zeit zu Zeit eine Schaar Bewaffneter unter Anführung eines Rathsherrn sich verfügte, um entstandenen Tumult zu stillen und Gebrauch von den Waffen zu machen, wo Raufbolde, Spieler und Zecher im blutigen Handgemenge begriffen.

Am stärksten aber war der Andrang des Volkes vor den Schranken, mit welchen der Lindenberg umschlossen war, an deren Eingängen Abtheilungen der Lilienvente im reichsten Waffenschmucke aufgestellt waren. Dort auf dem Plateau dieses mit dem Namen eines Berges bezeichneten Hügels prangten im Halbzirkel fünf Zelte aus seidenen Stoffen in den Farben der fünf Weichbilde. Der reichste Blumenflor des Brachmonats umblühte und umrankte diese Zelte vor welchen junge Patrizier im Feststaat als Ehrenwache standen. Dahin blickte neugierig die Masse des Volkes, und sobald irgend ein reicher Bürger oder Rittersmann in eines dieser Zelte getreten war, wartete Alles mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, bis der Eingetretene sich wieder entfernte, und zum großen Theil traf es sich, daß Mancher, der im kecken Uebermuth dort angelangt war, bleich und verstört zurückkehrte, oder wohl gar unter Bedeckung der bewaffneten Macht fortgebracht wurde, um bei Wasser und Brod im städtischen Schuldthurm Quartier zu erhalten. Dann tönte der Hohn des Volkes dem Getäuschten unter rohem Gelächter nach, so wie der lärmendste Jubel denjenigen empfing, welchem dort das schwankende Glück sich günstig bewiesen. — Denn in jedem dieser Zelte saßen zwei der vornehmsten und schönsten der Frauen oder Jungfrauen des Weichbildes, dessen Farbe das Zelt führte, auf vergoldeten und mit Sammet überzogenen Stühlen, vor ihnen ein reich verzierter, kunstvoll gearbeiteter Tisch, auf welchem ein Bretspiel befindlich, nebst drei elfenbeinernen Würfeln in einem silbernen Becher, und jedem Frauenpaar war ein alter Rathsherr beigegeben, um streng zu achten auf den Gang des größten aller Hazardspiele, welches hier getrieben wurde, und bei welchem die Stadt mit all ihrem Reichthum und Privilegien Bank hielt. Hier konnte, wer nur wollte, würfeln um das Amt eines regierenden Bürgermeisters Braunschweigs oder um die Stelle eines Thorwärters, um das Rathhaus der Altstadt oder um die Marktbude eines Krämers, um eine Million Gulden oder um einen Rausch in Malvasier oder Mummebier; sobald der Spieler den Einsatz leisten konnte, welchen der Rathsherr im Namen der Stadt dafür verlangte, so mußte der Gewinn ihm werden, denn dafür bürgte Braunschweig mit all seiner Macht und seinem Reichthum. Wohl war es vorgekommen, daß Witzbolde um Jungfrauenmilch und Mückentalg zu würfeln verlangt hatten, und die Stadt hatte den Waghälsen Entschädigung zahlen müssen, weil beides nicht zu schaffen gewesen, obgleich man die ersteren versucht hatte zu bereiten mit Hülfe der Apotheken.*)

In einem der Zelte, nahe der Barrieren des Groelspiels, mit der unbegrenzten Aussicht auf das Plateau des Lindenberges, bestimmt die adeligen Gäste der Stadt aufzunehmen, war eine starke Schaar junger Ritter versammelt, deren Schärpen und Federn auf Helm oder Barett verkündeten, daß sie theils dem Bisthum Hildesheim, theils dem Herzogthum Lüneburg angehörten. Ohne auf das Treiben beim Groelspiel viel zu achten, saßen dieselben in Gruppen vertheilt, theils zechend, theils spielend; nur einer derselben, in reich verzierter Festrüstung, dem alle übrigen mit hoher Achtung begegneten, stand mit verschränkten Armen am Eingang des Zeltes, ohne an dem lustigen Treiben seiner Gefährten Theil zu nehmen. Es war derselbe Ritter, der in der Kapelle auf dem Martinifriedhofe mit dem Fräulein von Kalm zusammengetroffen war, und dessen Mund ein kalter, feindlicher Zug spöttischen Grimmes und verletzten Stolzes umzuckte, sobald seine Blicke auf dem Schauplatze des tollen Spieles weilten, während von Zeit zu Zeit das rohe Gelächter oder der wilde Jubelruf des Volkes zu seinen Ohren drang.

Wieder verkündete das Hohngeschrei der Menge die Entfernung eines getäuschten Spielers, als Hennig von Lebbinghausen, regierender Bürgermeister der Altstadt, in das Zelt trat.

„Wollt Ihr zum Groelspiel, Graf von Estorf?" begann der Eintretende sich ehrerbietig vor dem Ritter verneigend, welcher eben das Zelt verlassen wollte. „Wahrlich!" fügte er mit stolzem Lächeln hinzu: „die Stadt Braunschweig würde es sich zur hohen Ehre rechnen, gegen Euch in Verlust zu sein, obgleich heute das Glück unserer Stadt absonderlich günstig ist."

„Wer weiß, Herr Bürgermeister, was Euch der heutige Tag noch bringen kann," entgegnete der Angeredete mit kaltem Spott. „Darum pocht nicht zu fest auf Euer Glück, denn fast könnte ich Lust bekommen, zu versuchen, ob Euch Fortuna nicht untreu werden sollte."

Der Bürgermeister, aufmerksam gemacht durch den seltsamen Ton in welchem der Graf gesprochen, warf einen forschenden Blick auf denselben, als wolle er sich überzeugen, ob es ihm ernst sei mit diesem Begehren, während ein älterer Ritter sich zum Bürgermeister wendete, und fast mürrisch ausrief: „Es läuft manch seltsam Gerücht von Eures Groelfestes wilden Spuck und Mummenschanz im deutschen Lande umher,

*) S. Ribbentrop's Geschichte von Braunschweig Thl. I. S. CX. und Lachmanns Chronik von Braunschweig S. 94.

aber hätte ich nicht mit eignen Augen mich überzeugt, was hier Alles getrieben wird unter dem Schutze der Stadt, ich hätte nimmer geglaubt, daß es möglich sei, derartiges Unwesen zu gestatten, und dazu rechne ich vor Allem Euer wahnwitziges Würfelspiel, wo ein einziger Wurf den reichsten Gaugraf zum ärmsten Bettler machen kann."

„Ihr nennt es einen Spuk und Mummenschanz, welchen die Stadt treiben läßt, Ritter von Steinberg," entgegnete verletzt der Bürgermeister, „aber vergeßt nicht, daß Braunschweig seit Jahrhunderten alte Sitte und Gebrauch, Freiheit und Recht, ob auch so mancher Auswuchs daran haften mag, fest gehalten männiglich gegen Kaiser und Reich, und daß es wohl im ganzen römischen Reiche kein Fest geben wird, welches mit seinen Freiheiten und Rechten gleichen mag den Festen des heiligen Autor, sowie dem Groelfeste in unserer Stadt, und" fügte er mit gleichgültig vornehmem Dünkel hinzu, während er die Glieder der goldenen Ehrenkette spielend durch seine Finger laufen ließ: „was das hohe Spiel betrifft, so bringt auch nur fein in Anschlag, daß nicht wir es sind, die zu hohem Einsatz auffordern, sondern die Gewinnsucht tollkühner Waghälse, die das oft Unerreichbare von der Stadt zu erwürfeln hoffen, und während wir mit Aufopferung manch' theurer Rechte den glücklichen Spieler ausgezahlt, sitzt mancher Edelmann und Patrizier im städtischen Schuldthurm nach gethanem Fehlwurf, der den Einsatz nicht hat leisten können, den er gelobt."

„Und was ist wohl das Höchste, um welches man bei Euch würfeln kann, und wo die Grenze dieses Spiels?" frug sinnend Graf Estorff.

„Das Höchste!?" entgegnete lächelnd der Bürgermeister, „je nun, das möchte wohl nach dem Begriff des Spielers sich richten, der vermeint um das Höchste zu würfeln. Wollt Ihr z. B. ein Fürstenthum gewinnen und Ihr setzt gleichen Preis dagegen und gewinnt, so muß Euch Braunschweig es schaffen; wollt Ihr um des Kaisers Bart würfeln, und Ihr leistet den Einsatz dafür, den man Euch abverlangt, und Ihr gewinnt, so muß des Kaisers Bart Euch werden und sollten wir all' uns're Privilegien und Freiheiten daran wagen, um die leeren Säckel der kaiserlichen Schatzkammer zu füllen; — aber wohlverstanden, Ihr seid nur dann im Gewinn, wenn Ihr auf einen Wurf mit drei Würfeln gleiche Zahl auf jeden Würfel trefft."

„Dann hat die Stadt wohl immer gewonnen," bemerkte spöttelnd der Graf, und gürtete sein Schwert, welches mehr zum Putz als zur Vertheidigung in kostbarer Scheide an reich geschmücktem Wehrgehänge zu seiner Linken hing, sich fester.

„Nicht immer," entgegnete in Eifer gerathend der Bürgermeister. „Wir haben dem Grafen von Hoya Hunderttausende von Goldgulden auszahlen müssen, für zwei seiner festesten Burgen, die er auf einen Wurf gesetzt, sowie wir dem Ritter von Spörk den Rittersitz Langlingen an der Aller mit Gewalt verschaffen mußten, um den er geworfen, da durch Goldeswerth er denen von Lüchow nicht feil war; denn Braunschweig muß Alles wagen, und verlöre es sein theuerstes Kleinod beim Groelspiel, es muß geopfert werden, wenn das Glück der Stadt nicht günstig, so will es altes Recht und Sitte."

„Nun denn, wohlan!" rief plötzlich Graf Estorff, und trat, als kämpfe er mit einer innern heftigen Aufregung, einen Schritt zurück, während eine dunkle Gluth Stirn und Wangen ihm färbte: „ich will es versuchen, ob das, was mir in Eurer Stadt als das Höchste und Theuerste gilt, Euch feil ist, und prüfen, ob mir oder Euch Fortuna günstig."

„Und um was wollt Ihr würfeln, was Euch so wichtig wäre?" frug befrembet der Bürgermeister, während die übrigen Ritter sich näher an den Grafen drängten.

„Das sollt Ihr oben beim Groelspiel erfahren," entgegnete Estorff und schickte sich an, das Zelt zu verlassen.

„Estorff, was wollt Ihr wagen?" frug besorgt der ältliche Ritter, dessen Schärpe und Helmfedern den Lehnsmann des Bischofs von Hildesheim kund gaben.

„Nichts weniger und nichts mehr als mich selbst!" rief Estorff entschlossen und durchschritt die neugierige Volksmenge, während staunend und besorgt der Bürgermeister und die Ritter dem rasch Voranschreitenden nach dem Plateau des Lindenbergs folgten.

Hier saß in dem seidenen Zelte, welches in den Farben des Weichbildes der Neustadt prangte, Fräulein Margaretha von Kalm mit der Freifrau von Gustedt, beide im reichsten Festschmuck, und seitwärts der beiden Damen der Rathsherr Lasserte, als Preisrichter des Spiels für das Weichbild der Neustadt. Glühende Röthe überzog das liebliche Antlitz Margarethens, als Graf von Estorff mit dem Bürgermeister von Lebbinghausen sich dem Zelte näherte, aber Todtenblässe wechselte plötzlich mit den Rosen ihrer Wangen, als dieser dem Spieltisch näher trat und eine bange Ahnung schien ihr zu sagen, daß etwas ihr Verderben Drohendes nahe sei.

Nachdem sich der Ritter mit edlem Anstand vor den Damen verbeugt, begann er mit fester ruhiger Stimme: „Ihr Bürgermeister und Rathsherr der Stadt Braunschweig. Man hat mir gesagt, daß man hier würfeln könne um das Theuerste und Kostbarste der Erde, so weit es die Macht und der Reichthum Braunschweigs vermag, dasselbe zu schaffen. — Nun wohl, ich will nicht um das Unmögliche würfeln, sondern um ein Kleinod, in dessen Besitz die Stadt ist, und welches für mich das Höchste und Theuerste ist, was die Erde trägt. Ich, Graf von Estorff, ein freier Rittersmann und der Stadt Braunschweig zur Genüge bekannt, will würfeln um die Hand des Edelfräuleins Margaretha von Kalm!"

Ein Ruf des Entsetzens ertönte aus dem Munde der Frau von Gustedt, während Margaretha, keines Wortes mächtig, ihr Antlitz mit dem Schweißtuche verhüllte. Aber mit ernster Stimme wendete sich der Rathsherr Lasserte zu dem Ritter und sprach: „Es ist zwar nichts in unsern Urkunden und Huldbriefen, so weit solche das Groelspiel betreffen, besonders verklausulirt, was uns ermächtigen könnte, Euch zu verweigern, um die Hand des tugendsamen Fräuleins von Kalm zu würfeln, denn das Spiel ist frei, wohl aber mögt Ihr Herr Graf von Estorff bedenken, was Ihr wagt, denn noch nie, so lange der Groel besteht, ist ein solches Verlangen kund geworden."

„Hier dürfte wohl bei so wunderlicher Wagniß des Fräuleins Oheim, der Feldhauptmann von Grönhagen mit in Frage

kommen, der leider gegenwärtig nicht in Braunschweig anwesend," bemerkte mit verlegener Stimme der Bürgermeister.

„Entschuldigt," entgegnete kalt der Rathsherr, „des Fräuleins Oheim steht im Solde der Stadt und braucht nicht gefragt zu werden, wo es sich um unser freies Recht handelt, da er wie jeder Andere, der Stadt Braunschweig Sitte und Gebrauch sich unterwerfen muß. Wohl aber möchte das Fräulein Margaretha von Kalm selbst zu fragen sein, ob sie als Spielpreis gelten will, da es hier sich um des Leibes und der Seele Wohl und Wehe handelt."

„Diesem Ausspruch unterwerfe ich mich," rief mit freudigem Stolz Graf von Estorff und beugte sein Knie vor der Jungfrau, die unter schweren Athemzügen, den Blick voll inniger Liebe und zärtlicher Angst auf den Geliebten richtete. — „Bestimmt Ihr, holdselige Jungfrau," fuhr der Ritter fort, die zitternde Hand Margarethens ergreifend; „bestimmt Ihr, ob ich zurücktreten oder den Wurf wagen soll um das Höchste und Theuerste, was die Erde mir bieten kann."

Ein banger Seufzer entquoll dem Busen der Jungfrau und als fessele ein böser Traum ihre Sinne, so wehmüthig den Blick auf den Grafen richtend, legte sie schweigend die Hand an die glühende Stirn.

„Entscheidet, Fräulein von Kalm!" mahnte der Rathsherr.

„Ich füge mich der Stadt Rechte und Sitten," hauchte Margaretha und barg schamglühend ihr Antlitz an dem Busen der Frau von Gustedt, die verwundert bald auf die Gefährtin, bald auf den kühnen Spieler schaute.

„Nun denn, Graf von Estorff," begann fast höhnisch der Rathsherr, „da von dieser Seite kein Einwand erfolgt, so laßt hören, was Ihr einsetzen wollt, um zu würfeln um eine der edelsten Töchter der freien Reichs= und Hansestadt Braunschweig!"

„Ich setze ein dagegen, was ich mein nenne an Burgen und Gütern, ich setze ein dagegen das höchste Gut des deutschen Ritters, meinen Adel und meine Freiheit," rief entschlossen Graf Estorff.

„Dieß genügt!" entgegnete kalt der Rathsherr und fuhr dann fort: „Unter dieser Verpflichtung kann ich es verantworten, Euch den Wurf um dieser Jungfrau Hand zu gestatten, sowie Ihr Herr Bürgermeister von Leddinghausen dieß mit auszusprechen habt als Genehmigung."

„Ich habe im Namen der Stadt dagegen nichts einzuwenden," bemerkte dieser und blickte nicht ohne Theilnahme auf den Ritter und auf Margarethen, die den Blick starr auf den verhängnißvollen Spielbecher gerichtet hielt.

„Nun aber merkt wohl auf, edler Graf!" begann der Rathsherr von Neuem; „denn noch ist es Zeit zurück zu treten. Werft Ihr auf einen Wurf den Pasch, so habt Ihr die Jungfrau gewonnen, als Eure Verlobte, und müßt sie heimführen als Euer ehelich Gemahl so schnell als möglich, denn da die Stadt Euch bürgt für den unbefleckten Ruf derselben, darf sie auch nicht dulden, daß sie ohne Euch als erwürfelte Braut in ihren Mauern weilt und vielleicht gar der rohe Scherz des Volkes sich darüber lustig macht. Sie, die jetzt noch als Jungfräulein von Kalm hier sitzt unter den Spenderinnen des Glücks, muß morgen, wenn Ihr gewonnen, als Gräfin von Estorff Euch angetraut sein. Gelobt Ihr dieß?"

„Ich gelobe dieß, so wahr mir Gott helfe!" rief laut und feierlich der Ritter, mit zärtlichen Blicken die Geliebte betrachtend, deren Busen voll innerer stürmischer Aufregung heftig auf und nieder wogte.

„Jetzt zu dem schweren Punkte," fuhr der Rathsherr fort, während ein finsteres Lächeln seinen Mund umspielte. „Werft Ihr den Pasch nicht, so ist Euer jetziges und künftiges Besitzthum an Burgen, Meiereien, Gold und Silber, kurz Alles, was Ihr Euer nennt, verfallen zur Hälfte der Jungfrau, zur Hälfte der Stadt, sowie Ihr Eures Adels, Eurer Rechte und Freiheit verlustig seid, und von Stunde an in den Sold der Stadt tretet als deren Dienstmann. Nur von der Gnade der regierenden Herren derselben wird es dann abhängen, ob sie in späterer Zeit Euch für geleistete Dienste erheben will aus der niederen schmachvollen Stellung, in welche Ihr selbst Euch gebracht, und ob sie Euch Rang und Würden zu Theil werden lassen will nach weisem Ermessen. Ist auch jetzt noch Eure Hand bereit, unter diesen Bedingungen um Fräulein von Kalm zu würfeln?!"

Einen Augenblick zauderte der Ritter und trat unwillkührlich entrüstet zurück, als Lasserte der Gnade der städtischen Machthaber erwähnte, von welcher sein Schicksal abhängig sein sollte, aber bald besann er sich, und ob auch von allen Seiten aus den Kreisen der Ritter, die Neugierde und ernstere Theilnahme an diesem Wagniß vor das offene Spielzelt geführt, wiederholt der Warnungsruf ertönte, zurück zu treten, so kehrte doch bald wieder der kühne Trotz und die gläubige Hoffnung auf sein Glück in die Brust des Grafen zurück; einen Blick auf Margarethen, die jetzt schreckensbleich neben Frau von Gustedt auf deren Schulter gestützt stand, werfend, rief er mit lauter kräftiger Stimme: „Ich bin bereit, mich dem zu unterwerfen, was Ihr im ungünstigen Falle mir verkündet; gebt Euern Becher mir, Fräulein von Kalm, beim St. Georg, der meines Hauses Schutzpatron, was ich hier wage, sei zu unsrem Glück."

Zitternd reichte die Jungfrau den Becher an den Ritter, während ihre Augen in stummem Entsetzen sich abwendeten von dem verhängnißvollen Spielbrette, auf welches jetzt die Würfel hinrollten, die mit fester Hand Graf von Estorff aus dem Becher schleuderte.

„Ha! der Pasch!" rief erschrocken zu gleicher Zeit Rathsherr und Bürgermeister, denn auf jedem der Würfel stand gleiche Zahl, und überwältigt von dem schnellen Wechsel der tiefsten Seelenangst und des fast unglaublichen Glücks, sank Margaretha fast bewußtlos in die Arme der Frau von Gustedt, welche, einen Blick auf das Spielbrett werfend, staunend rief: „Ja, es ist der Jungfrauen=Pasch. Drei Einen stehen oben!"

„Margarethe, nun seid Ihr mein und kein Vormund kann Euch mir versagen," rief im Tone inniger Wonne der Ritter und zog die wieder zur Besinnung gekommene Jungfrau an seine Brust, während die befreundeten Ritter mit Glückwünschen auf ihn einstürmten und die unheimliche Stille, welche während des entscheidenden Augenblicks auf den Massen

des Volkes geruht, in wilden Jubel ausbrach, denn gar bald hatte sich die Kunde von dem seltsamen Verlangen um ein Fräulein von Kalm zu würfeln, durch alle Schichten der Besucher des Groelfestes verbreitet.

Nachdem der erste Rausch der Freude bei dem glücklichen Paare vorüber und der Bürgermeister nebst dem Rathsherrn sich von ihrer Bestürzung erholt, begann der Erstere:

„Graf von Estorff, das Glück hat Euch heute als seinen besondern Günstling bezeichnet. Braunschweig ist stolz darauf, indem es Euch eine seiner tugendsamsten Jungfrauen aus dem edelsten Geschlechte der Stadt übergibt, in Euch einen mächtigen Verbündeten und treuen Freund erworben zu haben. Verlaßt jetzt mit der gewonnenen Braut den Groel, dessen Spielzelte für heute geschlossen werden, und überlaßt die Jungfrau, deren Herz Ihr schon längst gewonnen zu haben scheint, ihrer mütterlichen Freundin, der Frau von Sierstorf, um sich zu erholen von der Aufregung, in welche der schnelle Wechsel des Glücks sie gebracht. Was den Oheim der Jungfrau betrifft, der, wie wir vernommen, Euch tödtlich hasset, so wird es die Stadt übernehmen, dafür zu sorgen, daß sein Groll Euer Glück nicht gefährde. Folgt uns in's Magistratszelt und heute Abend wird Braunschweig Euer Verlobungsfest in den Sälen des Stadthauses mit all' dem Glanz und der Pracht feiern, wie es Eurer würdig ist."

Geleitet von den Frauen von Sierstorf und Gustedt, deren Erstere bei der Kunde des seltsamen Ereignisses nicht ohne Bangen um die ihr anvertraute Jungfrau herbei geeilt war, verließ Margaretha das Plateau des Lindenbergs; unter dem lauten Jubelrufe des Volkes folgte Graf Estorff, von der ihm befreundeten Ritterschaft umgeben, dem Bürgermeister und Rathsherrn in deren Zelt und nicht ohne Neid blickte mancher der jungen reichen Patrizier Braunschweigs auf den kühnen, glücklichen Spieler, der so plötzlich eine der schönsten Jungfrauen der Stadt entführte.

Wenige Stunden darauf schmetterten die Trompeten von der Gallerie des Altstädter Rathhauses, den Beginn des Verlobungsfestes verkündend, welches mit verschwenderischer Pracht die stolze Stadt dem Grafen von Estorff und dem Fräulein Margaretha von Kalm gab, während die Volksmassen, auf den öffentlichen Plätzen durch die Freigebigkeit des Grafen bewirthet, bis zum anbrechenden Morgen in wildem Jubel die Straßen der Stadt durchzogen.

Von zahlreichem Gefolge geleitet verließ den andern Tag der Graf und Margaretha die Stadt, nachdem wenige Stunden vorher in der kleinen Kapelle auf dem Friedhofe der Martinikirche der Franziskanermönch Anselm die Glücklichen auf immer verbunden.

Das Groelfest aber wurde auf Befehl des Magistrats nicht wieder gefeiert; nicht unbedeutende Unruhen, die mit Blutvergießen endeten, folgten kurz nach der Abreise des Grafen Estorff, denn, neidisch über dessen Glück, hatten mehrere der vornehmsten und reichsten Patrizier die rohe Volksmasse gegen die städtischen Machthaber aufgewiegelt. Der festlich geschmückte Markt und die Zeltstadt des Groelfestes waren der Tummelplatz der wildesten Ausschweifungen und roher Gewaltthätigkeiten geworden, und nur mit der äußersten Anstrengung war es der bewaffneten Macht, nach Verlust manches Menschenlebens, möglich geworden, die im offenen Aufruhr wüthende Menge zu bewältigen.

Seine Schützenfeste, welche mit dem Groelfeste zugleich verbunden waren, feiert Braunschweig noch jetzt wie damals, das Groelfest aber, mit seinem alle sieben Jahre wiederkehrenden wilden Treiben und tollen Glücksspielen ist seit 1481 nicht wieder gefeiert worden.

Der Herr von Schlieffen und seine Affen.

Von Karl Lyncker.

So stolzen urkräftigen Wuchses habe ich noch keine Eichen die knorrigen Aeste in die Luft recken, so schlank und blank und glatt noch keine Buchen majestätisch-hohe Schwibbögen über meinem Haupte wölben gesehen, als in dem kleinen Wäldchen, welches zu dem von Schlieffenschen Gute Windhausen, eine Meile ostwärts von Cassel, gehört. Staunen und Bewunderung ergreift den Beschauer vor diesen riesenhaften Werken der schöpferischen Natur, mit ihren kerngesunden, oft zwanzig bis dreißig Fuß im Umfang haltenden Stämmen, über welchen ein prächtiger Astbau sich erhebt und in deren Schatten man unter Blumen und Farrenkräutern, unter Grotten, Einsiedeleien und Denkmälern, sinnig von Menschenhand dahin gebaut, umher wandelt.

Mitten in diesem Walde liegt über dem Gestade eines kleinen See's das nette, seit dem Tode seines Erbauers vereinsamte Schlößchen, dessen Fronte der aufgehenden Sonne zugekehrt ist. Hinter demselben befinden sich die Oekonomiegebäude, ringsum von üppigem Baumschlag eingeschlossen. Man kann nahe an dem Gute vorbei kommen, ohne es zu sehen und aus der Ferne lassen sich die rothen Dächer nur von hohem Standpunkt aus entdecken.

Hier lebte noch vor dreißig, vierzig Jahren in philosophischer Ruhe und Beschaulichkeit der General-Lieutenant und vormalige hessische Staatsminister Martin Ernst von Schlieffen, ein biederer Greis, ein tapferer deutscher Degen, mit ächten Begriffen von Ehre und Recht, einer der Zöglinge und Helden des siebenjährigen Krieges, ein Freund von Kunst und Wissenschaft, selbst phantasiereich, dabei Weltweiser und Sonderling, was Vielen Eins und dasselbe ist. In Pommern im Jahre 1732 geboren, war ihm eine mangelhafte Erziehung und, den Knabenschuhen kaum entwachsen, eine Fahnenjunkerstelle in einem preußischen Regimente zu Theil geworden. Eine langwierige Krankheit, welche ihn nach ein paar Jahren darnieder warf, ließ wahrscheinlich den König an seiner fernern Diensttauglichkeit zweifeln und bestimmte denselben dem Jüngling, statt der erbetenen Verlängerung seines Urlaubs, den Abschied zu geben. Nach wieder erlangter Gesundheit blieb er einige Zeit ohne Beschäftigung, bis der Ausbruch des siebenjährigen Krieges ihn ermuthigte, Friedrich dem Zweiten von Neuem seine Dienste anzubieten. Allein der König mochte ihn nicht und so ging er, mit Empfehlungen des Prinzen Heinrich von Preußen und des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in der Tasche, nach Cassel, wo Landgraf Wilhelm der Achte ihn zum Lieutenant in der in englischem Sold stehenden hessischen Truppenabtheilung machte (1757). In dieser

zeichnete er sich, anfangs unter dem Herzog von Cumberland, dann unter dessen Nachfolger, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, so sehr aus, daß er es binnen fünf Jahren bis zum Obersten brachte und vom Landgrafen Friedrich dem Zweiten, welcher nach Wilhelms des Achten Tode an die Regierung gekommen war, als General=Adjutant und Kammerherr nach Cassel abberufen wurde. Das Hofleben fesselte ihn jedoch nur kurze Zeit und er kehrte unter die siegreichen Fahnen seines berühmten, bei Jena so traurig gefallenen Feldherrn zurück. Er hatte die Aufmerksamkeit seines angestammten Königs auf sich gezogen und Friedrich der Große machte jetzt einen Versuch, ihn, den er noch vor wenigen Jahren so ungnädig abgewiesen hatte, für seinen Dienst wieder zu gewinnen. Allein der Landgraf ernannte ihn zum General und Schlieffen blieb. Ein lockendes Anerbieten des Kaisers von Rußland schlug er auf Zureden seines Fürsten ebenfalls aus, welcher ihn dafür mit einem lebenslänglichen Jahrgehalt von tausend Thalern entschädigte. Während so Fortuna ihn mit allen Zeichen ihrer Gunst überschüttete, warf er sich mit Eifer den Studien in die Arme, um seiner vernachlässigten Erziehung nachzuhelfen. Er lernte noch Griechisch und Lateinisch und brachte es bald dahin, daß er die alten Classiker in der Ursprache lesen konnte. Mit dem Landgrafen machte er Reisen nach Paris und Berlin; in eigenen Angelegenheiten ging er dann nach Warschau und trat, nach seiner Wiederankunft in Cassel, in das Ministerium ein. Später erhielt er den Botschafterposten in London, wo Freunde und ehemalige Kriegsgefährten seine Wirksamkeit im Interesse seines Hofes wesentlich förderten, zog sich endlich — was ist wandelbarer als die Gunst der Großen? — die Ungnade des Landgrafen zu und nahm einen Ruf nach Preußen als General und Gouverneur der Festung Wesel an (1789). Ein Jahr nachher, als die belgischen Provinzen sich von Oesterreich los gerissen und zu einem selbstständigen Staate vereinigt hatten, erging von den in Brüssel versammelten Ständen die Einladung an Schlieffen, die Statthalterschaft zu übernehmen. Rücksichten gegen Preußen, welches gerade damals mit Oesterreich in Aussöhnungs=Unterhandlungen stand, bestimmten ihn aber, diese Ehre von der Hand zu weisen. Der König, jetzt nicht mehr Friedrich II., berief ihn darauf nach Berlin und bot ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten an; er fand jedoch den Hof so übel situirt, den Einfluß Englands so maßgebend und Oesterreich so schleppend und zweideutig an Preußen gekettet, daß er das Ministerium ausschlug. Obgleich der König ihn sehr schätzte, sah er sich doch nach kurzer Zeit bewogen, demselben seinen Feldherrnstab zurückzugeben. Als nämlich Oesterreich und Preußen übereinkamen, gegen die Umsturzpartei in Frankreich die Waffen zu ergreifen, suchte Schlieffen den König von der Gefährlichkeit und Unklugheit dieser Intervention zu überzeugen. Allein sein redliches Bemühen war vergeblich; der Zug gegen die Republik wurde beschlossen und Schlieffen, welcher der Erste beim Ausrücken hätte sein müssen, wurde zurückgelassen. Er drang beim König auf Abänderung oder Dienstentlassung, weil er hierin eine kränkende Zurücksetzung erblickte. Da weder das Eine noch das Andere erfolgte, so legte er seine Stellen nieder und zog sich auf seine Güter zurück. Gleichwohl blieb der König ihm gewogen und er sah sich einige Jahre später veranlaßt, um Verläumdungen und neidischem Hofgeträtsch entgegenzutreten, demselben sich wieder zur Verfügung zu stellen; da es aber noch unentschieden war, ob Preußen sich bei dem damals (1794) projectirten Feldzug betheiligen werde, so lehnte der König sein Anerbieten in einem verbindlichen Schreiben ab. Einer im Jahr 1792 an ihn gelangten Einladung als Feldherr in die französische Armee einzutreten, hatte er aus Patriotismus keine Folge gegeben. Später, als Napoleons Stern aufgegangen und das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland immer drohender geworden war, suchte Friedrich Wilhelm den feiernden Helden zwar wieder zu gewinnen; allein sein Alter vorschützend, kämpfte er die Versuchung nieder, noch einmal auf dem Schauplatze des Ruhmes und der Ehre handelnd aufzutreten. Wer weiß, wie es bei Jena geendet hätte, wenn die andern alten Generale der preußischen Armee damals sammt und sonders seinem Beispiele gefolgt wären!

Seine Laufbahn hatte ihn mit vielen Fürsten und großen Männern zusammengeführt, deren Gunst und Freundschaft ihn in seine Abgeschiedenheit begleitete. Außer dem Gute Wiedhausen besaß er noch ein größeres, Schlieffenberg, in Mecklenburg; doch gab er dem Aufenthalt in Hessen, unter dessen Fahnen er 32 Jahre lang ruhmvoll gedient hatte, den Vorzug. Auf seinem einsamen, von ihm erbauten Waldschlößchen lebte er fortan seinen Studien, seinen Freunden und seinen Erinnerungen, ein rüstiger, gesunder, heiterer Greis.

Als in Folge des Tilsiter Friedens ein Decret Napoleons im Jahr 1807 das Königreich Westphalen schuf, bot der junge König dem 75jährigen Veteranen einen seiner frühern Stellung entsprechenden Posten an. Allein der Glanz des neuen Hofes lockte ihn nicht und er zog es vor, sein liebgewonnenes Einsiedlerleben in Wiedhausen fortzusetzen. Dem Befehle aber konnte er sich nicht entziehen, als Grundbesitzer und ehemaliger hessischer Landstand eine Stelle in dem nur zu gelegentlichen Prunkverhandlungen und Schaustellungen berufenen, übrigens bedeutungs= und besoldungslosen westphälischen Reichstag einzunehmen und zuweilen bei Hofe zu erscheinen. Doch weigerte er sich, ein anderes Hofkleid zu tragen als seine preußische Generals=Uniform und Jerome unterdrückte sein Mißfallen und gestattete ihm dieß. Nach der Rückkehr des Kurfürsten, im Jahr 1813, ward er bald inne, daß er bei diesem sehr in Ungnade stand. Man hatte demselben hinterbracht, Schlieffen habe dem Usurpator bei dem Kampfe gegen die Czernitschew'schen Kosaken Dienste geleistet. Vergebens bemühte sich der greise Feldherr, die Verläumdung zu zerstreuen. Der Kurfürst glaubte daran, vielleicht nur deßhalb, um für ein anderes Unrecht, welches er Jenem zufügte, einen Scheingrund zu haben. Er ließ ihm nämlich den Jahrgehalt von 1000 Rthlr., welchen Landgraf Friedrich ihm lebenslänglich zugesichert und der Kurfürst bei seinem Regierungsantritt ausdrücklich selbst bestätigt hatte, nicht mehr auszahlen. Auch ward er nicht mehr zu Hof eingeladen.

Obgleich die Ereignisse der letzten Jahre sein Einkommen sehr geschmälert hatten, so würde er doch den Verlust der 1000 Rthlr. jährlich so gut verschmerzt haben, als die verlorene Hofgunst. Aber die rücksichtslose Ungerechtigkeit, welche

er darin erblickte, schmerzte ihn tief und verbitterte den Rest seiner Tage. Er starb als 92jähriger Junggeselle am 15. September 1825 und ward in dem Walde von Windhausen in einem kleinen Mausoleum beigesetzt, welches er sich selbst schon lange vorher hatte bauen lassen. Auch die Inschriften daran sind von ihm verfaßt. Auf einer gegen Morgen eingesetzten Tafel von rothem Sandstein steht:

Grabmahl
des ersten Schlieffen
der dort die einsamen Daecher besass.
In ihrer Stille, im sie umschattenden Heyne
dem laestigen Wandel des Hofes, dem Friedensmuehen der Krieger
so oft als moeglich entwischt,
fand er, vom Schiksal beguenstigt,
vielleicht auch durch Denkart gefuehrt,
mehr suesse als herbe Stunden,
dankbar fuer jene, gefasst auf diese,
ruhig ueber die Zukunft.

Der im Innern des Mausoleums über dem Sarge liegende Stein trägt das Schlieffen'sche Wappen und darunter folgende Inschrift:

Martin Ernst
von Schlieffen,
vormals landgraeflich hessischer
General-Lieutenant und Staatsminister
nachher koeniglich preussischer General-
Lieutenant und Gouverneur der
Vestung Wesel, Ritter der preus-
sischen Orden vom schwarzen und
rothen Adler und der hessischen vom
goldnen Loewen und vom Verdienst.
Geb. den 30. October 1732
zu Pudenzig bei Gallnow
in Pommern, gestorben den 15. Septb. 1825
zu Windhausen.

Sein Stilleben zu Windhausen hatte der „Weltentwichene", wie er sich gern zu nennen pflegte, angewendet, seine für selbst erworbenes Geld erkauften beiden Güter durch Bauten und Parkanlagen zu verschönern, was ihm vielfach Gelegenheit gab, sich eine für seinen Körper wohlthätige Bewegung in freier Luft zu machen. Einigemal in der Woche ritt er mit zwei Bedienten im Gefolge, nach Cassel, wo er am Königsplatze ein in seiner Glanzperiode erbautes Haus besaß. Die übrige Zeit gehörte seinen Freunden, mit welchen er correspondirte, seinen Affen, die er hätschelte, seinen Classikern, die er zu lesen nicht müde werden konnte, und seinen Memoiren, welche er von Jahr zu Jahr fortsetzte.

Seine Memoiren wurden, nur für die Familie bestimmt, im Jahr 1840 zu Berlin unter dem Titel: „Einige Betreffnisse und Erlebungen Martin Ernsts von Schlieffen" gedruckt und sind für die Geschichte seiner Zeit, insbesondere der vielen darin abgedruckten Briefe wegen, sehr interessant. Sie beginnen mit einer Genealogie des Geschlechts der von Schlieffen. Mit pedantischer Aengstlichkeit hat er alle Fremdwörter vermieden. Es war nämlich eine seltsame Marotte des „Geschichtlers seiner Sippschaft", wie er sich auch zuweilen nannte, kein einer andern Sprache entlehntes Wort anzuwenden, obgleich er gewöhnlich französisch sprach und ein Vergnügen darin fand, griechische und lateinische Denksprüche und Inschriften für Votivtafeln zu verfertigen, die er an seinen Lieblingsplätzen zu Windhausen und Schlieffenberg aufhängen ließ. An seinem vieljährigen Freunde Johannes von Müller, welchen das Schicksal als Minister=Staatssecretär des jungen Königreichs Westphalen im Jahr 1807 wieder nach Cassel führte, fand er nichts zu tadeln, als daß er in seinen unsterblichen Büchern die abscheulichen Fremdwörter nicht ganz vermeiden wollte. Das Komische an der Sache war aber, daß der alte Feldherr in der Erfindung von deutschen Wörtern, welche er an die Stelle gebräuchlich gewordener Fremdwörter setzte, entschiedenes Unglück hatte, so daß man, um sie zu verstehen, erst einen Schlüssel suchen muß. Jedenfalls hat er das auch selbst gefühlt, denn er setzte in der Regel das Fremdwort in Parenthesis neben bei. Außerdem waren ihm einige ganz erstaunliche Sprachwindungen oder besser Sprachschraubstockswindungen eigen, welche dem Unkundigen das Verständniß seiner „Betreffnisse und Erlebungen" sehr erschweren. An einer Stelle, wo er erzählt, daß der Herzog von Braunschweig als preußischer Feldmarschall dem Könige seine Entlassung eingereicht habe, heißt es z. B.: Nach einigem Wohlstandsversuche, den vom Herzog geäußerten Wunsch zu ändern, willigte der König eher darein, als vielleicht erwartet wurde, gefaßte Abneigung ungerechnet, konnte Eigenliebe ihr Behagen finden beim Entfernen von einem solchen Theilbegehrer am noch gehofften Kriegerruhm und Würklergeist der königlichen Umgebung das seinige im gänzlichen Befreyetwerden vom Joche der Rücksprache." — Wem steigen bei diesem Deutsch nicht die Haare zu Berge! Weiß irgend Jemand was eine Aussenheit, eine Gemeinheit, eine Ganzheit sein soll, was unter Schaarkünstelungen, Landermächtiger und Obernloser zu verstehen, oder was ein Hauptfeldhandbieter, ein Schaarennachrück, ein Feldreitermeister ist? Nun, Außenheit steht für Detachement, Gemeinheit für Commune, Ganzheit für Nation, Schaarkünstelungen für Manövres, Landermächtiger für Usurpator, Obernloser für Souverain, Hauptfeldhandbieter für General=Adjutant, Schaarennachrück für Reserve und Feldreitermeister für General der Cavallerie! Für Minister setzte der „Weltentwichene" Hauptgeschäftsführer, für Regiment Schaarheit, für Finanzier Geldkünstler und „die Landwehr organisiren" hieß ihm „die Landwehr begliedmaßen" u. s. f. Doch das Buch war nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und die Kritik hat kein Recht, sich darüber auszusprechen. Ich führe diese Styleigenheiten auch nur der Seltsamkeit wegen an. Den Inhalt des Buches beeinträchtigen sie überdieß nicht. Aber eine andere Grille des alten Herrn beeinträchtigte, störte und peinigte die Bewohner von Windhausen, d. h. die gesammte Dienerschaft, vom Gutsverwalter und Förster bis zur Viehmagd herab, im höchsten Grade, nämlich seine Affenliebe, oder, um deutlicher zu sein, die Liebe zu seinen Affen.

Es war eine große Schaar dieser ungeschwänzten, langarmigen, braunen Fremdlinge zu Windhausen und der „weltent=

wichene Feldherr" hatte ihnen sein ganzes Gebiet zur unbehinderten Verfügung gestellt. Sie liefen frei umher, stifteten Ehen unter einander und die Aeltesten sahen bald trotz des ungewohnten Klimas einen hoffnungsvollen Kreis gesunder Söhne, Töchter und Enkel um sich versammelt. Diese Thatsache ward jedoch von der menschlichen Bevölkerung des Gutes, dem General ausgenommen, mit Mißmuth und Unbehaglichkeit wahrgenommen, denn es verging fast kein Tag, wo nicht Dieser oder Jener Ursache hatte, sich über die Affen zu beschweren. Man sah sie als eine Art Landplage an und es bedurfte der ganzen Stärke der Liebe, Dankbarkeit und Anhänglichkeit, welche die Leute für den alten Herrn fühlten, um ihre Nachsicht gegen diese Laune desselben nicht zu ermüden. Die ungezogenen Afrikaner stifteten nichts als Unheil; sie verunreinigten die Stuben, zertrümmerten Teller und Tassen, ruinirten die Gärten, führten, oft zu ihrem größten Nachtheil, Krieg mit den Bienenstöcken und rissen das Obst von den Bäumen, um es zu kosten und, einmal angebissen, fallen zu lassen oder den Vorübergehenden an die Köpfe zu werfen. Wen sein Weg durch das Wäldchen führte, der kam nicht unbelästigt davon; sie hingen sich dem Einen an die Kleider, oder erschreckten den Andern, indem sie plötzlich seinen Weg durchkreuzten. Und das Alles fand der gute General ungemein spaßhaft. Vorzüglich aber zeichneten sich zwei große Affen, Tommy und Troll durch Verschlagenheit und Hang zu tollen Streichen aus.

Eines Tages kam ein Landmann nach Windhausen, um die Zinsen von einem Kapitale zu zahlen, welches der Herr von Schlieffen ihm vorgeschossen hatte. Der Verwalter lud ihn ein, sich zu setzen, ließ ihm ein Frühstück kommen und entfernte sich auf einige Minuten, um nach einem kranken Vieh zu sehen, denn man hatte ihn eben gerufen. Der Bauer zählte inzwischen sein Geld auf, trank ein Glas Branntwein und ahnte nichts Arges, als auf Einmal die Thüre leise geöffnet wurde und Tommy herein spazierte. Eine Zeit lang blieb er an der Thüre stehen und starrte dem ihm unbekannten Manne in's Gesicht, dann ging er um den Tisch, woran dieser saß, rund herum, und stellte sich endlich gerade vor ihm hin, grinsend und zähnefletschend, den linken Ellbogen auf den Tisch die rechte Hand in die Seite gestützt. Den Landmann erfaßte ein haarsträubendes, sprachloses Entsetzen und er saß da als hätte das schreckliche Haupt der Medusa seinen Zauber auf ihn geübt. Seine bleifarbene, abergläubische Angst schien den Halbmenschen nicht wenig zu ergötzen. Endlich hatte er ihn sich lange genug betrachtet; seine begehrlichen Blicke schweiften über die blanken Thaler auf den Tisch und schon streckte er die Hand aus, um sich einige davon anzueignen, als etwas noch wünschenwertheres ihm in die Augen fiel, nämlich der Butterteller. Er nahm denselben sans façon vom Tische, setzte sich auf ein Faß, welches am Ofen stand und verzehrte schmatzend den Butterklos. Den leeren Teller stellte er wieder hin. Die Rückkehr des Verwalters befreite endlich den Bauer von seiner Todesangst. „Nun Landsmann," sagte Jener lachend mit einem Blick auf den leeren Teller, „die Butter scheint Euch ja gut geschmeckt zu haben!" — „Der hat's gethan, Herr Verwalter," stöhnte der Bauer mit einem scheuen Kopfschütteln auf Tommy, als fürchtete er für diese Denunziation von dem Affen mindestens aufgefressen zu werden. — „Was! der feiste Schlingel hat sich unterstanden?" rief der Verwalter sehr zornig, indem er nach dem Fenster sprang, in dessen Vertiefung eine Reitpeitsche stand. „Du sollst ja gleich die Schockschwerenoth!" — Allein Tommy sah das Donnerwetter kommen und beeilte sich so hastig demselben zu entgehen, daß er in der Thür seinen ganz unbefangen herein tretenden Gefährten Troll beinahe über den Haufen gerannt hätte. Da beide Affen sich sehr ähnlich sahen und der Verwalter das glückliche Entschlüpfen des Einen in seinem Zorne nicht bemerkt hatte, so packte er den armen Troll bei der Kehle, in der Meinung, den Butterdieb noch erwischt zu haben und prügelte ihn jämmerlich durch. Während dem stand Tommy im Hofe, wischte sich das fettige Maul ab und kratzte sich bedenklich hinter den Ohren, indem er nach dem Fenster des Verwalters hinauf sah, durch welches das Klagegeheul seines unschuldig mißhandelten Mitaffen zu ihm drang.

Ein Andermal war es den Affen gelungen, aus dem offenen Schreibpult ihres allzunachsichtigen Herrn eine Rolle Dukaten zu entwenden. Sie kletterten damit auf das Dach, lösten das Siegel und langten ein paar Goldstücke aus der Rolle, die von Allen nach der Reihe mit unbeschreiblicher Neugier auf beiden Seiten betrachtet wurden. Unversehens entfiel einem ein Stück, rollte das Dach hinab und fiel mit hellem Klang in die blecherne Dachrinne und aus dieser in das Rohr, durch welches das Regenwasser am Hause hinabgeleitet wird. Diese Art Musik machte ihnen so viel Vergnügen, daß sie nun auch alle übrigen Stücke denselben Weg laufen ließen. Dabei hing einer um den andern auf dem Blechrohre und lauschte mit aufgehaltenem Ohr dem Klange der hinabfallenden Goldstücke.

Gefährlichere Folgen konnte aber ein Streich haben, welchen Troll ausführte. Des Verwalters Frau hatte ein Knäbchen von höchstens drei Wochen in der Wiege liegen. Eines Tages war sie in der Küche beschäftigt, als Troll die Treppe hinaufschlich, die Stube öffnete, in welcher die Wiege stand und sich des Kindes bemächtigte. Hastig lief er mit seinem Raube davon. Auf dem Hofe bemerkten ihn einige Mägde, welche aber, statt ihn zu locken, durch ihr Zetergeschrei ihn davon schreckten. Es stand oben auf dem Hofe ein Neubau bis zum Dache in Holz fertig; dorthin eilte Troll. Das Kind mit dem einen Arm fest an sich drückend und mit Hülfe des andern sich von Gebälk zu Gebälk schwingend, kletterte er über die Dachsparren hinaus und setzte sich geradezu auf den Giebel des neuen Hauses nieder. Das Geschrei wurde wahrhaft ohr- und herzzerreißend, als nun auch die unglückliche Mutter des Säuglings aus dem Hause gestürzt kam. Sie rang verzweifelt die Hände und rief immer fort: „Hülfe, Hülfe, rettet mein armes Kind!" Alle Insassen des Hofes eilten herbei; die Männer waren leider im Feld und Wald beschäftigt und nur allein durch den französischen Koch des Generals, Monsieur Lebrun, vertreten, dessen Herzhaftigkeit und Entschlossenheit eben nicht im besten Rufe stand. Das Schicksal hatte ihn aber zum Helden des Tages ausersehen. In seiner netten, weißen Tracht, mit Schürze und Mütze angethan, sprang er

mitten in das Gedränge der heulenden Weiber und rief mit einer Stimme, welche einem Heerführer im Schlachtgewühl wohl angestanden hätte: „Jetzt schweik sie all' still, sie unvernünftik Weibsbild! Sie maken wild der Aff'. Ik will sie schaff' tout seul vôtre enfant!“ Damit spreizte er seine Arme auseinander und drängte die Frauen in die offene Thür der Försterwohnung. Nur die Mutter konnte er nicht entfernen und so wies er ihr endlich einen Platz an, wo sie, ohne zu stören, Zuschauerin seines Feldzuges sein konnte, nachdem sie ihm, so lieb ihr des Kindes Leben sei, versprochen hatte, sich ruhig zu verhalten. Während dem saß der Affe unbekümmert um das was unten vorging auf der Giebelspitze des Hauses, mit dem Rücken an die Tanne gelehnt, welche, nach altem Brauch, die Zimmerleute gestern nach Vollendung ihrer Arbeit aufgesteckt hatten. Mit Inbrunst drückte er bald das Kind an die Brust, bald wiegte er es auf den Knieen und endlich fing er an die Wickelschnur aufzubinden und abzuwickeln. Das Kind, in glücklicher Bewußtlosigkeit der Gefahr, verhielt sich ganz ruhig. Sobald er die Weiber beschwichtigt und entfernt hatte, kletterte der Koch anfangs auf eine Leiter, dann, als diese nicht ausreichte, von einem Gefach zum andern, bis zu den Dachsparren. Troll ignorirte ihn ganz und gar, obgleich er schmeichelnd Confekt hinaufreichte, um ihn zu bewegen zu ihm herabzukommen. Um das Wagstück ganz zu würdigen, muß man bedenken, daß Monsieur Lebrun über das Jünglingsalter längst hinaus und wohlbeleibt war und im Klettern sich nie geübt hatte. Er mußte endlich den gefährlichen Weg über die gebrechlichen Latten wagen, um dem Affen ganz nahe zu kommen. Jetzt erst schien Troll von ihm Notiz zu nehmen; er richtete sich halb auf, warf ihm einen grimmigen Blick zu und schickte sich, die halbaufgewickelte Flanellbinde mit dem Kinde rasch zusammenfassend, zum Weggehen an. „Ach, Monsieur Troll!“ schmeichelte der muthige Koch, „warum kommen sie nicht 'erab su ihr Diner? — Nehm sie un peu biscuit! — Monsieur Troll sein ein kuter Pursch! — Laß sie mik sehn ihr poupée, Monsieur Troll. Geb sie mir ihr poupée, geb ik sie diese confiture!“ Diese und ähnliche Ueberredungskünste wendete der wackere Mann an, um den Affen zu bewegen, ihm das Kind zu überlassen. Allein Troll blieb unbeweglich. Er warf ihm ein Stück Biscuit zu. Troll hob keine Hand darnach auf. Er rückte ihm endlich so nah, daß die Weiber unten einen halb unterdrückten Angstschrei hören ließen. Von dem Vorsatz, den Affen jetzt bei der Kehle zu fassen, hielt ihn nur der Gedanke ab, daß dieser das Kind alsdann fallen lassen möchte. Er nahm deshalb noch einmal seine Zuflucht zum Confekt und bot ihm eine überzuckerte Feige dar, wonach Troll, wahrscheinlich in der Besorgniß, sie möchte denselben Weg gehen, wie das Stück Biscuit, das er vorhin neben sich hatte hinabfallen lassen, hastig griff um sie augenblicklich zu verschlingen. Dem Koch fiel ein Stein vom Herzen, denn er wußte, daß der Affe diesen Süßigkeiten, hatte er sie einmal gekostet, nicht widerstehen konnte. Wirklich rückte Troll ihm nun eine Latte näher; der Koch wich zwei Latten zurück und hielt ihm eine zweite Feige hin. Troll rückte zwei Latten nach und erhaschte die Feige. So folgte der Affe Latte um Latte, Balken um Balken, immer noch das Kind fest an sich haltend und augenblicklich zurückweichend, sobald der Koch Miene machte, die Hand nach demselben auszustrecken. Endlich stand er wieder auf ebener Erde. „Rühr' sie sik nicht von ihr place, Madame!“ rief er der Mutter zu. „Rühr sie sik nicht von ihr place!“ Immer rückwärts gehend lockte er Troll über den Hof in seine Stube. Nachdem er die Thür verriegelt hatte, warf er ein paar Stücke Confekt in eine weiße, baumwollene Nachtmütze und reichte diese dem Affen. Um das Naschwerk aus der langzipfeligen Mütze hervorzuholen, hatte aber Troll die andere Hand nöthig. Ohne sich lange zu besinnen legte er das Kind, das inzwischen aus Leibeskräften zu schreien und zu zappeln angefangen hatte, sanft und vorsichtig nieder. In demselben Augenblick packte ihn der Koch mit starker Faust am Genick, schüttelte ihn ein paar Mal tüchtig, trug ihn schwebend hinaus und schleuderte ihn so unsanft in eine dunkle Kammer, daß es ihm am Abend, als der General selbst den Gefangenen befreite, sehr Wunder nahm, diesen lebendig daraus hervorgehen zu sehen. Einen Augenblick später legte der Koch, entzückt über das Gelingen seiner Kriegslist, das Kind der weinenden Mutter in die Arme und es wagte fortan Niemand mehr die Herzhaftigkeit und Entschlossenheit von Monsieur Lebrun in Zweifel zu ziehen.

Uebrigens liefen nicht alle Unternehmungen der lästigen Gäste so gut ab, und der alte Herr, dem zu Gefallen man schon ein Auge zudrückte, weil er gütig, wohlwollend und hilfreich gegen Jedermann war, hatte auch manchen Verdruß über seine Lieblinge. Einigemal hatten sie blutige Händel mit Kindern und harmlosen Spaziergängern angefangen. Kurkosten und Schmerzensgelder zahlte er reichlich, wo diese nicht zurück gewiesen wurden; aber er verhehlte sich nicht, daß, wenn solche Fälle sich mehr ereigneten, die Behörde sich einmischen und ihn zwingen werde, die Thiere abzuschaffen oder einzusperren. Doch nie hob er den Stock gegen die Affen auf; wenn sie es mitunter gar zu toll getrieben hatten, hielt er ihnen eine Strafpredigt und er war stets der Meinung, daß sie ihn so besser verständen, als wenn er sie durchprügelte. In der That nahmen sie eine Haltung und Miene an, als wären sie von Reue ganz zerknirscht. Freilich hätten sie viele ihrer bösen Streiche damit entschuldigen können, daß sie sich beständig im Zustande der Nothwehr befanden, denn außer ihrem Herrn war Alles auf dem Hofe gegen sie verschworen. Sie wurden geprügelt, mit kaltem und warmem Wasser begossen, gezwickt und gepeinigt auf jede Weise, von Jedermann und zu jeder Zeit, wo es unbemerkt geschehen konnte. Leider fehlte ihnen aber die Sprache, ihre Klagen vorzubringen. Alle Liebe und Anhänglichkeit, deren ihre Affenseelen fähig waren, concentrirte sich denn unter solchen Umständen ganz natürlich um ihren Gebieter, bei welchem sie immer Schutz und Nachsicht fanden. Sie begleiteten ihn bis zum Saume des Waldes, wenn er seinen gewöhnlichen Ritt nach Cassel machte und Abends schauten sie von den Gipfeln der Bäume ungeduldig nach ihm aus und waren ganz toll vor Freude, wenn sie ihn mit seinen beiden langen Bedienten zwischen den Getreidefeldern zum Vorschein kommen sahen.

Dieß Vergnügen dauerte viele Jahre und die Affen erregten die Aufmerksamkeit der ganzen Umgegend. Groß und



Klein wallfahrtete nach Windhausen, um die ihrer tropischen Heimath um fünfzig bis sechzig Breitengrade entrückten Fremdlinge zu sehen, bis eines schönen Morgens ganz unerwartet die Geschichte ein schreckliches Ende nahm.

Eine junge Bauerndirne war auf dem Pfade nach Kaufungen durch den Wald gegangen und von einem der stärksten Affen überfallen worden. Von Furcht und Abscheu halb todt, hatte sie nach Hülfe geschrieen, doch dauerte es lange, ehe Leute vom Hofe herbei kamen. Sie fanden das Mädchen in einem verzweifelten Kampfe mit dem wild gewordenen Thiere begriffen am Boden liegen, das lange Haar ganz aufgelöst, zum Theil vom Kopfe herunter gerissen und Gesicht, Hals

und Hände ganz mit Blut bedeckt. Der Affe war in einem nie gesehenen Zustande grenzenloser Wuth. Der Großknecht, welcher muthig hinzu sprang und ihn beim Schopfe packte, war in wenigen Augenblicken so zerbissen und zerkratzt, daß ihm Hören und Sehen verging. Der Lärm zog die übrigen im Walde zerstreuten Affen, aber auch das ganze Hofgesinde, welches sich eilig mit Knütteln und Dreschflegeln bewaffnete, herbei. Unter den Ersten, die den Platz erreichten, befand sich auch der Förster, welcher nicht so bald die Größe der Gefahr wahrgenommen hatte, als er zurück eilte, um seine Doppelflinte zu holen. Noch hatte der muthige Ackerknecht die Wuthanfälle des Affen auszuhalten, als eine gut gezielte Kugel ihm dicht am Ohr vorbei pfiff und den Kopf der Bestie zerschmetterte. Jetzt folgte aber ein ganz seltsamer unerwarteter Auftritt. Der Schuß war kaum gefallen, der blutende Körper ihres Gefährten kaum auf den Boden gekollert, als sämmtliche Affen, wie auf ein verabredetes Signal, mit wildem Geheul sich auf die Anwesenden warfen. Es entstand ein entsetzliches Gebalge, doch hörte man in dem Tumult deutlich des Verwalters Stimme, welcher rief: „Schlagt die Teufel Alle todt; ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich, und sollte ich darüber meinen Dienst verlieren!" Es war ein hartnäckiger Kampf; weder von den Menschen noch von den Affen machte auch nur einer den Versuch, sich daraus zurück zu ziehen. Auf beiden Seiten schien ein lang verhaltener Ingrimm plötzlich zum vernichtenden Ausbruch gekommen zu sein. Doch ließ die Entscheidung nicht lange auf sich warten. Fünf Affen lagen, ehe eine Viertelstunde um war, mit zerschlagenen und zerschossenen Hirnschädeln todt am Boden; etwa eben so viele wälzten sich mit geschundenem Rücken und gebrochenen Gliedern jammernd und winselnd auf dem nieder getretenen Grase umher, die übrigen waren gefesselt und an die Bäume geknebelt. Nur auf das eindringliche und warnende Zureden des Försters war diesen vorläufig noch das Leben gefristet worden. Die Sieger waren übrigens auch übel zugerichtet. Der Verwalter vermißte die obere Hälfte seines linken Ohr's. Ein Knecht war durch einen Schlag zu Boden gestreckt, welcher eigentlich einen Affen hätte treffen sollen; er erholte sich zwar wieder, blieb aber sein Leben lang harthörig. Fast Alle, den Förster ausgenommen, hatten blutende Gesichter und Hände und zerrissene Kleider. Das Mädchen wurde ohnmächtig nach dem Gute getragen und der Pflege der Frauen übergeben. Es war nun noch ein schönes Stück Arbeit übrig, nämlich die durch ihre Niederlage noch boshafter und tückischer gemachten Affen in sichern Gewahrsam zu bringen. Doch auch dieß ging vorüber. Man warf Todte, Verwundete und Gesunde allesammt in eine Scheuer und schloß das Gitterthor.

Eine Stunde später versammelten sich die Bewohner von Windhausen vor dem Försterhause, um zu berathschlagen, wie man die „verdammte Geschichte" dem General am glimpflichsten hinterbringen wollte. Dieser war nämlich ein paar Stunden vorher nach Cassel geritten, ohne zu ahnen, welch' schreckliches Schicksal dieser Tag über seine Lieblinge zu verhängen bestimmt sei. Obgleich Jeder dem Andern zu eigener und gegenseitiger Beruhigung die Versicherung gab, daß sie, den Umständen nach, gar nicht anders hätten handeln können, so lag es doch centnerschwer auf allen Gemüthern in der kleinen Versammlung. Man beschloß endlich, der Förster, ein alter treuer Diener, sollte die undankbare Mission übernehmen, dem Herrn entgegen zu gehen, um ihn auf das Vorgefallene vorzubereiten. Zu dem Ende wurde ein Posten ausgestellt, welcher sogleich Nachricht geben sollte, wenn jener sich dem Gute nähere. Es mochte gegen fünf Uhr Nachmittags sein, als der alte Feldherr mit seinen stereotypen Begleitern, den beiden langen Bedienten, in Sicht kam. Wie gewöhnlich, wenn er von Cassel heimkehrte, hatte er die Taschen voll Naschwerk für seine Affen. Aber was für ein seltsames drückendes Gefühl bemächtigt sich seiner, je näher er dem Wäldchen kommt? Warum läßt sich von den muntern braunen Burschen kein einziger auf den Zweigen blicken? Warum steht die hagere Gestalt des alten Försters mit dem erdfahlen Gesicht und der Armensündermiene dort am Wege wie eine Warnungstafel aufgepflanzt? Er mußte sich durch Worte Luft machen.

„Guten Abend, Alter!" rief er dem Förster zu.

„Ich danke Euer Gnaden, Excellenz —"

„Mein Haus ist doch nicht abgebrannt?"

„Ach Excellenz, halten zu Gnaden, —"

Die haarsträubende, ungewohnte Förmlichkeit und Verlegenheit des alten Mannes diente nicht dazu, den General zu beruhigen, doch zwang er sich noch zum Scherz, indem er sagte: „Es ist doch wohl nicht gar Deine Alte davon gelaufen?"

Der Förster wünschte sich zehntausend Meilen weit weg. Er versuchte noch einmal die wohl überlegte Anrede aus seinem verwirrten Gedächtniß heraus zu ziehen, blieb aber nach dem „Gnädiger Herr!" wieder stecken.

„Nun," rief der General ungeduldig, „was in aller Welt ist denn passirt? Das Haus nicht abgebrannt, die Frau nicht davon gelaufen, — und ein Gesicht machst Du wie Einer der gehängt werden soll! Was kann ein paar alten Burschen, wie wir sind, Schlimmes noch in den Weg kommen?"

„Ein großes Unglück ist vorgefallen, Excellenz!"

„So! Dann thätest Du wohl, mir dieß ohne Umschweife zu erzählen."

„Die Affen, gnädiger Herr —"

„Die Affen!" wiederholte der General wie elektrisirt. „Was ist's mit den Affen?"

„Ach, Excellenz, einige davon sind toll geworden, haben Menschen und ihres Gleichen schrecklich zugerichtet, einige sind todt geblieben, einige verwundet, die andern mit Lebensgefahr eingefangen."

Ein ächzendes „Ach Gott!" wand sich aus der Brust des greisen Feldherrn. Er brach zusammen als wäre plötzlich eins der Bänder zerrissen, welche ihn noch an das Leben fesselten. Die Hiobspost war über ihn gekommen wie ein Blitz in eine Eiche fährt und einer der langen Bedienten eilte herbei, ihn im Sattel zu halten.

„Ach Gott!" — Und es trat langes Stillschweigen ein.

„Sie müssen alle todt geschossen werden," fuhr endlich der Förster unbarmherzig fort, „sonst gibt es noch Mordunglück!"

„Ach Gott! Ach Gott!" —

„Ich bin allein mit heiler Haut davon gekommen;" nahm

der Förster, nach einer zweiten, noch längern Pause, seinen Bericht wieder auf. „Dem Verwalter ist ein Ohr abgebissen, des Wagners Tochter von Oberkaufungen liegt auf den Tod und der Großknecht sieht gar nicht mehr aus wie ein Mensch.“

„Ach Gott!“ — Und abermals trat eine lange Pause ein.

Der General war einigemal ein paar Schritte weit in den Wald hinein geritten, aber ganz unentschlossen immer wieder umgekehrt. Endlich faßte er sich, ritt auf den Förster zu, dem die hellen Thränen die Backen herunterliefen und sagte, indem er dessen Arm ergriff, mit sanfter, zitternder Stimme: „Schieß sie todt, Alter, — schieß sie alle todt. Es ist am Besten so. Aber hörst Du, triff sie gut und erst laß mich eine halbe Stunde weit fort sein. Schieß sie alle todt, aber nicht eher.“ Hierauf lenkte er den Gaul herum und trabte in der Richtung nach Cassel wieder davon und die beiden langen Bedienten ärgerlich hinterdrein.

Als der Förster wohl fünf Minuten lang wie angewurzelt dagestanden, und ihnen kopfschüttelnd nachgesehen hatte, stieß er den Kolben seiner Büchse heftig auf den Boden und sprach halblaut vor sich hin: „Verdammt will ich sein, gäb' ich nicht eine meiner Hände drum, wenn ich ihm nachlaufen und sagen könnte, es wäre Alles nicht wahr!“

„O Gevatter,“ rief der Verwalter, welcher, trotz seinem verbundenen Ohr, hinter dem nächsten Busche ein heimlicher Zeuge des ganzen Vorgangs gewesen war, „was Ihr doch für ein wunderlicher Mann seid. Es mußte ja früher oder später doch so enden. Nun ist der Schlag gefallen; der Schmerz wird vorübergehen und wir sind die höllischen Bestien los. Denkt nur an all die Plackereien, die wir, unsere Weiber und Kinder, ihretwegen haben erdulden müssen.“

„Er kam so fröhlich daher geritten!“

„Kommt, kommt!“ drängte der Andere. „Wir wollen sehen was die Verwundeten machen.“ Und er zog den weichherzig gewordenen Förster mit sich fort.

Der General kam erst spät Abends nach Windhausen zurück, und ließ sich drei Tage lang vor keinem Menschen sehen. Am Morgen des vierten Tages ritt er wie gewöhnlich nach Cassel und suchte einen Bildhauer auf, bei welchem er ein Grabdenkmal für seine Lieblinge nach der Zeichnung und mit der Inschrift die er selbst entworfen, bestellte. Das Denkmal wurde nach seiner Vollendung über dem gemeinschaftlichen Grabe der Affen an dem dem Schlosse gegenüberliegenden Gestade des stillen Weihers, von wo aus sich eine herrliche Aussicht nach Südwesten eröffnet, aufgerichtet. Es besteht aus einer glatten, abgebrochenen Säule von sieben bis acht Fuß Höhe auf einem zwei Fuß hohen, viereckigen Fußgestelle. Die Inschrift an der Säule ist folgende:

Hier
wiederkehrten
zum grossen Urstoffhaufen irdischer
Wesen die letzten Bestandtheile
eines Geschlechts Afrikaner, lange einheimisch auf diesen Fluren,
nach vielen Geburten.

———

Nicht Sklaverei,
das Schicksal seiner Landsleute, der Schwarzen,
voellige Freiheit
war dessen Loos, und ihre Folge
Liebe fuer den Wohlthaeter,
der leider endlich,
da Wuthbisse es vergifteten, als Alles fuer Einen stritt,
eigene Wonne gemeiner Wohlfahrt
nachsetzen musste.
Verhaengter Tod
traf Vaeter und Soehne, Grossvaeter und Enkel,
Muetter und Saeuglinge.

———

Ganz zaehlte man's nicht
zur Gattung der Naechsten.
Ihm hatte Prometheus
zwo Haende mehr, uns bessere Sprachfertigkeit gegoennet.
Aber
an Verschmitztheit, an Mischung von Guete, von Tuekken
an Lust gegen Verbot
schien es in Affenhaut Menschart.
Und
der Angebohrenheit so auffallende Macht
rieth dem zehnfingerichen Beobachter
Nachsicht fuer seines Gleichen.

———

Der „Weltentwichene“ überlebte seine Affen nicht lange. Seine Güter hatte er zu einer Majoratstiftung vereinigt und beim Mangel näherer Erben einer Seitenlinie seines Geschlechts, für welche er vor seinem Tode noch den Grafentitel auswirkte, hinterlassen. Keiner der Majoratserben nahm aber seine Wohnung zu Windhausen und das Schlößchen steht seitdem verlassen und verschlossen, Park, Wald und Promenaden sind verwildert und die schattigen Ruheplätzchen mit den herrlichen Fernsichten, durch lange gewölbte Bogengänge grüner Buchen, sind zum Theil durch den spätern Nachwuchs verdeckt. Aber der stille Weiher mit dem Affendenkmal, die riesigen Baumstämme, die Grotten und Clausen, der Viaduct und das schlichte Mausoleum, von Eichen beschattet, das Alles ist noch vorhanden und beginnt sich allmählig in den lichten Nebel einzuhüllen, welchen Sagen und Ueberlieferungen um die Denkmale vergangener Zeiten weben.

Muhme Anna.

(Eine ungelöste Historie.)

Es war einer der ersten Dezembertage des Jahres 1558. Schwere graue Schneewolken hielten das blaue Himmelsgewölbe den Blicken der Sterblichen verborgen; ein ungewöhnlich rauher Wind wehte über Berge und durch Thäler; die kräftigsten Bäume der Forsten beugten sich kläglich ächzend vor ihm, und die zarten weißen Flocken wurden unbarmherzig hin und her geschleudert, ehe sie eine ruhige Stätte auf dem Boden fanden. Die ganze Natur war in ein weißes Bahrtuch gehüllt, das sich von Stunde zu Stunde dichter webte. Da rollte auf der hügeligen Straße gen Eckartsberge ein schwerfälliger Wagen, gezogen von zwei munteren Braunen, der Stadt im Thale zu.

Endlich war das Thor erreicht und das unscheinbare Fuhrwerk rasselte träge auf der beschneiten Straße der einzigen Herberge der Stadt, am Marktplatze, zu. Trotz des Schneegestöbers und der kalten Luft öffneten sich in fast allen Häusern, an denen es vorüberkam, die Fenster, und neugierige Köpfe schauten überall mit langen Hälsen hervor, um den Wagen zu betrachten und seine Insassen zu erspähen, denn es war zu jener Zeit in dem kleinen Orte eine Seltenheit, Fremde, und eine noch größere, Fremde in einer Karosse ankommen zu sehen. Darum scheuten auch Viele, weil sie nicht so glücklich gewesen waren, einen Blick hinter die dicht zugezogenen Vorhänge werfen zu können, das grimmige Wetter nicht, sondern eilten dem Wagen die Straße entlang nach und umstanden ihn, da er so eben an der Allen wohlbekannten Station Halt gemacht. Die Ungeduld der Neugierigen sollte auf keine harte Probe gestellt werden. Die Vorhänge wurden zurückgezogen, der Schlag geöffnet und leichtfüßig entsprang ihm eine junge Dirne, augenscheinlich eine Magd, um einer Dame in den vierziger Jahren, von etwas korpulentem Körperbau, beim Aussteigen behilflich zu sein. Sie hatte einen weiten, abgetragenen Pelz nach Männerweise dicht um sich geschlagen, und obschon ihr dieß ein etwas unförmliches, beinahe unbehilfliches Aussehen verlieh, ließ sich doch eine gewisse gebieterische Würde nicht absprechen. Zwei andere Frauenzimmer, ebenfalls in den Jahren, wo die Liebe im Absterben zu sein pflegt, und wie sich aus ihrem Benehmen schließen ließ, Untergebene, folgten und bald verschwanden sie Alle mit ihrem nicht übermäßig reichlichen Gepäck für die Augen der Zuschauer im Innern des Hauses.

Ganz Eckartsberga war des Ereignisses voll, ehe noch der Tag sich zur Rüste neigte. Es hieß, eine sehr vornehme Dame habe hier ihr Quartier genommen; wer sie aber sein mochte, darüber zerbrachen sich die guten Einwohner vergebens den Kopf; selbst der Wirth der Herberge, der Allerwelts=Gevatter, schüttelte bei allen Anfragen schweigend das Haupt, nicht etwa, als ob das allgemeine Räthsel auch für ihn keine Lösung gehabt, er gab sich vielmehr den Anschein, als dürfe er ein ihm anvertrautes Geheimniß nicht verrathen. Und doch erging es ihm nicht besser wie allen Uebrigen — d. h. er wußte nichts! — und er erfuhr nichts, denn seine Gäste waren sehr schweigsam, und weder die Magd noch eine der Kammerfrauen ließ sich von den Kunstgriffen des Wirths verlocken, anders als in allgemeinen Ausdrücken zu antworten, und so blieb Jedermann der wahre Charakter und Name der Gebieterin verborgen.

War auch ihre Erscheinung nichts weniger als prunkvoll, nahm man sogar bald wahr, daß sie in beinahe ärmlichen Umständen lebte, so beharrte man doch ziemlich allgemein auf der Ansicht, die geheimnißvolle Fremde könne nur einem hohen Stande angehören. In dieser Annahme fand man sich noch dadurch bestärkt, daß von ihr mehrmals Boten mit Schreiben abgefertigt wurden, deren Adresse adelige, selbst fürstliche Personen nannte. Glücklich schätzten sich diejenigen, welche die Dame während der kurzen Minute vom Verlassen des Wagens bis zum Eintritt in das Haus gesehen, denn außer dem Wirthe konnte sich später kein Mensch rühmen, sie von Angesicht zu Angesicht erblickt zu haben. In dem unfreundlichen Winterwetter verließ die Unbekannte weder ihr Zimmer noch das Haus und Niemand erhielt Gelegenheit, mit ihr zu verkehren.

Ungefähr seit acht Tagen konnte die Fremde der Gesprächsgegenstand der Eckartsbergaer sein, als abermals ein Bote das Haus verließ, um einen Brief nach Weimar an den Herzog Johann Friedrich den Mittlern zu überbringen. Mehrere Tage verstrichen, ohne daß die Ruhe des Hauses durch irgend ein bemerkenswerthes Ereigniß unterbrochen worden wäre, da schlug derselbe Sendling denselben Weg nach Weimar abermals ein und trug ein neues Brieflein dahin, dessen Inhalt einfach die Bitte um Beantwortung des frühern enthielt.

Warum aber der erste Brief noch nicht beantwortet war, das lag einfach daran, daß sich der Herzog nicht in seiner Residenz befand. Erst spät am Abend des Tages, an dem der Bote zum zweitenmale erschienen war, kehrte er zurück. Auf seinem Tische fand er indeß nur den ersten Brief. Verwundert über die seltsamen und ihm gänzlich fremden Züge der Aufschrift, betrachtete er ihn eine Weile, erbrach ihn und machte sich daran, die kleinen undeutlichen und unregelmäßigen Schriftzeichen zu entziffern. Es gelang ihm nur schwer, aber mit jedem Worte, welches er enträthselte, steigerte sich seine Ueberraschung. Er wurde angelegentlichst ersucht, Jemand, der sein Vertrauen besitze, nach Eckartsberga zu senden, damit ihm Mittheilungen gemacht werden könnten, die seine Muhme Anna beträfen und von solcher Wichtigkeit seien, daß sie sich der Feder nicht wohl anvertrauen ließen.

Mehr als einmal überlas Johann Friedrich das seltsame Schreiben, ehe er seinen Sinn völlig gefaßt zu haben schien. Er erhob sich von seinem Sessel und schritt nachdenklich im Gemache auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er vor dem Tische stehen, ergriff das Schreiben von Neuem und betrachtete es mit einem ungläubigen Kopfschütteln. „Anna, Herzogin von Asibelen," murmelte er vor sich hin, „weiland Herzogs Heinrich von Scyppern in Irland Wittwe! Sonderbar in der That! — wer mag sie sein, und was kann sie Uns von Unsrer höchstseligen Muhme Anna mitzutheilen haben? Ist es doch schon achtzehn Monate her, daß Uns Heinrich ihr Abscheiden anzeigen ließ."

Und so verhielt sich die Sache wirklich. Die Muhme Anna war aber keine Andere als seiner Mutter Schwestertochter, eine Prinzessin von Kleve. Der eben so tyrannische als wollüstige Heinrich der Achte von England hatte sie auf Cromwells Vorschlag zu seiner vierten Gemahlin erkiest, damit er sich die deutschen protestantischen Höfe befreunde. Kaum hatte er sie jedoch von Person gesehen, so mißfielen ihm ihr plumpes Aeußere und ihre nicht sehr gebildeten Manieren so sehr, daß er die Ehe gar nicht vollzog, sondern sich mit Bewilligung des Parlaments ohne Zaudern von ihr scheiden ließ und sie unter dem Titel einer Wahlschwester und mit einem Jahrgehalte von dreitausend Pfund von seinem Hofe verbannte. Sechszehn Jahre später, am 16. Juli 1557, beschloß Anna von Kleve ihre irdische, in der Zurückgezogenheit eines Landhauses zu Chelsea verbrachte Laufbahn. Allerwärts war das zur Genüge bekannt und kein Mensch hatte Ursache gehabt, daran zu zweifeln.

Erst spät suchte der Herzog sein Lager auf. Die Nacht verstrich ihm in ruhelosem Grübeln über die Eigenschaft der versprochenen Mittheilung; er fand nur wenig Schlaf und es hätte des zweiten Briefes nicht bedurft, um ihn zu veranlassen, sich sogleich, nachdem er sein Frühstück eingenommen, zum Schreiben niederzusetzen. Er entschuldigte sich, die Dame so lange auf Antwort haben warten zu lassen, aber erst gestern Abend, ganz spät, sei er von seiner Reise zurückgekommen und habe da ihren ersten Brief vorgefunden und so eben erst ihren zweiten gelesen. Zwar sei es sein Wunsch, sogleich selbst zu ihr nach Eckartsberga zu eilen, die Geschäfte der Regierung zwängen ihn jedoch zum Aufschub. Indeß gedenke er ehestens Jemand abzusenden, dem sie sich und ihr Geheimniß anvertrauen könne. Noch in derselben Stunde ritt ein herzoglicher Diener mit dieser Antwort nach Eckartsberga ab. Sein Erscheinen erweckte das Geflüster der Stadt von Neuem; man quälte sich mit allerhand Vermuthungen ab und Jeder glaubte die Wahrheit beim Schopfe erfaßt zu haben.

In den Zimmern der Räthselhaften verursachte die Ankunft des herzoglichen Schreibens nur geringe sichtbare Aufregung, wiewohl die Dienerschaft kein Hehl daraus machte, daß man einen vornehmen Besucher erwarte. Der Tag verfloß, es wollte Niemand kommen; der Morgen des darauffolgenden ging vorüber und noch hatte sich kein fremdes Antlitz blicken lassen. Am Nachmittag erschallte der eilige Hufschlag eines Pferdes; es war nur wieder ein Diener in der herzoglichen Livree. Die Dame sah sich getäuscht, statt des zugesagten Vertrauten empfing sie ein neues Schreiben. Hans Friedrich hatte sich nicht enthalten können, mit seinen vertrauten Räthen, dem Kanzler Brück und dem Ritter Wilhelm von Grumbach, über die Sache zu sprechen. Ihnen war es bedenklich erschienen, mit einer Unbekannten in Verkehr zu treten, so lange sie außerhalb des eignen Gebiets wohne. Man bewog ihn also, die Dame an irgend einen Ort seines Landes einzuladen; in Folge dieser Berathung meldete er der Herzogin von Asibelen die Aenderung seines Willens, und ersuchte sie, um jeder Unannehmlichkeit vorzubeugen, sich nach Buttstädt zu begeben, er wolle dann selbst kommen und ihre Botschaft anhören.

Unwillig und etwas gereizt las die Dame das Schreiben. „Sagt Euerm Herrn," sprach sie etwas hochfahrend zu dem Ueberbringer des Briefes, „daß ich mich nicht sehr lange hier zu verweilen gedenke. Bittet ihn aber, er möge, wenn er meine Meldung vernehmen will, wie er versprochen, Jemand hierhersenden." Damit entließ sie den Mann.

Der Herzog ward unschlüssig, in ihr Begehren zu willigen; als er aber gar hörte, wie armselig es in ihrem Gemach ausgesehen, und in welch dürftige Gewänder sie und ihre Dienerschaft gekleidet gewesen, da beschloß er in der ersten Aufwallung des Unmuths über die getäuschte Erwartung, das Ganze fallen zu lassen; denn unwillkürlich kam ihm der Gedanke bei, die vorgebliche Mittheilung möchte in nichts Anderem als einem Anspruch auf seine nicht eben gefüllte Börse bestehen. Gleichwohl drängte ihn eine unbesiegbare Neugier, diesen Vorsatz aufzugeben, und am 20. Dezember machte sich sein Stallmeister, Kaspar von Posek, mit einem Kredenzbriefe zu der Dame auf den Weg.

Die irländische Herzogswittwe nahm ihn, trotz seiner Stellung und der ihn begleitenden Empfehlung, noch stolzer und hochfahrender als den frühern Boten auf; sie verstand sich zu keiner Mittheilung, sondern wollte nunmehr den Herzog selbst sprechen oder weiter ziehen. Der Herr von Posek kehrte unverrichteter Sache nach Weimar zurück. Der Brief, den er seinem Herrn mit heimbrachte, enthielt ohne Zweifel viel Anlockendes; ungeachtet der wenig vortheilhaften Schilderung des Ueberbringers von der Dame und ihrer Umgebung, traf er aufs Schleunigste Anordnungen zu ihrer Aufnahme in Roßla, bat sie dorthin zu gehen und auf seine Unkosten zu leben, und zeigte sich geneigt, sie zu besuchen, sobald er abkommen könne.

Eben da die guten Eckartsbergaer sich schmeichelten, den Schleier gelüftet zu haben und nur noch die Bestätigung des Resultats ihres langen Nachdenkens erwarteten, gewahrten sie zu ihrem unbeschreiblichen Verdruß, daß die Fremde sich reisefertig machte und am Mittag des Weihnachtheiligenabend in ihrem unscheinbaren Fuhrwerk der Stadt den Rücken wendete. Die Launenhaftigkeit der Herzogin gab sich bei dieser Gelegenheit offen kund. Nicht nach Roßla schlug sie ihren Weg ein, sondern nach dem nur eine Stunde entfernten Trebra, und dort richtete sie sich auf dem Jagdschlosse ein so gut es eben ging. Gegen Johann Friedrich entschuldigte sie sich damit, daß sie in diesem rauhen Dezemberwetter länger nicht als eine Stunde fahren könne.

Wenn schon dieser neue Beweis von Eigenwilligkeit den Herzog verdroß, so war er doch sehr gutmüthig, und die Neugier hatte über seinen Unmuth die Oberhand gewonnen. Allein ein persönliches Zusammentreffen hielt er, bevor er nicht genauere und zuverlässigere Nachrichten von der Unbekannten erhielt, nicht für räthlich; darum beauftragte er seinen langjährigen Geheimschreiber und Vertrauten, Hans Rudolph, ihre Botschaft zu vernehmen und empfahl ihn als ihres Vertrauens vollkommen würdig. Die Dame besaß Weltklugheit genug, um einzusehen, daß ein längeres Zurückhalten nur Mißtrauen und Vorurtheile erwecken müsse, die, einmal erregt, nur schwer zu beseitigen waren, und sie zögerte nicht weiter, dem dringend empfohlenen Manne ihre Geheimnisse zu offenbaren.

Voller Freude kehrte der greise Diener an den Hof seines Gebieters zurück. „Ich bringe Euch frohe Kunde, hoher Herr," rief er ihm mit der durch die unerschütterte Anhänglichkeit einer geraumen Reihe von Jahren entstandenen Kordialität beim Eintritt in sein Gemach entgegen; „jetzt mögt Ihr Euch getrost aller Sorgen um die Zukunft entschlagen. Euer Hoffnungsbaum, der so lange kahl und blätterlos war, grünt und blüht, und so Gott will, wird er Euch goldene Früchte tragen. Lest, mein gnädigster Fürst, was ich hier der fremden Dame zu Trebra Wort für Wort nachgeschrieben habe." Er überreichte dabei dem Fürsten eine Rolle. Dieser öffnete sie hastig und blickte darauf, legte sie aber schnell bei Seite.

„Erzählt es Uns lieber, mein guter Hans; erzählt Uns, was Ihr gesehen und gehört habt!" entgegnete Johann Friedrich ungeduldig.

„Nun denn, Eure königliche Muhme von England ist

nicht todt, wie man ausgebreitet hat! — sie lebt und befindet sich in vollster Sicherheit —"

„Sie lebt!" unterbrach ihn der Herzog erstaunt; „sie lebt! — und wo lebt sie — ist die Dame selbst Unsere Muhme?"

„Das nicht, und wo sie sich aufhält, das scheint das Geheimniß der Herzogin zu sein. Aber sie lebt in Dürftigkeit und Elend, und viele Mißhandlungen hat sie erdulden müssen. Sie hofft jetzt, daß Ihr, mein Fürst, der Ihr doch ihrer Schwester Sohn seid, Euch ihrer erbarmen und sie unter Euern Schutz nehmen werdet."

„Aber wer ist die Dame selbst — wie kommt sie zu dieser Wissenschaft?"

„Sie sagte, sie sei der Königin Vertraute und wie sie sich genannt, eine Herzogin von Scypern."

„Und was vertraute sie Euch von Unsrer Muhme an?"

„Sie war nicht zu bewegen, mir etwas Weiteres zu erzählen. Nur Euch selbst wollte sie das mittheilen. Was sie mir erzählte, ging nur sie selbst an. Um ihrer Anhänglichkeit an Luthers Lehre willen, sperrte man sie in den Tower, Eure Muhme aber in ein Kloster, und gab sie für todt aus. Ihre Freunde erfuhren es und retteten die Herzogin in einer dunkeln Nacht mittelst eines Seiles aus ihrem Kerker. Sie brachten sie auf ein bereitliegendes Schiff, mit dem sie wohlbehalten nach Danzig kam. Nicht lange nachher — vierzehn Tage vor künftiger Fastnacht werde es ein Jahr — langte auch Eure Muhme mit sammt ihren Schätzen glücklich dort an. Sie gedachten zuerst nach Wien zu gehen, um sich unter den Schutz des Kaisers zu stellen, und sie würden es auch gethan haben, wenn nicht ein erschrecklicher Unfall ihren Plan vereitelt hätte."

„Ein Unfall!" unterbrach der Herzog seinen Geheimschreiber schnell und ängstlich.

„Stellt Euch vor, trotz des Geleitsbriefes, den ihnen der König von Polen mit auf die Reise gab, wurden sie von einer Bande von Räubern in ihrer Nachtherberge zu Neustädtlein, auf der Straße zwischen Warschau und Krakau, überfallen."

„Entsetzlich!" murmelte Johann Friedrich. „Und weiß man nicht, wer sie waren?"

„Zwei polnische Edelleute, Tofzky und Lescinsky mit Namen, waren die Anführer der Bande. Die Schätze, welche Eure Muhme mit sich führte und die sich auf acht Tonnen Goldes beliefen, mochten sie angezogen haben; sie fielen in ihre Hände." Der Herzog seufzte tief auf und mit einer Miene tiefen Bedauerns faltete er die Hände. „Alles wurde niedergehauen," fuhr Rudolph fort, „die Herzogin konnte sich nur durch einen Sprung aus dem Fenster retten, und außer dem nackten Leben brachte sie nur die goldene Kette an ihrem Halse und den Wetscher davon. Die Kammerfrau Eurer Muhme, Katharine von der Recke, und ihr Kavalier Johann Hettersheim wurden erschlagen. Zieritz, ein Irländer von Adel, verlor seine linke Hand; er entkam, aber wie und wohin, das kann Niemand sagen. Was noch am Leben war führten die Räuber nach Kustmark bei Posen und hielten es bei einer gewissen Katharine Preuerin versteckt."

„Aber was geschah Unserer Muhme Anna?" fragte der Herzog besorgt.

„Nur wie durch ein Wunder entging sie und die Herzogin den Räubern. Der überstandene Schrecken machte sie krank, zu dem waren sie ohne alle Mittel, und elend genug kamen sie nach Liegnitz, wo sie Herzog Friedrich ganzer zwölf Wochen verpflegte."

„Hat man denn die Räuber nicht verfolgt?" fragte Johann Friedrich in ängstlicher Spannung von Neuem, „und machte man keinen Versuch, das Gold wieder zu erlangen?"

„Das wohl," antwortete der greise Diener, „aber es nutzte zu nichts. Eure königliche Muhme beklagte sich nämlich bei dem Woiwoden von Krakau, der mochte aber mit der Sache nichts zu schaffen haben, denn Lescynsky ist sein Verwandter. Ueberdieß durften sich die Damen nicht länger verweilen; man stellte ihnen von England aus eifrig nach und versprach dem, der sie zurückbringen würde, fünf Tonnen Goldes. Nach mancherlei Abenteuern ist nun die Herzogin hierhergekommen; sie würde Euch mein Fürst, an Euerem Hofe aufgesucht haben, wenn es ihr nicht an Allem mangelte, um standesgemäß aufzutreten. Darum läßt sie Euch durch mich bitten, doch ja zu ihr zu kommen, damit sie Euch das, und noch mehr selbst sagen könne."

„So ist also wohl Unsere Muhme nicht mit ihr gekommen?"

„Es scheint in der That nicht; außer der Dame habe ich nur einige dienstbare Personen gesehen. Auch versicherte sie mir, daß sie nicht bei ihr sei, und sich vielmehr aus Furcht vor Verrath noch verborgen halte, bis die Frau Herzogin aus Eurem Munde erfahren, Ihr wollet ihrer Herrin ein Schützer sein."

Johann Friedrich schritt, in tiefes Nachsinnen versunken, mit auf den Rücken gelegten Händen, mehrmals im Zimmer auf und ab. Er schien die Anwesenheit seines Dieners gänzlich vergessen zu haben. „Es scheinen also die Ersparnisse Unsrer Muhme unwiederbringlich verloren!" murmelte er vor sich hin. Rudolph hatte die Worte verstanden; er war noch nicht am Ende seines Berichts und glaubte, daß es Zeit sei, darin fortzufahren. „O, fürchtet das nicht," unterbrach er das Schweigen. Der Herzog wendete sich überrascht nach ihm um. „Wie, ist noch Hoffnung vorhanden?" fragte er.

„Das Geraubte mag verloren sein," antwortete der Geheimschreiber, „aber wie Ihr hier lesen könnt, gibt es der Schätze noch genug. Denkt nur mein Fürst, fünf und zwanzig Tonnen Goldes in blanken Kronen, und Juwelen, Geschmeide und Gewänder in Ueberfluß; selbst die Insignien der englischen Krone und die Privilegien, die ihr Maria einst in der Bedrängniß verpfändete."

„Ihr müßt Euch täuschen, mein alter Hans," rief der Fürst im größten Erstaunen. „Wie wäre das möglich?"

„Und doch ist es so. Eure Muhme, die Königin brachte sie bei Zeiten in Sicherheit. Sie übergab sie einem Kaufmanne, dem sie einst durch ihre Fürbitte das Leben rettete, und dieser beförderte sie nach Augsburg an Jobst Reffhausen, der für die Fugger viel nach England handelt. Mit meinen eignen Augen habe ich die Dokumente gesehen und mich von ihrer Echtheit überzeugt. Aber ich habe noch eine Botschaft und diese ist

wahrhaftig nicht die schlimmste. Wenn ich nämlich anders die Dame recht verstanden, will Euch Eure Muhme alle diese Reichthümer überlassen, sobald Ihr Euch Ihrer annehmt. Des Kurhuts seid Ihr dann gewiß, wenn Ihr wollt. Auch Eures Bruders, des Herzogs Johann Wilhelm hat sie freundlich gedacht. Sie gedenkt für ihn bei Heinrich von Frankreich um dessen Tochter zu werben und zweifelt nicht, daß ihr Antrag angenommen wird."

„Und Ihr seid Alles dessen auch ganz gewiß?" rief Johann Friedrich hastig, und doch mit einem Anfluge von Mißtrauen und Besorgniß.

„Auch ich kam mit Argwohn im Herzen zu ihr," betheuerte der ehrliche Rudolph; „aber jetzt hege ich keinen mehr. Ich habe die Papiere vorsichtig geprüft; ich habe das Handsiegel der engländischen Königin, von gediegenem Golde, in meinen Händen gehalten, und was bedarf es mehr um jedes Mißtrauen verschwinden zu machen. Wenn Ihr die Dame seht, mein gnädigster Fürst, dann werdet auch Ihr nicht länger an ihren Worten zweifeln."

Johann Friedrich schritt in gewaltiger Aufwallung rasch auf und ab; endlich blieb er am Fenster stehen. „Es ist gut so mein alter Hans, Wir wollen Eure Schrift durchlesen und hoffen, daß Eure Botschaft Uns zum Guten ausschlägt." Er machte eine Handbewegung und Rudolph entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung.

Noch lange durchmaß der Herzog unruhig das Gemach, dann warf er sich in seinen Armstuhl und vertiefte sich in die Aufzeichnungen seines Vertrauten. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie völlig mit der eben gehörten Erzählung übereinstimmten, überließ er sich den Folgerungen, die sich jetzt in seinem Geiste bildeten. Seine Augen strahlten in neuem Glanze; Alles was sein unglücklicher Vater verloren, er hoffte es mit Hilfe des Geldes der reichen Muhme wieder zu erlangen.

Am Weimarischen Hofe waren die Herzen der wenigen in dieses Geheimniß Eingeweihten mit Hoffnung und Freude erfüllt. Wie vorher in Eckartsberga die räthselhafte Unbekannte, so war jetzt hier die reiche Muhme das Stichwort um welches sich die Unterhaltung drehte, und die bisher so schwachen Aussichten zur Wiedererlangung der einstigen Größe und Macht wurden beim Hinblick auf die unermeßlichen Schätze der freigebigen Anna auf's Höchste angeregt. Ohne Säumen sendete man, da die Herzogswittwe darum gebeten, Wein und Wildpret nach Roßla, wohin sich die Dame inzwischen gewendet, und in dem diese Gegenstände begleitenden Briefe versprach Johann Friedrich ihr schwarzen Kartek und Sammet zu einem Untergewande, und außerdem sollte der Kanzler Brück ehestens nach Wittenberg abreisen um mehrere dort von ihr verpfändete Schmucksachen einzulösen.

Dem Herzog ließ es nirgends, weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe. Er war zu sehr von den empfangenen Nachrichten aufgeregt, als daß er nicht den Wunsch hätte fühlen sollen, sich von der Wirklichkeit zu überzeugen. Sobald er vom Hofe abkommen konnte, und das war kurz nach Beginn des neuen Jahres, eilte er auf den Schwingen freudiger Zuversicht nach Roßla, um die so lange verheißene Zusammenkunft zur Wahrheit zu machen. Erwartungsvoll trat er in das Kloset der Dame ein und die ersten etwas förmlichen Begrüßungen wurden ausgetauscht; allein wie überraschte es ihn, als sie alle Rücksichten der Konvenienz bei Seite setzend, und wie es schien der Bewegung ihres Herzens folgend, auf ihn zueilte, ihn in ihre Arme schloß und ihren lieben Vetter nannte.

„Wie — Ihr seid es selbst? — Unsre Muhme Anna!"

„Verzeiht, Vetter, wenn ich dem Drange meines Herzens nicht länger widerstehen konnte. Ich bin's, die man todt gesagt, weil Bosheit mich umgab und dem Neid nach meinen Besitzthümern lüsterte. Wohlbehalten bin ich jetzt in Euerm Lande, und vielleicht darf ich hoffen, daß Ihr mein Schützer sein werdet, wenn mich die Feinde noch weiter verfolgen sollten."

Die Zusammenkunft war eine lange. Unter Schilderungen aus der Jugendzeit am Hofe ihres Vaters zu Kleve vergingen die Stunden rasch. Wie konnte Er, in dessen Brust sich der Argwohn nur schwach geregt, noch länger zweifeln, daß die vor ihm Stehende wirklich seine Muhme sei, da Anna ihm im Laufe des Gesprächs die Narbe an der Stirn zeigte, die, wie dem Herzog bekannt war, eine Wunde zurückgelassen, welche die erzürnte Mutter durch einen unglücklichen Wurf mit der Scheere ihr beigebracht. Was sprach mehr für die Echtheit als der Familienerbfehler, die verkrüppelten Zehen? Bedurfte es da noch des Vorzeigens eines Miniaturgemäldes, das Anna und ihre jüngere Schwester als Kinder darstellte, und der Aufzählung einer Menge von geringfügigen Begebenheiten aus dem älterlichen Hause, um jedes Mißtrauen zu entfernen?

Johann Friedrich kehrte, aufs vollkommenste überzeugt, nach Weimar zurück. Die Freude seines Herzens war so groß, daß sie nicht Raum genug darin fand und sich in einem Briefe an seinen Bruder Johann Wilhelm, der in französischen Diensten stand und sich eben zu Paris aufhielt, ergoß. Aber am Schlusse des Schreibens forderte er — aus Furcht, die reiche Erbschaft könne ihm von den Verwandten zu Kleve entrissen werden — die strengste Verschwiegenheit, ja er bat, den Brief sogleich zu vernichten.

Wie sehr man auch auf die Geheimhaltung der Anwesenheit der entflohenen Gemahlin Heinrichs von England bedacht gewesen war, so lief doch schon um die Mitte des Januar 1559 ein Brief aus Leipzig ein, der bewies, daß die Kunde von den Vorgängen im Weimarischen Lande ihren Weg bereits weiter gefunden, und der die Absicht an der Stirn trug, die Muhme Anna von dort aus ihrer behaglichen Ruhe zu vertreiben. „Er höre," schrieb der Küchenschreiber Fritz Dietrich, „es sei eine gewisse Person zu Roßla, der Herzog möge sich mit ihr vorsehen, denn sie habe in Mecklenburg, bei dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzog von Liegnitz üble Praktiken gemacht, sei auch in Halle und Leipzig gewesen und habe da allerlei schlimme Streiche ausgehen lassen. Der Herzog wies die Verdächtigung, als von ihren Verfolgern herrührend, unwillig von sich und warf den Brief unbeachtet bei Seite. Er war seiner Sache zu gewiß und zu viele von seinen liebsten Wünschen und Hoffnungen klammerten sich an seinen Glauben, um dem Schreiben eines Unbekannten Werth

beizulegen. Er blieb gegen seine Muhme gleich zuvorkommend und verdachtlos.

Mittlerweile begann Anna zu fürchten, Roßla gewähre ihrer Person keine hinreichende Sicherheit; sie bat, ihren Aufenthalt auf der Festung Grimmenstein bei Gotha nehmen zu dürfen, und Johann Friedrich fand das Verlangen so begründet, daß der Umzug unverweilt vor sich ging. In diesem Winterquartiere überließ sich die Dame sorglos der Gegenwart. Der Herzog versah sie mit Bequemlichkeiten und Lebensgenüssen, soweit sie seine Mittel verstatteten; seine zweite, ihm vor etwa sieben Monaten angetraute Gemahlin Elisabeth, trat mit ihr in einen freundschaftlichen und lebhaft fortgesetzten Briefwechsel, und die Familie des Festungskommandanten Bernhard von Mila suchte ihr die Zeit angenehm zu verkürzen. Aber trotz aller Bestrebungen der königlichen Verwandten die Leiden der Vergangenheit vergessen zu machen und ihr zu bieten, worauf eine Frau ihrer Stellung zu jener Zeit Anspruch machen konnte, war es doch nicht immer möglich, sich allen ihren Launen zu fügen und jede ihrer Forderungen zu befriedigen. Des Herzogs Einkünfte standen damit in keinem Verhältniß, und die verwöhnte Frau mußte sich Manches versagen, was ihr Bedürfniß schien. Was Wunder also, daß sie in ihren häufigen Geldverlegenheiten das Zutrauen und die Achtung des Herrn von Mila dazu benutzte, ihm nicht unbeträchtliche Summen abzuborgen! eine Freundlichkeit, die sie mit dem Versprechen vergalt, Alles reichlich wieder zu erstatten, sobald ihre Schätze gehoben sein würden.

Und so waren zwei Monate ihren Vorgängern nachgeeilt. Noch ließ sich keine Spur von den vielbesprochenen Schätzen blicken; aber noch hatte kein Schatten von Mißtrauen die Erwartungen des Herzogs getrübt. Allerdings hatte er oft den Wunsch gefühlt, sich ihrer zu vergewissern, aber Tag auf Tag und Woche auf Woche war vergangen, ohne daß die eigensinnige Muhme Anstalten zur Herbeiziehung des Geldes machte. Auf Grumbachs und Brücks Andringen setzte er endlich sein gewohntes Zartgefühl bei Seite, und ließ von seinem Geheimschreiber zwei Schenkungsurkunden aufsetzen, die Anna zur Bestätigung vorgelegt werden sollten. Am Mittwoch nach Estomihi brachen Johann Friedrich, Wilhelm von Grumbach und Hans Rudolph von Weimar auf und ritten in raschem Trabe dem Grimmenstein zu, den sie von Allen unerwartet am späten Abend desselben Tages erreichten. Die Dokumente sollten ausgefüllt werden; Muhme Anna versuchte keine weiteren Ausflüchte und diktirte die einzelnen Punkte selbst. Den zwei älteren Brüdern überließ sie dafür, daß sie sie schützten, ihre sämmtlichen Besitzthümer, dem dritten, einem kränklichen und gebrechlichen Jünglinge, setzte sie fünfmalhunderttausend Kronen aus, und würde Anna's Schwester, Amalie, bei ihr leben wollen, so sollte sie zwei Tonnen Goldes haben. Die Urkunde wurde in doppelten Abschriften ausgefertigt, eigenhändig von beiden Theilen unterzeichnet und vom Herzoge mit seinem Ringe, von Anna mit einem großen goldenen Petschaft, auf dem das vereinigt Jülich-Klevesche Wappen eingegraben war, besiegelt.

Jetzt war Johann Friedrich der Besitzer eines ungeheuern Reichthums — auf dem Papiere — mit dessen Hilfe man alle weiteren Pläne zu verwirklichen gedachte. Der Herzog gab sich ausschweifenden Freudenergüssen hin.

Noch ahnte Niemand, wie nahe die Enttäuschung bevorstand, und wie Schlag auf Schlag die entmuthigendsten Nachrichten eintreffen sollten. Die Baumeisterin hatte ein kühnes Werk aufgeführt; nur schade, daß ihm der Grundpfeiler fehlte, und daß es in Staub und Trümmer brechen sollte, ehe es ausgebaut war.

Die sonnigen Tage des Mai waren angebrochen und mit ihnen erwachte in dem Herzoge der Wunsch, seinen Schwiegervater, den Pfalzgrafen bei Rhein zu besuchen. Ehe er jedoch seine Vorbereitungen zur Abreise traf, drang er in die Muhme, die nöthigen Anweisungen zu geben, um die außen stehenden Gelder herbei zu schaffen. Der erste der Sendlinge ging nach Nürnberg, wo eine Tonne Goldes verwahrt liegen sollte; ihm folgten in Zwischenräumen Andere, die ihren Weg nach Holstein und Danzig einschlugen. Jetzt theilte der Argwohnlose Anna seinen Reiseplan mit und übersendete ihr eine neue Haube. Dann bestieg er sein Pferd, aber nicht ohne zuvor die Weisung zurück zu lassen, die heimkehrenden Boten möchten ihm ihre Nachrichten unverweilt an seinen neuen Aufenthaltsort überbringen.

So saß er denn eines Tages im traulichen Gespräche mit seinem Schwiegervater in dessen Gemach auf dem Schlosse zu Amberg, als ein Diener erschien und Hans Jäger anmeldete, der den Herzog zu sprechen begehre. „Hans Jäger!“ rief Johann Friedrich freudig überrascht; „ei, wenn wir uns nicht ganz irren, so war das der Name des Mannes, der in unserm Auftrag nach Nürnberg ging, damit er die Tonne Goldes hole, die unsre Muhme dort hinterlegt. Der Mann kommt uns just sehr gelegen, und jetzt mein theurer Vater, werdet Ihr Euch überzeugen, daß wir uns durch kein Blendwerk haben täuschen lassen.“

„Das gebe Gott,“ erwiederte der Pfalzgraf fromm. „Ich wünsche von ganzem Herzen, daß es Euch dann gelingen möge, das wieder zu erringen, was Euch von Rechtswegen gehört und womit sich Euer Vetter August jetzt brüstet.“

„O, ich hege darum nicht viele Sorge; die Sterne weissagen mir Gutes und ich wünsche nur, daß wir nicht mehr lange darauf zu warten brauchen. Laßt indeß unsern Diener eintreten. Nun, bringt Ihr uns gute Kunde von Nürnberg mit?“ redete der Herzog den eintretenden Hans Jäger etwas hastig an.

„Nicht ganz so gute, als Ihr vielleicht erwartet habt, gnädigster Fürst,“ antwortete der Angeredete; „ich fürchte fast es zu sagen, daß mein Weg ein vergeblicher war. Ich legte den Herren des Rathes von Nürnberg Euer Schreiben und das Eurer königlichen Muhme vor; sie sahen einander fragend an und meinten, es sei ihnen nichts von dem Gelde bekannt. Ich ließ mich nicht so schnell zurückweisen und es ward mir endlich die Antwort, die alten Rathsherrn würden wohl einen andern Bescheid geben können; allein sie befänden sich noch auf dem Reichstage zu Augsburg.“ „Und seid Ihr nicht gen Augsburg gezogen, um sie zu befragen?“ sprach Johann Friedrich im Tone getäuschter Zuversicht. „Man erwartete ihre Rückkehr mit jedem Tage,“ entgegnete der Bote; „ich aber

glaubte nicht zögern zu dürfen, Euch, mein Fürst, ihre Antwort mitzutheilen. Ihr mögt mich deßhalb entschuldigen. Euern Agenten hinterließ ich indeß den Auftrag, weitere Erkundigungen anzustellen und Euch auf's Schnellste Nachricht zu geben."

„Daran habt Ihr ganz recht gethan, Hans," bemerkte der Herzog mit einer entlassenden Geberde. „Nun, ich hoffe, daß wir nicht lange auf eine gute Botschaft aus zu schauen haben werden," murmelte er dann verdrießlich vor sich hin.

Ungefähr eine Woche später langte das heiß ersehnte Schreiben des Nürnberger Agenten an. Hoffnungsvoll und doch mit einem unabweislichen Gefühle der Bangigkeit öffnete es der Herzog. Mehrmals durchlas er es aufmerksam; er schien seinen Augen nicht zu trauen, da man ihm meldete, die Rathsherrn wüßten kein Wort von einer Tonne Goldes. Mißtrauen stieg in seiner Seele auf, jedoch nicht gegen seine Muhme, sondern gegen die Rathsherren. Niedergeschlagen faltete er den Brief zusammen und begab sich zu seinem Schwiegervater, um diesen die entmuthigende Mittheilung lesen zu lassen.

Der Pfalzgraf schüttelte mißmuthig den Kopf und legte das Papier auf den Tisch. „Die Sache will mir etwas bedenklich erscheinen; ich rathe Euch wohlmeinend, seht Euch mit dem Weibe vor! Ich habe nie so recht Eure Ueberzeugung theilen können und immer gefürchtet, daß man Euch zum Opfer einer Täuschung ausersehen habe, mein Sohn. Haltet Ihr es wirklich für möglich, daß Anna von Kleve von ihrem Jahrgehalte so große Reichthümer zurück gelegt habe, so müßt Ihr schärfer in sie dringen. Ist es aber, wie ich besorge, so seid Ihr schon zu lange getäuscht worden, um es ruhig hinnehmen zu können; oder Ihr dürftet Eure Nachsicht bitter bereuen."

„Nein, glaubt mir, man täuscht uns nicht. Welche Absicht sollte Anna auch haben, uns Schätze zu versprechen, die sie nicht besitzt? Nein, nein! ich fürchte weit eher, daß die Nürnberger keine Lust haben, das Anvertrauete heraus zu geben. Darum verleugnen sie es; aber wir werden sie nochmals und allen Ernstes an ihre Pflicht erinnern."

„Thut das, obgleich ich gegen die Nürnberger nicht so argen Verdacht hege. Wenn jedoch der Rath eines treumeinenden Vaters für Euch Werth hat, so laßt Eure Muhme scharf bewachen und unter keinem Vorwande aus dem Schlosse, bevor sie nicht ihre Zusage erfüllt und die Schmach von Euch genommen."

Und so geschah es auch, denn Johann Friedrich ließ sich von Solchen, denen er sein Zutrauen schenkte, leicht lenken. Der Herr von Mila wurde mit den gemessensten Weisungen versehen; aber der Fürst konnte es trotz der sich nach und nach mehrenden ungünstigen Nachrichten nicht über sich gewinnen, gegen die vermeintliche Verwandte seinen Argwohn zu offenbaren; ja, er war um seiner Wünsche willen ängstlich bemüht, ihn zu unterdrücken. Selbst da Johann Wilhelm schrieb, „es verlaute, das Weib sei noch vor ein Jüngstes bei unsrer gnädigsten lieben Frau Mutter Schwester eine Gürtelmagd gewesen," schüttelte er mißtrauisch den Kopf und mochte es nicht glauben.

Und die Muhme? — verlebte sie ihre Tage immer noch in sorgloser Sicherheit? — Während bereits das Damokles-



schwert über ihrem Haupte hing, während jeder ihrer Schritte sorgfältig überwacht wurde, blieb sie gleich zuversichtlich und suchte die Folgen der bösen Botschaften durch neue Täuschungen vergessen zu machen. So setzte sie einen Brief an König Heinrich in Frankreich auf, erinnerte ihn an einen Besuch in früherer Zeit und warb, wie sie versprochen, für Johann Wilhelm um der Tochter Hand. Die Uebergabe der englischen Reichskleinodien sollte der Lohn für die Annahme sein. An Johann Wilhelm schrieb sie, er möge nicht fortgehen, bevor er eine Antwort erhalten. Einem ihrer Korrespondenten in Nürnberg, Hans von Fremundt meldete sie, der Kaiser habe ihr durch seinen Gesandten einige Herrschaften anbieten lassen; sie seien ihr jedoch zu entlegen; würde er ihr aber das Fürstenthum Sagan und drei bis sechs Städte in Schlesien, sowie das Kloster Dobeken zusagen, so würde sie es annehmen und es solle dann auch nicht länger an Geld mangeln. Ein neuer Auszug ihrer Dokumente sollte ebenfalls dazu dienen, das sinkende Vertrauen ihres Schützers zu beleben. Und doch war Alles das nicht im Stande, den goldpapiernen Riesenbau aufrecht zu halten. Der Wendepunkt in dem Schicksale der angeblichen Königin nahte sich, und zwar schneller, als man es selbst in Weimar für möglich hielt.

„Ei, Grumbach, seht, welchen Gast erhalten wir dort?" redete Johann Friedrich den Ritter an, der gleich ihm in der Nähe eines der Fenster des herzoglichen Gemachs stand, durch welches man die Straße nach dem Schlosse überschaute. Der Angeredete wendete sich rasch der angedeuteten Richtung zu. „Er scheint es eilig zu haben," bemerkte er leichthin. „Was soll das?" rief der Herzog von Neuem; „trügt mich mein Auge nicht, so sind das die Farben unsers Vetters von Jülich. — Was kann ihn bewogen haben einen Eilboten an uns abzuschicken? Was denkt Ihr davon, Grumbach?"

Grumbach machte ein eben so überraschtes als mißmuthiges Gesicht. „Vielleicht gedenkt er seine Schwester zu sich zu fordern," sagte er stirnrunzelnd. „Das wäre schlimm für Euch, denn ich verzweifle noch nicht daran, daß ihr Gut zum Vorschein kommt, und Ihr wißt, ein großer Theil unsrer Hoffnungen hängt davon ab." — „Ganz wohl," entgegnete der Fürst, der noch immer aufmerksam durch das Fenster blickte; „aber es wird Zeit, wenn Wir nicht die Geduld und den Glauben verlieren sollen. Ich traue Ihr nicht mehr, und wenn es nicht Unsre Muhme wäre, so würden Wir schon ganz anders mit ihr verfahren sein. Mich beunruhigt eine schlimme Ahnung. Doch da wird der Mann selbst kommen. Laßt sehen, was er uns bringt."

Und während der Herzog noch sprach, ließen sich aussen Männerschritte vernehmen. „Ein Gesandter des Herzogs von Jülich-Kleve bittet um Zutritt," sagte der Diener. Johann Friedrich nickte und gleich darauf erschien der Angemeldete. Er überreichte einen Kredenzbrief und forderte im Namen seines Fürsten die sofortige Verhaftung der angeblichen Schwester. So wenig willkommen dem Herzoge diese Einmischung auch war, wie sehr ihn die Aufforderung im ersten Augenblick auch ausser Fassung brachte, so mußte er sich doch bei einem ungestörten Nachdenken eingestehen, wie rathsam eine solche Maßregel war und er willigte nach einigem Kampfe mit dem Kanzler Brück nicht nur in das an ihn gestellte Verlangen, sondern ordnete sogar ohne Zeitverlust das Weitere selbst an.

Da traten denn am Donnerstag nach Jakobus, als eben Muhme Anna träumerisch durch das Fenster ihres Klosets auf die herrliche, ausgedehnte Landschaft hinausschaute, der herzogliche Rath Dr. Stephan Klobius, der Leibarzt Dr. Johann Luther und der Stadtschöffer von Gotha, Paul Schallreuter bei ihr ein um sie über ihre Aussagen zu vernehmen. Trotz ihrer Ueberraschung gerieth die Bedrohte nicht ausser Fassung. Mit dem Anschein gekränkter Würde hörte sie ihre Reden an, stolz antwortete sie auf alle Fragen und beharrlich wies sie jede Verdächtigung ihrer Person von sich. Dieses und ein folgendes Verhör führten zu keinem Ergebniß. Johann Friedrich versicherte indeß dem Jülich'schen Abgeordneten, er wolle in dieser Sache so verfahren, daß ihn kein Vorwurf treffe, und der Beweis, daß er nicht gesonnen sei, Scherz mit sich treiben zu lassen, bestand darin, daß die „Muhme" unter scharfer Bedeckung nach dem Schlosse Tenneberg geführt wurde. Eine kleine, dürftig möblirte Zelle nahm sie auf, und selbst der Gesellschaft ihrer Dienerinnen beraubt, mußte sie nun wohl erkennen, mit wie strengen Gegnern sie es zu thun habe. Bestürzung bemächtigte sich ihrer; aber weder die Hoffnung noch der Muth verließen sie. In ihrer Einsamkeit fand sie hinreichende Muße einen Entschluß zu fassen; sie gab ihre Rolle auf, jedoch nur um sie mit einer andern zu vertauschen.

Im dritten Verhöre setzte ihr Klobius scharf zu. Zerknirscht warf sie sich vor ihm auf die Knie und weinte bitterlich. „Der Herzog wird mir um Gottes willen gnädig sein, daß ich ihn hintergangen;" flehte sie wehmüthig; „ich bin nicht seine Muhme, aber ich bin eine Tochter des Grafen von Ostfriesland; dem Grafen von Manderscheid zu Antorf vermählte ich mich insgeheim, denn er hatte mich zur Mutter gemacht. Wir gedachten nach England zu fliehen und ich ging ihm voraus; er sollte mir folgen, aber nie habe ich ihn wieder gesehen, denn Räuber erschlugen ihn auf seinem Wege. Ganz allein stand ich in dem fremden Lande. Anna nahm mich bei sich auf und bald wurde ich ihre Vertraute. Auf ihrem Todtbette trug sie mir auf, ihr gerettetes Vermögen den Herzogen von Sachsen zu überbringen. Ich kehrte nach Deutschland zurück und Zieritz war mein Begleiter. Er war es, der mich verführte, vorzugeben, ich sei die todtgesagte Königin. Euer Herr wird einem schwachen, irre geleiteten Weibe gnädig und barmherzig sein und mein Vergehen nicht zu hart strafen." Paul Schallreuter hatte ihre Aussage zu Papier gebracht und eine Abschrift des Protokolls ging nach Kleve ab. Man stellte Nachforschungen an und nach Kurzem kam die Antwort zurück, die Aussagen seien erlogen, wie es auch die beigelegten Familienatteststate bewiesen. Dessen ungeachtet beharrte sie keck auf ihren Angaben. „Zieritz ist noch am Leben und er hat das Gut," betheuerte sie; „Gott im Himmel weiß, daß es so und nicht anders ist. Ich will darauf leben und sterben. Aber wo sich Zieritz aufhält, das kann ich nicht sagen." Wer war dieser Mann? Existirte er wirklich? Umsonst forschte man nach einer Spur von seinem Dasein und man argwöhnte, sie bediene sich des Unerreichbaren, um die Hauptschuld von sich abzuwälzen.

In einem sechsten Verhör wurde sie nochmals in die Enge getrieben und der Erfolg war eine neue Darstellung. Sie erklärte die Tochter der Gräfin von Friesland und des Grafen von Rietberg zu sein; ein Herr von Reuning habe sie an Anna's Hof gebracht. Zieritz behielt seine frühere Rolle. Doch auch dieß wurde zu Kleve als unwahr verworfen. Aber schon hatte die Dame eine andere Erzählung bereit. „Ihr drängt mich, das zu sagen, was ich verschweigen wollte," rief sie schluchzend, da ihre Peiniger sie auf's Neue bestürmten; „der Herzog Johann von Kleve ist mein Vater." Die Abgeordneten blickten einander überrascht und fragend an. „Zweifelt nicht an meinen Worten," fuhr sie ermuthigter fort, „ich spreche die lautere Wahrheit. Meine Mutter, Margarethe von Schenk, war Nonne im Stift Essen und des Herzogs Geliebte. Er ließ mich im Kloster erziehen und ich blieb dort bis mich meiner Mutter Bruder nach England und in den Hofstaat der Königin Anna brachte. Mit Zieritz verhält es sich, wie ich gesagt. Der Schändliche verließ mich in Polen, um sich an Andere zu hängen und von dem Golde hat er mir nichts heraus gegeben."

War es nun, daß das unausgesetzte auf sie Einstürmen, verbunden mit der Abgeschlossenheit von allen menschlichen Wesen, an die sich Anna's Geist nicht gewöhnen wollte, ihre physischen und Geisteskräfte zu sehr angriff, oder glaubte sie durch eine augenscheinliche Störung ihrer Sinne ihr Loos zu verbessern, genug, am 23. August berichtete der Tenneberger Amtmann, der Böse mische sich in's Spiel; er erscheine der Gefangenen, biete ihr Geld und zwicke und kneipe sie, wenn sie es nicht annehme. Er, der Amtmann, habe sie diesen Morgen angepackt und gedroht, ihr den Hals zu brechen, wenn sie nicht die Wahrheit sage. „Ich will es thun," hatte sie geantwortet; „man mag mich verhören; aber wenn Ihr nicht Leute bei mir laßt und des Nachts ein Licht gebt, so werde ich mich ermorden."

Beim Anhören dieser Botschaft begann sich in der Brust Johann Friedrichs Theilnahme für sie zu regen. Sein Zorn hatte sich verkühlt sobald er vernahm, die Dame gebe vor, eine Tochter seines Oheims zu sein. Bei sich selbst war er davon überzeugt, und hätte ihn nicht sein Versprechen gebunden, er würde die Arme in Freiheit gesetzt haben. Um so erbitterter war Wilhelm von Kleve. In seiner Unversöhnlichkeit drängte er zu noch schärfern Maßregeln.

Und wieder begaben sich die Inquirenten nach dem Tenneberg. Wer aber war der hohe Mann mit den strengen, harten Zügen, der hinter ihnen d'rein ging? Niemand konnte darüber in Ungewißheit sein — der Scharlachmantel verrieth sein rauhes Geschäft — es war der Scharfrichter von Jena. In dem Gemach, worin das Verhör stattfinden sollte, waren den ganzen Morgen schon mehrere hartgesichtige Leute beschäftigt gewesen, ein hölzernes Rüstwerk aufzustellen, das mit seinen Rädern und Schrauben unheimlich genug ausschaute. Sobald Alles bereit war, erhielt der Kerkermeister den Auftrag, seine Gefangene hereinzuführen und wenige Minuten später erschien die Dame in ein schlichtes, dunkles Gewand gehüllt vor ihren Richtern. Zuversichtlich, fast trotzig war ihre Miene, aufrecht ihre Haltung; kaum gewahrte sie jedoch im Hintergrunde des Zimmers den Rothmantel, als auch die Blässe ihrer Wangen zur Aschenfarbe wurde; ein zweiter Blick ließ sie die Foltergeräthschaften erkennen und ein sichtbares Beben durchzog ihre Glieder vom Scheitel bis zur Sohle. Ihr Trotz verschwand und ihre Kniee brachen zusammen. „Wir haben Euch nochmals vor uns beschieden," redete sie Klodius in strengem und gemessenen Tone an, um Euch diesmal mit Ernst zu befragen; wir verhoffen uns, Ihr werdet nicht länger zögern, die Wahrheit zu gestehen, wenn Ihr nicht wollt, daß Euch der Meister Scharfrichter, den wir um Euretwillen hieher beordert haben, persönlich angreife und Euch durch seine Mittel zum Geständniß bringe. Sagt uns also jetzt ohne Rückhalt — wir befragen Euch im Namen des Herzogs Johann Friedrich zu Sachsen und im Namen des Herzogs Wilhelm von Jülich, Kleve und Berg: — wer seid Ihr?"

Erschreckt und beinahe unfähig ein Wort hervorzubringen, brach die Unglückliche in ihre Kniee. Thränen quollen ihr aus den Augen und flehend erhob sie die Arme gegen den herzoglichen Rath. Eine Weile verging ehe sie sich so weit wieder faßte um sprechen zu können. „Habt Mitleid mit einem armen Weibe, deren Blut weder dem Herzoge noch Euch etwas nützen kann", stammelte sie endlich; „ich vermag es nicht anders zu sagen, als daß der Herzog Johann von Kleve mein Vater war. Ich hoffte Ihr würdet mich in Frieden ziehen lassen, ohne mich zu zwingen, den Namen meiner Mutter preiszugeben. Ihr bedroht mich noch ärger und jetzt muß ich es wohl thun. Es war die Gräfin Elisabeth von Defurte. Sie starb einige Tage nach meiner Geburt, nur Wenige kannten die Ursache ihres Todes und ihr Ruf blieb von den Lästerzungen verschont. Nonnen waren meine ersten Pflegerinnen, im Stift Essen erhielt ich später meine Erziehung; aber ich war nicht lange dort, mein Vater übergab mich der Frau von Sielbach, die in Klarendorf wohnte. Gar oft kam der Herzog hieher und stets sagte er mir dann, indem er mich liebkoste, er habe mich eben so lieb, wie seine rechten Kinder." Alles das hatte die Gefangene mit vom Schluchzen häufig unterbrochener Stimme erzählt; jetzt flossen bei dieser Erinnerung ihre Thränen stärker und mit sichtbarer Anstrengung fuhr sie fort: „Meine gute Pflegemutter starb, für mich viel zu früh. In der Jungfrau Ida von Diepenbruck im Kloster Asbeck erhielt ich eine neue Pflegerin, sie behandelte mich mit der größten Rücksicht; leider lebte auch sie nur kurze Zeit und mein herzoglicher Vater brachte mich im Kloster Tanzenhorst unter. Gerade einundzwanzig Jahre war ich alt, da ich es verließ um bei der Gräfin von Brerode zu leben. Hier lernte ich den Herrn von Rockhausen kennen, dem ich mich mit Bewilligung des Herzogs vermählte. O, er war mir noch immer ein gütiger Vater, der an meinem Schicksale den lebhaftesten Antheil nahm, denn er wies mir zur Aussteuer sechszehntausend Gulden an. Fünfzehn Jahre vergingen uns, ohne daß unsere Liebe abgenommen hätte und zwei Kinder erhöhten das Glück unsrer Ehe. Da starb mein Gemahl und ich zog mich nach Lüttich zurück, wo ich mein Leibgedinge besaß. Hier machte ich Zieritz's Bekanntschaft, der im Dienst des Domherrn Grafen von Beichlingen stand. Er wußte sich bei mir

einzuschmeicheln, aber er war ein schlimmer Mann, wie ich zu spät einsah, und schlauer als es für mich elendes, alleinstehendes Weib gut war. Mit hinterlistigen Worten überredete er mich, einige von den meinen Kindern zugehörigen Gütern zu verkaufen und mit ihm nach England zu gehen. Ich war schwach genug nachzugeben und achtzehn Monate lebten wir meist in London. Mit einemmale mußte ich wahrnehmen, wie mein Verführer all mein Vermögen leichtsinnig verschwendet hatte. Er vernachläßigte mich, ich litt bittern Mangel und würde umgekommen sein, wenn nicht die Wirthin des Hauses, Mrs. Marning, sich meiner erbarmt und mich zur Königin Anna gebracht hätte. Ihr Herz wurde von meiner bedrängten Lage gerührt, vertrauensvoll erzählte ich ihr die Geschichte meiner Geburt und überzeugte sie durch die mißgestalteten Zehen. Jetzt fand sie meine Aehnlichkeit mit ihrem Vater und sagte, daß sie sich meiner erinnere; sie behandelte mich gütig und entließ mich ansehnlich beschenkt. Das ist Alles, was ich zu sagen weiß, und wenn Ihr mich in Stücke reißen ließet. Es mag mir immerhin den Kopf kosten, so werde ich doch auf diesem Bekenntniß verharren."

„Wenn das, was Ihr uns jetzt berichtet, die Wahrheit ist, warum habt Ihr nicht schon früher es offenbart?" fragte Klodius streng und argwöhnisch.

„O, ich habe es zu sagen verschwören müssen", antwortete die Unglückliche sich das Gesicht mit ihrem Taschentuche verhüllend. „Wo ich es nicht thäte, sollte mir der Teufel den Hals brechen. Daher kommen auch seine großen Anfechtungen. Aber Ihr habt mir zu hart zugesetzt und jetzt muß ich es wohl sagen."

„So habt Ihr Euch also dem Teufel ergeben?" fragte Dr. Luther . . . . . „Und wohl gar in verliebter Gemeinschaft mit ihm gestanden?" fügte Klodius hinzu.

„Wie mögt Ihr nur so Schlimmes von mir Armen halten", entgegnete sie flehend; „ich habe mich ihm weder ergeben, noch verliebte Gemeinschaft mit ihm gehabt. Oft stand ich im Begriff Alles zu entdecken; aber dann trat er vor mich hin und hielt mir meinen Eid vor. Erst noch vor Kurzem erschien er mir und sagte: Nimm diesen Sack mit Gold und lege ihn an Deinen Platz; ich will Dich führen, wohin es Zeit ist zu kommen, denn Du wirst verhört und gemartert werden. Da bekreuzte ich mich, damit er von mir wiche; er packte mich jedoch und warf mich so gewaltsam aus meinem Bette, daß ich unfähig war aufzustehen und die Wächter mußten mich wieder hineinheben."

„Nun möchten wir Euch nur noch fragen, welche Absicht Ihr mit allen Euern Täuschungen gehabt?" fragte der herzogliche Rath den Blick streng auf sie geheftet.

„Ich wartete auf Zieritz", schluchzte die Geängstigte ausweichend, „wäre er nur gekommen, so würde ich dem Herzog Alles entdeckt und ihn um Gnade angefleht haben." Unter den Richtern entspann sich jetzt eine kurze Berathung, von der die Gefangene nichts verstand, da sie in lateinischer Sprache geführt wurde; alsdann ergriff der Vorsitzende das Wort und sprach mit nachdrücklicher, gebieterischer Stimme: „Im Namen des Herzogs fordere ich Euch nochmals allen Ernstes auf, die Wahrheit nicht zu verschweigen; Ihr seht, der Meister Scharfrichter steht bereit, Euch durch seine Mittel zum Geständniß zu bringen. Bekennt also!" Jammernd und wehklagend warf sich Anna zu den Füßen ihrer Richter nieder und schwor bei Gott und Seligkeit, sie habe jetzt die lautere Wahrheit gesagt. Man achtete darauf nicht, sondern gab dem Henker das verhängnißvolle Zeichen. Und der Schreckliche trat vor, ergriff das Weib barsch am Arme und zog sie der Folterbank zu. Mitleidslos rissen ihr seine Knechte die Gewänder ab und hoben sie auf die Leiter. Ohne Widerstand ließ sie Alles geschehen und das Räderwerk setzte sich in Bewegung. Da, als sich die Glieder der Unglücklichen gewaltsam streckten, begann sie erbärmlich zu schreien und zu winseln und flehte um Gnade. Von Zeit zu Zeit hielten die Henkersknechte ein und die Inquirenten richteten neue Fragen über ihre Aussagen an sie; aber bei allen beharrte sie trotz der heftiger werdenden Schmerzen fest darauf, es sei wie sie so eben gesagt und Johann von Kleve ihr Vater.

„Seht die blauen Flecken," unterbrach der weniger harte Luther seine Gefährten; „es sind dieselben, von denen sie behauptet, daß sie der Griff des Teufels hinterlassen. Martert sie nicht weiter, ihr Körper ist zu angegriffen, um mehr ohne Lebensgefahr zu ertragen." Nach einer kurzen Ueberlegung gab der herzogliche Rath dem Henker ein neues Zeichen und die Marterinstrumente hielten in ihrer Bewegung inne; die Banden wurden gelöst und das Opfer herabgenommen. „Ich habe mich dieser Behandlung versehen," stöhnte sie in ihrem Schmerz, „aber man wird es nicht anders finden, als ich gesagt." Dann faltete sie die Hände und flehte: „der Herzog mag mir vergeben und mir ein Stück Brod reichen lassen, bis man erfahren, wohin Zieritz gekommen. Und Ihr Herren, sendet mir einen Priester, der mir Trost zuspreche in meiner Noth, und einen Bader, damit er mich verbinde. Auch die Wache laßt mir; das Alleinsein ist so entsetzlich."

Bis zu diesem Zeitpunkte hatte Johann Friedrich, der geborne Kurfürst, wie er sich zu nennen pflegte, geschehen lassen, was sein Vetter zu Kleve anzuordnen für gut befunden. Er fühlte sich durch die Leiden der Betrügerin nicht nur versöhnt, er begann sogar zu argwöhnen, der eigennützige Bruder möge die Halbschwester nicht anerkennen. Wiewohl er weiteren, peinlichen Verhören seine Zustimmung zu versagen beschloß, fragte er doch bei der Absendung des letzten Protokolls an, was der Vetter meine, daß nun zu thun sei. Dieser antwortete unterm 20. Oktober: Alles seien Lügen, sein Vater habe nur zwei natürliche Töchter gehabt; eine davon befinde sich noch im Kloster, die andere wäre gestorben. Er eben so wenig wie seine Schwester Amalie, noch einer seiner Räthe oder Diener wisse von der vorgegebenen Geschichte und von den sechzehntausend Gulden stehe nichts in irgend einer Rechnung. „Alles ist ein erdichtetes, unverschämtes Vorgeben," schloß er seinen Brief, „und wenn die Person nur scharf gefragt würde, solle der wahre Grund zuletzt ganz anders an den Tag kommen und alle weitläufigen Erkundigungen unnöthig sein, und Euer Liebden dann wissen, sich gegen ein so unverschämtes Weib zu benehmen."

Aber der Sachsenherzog blieb seinem Vorsatze treu und der Winter ging vorüber, ohne daß man die Gefangene mit

weiteren Fragen belästigte. Allerdings stellte man insgeheim Nachforschungen an, sie führten indeß keine Aufklärung herbei. Aus ihren Papieren ersah man, daß Johann Friedrich nicht der Erste war, den sie täuschte. Es fanden sich Briefe vom Kurfürsten Johann von Brandenburg, vom Herzog Adolph von Holstein und Herzog Friedrich von Liegnitz vor, in denen sie „Unsere liebe Frau Muhme, Frau Anna, geborene Herzogin von Jülich und Kleve, gekrönte Königin von England" genannt wurde. Man war diskret genug sie darüber nicht zur Rede zu stellen. Um jedoch die Sache zu einem Schlusse zu bringen wurde im März des Jahres 1560 ein neuntes und letztes Verhör angeordnet, dessen Leitung der Kanzler Brück übernahm.

Was sie da erzählte war dem frühern völlig gleichlautend. „Zieritz gab mir, ohne daß ich es wußte, einen Liebestrank," fügte sie noch hinzu, „ich wurde plötzlich krank und sobald ich genesen war, gewann ich ihn so lieb, daß ich ihn heirathete. Aber er war ein Undankbarer, der mein Geld verschwendete. Weil ich Anna so ähnlich sah, setzte er mir unaufhörlich zu, mich für sie auszugeben. Mit der Armuth war auch die Zwietracht bei uns eingekehrt; wir geriethen häufig in heftigen Wortwechsel und nach einem solchen war es, daß er mich in einem Walde, nicht weit von Bremen, an einen Baum band und davon ging. Mein Hilferuf brachte unsern vorüberziehende Kaufleute zu meiner Rettung herbei. Ich zog nun von Stadt zu Stadt bis ich nach Eckartsberga kam. Von meinem böswillig davon gelaufenen Gatten habe ich aller Mühe ungeachtet, keine Spur auffinden können, und was aus meinen Kindern geworden ist, kann ich nicht sagen. Das Geld, von dem ich gesprochen habe, ist wirklich vorhanden. Ihr mögt mich auf einen Wagen schmieden lassen und nach Antorf führen, so will ich Euch das Haus zeigen, in dem es sich befindet." Und doch offenbarte sie kurz darauf dem Kanzler freiwillig und im Vertrauen, daß es **kein** Gut in Antorf gebe und daß sie vor Zieritz noch einen begünstigten Liebhaber gehabt habe.

Hiermit hatten alle Offenbarungen ein Ende und die Akten wurden über der so verdrießlichen Angelegenheit geschlossen. Auf mehreren Seiten hegte man den Argwohn, Brück und Grumbach haben um das Geheimniß gewußt, ja man wollte sogar wissen, sie hätten sich des Weibes bedient, damit sie ihren selbstsüchtigen Zwecken förderlich sei. Allein durch nichts ist dieser Vorwurf gerechtfertigt worden und am Schlusse seines Lebens noch leugnete der Letztere, trotz aller Martern, jede Theilnahme. Ob es wahr ist, was einer ihrer thätigsten Korrespondenten, Hans von Freundt, an den Nürnberger Rath berichtete, die Jülichschen Herren hätten mit großen Unkosten ausgekundschaftet, daß sie die Tochter eines Grafen, und der Königin Gürtelmagd gewesen sei, die nachdem sie lange an König Heinrich gehangen, reich an Gütern und im Besitz mehrerer Anna gestohlener Kostbarkeiten (worunter auch das Siegel), ihren Fuß wieder auf deutschen Boden gesetzt, wer vermag es zu erweisen? Herzog Johann Friedrich gab sich keine weitere Mühe den Schleier zu lüften; um indeß übeln Nachreden zu entgehen und weiteren Betrügereien des Weibes ein Ziel zu setzen, verurtheilte er sie zu lebenslänglicher Haft auf dem Tenneberg. Man hielt sie nicht sehr streng; ihre Verpflegung war den beschränkten Verhältnissen des Herzogs angemessen, doch besetzte man an Sonn- und Festtagen ihren Tisch mit Braten und einem Trunk Wein, und an Büchern zur Erbauung wie zur Unterhaltung mangelte es ihr nicht.

So lebte die „Frau im langen, weißen Kleide" der großen Menge ein Geheimniß und ein Gegenstand unbefriedigter Neugier, bis andere, gewichtigere Ereignisse das Auge von ihr abzogen. Das Leben des bedauernswerthen Sachsenherzogs war reich an traurigen Wechselfällen, die kleine Zwischenbegebenheit, welche dem Herzog nur einen Aufwand von hundertachtzig Gulden verursachte, wurde vergessen und erst hundert Jahre später, als Keiner mehr lebte, der hätte erzählen können, suchten Geschichtsforscher die abgerissenen Bruchstücke und entstellten Sagen, aus dem Schutte, unter dem sie vergraben lagen, hervor, um sie zu einem Ganzen zu vereinigen. Aber Niemand ist bis jetzt im Stande gewesen das Räthsel anders als durch Vermuthungen zu lösen, Niemand vermag zu sagen, wie lange die Frau gelebt, Niemand wie sie gestorben, Niemand wo sie begraben liegt.

Irrlicht gefangen!

Norddeutsche Sage.



Das war der Hirt von Ferchesar,
Der eine Kuh verlor'n;
Er suchte, bis es dunkel war,
Durch Ried und Busch und Dorn.
Er setzte sich, vom Suchen müd,
Auf einen alten Stumpf —

Guck' an, was hüpft — guck' an, was glüht,
Was wischt heran vom Sumpf?
Irrlichtemännchen,
Zickezack, kreuz und quer,
Hell auf und nieder,
Hell hin und her.

Sie schwirren, flirren um sein Haupt,
Sie huschen d'rauf und d'ran.
Von Ferchesar der Kuhhirt glaubt:
Die brennen dich noch an!
Er schmiegt und biegt sich her und hin,
Er wischt an Rock und Schopf;
Doch immer mehr umtanzen ihn,
Umflackern seinen Kopf.
Irrlichtemännchen,
Zickezack, kreuz und quer,
Hell auf und nieder,
Hell hin und her.

Er schlägt und greift mit Händen d'rein,
Und sieh': ein Griff, ein Pack!
Was hält er fest? Ein Knöchelein;
Das steckt er in den Sack.
Hat's Knöchlein in den Sack gesteckt —
Wie sie erschrocken sind!
Hisch, husch! risch, rasch! nicht mehr geneckt!
In's Rohr, in's Moor geschwind!
Irrlichtemännchen,
Zickezack, kreuz und quer,
Hell auf und nieder,
Hell hin und her.

Die and're Nacht — der Kuhhirt hat
Gefunden seine Kuh;
Er liegt auf seiner Lagerstatt
Und pflegt der süßen Ruh —
Was klopft, was leuchtet an dem Haus?
Will Jemand Medizin
Für krankes Vieh? Er schaut hinaus.
Was ficht und faucht um ihn?
Irrlichtemännchen,
Zickezack, kreuz und quer,
Hell auf und nieder,
Hell hin und her.

„Gieb 'raus! gieb 'raus! den Kam'raden heraus!
Wir hüpfen, wir schlüpfen nicht fort;
Wir sengen, wir brennen, wir zünden dein Haus,
Wir stecken in Flammen den Ort!"
Und wie er blickt in's Dorf hinein:
Die ganze Straße voll!
Ein dicht Gewirr, ein flackernder Schein,
Ein Flimmern und Flammen wie toll!
Irrlichtemännchen,
Zickezack, kreuz und quer,
Hell auf und nieder,
Hell hin und her.

Dem Kuhhirt fällt der Knochen ein;
Er spricht: „Macht doch kein Zeug;
Wie kann denn euer Kam'rade sein
Ein Knochen, mürb und bleich?"
Doch toller noch trollen und bringen herbei
Die wimmelnden Lichter an's Haus
Mit zischendem, gischendem, wildem Geschrei:
Gieb 'raus! gieb 'raus! gieb 'raus!
Irrlichtemännchen,
Zickezack, kreuz und quer,
Hell auf und nieder,
Hell hin und her.

Da legt er den Knochen sich auf die Hand;
Da zischet ein Flämmchen empor —
Hisch! husch! und den kleinen Höllenbrand
Umringet der jubelnde Chor.
Hin um ihn, hin über ihn, auf und davon!
Der Kuhhirt krau't sich und lacht:
„Das war eine Irrlichter=Sturmpetition;
Was doch so ein Knöchlein macht!"
Irrlichtemännchen,
Zickezack, kreuz und quer,
Hell auf und nieder,
Hell hin und her.

H. Jäde.

Der Wagnermeister von Constanz.

In dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts brachen in Constanz innere Zwistigkeiten aus, denn nicht Wenige unter den Bürgern hielten zu den westwärts gelegenen freien Bünden. Der Kirchenstreit, welcher ganz Deutschland zerrüttete, hob auch dort überall die gute Nachbarschaft auf. Da fand nun mancher Fürst und Herr das reichsfreie Constanz für sich recht passend gelegen; Niemand aber mehr als Kaiser Karl V. Ihm schien Constanz ein gutes Bollwerk gegen die damals so drohenden, kriegerischen Eidgenossen. Dieses veranlaßte folgende Begebenheit:

Ein kaiserlicher Feldoberst, Alphonso Vives, der mit spanischen Völkern im Würtembergischen Gebiete lag, erhielt den Befehl sich der Stadt Constanz zu bemächtigen, so gut es gehen wolle; dieser fing sein Unternehmen mit List an. Zwei Lanzenknechte aus irgend eines Herrn Landen, die unter den Spaniern der deutschen Sprache mächtig waren, schlichen sich einzeln in Constanz ein. Auf der Gasse treffen sie sich, wie zufällig. Der Eine packt den Andern wegen einer alten Schuldsumme an, der widerspricht und da das Volk zusammenläuft, werden beide vor den Richter gebracht. Hier aber wissen die schlauen Kameraden ihren Streit so einzufädeln, daß der Richter seinen Spruch bis zu der Herbeibringung der Beweise vertagt. Unterdessen nahmen die Kundschafter die Gelegenheit wahr, die Lage und Stärke der Stadtmauer und was sonst zur Befestigung gehörte, genugsam auszuspüren. Besonders richteten sie ihr Augenmerk auf die Rheinbrücke. Diese verbindet nämlich die Stadt mit ihrem Vorstädtlein Petershausen, auf dem rechten Stromufer und schien ihnen der beste Weg, wo man eindringen mußte. Das schwere Fallgatter aber in dem Thurm, welcher den Eingang von der Brücke in die Stadt deckt, hatten die zwei

unbeachteten Strolche unbrauchbar zu machen gewußt. Auf einmal waren sie verschwunden, aber Niemand kümmerte sich darum.

Da geschah es bald darauf eines Montags früh, als gerade die Bürger ein besonderes Fest feierten und die meisten Leute in der Kirche waren, daß die Spanier unbemerkt an die jenseitige Vorstadt heranrückten. Rasch ist Petershausen überfallen und genommen. Die Bürger, welche dort wohnen und zu den Waffen greifen, werden meistens erschlagen, wie sie einzeln herbeilaufen. Bereits haben die Spanier am östlichen Ende der Rheinbrücke Fuß gefaßt. Diese aber war lang und schmal, und damals, der bessern Vertheidigung wegen, ohne Geländer. Ein harter Paß, wenn ihn tapfere Männer beschützten. Hier setzten sich die Wenigen, die dem Gemetzel in Petershausen entronnen waren, wiederum zur Wehr. Andere aus den nächsten Häusern der Stadt, liefen, als sie den Kriegslärm vernahmen, mit den ersten, besten Waffen herbei und machten den anstürmenden Spaniern jeden Fußbreit streitig. Grimmig wurde da der Kampf, Todte und Verwundete, von beiden Seiten, rollten in den wildströmenden Rhein, der die guten Nachbaren wie die Fremdlinge verschlang.

Vor Allem war es ein Wagnermeister aus Constanz, von dem die Entscheidung des Gefechts abzuhängen schien. Mit der schweren, schneidigen Art, dem vertrauten Werkzeug, das zur Waffe geworden, schlägt er jeden Angreifer nieder. Ohne Harnisch wie er war, trotzt er den Lanzen und Schwertern. Bereits hört man den Kriegsruf in der Stadt und die Sturmglocke fängt an zu dröhnen. Die Spanier sehen ihren ganzen Anschlag gescheitert, wenn nicht rasch das Stadtthor genommen wird. Da fassen zwei der Besten unter den Wälschen Muth und fallen ihren furchtbaren Gegner mit den Lanzen an. Diese zersplittern zwar unter der Wucht jener Art, aber nun wollen sie sich mit den spitzigen Dolchen auf ihn werfen. Ehe sie diese zu ziehen vermögen, hat der kühne Meister beide schon gepackt. Es entsteht ein entsetzliches Ringen zwischen dem Einzigen und zwei starken Männern auf dem schmalen tödtlichen Wege. Lauter tönt der Zuruf aus der Stadt, es bedarf nur noch kurzen Widerstands. Da faßt der tapfere Mann seine Gegner noch fester, ruft Gott mit lauter Stimme um Vergebung seiner Sünden an und stürzt sich mit den Beiden in den Rheinstrom. Wie erstarrt stehen die Spanier und schauen den Leichen nach, welche die Fluthen fortführen. Die Bürger aber durchzuckt es wie ein Blitzstrahl. Wuthentbrannt werfen sie sich auf ihre Feinde. Schon stürmt aus der Stadt der helle Haufen der Gewaffneten hinter ihnen her. Da war jeder Widerstand vergebens. Bald sind die Spanier von der Brücke vertrieben, bald aus Petershausen schimpflich hinausgeschlagen.

Das ist der kühne Wagnermeister von Constanz. Seinen Namen kennt man nicht mehr, doch die That blieb im Gedächtniß. Bs.

Die Ditmarsen und die Schlacht bei Hemmingstedt. 1500.

Zwischen den Mündungen der Elbe und der Eider wohnt der aus sächsischem und friesischem Blut gemischte Stamm der Ditmarsen. Die Fläche ihres Landes in seiner größten Ausdehnung beträgt nur sieben Meilen Länge und vier Meilen Breite, und zur Zeit seiner größten Kraft konnte dieß Volk nur sechstausend wohlgerüstete Männer ins Feld stellen; aber trotz dieser geringen Zahl vermochten es die freien Bauern dieses kleinen Landes, Jahrhunderte lang sich allen Angriffen der umwohnenden mächtigen Herren zu widersetzen und oftmals sie heimzuschicken mit blutigen Köpfen. Denn ungeachtet der Erfahrungen von der Kraft des freien Volkes, kam diese doch oft ein Gelüste an, den freien Ditmarsischen Bauer auch so unter das Joch der Dienstbarkeit zu beugen, wie es außer den Schweizern und Friesen seit dem dreizehnten Jahrhundert der deutsche Landmann aller Orten trug. Der Ditmarse lebte bis tief ins sechszehnte Jahrhundert hinein frei nach den Sitten seiner Väter, ähnlich wie uns schon der Römer Tacitus sie geschildert hat. Jedes Kirchspiel für sich war eine kleine Republik, das gemeinsame Band der vollziehenden Gewalt aber war ein Ausschuß von acht und vierzig Männern, neben dem die Landesversammlung stand. Jene acht und vierzig entschieden über allgemeine Angelegenheiten aller Ditmarsen, jedes Kirchspiel aber verwaltete sich selber und die Richter desselben hatten die erste Entscheidung über jegliche Streitsache. Steuern und Abgaben kannte man nicht; aber wenn die Gefahr des Vaterlandes es erheischte, so war weder an Gut noch an Blut ein Opfer zu theuer. Von früher Jugend an lernte der Ditmarse die Waffen zu führen für sein Vaterland und vom achtzehnten Jahre an stritt er mit der Hellebarde und dem kurzen Schwert in den Reihen seiner Landsleute. Es waren kräftige, starke Männer, denn das Klima war rauh und erforderte harte Arbeit und die Sitten waren einfach und rein. Dem Fehltritt der Jungfrau folgte Begräbniß der Lebenden oder Hinabstoßen unters Eis. Nach alter Weise der Deutschen galt auch noch im sechszehnten Jahrhundert das Wergeld, welches den nächsten Verwandten eines Erschlagenen entrichtet und umgekehrt von diesen erstattet wurde, wenn einer aus ihrem Geschlechte solche Schuld auf sich geladen hatte. Jedoch für das Verbrechen des Diebstahls hafteten die Verwandten nicht, vielmehr wurde der überwiesene Dieb ausgeschlossen aus aller Gemeinschaft seines Geschlechtes und büßte mit dem Strange für seine ehrvergessene That. Den andern Männern aber war die Geschlechtsverbindung die feste Schutzwehr, welche ihnen Leben, Ehre und Eigenthum verbürgte.

Wenn hauptsächlich die eigene Kraft der Ditmarsen der feste Schild war, an welchem Jahrhunderte lang die Habgier und Herrschsucht der Mächtigen abprallten, so durften sie doch auch den Verbündeten nicht gering schätzen, der oftmals zur Zeit der Noth ihnen Hülfe leistete; das war die wilde salzige Fluth des Meeres, die selbst den Boden geschaffen hatte, auf dem die Ditmarsen sicher wohnten. Der herrliche Marschgürtel, welcher die deutsche Küste der Nordsee umschließt, ist in seinem wesentlichen Bestandtheil ein Geschenk des Seewassers, welches mit den einströmenden Gewässern des Binnenlandes vereint im Laufe der Jahrhunderte diesen Niederschlag gebildet hat; aber die Geberin ist bereit, in jeglichem Augenblick wieder zu nehmen, was sie vielleicht in langen Jahren geschaffen hat; denn wenn der brausende Nordwest die Fluthen heranwälzt, so wird die ganze Niederung der Marsch von ihnen bedeckt und oftmals ihnen zur Beute. Gegen diese Fluthen erbauten

die Meeranwohner einen hohen Meeresdamm, den Deich, den die Friesen in ihren alten Gesetzen schon vor etwa tausend Jahren mit stolzem Selbstvertrauen den geldenne hôp (goldenen Reif) nannten, der ganz Friesland umschließe. Das Wasser des Inlandes findet dann seinen Abfluß durch Kanäle, welchen ein Durchlaß durch den Deich erbaut ist. Dieser Durchlaß ist mit schließenden Thüren so sinnreich versehen, daß die anschwellende und andrückende Fluth sie schließt und sich selber den Eintritt in das Land verwehrt, die Ebbe dagegen dem von innen drängenden Wasser Raum gibt, um sie zu öffnen. Jedoch trotz des Deiches hört der Kampf mit dem grimmigen Feinde nicht auf, weniger noch in früheren Jahrhunderten als heutzutage, und Karl der Große wußte diesen Kampf so zu würdigen, daß er um seinetwillen den Friesen die Heeresfolge in entferntere Länder erließ. Doch auch noch in späteren Jahrhunderten zerrissen die brausenden Wogen oftmals die schwache Schutzwehr der Menschenhand und die Erinnerung an ein solches Landesunglück, dem die Ueberschwemmungen der Flüsse im Oberlande nur entfernt zu vergleichen sind, ist für lange Jahre der Stoff der Erzählungen der Menschen. So vererbten sich die Geschichten von der Weihnachtsfluth 1717 hundert Jahre hindurch, bis die Sturmfluth vom Februar 1825 neues unsägliches Elend brachte und die allzusicheren Menschen mahnte, daß der Wohlthäter auch heutzutage noch wieder in den Räuber sich verwandeln kann.

Aber die Wohlthat ist größer als der Raub, denn der Marschrand unserer Nordseeküste ist vielleicht der fruchtbarste Boden im ganzen deutschen Vaterlande. Und nicht bloß hat er die reichsten Früchte getragen, er hat die Kraft seiner Bewohner gestählt und zur Zeit der Noth sie beschützt. Die gleiche Gefahr für Alle von den hereinbrechenden Fluthen des Meeres ließ den Adel nicht hervorwachsen über die Uebrigen, das Land hatte keine Berge und Höhen zur Anlage von Raubburgen und selbst die Bruchsteine fehlten, um diese zu bauen; da mußten wohl oder übel Alle sich fügen unter das gleiche Gesetz. Also erwuchsen auf dem Marschgürtel im Mittelalter zur Zeit des grausigen Faustrechtes die Republiken der freien Bauern, die kaum einen andern Feind zu fürchten hatten, als ihre eigene Uneinigkeit. Kam aber der Feind von außen, so rief man den Wohlthäter herbei, der seine Hülfe oft so theuer verkaufte; man sperrte die Schleußen der Kanäle, daß die Gewässer der See freien Zutritt hatten ins offene Land, während die Bauern selber von ihren höher liegenden Häusern zusahen, wie die Feinde fliehen mußten vor einem solchen Gegner. Wenn auch dieß nicht geschah, so hat der Boden in sich selber Eigenschaften genug, einem Heere und besonders Reiterei ungangbar zu werden. Eine feste Straße kannte man bis in die neueste Zeit im steinarmen Marschlande der Nordsee nicht, sondern höchstens Sandwege. Wenn aber die Marsch angefeuchtet ist, verwandelt sie sich in einen fettig klebrigen Schlamm, nicht auf einige Zoll somit, sondern bei erforderlichem Regen fußtief, bis alle Wege grundlos werden. Der unentbehrliche Wanderstab des Marschbewohners zu solcher Zeit ist ein langer Springstock, mit welchem er querfeldein dahergeht und sich leichtfüßig über die tiefen Gräben schwingt, die zur Abwässerung wie zur Grenzabmarkung das Land nach allen Richtungen durchschneiden. In solchen Wegen kann ein Heer nicht fort und am wenigsten schwere Reiterei, und darum hat schon oft in früheren Jahrhunderten Regen oder Thauwetter den Marschbewohnern die Rettung gebracht, wenn etwa sie bedrängt wurden von habsüchtigen ritterlichen Feinden.

So ist der größere Theil des Landes Ditmarsen beschaffen, nur südwärts liegt ein Strich Sandlandes, die Gerst, und auf ihm stand der Hauptort des Landes, Meldorf genannt. Hier wurden bis tief ins sechszehnte Jahrhundert hinein, so lange die Freiheit des kleinen Volkes dauerte, die Landesversammlungen und das höchste Gericht des Landes gehalten. Auf der Marsch nord- und nordwestwärts wohnten die freien Bauern, deren Höfe nach der Sitte der Nordseeanwohner häufig mit Wassergräben umringt waren. In den Häusern herrschten nicht die Bequemlichkeiten des feineren Lebens, welche sich der reiche Kaufherr der unfern gelegenen Handelsstädte Lübeck und Hamburg verschaffte; aber der trotzige Sinn und die Uebung der Waffen setzte die Bauern keineswegs hinweg über die Behaglichkeiten des Wohlstandes. Schon längst war dieser den dänischen Königen ein Dorn im Auge und zugleich ein Ziel ihrer Wünsche. Obwohl Kaiser Maximilian zu allen Zeiten wenn nicht die Macht, so doch ein Herz hatte für sein deutsches Volk und deßhalb dem dänischen Könige Christiern I. jegliches Unternehmen gegen die Ditmarsen ernstlichst untersagte, so war doch leider damals schon die Macht des deutschen Reichsoberhauptes nur noch einem Schatten gleich, und mit dänischem Uebermuth hätte Christiern des Verbots wohl wenig geachtet, wenn nicht den Ditmarsen eine andere Hülfe gekommen wäre. Der Tod nahm Christiern I. hinweg vor der Ausführung seines Planes; aber dennoch war die Hülfe nur zum Schein, denn sein Nachfolger Hans ergriff nur um so eifriger diesen Plan und sann auf eine günstige Gelegenheit.

Damals entspann sich ein Streit um das Land Hadeln, welches zwischen der Elb- und Wesermündung an der Nordseeküste liegt; denn der Herzog Magnus von Sachsen-Lauenburg wollte es dem Bremer Erzbischof wegnehmen. Auch die Ditmarsen gehörten unter den Dom von Bremen, soweit sie es nämlich selber wollten, und sie benutzten diese Gelegenheit, dem Erzbischofe zu Liebe den Lauenburger aus dem Lande Hadeln zu jagen. Darüber gerieth Magnus in grimmigen Zorn, und weil seine eigenen Kräfte nicht ausreichten, so rief er die schwarze Garde herbei. Das war ein Haufe von etwa viertausend Abenteurern, aus dem Auswurf aller europäischen Nationen bestehend, die für guten Lohn und Aussicht auf Plünderung nnd Beute Leib und Leben Jedem verkauften, der sie bezahlten konnte. Ohne Haus und ohne Heimat, nur zusammengehalten durch gegenseitige Uebereinkunft und daraus hervorgehende soldatische Disciplin, trieb sich dieser Haufe umher, jeder Einzelne ein Verbrecher, dem hier oder da vielleicht Galgen und Rad drohte, aber in ihrer Gesammtheit ein stattliches Corps von erprobter Tapferkeit und schaudervollen Andenkens, wohin sie ihren Fuß gesetzt hatten unter ruhige und friedliche Menschen.

Die Garde nahte heran, December 1499, und Schrecken ging vor ihr einher. Ihr Name allein unterwarf dem Herzoge Magnus das Land Hadeln. Auch das Land Wurster

an der Unterweser sollte eben so sich ihnen ergeben; aber ihr Bundesgenosse, der Frost, wich von ihnen und das Thauwetter verwandelte die Wege des Wursterlandes in einen Morast. Eine Jungfrau trug den Männern des Wursterlandes die Fahne voran und die Garde mußte weichen. Da kamen Boten des Dänenkönigs Hans an sie und riefen sie zu einem andern Werke, denn Herzog Magnus hatte ihm auf sein Ersuchen bewilligt, ihm die Garde gegen das trotzige Volk der Ditmarsen zu überlassen. Da zog die schwarze Garde durch das lüneburgische Land bis nach Winsen. Es hätte nur eines Wortes von dem Rathe der Stadt Hamburg bedurft, so hätten die Bewohner der Unterelbe bei Winsen ihre Schleußen gesperrt und die verruchte Horde, die auch so schon im Schlamm des Marschbodens mühselig daher waten mußte, wäre den Wellen zur Beute geworden; aber die Hamburger hatten sich kürzlich mit den Ditmarsen verfeindet und das Versprechen gegeben, daß sie die schwarze Garde durchziehen lassen wollten. Also zog sie bei Eislingen unversehrt über die Elbe.

Die Söldlinge wußten noch selber kaum, wohin man sie führen wollte, doch fragten sie danach nicht viel, wenn es nur Beute gab. Unterdessen war König Hans nach Rendsburg gekommen und auf seine Ladung schickten die Ditmarsen zu ihm ihre Boten. Diese sprachen, wie uns ihre Lieder erzählen, also:

„Herre, lieber Herre,
Was ist vom Lande Euer Begehre?"

Der König forderte, was voraussichtlich die Ditmarsen ihm nicht bewilligen würden: eine Schatzung von 15,000 Mark, dann die Erbauung von drei Schlössern, eines zu Brunsbüttel, eins zu Meldorf, eins an der Eiderfähre, alle drei aber unter seinen Befehlen.

Da riefen die Ditmarsen überlaut:
Das geschieht nun und nimmermehr!
Darum wollen wir wagen Hals und Gut
Und wollen alle drum sterben,
Eh' daß uns der König von Dänemark
So soll unser schönes Land verderben!

Aber die Garde rückte näher heran und am 25. Januar erhielt sie in Neumünster zum ersten Male vom Dänenkönige ihren Sold. Es waren acht Hauptleute mit eben so viel Compagnien, in Allem 2760 Mann. Der oberste Hauptmann, Junker Thomas Slenz aus Köln, erhielt 50 fl. rheinisch für den Monat, die übrigen je 24 fl., jeder Gemeine 4 fl., eben so viel die 12 Trommelschläger und Pfeifer, doch bekamen diese für den ersten Monat das Doppelte, und dasselbe erhielten für die ganze Zeit des Krieges die neuen Büchsenschützen (Artilleristen). Ferner nahmen König Hans und sein Bruder, Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, noch fünf Compagnien frisch geworbener Truppen an, so daß die Zahl der Söldlinge in Allem auf etwa 4100 stieg. Außer diesen war der gesammte Adel des Landes Schleswig-Holstein aufgeboten und erschien mit etwa 900 Pferden, kostbar geschmückt, als ginge es zum Bankett und zur Hochzeit. Der dänische Adel war in viel geringerer Zahl da, weil das Aufgebot zu rasch erfolgt war und manche von diesen mußten sich erst Pferde und Waffen in Lübeck ankaufen. Ferner aber waren die beiden Grafen von Oldenburg mit ihrem Adel gekommen und auch diese mochten wohl 300 Pferde betragen, so daß der Reiter in Allem etwa 1500 waren. Zu diesen kamen noch schleswig-holsteinische Bauern und Bürger in großer Zahl; aber trotzdem, daß ihrer noch mehr waren, als der Ritter und Söldner zusammen, so ward doch auf sie nur wenig gerechnet; denn sie kämpften widerwillig und standen auch sonst um ihres Muthes willen wenig in Ansehen. Viele von ihnen hatten große Summen Geldes in ihren Gürteln, um Gegenstände der Beute anzukaufen, einige auch brachten ihre Siegel mit, um Geldscheine und Wechsel auszustellen, wenn sie im Ankauf der Beutestücke ihr baares Geld etwa ausgegeben hätten. Denn bei einem solchen Heere Zweifel an der Besiegung der Ditmarsen zu äußern, wäre in aller Augen doch gar zu lächerlich gewesen.

Freilich in offener Feldschlacht sich diesen Heeresmassen gegenüberzustellen, wäre mehr als Tollkühnheit gewesen und eine solche vertrug sich nicht mit dem ruhigen Blicke der Ditmarsen. Zwar flüsterten auch einige Stimmen unter ihnen von Unterwerfung, da man durch Widerstand nur unnütz die Feinde erbittere und das Uebel ärger mache; aber sie wagten nicht laut zu werden vor dem entschlossenen Willen ihres Volkes, daß man Alles setzen müsse an die Erhaltung der von den Vätern ererbten Freiheit. Als man am 11. Februar bestimmte Nachricht von dem Herannahen der Feinde erhielt, verließen Alle, die da konnten, den höheren Gerstboden und zogen sich zurück auf die Marsch; denn hier mußte der Feind erwartet werden, wenn man ihm widerstehen wollte. Langsam drangen die königlichen Truppen über Hanerau vor und besetzten das verlassene Alversdorp, um von hier aus den Weg zu den Hammen, d. i. den Schanzen der Ditmarsen im Marschboden, einzuschlagen. Aber wie es denn nach der menschlichen Natur unmöglich und undenkbar ist, daß unter tausend Menschen nicht auch einige für Geld käuflich sein sollten, fanden sich auch einige Ditmarsen, welche dem Könige riethen, auf der Meldorfer Straße zurückzukehren und ihn auf einem kaum mit Wasser überströmten Wiesenwege selber dahin führten. So unerwartet kam das königliche Heer von dieser Seite wieder in's Ditmarsenland, daß sein Vortrab in Windbergen einem fröhlichen Hochzeitszug begegnete; aber vor solchen wüsten Gästen mußte aller Sang und Klang gar bald verstummen. Die Fürsten kamen nach Meldorf, welches die Ditmarsen nur schwach verschanzt und mit wenigen Söldnern besetzt hatten, denn auch sie hatten, um ihrer geringen Zahl willen, einige Söldlinge angenommen. Diese feuerten ein Paar Schüsse ab auf das herannahende Heer, dann aber suchten sie ihre eigene Haut zu retten und mit dem Rufe: „Alles ist verloren!" begaben sie sich schleunigst in die wildeste Flucht. Mit ihnen eilte davon, wer noch zu laufen vermochte, die zurückbleibenden Greise und Weiber und Kinder, in Allem hundertundzwanzig an der Zahl, wurden sämmtlich ermordet. Solches Verfahren sollte die Ditmarsen durch Schrecken bewegen sich zu beugen unter die Hand der mächtigen Herren.

Dann blieben die Fürsten zu Meldorf und warteten ab, welche Anträge der Uebergabe die Ditmarsen ihnen machen würden. Vom hohen Thurme zu Meldorf wallte im Winde

die rothe Fahne mit dem weißen Kreuze, das schreckliche Danebrog, und wenn die Ditmarsen nicht diese erblickten, so zeigte ihnen der nächtlich geröthete Himmel das Schicksal ihrer Brüder auf der Gerst oder wo diese mit in ihren Reihen standen, den Untergang ihrer Wohnungen, vielleicht auch ihrer Kranken und Schwachen, ihrer Greise und Weiber und Kinder. Wiederum murmelten Einige von Ergebung, Andere dagegen schlugen vor, sich mit Weib und Kind auf die Schiffe zu begeben und nach der Insel Büsum zu fliehen, damit sie ihnen, wie einst den Athenern ihr Salamis, zur Rettung werde. Aber Andere erwiederten, daß es thöricht sei, die Vortheile aufzugeben, die ihr Boden ihnen biete, da eine solche Flucht nach Büsum nur eine Verzögerung des alsdann sicheren Verderbens sei. Alle Schuld der Zaghaftigkeit falle auf die eigenen Söldner; denn von diesen sei das völlig unbegründete Geschrei ausgegangen, daß Alles verloren sei, da doch die Feinde noch Nichts mehr erlangt hätten, als was für die Ditmarsen voraussichtlich unhaltbar gewesen wäre. Auch Frauen erhoben in der Landesversammlung ihre Stimme, riethen zum Beharren und erboten sich selber mitzukämpfen in den Reihen ihrer Männer und Brüder. Dann wiesen Andere darauf hin, wie noch alle Mittel der Vertheidigung vorhanden seien. „Noch können wir," so sprachen sie, „die Schleusen öffnen und dann soll das Meer in seiner wilden salzigen Fluth diese Menschen begraben, die die Welt mit Worten fressen möchten." „Noch sind auch ja die Hammen (Marschschanzen) in unseren Händen, wo jede Mannslänge die Leiche eines Edelmanns getragen hat; wahrlich, es wäre ein gottloser Frevel an unseren Kindern, wenn wir für die ererbte Freiheit unserer Väter nicht Alles einsetzten und sie ihnen nicht ebenso überlieferten, wie auch wir sie überkommen haben." Wiederum erinnerten Andere daran, welche Zugeständnisse ihrer warteten bei jenen Herren, vor denen ein Bauer und ein Jagdhund gleichen Marktpreis hätten; aber es bedurfte nicht mehr der Worte, die Landesversammlung entschied sich für den Kampf und für das Beharren bis an's Ende.

Drei Tage lang warteten die Fürsten zu Meldorf vergeblich auf die Boten der Übergabe und schickten unterdessen ihre Späher aus, wie es im Lager der Ditmarsen stünde. Die Bauern aber fingen Alle und erhängten sie, bis auf einen Nordfriesen, den sie durch Drohungen vermochten ihnen den Plan des Dänenkönigs und seines Bruders zu entdecken. Es war am Sonnabend nach St. Valentinstag, da sprach der Friese zu ihnen: „Am Montage bricht das königliche Heer von Meldorf auf, um über Hemmingstedt nach Heide zu gelangen." Mehr wußte er selber nicht, doch das genügte den Ditmarsen. Heide ist etwa anderthalb Meilen von Meldorf, fast in der Mitte von Beiden, doch etwas näher nach Heide liegt Hemmingstedt; wie Meldorf steht auch Hemmingstedt auf der Gerst, doch der einzige Verbindungsweg führt durch die niedrige Marsch und wird von beiden Seiten von breiten Wassergräben begrenzt, welche gerade im Sommer vorher tiefer ausgeworfen waren. Der Schlamm dieser Gräben hatte nicht eben zur Festigkeit des Weges beigetragen, und konnte bei feuchtem Wetter den Ditmarsen sehr nützlich werden. Doch nicht auf diesen Nachtheil für die Feinde wollten die Ditmarsen sich beschränken. Darum ersah einer ihrer Anführer Wolf Isebrand mit Namen mitten auf dem Wege unweit Hemmingstedt einen alten Erdaufwurf, um des Spukes willen, der darin hauste, Tausendteufelswurf genannt, der zur Anlegung einer Schanze ganz geeignet schien. Da regten sich am Abend des Sonntags und in der Nacht auf den Montag die rüstigen Hände der Bauern und karrten unablässig, während andere aus den Hammen Geschütz herbeischleppten. Etwa zweitausend Mann legten sich in die Schanze; denn alle wollte man doch nicht an dem Bericht eines Verräthers wagen, und dann harrten sie getrost und muthig der kommenden Dinge. Die andern stellten sich bei einer anderweitig bedrohten Stelle im Kirchspiele Oldenwörden auf, doch schickten sie ihren Freunden in der Schanze noch eine Hülfe. Sie hatten eine Jungfrau des Kirchspiels Oldenwörden durch viele Geschenke vermocht, Maria eine ewige Jungfrauschaft zu geloben und den Ditmarsen das Banner voran zu tragen. Also geschah es und sie brachte die Losung mit: Hilf Maria milde!

Am Sonntage den 16. Februar machte sich Karsten Holm eins der Landeshäupter von Ditmarsen auf zum Könige Hans, um an seinen Freunden und Landsleuten zum Verräther zu werden. Er sagte was er wußte, doch was in der kommenden Nacht geschah, ahnte er nicht und also blieb das Dasein der über Nacht errichteten Schanze dem König und seinem Heere verborgen. Der Morgen des siebzehnten Februar brach an stürmisch und feucht, es hatte die Nacht hindurch gethaut und der Nordwest trieb den Königlichen Schnee und Hagel ins Gesicht. Der Ritter Hans von Alefeldt, Marschall der Herzogthümer Schleswig=Holstein, der das Danebrog trug, war der Meinung, daß das Wetter zum Aufbruch nicht schlimmer sein könne, und rieth zum Warten, auch Junker Slenz von der schwarzen Garde versah sich nichts Gutes von den Marschwegen und wollte nicht zum Vorrücken rathen; aber weitaus den Meisten erschienen solche Bedenklichkeiten bei ihrer Zahl und Uebermacht gegen die Bauern doch gar zu zaghaft und nach der Mehrheit der Stimmen des Kriegsrathes entschied König Hans selber ungeduldig für den Aufbruch. Voran zog die Garde etwa dreitausend Mann mit dem lauten Geschrei: „Wahr dich Bauer, die Garde kommt!" Gleich auf sie folgten Bürger und Bauern in großer Zahl mit Faschinen hinlänglich versehen, dann kamen die Ritter in stattlichem Zuge und für so sicher hielten sie den Sieg schon der Garde allein, daß es eine Thorheit erschien an etwaigen Rückzug zu denken und daß sie deßhalb unbesorgt die Lastwagen unmittelbar hinter sich her fahren ließen. So bewegten sie sich dahin auf langem, schmalen Wege, mehrere Stunden weit, ein unabsehbarer Zug; aber Menschen und Pferde sanken bei jedem Schritte tief ein und der Schlamm haftete an den Füßen wie ein Teig und der Wind trieb unablässig den feuchten Schneesturm ihnen ins Gesicht. Allmälig verstummte die Fröhlichkeit und Alle verwünschten den unseligen Weg, der doch endlich einmal ein Ende nehmen müsse. Allerdings nahm er ein Ende, denn um ein Uhr Mittags gelangte der Vortrab der Garde an die Schanze der Ditmarsen und alsbald knallten die Geschütze der Ditmarsen und die Kugeln summten und heulten ihren unheimlichen Gruß an die Ohren der Garde. Junker Slenz ließ schnell entschlossen die Lanzen neben einander über die Gräben legen

und die Garde drängte hinüber, um ihr Geschütz auf festerem Boden aufzustellen. Auch dieses gelang in rascher Eile; aber selbst das Pulver war feucht geworden und alle schweren Büchsen versagten. Dagegen schlugen die Kugeln der Ditmarsen in die dichten Massen der Feinde, die von den tiefen Gräben ringsum nach allen Seiten eingeengt, trotz ihrer vielen Faschinen doch nicht alle diese ausfüllen und darum ihre Schlachtordnung nicht ausbreiten konnten. Da stürzten einige Ditmarsen aus ihrer Schanze und versuchten das Geschütz der Feinde in die Gräben zu werfen; es mißlang und nun begnügten sich die Ditmarsen, aus ihrem sicheren Versteck ihre Kugeln in die Garde zu schleudern und diese auf dem engen Wege reihenweise hinzustrecken.

Eine Weile dauerte so der Kampf, da versuchte eine Abtheilung der Garde mit Anhäufung vieler Faschinen sich einen Weg über die Gräben zu bahnen und die Schanze seitwärts anzugreifen. Den Ditmarsen entging nicht die Gefahr und sie sahen, daß nun der Augenblick des ernsteren Kampfes, Mann für Mann, gekommen sei. Drei bis vierhundert langbärtige Männer warfen ihre schwere Rüstung, den Eisenhut und den Panzer ab, um mit Hülfe des Springstockes barfuß über die Gräben zu setzen, dann stürzten sie hervor, an ihrer Spitze die Jungfrau mit der Fahne, und laut erklang ihr Losungswort: „Hilf Maria milde." So drangen sie ein auf die von Wind und Regen, von Schnee und Hagel ermatteten, bis über die Knöchel im Schlamme watenden Gardisten, sie waren bald hier, bald da und zu jeglichem Anfall half das Prasseln des Geschützes hinter den sicheren Wällen der Schanze. Dreimal liefen die Männer der Marsch an gegen die Garde, auch diese bewährte ihren Ruf, sie stand fest und warf die leichtfüßigen Angreifer dreimal zurück; aber diese hatten nicht bloß den Vortheil frischer durch Anstrengung bis dahin nicht ermüdeter Kraft; sie hatten nicht bloß das Feuer der Begeisterung für die Heimath, sie schienen auf die Dauer selbst die Uebermacht der Zahl über die matten, durchkälteten Gardisten zu haben, weil von diesen nur ein geringer Theil zum Schlagen kommen konnte. Unter den Männern der Garde, die also von der Hand der Bauern fielen, war auch einer der Anführer, der bis dahin hoch zu Rosse saß und trotzig rief, es solle nur einer der Bauern ihm nahe kommen. Den Ruf vernahm der lange Reimer von Wimerstedt aus dem Kirchspiel Neuenkirchen, er schlug mit seiner Hellebarde den Spieß des Junkers zur Seite und traf ihn mit dem zweiten Hiebe in die Brust, daß die Waffe im Panzer haftete. Der Junker stürzte und Reimer sprang mit dem Fuße auf den Stiel seiner Hellebarde, daß die Schneide tief in die Brust des Junkers drang und er also umkam. Von dieser That singt eins der Lieder der Ditmarsen also:

Der uns die große Gardie erschlug, das will ich euch wohl sagen,
Das hat der große Reimer von Wimerstedt gethan, der hat die große Gardie erschlagen,
Der uns das neue Liedlein sang, ganz neu hat er's gesungen,
Das hat der große Reimer von Wimerstedt gethan, mit seinen langen, gelben, krausen Haaren.

Drei Stunden dauerte schon der Kampf und der Widerstand der ermüdeten Gardisten ward immer schwächer. Da nahte eine andere Schreckensbotschaft. Nicht umsonst für die Ditmarsen wehte an diesem Tage der Nordwest, nicht umsonst trieb an diesem Tage der so oft gefürchtete Wind die salzigen Fluthen mit Macht gegen die Bollwerke der Menschen; als die Stunde der Gewässer gekommen war, sperrten die Ditmarsen die Schleußen und brausend ergossen sich die mächtigen Wellen in die Kanäle des offenen Landes. Da plätscherte es bald rechts und links von dem engen Hemmingstedter Wege in den breiten Wassergräben, die alle mit einander und mit den großen Abführungskanälen in Verbindung stehen, und rasch schwollen die Fluthen heran und bedeckten schon die niedrigen Wiesen. Da brachen noch einmal freudig die Ditmarsen mit aller ihrer Macht hervor aus ihrem Versteck, aber ihr Schlachtruf war nun nicht mehr: „Hilf Maria milde," sie gaben der Garde ihren Uebermuth zum Vollen zurück und schrecklich erklang in den Ohren des Junker Slenz und seiner Genossen der jubelnde Ruf: „Wahr dich, Garde, der Bauer kommt!" Es war das letzte Mal; denn die Garde brach zusammen und löste sich auf in wilder Flucht.

Und nun begann ein schreckliches Gemetzel; denn Wenigen gelang es, zu entrinnen. In entsetzlicher Eile drängten sich die Menschen auf dem engen Wege und schoben sich rechts und links in die anschwellenden Wassergräben, oder erdrückten einander auf der Mitte des Weges; denn also fand man außer den Erschlagenen und Ertrunkenen und im Schlamme Erstickten, nachher eine große Zahl ohne jegliche Spur einer Wunde. Fast widerstandslos ließen sich die Bürger und Bauern in dem zweiten Treffen hinter der Garde von den Ditmarsen niederstoßen oder in die Gräben drängen, von dem drei- bis vierstündigen Warten fast bis an die Knie im Schlamm, ohne Schutz und Schirm vor Sturm und Schnee und Regen waren sie durchkältet und ermattet, ihre starren Glieder hätten ihrem Willen nicht mehr gehorcht, selbst wenn sie sich noch hätten anstrengen wollen zur Vertheidigung. Aber sie strebten nur nach Rettung durch die fast unmögliche Flucht. Seitwärts eilten auf den Wiesen die Ditmarsen an dem Menschenknäuel vorbei bis zu den Rittern und verwundeten die Pferde, daß sie sich bäumten und die Ritter mit der prächtigen Rüstung niederwarfen in den Koth, um sie dort unter sich zu erdrücken und zu zerstampfen. Noch weiter gelangten die Ditmarsen und trafen die Gespanne der Lastwagen, daß auch diese hinstürzten und die Wagen mit sich niederrissen. So entstand dann eine Wagenburg, aber nicht zum Schutze, sondern zum Verderben von Roß und Mann, die ohnmächtig harren mußten, bis das eine von den Wurfgeschossen der nahenden Ditmarsen getroffen den andern mit sich in den Tod dahin riß. Von den wenigen Entkommenen wußte nachher Keiner zu berichten, wie Alles so grausam schrecklich zugegangen sei; denn Jeder dachte nur an seine eigene Gefahr und die unablässigen Schneeschauer, die mit den Ditmarsen von Nordwest heran stürmten, der Pulverrauch, der Qualm der verwundeten Menschen und Thiere raubten jegliche Fernsicht.

Dem Dänenkönig Hans aber und seinem Bruder, dem Herzog Friedrich, gelang es, man weiß nicht wie, ihren Rittern und den Wagen vorbei nach Meldorf zu entkommen. Dort



wollten sie rasch die am Morgen zurückgelassene Besatzung mit ihren frischen Kräften aufbieten, um zu retten was noch zu retten war. Aber unterdessen mehrten sich die Feinde auch von der andern Seite. Die Ditmarsen vom Süderstrande her, rückten in den Abendstunden vor Meldorf und die ersten Kugeln ihres Geschützes lehrten den König Hans, daß sein Heil nur noch zu finden sei in schleuniger Flucht nach Holstein. Die Lieder der Ditmarsen sagen uns, daß auch nicht ein einziger Mann entkommen wäre, wenn ihre Brüder vom Strande um zwei Stunden eher vor Meldorf ihr Geschütz hätten aufpflanzen können. So aber gelang dem Könige Hans seine Rettung.

Die Andern aber fanden keine Schonung. Auf den ersten siegenden Haufen der Ditmarsen folgten die übrigen aus der Schanze. Wo noch einer athmete, der empfing von ihnen den Gnadenstoß, ja selbst an den Leichen ließen sie ihren Grimm aus für die in Meldorf wehrlos gemordeten Schwachen und Kinder; sie nahmen den Todten nicht blos die zur Unzeit gefüllten Geldkatzen, sondern auch die Kleider, und meinten, daß selbst das Hemd ihnen überflüssig sei. Dann thürmten sie die Leichen der erschlagenen und umgekommenen Fußgänger zu tausenden auf, um ihnen in tiefen, weiten Gruben eine gemeinschaftliche Ruhestätte zu bereiten; aber den Rittern versagten sie eine solche Bestattung, ihre Leiber sollten unter Gottes freiem Himmel verfaulen. Die Blüthe des schleswig-holsteinischen Adels lag auf diesem blutgedüngten Felde, es war nicht eine einzige Familie, die nicht eins oder mehrere Mitglieder da verloren hatte. Aus dem Geschlechte der Pogwische allein waren zwanzig unter den Gefallenen, aus dem der Alefeldt waren ihrer eilf und mit dem ansehnlichsten unter diesen, dem Marschall Hans von Alefeldt, war das stolze Banner des Danebrogs vor dem nervigen Arme des ditmarsischen Bauers niedergesunken in den Schlamm. Außer den vielen Kleinodien an Gold und Silber, den Waffen, den Rüstungen war diese Fahne mit sieben andern Fahnen die herrlichste Beute und sie wurden zum Preise des Tages und zur Erinnerung für die Nachkommen in der Kirche zu Oldenwörden aufgehangen. Aber auch die Nachkommen der Ritter schwuren den Bauern blutige Vergeltung dieses Tages und Einer unter ihnen, der damals achtjährige Johann Rantzau, hat seinen Schwur erfüllt.

Dr. O. Klopp.

Johann von Weert.

I.

An einem Märztage des Jahres 1609 trug sich in dem kleinen limburgischen Städtchen Weert ein höchst geringfügiger Vorfall zu, der jedoch verhängnißvolle Folgen haben sollte. Ein Schuster schlug mit seinem Knieriemen tüchtig auf einen sechszehnjährigen Burschen los, der die ihm von kräftiger und geübter Hand versetzten Schläge mit herausfordernder Verstocktheit hinnahm. An diesem Tage kam Weert um einen schlechten Schuhmacher, und Deutschland zu einem seiner berühmtesten Kriegshelden. —

„Wenn du, Range, anstatt den Kunden die Arbeit hinzutragen, noch einmal den Soldaten nachläufst,“ sagte der Meister mit zorniger Stimme, „so zerbreche ich dir alle Rippen im Leibe.“

Der junge Mann murrte etwas vor sich hin.

„Ich glaube gar, du willst auch noch das Maul haben!“ schrie Meister Vanhouten, indem er von Neuem nach dem furchtbaren Knieriem griff.

„Bitte, Vater, seid doch nicht so hitzig; Ihr seht ja, daß der arme Junge ganz blau und gelb geschlagen ist; er versprach künftig pünktlicher und folgsamer zu sein. Nicht wahr, Johann, das versprachst Du?

Der Bursche wandte sich dieser sanften Stimme zu, die von einem jungen achtzehnjährigen Mädchen herrührte, und versetzte ruhig: „Ja, Jungfrau Catherine, Euch versprech' ich's!“

„Menge Dich nicht in Dinge, die Dir nichts angehen, Catherine!“ sagte Vater Vanhouten; „Du mit Deiner Güte hast diesen Schlingel erst recht verdorben, und wenn er was Gescheidtes thut, so scheint er vielmehr, es Dir zu gefallen als aus Pflichtgefühl zu thun. Das muß ein Ende nehmen, verstehst Du? und so wie es wieder Allotria gibt, hau' ich den Balg, wie noch nie so ein nichtsnutziger Bastard gehauen worden ist.“

Bei diesen letzten Worten entfärbte sich der Bursche auffallend, die Wuth preßte ihm eine Thräne aus, er ergriff ein langes, spitziges Messer und dem Meister, der erschrocken zurückwich, entschlossen zu Leibe gehend, rief er:

„Ihr habt Bastard! gesagt, glaube ich. Wiederholt doch dieses Wort noch einmal! ein einziges Mal, Meister Vanhouten! und bei den Gebeinen meiner seligen Mutter schwöre ich, daß ich Euch elendem Schuhflicker den Bauch aufschlitze!“ . . .

„Nun Catherine!“ wandte sich der Schuster, dem nicht ganz wohl zu Muthe wurde, an seine Tochter; „was sagst Du zu Deinem Schützling! nicht wahr, ein sauberer Vogel, der dem gnädigen Herrn Amtmann bald zu thun geben wird. Fahre nur so fort, Bürschchen, du bist auf dem besten Wege, Galgenfutter zu werden.“

„Johann! gebt mir das Messer,“ befahl Catherine, „und laßt nie wieder solche Worte hören, denn seht, ich müßte sonst wie mein Vater glauben, daß Euch eine schmähliche Zukunft erwartet!“

„Ich soll also meine Mutter beschimpfen lassen, Jungfer Catherine?“ fragte der junge Mann. „O nein, seht, es war gut, daß Euer Vater schwieg, da ich sonst nicht wüßte, wie es ausgegangen wäre! . . . .“

„Johann!“ mahnte des Schuhmachers Tochter, „kein Wort mehr oder ich verzeihe Euch nie! Da, tragt dieses Paar Stiefeln schnell zum Hauptmann Herstein, im Gasthof zur „Kaiserkrone,“ und kommt bald wieder.“

Der junge Mann gehorchte dieses Mal ohne ein Wort zu sagen, nahm die Stiefeln des Hauptmanns und ging hinaus, indem er einen Militärmarsch vor sich hinpfiff.

„Nun Cäthe, was sagst Du zu Deinem Schützling?“ fragte der Schuhmacher noch einmal. Meinst Du, daß ich noch länger einen Banditen, der mich vielleicht eines Tages abschlachtet, bei mir behalten soll? Daß ich ein Narr wäre! Nein, fort muß er! heute noch! gleich nach dem Essen! und daß ich nur gar nichts mehr von ihm höre!“

„Na, na, Vater,“ meinte Catherine beschwichtigend; „Ihr werdet doch auch zugeben, daß Ihr nicht ganz gerecht gegen den armen Johann gewesen seid. In seinem Alter hat man eben noch an den Soldaten Freude, ich verspreche Euch aber, daß die heutige Züchtigung ihn für die Zukunft heilen wird. Und hinsichtlich des Ausdrucks, der ihn so aufbrachte, so ist es nicht seine Schuld, daß er mit sechszehn Jahren Waise ist und nur noch seinen jüngern Bruder hat, dem er fast Alles giebt, was er verdient. Ihr werft ihm ein Unglück vor, Vater, und das ist weder christlich noch großmüthig, zumal da Ihr, der sich des armen Johann nach dem Tode seiner Mutter annahm, während der Pfarrer Brukärt den andern Bruder Anton versorgte, am Besten wißt, daß er kein Bastard ist. Wäre Johannes nicht so gut und edel gesinnt, so hätte er das Andenken seiner Mutter auch nicht so warm vertheidigt.“

„Wenn ich Deinen Wischiwaschi recht verstehe,“ versetzte Meister Vanhouten, „so hätte ich noch gegen diesen Bösewicht unrecht gehandelt, nicht wahr? Am Ende soll ich ihm noch um Verzeihung bitten, daß er mich beleidigt hat!“

„Davon ist keine Rede, Vater,“ gab Catherine zur Antwort; „wenn nun aber Euch Jemand: Bastard! nennen würde, was würdet denn Ihr thun?“

„Ach du bist wohl närrisch, Cäthe!“ entgegnete der Schuster; „wer sollte sich auch getrauen, mir so etwas zu sagen;... und wagte es doch Einer, so schlüg' ich ihm den Hirnkasten ein!“ . . .

„So? Und was Ihr für eine Pflicht haltet, soll Johann nicht auch dafür halten? Doch laßt das Alles sein, Vater, ich verspreche Euch, daß ich ihn noch tüchtig herunterkanzeln will, und ich richte bei ihm mit zwei Worten mehr aus, als Ihr mit all Eurem Schelten und Schlagen!

„Warum,“ fiel Vanhouten ein, „kann er sich aber nicht ebenso gut wie sein Bruder Anton aufführen, der voll lauter Gehorsam und Sanftmuth ist? Der Pfarrer sagte mir erst noch vor einigen Tagen, daß dieses Kind aller Welt zur Freude heranwachse, während Johann ein Thunichtgut sei, der eines Tages noch unter die Soldaten laufen würde.“

„Das steht bei Gott, Vater,“ versetzte Catherine, „sprechen wir aber nicht weiter davon, denn dort kommt er.“

Es war so wie Catherine gesagt, Johann kam daher, allein an der Art, wie er sich duckte, sah man gleich von Weitem, daß schon wieder etwas vorgefallen war, und fand dies auch in der Nähe bestätigt, denn seine zerzausten Haare,

seine zerrissene Jacke und die blutrünstige Stirn zeugten von einem ziemlich lebhaften Kampfe. Als Catherine den jungen Mann so zugerichtet sah, eilte sie ihm entgegen und erkundigte sich nach der Ursache seines Aussehens.

„Ach, es ist weiter nichts, Jungfer Catherine,“ meinte Johann, indem er sich mit der Hand das Blut von der Stirne wischte, „einer der Burschen des Hauptmanns Herstein“ ...

„Aha, ich merke schon, wo das hinaus will,“ fiel Meister Vanhouten ein, „Du wirst Dein loses Maul gehabt haben, und man hat Dich dafür tüchtig durchgebläut. Ist Dir recht geschehen!“

„Fehl geschossen, Meister,“ entgegnete Johann, „das Ding ging anders zu. Einer der Soldaten erlaubte sich nämlich, über Eure Tochter leichtfertig zu sprechen, und da er auf meine Bitte, das sein zu lassen, nicht hörte, so gab ich ihm eine Maulschelle. Darüber kam der Hauptmann heraus und sagte, nachdem er um die Ursache des entstandenen Lärms gefragt hatte, zu mir, daß eine Maulschelle nur durch einen Säbelhieb gesühnt würde“ ....

„Und Du hast Dich geschlagen!“ rief Catherine erschrocken.

„Sapperlot, es ging nicht anders, Cäthchen,“ versetzte der junge Bursche lächelnd, „man gab mir einen Säbel in die Hand und nach Verlauf von drei Minuten ....“

„Hattest Du das Merkmal auf der Stirne,“ fiel der Schuster ein.

„Ja; mein Säbel fuhr aber dafür dem Deutschen auch zwei Zoll tief in die Brust,“ ergänzte der Junge stolz, indem er sich die blutige Stirn auf's Neue abwischte.

„Nun, was meint Ihr, Vater,“ fragte Catherine, während sie einen Blick voll unaussprechlicher Theilnahme auf dem Lehrlinge ruhen ließ, „wollt Ihr ihn noch immer fortschicken, und hat er nicht ein gutes und edles Herz?“

„Und was sagte denn der Hauptmann Herstein dazu, als er einen seiner Soldaten verwundet sah?“

„Er wollte sich krank lachen, und meinte, ich gäbe einmal einen Hauptsoldaten ab.“

„Armer Johann! Wegen meiner hast Du Dich der Gefahr ausgesetzt!“ sprach Catherine liebreich; „komm, armer Junge, daß ich Dir nur wenigstens einen Verband anlege.

Der Schuster verließ das Zimmer, um dem jungen Manne seine Rührung zu verbergen, denn vor seiner Tochter hielt er es mit seiner Würde nicht vereinbar, so schnell besänftigt zu sein. Er ergriff also einen Vorwand, um sich zu entfernen, und ließ die jungen Leute allein.

II.

Johann war schon in früher Jugend unter fremde Hände gerathen und keine liebende Mutter hatte über ihm gewacht. Seiner Erziehung hatte sich Niemand angenommen, und sich selbst überlassen, war er wild herangewachsen, gewaltthätigen Sinnes geworden und sanftern Gefühlen ziemlich fremd geblieben. Stolz und wild, wie er war, trug er unwillig das ihn drückende Joch eines harten und unwissenden Schuhmachermeisters. Oft war Johann mit seinen Gedanken so abwesend, daß er das niedrige Handwerk, zu welchem ihn seine Armuth verurtheilte, ganz vergaß, von blutigen Schlachten und Gefechten träumte, von eroberten Fahnen und lustigen Siegesweisen; sein Auge glühte dann, die Arbeit entfiel ihm aus den Händen, und oft bedurfte es einer derben Maulschelle seines Meisters, um ihn jener Zauberwelt zu entreißen und ihn in die traurige Wirklichkeit der Schuhflickerei zurückzuführen. Andere Male wieder sprühte aus seinen Augen ein wildes dunkles Feuer, und bei der Erzählung eines Gefechts fing sein Blut an zu kochen. Selten verging ein Tag, wo er nicht prügelte oder geprügelt wurde, und die Einwohner von Weert hielten den Schusterjungen für eine wahre Plage ihres Städtchens. —

Nachdem Catherine den Verwundeten verbunden hatte, ergriff sie dessen Hand und sagte mit wehmüthiger Stimme: „Wie stolz Ihr aber der Lobeserhebungen gedachtet, die Euch der Hauptmann Herstein gemacht hat! Nicht lange mehr wird es währen, Johann, und Ihr verlaßt uns, die wir Euch so sehr lieben.“

„Ja, Catherine, Ihr liebt mich!“ rief der junge Mann heftig; „Ihr wohl! wer aber hat sonst noch ein liebes Wort für die arme Waise, den Bastard! wie Euer Vater sagt. Ich esse hier ein saures Brod, und was habe ich weiter für Aussichten hier? Mein Lebelang Schuhe flicken! Seht, Catherine, eine innere Stimme sagt es mir, daß mein Handwerk der Krieg ist, mein Werkzeug ein Degen! Hier in dieser Luft ersticke ich fast, und dann kann man heutzutage nur noch als Soldat zu Reichthum und Ehren gelangen. Vor acht Monaten war der Hauptmann Herstein noch gemeiner Soldat, in vier Monaten ist er vielleicht Oberst! Warum könnte ich's nicht auch so weit bringen?! Frankreich und Schweden führen mit Deutschland Krieg, Schwaben, Bayern, Franken stehen in Flammen, alle Schwerter sind in Europa aus den Scheiden, und man braucht nur Herz zu haben, um auf den Schlachtfeldern Rang und Ehren aufzulesen!“

Eine Thräne rollte über die Wange Catherine's, und eine geheime Stimme sagte ihr, daß ihre Vorahnung sie nicht getäuscht habe.

„Warum Euch über Dinge kränken, die sich einmal nicht ändern lassen, Catherine?“ meinte Johann weich; „seht, wenn irgend etwas mich von meinem Lieblingsgedanken abbringen könnte, so wäret Ihr es, die stets so gut und liebreich mit mir war!“

„Und wenn ich Euch nun darum bäte?“ fragte das junge Mädchen.

„O, das müßt Ihr nicht thun, Catherine,“ versetzte Johann; „denn erstlich könnte ich Euch nicht gehorchen, und weiter treibt mich eine unsichtbare Hand einem vielleicht stürmischen, jedenfalls aber ruhmvollen Schicksale mit Gewalt entgegen!... Heute Abend noch muß ich den Hauptmann Herstein sprechen, er bricht mit seiner Compagnie in einigen Tagen nach Lüttich auf“ ....

„Und welches ist da Eure Absicht?“ fiel Catherine ein.

„Als Soldat mitzugehen,“ antwortete der junge Bursche entschlossen. „Den Hieb, den ich eben über die Stirne erhielt, halte ich für ein höheres Zeichen, und nichts in der Welt könnte mich vermögen, je wieder eine Pfrieme anzurühren!“

„Und Euer Bruder Anton! was soll aus dem allein hier werden?“ mahnte Catherine.

„O, den werdet Ihr zum Andenken an mich ein Bischen lieben, .. nicht wahr, Catherine?" bat Johann; „und später, wann ich General bin, mache ich ihn zum Offizier; Euch aber Catherine, werde ich dann Etwas sagen, was ich jetzt kaum zu denken wage."

Des Schuhmachers Töchterlein schlug erröthend die Augen nieder vor dem gluthvollen Blicke Johanns; dieser ergriff die Hand Catharines, küßte sie und flog dann zum Hause hinaus, frohen Herzens wie ein junger Adler, der zum ersten Male seine Schwingen prüft.

In der Straße angelangt, blieb Johann einen Augenblick stehen, heftete seine großen schwarzen Augen auf das Gemach, wo Catherine zurückgeblieben war, und eilte dann, als ob er eine letzte Anfechtung siegreich bekämpft habe, leichten und schnellen Schrittes dem Wirthshaus zur „Kaiserkrone" zu.

Hauptmann Herstein war ein Glückssoldat, der Alles, was er war, seinem Säbel verdankte; daher fand er auch nichts so unerträglich als das träge Leben in der Garnison, und nur wenn's in's Feld ging, war er fröhlichen Herzens. Das war er denn, nachdem er drei Monate müßig in Weert gelegen, auch jetzt wieder, wo ihm seit zwei Stunden der Befehl zugegangen, zu der bayerischen, von General Aldringer befehligten Armee in Lüttich zu stoßen. Johann fand den Hauptmann bei Tafel, wie er gerade fröhlich einen großen Becher Rheinwein leerte, welches übrigens nicht der erste war, wie mehrere leere Flaschen auf dem Tische bewiesen.

Beim Anblick des jungen Mannes faltete der Hauptmann die Stirn, ließ einen ernsten Blick auf den Ankömmling fallen und fragte, was ihn herführe.

„Ich möchte Euch um einen Gefallen bitten, Herr Offizier," hob Johann etwas verblüfft und linkisch an, während er seine Mütze zwischen den Händen rechts und links umdrehte.

„Was Teufel, hast du hier zu suchen, Range!" meinte der Hauptmann. „Vergißt du, daß ich dich hängen lassen könnte, wenn ich Lust hätte? Weißt du, daß der von dir verwundete Soldat wenigstens auf zwei Monate hat, ehe er wieder Dienst versehen kann?

„Ah, desto besser, Herr Offizier!" rief Johann, der seine Keckheit wieder gefunden hatte; „denn ich komme, um mich als Ersatz anzubieten."

„Ersatz, für was?..." fragte der Hauptmann.

„Nun, für den Mann, dem ich heute Morgen ein rothes Knopfloch in die Brust gemacht habe!" versetzte der junge Mann dreist.

„Wie alt bist du?" erkundigte sich der Offizier, dem das kecke und dreiste Wesen des Schusterjungen zu gefallen schien.

„Nächste St. Johanni sechszehn Jahr!" lautete die Antwort.

„Und du willst Soldat werden? Weißt du auch, mein junges Bürschchen, was es heißt, Soldat sein? Da heißt's, ohne Murren gehorchen, ohne Klage aushalten;... marschiren, wenn man schlafen möchte; trinken, wenn man Hunger hat; essen, wenn man Durst hat; da heißt's, sich schlagen, ohne zu wissen, für wen und für was; da sind die Thaler seltener als die Säbelhiebe, und das Ganze endigt wohl eines Tages damit, daß man sein Fell in irgend einem Loche läßt, oder sich, verwundet und noch halb lebendig, in einen Graben geworfen sieht, um ihn besser und schneller auszufüllen!"

„Und was weiter, Herr Hauptmann?" meinte Johann keck.

„Was weiter, Bursche!" rief der Offizier; „ist das nicht mehr als zehnmal genug, um dir zur Schuhflickerei wieder Lust zu machen?"

„Gerade umgekehrt!" gab Johann zur Antwort; „ich bin nun fester als je entschlossen. Indessen habt Ihr mir nur eine Seite der Medaille gezeigt, Herr Hauptmann, und die Freuden des Krieges gänzlich vergessen; wie es ist, wenn man sich mit dem Pistol in der Hand mitten unter die Feinde wirft! wenn man sich einen breiten und blutigen Weg durch die Reihen der Gegner bahnt, die unter dem geschwungenen Säbel wie Aehren auf dem Kornfelde hingemäht werden! wenn man eine französische Fahne den krampfhaft gefalteten Händen ihres Trägers entreißt, der sich vergeblich an dieselbe heulend klammert! wenn die Kugeln um Einen herpfeifen und auf die Panzer prasselnd niederregnen! und wenn man endlich, bedeckt mit Wunden, Herr des Schlachtfeldes ist und auf stolzem Roß über die Todten dahin reitet! Das ist's, Herr Hauptmann, was ich suche, was ich in meiner Laufbahn als Soldat erwarte. Sagt, ob Ihr mir das Alles bieten könnt; wenn nicht .... so suche ich anderswo Dienste; mir ist jedes recht: Deutschland, Frankreich oder Spanien, wenn ich mich nur tüchtig herum hauen kann!"

Während dieser schnell gesprochenen Worte hatte der Offizier mit stiller Bewunderung den Schusterjungen, in welchem sich bereits ein großer General offenbarte, betrachtet. Er stand rasch auf, ging auf Johann zu, faßte ihn bei der Hand und beugte ihm den Kopf etwas rückwärts, um besser in das feuerige, von wilder Energie flammende Auge Johann's blicken zu können.

„Johann!" sagte er dann langsam, „ich weiß nicht, ob ich mich täusche, allein es scheint mir, Du könntest wohl alle diese Freuden binnen Kurzem zu kosten bekommen, und Dein Haupt auf einem Bette von durch Deinen Degen eroberten Fahnen ausruhen. Und jetzt ergreife diesen Becher und mach's mir nach: „Auf das Wohl des erlauchten Herrn und Kurfürsten von Baiern, dem ich Treue und Gehorsam schwöre!"

„Auf sein Wohl und auf meine nächste Schlacht!" rief der junge Mann.

„Jetzt geh' und mach' Dein Bündel fertig," schloß der Offizier; „umarme noch einmal Deine Freunde, und morgen früh bei Zeiten geht's fort."

„Zwei Worte für meinen Bruder Anton, einen Kuß für meine gute Catherine, und Alles ist abgemacht!" jauchzte Johann, indem er freudig aus dem Wirthshause zur „Kaiserkrone" sprang.

III.

Freundlich strahlte am andern Morgen die Sonne auf die Schieferdächer des Städtchens Weert, als die bayerischen Hörner „zu Pferde" bliesen und die Reiter von allen Seiten dem Marktplatze zugesprengt kamen, wo die Offiziere schon hoch zu Roß hielten. Die Fensterläden öffneten sich, hie und da wurde das weiße Haupt eines Greises bemerkbar, oder das neugierige Gesicht eines jungen Mädchens, das den deutschen Uniformen den letzten Gruß zuwarf. Nicht lange dauerte es,

so standen die Soldaten in Reih' und Glied, und Hauptmann Herstein wollte eben zum Aufbruch kommandiren, als er die Abwesenheit des jungen Mannes bemerkte, den er am Abend vorher angeworben hatte. Die Verzögerung wunderte ihn und schon stand er im Begriff, den Säumigen durch einige Soldaten holen zu lassen, als er ihn, begleitet von einem andern jungen Bürschchen und einem Priester, die sehr eifrig auf ihn hinein sprachen, kommen sah. Der Hauptmann ritt dem Ankommenden entgegen und las ihm über seine geringe Pünktlichkeit in gutmüthigem Tone den Text.

„Bitte um Vergebung, mein Offizier," entschuldigte sich Johann, „allein seht, ich umarmte meinen Bruder noch einmal recht ordentlich, denn als Soldat muß man immer Abschied nehmen, wie sich's gehört, da man nie auf das Wiedersehen zählen kann."

„Und ich sage Dir „auf Wiedersehen!" Johann!" fiel der Priester ein; „sei immer Gott und Deiner Fahne getreu, und mein Herz sagt mir, daß ich Dich wiedersehen werde und Du mit einem ruhmbedeckten Namen zurückkehren wirst!"

„Leb wohl Anton! Lebt wohl, Herr Pfarrer!" rief Johann, „ich verspreche Euern Ermahnungen getreu zu sein. Dich Anton nehme ich zu mir, wenn ich erst General bin!"

„Sonst hast Du keinen Auftrag weiter, Bruder?" fragte Anton.

„Ah doch, Anton," versetzte Johann. „Dieses silberne Kreuz hier, das unsere Mutter trug, gib Catherinen. Nicht wahr, Du bist's zufrieden, daß sie, die uns fast die Liebe einer Mutter widmete, es zur Erinnerung an mich trägt?"

„Wie Du willst, Johann," entgegnete der jüngere Bruder. „Du bist der Aelteste und ich habe nichts drein zu reden, außer daß auch ich Catherinen gewählt hätte, um dieses einzige Andenken von unserer Mutter zu tragen."

„Jetzt frisch, zu Pferde, junger Mann," gebot der Offizier; „die Rührung gehört nicht zur Bagage eines Soldaten."

„Leb wohl, Anton!" rief Johann nochmals, während er sich behend auf sein Pferd schwang; „Du wirst mich in Kurzem als General wiedersehen."

Johann, der auf den Pferden des Wundarztes von Weert reiten gelernt hatte, saß zur Freude des Hauptmanns so fest wie ein alter Soldat im Sattel, und bald darauf war die rasch davon trabende Truppe den Augen Anton's und des Pfarrers entschwunden, um sich nach Lüttich zu begeben, wo General Aldringer, der frühere luxemburger Bauer, stand, dessen erstaunliches Glück für alle Ehrgeizige ein aufmunterndes Beispiel war.

Nur selten noch waren so viele gefeierte Helden zu gleicher Zeit auf den Schlachtfeldern erschienen, als in diesem langen und blutigen Kampfe, dem die Geschichte den Namen „der dreißigjährige Krieg" gegeben hat. Auf Seite Schwedens und seiner Verbündeten befanden sich der König Gustav Adolf selbst, Horn, Banner, Torstensohn, Wrangel, Bernhard von Sachsen-Weimar, die Franzosen Turenne, Gassion u. s. w. Auf Seiten Oesterreichs und der Katholiken, begegnete man den Namen Wallenstein, Tilly, Pappenheim, Piccolomini, Aldringer, Gallas und Andere, die meisten aus dem Volke hervorgegangen und nur durch den Degen das geworden, was sie waren. Zu diesem Glanzgestirn von Helden sollte Johann von Weert bald einen ruhmvollen Namen mehr hinzufügen, indem für ihn das Glück nicht lange auf sich warten ließ.

Der junge Soldat zeigte gleich von Beginn an so bedeutende militärische Anlagen und seltene Eigenschaften, daß er binnen Kurzem zu einem höhern Grade befördert wurde. Sein sicherer Ueberblick, der im Nu die Schwierigkeiten einer Lage, aber auch die Mittel, diese Schwierigkeiten zu überwinden, instinktmäßig erkannte; seine kaltblütige Unerschrockenheit und Todesverachtung, entgingen dem General Aldringer nicht, der bald auch den tapfern Johann von Weert angemessen zu verwenden wußte. Johann hatte dabei zu manchem kecken Handstreich Gelegenheit, und einer besonders zeugt von seiner tollkühnen Vermessenheit.

Eine Abtheilung der französischen Armee, unter Gassion, belagerte Landshut in Bayern. Aldringer hatte in den Platz einige Mannschaft, an deren Spitze Johann von Weert stand, geworfen, mit dem Befehl, Landshut bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Johann, der ohne alle Artillerie war, wurde durch das gut gerichtete und lebhafte Feuer der französischen Geschütze arg geplagt. Die Einwohner von Landshut, welche einen längeren Widerstand für vergeblich hielten, schickten deshalb eine Deputation an den Platzkommandanten und ließen diesen bitten, mit Gassion zu unterhandeln, der ihm zweifelsohne ehrenvolle Bedingungen zugestehen würde.

„Ich werde die Stadt übergeben, wann ich den Befehl dazu empfange," gab Johann von Weert zur Antwort; „bis dahin mag die Bürgerschaft ruhig schlafen und mir keine Abgeordneten mehr schicken, oder ich lasse ihnen die Ohren abschneiden."

„Aber Kapitain," bemerkte der Führer der Deputation schüchtern, „wenn Ihr Geschütz hättet, um den Franzosen zu antworten, dann wohl möchtet Ihr den Platz behaupten; allein so wie es steht, hindert Euch nichts" . . . .

„Dich aufhängen zu lassen, wenn Du noch ein Wort hinzufügst," ergänzte Johann. „Wenn Euch übrigens die Kanonen so viel Angst machen, so werden wir sie heute noch zum Schweigen bringen." „Francinetti!" wandte er sich an einen italienischen Offizier, den er als seinen heimlichen Feind kannte, und der ihn mehrere Male in der Gunst Aldringer's zu stürzen versucht hatte; „Francinetti! Du siehst dort jene Batterie von zwei Stück Geschütz! Nimm zehn Freiwillige, einen Hammer und Nägel, und vernagele den beiden Schreihälsen, die mehr Lärm als Schaden machen, das Maul."

„Gut Kapitain!" versetzte der Offizier. „Aber die Vorposten?"

„Die durchjagst Du, verlierst vielleicht drei Mann dabei, und hast dann noch immer genug, um die Sache zu beendigen!" entgegnete Johann.

„Allein, wenn einmal Allarm entstanden ist, so werde ich ein ganzes Regiment auf den Hals bekommen," wandte Francinetti ein.

„Das durchbricht man mit dem Degen in der Faust, Herr Offizier!" antwortete Johann. „Da übrigens der Auftrag Euch nicht zuzusagen scheint, so nehm' ich's auf mich. Ihr werdet vom Walle aus zusehen, wie man so Etwas an-

fängt! Vorher aber schreibt noch dieses Billet an den General Gassion!" und Johann diktirte wie folgt:

General!

„Der Lärm Eurer Kanonen stört die guten Bürger von Landshut in ihrem Schlafe; ich habe ihnen daher versprochen, diesem Gelärme ein Ende zu machen, und meine Versprechungen habe ich noch immer gehalten."

Johann von Weert.

Fünfzig Panduren erboten sich, ihren Anführer zu diesem gefahrvollen Unternehmen zu begleiten; Johann wählt nur zehn der Gewandtesten und Jüngsten heraus und verläßt an ihrer Spitze Landshut am hellen Mittag, so daß die erstaunten Franzosen anfangs die kleine Truppe für Parlamentäre halten. Allein bald sollen sie ihren Irrthum gewahren, die ersten Schildwachen fallen unter den Streichen der Panduren und das kühne Häuflein jagt auf die Batterie zu, deren Mannschaft im Nu niedergesäbelt ist. Johann von Weert vernagelt hierauf kaltblütig die zwei Kanonen und tritt dann den Rückzug an; allein schon hat ihm eine feindliche Kompagnie den Weg nach der Stadt abgeschnitten, und der französische Kommandant ruft ihm zu, sich zu ergeben. Statt aller Antwort jagt Johann von Weert seinem Gegner eine Kugel durch den Kopf, und bahnt sich mit hochgeschwungenem Säbel mitten durch die über so viel Keckheit erstaunten Franzosen einen Weg. Von der ersten Ueberraschung zurückgekommen, beginnen diese jedoch auf die verwegenen Reiter zu feuern, sieben derselben fallen, Johann selbst wird von einer Kugel an der Wange gestreift, und erst nach übermenschlicher Tapferkeit gelingt es ihm, die Stadt wieder zu erreichen.

Marschall Gassion, der auch am Feinde die Tapferkeit ehrte, schickte am folgenden Tage dem jungen Kapitain einen Degen mit silbernem Griff zum Geschenk. „Sagt dem Marschall," gab Johann dem Ueberbringer des Degens zur Antwort,



„daß ich ihm verspreche, mich seines Geschenkes bei erster Gelegenheit zu bedienen."

Der Name Johann von Weert war in dem Getümmel dieser Kriegsjahre bald in aller Munde. Unermüdlich und thätig wie er war, schien er sich im Felde zu verzehnfachen. Zwei Tage vor der Schlacht bei Nördlingen, in welcher Aldringer getödtet wurde, führte Johann einen kecken Handstreich aus, der den Schrecken seines Namens noch vermehrte.

Die unter Horn und Gassion vereinigten Schweden und Franzosen wollten, nachdem sie mehrere Unfälle in Schwaben erlitten hatten, einen letzten Versuch bei Nördlingen wagen, wo sie sich in einem gut verproviantirten Lager verschanzt hatten, und auf die Unvorsichtigkeit ihrer, über einige Erfolge stolz gewordenen Gegner zu zählen schienen. Ein furchtbarer Artilleriepark mit einer Unzahl Pulverkasten befand sich an dem einen Ende des Lagers unter der Bewachung einer schwedischen Kompagnie, welche den Ruf hatte, es lieber mit einem Fasse Branntwein als mit dem Feinde zu thun zu haben. Der auf Alles merkende Johann von Weert sah in diesem Umstande eine Veranlassung, gegen die Feinde einen furchtbaren Streich zu führen, und nachdem er mit den kaiserlichen Generalen darüber Rücksprache genommen, traf er alle Anstalten zur Ausführung seines beabsichtigten Unternehmens.

Von vier Panduren begleitet, auf deren Muth und Gewandtheit er rechnen konnte, verließ Johann von Weert gegen neun Uhr des Abends die deutschen Linien; der Himmel war trüb, das Wetter unfreundlich, und Alles kam seinem Plane trefflich zu Statten. Seine vier Gefährten trugen auf einer Tragbahre zwei Fässer Branntwein, und Johann begann nun sich mit erheuchelter Vorsicht, welche die Feinde um so mehr täuschen sollte, in Bewegung zu setzen. Nicht lange dauerte es, so tritt auch plötzlich eine schwedische Schildwacht aus dem nächtlichen Schatten hervor, legt an und ruft den Kommenden zu, still zu stehen. Beim Rufe der Wache kommen gleich eine Menge bewaffneter Soldaten herbei, und Johann und seine Gefährten stellen sich, als sähen sie da das Vergebliche jedes Widerstandes, und legen ihre Fässer schluchzend und jammernd auf den Boden.

„Wer seid Ihr, und was treibt Ihr hier?" fragt ein schwedischer Sergeant.

„Arme Schlucker sind wir," versetzten die Gefragten, „und wollen den letzten Rest unserer Habe vor den beiden Armeen retten. Gestern haben uns die Panduren Johann von Weert's ausgeplündert, und da Alles auf Morgen eine Schlacht voraussehen läßt, so wollten wir diese beiden Fässer Branntwein nach Ingolstadt schaffen."

„Bei Luther's Haupt!" rief der Sergeant, „Ihr konntet in keine besseren Hände fallen, wir werden Euern Branntwein an einen Ort schaffen, der so sicher ist, daß Johann von Weert, und hätte er den Teufel selbst im Leib, nicht dazu kommen soll. Auf, Kameraden, in's Lager mit dem Fang, und Vivat die Freude für diese Nacht!"

Eine Stunde darauf war die ganze Wachtmannschaft schwer berauscht, und Johann von Weert und seine Gefährten, die sich ausgebeten hatten, wenigstens mittrinken zu dürfen und sich gleich im Anfange betrunken gestellt hatten, schlichen, nächtlichen Gespenstern gleich, durch's Lager und häuften still Pulverkiste auf Pulverkiste. Nachdem dieß geschehen, zog Einer einen Nagelbohrer aus seiner Tasche, bohrte ein Loch in eine der Kisten und steckte eine Schwefellunte hinein, die lang genug war, um ihnen bis zum Augenblick der Explosion Zeit zu lassen, das Weite zu gewinnen.

Plötzlich steht einer der Panduren still und lauscht in die Nacht hinaus. „Kapitän," sagte er, „ich höre Schritte, die sich nahen!"

„So mach' die Lunte kürzer!" gebietet der furchtbare Johann von Weert. „Man wird wahrscheinlich diese schwedischen Trunkenbolde durch Franzosen ablösen lassen; und jetzt die Lunte angebrannt! Das wird ein prachtvolles Feuerwerk geben, wenn die Schweden und Franzosen zusammen als Raketen in die Luft fliegen!"

Die kecken Gesellen entfernten sich rasch und blieben etwa in Schußweite von dem Lager stehen, um sich ihres unheimlichen Werkes so nah wie möglich zu freuen. Der Mond hatte sich hinter dichtem Gewölk verkrochen, und durch das Dunkel der Nacht sah man nur die Bivouakfeuer der beiden Armeen funkeln, und zwischen dem Scheine der Feuer hindurch hier und da die dunkeln Umrisse einer Schildwache erscheinen. Plötzlich zitterte die Erde unter einem furchtbaren Schlage, und eine riesige Feuersäule wälzte sich gen Himmel, als ob sie diesen verschlingen wollte. Zweihundert verbrannte Schweden bedeckten rings den Boden, und die schwedisch=französische Armee brachte die Nacht unter den Waffen zu, zur Hälfte schon besiegt durch dieses verhängnißvolle Ereigniß, das sie um einen großen Theil ihrer Kampfmittel beraubte.

Vergeblich suchte man im schwedischen Lager die Ursache dieses Unglücks zu entdecken, als mittlerweile der Graf von Nassau und Marschall Gassion daselbst anlangten.

„Und Ihr könnt dafür einstehen," wandte sich Gassion an Horn, „daß kein Feuer in Eurem Lager entstand?"

„Bei meiner Seelen Seligkeit stehe ich dafür ein, Marschall!" versetzte der schwedische Feldherr.

„Dann weiß ich, woran ich bin," meinte Gassion. „Es gibt nur zwei Wesen in der Welt, die einen solchen Streich auszuführen im Stande sind. Entweder war es der Teufel oder Johann von Weert!"

IV.

Der kühne Handstreich des jungen Pandurengenerals trug nicht wenig dazu bei, ihn sowohl unter den Soldaten, als unter dem Volke, als ein geheimnißvolles Wesen erscheinen zu lassen, das sich Hieb=, Stich= und Kugel=fest gemacht. Der Aberglaube lag damals noch in der Zeit, und bei den Bivouakfeuern erzählte man sich die wunderbarsten Geschichten von Johann von Weert. Seine Panduren, die er vorzugsweise zu seinen kecken Unternehmungen wählte, und deren Wildheit ihrem Muthe gleich kam, vermehrten noch den Schrecken seines Namens. Diese undisciplinirte Schaar, die keinen Sold bezog, sondern nur von Raub und Plünderung lebte, wurde von Freund und Feind gleich sehr gefürchtet. Es bedurfte der ganzen wilden Kühnheit ihres Anführers, um diese Bande, die Schrecken und Entsetzen auf ihrem Wege bereitete, nur einigermaßen in Ordnung und Gehorsam zu erhalten. Indessen waren hinwiederum

die Panduren Johann von Weert's eines der tapfersten kaiserlichen Corps, und sie trugen nicht wenig zum Gewinn der Schlacht bei Nördlingen bei.

Marschall Gassion hatte am Tage nach der nächtlichen Expedition Johann von Weert's, zahlreiche Verstärkungen empfangen, und Aldringer sah sich gezwungen, die vom Gegner angebotene Schlacht anzunehmen. Als geschickter General traf Aldringer dabei seine Anordnungen der Art, daß er das, was ihm an Streitkräften abging, durch die Wahl guter Positionen ersetzte. Ein Korps Ungarn und Panduren, unter der Anführung ihres furchtbaren Generals, lag auf dem linken Flügel der Armee, dem der Graf von Nassau und der Schwede Horn gegenüber stand, im Versteck. Während der zwei ersten Stunden des Kampfes wußte der Marschall Gassion eine seiner Batterien so geschickt spielen zu lassen, daß die in die Flanke genommenen Kaiserlichen von dem wüthenden Feuer zum Weichen gebracht wurden und sich auflösten. Bei diesem Anblick sprengen Horn und Nassau an der Spitze eines Regiments schwedischer Dragoner heran, um die Niederlage der Kaiserlichen vollständig zu machen, als sich plötzlich ein entsetzliches Gebrüll vernehmen läßt. Der furchtbare Johann von Weert, hinter ihm seine Centauren, bricht wie ein Wetter auf die schwedischen Linien herein, packt den General Horn bei seiner Leibschärpe und reißt ihn vor den Augen beider Armeen, die dieser homerischen Heldenthat ganz bestürzt zusehen, auf sein Pferd herüber. Nachdem er seinen Gefangenen dem kaiserlichen General Gallas überliefert hat, stürzt sich Johann von Neuem auf die französischen Linien, durchbricht sie, dringt bis in die Nähe des Marschalls Gassion vor, wechselt einige Pistolenschüsse, und verbreitet in den feindlichen Reihen überall Schrecken und Unordnung. In derselben Zeit vervollständigte Aldringer die Niederlage der Verbündeten, blieb aber auch, von einer französischen Kugel durchbohrt, auf dem Felde der Ehre.

So viele außerordentliche Thaten Johann von Weert's konnten nicht unbelohnt bleiben, und so ernannte ihn denn Kaiser Ferdinand zum Nachfolger Aldringer's in dem Kriege, in welchem Frankreich sich erschöpfte, um nach Cardinal Richelieu's Gedanken, das Haus Habsburg zu demüthigen. Noch zwei Jahre lang waren Deutschland und die französischen Provinzen in der Nähe des Rheins der Schauplatz unerhörter Gräuel. Während Turenne die Pfalz verwüstete und sengend und brennend einher zog, verbreitete Johann von Weert weithin in Lothringen und der Pikardie Schrecken und Entsetzen, und der Anblick einiger seiner Panduren reichte hin, um die Bevölkerungen ganzer Städte zur Flucht zu veranlassen. Man traf bisweilen zehn Stunden Weges weit, mitten unter lauter rauchenden Ruinen, keinen lebenden Menschen an; Schaaren von Hunden umirrten die Kirchhöfe und benagten die Knochen der vor Hunger und Elend zu Hunderten umgekommenen Einwohner; die ihrer Schätze beraubten Kirchen dienten häufig den zahlreichen Räuberbanden, welche sich aller Orten einnisteten, zu Schlupfwinkeln; und Johann von Weert schien wirklich den Franzosen Turenne, der seinen Namen in Schwaben und der Pfalz brandmarkte, an Gräuel übertreffen zu wollen.

Während der zwei Jahre, welche zwischen der Schlacht von Nördlingen und der von Rheinfelden, wo der berühmte Johann von Weert gefangen wurde, liegen, langte eines Tages, es war im Monat August 1636, ein, etwas nach orientalischer Art, glänzend gekleideter Cavalier in dem Städtchen Weert an. Das Gefolge dieses Fremden bestand aus ähnlich gekleideten Personen; ihre in Flechten über die Schläfe herab hängenden Haare, ihre harte und fremde Sprache, und ihre sklavische Unterwürfigkeit gegen den Mann, der ihr Anführer zu sein schien, setzten das kleine Städtchen Weert, das an derartige Besuche wenig gewöhnt war, gleich sehr in Bewegung.

Auf dem Marktplatze angekommen, erkundigte sich der Fremde nach dem besten Wirthshaus des Städtchens, worauf man ihn in die „Kaiserkrone" wies, in welcher er siebenundzwanzig Jahre vorher, von der geheimen Stimme seines Schicksals geführt, sich von dem Hauptmann Herstein hatte anwerben lassen.

Nachdem der Fremde von seinem prachtvollen, mit goldgestickter Sammetdecke reich geschmückten Pferde abgestiegen war, fragte er den Wirth, ob er nicht einen Mann, Namens Anton, den Bruder eines gewissen Johann, der seiner Zeit unter ein deutsches Regiment gegangen, im Städtchen kenne.

„Ich kenne Niemand dieses Namens hier, da ich erst seit Kurzem im Orte wohne," versetzte der Wirth.

„Und der alte Pfarrer, welcher zu jener Zeit hier war?.." fragte Johann weiter.

„Euer Gnaden wollen zweifelsohne von dem frühern Pfarrer sprechen, der vor sechs Jahren gestorben ist," entgegnete der Wirth. „Weil sich aber, wie es scheint, Dieselben genau erkundigen möchten, so will ich meinen Kellner Wilhelm rufen, der aus dem Orte ist und Euer Gnaden jede Auskunft geben kann."

„Einfältiger Schwätzer! konntet Ihr das nicht gleich sagen?" meinte der Fremde. „So geht und holt rasch Euern Kellner."

Der Wirth kam alsbald wieder mit einem langen Kerle zurück, der beim Anblick des Fremden in nicht geringe Verlegenheit gerieth und kein Wort hervorbringen konnte.

„Kennst Du vielleicht einen gewissen Anton hier, Bruder eines Schusterjungen, Namens Johann, der vor siebenundzwanzig Jahren unter die Soldaten lief?" fragte der Fremde wieder.

„Ah, halt einmal!" . . . rief, sich besinnend, der Kellner; „meinen Euer Gnaden den Taugenichts Johann, wie man ihn im Städtchen nannte, der sich Tag für Tag herum raufte?!"

„Denselben, mein Bursche!" entgegnete der Fremde; „allein Anton, sein Bruder, lebt doch noch, nicht wahr?"

„Anton ist Sakristan und Küster an unserer Kirche, ein wackerer und würdiger Mann, das! sanft wie ein Lamm! ich wette, es vergeht kein Tag, wo er nicht für seinen Bruder betet. Aber wahr ist's, Ew. Gnaden, Jeder liebt ihn hier auch mehr als ich Euch sagen kann! Was er an der armen Catherine, der Tochter des Meisters, bei dem sein Bruder Johann war, gethan . . . ."

„Catherine!" rief der Fremde, dem bei diesem Namen eine Menge süßer Erinnerungen aus der Kindheit wieder kamen, „was ist aus ihr geworden, wo ist sie? antworte schnell!"

„Ja, sehen Euer Gnaden," fuhr der Andere fort, „als Johann fort war, versank das arme Mädchen in große Trau=

rigkeit, aus der sie weder die Freundlichkeit des guten, alten Pfarrers, noch die Trostsprüche Antons reißen konnten. Meister Vanhouten wurde aufgebracht darüber, daß Catherine, ohne einen Grund anzugeben, alle Heirathsanträge, die ihr gemacht wurden, zurückwies, und gewöhnte sich aus Verdruß das Trinken an. Der arme Mann hatte schon vorher der Flasche ordentlich zugesprochen gehabt, und so trieb er's denn auch nicht lange mehr; nach zwei Jahren starb er, und ließ seine Tochter ohne Vermögen und ohne Stütze zurück. Da stand denn nun Catherine weinend am Grabe des Vaters allein, als Anton kam, und ihr von Seiten des alten, guten Pfarrers ein Plätzchen im Pfarrhause anbot.

„Guter Anton!“ rief der Fremde, der eine Thräne im Auge zerdrückte, einen Augenblick nachsann, und plötzlich, den Kopf stolz in die Höhe werfend, zu dem verblüfften Kellner sagte: „Geh' und hole meinen Bruder Anton, und sag' ihm, daß sein Bruder Johann, der General geworden ist, auf ihn wartet, um ein altes Versprechen zu lösen!“

Einige Minuten später lagen die beiden Brüder einander in den Armen. Anton wurde nicht satt, das männliche Gesicht und die hohe Gestalt desjenigen zu bewundern, den er als arme Waise und schwächlichen Knaben von sich hatte scheiden sehen.

Die beiden Brüder saßen lange beisammen, und Anton konnte nicht genug erzählen und nicht genug antworten auf die Fragen Johann's. Dieser erfuhr nun umständlich, was sich während seiner Abwesenheit in dem langen Zeitraum begeben, wie der gute, alte Pfarrer gestorben, und die Geschichte von der armen Catherine, die sich zu Tode gehärmt hatte, und ebenfalls schon lange im Grabe lag. Der wilde Krieger, der unter brennenden Städten und auf den, mit Todten und Verwundeten übersäeten Schlachtfeldern ungerührt geblieben war, wurde bei der Erzählung Anton's von der armen Catherine weich wie ein Kind und große Thränen netzten seinen Schnurrbart.

„Bruder!“ sagte er zuletzt, „Du ziehst nun Deinen Rock aus, den Du so lange getragen hast, und kommst mit mir, denn ich brauche einen Sekretär, da meine Hand mit der Feder nicht so gut wie mit dem Degen umzugehen weiß.“

Der Nachmittag verstrich unter allerlei Festlichkeiten, welche die Bürger von Weert ihrem Landsmanne, dem berühmten General zu Ehren veranstalteten. Mit Einbruch der Nacht aber begab sich Johann, von seinem Bruder begleitet, auf den Kirchhof, und brachte dort mehrere Stunden am Grabe Catherinens zu.

Am andern Morgen mit Sonnenaufgang verließ Johann seinen Geburtsort schon wieder, nachdem er ihn jedoch noch mit 6000 Gulden zu einer milden Stiftung bedacht hatte.

Johann von Weert fand bei seiner Rückkehr in's Reich bereits Alles wieder mit gewaltigen Zurüstungen beschäftigt, um den Krieg fortzusetzen. Richelieu, aufgebracht über die Niederlage von Nördlingen, hatte neuerdings furchtbare Streitkräfte versammelt, ohne jedoch verhindern zu können, daß Burgund, Lothringen und die benachbarten Provinzen des Rheins von den unter Gallas, Piccolomini und Johann von Weert stehenden Truppen mit Feuer und Schwert verwüstet wurden. Bald war auch die ganze Picardie von Johann von Weert wie ausgefegt und die erschrocknen Garnisonen kamen fliehend in Paris an. Was sich nicht in die festen Plätze rettete, fiel schonungslos unter dem Säbel der Panduren und Ungarn. An zwanzig Geviertstunden des Landes lagen in Asche und verwüstet, wie wenn eine feurige Windsbraut darüber hingegangen wäre.

In aller Eile stellt Richelieu dem furchtbaren Johann von Weert zehn Generale entgegen, die diesem nur zu eben so vielen Siegen Gelegenheit geben. Richelieu wird unruhig, er sieht seinen Glücksstern erbleichen; . . . schon streichen die Panduren Johann's bis Pontoise, sechs Stunden von Paris. Da schlägt der geängstigte Richelieu den Kaiserlichen einen Waffenstillstand vor, und diese haben die Schwachheit, ihn anzunehmen; Johann von Weert weigert sich indessen, dem Waffenstillstand beizutreten.

„Ich werde,“ sagt er „unter Anspielung auf den Cardinal Richelieu,“ zu den französischen Abgesandten, „ich werde mit Eurem glatzköpfigen König in Paris selbst unterhandeln. Ich habe „unserer lieben Frauen“ zu Paris eine Wallfahrt



gelobt, und ich will dort bei allen tausend Teufeln! zu Pferde einreiten, mit dem Säbel, als geweihte Kerze, in der Faust."

„Allein der Wille des Kaisers Ferdinand und des Kurfürsten von Baiern ist, daß Ihr Euch, Herr General, in die durch den Waffenstillstand bestimmten Grenzen zurückzieht," bemerkte einer der französischen Abgesandten.

„Der Kaiser ist ein Esel, und der Kurfürst von Baiern ist mit Blindheit geschlagen, wenn er will, daß ich auf bestem Wege Halt machen soll!" rief Johann von Weert. „Nein, meine Herren, ich habe mir bis hierher mit dem Säbel Weg gemacht, und werde mich nicht durch die Kapucinaden Eures Kardinals fortjagen lassen, den ich, wenn nicht der Teufel in's Spiel kommt, an den Schwanz meines Pferdes binden werde! Geht nur hin, meine Herren, die Pariser sollen endlich Johann von Weert zu sehen bekommen, nachdem sie ihn bis daher nur dem Rufe nach kannten! . . ."

Die Rückkehr der Abgesandten nach Paris gab das Zeichen zur allgemeinen Bestürzung; man baute Barrikaden in den Straßen, zog Ketten, und die geängstigte Bevölkerung rannte schreiend durch die Stadt, Johann von Weert sei schon in Vincennes und diese Festung in seiner Gewalt. Die Porte St. Antoine war mit Vertheidigern besetzt, und jeder neue Ankömmling brachte grausigere Nachrichten als der vorhergehende. Hierauf sah man das in der Geschichte der Stadt Paris Unerhörte, daß die Pariser von einem allgemeinen Schrecken ergriffen wurden, der Hof floh nach Fontainebleau, und lange Reihen von Fliehenden bedeckten die Straßen nach Chartres und Orleans. Wagen, Pferde, Esel, Tragbahren, Alles wurde von den Fliehenden in Beschlag genommen, die in blinder Furcht ihre Wohnungen verließen, als ob der Feind schon Herr der Stadt sei. Selbst ein Theil der Soldaten blieb von dem allgemeinen Schrecken nicht verschont und begann auszureißen.

Man weiß nicht, ob sich Johann von Weert den Befehlen des Kaisers und des Herzogs von Bayern fügte, oder ob er sich von dem Golde Richelieu's bestechen ließ, genug der furchtbare General zog sich zuletzt zurück, ohne sein Werk zu vollenden. Die Pariser waren aber über seinen Abzug so erfreut, daß sie in der Kirche Notre-Dame ein Te Deum singen ließen.

Bald darauf (1638) kam es zwischen der kaiserlichen Armee und der französischen bei Rheinfelden zur Schlacht, in welcher die Deutschen trotz aller Gegenwehr geschlagen wurden. Johann von Weert vollbrachte Wunder der Tapferkeit, mehrere Pferde wurden ihm unter dem Leibe getödtet, einige Regimenter, die er zu wiederholten Malen in den Kampf führte, gänzlich vernichtet. Blutend jagte er zuletzt auf dem Schlachtfelde umher, stürzte sich in das dichteste Gemenge, bis er endlich, von der Ueberzahl überwältigt, gefangen genommen wurde. Ein Kurier wurde sofort nach Paris abgeschickt, um die Gefangennehmung Johann von Weerts anzuzeigen; den Gewinn der Schlacht betrachteten die Franzosen, im Vergleich zu einem solchen Ereigniß, nur von untergeordneter Wichtigkeit.

V.

Bei der Nachricht von Johann von Weerts Gefangennehmung geriethen die Pariser in eben so großen Freudentaumel, als sie zwei Jahre früher bei Annäherung des gefürchteten Generals in Schrecken gerathen waren. Der Tag seiner Ankunft in Paris war ein wahres Nationalfest für die Franzosen.

Von frühem Morgen war ganz Paris auf den Beinen und strömte der Porte St. Antoine zu, von woher der Gefangene kommen mußte, und wo ein Spalier von Truppen aufgestellt war, um den Weg offen zu halten. In den Straßen verkaufte man „die wahre Geschichte des furchtbaren Johann von Weert", der von einer Hexe geboren sei, sich von Menschenfleisch nähre und seine Seele dem Teufel verschrieben habe. Der Name „Johann von Weert!" war in aller Munde und über seine Gefangennehmung vergaß man alle andern Vortheile, welche die französischen Armeen eben errungen hatten.

Groß und Klein, Alt und Jung, Weiber und Kinder, Alles drängte erwartungsvoll durch die Straßen; und im Louvre sah König Ludwig der Dreizehnte, von seinem Hofstaat, einer Menge Edelleuten, Offizieren und Hofdamen umringt, nicht weniger ungeduldig der Ankunft des Gefangenen entgegen.

Kurz nach zwei Uhr langte dieser an den Ringmauern der französischen Hauptstadt an, wo er von einem vom Hofe abgesandten Offizier empfangen wurde, der ihm auch sofort seine Ketten abnehmen ließ. Die übrigen Kriegsgefangenen wurden nach Vincennes gebracht, und nur Johann und sein Bruder Anton sollten im Triumphe durch die Straßen von Paris nach dem Louvre geführt werden.

Von dem durch seine Wunden erlittenen Blutverlust war der furchtbare Mann ziemlich bleich geworden, allein sein Aussehen war noch immer stolz und gebietend, und sein Blick schweifte ruhig und verächtlich über die Menge, die rings um ihn her drohend heulte und Verwünschungen gegen ihn ausstieß, welche zum Schluß von einem Hagel von Steinen und Straßenkoth begleitet waren. Anton suchte mit seinem Körper so gut wie möglich seinen Bruder, dem die Wuth Thränen auspreßte, gegen das Wurfgeschoß des Pöbels zu decken.

„An den Galgen mit dem Mordbrenner!" „In die Seine mit dem Teufelsbraten!" „Lebendig verbrannt muß der Hallunke werden!" brüllte das Volk durch einander.

Die Gefahr schien drohender zu werden und die Soldaten konnten kaum noch das Volk zurück halten, als plötzlich der furchtbare Johann von Weert sich in dem Wagen mit wild sprühenden Blicken erhob und zu dem ihn begleitenden Offizier mit aufgebrachter Stimme sagte: „Kapitän, leiht mir Euern Säbel, damit ich unter dieser Canaille Platz mache!"

Das Volk, welches schon seine Beute fest zu halten wähnte, wich erschrocken zurück vor dem drohenden Aussehen des Gefangenen.

„Ihr steht unter meinem Schutze, General!" sagte der Offizier, indem er die Menge mit einigen kräftigen Säbelhieben abwehrte.

„Bei meiner Ehre, Kapitän, Euer Pariser Volk ist feigen und niederträchtigen Schlags!" antwortete Johann mit verhaltener Wuth, indem er dazu auf die sich wieder heran drängende Meute spuckte.

„An den Galgen mit dem Panduren! er hat Furcht! seht, wie bleich er ist! Zu Pferde wollte der Kerl in Unserer-

Lieben=Frauen zu Paris einreiten! In's Wasser mit dem Banditen und Räuber!" brüllte es von allen Seiten.

Das Gesicht des Gefangenen wurde noch bleicher als zuvor, knirschend preßte er die Zähne zusammen, und griff nach den ihm kurz vorher abgenommenen Ketten, die noch zu seinen Füßen lagen; dann benutzte er den Augenblick, wo die Wüthenden sich wieder an den Wagen drängten, und schlug mit der eisernen Kette so furchtbar unter dieselben, daß zwei auf der Stelle mit eingeschmettertem Schädel hinstürzten.

In diesem Augenblicke erreichte der Zug den Pont=Neuf, wo eine Schwadron Reiterei zu der schwachen Bedeckung der Gefangenen stieß, und diese nun unbelästigt den Louvre erreichen konnten.

Hier angelangt führte der französische Offizier den gefürchteten Johann schnell durch den Hof des Louvre, wo ihm die Schloßwache die einem General gebührenden Ehren erwies, und geleitete ihn die Ehrentreppe des Palastes hinan.

Die Gemächer des Louvre waren mit Edelleuten, Palastmenschen, tänzelnden Höflingen und reich geschmückten Hofdamen angefüllt, welche beim Anblick Johann von Weert's ein schmeichelhaftes Beifallsgemurmel nicht unterdrücken konnten. Johann's stolzes und kriegerisches Aussehen, das durch seine schwarzsammetne Kleidung noch erhöht wurde, sein langes Haar und sein großer dichter Schnurbart bildeten einen vollendeten Gegensatz zu den ihn umgebenden Hofcreaturen. Johann ging stracks auf den König zu, an dessen Seiten sich der Kardinal von Richelieu, Gaston von Orleans (des Königs Bruder) und andere Bevorzugte befanden, und sagte, sich verneigend, mit stolzer und hell klingender Stimme:

„Sire! zwei Pferde wurden unter mir getödtet, zwei Regimenter um mich her vernichtet, mein Säbel blieb in der Brust eines französischen Offiziers stecken, und daher bin ich nun als Gefangener, statt als Sieger, hier!"

„Ein stolzer Solbat, das!" raunte Gaston seinem königlichen Bruder zu.

„Ich hoffe, Herr General," hob der König an, „daß Ihr Euch nicht über Eure Behandlung, Seitens unserer Soldaten, zu beklagen haben werdet."

„Wir tödten bisweilen unsere Gefangenen, allein wir insultiren sie nie, wie Eurer Majestät Volk von Paris!" versetzte Johann von Weert. „Hätte ich ein Pferd gehabt und meinen Säbel in der Faust, so wäre ich, ungeschoren um diese Canaille, stracks nach dem Louvre gekommen. So aber, unbewaffnet und verwundet wie ich war, hatten sie Muth genug, mich zu schmähen und zu schimpfen."

Der König bedauerte das Vorgefallene und ließ sich mit dem Gefangenen in eine längere Unterhaltung ein, an welcher auch der Kardinal Richelieu und Gaston von Orleans theilnahmen.

Am Ende des Gesprächs wandte sich Johann von Weert an die Königin des Hofes, die schöne Marie von Mancini, die ihn schon lange aufmerksam betrachtet hatte. „Madame," sagte er dabei, „indem er ihr ehrfurchtsvoll die Hand küßte, wenn irgend Etwas mich über mein Unglück trösten kann, so ist es die Theilnahme für einen armen Gefangenen, der ich in Eueren Augen zu begegnen glaube."

Johann von Weert hatte in einigen Minuten die Eroberung des ganzen Hofes gemacht, die Männer rühmten seine martialische Haltung, die Frauen sein stolzes und gebietendes Aussehen, und je mehr man sich unter dem Gefangenen von Rheinfelden eine Art wildes und garstiges Thier vorgestellt hatte, desto geneigter war man jetzt, ihn liebenswürdig zu finden.

Johann von Weert wurde das, was man jetzt „der Löwe des Tages" nennt, und seine vierjährige Gefangenschaft war eigentlich nur eine Reihe von Festen, welche ihm zu Ehren der französische Adel veranstaltete. Johann fand sich unter den französischen Roués jener Epoche so zurecht, daß er ihnen zuletzt in nichts nachstand. Er ließ sich in Liebeshändel ein, duellirte sich darob und schlug sich sogar, trotz der strengen Duell=Edicte Richelieu's, am hellem Tage mit einem italienischen Edelmanne, der die Bänder einer gewissen Hofdame frischer gefunden hatte, als die der schönen Marie von Mancini. Ganz ab legte indessen Johann von Weert den alten Panduren=Kapitän nicht, und so war es z. B. er, der das in Deutschland eingerissene Tabakrauchen nach Frankreich verpflanzte und es in leidenschaftliche Mode brachte, gegen welche das Parlament und die Geistlichkeit vergebens ihre Edikte und Verordnungen schleuderten.

Im Jahr 1642 nahm die sogenannte Gefangenschaft Johanns von Weert ein Ende, indem er gegen den schwedischen General Horn, den er in der Schlacht bei Nördlingen auf so kecke Art zum Gefangenen gemacht hatte, ausgetauscht wurde.

Der Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich und Schweden dauerte noch ununterbrochen fort, allein Bayern hatte sich, auf Richelieu's Betrieb, von dem Bündniß mit Oesterreich losgesagt und, in dem blutigen Kriege, welcher für Deutschland und Frankreich gleich verderblich war, eine strenge Neutralität zu halten versprochen. Hierdurch sah sich Johann von Weert in Unthätigkeit versetzt und gezwungen, ein ruhiger Zuschauer dieser Schlachten, ohne welche ihm das Leben schal und einförmig erschien, zu bleiben. Dem unruhigen Manne wurde dieß unerträglich, und das Beispiel einiger ehrgeizigen Feldherren, die mit Erfolg gegen ihre Gebieter angekämpft hatten, blendete und verführte ihn. Er benutzte eine Sendung in die Pfalz, welche von plündernden Banden, zusammengewürfelt aus aller Herren Länder, verheert wurde, um die bayerische Armee zum Ungehorsam gegen die Befehle des Kurfürsten Maximilian zu verführen. Die Reiterei stand unter seinem unmittelbaren Befehl, und bei seinem sonstigen ungeheuern Einfluß auf die Soldaten hatte er bald eine Armee um sich her versammelt. Den Befehlshaber der Infanterie, Holtz, zwang er mit dem Pistol auf der Brust, seinen Truppen und Unterbefehlshabern den Befehl zu schicken, nur ihm, Johann von Weert, zu gehorchen. Als der Kurfürst Maximilian diese Nachricht erhielt, setzte er einen Preis auf den Kopf Johanns, und der verwegene und ehrgeizige Soldat hatte kaum noch Zeit, sich nach Böhmen zu retten, wo er, glücklicher als Tilly und Wallenstein, im Jahre 1652, reich an Ruhm und Ehren, ruhig starb.

Der Großprior von Majorka.

Jedermann, der mit den Ereignissen, welche die französische Revolution begleiteten, oder vorbereiteten, nur einigermaßen vertraut ist, kennt die Geschichte von jenem berühmten Diamanten=Halsband, um welches eine schlaue Betrügerbande den Cardinal von Rohan zu bringen wußte. Das ungeheure Aufsehen, welches diese Begebenheit machte, veranlaßte den französischen Hof zu den strengsten Maßregeln gegen alle Personen, welche darin verwickelt waren, und dahin gehörte unter andern Niemand geringeres als jener Joseph Balsamo, der sich Graf Cagliostro nannte und während einer geraumen Periode des vorigen Jahrhunderts die Welt mit seinem Rufe erfüllte. Der große Magus und Wunderthäter wurde arretirt als Theilnehmer an dem Halsbandbetruge, seine Papiere wurden mit Beschlag belegt. Das Hauptwerkzeug, dessen sich zur Leitung der Untersuchung der französische Hof bediente, war der Minister Baron von Breteuil, der sich mit desto größerem Eifer zur Verfolgung der Angeklagten hergab, als er ein persönlicher Feind des Cardinals von Rohan war. Dem Baron von Breteuil hätten also auch die Briefschaften des großen Zauberers Cagliostro ausgeliefert werden müssen. Da sie aber sehr viele, den Cardinal beschwerende Dinge enthielten, fanden sich gute Freunde des letzteren, welche sie bei Seite zu bringen wußten und sie einer durch Geburt und Geist auf eine glänzende Höhe gestellten Dame überlieferten, bei der sie sicherlich Niemand suchte.

Dadurch sind sie gerettet worden und wir wollen aus den nachgelassenen Denkwürdigkeiten dieser Dame eine Geschichte mittheilen, welche sich unter diesen Papieren Cagliostros vorfand und die zu den merkwürdigsten und räthselhaftesten Thatsachen gehört, welche jemals das Gefühl des Grauens hervorgerufen haben.

Vor mehreren Jahren, so lautet die schriftliche Aufzeichnung Cagliostro's, befand sich in der Umgebung des Großmeisters des Johanniterordens auf der Insel Malta ein spanischer Großwürdenträger, der sein ganzes Leben in den Kirchen zubrachte und dem Tode zusiechte in Folge eines Alps oder einer nächtlichen Erscheinung, wenn man will, die ihn mit einer unabwendbaren Hartnäckigkeit verfolgte. Alle Ritter der kastilianischen Zunge, die ihn näher kannten, bezeugten die Wahrheit einer Handlung, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen und die ihn mit einer verzehrenden Reue erfüllte und zu fortwährenden Bußen und Pilgerfahrten antrieb. Diese Handlung war ein Mord. Mehr aber konnten sie nicht sagen und es blieb mir lange dunkel, was der geheimnißvolle Grund seines verstörten Wesens sei, bis ich in längerem Verkehr sein Vertrauen erwarb, und er mir endlich eines Tages das Abentheuer erzählte, dem er seinen Alp zuschrieb.

Ich bin in den Orden der Hospitaliter des heiligen Johannes von Jerusalem eingetreten, ehe ich noch meine Kindheit verlassen hatte, so begann der Großprior von Majorka, Don Louis de Lima Vasconcellos seinen Bericht. Ich wurde aufgenommen in die Pagenaria, d. h. in die Zahl der Pagen seiner durchlauchtigsten Eminenz des Großmeisters. Diese Würde bekleidete damals Don Raymond de Parellos y Zuniga y Lopez de Zabatan y Sa de Catalayud. Der Großmeister hatte unter seinen Ahninnen zwei Töchter aus meinem Hause und dieser Verwandtschaft verdankte ich die Ehre und den Vortheil, schon im Alter von fünfundzwanzig Jahren das Commando einer Galeere des Ordens anvertraut zu erhalten. Das Jahr darauf war eines von denen, in welchem der Großmeister sein Privilegium der Donation auszuüben hatte. Seine Eminenz benutzte dasselbe, um mir die reichste Comthurei der castilianischen Zunge zuzuwenden. Ich konnte also ohne Anmaßung auf die höchsten Würden des Ordens Ansprüche machen; da man zu diesen jedoch erst in reiferem Alter gelangt und da ich unterdeß auch nicht das allermindeste in Malta zu thun hatte, so war es natürlich, daß ich dem Beispiele der übrigen gestrengen Herren, die mir Jüngerem freilich ein besseres Exempel hätten geben sollen, folgte — ich vertrieb mir die Zeit mit Liebes=Abentheuern. Solche Sünde schien mir damals nur eine läßliche und wollte Gott, daß ich in der That niemals eine andere begangen hätte! Die, welche ich mir sonst noch vorzuwerfen habe, ist eine Handlung der Leidenschaft, durch welche ich alle unsere heiligsten Gebote mit Füßen getreten habe. Ich kann nicht anders als mit einem tödtlichen Schauder der Erinnerung daran, in das Auge sehen. Doch greifen wir dem Lauf der Dinge nicht vor, welche zu erzählen ich Ihnen versprochen habe.

Ich muß voraussenden, daß es hier auf der Insel Malta einige eingeborne Familien von altem Adel giebt, denen man nie erlaubt, in den Orden einzutreten und die sich in keinerlei Verbindung mit den Rittern einlassen, wenn sie auch den Großmeister und die Mitglieder des Capitels, die seinen Rath bilden, als ihre Gebieter anerkennen müssen.

Unmittelbar nach diesem maltesischen Adel kommt eine Mittelklasse, welche die bürgerlichen Aemter und Richterstellen bekleidet und die natürlich suchen muß, sich bei den Herren Rittern in Gunst zu erhalten. Die Damen dieser Classe nennt man gewöhnlich die Honoraten (honorate), ein Name, den sie sich selber unter einander beilegen und den sie in der That verdienen durch die Regelmäßigkeit ihrer Aufführung; oder, wenn Sie lieber wollen, durch die Züchtigkeit und die Klugheit, welche sie bei ihren Liebeshändeln zu beobachten wissen.

Diese Damen nun sind durch die Erfahrung belehrt worden, daß Zuverläßigkeit und Verschwiegenheit unverträglich sind mit dem Charakter der französischen Ritter, oder wenigstens, daß es wunderbar selten ist, mit den übrigen Eigenschaften, welche die Franzosen auszeichnen, die Discretion verbunden zu sehen. Daher kommt es denn, daß die jungen Männer dieser Nation, welche sonst überall an die glänzendsten Erfolge gewöhnt sind, sich in Malta auf den Umgang von Frauen der allerschlechtesten Gesellschaft beschränkt sehen. Die deutschen Ritter, die übrigens wenig zahlreich, sind diejenigen, welche am meisten den Honoraten gefallen, und ich habe immer geglaubt, daß sie diesen Vorzug ihrer sanftmüthigen Miene und ihrem weißen Teint verdanken. Nach den Blonden kommen die Gebräunten, nach den Söhnen Teuts kommen die Spanier, und ich glaube, daß wir unser Liebesglück unserm Charakter zuschreiben müssen, der mit Recht für zuverläßig und ehrenwerth gilt.

Die französischen Ritter und besonders die jungen Cara=

vanisten*) rächen sich an den Honoraten dadurch, daß sie ihnen alle mögliche Streiche spielen und am liebsten, daß sie ihre geheimen Liebeshändel ausspüren, wo sie nur können. Aber da sie immer unter sich sind, und da sie sich obendrein nicht herablassen, die Landessprache zu lernen, so schadet das, was sie unter sich schwätzen, eben nicht besonders und bringt keinen großen Eindruck hervor.

Wir andern lebten also friedlich mit unsern Honoraten, als ein französisches Schiff uns den Comthur von Foulquerre brachte, aus dem alten Hause der Seneschalle von Poitou, die von den ersten Grafen von Angoulême abstammen sollen. Er war schon einmal in Malta gewesen und zwar erstens, um seine Caravanen gegen die Türken zu machen, sodann, um einen Mailänder Ritter aufzusuchen, dem er durchaus den Hals abschneiden wollte, endlich um den Eid des Gehorsams zu leisten und sein Gelübde abzulegen. Immer aber hatte der Comthur von Foulquerre blutige Händel gehabt. Er kam diesesmal, um sich um den Oberbefehl über die Galeeren zu bewerben, und da er fünfunddreißig Jahre hatte, so erwartete man, ihn jetzt gesetzter zu finden. In der That konnte man nicht sagen, daß dieser würdige Ritter des heiligen Johannes noch eben so zankfüchtig und lärmend geblieben, wie er früher gewesen, aber dafür war er hochmüthig, rechthaberisch, reizbar und sogar meuterisch geworden und hatte große Lust, sich mehr Ansehen anzumaßen als der Großmeister und die Großpriore von Frankreich selber.

Der Comthur von Foulquerre öffnete sein Haus und die französischen Ritter drängten sich in Haufen herbei. Wir gingen selten hin und gingen am Ende gar nicht mehr hin, weil wir fanden, daß sich die Unterhaltung gewöhnlich um Gegenstände drehe, die uns wenig angenehm waren — besonders um die Honoraten, welche bei uns ganz unendlich in Ehren standen.

Wenn der Comthur ausging, um sich in der Stadt umher zu treiben, sah man ihn immer von jungen französischen Caravanisten umgeben, und wenn er in die Gegend der Strada Stretta gelangte, verfehlte er nie, ihnen die Stelle in dieser Straße zu zeigen, wo er sich geschlagen hatte und ihnen alle Umstände bei seinen Duellen vorzuerzählen. Ich muß dabei bemerken, daß das Duell in Malta unter strenger Strafe verboten ist, es sei denn, daß es in der Strada Stretta stattgefunden.

Dies ist eine lange schmale Gasse, in welcher sich keine einzige Thüre befindet und auf welche sich kein Fenster öffnet, wie das in den Städten des Südens nicht selten ist. Sie ist nur gerade so breit, daß es möglich wird für zwei Männer, sich auszulegen und die Schwerter zu kreuzen. Ausweichen können sie nicht, und die Zeugen verhindern, daß ein Vorübergehender sie stört.

Man hat diesen Gebrauch einreißen lassen, um die Zahl der Duelle zu vermindern, denn einem Ritter, der keine Lust hat, sich zu schlagen, steht es ja frei, nie durch die Strada Stretta zu schreiten. Sollte das Duell an einer andern Stelle stattfinden, so gilt es gesetzlich nicht mehr für eine bloße Rencontre. Uebrigens ist Todesstrafe über Jeden verhängt, welcher in diese Gasse mit einem Dolch oder mit Pistolen bewaffnet käme. So ist das Duell also zu gleicher Zeit auf der Insel Malta verboten und geduldet. Diese Duldung aber ist nicht eingestanden.

Man spricht immer nur davon mit einer Art beschämter Verlegenheit, wie von einem Ding, das doch der christlichen Liebe zuwider ist und sich eigentlich schlecht schickt für den Hauptsitz eines religiösen Ordens.

So war denn auch das Herumtreiben des Comthurs in der Strada Strettà sehr schlecht an seinem Platze. Es hatte die üble Wirkung, die französischen Ritter reizbar und streitsüchtig zu machen. Dazu waren sie ohnehin schon von Natur aufgelegt, und da sich diese Händelsucht immer bemerkbarer machte, so verdoppelten die spanischen Ritter ihrerseits ihre Zurückhaltung und ihren Ernst. Endlich versammelten sie sich eines Tages bei mir, um über die Mittel zu berathschlagen, den Ausbrüchen von Uebermuth und den leichtsinnigen Streichen, welche täglich unerträglicher wurden, ein Ende zu machen.

Ich dankte meinen Landsleuten für das Vertrauen, mit welchem sie mich beehrten und versprach ihnen, ich wollte mit dem Comthur von Foulquerre reden, um ihm vorzustellen, daß die Aufführung der jungen Franzosen anstößig sei und daß es an ihm liege, dieselben in ihre Schranken zurückzuweisen, weil er das dazu nöthige Ansehen in den fünf Zungen seiner Nation habe. Aber ich hatte keine Hoffnung, daß diese Auseinandersetzung, obwohl ich beabsichtigte, alle mögliche Mäßigung und Schonung dabei zu beobachten, sich anders als mit einem Duelle endigen werde. Trotz dem verdroß es mich keineswegs, daß ich dazu ausersehen worden, diese Sache, bei welcher die castilianische Ehre ins Spiel kam, zu Ende zu führen. Und obendrein glaub' ich auch noch, daß ich mich bestimmen ließ durch eine Art natürlichen Widerwillens, welchen ich gegen diesen Franzosen hatte.

Wir waren in der Charwoche und man kam überein, meine Zwiesprache mit dem Comthur bis nach Ablauf der österlichen Octave aufzuschieben. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß er eine Kunde erhalten von dem, was bei mir vorgefallen, und daß er sich entschlossen hatte, uns zuvorzukommen, indem er mit mir Händel anfing.

Der Charfreitag war gekommen. Es ist bekannt, daß es spanische Sitte, wenn man sich für eine Frau interessirt, ihr an diesem Tage von Kirche zu Kirche zu folgen, um ihr das Weihwasser zu bieten. Es geschieht vielleicht auch aus Eifersucht und in der Sorge, ein Anderer könne diese Gelegenheit benutzen und mit Eurer Dulcinea eine Bekanntschaft anknüpfen. Daher kam es, daß ich an jenem Tage einer jungen Honorata folgte, mit der ich seit mehreren Jahren ein Verhältniß hatte. Aber in der ersten Kirche, in welche sie trat, nahte sich ihr der Comthur mit auffallender Vertraulichkeit und bot ihr das Weihwasser dar, indem er sich zwischen uns beide auf eine Weise stellte, daß er mir den Rücken zukehrte und mir auf den Fuß trat, wovon mehrere Franzosen Zeugen wurden. So etwas durfte nicht ungestraft bleiben.

Beim Heraustreten aus der Kirche näherte ich mich dem Comthur mit sehr ernster Miene aber höflich und fragte ihn, in welche andere Kirche er nun gehen werde, um dort seine zweite Station zu machen.

*) Diejenigen Ritter, welche im Begriffe sind, einen der durch die Ordensstatuten vorgeschriebenen drei Feldzüge gegen die Ungläubigen mitzumachen.

„Ich beabsichtige, mich in die Ordenscathedrale des heiligen Johannes zu begeben," antwortete er. Ich bot ihm nun meine Begleitung auf dem kürzesten Wege dahin an und war erstaunt, als er mir im verbindlichsten Tone antwortete: „Ich werde entzückt sein, mich im Gefolge des gnädigen Herrn hinbegeben zu können, dem ich den allerunterthänigsten Dank für solche schmeichelhafte und verbindliche Zuvorkommenheit sage."

Ich führte ihn nun, ohne daß er es gewahrte, bis in die Strada Stretta, wo ich alsbald meinen Degen zog, in voller Sicherheit, daß Niemand herbei kommen werde, uns hier zu stören, an einem solchen Tage, wie heute, wo jedermann sich in den Kirchen aufhielt.

„Wie," schrie der Comthur, „Ihr zieht den Degen?"

„Ich ziehe den Degen, ich habe mich ausgelegt und ich warte auf Euch."

Nach einer oder zwei Sekunden zog er seine Waffe, senkte aber gleich die Spitze.

„An einem Charfreitag!" sagte er. „Es sind sechs Jahre seit ich zum letztenmale zur Beichte gegangen bin. Ich schaudere über den Zustand meines Gewissens, aber wenn Ihr nach drei Tagen, das heißt Montag Morgen, wollt —"

Ich wollte nichts hören und zwang ihn, sich auszulegen. Ich habe ein friedliches Naturell und solche Charactere nehmen keine Vernunft an, wenn man sie einmal gereizt hat.

Der Schrecken stand in allen seinen Zügen geschrieben. Er stellte sich dicht an die Mauer, als wenn er vorhergesehen hätte, daß er fallen würde und als wenn er eine Stütze gesucht hätte. Leider hatte er nur zu guten Grund dazu, denn schon im ersten Gange trieb ich ihm meinen Degen durch den Leib.



Er lehnte sich an die Mauer und stöhnte mit ersterbender Stimme: „An einem Charfreitag! Möge der Himmel Euch verzeih'n! Tragt meinen Degen nach Tête-Foulques und laßt für die Ruhe meiner Seele in der Capelle des Schlosses hundert Messen lesen."

Nach diesen Worten verschied der Comthur. Ich schenkte den letzten Worten, die er gesagt, in diesem Augenblicke keine große Aufmerksamkeit, und wenn ich sie heute wiederholen kann, so kommt das nur daher, weil ich sie leider seitdem nur zu oft habe in mein Ohr tönen hören.

Ich legte in der vorgeschriebenen Form über das stattgefundene Duell meine Erklärung ab. Das Capitel fand natürlich, daß unsere nationale Feindseligkeit bei einer Begegnung in der Strada Stretta in einen Zweikampf ausgeartet sei.

In den Augen der Menschen brachte das Duell mir keinen Nachtheil. Foulquerre war allgemein verhaßt und man gönnte ihm sein Schicksal; und doch machte ich mir bald die bittersten Vorwürfe, besonders wegen des heiligen Tages, an dem ich ihn erschlagen und weil ich ihm den Aufschub von drei Tagen, um die Sakramente zu empfangen, verweigert hatte. Drei Tage nachher hatte seine Eminenz der Großmeister die Gnade, mich mit dem Priorat des Königreichs Majorka, einer Würde, die ich noch heute bekleide, zu beschenken.

In der Nacht des folgenden Freitags wurde ich plötzlich aufgeweckt. Indem ich umher blickte, schien es mir, daß ich mich nicht mehr in meiner Wohnung, noch in meinem Bette befände, sondern in der Strada Stretta und ausgestreckt auf dem Pflaster. Ich erblickte den Comthur, wie er an der Mauer gelehnt stand. Die Gestalt schien eine Anstrengung zu machen, um zu mir zu reden.

„Tragt meinen Degen nach Têtefoulques," sagte er mit ersterbender Stimme, „und laßt für die Ruhe meiner Seele in der Capelle des Schlosses hundert Messen lesen."

Die folgende Nacht ließ ich in meinem Zimmer einen meiner Criadós (Diener) schlafen; ich sah und ich hörte nichts und eben so wenig in den sechs folgenden Nächten.

Aber in der vom Freitag auf den Samstag hatte ich wieder dieselbe Vision, mit dem Unterschied, daß mir vorkam, als läge mein Diener in einiger Entfernung von mir auf dem Pflaster der Strada Stretta.

Der Comthur erschien mir, er sprach dieselben Worte, und dieselbe Erscheinung wiederholte sich von nun an alle Freitage.

Mein Criado träumte dann, daß er in einer kleinen, sehr engen Straße läge; vom Comthur sah und hörte er nichts.

Ich wußte nicht, was Têtefoulques war, wohin der Verstorbene durchaus seinen Degen gebracht haben wollte; von Rittern aus Poitou erfuhr ich, daß es ein altes Schloß vier Stunden von Poitiers, mitten in einem Walde sei, daß man in der Gegend sich seltsame Dinge davon erzähle, und daß darin viel merkwürdige Dinge zu sehen seien, namentlich die Rüstung des berühmten Foulques Taillefer, sammt den Waffen aller Krieger, die er erschlagen. Man sagte mir auch, daß seit unfürdenklichen Zeiten alle Foulquerre dort ihre Waffen niedergelegt hätten, die ihnen im Kriege oder in ihren Privatfehden gedient.

Ich ging nun zuerst nach Rom, wo ich dem Cardinal Groß-Pönitentiarius meine Beichte ablegte. Ich verschwieg ihm

die Vision nicht, von der ich heimgesucht war, und er ertheilte mir die Absolution, die meine Reue verdiente, doch war sie an eine auferlegte Buße geknüpft, von der die hundert Messen in der Schloßkapelle einen Theil ausmachten.

Ohne Verzug trat ich deshalb die Reise nach Frankreich an, versehen mit dem Degen des Comthurs, den ich von Malta mitgenommen hatte. In Poitiers hatte man, als ich dort ankam, den Tod des Maltesers von Foulquerre erfahren und es schien mir, daß man nicht eben niedergeschlagener darüber war, als man es in Malta gewesen. Ich ließ meine Dienerschaft in der Stadt zurück und begab mich im Pilgergewande mit einem Führer zu Fuß nach Têtefoulques, das ich auch schwerlich anders erreicht hätte; für Wägen sind die Straßen der Grafschaft Poitou nicht eingerichtet!

Wir fanden alle Thore des Schlosses verriegelt und hatten am Hauptthore lange zu läuten, bis der Verwalter erschien. Er war der einzige Bewohner von Têtefoulques, in Gemeinschaft mit einem Eremiten, der die Capelle bediente oder vielmehr in Ordnung hielt und den wir beschäftigt fanden mit dem Absingen von Todtenliedern, was mir im höchsten Grade von übler Bedeutung schien. Als er endlich mit seinem Singen aufhörte, sagte ich ihm, daß ich komme, um eine Gewissenspflicht zu erfüllen und daß ich beabsichtige, durch ihn hundert Messen für die Seele des Comthurs lesen zu lassen. Er antwortete, daß er nie Messe lese, weil er die Weihen nicht habe, aber daß er gerne übernehme, es zu besorgen.

Ich legte mein Opfer auf den Altar und wollte auch den Degen des Comthurs darauf legen, aber der Eremit sagte mir abwehrend, daß dies nicht der Platz sei für eine so mörderische Waffe, die so oft in Christenblut getaucht worden, und daß er mir rathe, sie in dem großen Waffensaale abzulegen. Der Verwalter fügte hinzu, daß ich dort auch alle Schwerter der verstorbenen Foulquerre, mit denen ihrer besiegten Gegner finden werde, daß sei der Gebrauch seit den Tagen der Melusina und ihres Gemahls, des Grafen von Poitou Geoffroi Groß-Zahn.

Ich folgte dem Verwalter in den Waffensaal und fand hier Schwerter von allen Formen und aus allen Zeiten. Eben so merkwürdige Portraits, besonders das von Foulque Taillefer, Grafen von Angouleme, welcher das Schloß für einen unehelich gebornen Sohn, der zum Seneschall von Poitou ernannt und der Stammvater der Foulquerre von Têtefoulques wurde, hatte erbauen lassen.

Das Portrait des Seneschalls und seiner Frau Isabella von Saint-Hermines hatte etwas außerordentlich Sprechendes. Sie hingen zu beiden Seiten eines ungeheuern Kamins. Alle andern Portraits schienen mir ebenfalls gut gemalt, wenn auch von altfränkischer Arbeit. Keines war aber so frappant, wie das des Seneschalls, der ganz in Rüstung war und seinen Rundschild gefaßt hielt, auf welchem man drei Leoparden sah, mit dem schwarzen Querbalken, zum Zeichen des Bastardthums. Der größte Theil der Schwerter war als Trophäen unter diesem Portrait geordnet. Da dieser Saal der einzige im Schloß war, der etwas wohnlich aussah, so fragte ich den Verwalter, ob er mir nicht ein Feuer darin anmachen wolle, bevor er mir darin ein Bett aufschlage und mir etwas zum Abendessen bringe.

„Was das Essen angeht, das steht zu Dienst," antwortete er, „aber ich rathe Euch, herunter zu kommen und in meiner Kammer zu schlafen."

„Weshalb das?"

„Ich habe meine Gründe," antwortete er, „und ich will gehen, Euch ein Bett neben dem meinigen herrichten zu lassen."

Ich nahm diesen Vorschlag um desto lieber an, weil wir Freitag hatten und ich die Wiederkehr meiner Vision fürchtete.

Der Verwalter von Tête-Foulques ging, sich mit meinem Abendessen zu beschäftigen und ich begann, die Rüstungen und die Portraits der Foulquerre zu betrachten. In dem Maaße, wie es Abend wurde, verschwammen die Farben der verräucherten Wand-Teppiche mit dem Hintergrund der Gemälde und das Feuer im Kamin ließ nichts weiter erkennen als die Gesichter, was mir einen schauerlichen Eindruck machte. Vielleicht schien es mir auch nur so, weil der Zustand meines Gewissens mich in einer fortwährenden Unruhe erhielt.

Endlich brachte der Verwalter mein Abendessen mit einer Flasche sehr trinkbaren Weins, obwohl er mir sagte, daß er hier in Poitou selber gewachsen.

Ich bin immer gewissenhaft darin gewesen, mein Brevier zu beten, wie es seit je für die eingeschwornen Ritter, die Spanier wenigstens, herkömmlich gewesen ist.

Ich zog deßhalb mein Gebetbuch aus der Tasche, eben so meinen Rosenkranz, und ich sagte dem Verwalter, er habe mir nur die Kammer zu zeigen, wo ich ihn finden werde, so bald ich mit meinen Gebeten zu Ende sei.

„Nun wohl," sagte er, „wenn Ihr den Eremiten seine Glocke läuten hört, vor Mitternacht, nachdem er seine Runde durch die Corridore gemacht hat, steigt jene Wendeltreppe in der Ecke dort hinab und Ihr könnt meine Kammer nicht verfehlen; die Thüre dazu werde ich offen stehen lassen. Es ist die sechste Thüre nach dem großen Spitzbogen auf dem vierten Absatz der Treppe. Ihr werdet durch diesen Bogen in einen gewölbten Gang kommen, der in einer Arcade mit einer Statue der seligen Johanna von Frankreich ausläuft. Ihr könnt gar nicht fehlen, aber ich rathe Euch, nicht über Mitternacht hinaus hier zu bleiben." Der Verwalter zog sich zurück; ich fuhr mit meinem Brevier fort. Von Zeit zu Zeit legte ich Holz in das Feuer, aber es war mir unheimlich, um mich her zu blicken. Die Gemälde waren, als ob sie Leben bekommen hätten, und wenn ich einige Augenblicke lang eines ansah, so war es gerade, als ob sie die Augen und die Lippen bewegten. Besonders waren es die Portraits des Groß-Seneschalls und seiner Gemahlin, die mir Blicke voll Zorns auf mich und Blicke des Einverständnisses auf einander zu richten schienen.

Ein heftiger Windstoß kam plötzlich, um meinen Schrecken zu vermehren, er schüttelte die Scheiben und bewegte die Waffenbündel, daß sie klirrten, auf eine Weise, die mir wie etwas Uebernatürliches vorkam.

Endlich hörte ich die Glocke des Eremiten und ich schritt nun die Wendelstiege hinab, in der Hand ein Licht, welches der Wind jedoch ausblies, lange ehe ich noch die Arkade und die Bildsäule der seligen Johanna von Frankreich wahrgenommen hatte. Ich stieg rasch in den Saal zurück, um dort mein

Licht wieder anzuzünden, aber stellt Euch vor, was ich empfand, als ich den Seneschall mit seiner Seneschallin wahrnahm, die aus ihren Rahmen gestiegen waren und sich an das Feuer des Kamins gesetzt hatten.

„Meine Liebste," sagte der Seneschall, „was thut Euch bedünken von der trutzigen Verwogenheit des Castiliers, der sich wie in einer Herberge untergestellt in meinem Burgschloß, nachdem er den Comthur erschlagen, ohne ihm Zeit zur Beichte zu gewähren."

„Messire," antwortete mit scharfer Stimme das weibliche Gespenst, „mich bedünkt, daß dieser Castilier sich vergangen hat bei dem blutigen Zweikampfe und daß es Euch übel stehen würde, wenn er von hier sich erhübe und abzöge, ohne daß Ihr Euren Handschuh ihm hinwürfet."

Ich stürzte mich von Neuem die Stiege hinab, um die Kammer des Verwalters aufzusuchen. Aber es war mir unmöglich, sie zu finden in der völligen Dunkelheit. Nach langer Zeit tödtlichen Schreckens suchte ich mir einzureden, daß der Tag im Begriffe sei, anzubrechen, und daß der Hahn bereits habe krähen müssen, in welchem Falle ich keine Sorge mehr zu haben brauchte, da nach dem ersten Hahnenschrei die Macht der Erscheinungen zu Ende ist.

Ich versuchte mir besonders einzureden, daß die zwei Gestalten, welche ich zu sehen und sprechen zu hören geglaubt, nur in meiner verstörten Einbildungskraft vorhanden gewesen seien. Ich hatte immer meine erloschene Kerze noch in der Hand und wollte sie durchaus wieder anzünden, um mein Lager finden zu können, weil ich vor Müdigkeit umsank. Endlich stieg ich die verwünschte Treppe mit unhörbaren Schritten wieder empor und unter der Thüre des Waffensaales vorsichtig stehen bleibend, fand ich, daß wirklich die zwei dräuenden Gestalten nicht mehr neben dem Feuer saßen, wo ich sie wahrzunehmen geglaubt hatte. Hinauf zu blicken, um zu sehen, ob sie in ihre alten Rahmen zurück gestiegen, dazu hatte ich freilich nicht Vorsicht und Klugheit genug. So wagte ich mich denn verwogen weiter, in der Richtung auf den großen Kamin zu. Aber kaum hatte ich einige Schritte gemacht, als ich Messire Foulques mitten im Saale stehend, erblickte.

Er hatte sich ausgelegt und hielt mir die Spitze seines Schwertes entgegen; ich wollte mich umwenden, nach der Treppe hin, aber die Thüre dazu war eingenommen durch die Gestalt eines Knappen, der mir heftig einen eisernen Handschuh ins Gesicht warf. Hierüber erfaßte mich der Zorn, ich stürzte mich auf einen Degen, den ich aus einer Waffentrophäe riß (der Zufall wollte, daß es gerade der des Comthur war, den ich dort abgelegt hatte), und ich warf mich auf meinen gespenstischen Gegner. Es kam mir vor, als ob ich mit dem ersten Streiche ihn mitten durchgehauen; aber in demselben Augenblicke auch fühlte ich unter dem Herzen einen Stoß mit der Spitze des Schwertes, der mich brannte, wie es nur ein glühendes Eisen hätte thun können. Mein Blut strömte auf den Boden des Saales und ich verlor das Bewußtsein.

Am andern Morgen erwachte ich in der kleinen Kammer des Verwalters. Da er mich nicht hatte kommen sehen, hatte er einen Weihwasserkessel mit seinem Wedel ergriffen und war gegangen, mich zu suchen. Er hatte mich auf dem Boden des Waffensaales ausgestreckt gefunden, aber ohne irgend eine Wunde, und die, welche ich zu erhalten geglaubt hatte, zeigte sich als eine bloße Einbildung.

Der Verwalter und der Eremit stellten keine einzige Frage an mich, aber sie riethen mir, das Schloß sobald als möglich zu verlassen.

Ich reiste ab von Têtefoulques, um nach Spanien zurückzukehren, und als ich in Bayonne ankam, war es wieder Freitag geworden. In der Mitte der Nacht wurde ich plötzlich erweckt durch denselben Foulques Taillefer, der mir die Spitze seines Schwertes entgegen streckte. Ich machte das Zeichen des Kreuzes und das Gespenst schien sich in Rauch aufzulösen; aber ich fühlte nichtsdestoweniger denselben Degenstich, welchen ich in dem Waffensaale zu erhalten geglaubt hatte. Es schien mir, daß ich in meinem Blute schwimme; ich wollte rufen und von meinem Bette aufstehen, um Hilfe herbei zu holen; das Eine wie das Andere war mir unmöglich, und dieser Zustand von Todesangst dauerte bis zum ersten Hahnenschrei. Danach faßte ich mich und schlief wieder ein, aber während des Tages war ich krank und in einem bemitleidenswürdigen Zustande. Ich habe dieselbe Vision alle Freitage gehabt. Gebete und alle Uebungen der Devotion haben mich nicht davon befreien können und ohne einen Rest von Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit, der mich aufrecht erhält, wäre ich längst einem solchen schrecklichen Zustande erlegen.

Mit diesen Worten schloß der Großprior seine merkwürdige Erzählung. Ich setze nur noch hinzu, daß er sehr bald, etwa zwei Jahre, nachdem er mir so sein Vertrauen schenkte, seinem Unglück erlegen ist.

Der Bock vor dem Leipziger Konsistorium.

Ein Edelmann, der in der Nähe von Leipzig wohnte, erhielt von einem seiner Freunde, einem schwedischen Offizier, einen Lithauischen Ziegenbock geschenkt, der so groß und stark war, daß er ihm zum Ziehen vollkommen brauchbar schien. Er ließ daher einen Wagen bauen, den Bock vorspannen und seine Kinder spazieren fahren; ja er bediente sich dieses Fuhrwerks häufig zum eigenen Gebrauche. Das seltsame Gespann trabte fast täglich vor den Fenstern des Geistlichen vorüber und war in den Augen desselben ein ungeheures Aergerniß. Anfangs versuchte er privatim, dem „gottlosen Treiben" des Edelmanns Einhalt zu thun; weil dieser aber sein Unrecht nicht einsehen wollte und fortfuhr, sich des Bockes als Zugthier zu bedienen, so eiferte er sogar von der Kanzel herab und bedrohte den Capricornus, als seinem Beichtiger, ihn weder zum Beichtstuhl, noch zum Abendmahl zu lassen. Auch dieses Mittel blieb erfolglos; des Edelmanns Equipage rollte, von dem schönen kräftigen Bocke gezogen, nach wie vor, täglich unter den Fenstern des Pfarrers vorüber. Der erzürnte Seelsorger sah nunmehr kein anderes Mittel, dem Aergerniß ein Ende zu machen, als sich an die Behörde zu wenden, und sich über den Bock des Herrn von Capricornus zu beschweren. Die Sache wurde dem Leipziger Konsistorium zur Entscheidung vorgelegt und das Urtheil desselben lautete, wie folgt:

„Will dahero gezweiffelt werden: Ob, wer dergleichen thut, wieder Erbarkeit und die Pieté handele, und wenn er des Bo=

ckes Dienste ferner gebrauchen sollte, dessen Beichtvater ihn zum Beichtstuhl und heiligen Abendmahl zu lassen sich ein Gewissen machen könne? Ob es nun wohl hier zu Lande ungewöhnlich, dergleichen Thiere zum Spazieren- und andern Fahren zu gebrauchen und dahero von einigen, zumahl wenn ein Geistlicher eines solchen Bockes sich dergestalt bedienen wollte, einig Aergerniß und daraus ein Gespötte gemacht werden könnte.

Demnach aber und dieweil weder in geistlichen noch weltlichen Rechten diese Thiere, gleichwie Ochsen, Esel, Kameel und andere zum Zug und Tragen, wenn sie darzu geschickt seyn, zu gebrauchen verbothen, auch an und vor sich selbsten ein solches der Erbarkeit und gemeiner Zucht nicht zuwider läufft, darneben die graduirte Person, welche mit ihren Kindern also fähret, kein Geistlicher ist, und daher weniger Aergerniß von ihm zu besorgen, Gestalt auch solcher Bock mit weit geringerer Kost als ein Pferd gehalten werden kann,

So möchte auch Capricornus mit diesem Bocke zu seiner Lust und Bequemlichkeit zu fahren, unter Anziehen, als wenn es eine der Erbarkeit und Gottesfurcht zuwiderlauffende Sache wäre, nicht untersagt werden, weniger sein Beichtvater, wenn er sich dessen ferner gebrauchen sollte, ihn zum Beichtstuhl und heiligen Abendmahl zu lassen, sich ein Gewissen machen.

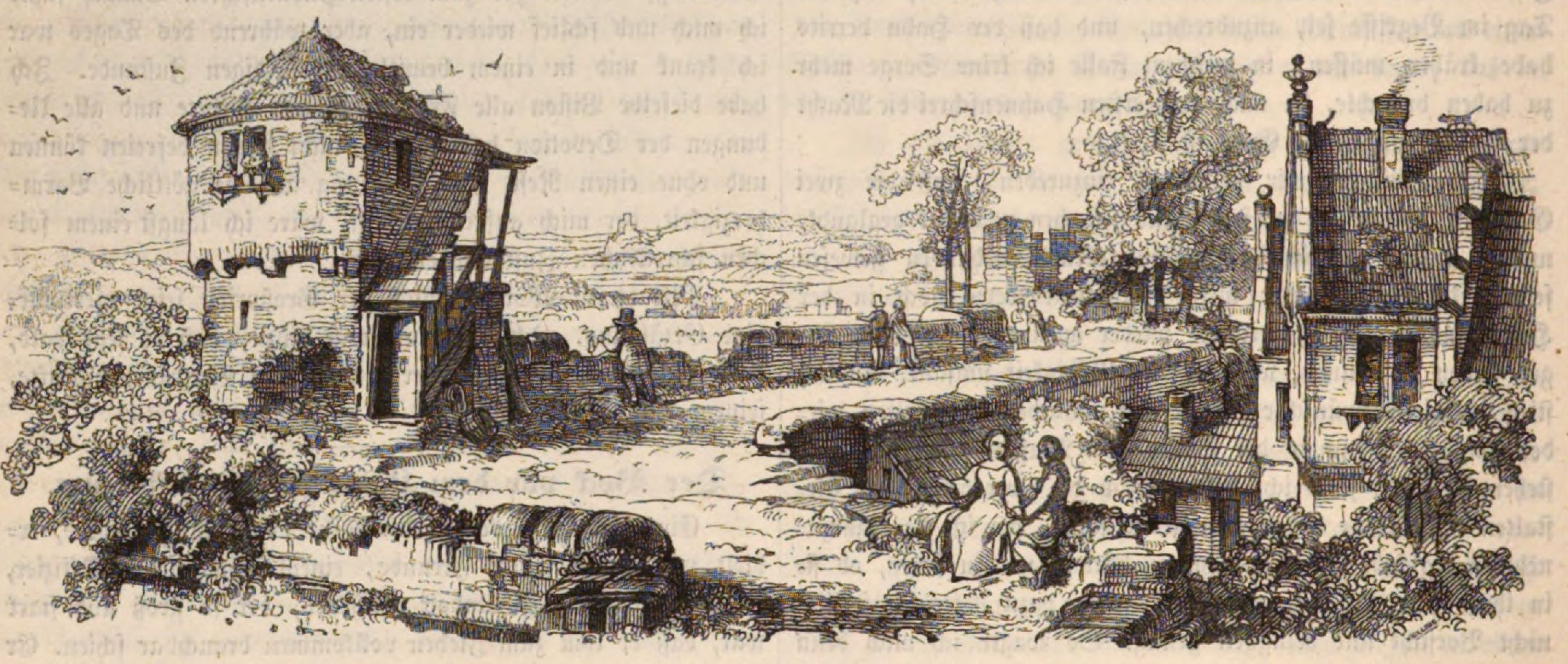
Von Rechtswegen.

Urkundlich mit des Consistorii Insiegel versiegelt

Leipzig, den 2. Januar 1708.

Die Verordnete
des Chur- und fürstl. S. Consistorii."

Das Examen rigorosum.



Ein milder Juniabend lag mit allen seinen Wonnen über dem Städtchen H. Die Nachtigallen schlugen in den Gärten rings um die Stadt, besonders am langen Walle über dem Norderteiche so überselig, so jubelnd, so liebesinnig, daß man sich hätte wundern müssen, wenn nicht die ganze Welt empfindsam und romantisch gestimmt worden wäre. Und sie wurde es und das gründlich; denn kaum war die Dämmerung herein gebrochen, so wanderte Männlein und Fräulein, Arm in Arm zusammen, rings um die Wälle des Städtchens und lauschten dem Sange der Nachtigallen und dem, was sie sich selbst etwa Einer der Anderen, oder Eine dem Andern in's Ohr zu flüstern hatte. Das schon gesetztere Alter, dessen Nachtigallenzeit bereits vorüber war, saß nach alter, lieber Gewohnheit vor den Thüren der Häuser und plauderte gemüthlich mit Nachbarsleuten oder hing still für sich seinen eigenen Gedanken nach. In Aller Herzen hatte der herrliche Abend jene Feierabendstimmung, jene beseligende Ruhe ausgegossen, die zu einer behaglichen Rückschau auf das vollbrachte Tagewerk einladet und unzweifelhaft der schönste Segen eines stillen, milden Sommerabends ist.

Nur Einer war im Städtchen, an dem ging dieser Juniabend mit seinen Freuden und Wonnen spurlos vorüber, dem schlug das Herz gar unruhig, gar ängstlich in der Brust, und seine Gedanken flogen ihm wirr im Kopfe umher, und das war der Candidat der Theologie, Ferdinand Eichholz. Wir finden ihn beschäftigt, einen kleinen Reisekoffer zu packen. War er krank? Gott bewahre! kerngesund. Hatte er für Eins der Seinigen zu fürchten? Auch nicht, er hatte nur noch ein altes Mütterchen, und das war, Gott sei Dank, wohl auf. Nun, ich merke schon, er hatte Schulden? Keinen Pfennig, wenn er gleich auch nicht viel Thaler in der Tasche hatte. War er sich denn etwa eines Vergehens bewußt, das ihn folterte? Ach, was da! sein Herz war rein wie ein frisches Hemd am Sonntagmorgen. Nun, so hatte er vielleicht ein besonderes Mißgeschick gehabt? Fehlgeschossen! im Gegentheil, er hatte fast zu viel Glück, wie wir bald sehen werden. Nun, was war's denn aber? Eine Kleinigkeit, eine wahre Kleinigkeit, wenn man's unbefangen und mit kaltem Blute bei Lichte besah; aber unter dem Mikroscop der Angst und der Befangenheit war es freilich ein Schreckbild, ein furchtbares Ungeheuer. Um den geneigten Leser nicht länger hinzuhalten; er war zum 13ten des Monats zum Examen rigorosum nach Wolfenbüttel citirt.

Haha! da liegt der Hase im Pfeffer? Ja, das ist's, lieber Leser. Nun mußt Du aber nicht etwa denken, Ferdinand Eichholz sei eine jener traurigen, armseligen Creaturen gewesen, die sich leider so häufig dem geistlichen Stande widmen und dann Zeit ihres Lebens auf das Mitleiden und die nachsichtsvolle Duldung des Publikums angewiesen sind. Nein! er hatte seine Theologie fleißig bei Tholuck in Halle tractirt und sich auch recht tüchtige Kenntnisse erworben. Aber seit seinem zurückgelegten Tentamen waren über drei Jahre verstrichen, und diese drei Jahre hatte er bei einem Braunschweigschen Herrn von auf dem Lande zugebracht, um drei adlige männliche Sprößlinge in den Wissenschaften des Abc's zu unterrichten und nebenbei in den Freistunden mit dem ältesten gnädigen Fräulein zu spielen, das heißt, vierhändig auf dem Piano; und bei dieser Beschäftigung war ihm wenig Zeit geblieben, der hebräischen Grammatik, den Kirchenvätern, der Dogmatik und Exegese diejenige Aufmerksamkeit und Berücksichtigung zu widmen, die sie wohl verdient hätten. Gepredigt hatte er zwar für den alten Pastor Buchmann in Schönstedt, so hieß das Dörfchen, wo der adlige Herr von wohnte, gar fleißig und den Leuten auch wohl auf der Kanzel gefallen. Ja die Bauernweiber heulten jedesmal ihre hellen Thränen vor Rührung und Erbauung, so oft er irgend ein Seufzerthema behandelte. Aber damit bestand er noch lange kein Examen.

Indessen dieser Umstand allein hätte ihn doch nicht in die fieberhafte Unruhe, von der er sich ergriffen fühlte, zu versetzen vermocht, wenn nicht noch manches Andere dazu gekommen wäre, was seine Lage offenbar zu einer verwickelten machte. Er hieß zwar Eichholz, hatte aber kein Herz von Eichenholz, und so war es denn gekommen, daß er sich bis über die Ohren in ein junges Mädchen, Namens Minneken Lückenbüßer, des reichen und angesehenen Brauers Lückenbüßer einzige, eheliche Tochter, eine ehr= und tugendsame Jungfrau von achtzehn Jahren, braunen Augen, schlanker Taille, dunklem Lockenhaar, vollem Busen und sonstigen sehr guten Eigenschaften verliebt und dabei das Glück hatte, von besagtem Minneken recht zärtlich wieder geliebt zu werden, was Minneken's Geschmacke offenbar zur Ehre gereichte. Denn Ferdinand Eichholz war ein eben so treuer, kindlicher Charakter, als er ein hübscher, sehr hübscher Mensch war. Sein feuriges, schwärmerisches Auge, sein schwarzes lockiges Haar, die Perlenreihe seiner schönen Zähne, sein kleiner, von vollen, aber frischen Lippen begränzter Mund mußten ja wohl im Stande sein, jedem gefühlvollen und empfänglichen Mädchen Liebe und Neigung einzuflößen; und gefühlvoll war Minneken Lückenbüßer, das mußte ihr der Feind lassen.

Aber eine ganz kleine Unannehmlichkeit trübte nur die Tage seiner Liebe, nämlich die, daß Minnekens Vater, der reiche Brauherr, nichts davon wissen wollte. „Dat werd nist, Mäken," hatte dieser zu Minneken gesagt, als sie ihm ihre Liebe zu Ferdinand Eichholz bekannt hatte, „slag Dik den Papen ut'en Koppe; ik hewwe sonst grade nist gegen ehn intowennen; hei is en ganz smucker Kerel; aber dä ole Junge kann noch tein Jahre rumlopen, ehe hei 'ne Parre krigt, un sau klauk werste doch wol sien, datte nich sau lange treiben willst. Lat en lopen un nimm Dik Hampelmanns Fritzen; da kannste in en Vierteljahre frien, un alle Dage, dä Gott weren lett, Torte un Eppelkauken fräten, un na'n Brunnen feiern int Schauspelhus, sau ofte Lust da tau hast."

Minneken Lückenbüßer aber hielt fest an ihrem Erwählten; sie wollte lieber mit ihm Schwarzbrot und sauere Milch, (auch nicht zu verachten), als mit dem reichen Fritz Hampelmann Torte und Aepfelkuchen essen. Und wer hätte es ihr verdenken mögen. Fritz Hampelmann, des reichen Kaufmanns am Kornmarkte einziger Sohn, seines impertinent blonden Haares und sonstiger hervorstechenden Eigenschaften wegen in der ganzen Stadt „der Semmelfritz" genannt, hatte zwar dereinst von seinem Vater ein sehr ansehnliches Erbtheil an baarem Gelde und liegenden Gründen zu erwarten, war aber keineswegs dazu gemacht, auf das Herz eines jungen, frischen Mädchens einen andern Eindruck, als den des größten Widerwillens zu machen. Denn er war ein langstieliger, dürrleibiger, knieknickriger, zähnefletschender, breitmäuliger, langohriger, hohläugiger Gesell, der von Jedermann, ohne daß er es nur merkte, gehänselt und aufgezogen ward und dabei dreist genug war, den Zierbengel, den Unwiderstehlichen zu spielen und, wenn er bei Damen war, Süßholz zu raspeln wie ein Holzwurm. Er hatte ein Gebiß wie ein Pavian, einen Magen wie ein Strauß, Appetit wie eine Ente, ein Maulwerk wie eine Elster, eine Zunge wie ein Specht, und Einfälle wie — ein Narr. Auf dem letzten Balle hatte er noch zu Minneken beim Tanzen, als diese sich über die Schwüle im Saale beklagte, zähnefletschend gemeint: „Ich schwitze auch wie ein Pfannkuchen in der Bratröhre. Ach, Minneken, wie himmlisch wär's, wenn man Honig schwitzte, dann hätte man doch was davon!" Er war eben klug genug, für Minnekens Reize ein Auge zu haben, und da sie außerdem eine der besten Parthien der Stadt war, so setzte er seine Bewerbungen um sie mit um so größerem Eifer fort, je mehr er darin von ihrem Vater unterstützt ward und je mehr er wußte, daß er vielen Müttern der Stadt ein sehr willkommener Schwiegersohn gewesen wäre.

Ferdinand Eichholz durch Minneken bei einem zufälligen (?) Zusammentreffen auf dem langen Walle von den obigen Aeußerungen ihres Vaters unterrichtet, war nahe daran, alle Hoffnung auf den einstigen Besitz seines Mädchens aufzugeben. Denn er war ganz armer Leute Kind und hatte nichts zu bieten, als seine untadelhafte Person und die Aussicht auf die ferne und nur nothdürftige Versorgung einer Pfarre, vielleicht oben im Harze oder in Calvörde. Wie sollte er unter solchen Umständen es wagen, gegen den reichen Semmelfritzen in die Schranken zu treten. Aber unverhofft kommt oft. Wenige Tage nach diesem mit Minneken geführten Gespräche und vor dem verhängnißvollen 13ten, dem Examentage, hatte er einen Brief von seinem frühern Principal erhalten, der ihm schrieb, daß der alte Pastor Buchmann in Schönstedt plötzlich vom Schlage gerührt und gleich darauf in dem Herrn entschlafen sei, und ferner, daß ihm die Pfarrstelle, die der Herr Principal als Patron zu vergeben hatte, zugedacht sei, vorausgesetzt, daß er ein gutes Examen mache. Diese wichtige und ganz unerwartete Nachricht hatte Ferdinand Eichholz sogleich seinem Minneken, und diese ihrem Vater hinterbracht. „Na! staht dä Dinge sau," hatte dieser gemeint, „dann is et wat anders.

Wenn hei dä Parre erst hat, dann mag hei komen, dann soll ehm dä Quarre ok nich fehlen. Veir oder ok fief Wochen will ik noch teiben. Is hei denn aber dorchefallen, oder krigt hei sunst dä Parre nich, dann nimmst de Semmelfritzen, dabi blift et."

„Nun," wird Mancher meiner geneigten Leser denken, „mehr kann der junge Mann von dem Vater seiner Geliebten doch nicht erwarten! Das ist ja so gut als eine Zusage!" Gewiß, von der Seite betrachtet, lauteten des alten Lückenbüßers Worte ganz tröstlich. Und doch waren sie es gerade, die Ferdinands Befangenheit und ängstliche Spannung auf das Höchste steigerten. Denn wenn er nun, was doch möglich war, durchfiel? Was stand für ihn dabei auf dem Spiele! Pfarre und Quarre, und das sind doch Dinge, die man nicht so auf der Straße findet, die einem auch nicht so nur im Traume in den Schooß fallen. Man sieht, er war in einer schwierigen Lage.

So standen die Sachen nun, als wir zu Anfang der Geschichte den jungen Mann beschäftigt sahen, seine Siebensachen zu der Reise nach Wolfenbüttel einzupacken. Aber wer ihn dabei beobachtet hätte, würde den Kopf geschüttelt haben. Alles pêle-mêle untereinander in den Koffer gewürgt; die hebräische Bibel lag in die Unterhose gewickelt; das sorgfältig ausgearbeitete Concept seiner Examenpredigt versteckte sich schüchtern unter den Taschentüchern. Seine Zeugnisse barg er in der schützenden Hülle seiner Stiefel wie in einem großartigen Lederfutteral. Haar= und Zahnbürsten steckte er in die Schnallenschuh, und diese wiederum in die Seitentaschen seines Examenfracks. Einige Butterbemmen und einen Zipfel rostiger Schlackwurst, die für unterwegs bestimmt waren, hatte er klüglich ganz zu unterst im Koffer untergebracht; andere nothwendige Sachen vergaß er sogar ganz und Alles dieses geschah nur in Folge einer unleidlichen Zerstreutheit und Gedankenlosigkeit; das heißt, er dachte nur zu viel und zu lebhaft dabei, aber freilich nicht an das Packen, sondern an das Examen.

Nachdem er mit dem Packen seiner Siebensachen fertig war, ging er noch zu einem befreundeten Prediger, der ihn um Besorgung eines Auftrags in Wolfenbüttel gebeten hatte. Er klagte ihm seine große Unruhe und Angst vor dem Examen und seine Besorgniß vor einem ungünstigen Ausfall desselben. Der alte Herr zog nach seiner Gewohnheit die Augenbraunen bedenklich nach der Stirn hinauf und sagte nach einigen Hms! gewiß in der besten Absicht, ihm Muth einzusprechen: „Ich fürchte nichts für Sie, lieber junger Freund, wenn Sie, wie es doch aller Wahrscheinlichkeit nach der Fall ist, etwas Tüchtiges gelernt haben. Es geht bei solcher Gelegenheit nicht gleich Kopfab. Seien Sie nur nicht verzagt, sondern recht dreist und beherzt. Denn wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommen sollte, und Sie wirklich ein kleines Mißgeschick erlebten, will sagen, daß Sie durchfielen, was ich aber noch nicht glauben will, nun — so trösten Sie sich mit Anderen. Meinem Bruder selig ist's auch nicht besser gegangen, und der wurde doch später Superintendent. Sie legen sich ein Jährchen wieder tüchtig über die Bücher, gehen dann zum zweiten Male nach Wolfenbüttel, und dann müßte es, das müssen Sie mir doch zugeben, ein ausnahmsweises Unglück sein, wenn Sie nochmals durchfallen sollten." War das nun wohl ein Trost für einen jungen ängstlichen Mann? Daß sich Gott erbarme! Und als ob er des Tröstlichen und Ermuthigenden schon zu viel gesagt hätte, fuhr er fort: „Was thut man, wenn man Feuer machen will, und der Schwamm fängt nicht auf den ersten Schlag? Nun, man schlägt ganz einfach noch einmal, bis es fängt. Wie gesagt, nur getrost! nur den Kopf nicht verloren! Glauben Sie mir, einem alten erfahrnen Manne und Ihrem Freunde, Sie sind der Erste nicht und werden der Letzte nicht sein, dem es so geht. Aber auf's Leder, um mich dieses trivialen Worts zu bedienen, werden sie Ihnen in Wolfenbüttel schon gehörig knieen, darauf können Sie sich man gefaßt machen. Ja! wenn Sie sich in Halle doch zu dem Wegscheider gehalten hätten und nur nicht dem Tholuck in die Hände gefallen wären! Glauben Sie mir, ich spreche natürlich ohne alle Beziehung auf Sie, lieber junger Freund, der Tholuck bildet meistentheils nur Kopfhänger und Finsterlinge, und solche kann das hochwürdige Consistorium durchaus nicht leiden." Und so war es in der That. Rationalismus war noch vor wenigen Jahren das Feldgeschrei der Braunschweigischen Geistlichkeit und des Consistorii und ist's vielleicht auch heute noch, ein alle tiefere Auffassung des Christenthums wegscheidender und wegschneidender Rationalismus. Dem war nun aber Ferdinand Eichholz seiner ganzen Individualität und seinem ganzen Bildungsgange nach entschieden abhold. Ihm war das Christenthum eine von Gott geoffenbarte Religion, an dessen tiefe, unergründliche Wahrheit der Menschenverstand nicht reicht, und deren tiefster Sinn nur dem gläubigen Gemüthe zugänglich ist. Seine erste Forderung an den christlichen Theologen war, daß er Glauben, und dann erst, daß er Wissen habe.

Das Resultat dieser Unterredung, von der er sich einige Beruhigung, einigen Trost versprochen hatte, war, daß er weit unruhiger und besorgter wieder heimging, als er gekommen war. „Ach Mutter!" redete er bei seiner Rückkehr die alte Mutter an und warf sich ihr ungestüm ans Herz, „mir ist so bange, so unendlich bange zu Muth. Wenn ich nur gut bestehe! Dein Bischen Vermögen hast Du willig und freudig aufgeopfert, mich studiren zu lassen. Ach Gott! wer weiß, ob ich es Dir vergelten kann, was Du für mich gethan."

„Ach Ferdinand," tröstete die Mutter, „was Du Dich nur beunruhigst. Das Examen muß ja Jeder machen, und wie Viele sind schon gut durchgekommen, die es mit Dir im Predigen lange nicht aufnehmen konnten."

„Das ist Alles wahr," schluchzte Ferdinand; „aber ich habe eine so trübe Ahnung, ich habe gewiß Unglück. Ach Mutter! wenn Du wüßtest, was man Alles wissen müßte, um nur einigermaßen die Gewißheit oder nur die Zuversicht zu haben, daß man nicht durchfiele, gewiß, Du würdest Dich auch ängstigen meinetwegen. Und nun bedenk' doch, was für mich auf dem Spiele steht, Minneken und die Pfarre in Schönstedt! Ach Gott! ach Gott! wäre dieser Kelch doch erst an mir vorüber!"

„Thu' das Deinige," sprach die Mutter beruhigend, „und dann verlaß Dich auf Gott und bitte ihn in Demuth, daß er Dir beisteht in den schweren Tagen, weiter weiß ich Dir keinen

Rath zu ertheilen. Nun aber wollen wir zu Bett gehen, denn morgen Früh müssen wir Deiner Abreise wegen zeitig aufstehen."

Ferdinand suchte sein Lager mit gepreßtem Herzen auf, aber konnte es nicht lange in dem heißen Bette aushalten. Unruhig lief er bald im Zimmer auf und ab, bald warf er sich erschöpft auf's Sopha. Zuweilen auch, wenn die Unruhe und die fatale nervöse Aufregung auf das Höchste stieg, sprang er auf und tauchte den glühenden Kopf in kühles Wasser. Es half zu nichts, daß er sich unablässig sagte: „Du bist ein Thor, dich so zu ängstigen, Du hast ja das deinige gethan, und was Andere geleistet haben, leistest du auch, vielleicht noch mehr u. s. w." Erst spät nach Mitternacht suchte ihn der Schlaf auf, aber was für einer. Hätte er ein größeres Vertrauen zu Gott gehabt, so würde der ruhige Schlaf nicht ausgeblieben sein; so aber kämpfte er die ganze Nacht mit jenem unleidlichen Schlummer, nach dem man abgematteter wieder aufsteht, als man sich niedergelegt hat.

Am andern Morgen, den eilften, fuhr er um sechs Uhr Morgens über Braunschweig nach Wolfenbüttel ab. Auf dem ganzen Wege beschäftigte er sich ohne Aufhören nur mit — Minneken, mit deren braunen Augen, schlanker Taille, dunklem Lockenhaar und sonstigen sehr guten Eigenschaften, wird der geehrte Leser natürlich glauben? Ach! bewahre! so klug und verständig war er freilich nicht. Der Thor! wieder war er in den Gedanken an den dreizehnten ganz versenkt; das leidige, fatale Examen saß wie ein Gespenst im Wagen neben ihm und nahm ihn so gänzlich ein, daß er in Königslutter sogar vergaß, ein Glas Dukstein mit Zucker zu trinken, trotz dessen, daß seine Zunge in der Hitze des Junitags und in Folge unaufhörlicher, innerer Aufregung und Abspannung im eigentlichsten Sinne des Worts am Gaumen klebte.

Die Stadt Wolfenbüttel war in frühern Zeiten die Residenzstadt ritterlicher und kriegliebender Herzoge von Braunschweig und der Wohnsitz des kriegerischen Adels dieses Landes, und in den Tagen ihrer Jugend waren die Zinnen ihrer Mauern und die Giebel ihrer Häuser von der Sonne einer sich stets erneuenden fürstlichen Gunst hell und freundlich beleuchtet und beschienen. Jetzt ist sie verlassen und halb verödet, eine der vielen Städte Deutschlands, die nur noch mühsam und aus Pietät wie eine alte liebe Erinnerung an längst vergangene Zeit am Leben erhalten werden, so wie man wohl einen alten Kriegsgaul zu Tode füttert, denen aber besser wäre, ihre Mauern und Zinnen wären im Kriege zerstört, und die Stätte ihres ehemaligen Glanzes wäre der Erde gleichgemacht und mit Salz bestreut, als so dieses Siechthum durch viele Jahrhunderte hindurchzuschleppen und eigentlich nur so aus süßer Gewohnheit am Leben fortzuexistiren. Man wird wehmüthig bei ihrem Anblick, und geht man durch ihre Straßen, darf man der Rührung wegen, die einen gewaltsam ergreift, das Taschentuch nicht aus der Hand legen, um die empfindsamen Wehmuthszähren zu trocknen.

Schon längst fürchten sich Braunschweigs Bürger nicht mehr vor dieser einst so gefährlichen Nachbarin, aber noch immer ist sie ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens für alle Spitzbuben, — denn das Zuchthaus mit der verhängnißvollen Karre ist hier — und alle Candidaten der Theologie und der Jurisprudenz müssen in ihren Mauern auf die Schlachtbank des Examens.

Gleich nach seiner Ankunft in Wolfenbüttel suchte sich Ferdinand Eichholz einen Gasthof, in dem er einige Tage verweilen könne. Einen Gasthof erster und zweiter Klasse, wenn solche dort überhaupt existiren, durfte er schon aus Rücksicht auf seinen Geldbeutel nicht wählen. So stieg er denn im goldnen Puterhahn ab, wo sonst wohl obscure Pastoren aus den benachbarten Dörfern, Cantoren und geringere Pächter, meistentheils aber Viehhändler und Hausirer einzukehren pflegen. Er erhielt ein weites, wüstes Zimmer nach dem Hofe hinaus und packte noch am selbigen Abend seine Siebensachen aus, namentlich seine Bücher, in denen er noch bis tief in die Nacht las, aber alle zehn Minuten vom Tisch aufsprang und, das wirre Haupt mit den schweißfeuchten Händen drückend, unruhig auf und ablief. Zu seinem Schrecken ward er nämlich gewahr, daß je näher die verhängnißvolle Stunde der Prüfung herankam, um so mehr der Vorrath seines theologischen Wissens, besonders an hebräischen und griechischen Vocabeln, sich verminderte, ja daß er nicht einmal mehr vollständig Herr der hebräischen Formenlehre war. Hiphil und Hophal verwirrten sich untereinander und mit dem Hitpaël.

Nach einer wenn nicht ganz schlaflosen, doch von lästigen, ängstlichen Träumen oft unterbrochenen und deßhalb sehr unerquicklichen Nacht stand er schon früh am Morgen auf, und nachdem er den heißen Kopf in das Waschbecken gesteckt hatte, begann er die hebräische Bibel vorzunehmen. Aber die alte Judensprache ekelte ihn an. Bald nachher lag die Schleiermacher'sche Dogmatik vor ihm, aber dann fuhr ihm wieder der Gedanke durch den Kopf: „Mein Gott! Frühling, der Vater, examinirt dich vielleicht, und du hast Frühlings, des Sohns, berühmte Dogmengeschichte gar nicht studiert." Rasch war sie unter den Büchern hervorgesucht, aber auch eben so bald lag sie zugeschlagen neben der Dogmatik.

Endlich nahm er sich vor, gar nicht mehr zu studiren, sondern sich lieber auf die in den heutigen Vormittagsstunden bei den weltlichen und geistlichen Mitgliedern des hochwürdigen Consistoriums zu machenden officiellen Besuche vorzubereiten. Denn es besteht noch im Lande zu Braunschweig die löbliche Sitte, daß die armen, zur Schlachtbank des grünen Tisches bestimmten Schäflein der Candidaten Tags vorher in vorschriftsmäßiger Kleidung ihren Peinigern ihre ehrfurchtsvolle und devote Aufwartung zu machen haben. Er legte daher zunächst alle einzelnen Kleidungsstücke zurecht, klopfte den Frack und die schwarzen Kniehosen tüchtig aus und suchte mittelst der indeß in sein Zimmer gebrachten heißen Kaffeekanne einige Falten, die das weiße Vorhemdchen im Koffer von den verschiedenen darunter oder darüber gepackten harten und eckigen Gegenständen bekommen hatte, herauszubügeln, was zwar viel Zeit hinwegnahm, aber blutwenig nützte. Indessen zerstreute es ihn doch ein wenig, und er beneidete in Gedanken den Meister Zwirn, der zur Ausübung seines ruhigen Handwerks nicht erst die Feuertaufe eines Examen rigorosum zu bestehen hat. Dazwischen konnte er doch nicht vermeiden, immer wieder einige hebräische Floskeln zu memoriren oder sich den In=

halt der verschiedenen Symbole der christlichen Kirche zu vergegenwärtigen und die zehn Gebote herzusagen, wobei ihm das Schreckliche passirte, daß er sich durchaus nicht auf das sechste Gebot besinnen konnte.

Endlich hielt er es an der Zeit, sich in Wichs zu werfen. Zuerst legte er die schwarzseidenen Strümpfe an, die er nebst den Schnallenschuhen von einem Prediger seiner Bekanntschaft erborgt hatte. Sie waren freilich in den Waden zu weit und in den Füßen zu lang; indessen er tröstete sich damit, daß, wenn er erst, wie der glückliche Eigenthümer derselben, zehn Jahre Inhaber einer fetten Dorfpfarre gewesen sein würde, seine Waden eben so umfangreich und stramm sein würden; auch wußte er sich nothdürftig zu helfen, indem er etwas Watte, die er aus dem Rücken seines Fracks kunstfertig herauszuholen verstand, in der Wadengegend einschob, und was vorne im Fuße zu lang war, klappte er um die Zehe und fuhr dann in die von demselben Eigenthümer erborgten Schnallenschuhe hinein. Aber auch diese waren zu groß, viel zu groß und auch zu weit. Indessen auch hier wußte er sich zu helfen. Filzsohlen zum Einlegen in die Schuhe standen ihm freilich nicht zu Gebot; dafür nahm er aber das sauber geschriebene Concept seiner Tags darauf zu haltenden Examenpredigt, knickte solches einmal in der Mitte zusammen und füllte damit den überflüssigen Raum des rechten Schuh's aus; in den linken legte er einen Lappen. Dann warf er sich in die Kniehose, die er sich zu diesem feierlichen Tage von einem andern Freunde geborgt hatte. Was Strümpfe und Schuhe zu weit, waren diese zu eng; aber er zwang sich hinein und sie gewährten auch offenbar den Vortheil, daß sie den irdischen Theil seines Ichs besser und enger zusammenhielten und ihn nöthigten, einen gewissen feierlichen, gemessenen Schritt anzunehmen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, sie vor den Knieen oder in der Gegend, den züchtig die Schöße des Fracks bedecken, aus der Naht zu sprengen. Dann kam das Vorhemdchen und das weiße, sorgsam zusammengelegte Halstuch an die Reihe. Als er aber damit vor den Spiegel trat, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß er eine wichtige Operation an sich noch nicht vorgenommen hatte, nämlich Kinn und Lippen von dem Nachwuchs des üppigen Haars zu befreien. Er mußte daher das Halstuch einstweilen wieder ablegen, seifte Mund und Kinn tüchtig ein und begann das omineuse Geschäft des Bartkratzens mit einem solchen Eifer und solcher Bravour, daß er nicht allein die Stoppeln des Haars, sondern auch einige Fetzen seiner Haut am Kinn mit fortnahm, was er aber nur an dem Umstande gewahr ward, daß ein großer Tropfen Bluts auf das restaurirte Vorhemdchen herabträufelte, das er unvorsichtiger Weise abzubinden unterlassen hatte. Unwirsch über diesen hircus schnitt er noch tüchtig in die äußerste Spitze seiner wohlgeformten Nase und sah sich daher genöthigt, ein Stückchen Feuerschwamm auf die Nasenspitze zu kleben, um das Blut zu stillen. Sodann setzte er das Geschäft der Toilette fort. Ueber das Halstuch wurden die Bäffchen gebunden, dann kamen Weste und Frack an die Reihe und zuletzt das schwarzseidene Mäntelchen, das beim Gehen, wenn es nicht wie ein langes flatterndes Trauerwimpel oder wie ein Schwalbenschwanz hinter ihm herflattern oder die Erde kehren sollte, über den linken Arm gezogen und so getragen werden mußte. Man stecke übrigens den größten Hanswurst in diese Tracht, und es wird sich seiner unwillkürlich eine Art feierlicher Stimmung bemächtigen. Wie viel mehr war dieses bei unserm jungen Freunde der Fall.

Vorschriftsmäßig eingekleidet machte er sich endlich auf den Weg. Als er über die Hausflur des Gasthofs schritt, begegnete ihm der dicke, freundliche Wirth, prüfte mit einem Kennerblick seinen Anzug und fragte dann theilnehmend: „Sei willt gewiß't Examen maken?"

„Ja wohl!" versetzte Ferdinand Eichholz aus gepreßter Kehle, denn schon das fatale Wort Examen schnürte ihm den Hals zu.

„Nu, sau rae ik Sei, sik vor Ammohr un Ziechen tau wahren," versetzte der Wirth weiter mit halb mitleidsvollem, halb schalkhaftem Lächeln; „un ok dä ole Guhpieter lätt sine Nicken immer noch nich."

„Ammohrunziechen und der alte Gupiter?" dachte Ferdinand Eichholz und fragte dann neugierig: „Wer sind denn diese Herren?" denn er dachte, es wären etwa neu ernannte Beisitzer des hochwürdigen Consistoriums, die er noch nicht kenne.

„Werd' et schon finnen!" antwortete der Wirth theilnehmend und entfernte sich.

Ich will dem freundlichen Leser sofort über diese Warnung die nöthige Aufklärung geben, denn ich liebe es nicht, durch ein absichtliches, geheimnißvolles Verschweigen irgend eines Umstandes, der einmal zu wissen nöthig ist, die Leser dieser anspruchslosen Geschichte in ungebührliche Spannung zu versetzen.

Zu den an sich ganz harmlosen Zerstreuungen der guten Bürger und sonstigen Bewohner Wolfenbüttels gehörten die im Laufe des Jahres sehr häufig vorkommenden Gänge der Candidaten in ihrer altväterischen, aber unvermeidlichen Tracht durch die Straßen des Städtchens, mochten sie nun mit gesenkten Augen und bleichen Wangen zum Examen wanken oder mit erhitztem Antlitz und strahlenden Augen daraus zurückkehren, oder Tags vorher bei den zerstreut wohnenden Besitzern der Examinations=Behörde ihre pflichtschuldige Aufwartung machen. Was gibt's sonst in Wolfenbüttel für Amüsements? Die Straßen sind leer und mit Gras überwachsen; die Gesichter sämmtlicher Bewohner Wolfenbüttels selbst sind gegenseitig längst auswendig gelernt. So ist die Ankunft eines Candidaten zum Examen für die guten Wolfenbüttler die Zeit, wo die Schnepfen streichen. Die Einen studiren aus Liebe zur Physiognomik die Gesichter der zu Prüfenden oder schon Geprüften; Andere suchen aus Gang und Mienen der Candidaten den guten oder schlechten Erfolg der abgelegten Prüfung zu errathen und zu bestimmen; noch Andere und zwar die jungen Schönen darunter, gaben ihnen einen Blick der Theilnahme und des Mitleides mit auf den martervollen Weg, suchten auch wohl zu errathen, wer von denselben schon versprochen, wer noch frei sei. Von allem diesen that aber der Korbflechter Ruthenmayer, der an einer der Straßen, die von den Candidaten zu passiren waren, zu ebner Erde wohnte und gewöhnlich auf offner Hausflur arbeitete, nichts, gar nichts; aber er hatte sich zu seinem und seiner Gesellen, Lehrburschen und Nachbarn Amüsement eine andere sonderbare Kurzweil ausgesonnen. Er

hielt sich nämlich einen kleinen, dicken, fetten Mops, Namens Amor, oder, wie sein Herr sowohl als der freundliche Wirth im goldnen Puterhahn diesen Götternamen aussprach: Ammohr, der aus rechtmäßiger Ehe im fünften Grade von dem Gellert-schen Mopse abstammte, der einst so freventlich den Mond angebellt hatte. Diesen nun hatte Meister Ruthenmeyer abgerichtet, auf die Worte: „Ammohr, ein Candidat!" hinter den in schwarzen seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und Kniehosen und mit schwarzem, flatterndem Mäntelchen hinten, in Gedanken an ihr wichtiges und verhängnißvolles Vorhaben an seinem Hause vorübergehenden Candidaten stillschweigend herzulaufen und sie entweder in die Waden zu kneipen oder den herabhängenden Zipfel des schwarzen Mäntelchens zu erhaschen und daran zu zerren, und wenn die also Angefallenen sich zur Wehr setzten oder friedlich zu entkommen suchten, mit heiserm Knurren zu umspringen oder mit lautem Gekläff zu verfolgen. Meister Ruthenmeyer und seine Nachbarn nannten dieses eine „Candidatenhetze". Dieser abscheuliche Schabernak hatte so viele Liebhaber gefunden, daß bald darauf ein Klempner, Namens Blechmeyer, dessen Werkstätte in derselben Straße lag, einen rechtmäßigen Abkömmling Ammohrs, weiblichen Geschlechts, und darum Psyche genannt, aber Zieche gewöhnlich ausgesprochen, angelernt hatte, diesem kurzweiligen Angriff auf die Waden der Candidaten zu secundiren, und wenn Zieche vor der Thür ihres Herrn im Strahl der Morgensonne kauernd von Ferne das herausfordernde Gekläff ihres Vaters vernahm, sprang sie in kindlichem Eifer laut kläffend zu seiner Unterstützung herbei, und zuletzt gesellte sich auch wohl noch Jupiter, der alte, morose Pünscher eines in der Nähe wohnenden Materialisten dazu, um das Kleeblatt voll zu machen.

Es war ein warmer sonniger Junimorgen, als Ferdinand Eichholz, mit wohlweiser Berücksichtigung seiner weiten Schuhe und engen Beinkleider, in wohl abgemessenen, feierlichen Schritten durch die Straßen Wolfenbüttels dahin schritt und noch einmal die Worte, mit denen er sich bei dem Präsidenten des Collegii einzuführen gedachte, in seinem wirren Kopfe ordnete und in Gedanken repetirte. Als er so an der offnen Hausthür des schalkhaften Korbflechters leise vorüberschlürfte, hörte er, daß Jemand in der Hausflur mit halbleiser Stimme sagte: „Ammohr, mein Hündchen, ein Candidat," und ehe er sich's versah, schoß ihm der dicke Amor in seinem unüberlegten Eifer zwischen den Beinen durch, daß er beinahe zum Fallen gekommen wäre. Er wollte sich eben in seiner Gutmüthigkeit umdrehen, um sich gegen den vermeintlichen Herrn des Hundes zu entschuldigen, daß er das liebe Thierchen auf ein Haar getreten habe, als er zu seinem jähen Schrecken plötzlich einen nicht unsanften Biß in der Gegend der Hessen erhielt, der ihn nöthigte, sich rasch wieder umzudrehen. Er sah Niemanden, als den Mops, der in rein unbegreiflicher Wuth sich anschickte, den durch Nichts provocirten Angriff zu erneuern. Aber aus der Thür des Hauses sahen fünf Gesichter hervor, die sich halb todt lachen wollten, und obgleich einer derselben, der Meister Ruthenmeyer, so that, als ob er sich Mühe gebe, den Hund abzurufen, so konnte er doch vor Lachen nicht dazu kommen, und Ammohr wußte auch recht gut, daß das von seinem Herrn gar nicht ernstlich gemeint, sondern nur eine Aufmunterung zu neuem Angriff war.

Ferdinand Eichholz war ein friedliebender, harmloser Mensch, der Niemanden, auch keinem Thier absichtlich etwas zu Leide that, dieß Zeugniß bin ich ihm schuldig; denn ich kenne ihn viele Jahre lang. Aber in diesem Falle gerieth er doch in eine Art Wuth und er hätte den schamlosen Mops zwischen



den Händen erdrücken und erwürgen können, wenn er seiner nur hätte habhaft werden können. Sich bei einer solchen Gelegenheit, in einem solchen Costüme einem so schnöden Angriffe Preis gegeben zu sehen, das mußte doch die Geduld des langmüthigsten Menschen erschöpfen. Dazu kam, daß sich die ganze Straße entlang hüben und drüben eine Hausthür nach der andern und ein Fenster nach dem andern öffnete und Gesichter zeigten, die sich über diesen elenden Spaß vor Lachen ausschütten wollten, auch wohl ein halbleises: „Zrrrr! Faßßß! Kiß! kiß!" hören ließen. „Es ist sündlich von der fetten Bestie, mich so zum Gespött der Leute zu machen, und Nothwehr ist in diesem Falle erlaubt," das war der Gedanke, der durch sein erhitztes Gehirn fuhr. Aber welcher Operationsplan war hier zu entwerfen? Glücklicher Weise fiel ihm in diesem kritischen Momente etwas ein, was ihm oftmals von den Lehrern der Naturgeschichte gesagt, und was er später als Lehrer seinen Schülern getreulich wieder berichtet hatte, nämlich, daß man den grimmigen Leu und das blutdürstige Tigerthier durch den starren, anhaltenden Blick des Menschenauges förmlich aus der Fassung bringen könne, und was einen Leuen bändigen und einen Tiger entwaffnen konnte, das mußte doch einen simpeln Mops wenn nicht gänzlich zermalmen, doch decontenanciren. Ich sage, glücklicher Weise fiel ihm dieß Mittel ein; er versuchte es und sah den Amor mit einem wirklich durchbohrenden, stechenden Blick an. Das half zwar zu nichts, aber er lernte doch daraus, daß manche Weisheit, die in den Schulen von den Kathedern herab verkündigt wird, keinen Pfifferling werth ist, und eine solche Erfahrung ist schon etwas werth fürs Leben. Freilich in diesem Augenblicke konnte er den Werth derselben nicht genugsam würdigen, denn Amor umkreiste ihn knurrend von allen Seiten, so daß sich der arme junge Mann immer im Kreise um seine eigne Axe drehen mußte, als wäre er von einer Tarantel gestochen. Selten ist wohl ein junger Theolog den Angriffen Amors so ausgesetzt gewesen, als unser armer Freund. Endlich dachte er, wie ein berühmter Staatsmann der Neuzeit: „der Tapfere zieht muthig sich zurück," und suchte sich in eiligen Schritten von dem Schauplatze dieses widerwärtigen Kampfes zu entfernen. Aber dabei beging er die Unvorsichtigkeit, das schwarze Mäntelchen aus der linken Hand entschlüpfen zu lassen, so daß es wie ein schwarzes Wimpel an einem Trauerschiffe hinter ihm herflaggte. Sofort nun machte der dicke Ammohr diesen flatternden Anhängsel zum Gegenstande seines Angriffs; er machte trotz seiner Unbeholfenheit und Corpulenz einen Luftsprung und faßte wirklich den Zipfel des Mäntelchens mit seinen Zähnen. Der junge Mann merkte solches an einem gewaltigen Ruck in der Ge[illegible]nd seines Nackens. Aber nun war auch seine Geduld völli[illegible] schöpft, leider zugleich seine Besinnung und ruhige Ge[illegible] gegenwart dahin; denn er dachte, er führe in diesem Augenblick seine dicken, mit Hufeisen beschlagenen, rindsledernen Stiefel an den Füßen, und versetzte dem Mops einen gewaltigen Tritt auf die unförmliche, schwarze Nase, daß er laut schreiend zurücktaumelte und das Mäntelchen fahren ließ. Aber es ist ein altes Sprüchwort: „Blinder Eifer schadet nur." Der Schnallenschuh war auf solche kraftvolle Ausbrüche des Unmuths und auf solche plötzliche, ungestüme Bewegungen nicht im entferntesten gefaßt und eingerichtet; er verlor alle Haltung und flog zum Schrecken seines Herrn fünf Schritte weit hinter dem jaulenden Mopse her, und auch das Concept der Predigt kollerte daraus auf die Erde. Das war wirklich ein namenloses Unglück, und die an sich schon höchst fatale Situation dadurch noch um vieles unerträglicher. Dazu rechne man, daß sich schnell ein Haufen müßiger Schuljungen um diese erbarmungsvolle Scene gesammelt hatte und jugendliches Gefallen an diesem feindlichen Zusammentreffen zweier so ganz verschiedenartiger Gegner durch alle Zeichen der unverstelltesten Lust äußerte. Wie junge Raben über einen hingeworfenen Bissen Fleisch, so fielen jetzt die Jungen über den freigeworbenen Schnallenschuh her; Jeder wollte ihn haben; auch der Mops sah ihn als seine Beute an und griff danach, aber ein kecker, gewandter Bengel erfaßte ihn und hob ihn wie eine Trophäe in die Höhe, während ein Anderer sich des Predigt-Concepts bemächtigte. Bei Licht besehen, war das recht gut, denn es verhinderte den Candibaten Eichholz, seine Absicht auszuführen, sich des Schuh's und der Predigt selbst wieder zu bemächtigen. Hätte er sich in blindem Eifer mit den engen Beinkleidern rasch zur Erde gebückt, so wären letztere sicherlich vor den Knieen oder sonst wo zersprengt, und was dann beginnen? Er bot daher den Knaben jedem einen Mariengroschen, wenn sie ihm Schuh und Predigt zurückbrächten. Nach einigen Zaudern verstanden sie sich dazu, und Ferdinand fühlte sich glücklich, wieder im Besitz dieses so wichtigen Stücks seiner Bekleidung zu sein. — Doch dieses Glück sollte bald getrübt werden. Der jaulende Schmerzensschrei des Ammohr, als er den Nasenstüber erhielt, war nicht vergeblich durch die Straßen der Stadt gedrungen. Psyche, seine feiste Tochter, die sich vor der Thür des Klempners, ihres Herrn, behaglich im warmen Strahle der Sonne gelagert hatte, hörte nicht sobald den Kampfes- und Schmerzensschrei ihres Vaters, als sie auch laut kläffend auf dem Wahlplatz erschien und sofort den Angriff begann. O, es war mehr als schändlich von dieser kleinen, fetten Bestie, die ohnehin große Noth und Verlegenheit des jungen Mannes so schadenfroh zu vermehren. Ammohr gewann durch diese rechtzeitige Unterstützung seiner Tochter Ziche neuen Muth, und beide Hunde umsprangen nun unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer den jungen fast verzweifelnden Mann kläffend von allen Seiten, nach einer Gelegenheit haschend, ihn in die Beine zu kneipen oder an dem wild flatternden Mäntelchen zu zerren. Es half ihm nichts, daß er mit der geballten Faust drohete; eben so unnütz war es, daß er that, als wolle er auf sie zulaufen. Sie wichen zwar einen Augenblick zurück, aber kamen desto hitziger wieder. Ein paar Mal versuchte er auch, einen Stein von der Straße auf[illegible]en, aber er mußte es bei dem Versuche bewenden lassen, [illegible] enganschließenden Hosen machten alle dergleichen Ab[illegible]handen. Er mußte sich darauf beschränken, zu thun, a[illegible]n Stein ergriffe; dann sprangen die kleinen Götterhun[illegible] zurück, kamen aber eben so rasch wieder, wenn sie inne w[illegible] daß es kein Stein, sondern nur Schein war. Manch ehr[illegible]ürger der Stadt, der des Wegs kam, nahm ein sittliches [illegible]niß an diesem schändlichen Auftritt und hatte wohl die [illegible] dem jungen Manne mit einem

spanischen Rohre zu Hülfe zu kommen, aber wenn sie sich der Scene näherten, war die Macht des Komischen und Lächerlichen in dieser Situation so überwältigend und ansteckend, daß sie meistens vor Lachen an der Ausführung ihrer menschenfreundlichen Absicht verhindert wurden.

Als nun gar noch Gupiehter, der alte morose Pünscher auf dem Wahlplatze erschien, gab unser junge Freund alle seine Vertheidigungspläne auf und sann ernstlich auf Flucht, die er dann auch in gewaltigen Sätzen, aber begleitet von dem jubelnden Gelächter der Knaben, des Korbflechters und seiner Gesellen und von dem lauten Gekläff der Hunde glücklich bewerkstelligte und wie ein gehetzter Hirsch mit braunrothem Angesicht und schweißtriefendem Haar in die zufällig geöffnete Thür der Präsidentenwohnung hineinsprang und mit einem Ruck die Thür gleich hinter sich zuwarf.

Man urtheile, ob er so in der rechten Verfassung war, als Candidat dem Präsidenten des Consistoriums seine schuldige Reverenz zu machen und auf denselben einen vortheilhaften Eindruck hervorzubringen. Wenn er in diesem Augenblicke auch nur einiger ruhigen Ueberlegung fähig gewesen wäre, hätte er sich unten auf der Hausflur oder auf der Treppe nach dem obern Zimmer erst etwas verschnauft, beruhigt und gesammelt, um seiner Sinne und seiner Gedanken erst wieder mächtig zu werden; statt dessen ging er aus geheimer Furcht, die Hunde möchten hinter ihm herkommen, wann die Thür zufällig geöffnet würde, gleich auf die Thür des Zimmers los, in welchem der Herr Präsident wohnte. Auf sein Klopfen erschallt ein barsches: „Herein!" Ferdinand öffnet die Thür und will eben in das Zimmer hineintreten, in welchem der Gefürchtete von einer Rauchwolke umschleiert auf dem Sopha saß und in einem Actenstücke las, als unter dem Sopha ein kleiner naseweißer, aber schwarznasiger Spitz laut bellend hervorschießt und gegen die Thür zu läuft. Rasch prallt unser junger Freund zurück, reißt mit einem kräftigen, ach! fast allzukräftigen Rucke, denn die Fensterscheiben klirrten davon, die schützende Thür zu und hält sie von außen fest zu, während von Innen das Bellen des Hundes und das — Gelächter des Präsidenten ertönt, der vergeblich sich abmüht, unter Lachen den Hund abzurufen und zu beruhigen. „Kommen Sie nur, mein Herr," hört Ferdinand den Herrn Präsidenten rufen, „treten Sie nur in Gottes Namen ein und entschuldigen Sie die Unart dieses kleinen Thierchens; es thut Ihnen nichts, in Wahrheit, ich versichere Sie, — es ist nur eine ganz harmlose Spielerei von ihm. Zurück Bellochen, du kleine Unart du! Kusch! kusch! mein Thierchen. Er ist ganz unschädlich, ich versichere Sie. Treten Sie doch ein."

Ferdinand öffnet auch behutsam die Thür und steckt vorsichtig zum Recognosciren erst den Kopf hindurch. Aber das Bellochen avancirt wieder gegen ihn. Ferdinand war aber auf seiner Hut. Rasch reißt er die Thür wieder zu, aber doch schon etwas zu spät, denn Bellochen war schon dazwischen und schrie wie ein Zahnbrecher in der heillosen Klemme; denn unser junger Freund ließ nicht locker. In Wahrheit, er empfand eine Art wollüstiger Befriedigung und Genugthuung, die kleine Canaille zu pressen, daß ihr die Stimme versagte, und die Augen glotzend aus dem Kopfe hervortraten. „Um Gotteswillen! Sie werden ihn zu Mus drücken!" rief der erschreckte Präsident, der rasch nach der Thür gelaufen war; „Sie pressen ja dem armen Viehchen die Seele aus dem Leibe. Er thut Ihnen ja nichts. Herr, machen Sie doch die Thür auf! Sie sehen ja, daß ich das Thier bei den Beinen halte." Endlich entschließt sich Ferdinand dazu, und es war hohe Zeit dazu für das Hündchen, denn es hätte es kaum länger in dieser Klemme aushalten können. Aengstlich besorgt nahm der Präsident sein leise winselndes Bellochen auf den Arm und legte es auf das Sophakissen. „Wenn Sie dem lieben Viehchen nur die Rippen nicht eingedrückt haben!" sagte er in großer Besorgniß. „Aber darf ich bitten, mein Herr, um Namen und Veranlassung Ihres Besuchs?"

Ferdinand präsentirte sich nun nach dieser nicht sehr empfehlenden Einleitung mit vor Aufregung stotternder Stimme als Candidat Eichholz von H...., der zum Examen citirt sei und morgen seine Examenpredigt zu halten habe. „Aber Sie sind sehr ängstlicher Natur, ganz unnöthig furchtsam, mein Herr Candidat; mein armes Hündchen wird Sie in gutem Andenken behalten, Zeit seines Lebens, wenn er mit dem Leben davon kommt, dessen seien Sie versichert."

Unser junger Freund nahm sich nun ein Herz und erzählte dem Gefürchteten das Abenteuer, das er auf dem Wege zu ihm bestanden hatte. „Ei, das ist ja unerhört, ist ein wahrer Frevel!" erwiederte nun theilnehmend der Präsident; „jetzt besinne ich mich! ja, ich habe von der Unart dieser Hunde und ihrer Herren schon früher einmal gehört. Es dauert mich, daß so etwas nicht schon längst abgestellt ist. Verlassen Sie sich darauf, es werden noch heute die nöthigen Schritte bei der Polizei gethan werden. Aber mein Himmel! Sie bluten ja an Kinn und Nase! Die Bestien werden Ihnen doch nicht ins Gesicht gesprungen sein?" Auf die nun folgende Erläuterung Ferdinands, daß die Schnitte von seiner eignen Hand herrührten, fuhr der Präsident fort: „Nun, beruhigen Sie sich, junger Freund, und gehen Sie nun in Gottes Namen. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen ein gutes Examen." Und er winkte gar verständlich mit der Hand als Zeichen der Entlassung. Ferdinand stand aber wie festgewurzelt und zuckte mit den Lippen, als wenn er noch etwas auf dem Herzen trage. „Haben Sie mir noch etwas Besonderes zu sagen, Herr Candidat? meine Zeit ist, ich gesteh' es, in diesem Augenblicke etwas beschränkt." „In der That," erwiederte Ferdinand, „ich weiß nicht, wie ich aus Ihrem Hause wieder hinaus kommen soll. Wenn nun die Köter draußen noch auf mich warten?" Und er schritt ans Fenster und sah hinab auf die Straße. „Sehen Sie, Herr Präsident, da sind sie noch, alle drei: Amor, Psyche und der alte Jupiter."

Lachend trat der Präsident ans Fenster. „Ja, in der That! Sie haben Recht! eine ganze Götterversammlung macht Ihnen den Ausgang streitig. Es geht Ihnen wie den Kindern Israel bei ihrem Zuge aus dem Lande Gosen. Ich weiß Ihnen wahrlich nicht zu helfen. Doch! da fällt mir ein, gehen Sie hinten zur Hofthür hinaus in den Garten, aus ihm führt eine Thür nach einer ganz entlegenen Straße; so werden Sie," fügte er lächelnd hinzu, „dem Zorne der Götter ausweichen und ihnen ein Schnippchen schlagen."

Dankend entfernte sich Ferdinand und schlug den angedeuteten Weg ein. Es war genau so, wie der Herr Präsident gesagt hatte, nur die Thür war verschlossen, die aus dem Garten auf die Straße führte. Ein Gartenknecht war nirgends zu sehen, um die Thür zu öffnen; ein Schlüssel stak auch nicht daran. Was also beginnen? Durch die Hausthür nach vorn den Ausweg suchen, ging platterdings nicht, denn dort stand das gefürchtete Belagerungscorps; den Herrn Präsidenten nochmals um Rath und Hülfe in der Noth anzusprechen, trug er auch Bedenken; im Garten verweilen, bis vielleicht Jemand käme, hatte auch seine mißlichen Seiten; denn er mußte ja noch mehrere Visiten machen, und wer wußte, wie lange er hier harren durfte, ehe Jemand kam. Also galt es einen raschen Entschluß. Zu klettern verstand er aus dem Fundament; war er doch als Junge mehr als hundertmal über eine höhere Mauer gestiegen, um Nachbars Birnbaum zu besuchen. Auch hatte er als Gymnasiast fleißig geturnt. Schnell ging er ans Werk, und ich möchte auch in der Welt wissen, was er unter diesen Umständen Besseres hätte thun können. Aber die engen, prallen Hosen und das wallende Mäntelchen machten das Klettern schwierig; in Turnerhosen wär's ein Leichtes gewesen. Doch es blieb ihm kein anderer Ausweg aus diesem Labyrinthe; er schwang sich an einem Baumaste kräftig empor, da — that es einen lauten Krach. Glücklicher Weise war's nicht der ergriffene Baumast, welcher krachte, sondern nur der hintere Theil seines erborgten Beinkleids. Ein Griff mit der Hand nach hinten, als er erst glücklich auf der Mauer war, überzeugte ihn von der ganzen Größe des angerichteten Schadens; ein klaffendes Loch, das nur theilweise von den Frackschößen verdeckt wurde, war das traurige Resultat seiner Kraftanstrengung. Betäubt und verwirrt über dieses neue Mißgeschick, sprang er in die glücklicher Weise ganz menschenleere Gasse hinab, und konnte Gott danken, daß er sich kein Bein verstauchte; das hatte er aber weniger seiner Geschicklichkeit, als dem zufälligen Umstande zu danken, daß der Zipfel seines seidenen Mäntelchens oben in den Zacken des Baumes hängen geblieben war und so seinen Sprung aufgehalten und die Wucht seines Körpers gehemmt hatte. Zum tausendsten Glücke war es nicht abgerissen, aber es hing oben fest. Da stand er nun, ein neuer Prometheus, mit dem seidnen Mäntelchen an die Gartenmauer gefesselt; wäre der Adler des Zeus gekommen, ihm die Leber auszuhacken, er hätte diese und das ganze Leben jetzt willig dahin gegeben, so zermalmt, so lebensüberdrüssig war er in diesem Augenblicke. Ach, es gibt kleine Leiden im menschlichen Leben, die mit Gleichmuth und Standhaftigkeit zu ertragen eine größere Charakterstärke erfordern, als ein schweres Ungemach. Da tönen Menschentritte von der nächsten Straße her; er rührt sich nicht; aber auch ein Hund bellt in der Nähe; das kräftigt ihn zu einem schnellen Entschlusse. Ein kraftvoller Ruck macht ihn frei, aber ein großer Fetzen seines Mäntelchens blieb wie eine Trauerflagge oben am Zweige des Baums hängen, ein Denkzeichen dieser traurigen Begebenheit. Die schuldigen Visiten zu machen, daran war nun heute Vormittag nicht weiter zu denken; die Götter selbst hatten ihn daran verhindert und mußten natürlich auch seine Entschuldigung bei den Herren Räthen am Consistorio übernehmen. Er selbst wankte seinem Wirthshaus zu, mit der linken Hand das Mäntelchen haltend, mit der rechten des Anstands wegen den klaffenden Riß bedeckend. Es muß freilich sonderbar ausgesehen haben, als er so dahin wanderte. Im goldnen Puterhahn entkleidete er sich seiner zerfetzten Hülle und übergab sie dem durch seine gutmüthige Neugierde ins Zimmer geführten Wirth, um sie zur sofortigen Reparatur schleunigst zum Meister Klapperbürr in der Burgstraße zu schicken. „Na, wie war et denn?“ fragte er theilnehmend, und als er den gewaltigen Riß in der Hose gewahr ward, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und sagte: „Hebb' ik et Sei nich gliks esegt? tja! tja! et sind verdammte Hunne; aber wat tau dull is, is tau dull.“ Dabei hielt er kopfschüttelnd das zerfetzte Mäntelchen und das klaffende Beinkleid in die Höhe, ohne Zweifel des Glaubens, daß Ammohr und Zieche allein dieses Unheil angerichtet hätten. „Wie dä varfluchten Biester ähm man grade ant Hinderdeil geraen sind?“ sprach er kopfschüttelnd für sich beim Weggehen. „Man hat twar schon Exempel von Bispelen, dat Ammohr en Candidaten en Riß dorch't Harze emakt hat, aber hinnen dorch dä Hose, wo't Gesässe is? Doch wat erlebet man nich alle Dage?“

Ferdinand Eichholz nahm sich übrigens den ärgerlichen Unfall viel mehr zu Herzen, als eigentlich nöthig war. War er doch aus dem Kampfe mit den Bestien nicht ohne den Ruhm langer, kaltblütiger Besonnenheit und Ausdauer und eines in der That mit Erfolg gekrönten Ausfalls gegen Ammohr hervorgegangen. Der auf der Flucht seinen Kleidern zugefügte Schaden war ja leicht zu repariren. Was also sich darüber noch lange alteriren! Aber freilich, Ferdinand Eichholz nahm die Sache nicht so leicht. In der größten Aufregung ging er bald in Sturmschritten im Zimmer auf und ab, bald stand er mit dem Kopf an die Wand gelehnt oder fuhr mit der Hand über die Stirn. „Was sollen und werden die schwarzen Herren von mir denken,“ so wirbelte es ihm durch den Kopf, „wenn ich die schuldigen Visiten unterlasse? Wie kann ich diese Vernachlässigung entschuldigen? Kann ich die Geschichte meines Rückzugs über die Gartenmauer des Herrn Präsidenten und das dabei erlittene Unglück erzählen? Nein! das geht nicht, das geht durchaus nicht. Und dann ist zu befürchten, daß sie mir, als einem Tholucker, diesen Verstoß gegen das Herkommen und die Sitte als einen absichtlichen, wohl überlegten, als eine Handlung pietistischen Hochmuths auslegen und mich dafür zur Strafe im Examen Spießruthen laufen lassen werden.“ Gott! ja, das war allerdings Alles möglich! Ach, das entsetzliche Examen! Der Gedanke daran stieg unter diesen Umständen wieder wie ein riesiges, schreckenerregendes Gespenst vor seiner Seele auf. Wiederum ergoß sich ihm abwechselnd ein Strahl siedend heißen, dann eiskalten Wassers die ganze Wirbelsäule hinab; seine Stirn brannte fieberhaft und seine Füße waren wie Eis. Hastig griff er wieder nach seinen theologischen Compendien; die Augen flogen wie Irrsterne durch einige Blätter derselben, aber sein Geist natürlich nicht mit; denn seine Gedanken taumelten wie trunken bald durch die weite Wüste Sahara des theologischen Wissens, bald zu Amor und Psyche und zu des Herrn Präsidenten Bellochen.

Wenn sich der Verfasser dieser anspruchlosen Historie an Ferdinand Eichholz Stelle befunden hätte, so wäre er dreist in Oberrock und Stiefeln (natürlich blank geputzt) zu den Herren Räthen gegangen, hätte sein unglückliches Abenteuer mit allem Humor, dessen er fähig gewesen, erzählt und es der Humanität der gedachten Herren vertrauensvoll überlassen, in dem geschilderten Mißgeschick eine Entschuldigung für die Abweichung von der hergebrachten Ordnung zu finden, und gewiß! er hätte seine Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht. Dann wäre er in den goldnen Puterhahn zurückgekehrt, hätte sich ein kräftiges Mittagsessen schmecken lassen, einige Gläser guten Weins getrunken, dann Nachmittags einen tüchtigen Spaziergang durch die keineswegs reizlose Umgebung der Stadt gemacht, auf dem Wege die morgen zu haltende Predigt noch einmal laut oder leise memorirt und sich dann Abends mit dem festen Vorsatze ins Bett gelegt, einen recht tüchtigen und erquickenden Schlaf zu genießen.

Wir wollen sehen, was Ferdinand Eichholz davon that oder nicht that. Erstens ging er in seinen gewöhnlichen Kleidern nicht zu den Herren Räthen; um einen kleinen Verstoß gegen die Etiquette zu vermeiden, beging er einen großen gegen die hergebrachte Sitte. Zweitens: er setzte sich wohl an den Tisch, um zu essen, aber er aß nicht wie ein Hungernder, sondern wie ein Uebersättigter; er stocherte nur so in der Schüssel voll köstlicher „Bratgen und Klump" umher, so daß die Wirthstochter, ein recht leibliches und gutmüthiges Mädchen, das die Küche besorgte und dieses Gericht eigends für ihn bereitet hatte, nicht anders glauben konnte, als er finde ihre Küche nicht schmackhaft. Drittens: er ging nach Tisch zwar spazieren, aber alle seine Erinnerungen an die heute erlebten Abenteuer und seine angstvollen Befürchtungen für den Ausfall seiner Predigt und seines Examens gingen auch mit. Statt sich des frischen Grüns der Gräser und Saaten in Feld und Wiesen und des traulichen Flüsterns des Laubes an den Bäumen im Walde zu erfreuen, dachte er an einige schwierige Stellen im Briefe Pauli an die Römer und in den Weissagungen des Jesaias. Auch seine Predigt memorirte er, aber ohne Sammlung des Gemüths; während seine Lippen die Predigt sprachen, beschäftigte sich sein unruhiger Geist bald mit den Tücken Amors und Psyche's, bald mit den Dogmen, die möglicher Weise Gegenstand der Prüfung sein konnten. Das hatte dann die schlimme Folge, daß er häufig in der Predigt stecken blieb und sich natürlich einbildete, er habe die Predigt lange noch nicht sicher genug im Gedächtniß und werde unausbleiblich auf der Kanzel stecken bleiben. Und das wäre doch ein neues, schreckliches Mißgeschick und auch Schade um die gute Predigt gewesen. Er hatte als Text zu seiner Examenpredigt den 12ten Vers aus dem ersten Capitel des ersten Briefes Petri: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, so daran glauben," vorgeschrieben erhalten und diesen Text ganz eigenthümlich und originell behandelt. Er hatte nämlich den Grundgedanken desselben: „das Evangelium ist eine Kraft Gottes," weiter ausgeführt, indem er nachwies, daß es sei

1) ein Spiegel, in welchem der Mensch sich in seiner angebornen Sündhaftigkeit erkenne;
2) ein Igel, der mit tausend Stacheln das böse Gewissen aufrege;
3) ein Tigel, d. h. ein Schmelztigel, in welchem das sich sträubende Herz wie ein Stück Erz zum Schmelzen gebracht, und so das Reine vom Unreinen, das Schlechte vom Guten geschieden werde;
4) ein Riegel, der vor die sündhafte Natur und deren Begierden geschoben werde, und endlich
5) ein Siegel, mit dem die frommen Regungen des Herzens und die neuen Vorsätze und Entschlüsse der Seele bekräftigt werden.

Dieses kurze Gerippe hatte er zu einer sehr effektreichen und wirkungsvollen Predigt verarbeitet; nur gehörte dazu, daß sie mit großer Sicherheit und ohne jeden Anflug candidatenhafter Aengstlichkeit und Stümperhaftigkeit vorgetragen wurde. Aber das war's ja eben, was er zu leisten sich nicht zutraute, da ja sein Herz von Unruhe und Angst fast überfloß. Er quälte sich den ganzen Nachmittag im Freien mit Memoriren ab, daß es bemitleidenswerth war, und als die Dämmerung hereingebrochen, kehrte er mit der beunruhigenden Ueberzeugung in den goldnen Puterhahn zurück, daß es ihm unmöglich sei, die Predigt gut zu memoriren, und daß er sicherlich mehr als einmal stecken bleiben werde.

Seine erste Frage nach seiner Rückkehr ist nach seinem Beinkleide und nach dem Mäntelchen. Aber, o Schreck! sie sind beide noch nicht vom Meister Klapperdürr zurückgeschickt; sie sollen aber bestimmt noch im Laufe des Abends gebracht werden. Er geht in Erwartung derselben unruhig im Zimmer auf und ab, sie wollen und wollen aber nicht kommen; er will indessen noch ein wenig memoriren, aber die Unruhe wegen der Hose läßt ihn nicht zu der dazu erforderlichen Sammlung des Geistes kommen; einmal über das andere verwechselt er Igel mit Spiegel, Tigel mit Riegel. Hört er die Thür des Hauses öffnen, unterbricht er sich sofort in der kräftigsten Stelle und eilt hinaus, um die Ersehnten in Empfang zu nehmen. Immer vergeblich. Es hat schon 9 Uhr geschlagen, die Hose ist noch nicht zurück. Vergebens ruft er sich die Stelle aus der herrlichen Bergpredigt Christi ins Gedächtniß: „Ihr sollet nicht sorgen und sagen: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns bekleiden?" Er war unzugänglich gegen jede Lehre und Warnung. „Was soll ich denn nur machen, wenn ich die Hose nicht zurück erhalte?" das war sein steter Gedanke. Noch eine ganze Weile gebietet er seiner Ungeduld und verlebt eine Viertelstunde des ängstlichsten Harrens nach der andern, indem er fortwährend dazwischen an seiner Predigt memorirt. Aber da schlägt es wahrhaftig schon zehn Uhr, und als er eben recitirt: „Das Evangelium ist viertens ein Riegel," da hört er zu seinem Schrecken, daß der Wirth den Riegel von Innen vor die Hausthür schiebt. Aber das ging nicht! seine Hose mußte er haben, heute Abend noch, sonst that er ja vor Sorge und Unruhe die ganze Nacht kein Auge zu. Also rasch hinunter zum Wirth. Die Thür wird wieder aufgeriegelt und Ferdinand eilt flüchtigen Schritts noch zum Schneider, dessen Wohnung in der Burgstraße er sich hatte beschreiben lassen. Schweißtriefend kommt er vor dem Hause an und findet es

bereits verschlossen, aber er sieht noch Licht im Zimmer. An der eichenen Hausthür ist ein messingener Klopfer in Form eines Löwenkopfs, den erfaßt er und läßt ihn einige Male dröhnend niederfallen, daß die Fensterscheiben zittern. Augenblicklich stürzt auch Jemand in der Nachtmütze, die Schreibfeder hinter dem Ohr, ans Fenster, öffnet es in größter Hast und ruft nach der Straße hinaus: „Wer ist da?" „Ich bins!" antwortet Ferdinand Eichholz; „ich will meine Hose wieder haben."

„Unglücklicher!" lautet die barsche Gegenrede, „Sie sind nicht vor der rechten Schmiede, obgleich Sie den Hammer führen wie ein Schmiedeknecht. Ich ziehe freilich den Leuten zuweilen den Rock vom Leibe und das Fell über die Ohren, aber die Hosen lasse ich ihnen, schon des guten Anstands wegen; ich bin der Advokat Silberfreund. Und nun packen Sie sich, sonst rufe ich den Wächter und lasse Sie arretiren."

„Das fehlte noch!" dachte der Unglückliche und wollte eben bescheidentlich fragen: „Wohnt denn hier nicht der Schneidermeister Klapperdürr?" Da schlug das Fenster klirrend zu und er stand rath= und hülflos auf der dunkeln Straße. Es blieb ihm nichts anders übrig, als in den goldnen Puterhahn zurückzukehren; denn zu einem nochmaligen Versuch, den Schneider aufzusuchen, gebrach es ihm nun an Muth.

Ach! das war eine Nacht, die will ich meinem ärgsten Feinde nicht gönnen! Freundlicher Leser, bist Du vielleicht einmal winselnd vor Zahnschmerzen, die liebe lange Nacht bei düster brennender Lampe im Zimmer umher gewandert, dann hast Du eine entfernte Idee von dem qualvollen Zustande, in welchem sich der arme Held unserer Geschichte befand. An Schlaf war nicht zu denken; jedes Viertel hörte er anschlagen; jeder Ruf des Wächters drang ihm wie die Posaune des Weltgerichts ins Ohr. Wild tobten die Gedanken wie schwarze Fledermäuse in seiner unruhvollen, gehetzten Seele umher; seine Stirn glühete fieberhaft, alles Blut drang ihm ungestüm nach dem Kopfe. Auf was kam er nicht alles in dieser Nacht! Seine so fleißig ausgearbeitete Predigt erschien ihm, nachdem er sie wenigstens zum zehnten Male recitirt hatte, fad und abgeschmackt; denn auch das Beste, wenn man's zu oft und zu viel hinter einander genießt, widert Einen zuletzt an. Er begann sogar noch in der Nacht, die ganze Predigt umzuarbeiten. Eine neue Disposition war bald entworfen; das Evangelium ist eine Kraft Gottes, denn es ist:

1) ein Zügel, womit die sündige Natur des Menschen, die Erbsünde, gebändigt wird,
2) ein Flügel, der den Frommen über alle Widerwärtigkeiten des Lebens hinwegträgt,
3) ein Hügel, auf dem man sich am Abende des Lebens niederläßt und rückwärts auf das vergangene Leben und vorwärts in die Ewigkeit schauet, und endlich
4) ein Bügel, ...

Doch in diesem Bügel blieb er stecken, wie ein Krammetsvogel; er wollte sich nicht recht anwenden lassen. Auch dachte er bei dem Worte Bügel unwillkürlich an Bügeleisen, und so war er mit seinen Gedanken wieder bei dem Schneider und bei seiner Hose, und nun ging die qualvolle Hetzjagd seiner Gedanken von neuem los, so daß er endlich beschloß, es bei dem ersten Predigtentwurfe bewenden zu lassen.

Endlich gegen 4 Uhr Morgens warf er sich, zwar nicht müde, aber matt und abgehetzt aufs Lager. Er verfiel auch bald in Schlaf, aber welch fieberhafte Träume umgaukelten seine Seele! Klapperdürr war ein Satan, der ihn mit einem glühenden Bügeleisen auf dem Wege zum Herrn Präsidenten verfolgte. Doch er erreicht nach einem rasenden Wettlauf das schützende Haus, klopft an die Thür des Präsidenten, hört ein barsches: „Herein!" und in dem Augenblicke, wo er die Thür öffnet, wird er gewahr, daß er zwar im Frack, aber in weißen Unterbeinkleidern ist. Vor Schrecken hierüber zieht er die bereits geöffnete Thür wieder zu, aber in diesem Augenblicke ertönt ein zweites, ungeduldig herausgestoßenes: „Herein!" Aber wie war's möglich, sich ohne Hosen bei einer solchen Gelegenheit zu präsentiren? Schon überlegt er, ob es nicht gerathen, im raschen Laufe zu dem Wirthshause zurückzukehren, da hört er die Schritte des Präsidenten im Zimmer, der ungeduldig der Thür zuschreitet, um zu sehen, wer draußen geklopft hat. Er durfte aber unmöglich sich in dieser Bekleidung vor ihm sehen lassen. Schon hört er, wie der Herr Präsident mit der Hand die Thürklinke berührt, um die Thür zu öffnen, wie er sich mit Kraftanstrengung auf den Drücker legt; aber vergeblich, denn Ferdinand Eichholz hält mit aller Kraft von Außen die Thür zu. Es entsteht nun ein dämonischer Kampf um die Oeffnung der Thür; der Präsident strengt sich fürchterlich an, die Thür zu öffnen, er desgleichen, sie zuzuhalten. Der Präsident flucht und wettert drinnen; er hält sich draußen mäuschenstill, aber der Angstschweiß läuft ihm von der Stirn. „Wer hat da draußen gepocht, in des drei Teufels Namen, ich will es wissen und sollt' ich die Thür zerbrechen!" tönt es von Innen und die ganze Wucht der herkulischen Kraft des aufs äußerste gereizten Mannes stemmt sich gegen die Thür; Ferdinand kann nicht länger widerstehen, die Thür öffnet sich, anfangs nur ein schmales Ritzchen breit, dann weiter und weiter und endlich muß er loslassen; die Thür springt ganz auf und er — erwacht, im Schweiße gebadet, das Herz krampfhaft in der Brust schlagend. Hieß das erquickender Schlaf? Gewiß nicht.

Bald entschläft er wieder, und wiederum angstvolle Träume. Er ist im Begriff, die Kanzel zu besteigen, um seine Examenpredigt zu halten. Aber am Fuße der Kanzeltreppe liegen Amor und Psyche und auch der alte Jupiter und fletschen ihm die Zähne entgegen, so oft er Miene macht, sich der Treppe zu nähern. Er macht in der Eile allerhand Versuche, die Bestien zu besänftigen; es gelingt nicht. Eben ist das Lied schon beendigt und die Christengemeinde harrt betroffen der Erscheinung des Predigers auf der Kanzel. Da kommt der Küster mit dem Klingebeutel, er entreißt ihm denselben und dringt damit auf die Hunde ein; aber Jupiter öffnet einen so weiten Rachen, daß er den ganzen Klingebeutel mit allen Opferpfennigen verschluckt und ihm der Stiel weit aus dem Halse hervorragt. Er zerrt sich mit ihm furchtbar herum und fällt hin; Amor wirft sich auf ihn und beschnüffelt ihn mit seiner kalten Nase — davon erwacht er; aber die feuchte kalte Hundenase liegt noch auf seinem Angesicht; doch nein! es ist

die Hand des Schneiderlehrlings, der ihn zu wecken sucht. Rasch fährt er empor; helles Tageslicht ist bereits im Zimmer, und an seinem Bette steht der Schneiderjunge mit der Hose. Beruhigt drückte er die Ersehnte ans Herz und gab dem Jungen ein gutes Trinkgeld. Freilich hatte dieser leichtsinnige Windbeutel von Junge, der die Hose noch am Abend bei Lichte in Arbeit genommen, einen blauen Batzen statt eines schwarzen auf den Riß gesetzt. Indessen das war nun nicht mehr zu ändern. Der wolkenlose Himmel ist ja auch blau. Er fuhr sogleich mit einer Art Wollust in die restaurirte hinein, und kaum war er mit seiner Toilette fertig und wollte eben eine Tasse Wolfenbüttler Mokka genießen, da begann das erste Geläut. Beim dritten Pulse ging er auf Umwegen der Kirche zu, um der Gegend seines gestrigen Kampfes auszuweichen, und wiederholte sich unterwegs die fünf Haupttheile seiner Predigt in den Stichwörtern: Spiegel, Igel, Tigel, Riegel und Siegel. Glücklich und unangefochten erreichte er die Kirche; sie war gestopft voll. Natürlich! Jeder wollte den Candidaten sehen, dem Meister Ruthenmeyers Ammohr so arg mitgespielt hatte. Er war ungefähr in der beneidenswerthen Stimmung eines jungen Lieutenants, der zum ersten Male in seinem Leben Kanonendonner hört. Das Herz stockte ihm im Busen und schlug nicht mehr. Ein eigenthümlicher Druck in der Halsgegend erregte ihm die unbehagliche Empfindung, als ob ihn Jemand dämpfen wolle. Er war nicht fähig, in den Gesang der Versammlung einzustimmen. „Spiegel, Igel, Tigel, Riegel und Siegel," wiederholte er nur immer leise vor sich hin. Endlich beim letzten Verse des Hauptgesanges tritt er den Marterweg zur Kanzel an. Voll der Erinnerung an den nächtlichen Traum kann er nicht unterlassen, auf diesem Wege einen flüchtigen Blick auf die untere Hälfte seines Ichs zu werfen, um sich zu überzeugen, daß er vollständig gekleidet sei. Auch war er beruhigt, keinen knurrenden Hund an der Kanzeltreppe liegen zu sehen. Bald war er oben, der Gesang verstummte; ihm aber war Alles bald grün, bald blau vor den Augen, und er war nicht im Stande, irgend Jemanden aus der Zahl der Versammelten anzusehen. Jetzt begann er seinen Vortrag mit einem kurzen, einleitenden Gebete. Er sprach ohne Andacht, fast ohne Bewußtsein; aber seine sonore, kräftige und deutliche Stimme erregte Aufmerksamkeit und seine äußere Erscheinung machte auch einen guten Eindruck. Bald sprach er mit Feuer und großer Lebendigkeit; er wußte selbst freilich nicht was, aber er sprach ohne Stocken und Unterbrechung. Die seltsame, eigenthümliche Form seiner Predigt trug auch dazu bei, das Publikum in eine neugierige Spannung zu versetzen, die mit jedem neuen Theile wuchs. Um es kurz zu machen, unser Held kam erst zu sich zurück, als am Schlusse der Predigt das volltönende Amen seinen Lippen dankbar entquoll. Als er sich wieder in der Sacristei befand, fühlte er sich aber im höchsten Grade abgespannt und zum Tode ermattet. Er hätte einschlafen können, wenn er nicht mit aller Macht und Anstrengung den Reiz dazu unterdrückt hätte. Im goldnen Puterhahn angekommen, trank er zwei Gläser Wein, warf sich auf das Sopha und lag dort den ganzen Nachmittag, äußerlich still, aber innerlich aufgeregt und ohne schlummern zu können. Sein Leib verlangte keine Speise; nur Ruhe, Ruhe war ihm Bedürfniß. Er selbst hatte nicht das geringste Urtheil über den Ausfall seiner Predigt; er wußte selbst nicht, waren die Leute aufmerksam und still gewesen, oder hatten sie geschlafen; nur einmal glaubte er statt Tigel Tiger gesagt zu haben, ohne sich zu verbessern, auch war es ihm, als ob er einmal nahe daran gewesen sei, statt Igel Schweinigel zu sagen; doch war er seiner Sache nicht sicher, und jedenfalls hatte er sich noch zeitig verbessert, so daß er statt Igel nur Schwiegel gesagt hatte. Doch auch dessen war er nicht gewiß. Welcher Censur sah er nun entgegen? Die Nacht verging ihm unter wachendem Schlaf und bewußtlosem Wachsein. Aber er regte sich nicht. Und wie nöthig wären ihm für den morgenden Tag des Examens einige Stunden süßen, erquickenden Schlafs gewesen! aber die Seele zerarbeitete sich die ganze Nacht ruhelos und friedenleer bis zum Morgen. Der Gedanke an das morgende Examen beschäftigte ihn freilich nicht mehr, er war gleichgültig, völlig unempfindlich gegen alle noch im Schleier der Zukunft verhüllte Schrecknisse desselben; er sah ja schon jetzt sein Geschick als entschieden an. Aber der Gedanke an die Gestaltung seiner Zukunft, die er für gänzlich zerfallen ansehen mußte, und an sein Minneken, sein liebes Minneken, die seiner in diesen schweren Tagen gewiß mit ihrem inbrünstigsten Gebete gedacht hatte, der beschäftigte ihn und goß in seine Seele die Fülle der bittersten, herzbrechendsten Betrachtungen und Gefühle. Und nun erst seine Mutter, die arme, alte verlassene Wittwe, deren einzige Stütze im Alter er zu werden gehofft, ach! mit welchen bittern Schmerzen gedachte er ihrer und gelobte sich's, wenn es sein hartes Schicksal nicht anders wollte, mit seiner Hände Arbeit für sie zu sorgen bis zum letzten Athemzuge ihres Lebens, und sollte er Steine klopfen für sie an öffentlichen Heerstraßen.

So kam der Morgen. Mit Gewalt nöthigte er dem abgespannten Körper einige Gläser Wein auf und ging, ohne nur noch einen Blick in eins der vielen umherliegenden Bücher zu thun und zwar wieder auf Umwegen dem Consistorio zu, den Kelch bis auf die Hefe zu leeren. Er wollte ausharren bis ans Ende, wenn er auch wußte, daß es ein trauriges werden mußte. Aber wie ein treuer Kriegsmann den Wahlplatz nicht verläßt, so lange die Schlacht tobt, auch wenn er auf Sieg nicht mehr hoffen darf, so wollte er es auch nicht an sich fehlen lassen.

Das Examen begann mit einer von ihm zu haltenden Catechisation. Auf einen Wink des Herrn Examinators traten drei Knaben mit pfiffigem Angesicht, von denen, als er sie ansah, eine dunkle Erinnerung ihm sagte, daß er sie schon irgendwo gesehen haben mußte. Ja! jetzt fiel es ihm ein: es waren zwei Bengels darunter, die sich bei seinem vorgestrigen Kampfe mit den Hunden am ausgelassensten ihrer Lust an dem Kampfspiel hingegeben hatten. Das war eine neue, wenig beruhigende Bemerkung. Was war von solchen Rangen zu erwarten? Mußte er nicht befürchten, daß sie seine Fragen absichtlich mißverstehen oder vorsätzlich falsch und lächerlich beantworten würden. Es ward ihm jetzt die Aufgabe, über die vierte Bitte mit ihnen zu catechisiren. Ich muß zu seiner Schande, aber der vollen Wahrheit gemäß hier berichten, daß er im ersten Augenblick nicht gleich wußte, wie die vierte Bitte

lautete. Doch er wußte sich zu helfen. Er sagte leise für sich das Vaterunser her, zählte und fand so die vierte Bitte heraus: „Gib uns unser täglich Brod.“ Schnell entwarf er sich nun in Gedanken eine Disposition zu der Catechisation, die ihm wie ein Faden dienen sollte, an dem er festhalten wollte, um nicht abzuschweifen, ein Gerippe, das er durch Fragen und Antworten nach und nach mit Fleisch und Blut, mit Haut und Haaren bekleiden wollte. Er wollte nämlich

1) darüber catechisiren, **warum** wir zu bitten, und

2) darüber, **um was** wir zu bitten haben.

Er begann die Catechisation mit einigen Worten einzuleiten und versuchte, die Knaben mit dem allgemeinen Geiste und Zwecke des Gebets des Herrn bekannt zu machen; daß der Heiland, ehe er von seinen Jüngern schied, sie ein Gebet habe lehren wollen, in welchem Alles, was ein Christenherz von seinem himmlischen Vater zu erflehen oder wofür es ihm zu danken hat, enthalten sei, in welchem alle andächtigen Regungen eines sich seiner Abhängigkeit von Gott bewußten Herzens auf das Zweckmäßigste zusammengefaßt und auf das Vollkommenste ausgedrückt sei.

Nach dieser Einleitung ging er zu dem ersten Theile über, **warum** wir bitten sollen, und nahm sich vor, seine Fragen mit der scrupulösesten Vorsicht und Ueberlegung zu stellen, damit ihn die Jungens nicht etwa durch verkehrte Antworten aus der Fassung brächten.

Frage: „Wie lautet also die vierte Bitte, lieben Kinder?“

Antwort: „Gib uns unser täglich Brot.“

Frage: „Gut! Warum **bitten** wir nun wohl um unser tägliches Brot?“

Antwort: „Weil wir täglich hungrig sind.“

Diese Antwort hatte unser junger Freund nun freilich nicht erwartet, sondern die: „Weil wir es uns nicht aus eignen Mitteln verschaffen können. Indessen er faßte sich schnell und fuhr fort: „Nun gut, weil wir täglich hungrig sind. Aber was müssen wir darum auch täglich thun? „Essen!“ war die einstimmige, freudige Antwort aller drei Jungen.

Unser junger Catechet hätte die Jungens sämmtlich in das schnöde Angesicht schlagen mögen, so innerlich ärgerlich war er über diese verkehrten Antworten; aber er that's nicht, sondern rang nach Fassung, wohl wissend, daß ein Catechet, der hitzig wird, allen Vortheil und alle Herrschaft über die Catechumenen aus der Hand gibt. Aeußerlich kaltblütig fuhr er also nach einer kurzen unwillkürlichen Pause fort:

„Freilich! wir müssen täglich essen; aber um essen zu können, was müssen wir dazu haben?“

Der Kleinste von den Knaben machte ein äußerst pfiffiges Gesicht, hob den Finger in die Höhe und antwortete: „Abtüd!“

O, das war doch zu viel, um Contenance zu behalten! Gar zu gern hätte er dem jungen Vorwitz eins ausgewischt und wär's auch nur ein fühlbarer Nasenstüber gewesen; aber er gedachte des ehrwürdigen Orts, wo er war, er dachte an seine Mutter und an sein Minneken, und verschluckte so gut und schnell es ging, seinen Aerger. Aber die Herren Examinatoren, Consistorial= und Kirchenräthe saßen da wie schwüle Gewitterwolken. Bald zuckte der Blitz eines kurzen Lächelns, „ach, der Schadenfreude!“ dachte unser junger Freund, wie ein fernes Wetterleuchten aus ihren Augen; bald ließ sich von ihren Lippen der Donner eines unwilligen Räusperns, von ihren Füßen der eines ungeduldigen Scharrens vernehmen. Diese drohenden Zeichen, wem konnten sie zunächst anders gelten als dem armen Examinandus? Und noch dazu protokollirte der Secretarius mit ganz kannibalischer Gewissenhaftigkeit, aber mit einem feinen sardonischen Lächeln um die Mundwinkel jede gestellte Frage und jede gegebene Antwort. „Ach Gott! schenke mir Geduld und laß mich die Fassung nicht verlieren!“ flehte Ferdinand Eichholz leise innerlich und konnte kaum die Thränen innern Unmuths und der Zerknirschung zurückhalten. Aber die Knaben waren ja auch wie junge Füllen, die zum ersten Male eingespannt werden und von Zaum und Gebiß keine Idee haben. „Es ist vergebens,“ dachte er für sich, „daß ich mich hier abmühe und anstrenge, Alles vergebens! Ich habe unläugbares, entschiedenes Pech! Es ist kein Zweifel, ich falle durch!“

Doch von Neuem sich sammelnd, bemühete er sich, den Faden wieder anzuknüpfen und versuchte mit unendlicher Geduld durch mancherlei wohlberechnete und passend gewählte Kreuz= und Querfragen den Knaben die gewünschte Antwort abzunöthigen. Aber alle seine Mühe führte nicht zum ersehnten Ziele; er mußte sich doch endlich dazu verstehen, den Jungens gerade zu sagen, was er eigentlich wollte. Er sagte daher: „Bitten, zu Gott beten muß der Mensch! seine eigne Kraft und Geschicklichkeit reicht nicht aus, ihm sein täglich Brot zu schaffen, er muß Gott darum bitten, und das kann er nicht oft genug thun. Er soll es zu jeder Stunde des Tags und bei Allem, was er unternimmt, thun, besonders aber wohl wann?“

Die Knaben schweigen und sehen ihn mit großen, glotzenden Augen an.

Frage: „Wenn du des Morgens aufstehst, was thust du da wohl zunächst?“

Antwort: „Ich trecke mich an!“

Frage: „Hat dich aber dein Vater nicht gelehrt“ ....

Knabe (ihn unterbrechend): „Ich ha keinen Vader gehat!“

Frage: „... Nun so wird's deine Mutter gethan haben. Ich frage also nochmals, hat dich deine Mutter nicht angehalten, vorher ein anderes wichtiges Geschäft vorzunehmen? Was muß der Christ sogleich thun, wenn er Morgens erwacht?“

Antwort: „An den Born laufen und sich waschen!“ —

In der Weise ging es noch eine Weile fort, ehe die Knaben in das rechte Geleis kamen. Eine Zeit lang ging es dann ziemlich gut und eben wollte es anfangen, nach seiner Meinung sogar sehr gut zu gehen, da gab einer der Herren Räthe den Knaben einen Wink mit der Hand, abzutreten.

Ferdinand Eichholz setzte sich nun den Herren mit den weißen Halsbinden gegenüber an den grünen Tisch. Nun sollte also das schwerste, verhängnißvollste Tagewerk beginnen. „Ich hätte,“ so begann einer der Herren, der den Anfang machte, natürlich lateinisch, „zunächst mit Ihnen über Ihre gestrige Predigt zu sprechen, Herr Candidat, aber ich verschiebe das bis gegen das Ende der Prüfung.“ — „Ein schlimmes Zeichen

mehr!" seufzte Ferdinand innerlich; „denn wenn du mir was Gutes darüber zu sagen vorhättest, würdest du es nicht bis zuletzt hinausschieben!"

In seiner Befangenheit kam es ihm so vor, als ob der Consistorialrath auf einen vor ihm liegenden Zettel eine lange, unabsehbare Reihe von Fragen aufgeschrieben habe, die er langsam und bedächtig der Reihe nach ablas und beantwortet haben wollte. Auf diese Methode zu examiniren war unser Candidat durchaus nicht gefaßt. Er hatte geglaubt, der Prüfende werde in freier Rede sich bewegend, alle Gebiete der theologischen Disciplin berühren, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Examinandus überall Bescheid wisse. Statt dessen dieses langsame, abspannende Ablesen vorher aufgeschriebener und, wie es schien, berechnet gestellter Fragen. Manche waren überdem nach seiner Meinung in einem solchen Latein ausgedrückt, daß Cicero und Tacitus eines Dolmetschers bedurft haben würden, sie zu verstehen.

„Der Mann will dich vollends zu Tode martern!" seufzte er leise.

Unser junger Freund war, — und wir können uns nach dem, was wir über ihn bisher erfahren, wohl nicht darüber wundern, schon nach einigen Stunden völlig erschöpft und so abgespannt, daß er alle leibliche und geistige Kraft übermäßig anstrengen mußte, um nicht körperlich zu unterliegen und um seinen immer weit abschweifenden Geist bei der Stange zu halten. Es wirbelte in seinem Kopfe wie ein Schneegestöber an einem Novembertage. In den Pausen namentlich, die nach jeder gegebenen Antwort entstanden, und während welcher der examinirende Kirchenrath dem Secretarius die vorgelegte Frage und die erfolgte Antwort zu Protokoll dictirte, war er eine förmliche Beute seiner wirren Gedanken. Dazu kam, daß der Examinator ein so verschlossenes Gesicht hatte, daß es wie eine Taschenausgabe der sibyllinischen Bücher aussah. War er zufrieden oder war er's nicht? Ferdinand vermochte aus diesem Antlitz nichts zu entziffern, und fürchtete die letztere Alternative; der bisherige Gang seiner Prüfung gab ihm ja keinen Grund, ein anderes Resultat zu erwarten. Denn wenn er auch viele Fragen rasch und gut erledigte, so ließ er doch auch viele nur unvollständig beantwortet; auf einige mußte er sogar mit einem offenherzigen: „Nescio!" antworten und dieses Wort schien jedesmal ein Schlüssel zu sein, das geheimnißvolle Gesicht des ihm gegenüber sitzenden und vor sich hinblickenden Mannes einen Augenblick aufzuschließen, denn es erweckte ein kurz vorübergehendes Lächeln, wie unser armer Held meinte, der Schadenfreude. Der Mann behandelte noch dazu theologische Literatur, ein an sich trocknes Thema, fragte nach jedes Autors Lebensschicksalen, Aemtern und Würden, nach der Zahl der Auflagen aller berühmten Werke, die vorkamen, sogar nach dem Druckort, nach dem Namen des Verlegers, nach der Jahreszahl, in der es erschienen, kurz er blutsaugte ihn förmlich. Ach! Ferdinand hätte müssen in ganz anderer Stimmung und viel freiern, unbefangeneren Geistes sein, um sich solcher ohnehin entbehrlichen Einzelnheiten erinnern zu können. Diese geistige Folter dauerte über anderthalb Stunden.

Dann kam ein neuer Examinator an die Reihe. Nun ging es aber anders; der war feuriger Natur und stürmte daher, wie der Adler des Zeus, ergriff ihn, als sei er ein Ganymed, mit seinen mächtigen Krallen, hob ihn auf seine schwungreichen Flügel und trug ihn zu den höchsten Regionen des theologischen Horizonts in so raschem, kühnen Fluge, daß ihm Anfangs Hören und Sehen verging, der Athem stockte und ihn Schwindel befiel. Aber nachdem der erste Reiz zum Schwindel vorüber war, fühlte sich Ferdinand doch freier und wohler bei und mit einem solchen Examinator; es war eine geistige Erfrischung für ihn; es war ihm, als ob ihm nach einem ermattenden Dampfbade ein Strom kühlen frischen Wassers über das dampfende Haupt gegossen würde. Es ward zunächst die ganze Messiasidee des jüdischen Volks abgehandelt und die darauf hinzielenden Weissagungen in den Schriften des alten Testaments aufgesucht und interpretirt, und dann mit der geläuterten Messias=Auffassung, wie solche im neuen Testamente entwickelt ist, verglichen; daran schloß sich von selbst die Johanneische Logosidee und zuletzt ward der ganze Gedankengang des Apostel Paulus in seinem Briefe an die Römer, namentlich auch seine darin vorgetragene Lehre von der Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben allein durchgenommen und aus den einzelnen Stellen nachgewiesen und erläutert. Jetzt, als dieser Examinator schloß, dachte, wünschte und hoffte Ferdinand Eichholz, die Sache möchte nun beendigt sein; aber es hatte sich was. Der erste Examinator langte seinen Fragenzettel wieder vor und begann in der Kirchen= und Dogmengeschichte zu prüfen und namentlich die Systeme der Gnostiker tüchtig auszubeuten. Bis hierher war unsers jungen Freundes Antlitz in Folge innerer Erregung und Ueberreizung mit einer fast unnatürlichen Röthe gefärbt gewesen; jetzt aber, es war 3 Uhr Nachmittags, ward er plötzlich blaß wie der Kalk an der Wand; seine ganze Erschlaffung kehrte in höherm Grade zurück. Dem Herrn Examinator schien dieser Wechsel in der Gesichtsfarbe Ferdinands nicht zu entgehen; aber er mochte sie dem Umstande zuschreiben, daß der Candidat sich auf diesem Felde nicht recht zu Hause fühle. Aber dem war eigentlich nicht so, sondern es war körperliche Schwäche und Erschlaffung nach überreizter Anspannung. Nach den Gnostikern kamen die Kirchenväter an die Reihe, besonders Clemens Alexandrinus und Origenes; man muthete ihm zu, den Gedankengang dieser tief philosophischen Kirchenschriftsteller in ihren vorzüglichsten Werken zu entwickeln. Aber Ferdinand konnte nicht mehr, mochte daraus werden, was da wollte, und da er nicht mehr konnte, wollte er auch nicht mehr. Wild tobte es in seinem Gehirn, aber sein Herzschlag schien still zu stehen. Viele Fragen überhörte er ganz oder ließ sie stillschweigend unbeantwortet. Amor und der alte Tertullian, Psyche und Augustinus, Origenes und der Präsident, Chrysostomus und der Schneider Klapperdürr kämpften in seiner Seele um den Vorrang. O, diese geistige Folter! diese furchtbare Qual! diese Marter! „und doch Alles umsonst!" mußte er sich sagen.

Der Fragezettel ist endlich, endlich bis auf die letzte Zeile abgelesen. „Jetzt! jetzt! ach endlich muß es vorbei sein!" denkt unser armer junger Freund, und der Prüfende spricht natürlich lateinisch: „Da die Zeit bereits mehr als verflossen ist" .... ach, wie klangen Ferdinanden diese Worte so süß zu

Herzen! „es ist vorbei! es ist vorbei!" jubelt es in seiner Brust, ... „so wollen wir," fährt der Consistorialrath fort und dreht den Fragezettel um, „nur noch einen kurzen Ueberblick über die Religionssysteme der verschiedenen geschichtlich bekannten Völker nehmen." Ferdinand konnte eben noch so viel sehen, daß er noch eine lange Reihe von Fragen auf dem Zettel sah. „Barmherziger Gott! ich halt's nicht länger aus!" denkt er, aber „bei Gott ist kein Erbarmen!" sagt schon ein altes Sprichwort, wenigstens im Examen nicht. Er sieht um Mitleid, um Schonung flehend den Examinator an; aber dieser scheint ihm ein satanisches Lächeln der Schadenfreude auf seinem Angesichte zu haben. „Ha!" denkt Ferdinand, „dieser fürchterliche Mensch will mir wie ein Vampyr alles Blut aus dem Herzen saugen, er will mich.. —" Aber er darf ja den Gedanken nicht ausdenken, dann aber fragt ihn sein Peiniger nach dem Religionssysteme des Zoroaster und nach den Büchern der Veda. Er sucht in seinem Gehirnkasten die Fetzen und Brocken, die er darüber weiß, mühsam zusammen und sagt mit stammelnder Zunge, was er weiß; denn wie Blei liegt es ihm plötzlich auf der Zunge; dann kämpft er gleich wieder in Gedanken mit dem schändlichen Ammohr und mit der verrätherischen Zieche auf der Straße; er ist im Begriff, ein auf dem Tische liegendes Lineal als Waffe zu ergreifen; da schnarrt eben wieder, wie aus einer Sägemühle, eine neue Frage von dem Zettel zu ihm herüber über die Incarnationen des Vischnu. Aber unser junge Freund ist mit allen seinen Gedanken bei den Hunden, er hat nichts gehört; er muß sich ja wehren; er tritt mit dem Fuße unter dem Tische nach dem Ammohr und tritt dem Consistorialrath gerade vor das Schienbein; „das traf!" denkt Ferdinand, und nimmt ein neues Testament, das vor ihm auf dem Tische liegt, und wirft's dem Prüfenden an den Kopf; er sieht die Brille weit wegfliegen, aber der Getroffene springt auf und ruft mit höllischer Schadenfreude und gellender Stimme: „Hebe Dich fort von hier, Du entlarvter Tholuck=Anbeter!" Und der dienstfertige Secretarius springt herbei, ergreift ihn beim Arme und zerrt ihn zur Thür hin. Ferdinand greift krampfhaft nach seinen Büchern und stürzt, nicht ohne eine wohlgemeinte Nachhülfe von Seiten des Secretairs mittelst eines kraftvollen Fußtritts, zum Zimmer hinaus, wild ausrufend: „Es ist aus! Gottlob! es ist vorbei! ich bin frei wie ein Vogel unter dem Himmel! Lieber Steine klopfen, als Spießruthen laufen!"

Wild rennt er durch die menschenleeren Gassen; denn es ist Abend geworden und der Himmel schwarz umzogen. Zurück zu seinem Wirthshause mag er nicht; der goldene Puterhahn widert ihn an; der Wirth könnte sich ja nach dem Ausfall des Examens erkundigen. Nur e i n Gedanke beseelt ihn, nur e i n Wunsch bebt durch seine Brust, nur e i n süßes Bedürfniß zittert durch seine Seele: „Hin zu Deiner Mutter!" ruft es in ihm; „sie ist die Allereinzigste auf der ganzen, lieben, weiten Gotteswelt, die ein freundliches Erbarmen mit Dir, die ein Herz für Dich hat und an deren bekümmerten theilnehmenden Brust Du Deinen Schmerz und Deinen Jammer ausweinen kannst. Fort! und schüttele den Staub dieser entsetzlichen Stadt von Deinen Füßen!"

Und er that's und rannte zum Thore hinaus in die milde laue Sommernacht hinein. Aber er hatte das falsche Thor gewählt; es führte nach Braunschweig zu. Er kehrt um, rennt auf Umwegen, durch Gärten, über Gräben, durch Hecke und Dorn ein, zwei Mal um die Stadt, ohne daß er sich zurecht findet. Endlich hat er die rechte Richtung. Fort geht es nun ohne Weg und Steg durch Felder und Wiesen an der alten Assa vorbei in der Richtung nach Schöppenstedt. Die Sterne sind seine Wegweiser, und der Elm in weiter Ferne sein Ziel; darüber muß er hinaus. Das schwarze Mäntelchen flattert wie ein Trauersegel seines gescheiterten Lebensschiffs gespenstisch hinter ihm her. Hier hat er einen Graben zu überspringen, dort einen Bach zu durchwaten. Bald verliert er den Hut, bald einen seiner Schuhe. Aber kein Hinderniß hält ihn auf. Die Weidenbäume am Wege und das Schilfrohr am Teiche flüstern ihm zu: „Leg Dich nieder und raste doch ein wenig, wir wollen Dich sanft einsingen!". Er aber weiß, daß für ihn nur Ruhe zu finden an seiner Mutter Herzen. Also weiter. Auf der großen Wiese bei Schöppenstedt, die er passiren muß, sieht er von fern wandelnde, warnende Irrlichter über die Moortümpel hüpfen. Er läßt sich nicht schrecken, und als er näher kommt, sieht er auf dem sümpfigen Anger zahlreiches Volk mit Laternen bewaffnet; Bürgermeister und Rath und auch die Nachtwächter der Stadt sind bemüht, den großen Stadtbullen einzufangen, der von den Stadtmauern das Gras abfressen sollte. Die wilde Jagd bei Nachtzeit gefällt ihm. „Tralah!" jubelt er und hilft den Bullen jagen; wirft mit der hebräischen Bibel nach ihm und trifft ihn dermaßen vor die büschige Stirn, daß er in die Knie stürzt und gefesselt werden kann. Dafür erhält er die Schöppenstedter Bürgerkrone, die ihm der hochweise Bürgermeister gleich selbst rasch aus Weidenzweigen flicht.

Sein Weg führt ihn an dem Dorfe Schönstedt vorüber, dessen Pfarrei ihm bestimmt gewesen war. Hier begegnet ihm ein Kutschwagen und rasselt flüchtig an ihm vorüber; aber der Schein der Wagen=Laternen läßt ihn seinen Prinzipal erkennen, der ihm höhnisch die Zunge lang entgegenstreckt und ihm zuruft: „S'ist nichts mit der Pfarrei!"

„Das sind die Versprechungen der Vornehmen dieser Welt!" denkt er wehmüthig und wandert, nein flieht weiter über das Waldgebirge des Elms, weiter durch die Niederung jenseits dem Elze zu. In Künstedt krähete der Hahn und kündet den Morgen. Er fühlt keine Müdigkeit. „Immer fort! immer weiter zu Deiner Mutter!" ruft eine Stimme in seiner Brust. Der Morgen ist längst da, als er die Thore seiner Vaterstadt erreicht. Sein Weg führt ihn an Minnekens Hause vorbei. Schüchtern blickt er zum Fenster hinauf, wo ihr Plätzchen ist. Da, wahrhaftig! da steht sie schon am geöffneten Fenster! Winkt oder ruft sie ihm ein herzliches „Willkomm!" herab? Ach nein! sie schlägt ihm, o! barmherziger Gott! ja sie thut's, sie schlägt ihm ein Schnippchen, das ungetreue, mitleidslose Mädchen das! und neben ihr steht der entsetzliche Semmelfritz, reißt grausam das Maul auf, daß die Mundwinkel die Ohrläppchen berühren, schlägt eine helle Lache auf und hält dann beide Hände ausgespreizt an die widerliche Nase, den Armen, zum Tode Verwundeten noch grausam zu höhnen, indem er ihm nachruft: „es ist nichts mit der Quarre. Geh Du nur wieder hin, wo Du gewesen hast, und binde Deinen Gaul an

einen andern Ast!" — Endlich ist er bei seiner Mutter im engen, ärmlichen, aber traulichen Stübchen. „Mutter, liebste Mutter!" ruft er ihr entgegen, „es ist aus! es ist aus! Ich bin verloren, liebe Mutter! ich werde alle Tage meines Lebens weinen, ja blutige Thränen werd' ich weinen, aber zürne Du mir nur nicht! nein, verstoß mich nicht aus Deinen Augen; ich will Dir dienen, wie ein Knecht; ich will für Dich arbeiten von früh bis in die sinkende Nacht; es soll Dir an nichts fehlen." Und sie breitet ihre Arme aus: „Komm! weine nicht mehr, Nante", spricht sie zu ihm; „Du bist ja mein Kind, mein einziges, geliebtes Kind, und ich bin Deine Mutter, Deine treue Mutter, so lange dieses alte Herz noch schlägt und noch drüber hinaus!" Und sie zieht ihn an die Brust und weint lange mit ihm; ihre Schmerzensthränen vermischen sich. „Ja! das ist Lust! das ist Trost, himmlischer Trost!" betet er leise und läßt das schwere Haupt auf ihren Busen sinken. Sein Herz schlägt langsamer, milder, matter, seine Pulse beruhigen sich. Sanft legt sie die segnende Mutterhand auf sein bleiches Antlitz; Ruhe, Gottesruhe, Himmelsfrieden strömen aus ihren Fingerspitzen zu ihm über und stillen seine Nerven. Er fühlt Müdigkeit, seine Mutter lullt ihn wie ein Kindlein ein und singt das alte, liebe Schlummerlied aus den Kinderjahren:

Durch das nächt'ge Himmelsmeer
In der blauen Ferne
Segeln friedlich hin und her
Goldbeladne Sterne.

Daß sie nicht aus ihrer Bahn
Nachts im Finstern weichen,
Zündet Gott das Mondlicht an
Als ein Feuerzeichen.

Schau! sie segeln immer dreist
Durch die blaue Weite,
Und Gesang der Sphären preist
Gott für dieß Geleite.

Dankbar lächelnd will er zu ihr aufblicken, aber er kann schon nicht mehr; er entschläft an der Mutter Brust. Wohl ihm! Wo kann man in Leid und Unglück besser, wohler ruhen als an der Mutterbrust. Sie wehrt ihm die Fliegen ab, sie singt noch immer ein Liedchen nach dem andern; ach! es muß ihm recht wohl sein, denn sein Antlitz lächelt und seine Hände liegen gefalten, wie zum Gebet. — — — — —

Wir müssen noch einmal in den goldnen Puterhahn und in die Stube zurück, welche Ferdinand Eichholz während seines Aufenthaltes in Wolfenbüttel bewohnt hatte. Sechs Tage sind seit dem verhängnißvollen Examentage verflossen. Seine Bücher und Sachen liegen nicht mehr wie am Tage seines Besuchmachens unordentlich im Zimmer umher, sondern sind im Fensterbrett sorgsam nach ihrer Größe und nach ihrem Formate aufeinandergeschichtet; die Kleider hängen an Haken an der Wand und die Leibwäsche ist sorgfältig im Koffer verschlossen. Sein Bett, das an der dem Fenster entgegengesetzten Wand aufgeschlagen war, ist jetzt von dem Zimmer durch eine spanische Wand abgesondert und getrennt. Man sieht auf den ersten Augenblick, daß hier eine wohlthätige Frauenhand wirksam und thätig gewesen ist. Eben tritt auch eine zwar ärmlich, aber sauber gekleidete Matrone mit einem Herrn hinter der spanischen Wand hervor. „Sie dürfen nun Hoffnung fassen, Frau Eichholz!" spricht der Herr zu ihr, der kein anderer als der gute Dr. S.... ist, „die Crisis ist bereits eingetreten und nimmt ihren regelmäßigen Verlauf; wenn mich nicht alle Zeichen trügen, so ist sie sogar schon ihrem Ende nahe! Also Hoffnung, liebe Frau Eichholz, Geduld und Hoffnung! Adieu". Er entfernt sich, die Mutter aber setzt sich auf einen Stuhl dicht neben die spanische Wand, faltet still die Hände und liest leise ein Danklied aus dem Gesangbuche, und dicke Thränen, Thränen des Dankes und der Freude, stürzen ihr aus den tiefliegenden, von Nachtwachen, Angst und Sorge gerötheten und verweinten Augen. In ihr Gebetbuch vertieft, hört sie nicht gleich, daß hinter der spanischen Wand sich etwas regt und bewegt. Ferdinand Eichholz ist's, der so eben nach einem sechstägigen Kampfe mit einem heftigen Nervenfieber zum ersten Male wieder erwacht oder vielmehr sein Bewußtsein wieder erhält. Noch im Erwachen begriffen, trägt sein Angesicht die Zeichen inneren Friedens und seliger Ruhe; er lächelt mit noch halbgeschlossenen Augen. Doch das helle Tageslicht, das von dem Zimmer aus über die spanische Wand hinweg die Decke über seinem Haupte erhellt, reizt seine Augen, er schlägt sie auf und blickt einige Augenblicke gedankenlos an die Decke. Plötzlich wird es hell in ihm: „Wo bin ich?" flüstert er leise; „das ist ja nicht die Kammer in meiner guten Mutter Wohnung;" setzt er schmerzlich hinzu und richtet sich rasch von seinem Lager auf, ängstlich umherblickend. Neben seinem Bette steht ein Tisch mit Medicingläsern. Ja! er erkennt jetzt den Ort seines Aufenthalts; es ist die Schmerzenskammer, in der er drei Nächte lang ruhelos und friedenleer umhergewandert ist. Alle schmerzlichen Erinnerungen an die letzten Erlebnisse stürzen mit Gewalt auf ihn ein, sein Visitengang, sein Kampf mit Ammohr und Zieche, seine Predigt, das schreckliche Examen, Alles, Alles steht plötzlich wieder lebendig vor seiner Seele. „Ach! meine gute, gute Mutter!" ruft er sehnsüchtig aus, „ich träumte, ich wäre bei Dir und nun sehe ich . . . ."

„Ja! nun siehst Du, daß Du ganz recht geträumt hast, Nante;" rief ihm eine freudige Stimme hinter der spanischen Wand zu und bald zeigte sich die Gestalt seines treuen Mütterchens an seiner Seite; „hier bin ich! ich bin bei Dir schon vier Tage und vier Nächte lang. Aber sei ruhig, verhalte Dich ganz ruhig, mein Sohn, mein guter, lieber Junge, der Arzt hat es so streng befohlen."

„Aber weißt Du denn schon, liebe Mutter", fuhr er wehmüthig nach einer Pause stillen Nachdenkens fort und küßte ihre Hand inbrünstig, „daß ich im Examen . . . ."

„Alles weiß ich!" rief die gute Frau geschwätzig ihn unterbrechend. „Alles weiß ich bereits und danke Gott auf meinen Knieen für die Hülfe, mit der er Dir in den schweren Stunden nahe gewesen ist. Herr Consistorialrath Frühling und der gute Abt Hofmayer haben mir selbst Alles erzählt und Dich nicht wenig belobt. Du hättest ein gutes, ein sehr gutes Examen gemacht, sagten sie. Danke Gott dafür. Zweimal sind die lieben, menschenfreundlichen Herren schon hier gewesen, sich

nach Deinem Befinden zu erkundigen und auch der Herr Präsident hat täglich geschickt und fragen lassen."

„Aber Mutter!" rief er fast bestürzt nach einer abermaligen Pause des Nachdenkens, „das, was Du mir von dem Examen gesagt hast, kann ja nicht möglich sein; man hat mich ja wie einen Elenden fortgewiesen" . . .

„Fortgetragen wie einen Kranken, Besinnungslosen, willst Du sagen, mein armer Sohn," erwiedert begütigend die Frau. „Die Anstrengungen der Prüfungstage hatten Deine Kraft so erschöpft, daß Du am Schlusse des Examens ohnmächtig wurdest, und man Dich besinnungslos hat in Deine Wohnung tragen müssen. Ach! es giebt doch gute, liebe Menschen in der Welt, mein Sohn; das erkennt man in der Noth am besten. In guten Tagen hat man oft keine Augen dafür. Denke Dir nur, der gute Herr Abt Frühling hat mir selbst gleich den Unfall, der Dich betroffen, brieflich mitgetheilt. Da bin ich denn gleich herübergelaufen, Dich zu pflegen. Aber ich hätt's nicht nöthig gehabt; denn die Leute hier im Hause meinen es alle so gut, so gut mit Dir, als wärest Du ihr naher Anverwandter. Sie sagten mir auch, sie hätten gleich gefürchtet, Du möchtest es nicht aushalten, weil Du ja in der ganzen Zeit Deines Hierseins nicht ordentlich gegessen und getrunken hast. Da mußte es ja wohl so kommen."

Ferdinand Eichholz faltete die Hände und lag eine Weile still da; seine Gedanken suchten den allmächtigen Gott und heiße Gelübde des demüthigsten Danks und der unwandelbarsten Treue quollen aus seinem Herzen dem Himmel entgegen.

„Aber nun sag mir doch noch, liebe Mutter", begann er nach einer langen, andächtigen Pause von neuem, „wie steht" ....

„Nichts mehr, mein Sohn!" erwiederte diese aber abwehrend; „Du weißt ja nun Alles, was Dir zu wissen nöthig ist und . . . ."

„Alles?" fragte der Sohn; „Nein Mutter! noch nicht Alles. Sag mir, wie steht es mit Minneken Lückenbüßer?"

„Haha!" lachte die Mutter laut auf, „das hätt' ich ja beinahe vergessen; Du mußt aber schon weit vorgeschritten sein in Deiner Genesung, daß Du schon wieder an das Minneken denkst."

„Liebste Herzensmutter!" rief er und küßte wiederholt ihre Hand, „foltere mich nicht länger."

„Na, na! man sachte!" rief die Mutter, die ihr sichtliches Wohlgefallen an seiner Ungeduld hatte; denn auch sie war dem Mädchen von Grund ihres Herzens gut. „Na! was Du von Minneken zu wissen brauchst, das kannst Du von ihr selbst erfahren. Hier sind schon zwei Briefe von ihr," und sie hielt ihm zwei Briefchen in Rosapapier entgegen, „und ich wette, ehe vier und zwanzig Stunden vergehen, ist schon der dritte da."

Ferdinand ergriff beide Briefe und seinen Augen entstürzten Thränen der freudigsten Rührung. Minneken war außer sich durch die Nachricht von seiner plötzlichen Erkrankung, und weinte Tag und Nacht und betete und flehete zu Gott für seine baldige Genesung. Der häßliche Semmelfritz habe in der ganzen Stadt das Gerücht ausgesprengt, Ferdinand sei durchgefallen, aber sie hätten bald die rechte Wahrheit erfahren. Sie schrieb ihm überdem, daß sie ihrem Vater sogleich die Nachricht von seinem gut bestandenen Examen mitgetheilt habe, und daß diese Kunde sehr beifällig und befriedigend aufgenommen sei u. s. w. u. s. w.

Was wollte nun Ferdinand Eichholz weiter? Er zog sein Mütterchen zu sich über das Bett und schmatzte die alte Frau so herzhaft ab und drückte sie so fest an die überströmende Brust, daß sie wohl inne ward, daß ein sechstägiges Krankenlager seine Kräfte noch nicht sonderlich angegriffen hatte.

„Nun aber ist Ruhe die erste Kindespflicht," rief sie, sich losmachend. „Schlaf wieder ein wenig, aber zuvor trinke einige Eßlöffel von diesem alten Weine, den Dir der Herr Präsident zur Stärkung geschickt hat, der wird Dir jetzt besser thun, als des Doctors Pillen und Arznei," und Ferdinand trank ein Glas des alten Weines, legte sich dann auf die Seite und bald war er wieder in stillen, sanften Schlaf versunken. —

Nach ungefähr acht Tagen vollkommen hergestellt, verließ Ferdinand mit seinem Mütterchen Wolfenbüttels Mauern, nicht aber ohne die amtliche Censur über seine abgelegte Prüfung, die **sehr gut** lautete, mit sich zu nehmen. Mündlich hatte ihn der würdige Abt Hofmayer noch gewarnt, sich bei seinen Predigtentwürfen vor allzu auffallenden Dispositionen in Acht zu nehmen, wozu er bei der Originalität seiner Ideen und bei der Neuheit seiner Anschauungs= und Darstellungsweise leicht hingerissen werden könne.

Minneken Lückenbüßer kam ihnen schon am St. Annenberge mit Freude strahlendem Antlitze entgegen, und ehe vier Wochen ins Land gingen, feierte Ferdinand mit ihres Vaters freudiger Einwilligung seine förmliche Verlobung mit ihr. Nach einem Vierteljahre war er nun Prediger in Schönstadt. — Die alte Mutter war auch mit auf die Pfarre gezogen, und da leben sie bis auf die Letztere, die nun schon unter dem grünen Rasen ruht, noch heute in ihrem Gott vergnügt und danken ihm für alle guten und bösen Tage. Und so wollen wir es auch machen.

Dr. B.



Geschichten aus der Heimath.

V.

Der Wetterhahn.



Der Pfarrhof liegt um ein Merkliches über dem Niveau der kleinen Wiesebene, die ihn wie ein grüner Sammtstreifen umgibt. In der Breite des Gangsteiges vom Gebäude ab, geht eine Terrasse nieder, die zur Zeit meiner Knabenspiele ohne Regel und Ordnung mit Rosen- und Cornelkirschhecken, mit Astern und Malven bepflanzt war. Allda wurde Siesta gehalten, und ich gedenke gern des behaglichen Gefühls, das mich überkam, wenn ich den Sommer und Herbst über, ein Stündlein nach der Mittagszeit hier verdämmern konnte. Da lag ich der vollen Länge nach auf dem Wasen der Böschung, und ließ mich von der Sonne bräunen. Vor mir breitete sich der endlose Moorgrund mit seinem Farbenspiele aus bis zur nebligen Ferne der Stadtthürme, durch die Gigantenwälle der Alpen vor dem Föhne geschützt. Rechts schied uns eine Reihe Ahorne von aller Nachbarschaft ab und wehrte jede andere Aussicht als die auf den Giebel des Kirchthurmes, der mit seinem wetterwendischen Hahne d'rüber hervorlugte. — Er hatte etwas höchst Anziehendes für meine Knabenphantasie, der knurrige Kauz da oben. Ich beneidete ihn um seinen Sitz in der freien, luftigen Höhe, um dieses prächtige „Lueg in's Land", darauf er so stolz saß, und sich nach den Wolken umsah. Wenn sich's dann anbräunte im „Schwabenwinkel," wo die Gewitter aufzogen, und der Wind sich hob und das Wetterläuten begann unter den Balken, auf deren höchstem Gefüge sein sicherer Fuß stund; dann fing er erst recht lustig an zu knarren und zu krähen, daß mir's allemal schier vorkam, als schlüge er die eisernen Flügel zusammen vor lauter Uebermuth und Lust über das blendende, zuckende Spiel der Blitze rings um ihn her. —

Es hatte auch seine eigene Bewandtniß mit dem Wetterhahne, und der alte Geisgruben-Martel, der Austrägler, der gar oft Abends seinen Knaster im Baumannsgaden bei uns verdampfte, hat uns einmal in der Kunkelstube die Geschichte von selber Zeit erzählt, wo sie ihn auffetzten auf die Thurmspitze. Der Pfarrherr selber hatte seine Freude an derlei Erzählungen, denen er in Mitte seines Gesindes nicht ohne Wohlgefallen lauschte, insonders wenn sie so frisch und lebendig vorgetragen wurden, wie es der Martel that.

„Das wird jetzt an die dreihundert Jahre sein oder etwas weniger," — so ungefähr brachte es der Alte vor — „daß die Bauern d'rüben am Bodensee und das ganze Schwabenland entlang bis hinunter in's Fränkische, aufständisch wurden, und gegen Adel und Geistlichkeit rebellirten. Es gab halt dazumal so viel schwere Gilten und Frohnden, kaum viel geringer als alleweile, und die Herren hielten dafür, es müsse der gemeine Mann seine Bürde haben, damit er nicht zu hoch springe. — Die Bauersleute selbiger Zeit aber machten nicht wie heutzutage die Faust im Sacke, sondern drohten damit, und von da hat's nicht weit zum D'reinschlagen. Der Bundschuh ging im Lande herum. Davon hat meinem Vater, — Gott tröst' ihn — als er noch ein Büble war, der Aberähn*) seliger viel erzählt. Der ist anno 1609 getauft worden, und hat's neunzig und etliche Jahre getrieben. Vordem war er in Sipplingen daheim am Ueberlinger See, bis er zum Ahnl**) in den Aus-

*) Ur-Großvater.

**) Großmutter.

trag ging, das mein Großvater, der Geisgruben=Bauer in die Ehe genommen hatte.

Also in Sipplingen — da haben sie zu Aberähns Zeiten noch vom Bauernkriege gesprochen, als ob der Hans Müller von Bulgenbach erst ferten mit seinem Haufen von Engen gen Stockach sengend und brennend gezogen sei. Der Jäcklein von Böckingen war dazumal noch in der Leute Mund, obschon er vor nahe an hundert Jahren hatte brennen müssen. Ich kenne die Gegend dort herum wie der Vogel das Nest; d'rum kann ich Euch auch so viel guten Bescheid geben. War ich doch an sieben Vierteljahr beim Vetter in Friedingen als Mitterknecht, da geht Einer leicht am Gangsteige in einem Stündlein bis gen Ach, was selbiger Zeit so recht mitten drin gelegen war im Bauernrummel.

Steht nicht lange an, so werden sie herüber bis Füssen und enten in Tyrol und weiter links im Salzburgischen auch rebellisch, und sind aufgestanden gegen das Herrenvolk und hat's überall geheißen:

Hierum
Tummel dich, nur kurzum
Du mußt doch herum,
Und schaust du noch so krumm!

Aber der Kaiser oder der Erzherzog von Oesterreich, wer's just war, hat kurzen Prozeß gemacht mit Falkonetten und Kaldaunen; — hast ihn nicht gesehen — waren die Haufen gesprengt und nach allen Seiten zerstiebt wie Spreu vor der Windmühle.

In selbigen Tagen kommt so ein versprengter Freyhart in's Dorf, ein Maurer und Steinhauer seines Zeichens, und war's gerade anno 1525, als man noch am Schiff der Kirche baute, und der Thurm kaum ein Paar Klafter über die Grundmauern herausguckte. In der alten Kirche hatte das Jahr vorher der Blitz gezündet, und sie war weggebrannt bis auf's Fundament, wie im Kirchenbuche steht. Bei uns im Lande aber war dazumal Friede, trotzdem daß es rings herum lichterloh flammte, und die Leute hierorts haben allzeit das Herz am rechten Flecke gehabt, also daß sie dem flüchtigen Burschen gutwillig Unterschluf gewährten und Arbeit gaben beim Thurmbau, obwohl er ein Luthrischer gewesen sein soll. Das hätt' ich ihm gerade nicht übel genommen; denn drüben in Sipplingen und Ueberlingen und auf und ab sind ihrer mehr lutherisch, als man glauben möchte, und dabei brave, friedsame Leute, Mander und Weiber, so viel ich ihrer hab' kennen gelernt.

Aber derselbige Strolch — sie haben ihn blos den Schwaben oder den Waideringer geheißen, warum, weiß ich nicht — war noch ein bissel mehr als lutherisch. Er ist halt ein unheimlicher Gesell gewesen, so weit die Haut über ihn ging. Hoch und stämmig wie Schlagholz, dabei aber blaß im Gesicht und vorgebeugten Hauptes, mit kleinen tiefliegenden Augen und verwachsenen Brauen — so etwa soll er ausgeschaut haben. Weit herauf bis an die Backenknochen aber trug er einen schwarzen Bart, wie der Hofer Anderl oder sonst ein Rebeller. Geredet hat er wenig; das brachte er beim Trinken wieder ein, ohne daß es ihm viel geschadet hätte. Nur wenn die Sprache kam auf's Regiment — geistlich oder weltlich — dann that er den Mund auf zu einem unerhörten Schelten und Achten.*) Dann verfärbte sich sein bleiches Gesicht; es stieg ihm in den Kopf, daß ihm die Adern schwollen auf der Stirn und die scharfe Nase stahlblau anlief. Auf den Tisch schlug er, daß sich die Platte bog und du die Fährte d'rauf sehen konntest von allen fünf Fingern. Denen, die mit zuhörten, ward es gruselig zu Muthe; aber Keiner getraute sich ein Wort zu erwidern, oder ihm einen Riegel vorzuschieben vor das gottlose Maul. Denn der Mensch war stark und gewaltthätig, nahm es mit einem Jeden auf — wohl auch mit ihrer zween oder drei wenn's Noth that, und ist auch Keiner ungezeichnet weggekommen, der mit ihm anzubinden versuchte. Der Waideringer hat ihm den Daumen zerbrochen beim ersten Anlauf, und die Bürschen glaubten insgemein, es helfe ihm dabei Einer aus, vor dem ein rechtschaffenes Christenkind das Kreuz macht. War er im Zorne, so knisterten ihm auch ordentlich Bart und Haare, und er sah unheimlich d'rein wie ein Blutsauger, wenn Ihr von so Einem schon gehört habt. Und dennoch hatten sich schier alle Dirnen im Dorfe an ihm und seinen giftigen Blicken versehen!

Wie's eben so kommt — man hatte den Teufel an die Wand gemalt, als man dem Waideringer Einlaß gewährte, und nunmehr hatten die Dorfnachbaren das Herz nicht mehr, ihm den Laufzettel zu schreiben. Zudem war er handsam, des Gewerkes kundig wie kaum Einer, handhabte Kelle und Steinhaue meisterhaft, und als einmal das Thurmgerüste brach und Einer der Gesellen bei vier Klafter hoch herabstürzte, da fing ihn der Waideringer, der eben daran stund, mit den Armen frei in der Luft auf, und stellte ihn frisch und unversehrt auf den Erdboden neben sich, daß dieser nicht wußte, wie ihm geschah.

In einem Dinge aber blieb der Waideringer kalt, — man hätt' es kaum denken sollen. Die Blicke aller Dirnen und Weiber im Dorfe, so viel deren auf ihn fielen, glitten an ihm ab, als wär' er aus kaltem Stahl gemeißelt. Nur auf des Gemeindepflegers Tochter, die Burgel, schien er ein Auge geworfen zu haben. Da war's aber just umgekehrt. Die Burgel war des Bauern jüngstes Kind, schlank von Wuchs wie eine Rehgeis, dabei so viel hübsch im Gesicht wie eines Amtmanns Töchterlein, nur sonderlich braun, was ihr aber nit übel ließ zum dunklen Haar und den Augäpfeln wie Schwarzkirschen. Man hieß sie d'rob auch allerwärts nur die braune Burgel. Ein frommes freundliches Mädel soll sie gewesen sein, fleißig und arbeitsam, obwohl dem reichen Bauern die Thaler in der Truhe wuchsen wie die Knollen am Schlehdorn. Dabei hielt sie gute Freundschaft mit Gott und der Welt — den Waideringer ausgenommen, vor dem ihr graute. Es ward ihr bange in der Seele, so oft er ihr in den Weg trat, und das geschah zu ihrem Leidwesen von Tag zu Tag häufiger. Der Bursche nistete sich allgemach ein im Hause ihres Vaters, der alleweile ein wenig zerfallen war mit dem Gegenschreiber und Gerichtshalter, und dem es wohl that, wenn ihm Einer von Zeit zu Zeit den Groll aufwärmte gegen das Schreiberregiment. Das konnte der Schwabe aus dem Fundamente. Man hätte ihm schier gerne zuhören mögen, wie's ihm von

*) Achten = schimpflich machen.

den Lippen floß, namentlich wenn man, wie der stotternde Gemeindepfleger, mit der Sprache selber nicht recht vorwärts kam, also auch nicht mit dem Schenten.*) Es freute ihn, daß ein Anderer die Worte für Alles das fand, was ihn wurmte, und — über eine Weile waren der Freyhart und der Pfleger die besten Freunde. Wer es gegen den Einen haben wollte, mußte auch mit dem Andern anbinden und — so ließ man denn in Gottes Namen Beide in Ruhe. Alsbald redete man auch im Dorfe davon, der Waideringer werde über kurz oder lang die braune Burgel freien.

Im Herbste anno 1527 war der Kirchenbau vollendet und der Thurm auch, wie im Kirchenbuche steht. — Fehlte weiter nichts als den Wetterhahn aufzusetzen, den der Grobschmid von Affing mit gar viel Kunstfertigkeit getrieben und geschmiedet, daß er seines Gleichen suchte. Er kostete auch ein gutes Stück Geld und Arbeit; denn der Bursche wiegt seine so und so viel Zentner, und es blieb allerwegen ein gewagtes Kunststück, selben in die zahnstocherische Thurmspitze einzulassen. Das sollte aber auch einen ordentlichen Festtag geben in der Gemeine; denn damit war das Gotteshaus von außen vollendet, auf der Firste prangte allbereits das Taxbäumlein mit wehenden Bändern, und der Bauherr hatte seinen Spruch gesprochen:

„Lehrjungen, G'sellen und Altgesell',
Den letzten Ziegel fügt zur Stell',
Den letzten Hammerschlag darauf:
Vollbracht der Bau vom Grund zum Knauf!
Unser Herrgott hat uns bis zur Stund'
Bewahrt an Leib und Seel' gesund,
Daß ohne Schaden und Gefährt'
Ein Jeder von der Arbeit kehrt.
Nun segne er sammt uns'rer lieben Frau
Den festen und den guten Bau,
Vom ersten Stein im Fundament
Zum letzten Stein am Giebelend'!
Gelobt sei Jesus Christus!" —

Das Gerüste konnte abgebrochen werden, und diese Arbeit war auch schneller gethan, als den Werkleuten selber recht war. Denn des Nachmittags vorher kam so ein recht feiner Sturmwind herübergeweht aus dem Schwabenwinkel, wie sie gang und gäbe sind zur Zeit der Tag= und Nachtgleiche, half den Zimmerleuten die Klammern und Kloben heraustreiben, und war noch ein Glück, daß Niemand mehr auf dem Gerüste arbeitete, als gegen die Dämmerung das ganze Balkenwerk aus den Fugen ging und mit keinem geringen Gekrache und Gepolter zusammenstürzte.

War nun zwar das Unglück nicht groß und lief Alles ohne Schaden ab, so kam doch nachgerade der Verbruß über das verdorbene Fest für den anderen Tag. Die Ortsnachbarn, die sich zahlreicher zur Stelle fanden als bei irgend einer Gemeindeversammlung, zerbrachen sich die Köpfe, was nun mit dem Wetterhahne anzufangen sei, um ihn ungefährdet auf seinen luftigen Sitz zu bringen.

Hinter dem Bauernrudel aber stund der Waideringer mit verschränkten Armen, schaute stillschweigend d'rein und verzog hie und da höhnisch den Mund über das Geplausche, gerade als ob er dächte, daß sie doch sammt und sonders Schafsköpfe seien. Der Haubenbauer oder der Hessenbrichler oder der Schneiderjackel oder — wer eben gerade von den weiland Dorfgesessenen nebenan stund, mochte dem Menschen an seinem Gesichte abgesehen haben, was er sich dachte, stieß ihm mit dem Ellenbogen in die Hüfte und bedeutete ihm laut genug, daß es die ganze Umgebung mithören konnte:

„I nu', Waideringer, so helft Ihr uns aus dem Gepreste! Ihr seid ja sonst so ein Gewaltskerl, dem die guten Gedanken im Schädel wachsen wie die Rüben am Acker. Setzt uns den Hahn auf den Thurm, — es gilt des Gemeindepflegers Burgel, wenn's Euch glückt! Gelt, Nachbar?"

Mit diesen Worten wendete er sich lachend zum Letztgenannten, der ihm von Ungefähr zur Seite stund. Den Gemeindepfleger aber wurmte die Rede; er witterte Spott dahinter, und dem zum Trotze, weil er wußte, wie ihnen allen sein Umgang mit dem Burschen mißbehage, rief er alsbald mit vernehmlicher Stimme:

„Topp, Waideringer, es gilt!"

Da kehrte sich dieser dem Pfleger zu — er war brennroth geworden wie die Ziegel des Neubaus, und sein borstiges Haar knisterte wieder wie jedesmal, wann ihn etwas sonderlich bewegte. Erst schaute er den Mann ein Langes und Breites an; dann streckte er ihm die Rechte entgegen und forderte Wort und Handschlag zur Bestätigung des Versprechens. Und siehe da — der Bauer schlug lachend ein unter dem Beding, daß er das Werk allein ohne eines Menschen Beihilfe, ohne Leiter und Stange zu Wege brächte, und die Umstehenden lachten mit, weil sie den Handel als einen Spaß ansahen, und ihnen die Erfüllung des Versprechens beiderseits unmöglich schien. Der Waideringer aber lachte nicht, sondern wendete sich allen Ernstes gegen die Versammlung, und schrie helllaut: „Ihr Mander, Ihr habt gehört was es gilt. Ich bleib' dabei und morgen früh um neune setz' ich Euch den Hahn auf's Dach — wie ich geh' und steh' — mutterseelenallein!" — In woltern — der Kerl schien darnach, als sei das nicht der erste Hahn, den er auf die Dächer gesetzt! —

Nachderhand zerstreuten sich die Leute, und der Bauer ging heim und erzählte was vorgegangen. Er that es wohl mit lachendem Munde; doch merkte man alsbald, wie ihm der Spaß nicht von Herzen ging und der Pakt nicht recht geheuer mehr vorkam. Den Hausgenossen ging aber die Geschichte vollends nicht zu Sinne, und die Burgel fing an zu weinen und zu jammern, und sagte, sie wolle eher sterben, als den grausigen Menschen zum Manne nehmen. Mutter, Schwester und Bruder waren gleicher Ansicht; selbst die Mitterdirne redete ihr Wort d'rein, also daß dem Bauern vor lauter Hin= und Widergeplauder ganz schwül und ängstlich zu Muthe ward. Er verwußte sich kaum mehr, so fiel man mit Vorwürfen ob seines vermessenen Versprechens über ihn her, und zuletzt ist ihm selber bange 'worden, der Waideringer könne seine Zusage erfüllen und die Wette gewinnen. Das wäre ihm aber doch nicht just gewesen; denn so viel er auch mit dem Burschen verkehrte, — ihn zum Schwieger zu machen, daran dachte er mit keinem Sterbensworte, und das Geplausche darüber hatte

*) Schenten = Schelten.

insoweit keinen Grund. Nun aber hätte er nicht mehr abstehen können von seinem Worte, das er in Gegenwart der ganzen Gemeinde gegeben. — Er machte eine schlaflose Nacht durch, und die Burgel wälzte sich nicht minder seufzend auf ihrem Kolter,*) brachte kein Auge zu und verging schier vor Herzeleid! —

Der nächste Tag brach an, hell und freudig, und die Sonne schien d'rein wie Gottes Auge. Mit dem frühesten Morgen war es schon lebendig vor dem Kirchenbau. Jung und Alt hatte sich beigefunden; denn das Gerücht von des Waideringers Wagstück war selbst in die Nachbarschaft gedrungen, und hatte Zuschauer aus der ganzen Pfarre hergelockt. Der Bursche selber war allbereits lange da, als endlich der Gemeindepfleger erschien, der etwas scheu und bleich d'rein sah. — Da machte sich jener bereit, warf den Janker ab und das Schurzfell über, schlang einen Bund Seile über die Achsel, und wendete sich d'rauf zum Bauern mit den Worten: „Halt' ich mein Wort, haltet Ihr das Eure. Ist der Hahn auf dem Thurme, ist die Heirath bestritten. Glück auf!"

Damit schritt er gegen das Pförtlein in der Sakristei, das zum Thurmhause führt, erstieg mit erstaunlicher Kühnheit und Gewandtheit das Gebälke von Stockwerk zu Stockwerk bis zu den Dachsparren, hob die Schindeln von dem Lattenwerke, und erklomm von Außen die Thurmhöhe so keck und waghalsig, wie ein Nachtwandler. Den Bauern drunten wurde schwindelig am platten Boden, und selbst die Werkleute, die doch auch schon auf mancher Dachfirste freie Aussicht genossen hatten, getrauten sich kaum zu flüstern, um den droben nicht aus dem Gleichgewichte zu bringen. Derweilen war der Schwabe bis zur Spitze emporgeklettert, hatte das Tauende um die Balken geschlungen, wo sie in die Gährung gingen und schleuderte das andere Ende in die Tiefe. Der Wetterhahn ward daran befestigt, und machte alsbald seine erste Luftfahrt. Als wäre er aus weichem Holze geschnitzt, so leichtlich zog ihn der Waideringer empor, bis er ihn mit den Händen erreichen konnte.

Nun aber begann erst das schwerste Stück Arbeit. Die eiserne Stange zum Einlassen war hoch, und es galt das ganze Gewicht zu lüpfen, um das Ende in die Oeffnung am Sparrengefüge einzusetzen. Der kühne Werkmann schlang sich erst das Seil um den Leib und band sich fest an's Gebälke — mit einem kräftigen Schwung hatte er das Eisenwerk in der Höhe — die wuchtige Stange rasselte im Loche — ein Augenblick — und der Hahn glitzerte im Sonnenlichte auf der höchsten Spitze des Thurmes! — Ein Ruf des Staunens und der Freude flog durch die Menge — der Waideringer schwang seine Mütze in der Luft und that einen gewaltigen Juhschrei. Der Gemeindepfleger aber kriegte eine Farbe, wie ein Leilacken, und drohte zusammen zu sinken. Er hatte die Wette verloren, und damit sein Kind! —

Nachdem das Wagstück insoweit gelungen, wendete sich die Aufmerksamkeit der Zuschauer nachgehends vom Helden des Tages ab. Die gespannte Neugier hatte ihre Befriedigung erhalten, man mußte nun auch über die Sache ein vernünftiges Wort plaudern und dem Nachbar in seiner Weise erzählen, was dieser mit eigenen Augen gesehen. Die aber, so zunächst um den Gemeindepfleger stunden, hatten genug mit diesem zu schaffen, dem es wirklich schwimmend war geworden vor den Augen, daß er sich anhalten mußte.

Da tönte urplötzlich ein Schrei von der Höhe des Thurmes herab — ein ängstlicher Widerhall antwortete in der Tiefe. Der Waideringer war daran gewesen, das um die Balken geschlungene Seil abzulösen, und weiß der Himmel wie es geschah, daß ihm der Wurf einer Schlinge mißlang, das starke mächtige Tau sich am Flügel des Hahnes verwickelte und eine unvorhergesehene Schwingung erhielt, so daß es den Gesellen aus seinem sicheren Sitze im Lattenwerke des Daches schnellte. Zuverläßig hätte es ihn in die Tiefe geschleudert, wäre es ihm nicht noch um den Leib geschlungen gewesen, so daß er die Kraft behielt, mit beiden Händen sich daran zu klammern. So hing er denn frei in der schwindelnden Höhe, etwa eine halbe Elle vom Gesimse ab. Nachdem der erste Schreck überwunden, sprangen auch alsbald ein Paar Werkleute dem Thurme zu; ein gewaltiges Getöse brach unter den Bauern los, von denen ein Jeder seinen guten oder schlechten Rath dem Gefährdeten zurief. —

Aber der Waideringer bedurfte dessen nicht. Er hatte stracks wieder die Besonnenheit erlangt, und da er sich allem Anscheine nach unverletzt fühlte, so war er daran, mit der Linken die Schlinge um den Leib zu lüpfen, indem sich seine rechte Faust mit schier unmenschlicher Kraft um das Tau preßte und allein das ganze Gewicht des Körpers zu tragen hatte. Mittlerweile war Einer der Gesellen im Innern des Thurmes bis zur Höhe des Schallloches geklettert, — kaum Mannshöhe davon ab hing der Waideringer, — er konnte das Seil erreichen und man hörte seinen Zuruf. Jener aber hatte alsbald den Leib frei gemacht. Er war d'rauf und d'ran, sich die kurze Strecke langsam an dem Taue herabzulassen, — die Rettung schien nahe! — Drunten hatte sich wieder eine lautlose Stille über die Menge gelegt; die Todesgefahr des Unglücklichen schnürte Kehlen und Herzen zusammen. Noch ein Paar Zolle, und die Hand des Retters konnte ihn fassen, — da dröhnte und krachte es auf der Dachspitze gewaltig, — der Hahn oben, der die Wucht des in seinen Flügeln verwickelten Seiles nicht mehr zu tragen vermochte, brach ab von der Stange, — das Tau machte einen Ruck, daß der Waideringer mit Blitzesschnelle weit unter das Schallloch hinabfuhr! Noch hielt der Bursche fest, obwohl das Blut von seinen geschundenen Händen herabträufelte; — aber der eiserne Wetterprophet rutschte langsam über das Dach herab — Gottes Finger zeigte ihm den Weg — er fiel — mit seinen schweren Flügeln traf er des Waideringers Haupt — ein jämmerlicher Wehruf — und dieser lag zerschmettert auf dem Estrich! —

Gottes Gericht — ja, gewiß und wahrhaftig! denn nachderhand erfuhr man, daß der Schwabe derselbe Bursche soll gewesen sein, der zu Weinsberg, als die Roßmucken das Städtlein im Sturm eingenommen, den Dietrich von Weiler vom Kranze des Kirchthurmes herab schleuderte, daß ihn die Lanzen der Bauern auffingen und spießten! Gewiß ist, daß er bald darauf einen Kriegskameraden im Handgemenge erschlagen und hiernach flüchtig gehen mußte, bis ihn hier des Himmels Strafe erreichte!

*) Betttuche.

Der Gemeindepfleger ist von selbiger Zeit an tiefsinnig geworden. Er soll wenig mehr schimpfirt haben über Gott und die Welt, und zu seinem Bissel Gerede hat seine schwere Zunge just noch ausgereicht. Die braune Burgel aber hat wohl ihr Thränlein geweint über des Waideringers schreckhaftes Ende; dennoch mag sie unserm Herrgott insgeheim brünstig gedankt haben, daß er sie vor schwererem Preste also bewahrte. Sie wird wohl auch nachgehends Einen geheirathet haben, der ihr lieber war als der Waideringer, denk' ich!"

So ungefähr erzählte der Geisgruben Martel, klopfte damit sein Pfeiflein aus, wünschte Allen eine ruhsame Nacht und ging heim in's Austragstübel.

Abdankung und Ende Kaisers Karl V.

Das Streben nach Macht und Herrschaft wohnt tief in der Brust des Menschen, und darum hat man es zu allen Zeiten für ein gewaltiges Ereigniß angesehen, wenn das Gewicht innerer und äußerer Gründe einen Herrscher bewogen, freiwillig von dem Gipfel der Ehren niederzusteigen und seine Macht auf jüngere kräftigere Schultern zu übertragen. Dennoch sind solche Beispiele nicht vereinzelt. Von dem römischen Kaiser Diocletian an, welcher der Herrschaft der damals bekannten Welt entsagte, um in einsamer Stille unfern von Spalatro seinen Gütern und der Zucht der Obstbäume zu leben, oder, wenn wir in der christlichen Zeit bleiben wollen, von Kaiser Lothar an, der die Fehler und Sünden seines Lebens gegen seinen Vater Ludwig den Frommen im Kloster Prüm in der Eifel betrauerte, haben sich die Beispiele vielfach erneut; aber das wichtigste von allen, dessen Wirkungen noch heute in dem Zustande Europas erkennbar sind, gab der Kaiser Karl V. zu einer Zeit, als seine Staaten in drei Welttheilen sich so weit ausgebreitet hatten, daß „die Sonne in ihnen nicht mehr unterging."

Karl war so alt wie sein Jahrhundert, doch schon 1548 hatte er sein Vorhaben dunkel angedeutet, daß er aus dem lärmenden Geräusch des Weltlebens und seinen Mühen sich hinwegsehne in die stille Einsamkeit eines Klosters. Sein Leben war von dem Gedanken einer großen Monarchie, ähnlich wie diejenige Karls des Großen, mit einem und demselben christlichen Bekenntniß, getragen; aber der Geist der Neuzeit war mächtiger als er und der gewaltige Strom der Gedanken, welche die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts hervorgerufen, ließ sich durch menschliche Macht nicht wieder dämmen noch einengen. Mit dem Scheitern des Gedankens, der ihn erfüllte, war auch Karls leibliche Kraft gebrochen, eine schmerzenvolle Gicht durchwühlte seine Glieder und brachte im Herbste des Jahres 1555 den lang überdachten Entschluß zur Reife. Sein Sohn Philipp hatte sich einige Zeit vorher mit Maria, der Königin von England, vermählt, und Karl schmeichelte sich mit der Aussicht, daß der Sohn als Erbe der Plane des Vaters sie mit größerer Macht ausführen würde. Von dort her berief er ihn im Herbste 1555 nach Brüssel, um der staunenden Welt dieß wunderbare Schauspiel der freiwilligen Entsagung zu geben. Vorher berieth er sich mit seinen Schwestern Leonore und Maria, aber statt ihm abzurathen, bestärkten ihn diese in seinem Entschlusse und baten sich dringend die Erlaubniß aus, fortan mit ihm die Abgeschiedenheit seines einsamen Lebens zu theilen.

Im Oktober des Jahres 1555 strömten von allen Seiten die Stände und Edlen der Niederlande in Brüssel zusammen. Am 24. dieses Monats übergab der Kaiser seinem Sohne das Großmeisteramt des Ordens des goldenen Vließes und setzte ihn dadurch nach dem Willen ihres Ahnherrn, Philipps des Guten, zum Haupte des Burgundischen Hauses ein. Am folgenden Tage begaben sich der Kaiser und seine Schwester Maria, sein Sohn Philipp, der Fürst Emanuel Philibert von Savoyen, Prinz Wilhelm von Oranien, den man den Schweigenden nennt, und andere Große in den Saal des Palastes, wo an der südlichen Mauer Sitze für sie errichtet waren. Dort ließ sich der Kaiser nieder, gebot auch den Andern sich zu setzen. Dicht geschaart standen vor ihm die Edlen und die Stände des Landes, die Abgeordneten der Ritter und andere Vornehme.

Tiefes erwartungsvolles Schweigen herrschte in der Versammlung, als zuerst der geheime Staatsrath Philibert von Brüssel sich erhob und im Namen des Kaisers die Edlen und Stände der Niederlande anredete. Er setzte ihnen ausführlich auseinander, wie der Kaiser, unter ihnen geboren und erzogen, stets beflissen gewesen sei ihre Rechte zu schützen und zu achten und ihnen den Frieden zu bewahren, an dessen Aufrechthaltung die Feindseligkeiten Anderer ihn so oft gehindert hätten. Nun aber sei er aus vielen Gründen genöthigt ihr Land sowohl, wie seine anderen, seinem Sohne Philipp zu übergeben; denn Spanien, Italien, Deutschland forderten alle zugleich seine Gegenwart, und den Anstrengungen solcher Reisen sei er nicht mehr gewachsen, vielmehr erfordere es sein siecher Körper, daß er unter Spaniens wärmerem Himmel die ihm noch übrig gebliebenen Jahre in Ruhe verlebe. Darum entbinde der Kaiser sie Alle von dem ihm geleisteten Eide der Treue und bitte sie, seinem Sohne Philipp, der schon in Spanien Beweise abgelegt, wie fest und entschieden er auf der Bahn seiner Väter beharre, und der nun auch England seiner andern Macht hinzufügen würde, stets und in allen Dingen treu, hold und gewärtig zu sein.

Als Philibert von Brüssel seine Rede geendet, verharrten Alle in tiefem Schweigen und erwogen die Bedeutung dieses Augenblicks, wo der Kaiser zu solcher Zeit der Gefahr das Ruder des Staatsschiffes der Niederlande aus seiner erfahrenen Hand in die seines Sohnes übergeben wollte. Manche Gedanken der Vergleichung des Vaters und des Sohnes durchkreuzten die Köpfe der Anwesenden; wohl mochte es sein, daß sie nicht zu Ungunsten des Scheidenden sich wendeten; aber Alles blieb stumm. Da erhob sich Kaiser Karl selber, um den Worten seines Vertrauten durch seine eigenen noch größeren Nachdruck zu geben; seine Rechte stützte sich auf einen Stab, die Linke ruhte auf der Schulter des Prinzen Wilhelm von Oranien, des Schweigenden, den der Wandel des Geschickes menschlicher Dinge zwanzig Jahre nachher zum Vorfechter des Freiheitskampfes der Niederlande gegen diesen selben Philipp berief. Also stehend redete der Kaiser in niederländischer Sprache folgendermaßen:

„Obwohl Philibert von Brüssel Euch, meine Getreuen,

die Ursachen meiner Abdankung und der Uebergabe der Regierung Eurer Länder an meinen Sohn Philipp bereits dargethan hat, so will ich doch noch Einiges von ihm nicht Erwähnte mit eigenem Munde hinzusetzen und ausführen. Die Meisten von Euch erinnern sich, daß am 5. Januar dieses Jahres gerade vierzig Jahre verflossen waren, als mein Großvater, der Kaiser Maximilian, mich, den fünfzehnjährigen Jüngling, an dieser selben Stelle und zu derselben Stunde des Tages hier mündig erklärte und die Verwaltung meiner Besitzthümer mir selber übertrug. Im folgenden Jahre starb mein Großvater mütterlicher Seits, der König Ferdinand der Katholische von Spanien, und da meine Mutter in der letzten Zeit ihres Lebens, wie Ihr Alle wißt, die Regierung ihres väterlichen und mütterlichen Erbtheiles nicht übernehmen konnte, so mußte ich als damals siebenzehnjähriger Jüngling den Ozean durchschiffen, um auch dort die Regierung des Landes anzutreten. Bald folgte auch der Tod meines Großvaters väterlicher Seits, des römischen Kaisers Maximilian, und als ich in Folge dessen mich um die römisch=deutsche Kaiserkrone bewarb, erhielt ich sie im neunzehnten Jahre meines Lebens. Nicht der Ehrgeiz leitete mich in diesem Bestreben der Vereinigung so vieler Kronen auf mein jugendliches Haupt, sondern ich gedachte so am besten für Deutschland, für die übrigen Reiche und insbesondere für die belgischen Provinzen, meine besondere Heimath zu sorgen. Dieses wollte ich erreichen, indem ich, so viel an mir lag, der ganzen christlichen Völkerfamilie Frieden und Eintracht sicherte und alle Kräfte derselben, zugleich auch zur Ausbreitung der christlichen Religion gegen den Reichs= und Erbfeind, die Türken, wandte. Aber diesem meinem Vorhaben erwuchs ein Hinderniß nach dem andern: zuerst war es die Sekte Martin Luthers und anderer Neuerer, dann die Eifersucht und der Haß unserer Nachbarn, die mich in schwere Kriege verwickelten. Dennoch habe ich ihnen mit Gottes Hülfe bis auf den heutigen Tag glücklich widerstehen können und habe nicht abgelassen, dem Ziele nachzustreben, das ich mir vom Anfang an gesetzt hatte. Darum habe ich mit verschiedenen Fürsten Bündnisse eingehen müssen, welche der Haß und die Gewaltsamkeit stürmischer Menschen mich oftmals zu ändern zwang; ich habe mannigfache Züge zu Wasser und zu Lande unternommen, je nachdem hier oder da die Lage der Dinge meine Gegenwart forderte. Neunmal bin ich nach Oberdeutschland gezogen, sechsmal nach Spanien, siebenmal nach Italien, zehnmal nach den Niederlanden, viermal nach Frankreich, je nach den Umständen als Freund oder Feind, zweimal nach England und zweimal nach Afrika, so daß ich in Allem vierzig größere Züge gemacht habe, ungerechnet die kleineren, wenn die Lage einer Provinz, einer Insel eine solche Reise erheischte. Achtmal habe ich das Mittelmeer beschifft, dreimal die spanische See, die ich jetzt zum vierten Male zurückzulegen gedenke, so daß mein gebrechlicher Leib in Allem zwölfmal die Beschwerden und Gefahren einer Seereise mit ihren Krankheiten erduldet hat. Dazu rechne ich nicht einmal meine Reise von Spanien aus, zu Lande durch Frankreich, hierher zu Euch."

„Unterdessen bin ich häufig, aber immer aus gewichtigen Gründen, von Euch entfernt gewesen, und meine Schwester Maria, die mich auch nun hieher zu Euch begleitet, hat, wie Ihr wißt, dann die Zügel der Regierung über Euch geführt. Wie sie es gethan hat, das ist Euch Allen bekannt, wie mir. Während dieser Zeit habe ich viele und schwere Kriege geführt, aber es ist mein Trost, daß ich sagen kann: ich habe sie ungern und gezwungen angefangen und die gegen mich unternommenen Angriffe mit Kraft und Ausdauer abgewehrt. Darum ist es mir ein harter Schmerz, daß ich jetzt, im Begriff nach der Erduldung so vieler Müheseligkeiten und Gefahren, Euch für immer Lebewohl zu sagen, Euch nicht im Frieden mit unsern Nachbarn verlassen kann; aber Ihr kennt die Gründe, die meine Schwester Maria Euch in Eurer letzten Versammlung dargelegt hat. Jeder aber, der da weiß, wie auch den ruhig und friedlich lebenden Menschen die Gewalt der Krankheit erfaßt, wird errathen können, was ich unter solchen Mühseligkeiten und Gefahren ausgestanden habe. Längst habe ich es empfunden und die Erfahrung hat es mir bewiesen, daß meine Kräfte der Regierung so vieler Länder nicht mehr gewachsen sind, und ich wäre schon vor einigen Jahren von meiner hohen Stellung zurückgetreten, wenn nicht die Rücksicht auf das jugendliche Alter meines Sohnes und die unheilbare Krankheit meiner Mutter, Leib und Seele gezwungen hätten, in der Erduldung meiner Mühen und Beschwerden bis jetzt noch auszuharren. Schon als ich zum letzten Male nach Deutschland reiste, war es mein Wunsch und Wille mein Vorhaben ins Werk zu richten; aber der Aufruhr, die Kriege und der ganze wilde, erregte Zustand der Christenheit, zwang mich mein Vorhaben zu verschieben, zumal da auch die Leiden meines Körpers mich noch nicht so sehr quälten als jetzt. Darum wollte ich noch einmal alle meine Kräfte aufbieten, um die Aufgabe meines Lebens zu vollbringen und der Christenheit den Frieden zu geben. Aber während ich dem Streben nach diesem Ziele unermüdlich oblag, haben der französische König und einige deutsche Fürsten den Frieden gebrochen. Diese haben sich nicht gescheut mir selber nachzujagen, um mich zu ihrem Gefangenen zu machen; jener hat sich der Stadt Metz unversehens bemächtigt. Zur ungünstigen Jahreszeit bin ich mit starker Heeresmacht hingezogen, um diese dem deutschen Reiche wieder zu gewinnen, und habe also den Deutschen gezeigt, daß ich nimmer säumte, wenn es galt des deutschen Reiches Macht und Würde unverkümmert zu erhalten. Ich habe nicht vermocht sie wieder zu gewinnen; aber dennoch habe ich den französischen König, der nicht als ein Krieger, sondern als ein Verwüster gekommen war, gezwungen in sein eigenes Land wieder heimzukehren. Als im folgenden Jahre der französische König wiederum in gleicher Weise Euer Land betrat, bin ich ihm entgegengezogen und habe ihn gezwungen, da er sich zur offenen Feldschlacht mir nicht stellen wollte, auch dies Mal ruhmlos wieder in seine Gränzen zu weichen. Ich habe gethan, was ich vermochte; denn der Ausgang des Krieges hängt nicht ab von den Entschließungen der Fürsten und Menschen, sondern von dem Willen Gottes. Ich danke ihm für das, was er gethan; denn wie viel wir ihm verdanken, ist ja daraus zu ersehen, daß wir uns trotz aller kleinen Verluste über eine bedeutende Niederlage, einen erheblichen Nachtheil nicht beklagen können."

„Aber nun ist die Zeit gekommen, wo ich es nicht mehr vermag, mit gleicher Kraft das Begonnene fortzusetzen; darum habe ich beschlossen, meinen erblichen Provinzen hier vor Euch zu entsagen; aber ich bitte Euch, diese meine Entsagung nicht so aufzunehmen, als wolle ich aller Lasten und Mühen des Lebens ledig sein, sondern nur so, daß Ihr nicht die Gefahren zu bestehen habt, die aus meiner Krankheit und Schwäche Euch erwachsen könnten. Ich will mich nach Spanien begeben und meinem Sohne Philipp die Niederlande und wo möglich auch das deutsche Reich überlassen. Ihn empfehle ich Euch und bitte Euch, daß Ihr gegen ihn immer in derselben Treue verharret, die Ihr mir bewiesen habt. Seid einträchtig und wohlwollend untereinander, bewahrt der Gerechtigkeit und den Gesetzen die schuldige Ehrfurcht und erhaltet sie in Ansehen und Geltung. Besonders aber lege ich Euch an's Herz, daß Ihr die niederländischen Provinzen schützet gegen das Eindringen der Sektirer. Wenn dennoch ihre Lehren schon angefangen haben sollten, ihre verderblichen Wurzeln unter Euch zu schlagen, so wacht darüber mit der äußersten Sorgfalt und rottet sie aus, damit nicht alle göttlichen und menschlichen Rechte dadurch in Unordnung und Verwirrung gerathen und ein Leid dem andern folge. Was meine Regierung anbetrifft, so bekenne ich hier vor Euch, daß ich, getäuscht durch die Unerfahrenheit meiner Jugend, durch den Trotz des männlichen Alters oder andere Gebrechen der menschlichen Natur mehr als einmal schwer gefehlt habe; aber ich wage es auch zu behaupten, daß ich niemals mit Wissen und Willen Unrecht gethan, noch gestattet habe, daß ein solches geschehe. Wenn dennoch einer unter Euch diese Anklage erheben sollte, so betheuere ich ihm, daß dieß gegen meinen Willen und ohne mein Wissen geschehen sei und mir von ganzem Herzen mißfalle. Darum aber bitte ich Euch, die Anwesenden wie die Abwesenden, daß Ihr mir das nachsehen und mir es vergeben wollet. Ich selber werde in den wenigen Tagen, die mir noch übrig sind, Eurer Treue und Eures Gehorsams in meinem Gebete vor Gott auf's herzlichste eingedenk sein."

Dann wandte sich der Kaiser an seinen Sohn und sprach: „Wenn der Besitz dieser Länder durch meinen Tod auf Euch gekommen wäre, so würde ich durch die Hinterlassung eines solchen, durch mich noch sehr vermehrten Erbgutes, gerechte Ansprüche auf Euren Dank mir hinterlassen. Aber nun, da ich sie Euch nicht aus Noth, sondern aus freier Wahl überlasse; da ich zeitig sterben will, damit Ihr desto eher zum Besitze kommen möget, so fordere ich mit Recht von Euch, daß Ihr Alles, was Ihr mir deswegen mehr schuldig seid, mit desto größerer Fürsorge und Liebe den Bewohnern dieser Länder zurückerstattet. Andere Fürsten freuen sich, daß sie ihren Söhnen das Leben gegeben haben und die Herrschaft geben werden. Ich habe diese doppelte Freude als gegenwärtig genießen und Euch durch mich sowohl regieren als leben sehen wollen. Wenige werden diesem meinem Beispiele folgen, so wie ich selbst von den ältesten Zeiten her kaum ein Beispiel dieser Art vor mir gehabt habe. Allein man wird meinen Entschluß erst loben, wenn man sehen wird, daß Ihr Euch desselben würdig erweiset. Und dieses werdet Ihr thun, wenn Ihr in der Weisheit, der Ihr bisher nachgestrebt habt, wenn Ihr in der Furcht Gottes und der katholischen Religion, den festesten Stützen und Säulen jeder Regierung, beständig und unerschütterlich beharret. Nur noch Eines habe ich hier hinzuzufügen: nämlich den allmächtigen Gott zu bitten, daß er Euch einen Sohn verleihe, welchem Ihr die Regierung abtreten könnet, aber abzutreten nicht nöthig habt."

Der Kaiser mußte aufhören, denn seine Beine vermochten ihn nicht länger zu tragen. Seine Stimme ward schwächer, die Farbe verließ seine Wangen und man sah, daß die Kräfte ihm schwanden. Alle hatten seine Worte mit angespannter Aufmerksamkeit vernommen, den Meisten rollten Thränen über die Wangen und Einige schluchzten so stark, daß selbst auch der Kaiser und seine Schwester Maria mit weinen mußten. Nur Philipp veränderte keinen Zug seines steinharten Angesichtes.

Nach einer Weile erhob sich Jakob Masius, Syndikus der Stadt Antwerpen, und sprach im Namen der Stände die Empfindungen und Gedanken derselben nach der eben vernommenen Rede aus. Er sagte, daß die Niederländer sich dem Willen ihres Fürsten unterwürfen, so schwer es ihnen auch fiele, und den Sohn des Kaisers, Philipp, den König von England, Frankreich *) und Neapel bereitwillig zu ihrem Herrn annähmen und ihm den schuldigen Gehorsam versprächen. Er bat den Kaiser inständig, seinem Sohne, ihrem Fürsten, die Wohlfahrt der Niederlande dringend ans Herz zu legen und ihn zu vermögen, daß er sie nicht verlasse, sondern bei ihnen seinen bleibenden Wohnsitz nehme. Sie alle wären dem Kaiser Dank schuldig für seine Ermahnungen, sie versprächen denselben in allen Wegen gewissenhaft nachzukommen, für Gerechtigkeit, Billigkeit und Eintracht zu sorgen und die Religion der Väter ohne alle Neuerung unverletzt und rein zu bewahren. Endlich wünschte er dem Kaiser und seiner Schwester zu ihrer Reise über das Meer nach Spanien den göttlichen Schutz.

Als Masius schwieg, erhob sich der König Philipp von seinem Sitze, warf sich vor seinem Vater auf die Kniee und bekannte sich solcher Ehren und Gnaden unwürdig; dann fuhr er fort: „weil ich es zu allen Zeiten für unkindlich und ungerecht gehalten habe, Eurem Willen, mein Vater, zu widerstreben, so würde ich wahrlich jetzt mit Recht gottlos genannt werden können, wenn ich Eurem so bestimmt hier ausgesprochenen Entschlusse noch ein Hinderniß in den Weg legte. Darum danke ich Euch, so viel ich es vermag, und übernehme nach Eurem Willen und Befehl die Herrschaft und Regierung dieser Niederlande. Mit der Hülfe Gottes will ich wachen über die Aufrechthaltung des Rechtes und der Gesetze, besonders aber über den Schutz der katholischen Religion, so daß sich Niemand mit Recht soll über mich beklagen können." Nach diesen Worten erhob sich der König wieder, wendete sich zu den Ständen der Niederlande und deren Abgeordneten und redete sie in lateinischer Sprache also an: „Ich möchte wünschen, daß ich mich der französischen Sprache so bedienen könnte, daß ich Euch selber klar und beredt auseinanderzusetzen vermöchte, welche Gesinnungen mich gegen die niederländischen

*) Wie sich von selbst versteht, nur dem Titel nach.

Provinzen und ihre Bewohner beseelen; aber da ich es weder französisch noch niederländisch thun kann, so wird der Bischof von Arras, dem ich schon früher meine Gesinnung gegen Euch offenbart habe, diese meine Stelle bei Euch vertreten. Darum bitte ich Euch, daß Ihr seine Worte aufnehmen wollet, gleich als hätte ich sie selber zu Euch geredet."

Darauf erhob sich Anton Perenot, Bischof von Arras, den die spätere Geschichte der Niederlande unter dem Namen des Cardinals Granvella kennt, und legte abermals in ausführlicher Rede die Lage der Dinge dar. Er versprach, daß der König die Niederlande mit Gerechtigkeit und Billigkeit regieren würde, und wie er schon vorher als Nachfolger seines Vaters alle ihre Rechte und Privilegien beschworen habe, so auch nun bereit sei seinen Schwur zu erneuen und jeder Provinz insbesondere ihre Rechte und Verfassung zuzusichern. — Nach ihm erhob sich Maria, die Schwester des Kaisers, und nahm Abschied von den Ständen des Landes, dessen Statthalterschaft ihr von ihrem Bruder fünfundzwanzig Jahre lang anvertraut gewesen war. Auch ihr dankte Marius im Namen der Stände für ihre bewiesene Weisheit in der Leitung der Angelegenheiten des Staates und wünschte ihr für die Reise mit ihrem kaiserlichen Bruder eine glückliche Fahrt und ferneres Wohlergehen. Damit schloß die feierliche Handlung.

Am folgenden Tage des Morgens um neun Uhr versammelten sich der König Philipp und die Stände der Niederlande auf's Neue in demselben Saale. Der König ließ sich nieder auf den Thronsessel und einer der Fürsten und Edlen nach dem andern und die Mitglieder der Stände traten vor, um ihm den Eid der Huldigung zu leisten. Also hatte die Herrschaft Karls V. in den Niederlanden ein Ende. Zwei Monate nachher berief er abermals eine noch größere und glänzendere Versammlung und entsagte vor ihr auch allen anderen Ländern und Inseln, sowohl in der alten, als der neuen Welt, und übertrug die Regierung derselben seinem Sohne Philipp II. Von allen seinen Kronen blieb Karl nur noch die römisch-deutsche Kaiserkrone. Auch diese hätte er gerne seinem Sohne Philipp hinterlassen; aber bei der Gesinnung seines Bruders, des römischen Königs Ferdinand und der Churfürsten des deutschen Reiches war dazu keine Aussicht. Also übergab er sie mit dem Scepter dem Prinzen Wilhelm von Oranien, damit dieser sie nach Deutschland brächte und den Fürsten des Reiches seine Entsagung verkünde. Ungern fügte sich Wilhelm dem Gebote und sprach in Gegenwart des Kaisers und des Königs: er habe sich vom Himmel einen besseren Auftrag gewünscht, als daß er die Krone vom Haupte seines Herrn nehmen und sie einem andern überbringen solle.

Nachdem der Kaiser sich aller Würden entkleidet hatte, überließ er seinem Sohne Philipp den Palast in Brüssel und wohnte noch bis zum August 1556 dort in einem Privathause. Als dann die Flotte ausgerüstet war, die ihn nach Spanien tragen sollte, stieg er mit seinen beiden Schwestern Eleonore und Maria in Seeland zu Schiffe und fuhr ab. Nach kurzer Fahrt landete er zu Laredo an der Küste von Biscaya. Kaum war er ausgestiegen, als sich ein heftiger Sturm erhob und das Schiff, das den Kaiser bis dahin getragen, im Hafen von Laredo selbst noch gegen einen Felsen warf, gleich als sollte es nach dieser Fahrt zu keinem Gebrauche der Menschen mehr dienen. Sobald Karl das Land berührte, warf er sich auf die Kniee, küßte den Boden und sprach: „Sei mir gegrüßt, du Erde, die unser Aller Mutter ist. Wie meine Mutter mich nackt und bloß geboren, also kehre ich zu dir zurück, befreit und los von den Bürden und Lasten des Herrscherlebens." Von Laredo reiste er auf Burgos, wo ihm, dem Machtlosen, nur wenige spanische Große zur Begrüßung entgegen kamen. Da erst fühlte Karl in Wahrheit, daß er aller Würden und aller Macht frei und ledig sei; denn nicht bloß war der Empfang ein anderer, als der ihm sonst zu Theil geworden, er selbst war außer Stande, seine Diener, die er entlassen wollte, mit Geschenken zu belohnen; denn die hunderttausend Goldkronen, die er sich zu seinem jährlichen Unterhalte bedungen hatte, wurden ihm nur säumig zugeschickt. Unmuthig brach er von Burgos auf und sein schlecht verhehlter Unwille erweckte unter seinen Begleitern mancherlei Gedanken. Aehnliche, wie diese, sollen sich auch bei seinem Sohne, dem König Philipp, geregt haben; ja man erzählt, daß einige Jahre hernach, als der Cardinal Granvella den König Philipp II. auf den Jahrestag aufmerksam gemacht habe, wo ihm sein Vater seine Besitzungen abgetreten, der König geantwortet haben solle: „So ist es auch derselbe Tag, an welchem er diese Abtretung bereut hat." Aber welche Vermuthungen auch darüber ein Jeder bei sich selber fassen möge, es fehlt uns an allen Beweisen, daß der Kaiser selbst jemals sich offen also ausgedrückt habe.

Von Burgos aus ließ sich der ehemalige Kaiser in einer Sänfte nach Valladolid tragen, wo sein Enkel, Don Karlos, Prinz von Spanien, zu ihm trat und aus dem Munde seines Großvaters Ermahnungen und Lehren zur Besserung empfing. Von dort begab er sich in die Provinz Estramadura, wo in einem anmuthigen Thale, am Fuße der Berge, die es vor kalten Winden schützen, das Hieronymiten-Kloster St. Juste erbaut ist. In dieser Einsamkeit also ging die Sage, habe sich auch einst im lusitanischen Kriege der heldenmüthige Sertorius verborgen und sei dort nicht durch die Gewalt der römischen Waffen, sondern durch die Tücke des von den Feinden erkauften Freundes gefallen. Sobald Karl einige Jahre vorher mit Ernst den Gedanken der Zurückgezogenheit von den Kämpfen und Wirren der Herrschaft erfaßt hatte, war auf seinen Befehl, nach einem von ihm selbst gebilligten Grundrisse, an diesem Kloster ein Haus für ihn erbaut worden. Es bestand aus sechs bis sieben geräumigen Zimmern, je zwanzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit, alle aber nach Art der Mönchszellen eingerichtet. Von ihnen aus blickte man und eröffnete sich ein Ausgang auf einen Garten, den eine plätschernde Quelle bewässerte, und die Citronen- und Orangenbäume boten ihre Blüthen und Früchte bis zu den Fenstern dar.

Als der Kaiser vor dieser Wohnung anlangte, wählte er von seinen sechszig Dienern, die ihn bis dahin begleitet hatten, zwölf aus, die bei ihm bleiben sollten; die Anderen entließ er nach einem benachbarten Städtchen, wo er ihnen zu weilen gebot, wenn er etwa ihrer bedürfte. Er behielt für sich nur ein Pferd, dessen Geschirr das Maß des Gewöhnlichen nicht



überstieg; denn bis auf dieses sollte Alles in seiner Umgebung zurückgebracht werden. Die Natur des alten Mannes schien sich völlig verändert zu haben; wie er die Kriege vergaß und den Lärm der Waffen, so lockte ihn auch nicht mehr das Gold und die Reichthümer, welche damals die spanischen Flotten aus den beiden Indien in kostbarer Fülle nach Europa brachten, und welche Nachrichten auch den Weg zu ihm fanden bis in seine Einsamkeit, sie schienen ihn in seiner Ruhe und in seinem Frieden nicht zu stören.

Sein Tag war also eingetheilt, daß er die eine Hälfte desselben der Stärkung seines Körpers widmete, die andere dem Gottesdienste und seiner Seele. Bald ritt er, nur von einem Diener gefolgt, die anliegenden Hügel hinan, bald pflanzte und pfropfte er im Garten, ähnlich wie es einst nach einem Leben von Kampf und Mühen und blutgieriger Verfolgung der Kaiser Diocletian gethan. Zuweilen auch beschäftigte er sich mit der Verfertigung von Uhren, deren Räder er leichter und sicherer zu stellen vermochte, als früher die des wandelbaren Geschickes und als die Meinungen der Menschen. Dabei war ihm Jannellus Turrianus behülflich, den man den Archimedes seiner Zeit nannte, und beide stellten Versuche an, ob man es vermöchte Wasser eine Höhe hinanzuleiten. Denn Turrianus beschäftigte sich damals mit dem Gedanken einer Wasserleitung für die hochgelegene Stadt Toledo, und man meint, daß er zu dem gewaltigen Werke, durch welches er später Toledo mit dem Wasser des vorbeiströmenden Tajo versorgte, nicht wenige Gedanken von dem alten Kaiser empfangen habe. So viel ist gewiß, daß von Allen, welche die Einsamkeit Karls zu St. Juste theilten, Turrianus ihm einer der liebsten Gefährten war. Doch, wenn auch der wilde Lärm des Krieges nicht mehr zu den Ohren des Kaisers drang; so ergötzte er sich selber noch allein an solchen Spielen. Auf seinem Tische stellte er Schaaren von Kriegern auf, Fußgänger und Reiterei, die er mit Hülfe mechanischer Mittel unter kriegerischer Musik einander angreifen und andere Uebungen machen ließ. Einmal auch ließ er in Gegenwart des Klosterpriors hölzerne Sperlinge von seinem Schlafzimmer ausfliegen und dahin wiederkehren und der solcher Dinge unkundige Mönch schaute in stummem Staunen diese Gaukeleien an. Auch verfertigte der Kaiser eiserne Mühlen, so klein, daß ein Mönch sie in

seinem weiten Aermel trug, und doch von solcher Kraft, daß eine derselben an einem Tage so viel mahlen konnte, als acht Menschen täglich bedurften.

Doch solche Ergötzungen des Kaisers waren im Anfang häufiger als nachher, denn allmählig stieg die Gewalt der Krankheit. Bald ward es die erste Sorge des Kaisers stets im Chore der singenden und betenden Mönche gegenwärtig zu sein; häufig las er kirchliche Schriften und unterhielt sich oft und lange über alle Dinge der Religion. Oft geißelte er sich mit einem Stricke, den nachher der König Philipp II. als mit dem Blute seines Vaters benetzt, bei sich verehrte und ihn später, kurz vor seinem Tode, seinem Sohne Philipp III. als ein ehrwürdiges Erbtheil seines Hauses hinterließ. Am Jahrestage des Todes seiner Mutter, faßte der Kaiser den sonderbaren Entschluß auch sein eigenes Leichenbegängniß noch vor seinem Tode zu feiern, und theilte diesen Gedanken seinem Beichtvater mit. Zwar fand dieser ihn seltsam und fast unerhört, doch wollte er ihn nicht mißbilligen, weil er aus frommem Beweggrunde zu erwachsen schien. Also ward die Leichenfeier vorbereitet. In der Kirche erhob sich ein Grabmal, mit einem wächsernen Bilde des Kaisers, vor demselben brannten die Lichter und in tiefes Schwarz gekleidet standen die Diener mit ihren Fackeln ringsumher, während der Klaggesang der Mönche die Gewölbe der Kirche durchhallte. Der Kaiser selber sah wehmüthig die Thränen der Seinen; denn ihnen Allen war zu Muthe, als sei es nicht Schein, sondern Wirklichkeit, was sich da begab; er vernahm die Bitten der Mönche um selige Ruhe für den Dahingegangenen und den Meßgesang des Priesters vor dem Altare. Da reichte er tief erschüttert diesem die Fackel aus seiner Hand, warf sich nieder auf die Knie, hob die Augen gen Himmel und sprach: „Herr des Lebens und des Todes, ich flehe Dich an, daß Du, wenn man statt des wächsernen Bildes meine Leiche selber hieherbringt, mich aufnehmen wollest zu Dir in die himmlische Freude, und ich bin gefaßt darauf, wenn auch es also Dir gefallen möge.“ Alle brachen in laute Klagen aus und ahnten, daß dieser Tag nicht lange mehr verziehen würde.

Und also war es; denn schon zwei Tage nach diesem Scheinbegräbniß, kaum zwei Jahre nach dem Beginne des einsamen Lebens, erfaßte den Kaiser in Folge der Erregung seines Gemüthes ein heftiges Fieber. Bald zeigten sich die Vorboten des Todes und man rief den Erzbischof von Toledo herbei, damit er ihm die Sterbsakramente reiche. Aber es war wunderbar, daß der Kaiser, der seine Lebenskraft daran gesetzt hatte die Kirchenspaltung zu verhindern und das Lutherthum zu unterdrücken, denselben Meinungen, welchen er aus dem Getümmel des Weltlebens entflohen war, auf seinem einsamen Sterbebette zu St. Juste wieder begegnete. Der Erzbischof von Toledo, Bartholomäus Miranda, wurde bald nach dem Tode des Kaisers von den Dienern des Inquisitionsgerichtes wegen des Verdachtes lutherischer Meinungen verhaftet, und dasselbe Geschick hatte Karls Prediger, Constantin de la Fuente schon früher betroffen. Jener schwor nach achtzehnjährigem Gefängnisse seine Irrthümer ab und kehrte zurück zur Lehre der Kirche, dieser starb im Gefängnisse und wurde nachher als überwiesener Ketzer im Bilde verbrannt. Aus dem Verkehr mit beiden Männern hat man schließen wollen, daß auch der Kaiser selbst im Herzen der neuen Lehre nicht fremd gewesen sei; allein es fehlen uns alle näheren Beweise und mit einem Lieblingsgedanken des Kaisers selbst Papst zu werden und die Papstwürde in seinem Hause erblich zu machen, lassen sich solche Vermuthungen wenig einen.

Also starb der Kaiser Karl V. im achtundfünfzigsten Jahre seines Lebens am 21. September 1558. Er wurde zu Granada an der Seite seiner Mutter Johanna begraben, wo auch sein Großvater und seine Großmutter ruhten. Zu seinem Gedächtniß ließ König Philipp II. zu Brüssel eine prächtige Leichenfeier veranstalten, an welcher die Edlen und Großen der Niederlande zahlreichen Antheil nahmen.

Dr. O. Klopp.

Gottes Finger.

Buchstäblich wahre russische Criminalgeschichte.

Am äußersten Ende eines Fleckens in der Nähe von Nowogorod steht das kleine Häuschen des Popen Iwan Iwanowitsch. Es ist Abend. Draussen heult der Schneesturm mit der riesigen Gewalt, die diesem gefürchteten Gast des Nordens eigen ist. Erde und Himmel scheinen vereinigt und gleichmäßig eingehüllt in die gewaltigen dichten Flockenmassen, die der eisige Nordwind durcheinander peitscht. Wehe dem armen Wanderer, den sein unglückliches Geschick in einer solchen Nacht hinausdrängt; er ist rettungslos verloren, ereilt er nicht rasch den Schirm menschlicher Wohnungen. Trotz der Behaglichkeit, welche in solchen Momenten der Kontrast der verderbenbringenden Aussenwelt mit der wohlthuend erwärmten Stube im Innern eines Hauses hervorruft, wollte doch keine Gemüthlichkeit in den Gemächern des Iwan Iwanowitsch heimisch werden.

In dem übermäßig geheizten Zimmer des Batiuschka *) sitzt vor einer düster brennenden Lampe der Herr des Hauses, das Haupt herabhängend und offenbar unerfreulichen Gedanken Raum gebend. Der dampfende Samovar hatte schon ein gut Theil seines Inhaltes gespendet, welcher, wie die halbgeleerte Rumflasche und der stiere Blick des Hausherrn verrieth, überreichlich mit dem Feuertrank gemischt worden, und doch vermochte auch dies nicht eine fröhlichere Stimmung bei dem Einsamen hervorzurufen.

Aus den ferner liegenden Stuben tönt gedämpft das Wehgeschrei eines Kindes und eine beschwichtigende Frauenstimme, einförmige Weisen murmelnd, um das leidende Wesen in den Schlaf zu singen. Vor dem Heiligenbilde in der Ecke ist eben das Lämpchen erloschen, und der noch rauchende Docht verdirbt die ohnehin trübe Atmosphäre vollends.

Die Reue hieß das nagende Gespenst, welches neben dem stillen Bewohner saß, ihm den sonst so lieben Trank verbitterte, und den Kopf mit wirren Bildern einer unerfreulichen Zukunft erfüllte. Die Folgen einer wüst verlebten Vergangenheit traten hell vor die Seele des Geängstigten.

Er hatte seine Zeit im Trunk und Spiel vergeudet, und als zu letzterem die Mittel nicht mehr ausreichten, griff der Unselige anvertraute Kirchengelder, ja was noch mehr, „Krongut“

*) Väterchen, Volksname der Popen.

an. Ein befreundeter und höher stehender Spießgeselle aus der Residenz hatte ihm auf ausserdienstlichem Wege eine Warnung zugehen lassen, daß die unwillkommene Untersuchung und im Gefolge derselben für ihn eine Zwangsreise nach Sibirien schon in den nächsten Tagen zu fürchten sei. Unter allen Auswegen, dem Uebel zu entgehen, schien Flucht der einzige zu sein, der dem Geängstigten einen Strohhalm der Rettung zeigte, und doch auch dieser unausführbar. Abgesehen von der strengen russischen Polizei, die Argusaugen für Alles hat, hielt den Gefallenen ein mächtiges Band zurück. Bei aller Verworfenheit hing er doch mit ganzer Kraft der Seele an Frau und Kind. Letzteres lag seit einer Woche schwer erkrankt; die arme Mutter ruhelos am Bette des in Fieberhitze liegenden Kleinen. Wie konnte er es wagen, dem gepeinigten, zum Tode erschöpften Weibe, diesen neuen fürchterlichen Schlag beizubringen, ihr, die von dem Verbrechen des Gatten keine Ahnung hatte, und schon von der schweren Sorge um das Leben ihres Lieblings der Verzweiflung nahe gebracht wurde!

Noch schwerer sank das Haupt des Belasteten auf die gekreuzten, auf dem Tische liegenden Arme herab, nur die schweren Athemzüge des stillen Mannes und das Picken der Uhr wurden hörbar, wenn der draußen heulende Schneesturm eine seltene Pause machte, wie erschöpft innehaltend von der rasenden Anstrengung!

Horch! pocht da nicht Jemand an's Fenster? — Nicht eher hört der für die Außenwelt Abgestorbene das Zeichen, als bis sich dies dringend zum dritten Male wiederholt.

Aus seinen wilden Träumen auffahrend, rief er gellend: „Chto tam?“ (Wer ist da?)

Eine milde weibliche Stimme antwortet:

„Um aller Heiligen willen, Batiuschka, öffnet, gönnt mir ein Obdach, soll ich diese Nacht nicht zu Grunde gehen.“

Der Pope öffnet und vor ihm steht erstarrt vor Kälte, und triefend von Schnee, eine arme Bettelnonne *), kaum noch im Stande, sich mit zitternden Gliedern aufrecht zu erhalten. Mit der jedem Russen eigenen Gastfreundschaft bietet der Priester der Halberfrorenen das schirmende Obdach, entschuldigt sein Weib, das mit der Pflege eines erkrankten Kindes beschäftigt sei, läßt das wärmende Getränk frisch aufkochen, und hört mit Spannung von der Wanderin, während diese sich mit dem Labetrunk gütlich thut, daß sie auf dem Wege nach der frommen Heimath sich befinde, ihr Gelübde sei erfüllt, sie und zwei ihrer Schwestern hätten die Pilgerfahrt vor zwei Jahren angetreten, der Herr habe ihr Werk gesegnet und dreitausend blanke Rubel seien das Resultat der frommen Pflichterfüllung gewesen, welche sie und die Ihrigen hinausgetrieben.

Den letzten Betrag, in fünfhundert Rubeln bestehend, habe sie in der letzten Stadt in Gold umgewechselt, dies trage sie bei sich, um es zum Bau des Gotteshauses nach Hause zu bringen.

Nach dieser Mittheilung nahm die Arglose einen schweren Lederbeutel aus dem Korbe und legte diesen mit der Bitte vor den Gastfreund hin, ihr die Summe bis Morgen zu bewahren, wo sie ihren Stab weiter zu setzen gedenke.

Fünfhundert Rubel! Da lag sie vor ihm, die Summe, die ihn retten konnte, vor Schmach und Verderben! Fünfhundert Rubel! Wären diese jetzt sein, so konnte er mit Ruhe entgegensehen der dräuenden Untersuchung! War es nicht, als ob die Vorsehung selbst ihm den Rettungsanker in's Haus geschickt? Niemand hat die in wilder Sturmnacht Eingekehrte in sein Haus treten sehen, wenn sie jetzt verschwände wäre der Handel gemacht und er aller Sorgen quitt und ledig!

Und so soll es sein, rief es laut in seinem Innern, während der lauernde Blick die Unglückliche umkreiste, die an seinem Heerde saß.

Schon dachte er nicht mehr daran, ob er das Verbrechen vollführen solle, sondern alle seine Gedanken klammerten sich jetzt nur an die Möglichkeit, wie dasselbe ausführbar sei.

Mit schlauer Scheinheiligkeit führte er das Opfer seines mörderischen Planes in eine ferne Kammer, ihr Ruhe empfehlend, die auch er bedürfe, da ihn seine Pflicht mit der ersten Morgenfrühe in's Haus des Herrn rufe.

Gehorsam folgte die fromme Schwester dem Gebote, und bald darauf erlosch das Licht im Gemache des Popen. Nicht so schnell als er gerechnet, konnte jedoch seine Gastin zur Ruhe kommen. Der monotone Gesang der armen Mutter und das leise Wimmern des kranken Kindes trieb die Mitleidige noch hinüber in die Stube der Erstern, um nachzusehen, ob man dort ihres Rathes, ihrer Beihülfe benöthige. Sie fand das weinende Weib trostlos und zum Tode erschöpft an der Wiege des Kleinen sitzen.

Frauenherzen verstehen sich schnell, besonders, wenn ein Unglück sie zusammenführt. Die Fremde ging der rathlosen Mutter kräftig an die Hand, ein lindernder Trank wurde bereitet und auf das dringende Zureden der braven Bettelnonne, die auf ihre eigene Müdigkeit vergessend, die Nacht am Krankenbette des Kindes zu durchwachen versprach, entschloß sich die Frau des Popen endlich einige Stunden der Ruhe zu pflegen, da sie bereits die vierte Nacht am Schmerzenslager der Kleinen durchwacht hatte und ein längeres Verweilen dort, für sie selbst gefährlich werden konnte. Sie begab sich in das für die Gastin bestimmte Kämmerlein, während diese ihren Platz an dem Bettlein des Kleinen einnahm.

Bald darauf herrschte im ganzen Hause scheinbar tiefe Ruhe, alle Lichter waren erloschen bis auf das matt flackernde Lämpchen in der Krankenstube. Es schlägt drei Uhr nach Mitternacht!

Da schleicht auf leisen Socken der Meuchelmord durch's Haus! Der Verbrecher keinen anderen Ausweg sehend, um in den ungestörten Besitz der Summe zu kommen, die nach seiner Ansicht allein ihn retten konnte, hatte den Tod des unglücklichen Wesens beschlossen, das ein tückisches Geschick vertrauungsvoll an seinen Heerd geführt.

Vorsichtig öffnet er die Kammerthüre. Tiefe Athemzüge

*) Wenn irgend eine bedeutende Ortschaft im Innern von Rußland keine eigene Kirche besitzt, so machen sich einige fromme Seelen auf und durchwandern so lange bettelnd das unermeßliche Reich, bis die Summe zum Aufbau des Gotteshauses beisammen ist. Jahrelang dauert oft eine solche mühevolle Wanderschaft, jeder erhaltene Kopek wird gewissenhaft in die Heimath gesandt, bis das gottgefällige Werk vollendet ist. Der Russe giebt bei solchen Gelegenheiten gerne und reichlich.

überzeugen ihn, daß sein Opfer fest genug schlafe, um durch seine ruchlose Hand in jenen Schlaf gesenkt zu werden, aus welchem kein Erwachen möglich ist.

Der lichtscheue Missethäter weiß im Finstern den Weg zu finden. Tappend nach dem Bette, umspannt er mit kräftiger Kralle plötzlich den Hals der Schlafenden, während seine breite Hand erstickend sich auf den Mund derselben preßt. Wenig Minuten und das Röcheln der schwach Ringenden verstummt. Die matten Hände geben den vergeblichen Versuch auf, sich der Meuchlerfäuste zu erwehren. Es ist gethan! —

Wie von Furien gepeitscht, flieht der Verbrecher aus der Kammer in seine Wohnstube zurück, wohl eine Stunde ängstlich horchend, ob kein Anzeichen seine That verrathe. Alles bleibt stumm wie das Grab! Von der Furcht geängstigt, ein Licht könnte sein Weib auf die Hausflur locken, schleicht der Bösewicht abermals in die dunkle Kammer zurück, und schleppt in athemloser Spannung die Leiche in den Keller hinab, den er sorgfältig verschließt.

Unmittelbar darauf kleidet er sich in sein Priestergewand, um den Frühgottesdienst zu verrichten.

Schon ist das Kirchlein erleuchtet, einzelne Gruppen zerstreuter Beter harren des Popen, der sich unbegreiflicher Weise heute verspätet hatte. Da schleicht dieser herein, indem er links und rechts sich dankend neigt den ehrfurchtsvollen Grüßen der frommen Schaar. Jetzt tritt er an den vom Kerzenlicht erhellten Altar; da durchzuckt ihn eine böse Mahnung des schlummernden Gewissens. Eine Bettelnonne kniet dort demüthig und gesenkten Hauptes an den Stufen. Die Kleidung derselben erinnert ihn lebhaft an die, vor kaum zwei Stunden begangene Greuelthat! Sich ermannend schreitet er vorwärts, und indem er der Knieenden gegenübersteht, erhebt diese das dunkle Auge: da stürzt der Pope nieder, wie zerschmettert vom Strahle des Weltgerichtes; die Knieende ist es selbst, die nach seiner Meinung vor einer Stunde unter seiner Faust ihr Leben ausgehaucht hatte.

„Weh mir," kreischt der Vernichtete, „was entsteigst Du Deinem Grabe, um Dich Deinem Mörder zu zeigen? Ja, ich bin ihr Mörder," schreit er seiner schreckerstarrten Umgebung zu, „ich habe sie getödtet!!"

Unter Konvulsionen windet sich der Verbrecher am Boden. Keiner der Anwesenden, selbst die fremde Bettelnonne, weiß das Räthsel zu lösen, welches für unsere Leser wohl längst keines mehr ist.

Durch die Verwechslung der Ruheplätze der beiden Frauen hatte die Vorsehung das eigene Weib des Bösewichtes in seine mörderischen Hände geliefert. Als der Kleine am Morgen ruhig entschlummerte, war die fromme Nonne leise hinausgeeilt, um in der nahen Kirche während der Frühmesse ihrer heiligen Pflicht Genüge zu thun, und zu beten für die Genesung des unschuldigen Wesens. —

Den Verbrecher ereilte die wohlverdiente Strafe! —

Die arme Pilgerin, die Gottes Hand so wunderbar beschützt, lebt jetzt noch im Krankenhaus der barmherzigen Schwestern in St. Petersburg, als die eifrigste Pflegerin und pflichtgetreueste Dienerin dieses gesegneten Ordens.

Franz Wallner.

Des kleinen Gabelfahrers Künste.

Von Ludwig Bechstein.

Tausende von Hexenprozessen liegen in den deutschen Archiven begraben; der Forscher liest sich bald an ihnen müde; die überwiegende Mehrzahl bildet ein langweiliges Einerlei, das nicht mehr anzieht, wenn bereits eine Anzahl durchlesen ward. Fast alle gütlichen, wie die durch peinliche Frage erpreßten Bekenntnisse laufen auf ein und dasselbe hinaus: Mißtaufe, Abschwören des Heilandes, Besuch der Hexentänze, Teufelsbuhlschaft, Schadenstiftung durch schwarze Pulver, wunderwenig Genuß in jeder Beziehung von dem ganzen Bündniß, und fast stets die Personen nur Frauen, Weiber. Da ist denn ein rechter Fund, der von alle diesem Allbekannten fast wenig und des Neuen recht viel enthält, hoch erquicklich, und dem Hexenprozeß geneigten Leser unmöglich vorzuenthalten. Da ist keine Folterpein mitfühlend auszustehen, da ist kein Haarzopf der Hölle des alten Rechtsschlendrians abzubinden, kein Malleus maleficorum schreckt durch seinen Aufschlag und wir hören die Ketten und Folterwerkzeuge der Carolina nicht rasseln, klirren, knirschen und seufzen, die Scheiterhaufenflammen nicht lohend rauschen. —

Wir, nämlich der geneigte Leser und der nicht minder geneigte Erzähler — befinden uns zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, als der Unsinn der Glaubenskämpfe und des Hexenglaubens beiderseits in voller Blüthe standen und eitel Blut- und Feuerfrüchte trieben — in einem reichsritterschaftlichen Dorfe des gesegneten Frankenlandes, Maßbach benamset, im heutigen königlich bayerischen Landgerichte Münnerstadt, damals, im Jahre des Herrn 1627, noch unter sächsisch=hennebergischer Landeshoheit, in der Amtsstube des sogenannten Neuenbau, welchen die reichsritterschaftliche Familie der Herren von Maßbach vor nicht allzulanger Zeit als ein Anhängsel ihres alterthümlich=räucherigen Schlosses hatte aufführen lassen. In sothaner Stube sind unterschiedliche Personen versammelt, nämlich der junge Gutsherr, der wohledle und veste Herr Philipp Christoph von Maßbach, hochdessen Frau Mutter, eine trauernde Wittib und Nikolaus Mergilet, Sohn oder naher Verwandter des werthgenannten Herrn Andreas Wergilet, kaiserlichen gekrönten Poeten, weiland Pfarrers zu Mühlfeld in Franken, gutsherrlich von Massenbachischer Diener und Amtsgerichtsschreiber, und ein armer kleiner barfüßiger Delinquent, „ungefähr 9 Jahre alt," des Namens Linhard, des idyllischen Schweinhirten Söhnlein, frisch und munter, nichts weniger als verlegen, ein nettes Kerlchen mit hellblauen blitzenden Augen, hochblondem Haar, höchst einfach in eitel Leinen gekleidet, sonst ohne alle Eitelkeit, ein Bübchen, das aussah, als habe es nie ein Wässerlein betrübt, könne solches auch gar nicht.

Die gnädige Frau Mama und hochdero ebenfalls gnädiger Herr Sohn saßen auf alten steifen Lehnsesseln, deren Sitzbretter mit gepreßtem Leder und Pferdehaaren darunter gepolstert waren, und in den Lehnen allerlei geschnitztes Laubwerk mit untermischten Engelsköpfen erblicken ließen. Der Gerichtsschreiber fühlte einen Amtmann in seiner Faust, machte sich möglichst breit, schnitzelte an seinen Federn, räusperte sich, und so er eine Brille getragen haben sollte, so ist hundert

gegen eins zu wetten, daß er selbige mit seinem schneeweißen Facinettlein säuberlich abputzte. Hierauf tunkte Herr Nikolaus Mergilet seine Feder in das schwere bleierne Tintenfaß, als welches vor ihm stand, rückte sich eine ganze Lage Papier zurecht, Protokollum auf selbigem zu führen, und hob nach einer Vermahnung, die lautere Wahrheit freiwillig zu bekennen, mildiglich an zu inquiriren: „Sage an, wie heißest Du?" —

„Linhard!" — gab der neunjährige Inculpatus zur Antwort.

„Linhard — schön — und Dein Zuname?" —

„Ich weiß nichts von Zunamen."

„Stultus! Wie Dein Vater heißt?" —

„Säuhirt!" —

Der Amtgerichtsschreiber entließ schon einen Seufzer der Ungeduld. — Die gnädige Frau führte ihr kleines zinnernes Bisambüchslein an die beträchtlich weiten Oeffnungen ihres Riechorganes und schüttelte stark mit dem Kopfe. Der Amtgerichtsschreiber fuhr fragend fort:

„Ist es wahr, daß Du die Kunst des Hexenwerks und Gabelfahrens inne hast und auch wirklich ausgeübet?" —

„Ja, das ist wahr!" —

„Wann und wo lerntest Du sothane Kunst?" —

„Vor zwei Jahren, zu Rheinfeld!" (Heute Rheinfelshof geheißen.)

„Und von wem lerntest Du selbige Kunst?"

„Vom Säuhirten zu Rheinfeld!" —

„Daß Dich! Säuhirten und kein Ende!" — Wieder fuhr die gnädige Frau mit dem Bisambüchslein an den Erker ihres Angesichts. —

„Gewiß ist es Dir von Herzen leid, solche schnöde Teufelskunst gelernt zu haben, und bereuest das aufrichtiglich?"

„Nä! — Es reut mich im Geringsten nicht, denn es ist eine gar schöne freie Kunst." —

Gelinde Schauer des Abscheues bei dem Gerichtsschreiber und den hohen Beisitzern. —

„Du hast die sogenannte Hexenschmiere oder Salbe angewendet! Woher nahmst Du dieselbige?"

„Ich habe niemals etwas genommen; ich habe die Schmiere gekauft, vom Todtengräber zu Schweinfurt, der hat welche, das Maaß zu einem Batzen." —

„Todtengräber — Schweinfurt — Maaß einen Batzen," — protokollirte der Inquirent und fragte weiter: „Woraus besteht solche Schmiere? Ist Dir solches kund geworden, so sage es offen und frei!" —

„Warum nicht? Sie wird aus Milch, ungetauften Kindern und andern Sachen, die ich nicht zu nennen weiß, gemacht." —

„Ungetauften Kindern! Schrecklich! — Wird aus solchen nicht auch noch anderes Hexenwerk bereitet?" —

„O ja! Man kann auch Pulver daraus machen, das ist sehr gut gegen die Mäus; wenn man von dem Pulver nur ein Körnlein einer Maus ins Maul giebt, so muß sie gleich sterben."

„Stultus! Wenn man die Maus erst hat, braucht man nicht sothanen Pulvers, man drückt sie todt." —

„Ja, das hilft auch, aber das Pulver ist besser." —

„Bei der Sache bleiben! Nicht auf Allotria verfallen! — Wie nun, wenn keine ungetauften Kinder zu haben sind?" —

„Dann thun es auch Jüden, die Schmiere aus ihnen zu machen, weil sie die Leute stets anschmieren!" —

„Teufelsjunge! Höllenbrand! Hast wahrhaftig den Teufel barfüßig laufen sehen! Wie viel Schmiere gewinnen denn die Teufelsbündner von solch unseligem Kindlein?" —

„Etwa ein Maaßer fünf bis sechs, ein Jud, wenn er ein großer ist, giebt mehr, der giebt unmäßig viel." —

„Wissen Dein Vater und Deine Mutter um diese Deine höllischen Künste?" —

„Freilich wohl, sie werden doch. Jedes von uns hat seinen eigenen Schmiertopf, mein Vater geht alle Tage darüber, meine Mutter hat ihren im Schrank stehen, und wo mein Topf steht, wissen die Aeltern auch." —

„Wetter auch. Punktum! Und wie wird die oftbenannte Schmiere angewendet und zeigt ihre Wirkung?" —

„Wenn ein kranker Mensch damit beschmiert wird, so wird er gesund, und wenn ein gesunder Mensch damit beschmiert wird, so wird er krank und muß sterben." —

„Wirkt selbiges Zaubermittel auch auf Thiere?" —

„O ja! Warum denn nicht? Gar gut wirkt's. Wenn ich ein Thier sterben (tödten) will, so streiche ich ihm die Nase damit und die vier Füße, so stirbt's." —

„Horribile dictu! Sage an, hast Du wirklich solcher Sünde des Thiertödtens Dich unterfangen?" —

„Erst ein einzigesmal oder zweimal. Es war vorm Jahr im Sommer. Meine Mutter nahm mich mit nach Rheinfeld, sie ging dorthin zu taglöhnern bei einem Bauer, sein Name ist Heikelmann, und jätete ihm den Krautacker. Dem Bauer war es nicht recht, daß meine Mutter mich mitbrachte, meinte, da müsse er zwei Mäuler für eins fett machen, knurrte und brummte und sah mich feindselig und mürrisch an. Dieses giftete mich, und war er mir feind, wurd' ich's ihm noch mehr, wischte in den Stall und strich seinem Pferd Maul und Nase, Füße und Schweif; davon wurde es in der Nacht unsinnig und rasete sich todt vor dem ersten Hahnenschrei. Da nun der Bauer am frühen Morgen in den Stall kam, lag das arme Aas über und über mit Schaum bedeckt elendiglich aussehend dort, und streckte alle Viere von sich, und der Bauer wollte fast ein Narr werden vor Zorn und Aerger, und fluchte alle St. Veite und Velten und Gott's Marterschändung, und schrie mehr denn einmal: Welcher Teufel, welcher Teufel hat meinen armen Gaul so schändlich gemartert? Ich schwieg fein stille und lachte in's Fäustchen! Der Teufel war ich gewesen." —

„Höllenbrut! Satansjunge!" — zürnte Herr Christoph Mergilet im eifrigsten Niederschreiben dieser seltsamlichen Bekenntnisse. — „Vollbrachtest Du solche Unthat ganz allein?" —

„Nä — es hat mir einer dabei geholfen." —

„Wer hat Dir dabei geholfen?"

„Mein Herr, der Geist! Belial!"

„Herr Jesus!" schrie entsetzt die Edelfrau und es gruselte ihr sehr. „Wie sieht der Geist aus? Wie kommt er zu Dir?"

„Scheußlich sieht er aus, und zum Fenster herein fährt

er. Er hat einen schwarzen Bart und Klumpfüße, vier Finger dick und vier Finger lang."

„Bringt er Dir oder Deinen Aeltern etwas, wenn er einfährt?"

„O ja, gestern war er da und brachte einen Eimer Firne=wein, den er zu Obereisensheim geholt. Auch bringt er jedesmal guten gelben geschlagenen Kuchen mit, den wir essen."

„Hast Du nur diesen einen Herrn oder Geist, oder deren mehrere?"

„Immer nur einen auf einmal; der ist mein fünfter. Als ich den vorigen abdankte, that der neue Reverenz gegen mich."

„Wie lange war der böse Geist zuletzt bei Euch?"

„Die letzte halbe Nacht, wir saßen beisammen und tranken, nachher hat sich mein Herr zu mir gelegt, und hat gesungen, und ist dann in der Frühe von dannen gefahren."

„Der Teufel hat gesungen! Das ist was Nagelneues!" bemerkte der edle Junker Philipp Christoph von Maßbach.

„Von dannen gefahren! Der Kopf schwindelt einem — man sollt' es nicht für möglich halten, wäre solcher Unglaube nicht gottlos und erzketzerisch!" murmelte im Schreiben Herr Mergilet, und inquirirte weiter:

„Hast Du auch Tänze besucht, und allwo?"

„O ja, auf der Zeusinge, das ist eine Trifft mit vielen Herenkringeln, und darauf ist auch ein Brunnen, aus dem hab' ich trinken müssen, da ich die Kunst lernte."

„Und wann und wie oft haben solche Tänze statt gefunden?"

„Wir haben alljährlich fünf heilige Tänze auf der Zeusinge, darunter einer auf Christtag, einer auf Ostern und einer auf Pfingsten."

„Jesus Christus!" schrie die Edelfrau; „das nennt der Höllenbrand heilige Tänze!"

„War auch Musik bei sothanen Teufelstänzen? — Und wer macht selbige?"

„Ja wohl, Musik war allemal dabei. Der Pfeifer Hans von Weipolshausen und der Pfeifer Schaafbalzer von Zell machten die Musik, aber auch noch andere, so ich nicht kenne. — Die alte Valbers Cöppin allhier zu Maßbach muß leuchten und ihre Tochter Anna putzt das Licht. Die Nasenbarb tanzt auch mit und der alte Pfützenhannes mit seinem Jungen."

„Und was genießt diese verruchte Herensippschaft bei den Tänzen?"

„Allerhand, wir essen Hirsebrei, Fleisch, Hasen= und Gänspfeffer, auch Kuchen und trinken guten Wein. Die alte Valbers Cöppin kriegt aber nur Birnmost zu trinken."

„Verstehest Du Dich auch auf Schädigen von Gras und Getreide?"

„O ja, aber ich habe diese Kunst nicht geübt, weil sie sündlich ist. Vorm Jahr haben die Milchdiebe alles umgebracht, heuer aber wird Wein und Korn gerathen."

„Wen verstehest Du unter M i l c h d i e b e n?"

„Die Herenmeister! Der alte Pfützenhannes ist so einer, der hat einen Geist, das ist der rechte arge Teufel, und hat ein kohlschwarzes Gewand an."

„Können solche gottverdammte Herenmeister auch Menschen umbringen? Und wie fangen sie das an?"

„Pfützenhannes kann es, ich kann es auch, thue es aber nicht. Man braucht nur von dem Kinderpulver eine Messerspitze voll Jemand in die Anken (den Nacken) zu werfen, so muß es sterben!"

Die Edelfrau stieß einen Schreckensschrei aus — es hatte sie plötzlich etwas von ihrem Kopfputz im Nacken gekitzelt — und fuhr entsetzt herum. Sie glaubte, es stehe einer hinter ihr und streue ihr Gift in den Nacken.

„Und glauben solche Teufelsbündner und Mordsbösewichter nicht an eine Strafe in der Ewigkeit?" fragte Herr Mergilet.

„O ja, sie glauben an die Strafe. Wenn zum Beispiel der Pfützenhannes stirbt, so muß er vor der Hölle sitzen und allzeit gautzen wie ein Hund."

Jetzt that die Edelfrau ihren Mund auf, schon lange hatte es sie gedrängt, auch zu fragen, und so fragte sie: „Wie nun, Junge, wenn Dein Herr Dir hieße, mir einen Ochsen zu sterben, wolltest Du das thun?"

„Wenn es Ihro Gnaden mir nicht ungnädig nehmen wollen, mit Verlaub, j a — ich müßte es thun, auch wenn ich nicht wollte, denn sonst würde mich mein Herr umbringen."

Unwillig schüttelte der Gerichtsschreiber den Kopf und murmelte vor sich hin: „Mulier taceat in ecclesia!" machte einen Zirkumfler unter sein Protocoll und schüttete einen ganzen Strom Streusand darauf, indem er sprach: „Gnädige Herrschaft, für heute muß es genug sein. Ich erachte, daß ein hochadeliges gutsherrliches Gerichte das heutige Protocollum nebst submissen Bericht durch einen reitenden Boten sonder Verzug an hohe Landesregierung gen Meiningen schicke, und Befehl erbitte, was in dieser hochnothpeinlichen Sache weiter vorzunehmen?"

„Thue Er solches!" sprach die Frau Wittib von Maßbach. Herr Mergilet schellte, und der Haltensfest trat ein; der edle Junker aber wandte sich zu dem Zauberjungen, und fragte: „Du wirst sicherlich wissen, wer mir mein Pferd umgebracht hat! Das gestehe gleich auf der Stelle frei und offen!"

„Pfützen=Hannsen sein Junge hat's gethan, hat dem Gaul Maul und Füße gestrichen, erst gestern hat mir mein Herr das offenbart und hat es beschworen."

„Wie schwor Dein Herr?"

„Er hat gesagt: es ist so wahr wie G o l d."

„Man führe den Buben ab, und verwahre ihn wohl!" herrschte der Gerichtsschreiber dem Frohnknecht zu, und heitern Angesichts, guten Muthes und unbefangen folgte ihm der kleine Gabelfahrer wieder in den Kerker, der sich ihm erst am Morgen dieses Tages aufgethan.

Die Dame erhob sich und seufzte: „Was man nicht Alles erlebt in dieser gottlosen, bösen, ja schrecklichen Zeit! Der Antichrist ist vor der Thüre! Ich will gehen, mich in mein Kämmerlein einschließen und das Lied beten: Vor dem Satan uns bewahr!"

„Der Pfützenhannes und sein Teufelsbub muß alsobald gefänglich eingezogen werden!" gebot der gebietende Junker. — „Das wird eine schöne Herenschmiere werden — wenn wir alle die Teufelsbündner einziehen und füttern müssen, denn d i e s e r Befehl wird kommen, das sehe ich voraus ohne Brille." Damit verließ auch der Junker die Amtsstube. Der Gerichtsschreiber erhob sich, schnaufte aus und ächzte: „Höllenarbeit das,

so ein Verhör! Macht warm, macht schwindelig — und weiter fehlt nichts, als daß zuletzt auch die gnädige Frau fragen hilft, da würde eine schöne Confusion in das Protocollum kommen. Aber warte nur, du junger Teufelsbraten, wir wollen dir deinen Scheiterhaufen auf der verrufenen Zeusinge selbst rüsten, sollst pfeifen, wo du getanzt hast. — Hab' doch schon Viele solcher Art im Verhör gehabt, aber keinen noch so jungen Höllenbrand, keinen so offen, so keck, als sei es eben gar nichts, daß seine Seele ewiglich verloren ist!"

Herr Nicolaus Mergilet schrieb seinen Bericht und sendete ihn ab. Andern Tages zur üblichen Verhörstunde erneute sich die gestrige Scene, der kleine Gabelfahrer sollte einstweilen noch mehr bekennen, die gnädige Frau wollte es — so sehr ihr schauderte und grauste, so war doch ihre Wißbegier noch stärker, als ihr Abscheu und ihre Furcht — solche Bekenntnisse waren so neu, so unerhört und seltsam, und nie war ein des Hexenwerks Bezüchtigter so bereit und willig gewesen ohne allen Zwang, ja selbst ohne Androhung der Folter zu bekennen.

Die hohen Beisitzer saßen, die Federn waren frisch gespitzt, der kleine Linhard stand vor den Schranken, und Herr Mergilet begann:

„Es ist kundbar worden, und unsre hochgnädige Herrin und Frau hat es nebst ihrem Ingesinde selbst wahrgenommen, daß im Hirtenhause zur Nachtzeit vor einigen Tagen Feuer in der Küche auf dem Heerd gebrannt und stark geplatzt hat, auch sind mehrere Thüren auf= und zugegangen. Was ist da bei euch getrieben worden?"

„Das ist vorgestern gewesen! Da ist mein Herr, der Geist, gekommen und hat ein todtes Kind mitgebracht; da haben wir ein Feuer geschürt, weil für einen großen Hafen im Ofen kein Platz vorhanden, so haben wir das Kind in dem Hafen am Feuer gekocht. Meine Mutter hat dabei gesessen und Flitterkränze zugerichtet, zur baldigen Hochzeit des Sohnes meines Herrn, des Geistes, für die Braut."

„Kränze — Geist — Sohn — Hochzeit — Braut — immer toller!" murmelte Herr Mergilet, schrieb eifrig und fragte: „Was ist Dir sonsten noch bekannt von verübten Hexenwerken und Teufelskünsten? — Das sage uns offen an!"

„Vorm Jahre arbeitete meine Mutter im Wirthshaus zu Heidenfeld, da ging es gerade wie beim Bauer zu Rheinfeld, der Wirth machte ein saures Gesicht auf mich, und wollte mir nichts zu essen geben, da haben ein Hahn, zwei Hühner und ein Schwein in das Gras beißen müssen."

„Weiter, vor fünf Jahren hat der alte Pfützenhannes unserer gnädigen Frau auf dem Neuenbau vier Kühe und fünf Ochsen gesterbet."

„Entsetzlich, unerhört!" kreischte die Herrin. „Ei, und das erfahren wir erst jetzt! Gleich lasse Er den Alten in Arrest nehmen, Amtgerichtsschreiber!"

„Sitzt schon kreuzweis an Armen und Beinen geschlossen drunten in der Hexenkeuche, meine hochgnädige Frau!" erwiederte Mergilet und wollte weiter fragen, da unterbrach die Rückkehr des am gestrigen Tage abgesandten Boten die Inquisition. Der Bote brachte ein Schreiben an die adelige Gutsherschaft, welches der Junker annahm, erbrach und dem Gerichtsschreiber zur lauten Mittheilung behändigte.

Dieser ließ den kleinen Sträfling einstweilen abführen, empfing mit gebührender Reverenz das Schreiben und erhob sich, dasselbe stehend vorzulesen. Dieses that er auch mit Uebergehung manches weitläufigen stylistischen Schnörkels in der Kürze, wie folgt:

„Edle, ehrenfeste, besonders gute Freunde! Wir haben „aus Euerm Schreiben nebst Beilage ersehen, was des Vieh„hirten auf dem Neuenbau zu Maßbach Söhnlein, ein „Knäblein von neun Jahren, gelernten Gabelfahrens und „Hexenwerkes halben freiwillig ausgesagt. Wann dann „solches sehr nachdenklich und von Nöthen sein will, des„wegen aller von dem Knaben ausgesagten Unthaten, ob „solche auch **wirklich geschehen**, auch insonderheit wegen „der Schmiere bei dem Todtengräber zu Schweinfurt, Er„kundigung eingezogen werde, — so habt Ihr die verdäch„tigen Personen, soweit dieselben unter Euerm Judicium „sitzen, zu vernehmen, auch Sorge zu tragen, daß der „Knabe im Beisein seiner Eltern und anderer von ihm an„gegebenen Personen seine Aussagen wiederhole.

„Das Alles habt Ihr getreulich niederzuschreiben, auch „über der befragten Personen Leben und Wandel Euch ver„nehmen zu lassen, damit die Sache vor einen Schöppen„stuhl gebracht werden könne; wie denn auch von Nöthen „sein will, damit desto behutsamer verfahren werden möge, „auch die nächsten Nachbarn der angegebenen Personen, so „auch die Kirchenältesten oder andere unbescholtene Leute „aus der Gemeinde über Mitwissen oder Nichtmitwissen ab„zuhören, und alle Aussagen zu notiren und dem Bericht „beizufügen — dieweil sonsten auf des Knaben Aussag „wenig zu bauen, zumal wenn er dieselbe widerrufen oder „nicht dabei bleiben sollte. Selbiger Knabe wird zuvörderst „dem Predigtamte zu untergeben, und in treuer Weise zu „unterrichten sein, was es mit seinen gelernten Künsten „auf sich habe, und wenn er doch darauf verharren sollte, „wird er mit einer derben Schulcorrection, alio verbo „Plätzer ad posteriora und ähnlichen zweckdienlichen Mitteln „zur Erkenntniß gebracht. Solches haben wir Euch als „begehrte Information nicht verhalten wollen, und seind „Euch zu freundlichen Diensten willig.

„Datum Meiningen, am 14. Februar 1627.

Canzlar und Räthe."

„Diesen Bescheid finde ich sehr vernünftig!" — nahm der Junker Philipp Christoph von Maßbach das Wort, indem er sein Tabakreibeisen und ein Tabakröllchen hervorzog, sich eine Priese abrieb, sodann der Frau Mama eine, und dem Amtgerichtsschreiber gnädiglich auch eine.

„Ich wäre nur noch auf das **eine** curieus," sprach die Edelfrau, „zu erfahren, welche absonderliche Bewandtniß es denn so eigentlich mit dem Gabelfahren habe. Darüber dürfte der Linhard doch noch in unserm Beisein ernstlich zu befragen sein; wir haben wohl schon vernommen, daß die bösen Hexen auf Besen zu ihren Tänzen fahren, aber ob mit dieser Gabel eine Ofengabel oder was sonst für eine zu verstehen, und wie sothane Sache eigentlich vor sich gehe, das wissen wir nicht."

„Wohl, da die gnädige Frau Mama befehlen, so lasse Er, Gerichtsschreiber, den Jungen noch einmal hereinholen, und befrage Er denselben über das Gabelfahren noch insbesondere in unserer Gegenwart!" gebot der Junker.

Linhard trat ein, ruhig heitern Blickes wie immer; man setzte sich wieder in die würdevolle Positur und Mergilet begann: „Du sollst uns jetzt unverholen sagen, welche Bewandtniß es mit dem Gabelfahren hat; wie diese Kunst geübet wird."

„Da müßt' ich erst meine Gabel haben und die Schmiere," erwiederte Linhard.

„Sothane schändliche corpora delicti seiend schon beihanden," versetzte Mergilet und winkte dem Gerichtsfrohn, der alsbald ein Näpfchen holte, darin eine dickliche fettige Substanz war, die nicht gut roch, weshalb die Dame eiligst und mit einem Schauer ihr Bisambüchslein zur Nase führte, der Junker, ihr Sohn aber sich abermalen eine Priese rieb und diese von dem Handrücken in seine Nase einzog.

„Ei, da ist es ja schon, wahrlich, wie *hergehext*!" rief Linhard lebhaft aus und fuhr fort: „Also merket wohl auf, edle Frau und edle großgünstige Herren! Da ich die Kunst lernte, war meine Mutter dabei, es war auf der Zeusinge, der Sauhirt von Rheinfeld war mit droben. Zehn Geister kamen auf einmal; ich wurde hin zum Brünnlein geführt und jeder Geist um den andern goß aus dem Brünnlein eine Handvoll Wasser über mich."

„Was mußtest Du dazu sagen?"

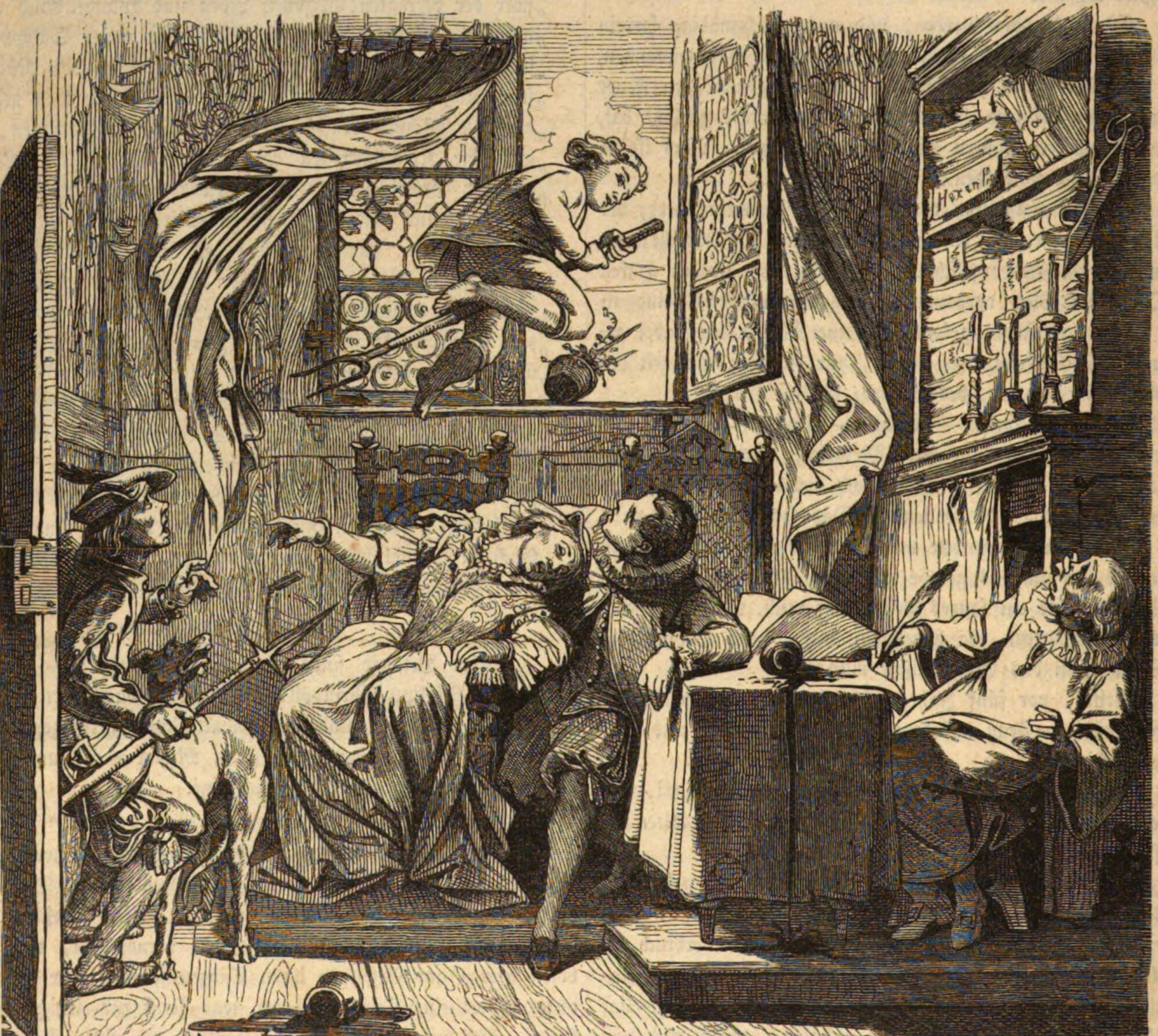
„Ich weiß nichts."

„Besinne Dich, gestehe — ganz gewiß hast Du sprechen müssen: Ich schwöre — ab — den Herrn — nun? — den Herrn Jesum Chr— ? — "

„Gar nichts habe ich sprechen müssen. Ich hab's gelernt und damit gut. Wolltet Ihr mir schreiben lehren, Herr Gerichtsschreiber, so wollt' ich *Euch* die Kunst lehren."

„Ich begehre nicht solche gottlose Kunst zu lernen, und Du hast keine Bedingnisse zu stellen, Junge! Jetzt sage an, wie die Sache beschaffen, ohne Umschweif, wie fahret Ihr?"

„Wenn wir fahren, so geht es nicht auf der Erde hin, sondern oben, und wenn wir wieder niederfallen, so fallen wir



ganz sanft auf, wie auf ein Bette. Neulich bin ich nach Birnfeld gefahren und habe dorten zwei Eimer Wein geholt."

„Wie kannst Du eine so große Last fortbringen?"

„O das geht leicht, da spannt man Katzen an. Wenn einer vierzehn Katzen anspannt, so kann er ein ganzes Fuder Wein holen; neulich habe ich ein solches Fuder aus dem Spitalkeller zu Würzburg geholt."

„Incredibile dictu! Incredibile! Zu Würzburg geholt!" murmelte Herr Mergilet.

„Ich kann auch einen Wunsch, wenn ich den laut bete, muß Jemand sterben!"

„Um Gottes und des Blutes Christi Willen, schweig still," schrie die Edelfrau. „Das ist ja ganz entsetzlich! Linhard! Du wirst doch nicht so ganz gottlos und teuflisch handeln!"— Dabei wisperte sie schreckenbleich ihrem Sohne etwas in das Ohr. „Fac finem! Domina mater mea metuit eum de sua vita!" sprach der edle Junker laut zum Gerichtsschreiber, und derselbe neigte sein Haupt zum Zeichen des Verständnisses und Gehorsams, und that seine letzten Fragen.

„Wie machtest Du es denn, wenn Du Deine noble freie Kunst übtest?"

„Ja, es ist ganz gewiß eine freie Kunst, reut mich nicht, daß ich sie lernte und Ihr müßt sie auch lernen! Ich will es Euch gleich zeigen und ich wette, wenn Ihr wieder einmal hinausreitet in den Gau, so bringt Ihr einen ganzen todten Juden mit und kocht trotz einem. Seht her! — das ist die Gabel, die hat zwei Stänglein, es thut's jeder Rechenstiel ohne die Zinken, unten müssen noch zwei Sprosseln daran sein! Und das ist die Salbe — da greift Ihr mit zwei Fingern hinein und bestreicht den Stecken durchaus, und fahrt mit der Hand über die ganze Gabel, nun setzt Ihr Euch rittlings darauf, so wie ich es jetzt mache und nun kommt die Hauptsache, merket wohl auf, der Spruch:

Gerath' es fahrt,
Daß mich Niemand gewahrt!
Niemand mich sehe,
Die rothe Spitz'!
Ich ritt, ich ritt,
Daß mich Niemand tritt,
Daß mich Niemand krehe! (kriege)"

Kaum hatte der Gabelfahrer die letzten Worte gesprochen, so erhob er sich schwebend, ein Windstoß riß das Fenster auf und in einem Nu war der Zauberbub' Allen aus den Augen.

Die gnädige Frau Mama fiel mit einem gellenden Schrei in Ohnmacht. — Der gnädige Junker stand wie ein Oelgötze und alle Glieder schlugen ihm; der Centgerichtsschreiber stürzte fast vom Sessel und schellte dem Frohn — der riß die Thür auf und starrte vor Schreck, als er den Jungen nicht mehr im Zimmer sah. Des Junkers mitgebrachter Hund zog den Schwanz ein und gauzte.

Niemals hat Jemand im heutigen Landgericht Münnerstadt, dazu Maßbach jetzt gehört, und sonst in dieser Gegend den kleinen Gabelfahrer wieder gesehen und sind daher auch Acta über ihn weiter nicht vorhanden.

Zum steinernen Kreuz.

Friede und Einigkeit zwischen zwei bei einander wohnenden Volksstämmen, von denen der eine dem andern in irgend einer Beziehung überlegen ist, gehören zu den Dingen, die wohl selten auf unsrer Erde getroffen werden. So haben sich in Böhmen die Tschechen und die Deutschen von allem Anfang her nicht dazu entschließen können in Frieden, noch weniger aber in Freundschaft zu leben. Sie feindeten einander fortwährend an, und im elften Jahrhundert kam es zwischen ihnen sogar so weit, daß die Deutschen aus dem Lande gejagt wurden; aber eben so plötzlich stockte Handel und Wandel, alle Gewerbe lagen danieder, und weil man hierdurch zu dem Einsehen gelangte, daß man nicht gut ohne sie leben könne, berief man sie nach Böhmen zurück und begünstigte sie mehr noch als vorher. Von da an erhielt das deutsche Element, obschon es sich noch in der Minderzahl befand, ein nicht unbedeutendes Uebergewicht. Tracht und Sprache der Slaven wurde allmälig vom Hofe aus verdrängt; die erstere verschwand bald völlig. Immer mehr Deutsche kamen auf Veranlassung der Fürsten in das Böhmerland; die königliche Leibgarde zählte keinen einzigen Tschechen und Handel und Gewerbe ruhten fast allein in den Händen der Deutschen. Des größten Ansehens zu jener frühen Zeit erfreuten sie sich unter der Regierung Kaiser Karl des Vierten, dem Böhmen so viel verdankt; er übertrug ihnen, zum großen Aerger der trägen, unwissenden Slaven, die einflußreichsten Stellen und die höchsten Würden in den Städten, und fuhr in seinem segensreichen Bemühen, das Wohl seiner Unterthanen zu befördern, bis an sein Ende fort. Freilich konnte er nicht die Zuversicht mit in sein Grab nehmen, daß sein Sohn und Nachfolger Wenzel, in seinem Geiste fortwirken werde.

Mit wildem Ingrimm nahmen die Tschechen ihre Zurücksetzung auf, mit mißgünstigen Blicken sahen sie, wie die fremden Eindringlinge bevorzugt wurden, sie rasch überflügelten und Reichthum und Einfluß erlangten. Unter Karl's Scepter hatten sie keine offenen Feindseligkeiten gewagt; da jedoch der zum Herrschen wenig taugliche Wenzel den Thron bestieg, loderte auch der lange verhaltene Haß der Slaven zu helleren Flammen empor, und statt wie bisher sich damit zu begnügen, die Deutschen zu verleumden oder ihnen sonst irgend einen boshaften Streich zu spielen, sobald sich ein Anlaß hiezu bot, strebten sie jetzt mit vereinten Kräften danach, sie aus ihren Stellungen zu verdrängen und ihr wohlerworbenes Gut zu schmälern. Und fast stets geschah dies ungestraft, denn Wenzel war ein noch junger Mann, der über seinen Zerstreuungen und Ausschweifungen nur zu gern die ernsteren Geschäfte des Regierens vernachlässigte und das Schwert der Gerechtigkeit nur nach Laune und Willkür handhabte.

Im Jahre 1386, und während der Grimm der Tschechen gegen ihre intelligenteren deutschen Landesbewohner zur vollsten Glut entbrannt war, stand einer dieser Letzteren an der Spitze der Verwaltung der Altstadt Prag. Georg Schwerhammer war ein Mann, der Allen als ein Muster aufgestellt werden konnte; sein Leben war fleckenlos und sein Wandel vorwurfsfrei, seinem Weibe war er ein treuliebender, sorgsamer Gatte und seinen Kindern ein gütiger Vater; den schweren Pflichten

seines Amtes unterzog er sich mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, und selbst seine Gegner mußten anerkennen, daß es nur Wenige seines Gleichen gebe. Gleichwohl wurde auch er, wie alle übrigen Deutschen, von den Böhmen unablässig verleumdet und geschmäht, und wenn dies auch nicht den Frieden seines häuslichen Glückes störte, so verbitterten doch die fortgesetzten Feindseligkeiten der Widersacher sein Leben und erschwerten sein Wirken zum Wohle der Bürgerschaft.

Seit Wenzel's Regierungsantritt war es den Tschechen gelungen, sämmtliche deutsche Rathsherrn, bis auf Einen außer Schwerhammer, aus dem Senate zu vertreiben. Man war mit diesem Erfolge nicht befriedigt; man gedachte allen Ernstes daran, auch des Bürgermeisters Sturz herbeizuführen; allein, es war schwer ihm beizukommen, da er ihnen auch nicht den geringsten Grund zu einer begründeten Klage bot. So versuchten seine Feinde denn, indem sie auf eine geeignete Gelegenheit warteten, ihm wenigstens seine Stellung dadurch zu verleiden, daß sie sein beschwerliches Amt durch allerhand Ränke noch mühevoller und unerträglicher machten.

Es war ein fruchtloses Bemühen und eine eitle Hoffnung, mit welcher sich die Tschechen geschmeichelt hatten, Schwerhammer werde, ermüdet von seinen Anstrengungen zur Abwehr gegnerischer Angriffe und Plackereien, seine Bürgermeisterwürde aus eignem Antriebe in die Hände des Königs zurückgeben. Allen zum Trotz und mit ungeschwächtem Eifer verwendete er seine Kräfte für das Gemeinwohl, bis ein Ereigniß eintrat, das, wie unbedeutend es auch war, seinen Feinden eine unerwartete, aber Allen willkommene Gelegenheit gab, den Bürgermeister zu stürzen und so den Deutschen einen empfindlichen Schlag zu versetzen.

Schwerhammer kehrte eines Vormittags, nach einer ziemlich stürmischen Rathssitzung, in seine Behausung zurück, als eben sein Weib im Begriff stand, ihr jüngstes Kind zu baden. Noch aufgeregt von dem eben beendeten Zwiste, begrüßte er Gattin und Kind nur flüchtig, legte im Wohnzimmer sein Oberkleid ab und begab sich unverweilt in sein Arbeitszimmer, um mit seinen Gedanken allein zu sein oder seinen Unmuth durch neue Thätigkeit zu verscheuchen. Indessen begann das Kind gewaltig zu schreien und weder Bitten noch Liebkosungen vermochten heute seine Abneigung gegen das Wasser zu beschwichtigen. Die Mutter, welche fürchtete, daß der Lärm den Vater im Nebenzimmer störe, glaubte ihm durch irgend ein Spielwerk Einhalt thun zu können; aber vergebens schaute sie umher; es zeigte sich ihren Blicken im ganzen Zimmer kein Gegenstand, der dem kleinen Schreihals als Beruhigungsmittel gedient haben würde. Im vollen Eifer, des Kindes Aufmerksamkeit durch irgend etwas zu fesseln und so die Ruhe wieder herzustellen, ergriff sie das Nächste, was sich ihren Augen bot, — das Gewand des Gatten, durchforschte die Taschen und zog aus einer derselben das glänzende Metallsiegel der Stadt. Ohne etwas Arges zu denken und nicht fürchtend, daß dem Petschaft ein Schaden geschehen könne, reichte sie es dem Kleinen zum Spielen, und der gewünschte Erfolg blieb nicht aus. Nachdem indeß das Reinigungsgeschäft beendigt und das Kind aus dem Wasser genommen worden war, wurde undankbarerweise von Schwerhammer's Gattin des Petschafts mit keiner Silbe mehr gedacht; sie hatte nicht einmal beachtet, daß es der kleinen Hand während des Badens entfallen war, und auch die Dienstmagd, welche bald nachher das Gefäß auf die Straße ausleerte, bemerkte nicht, daß es dort liegen blieb.

Dieser Unfall, den weder Sorglosigkeit noch Nachlässigkeit von Seiten des Bürgermeisters herbeiführte noch verschuldete, war bestimmt, die Ursache seines Verderbens zu werden.

Der Zufall, vielleicht auch Schwerhammer's Unstern, wollte, daß, nachdem schon Viele im Laufe des Tages die Straße entlang gegangen waren, ohne daß die Blicke Eines von ihnen von dem kleinen glänzenden Gegenstande angezogen wurden, ein tschechischer Gewandschneider, ein ganz besonderer Feind des Bürgermeisters, im Gespräche mit einem seiner Genossen an der Straße stehen blieb und dicht vor seinen Füßen das schimmernde Ding liegen sah. Er hob es auf, besichtigte es sorgfältig und erkannte darin das Siegel der Stadt. Von dem boshaften Gedanken erfreut, dem Feinde einen Streich spielen zu können, eilte er spornstreichs nach dem Rathskeller und verlangte den Stadtwirth Jakob Wölflin, der zugleich eine der einflußreichsten der böhmischen Magistratspersonen war, zu sprechen, damit er sich bei diesem über die Anwendung seines Fundes Raths erhole. Wölflin gerieth in noch größere Aufregung als der Finder selbst; er ließ sich das Petschaft einhändigen und versprach dem Gewandschneider ihn zufrieden zu stellen, gebot ihm jedoch das tiefste Geheimniß.

Im Besitz eines der erbittertsten Gegner aller Deutschen und eines persönlichen Feindes des Bürgermeisters, mußte das Petschaft zum verderblichsten Werkzeug der Rache gegen den ahnungslosen Schwerhammer werden. Andere als solche Pläne wogten auch in der That in diesem Augenblicke nicht in der Brust des tückischen Tschechen. Noch in derselben Stunde sandte er seinen Knecht zu den gleichgesinnten Kollegen und ließ sie zu einer Versammlung in der Frühe des andern Morgens auffordern, ohne ihnen Ursache und Zweck derselben mitzutheilen, denn er fürchtete seine Absichten durch eine solche Unvorsichtigkeit zu vereiteln; der Schlag, der den verhaßten Gegner vernichten mußte, sollte plötzlich kommen und Alle überraschen.

Während der unheilvolle Sturm sich drohend um Schwerhammer's Haupt zusammenzog, saß dieser nichtsahnend im Kreise seiner Familie, sprach mit der Gattin von den Angelegenheiten des kommenden Tages und tändelte abwechselnd mit den Kindern. Die Beschwerden der verflossenen Stunden fanden in seinem Gedächtniß, und die Aergernisse in seinem Herzen keine bleibende Stätte; aller Groll war von ihm gewichen, sobald er sein Studierzimmer verließ, um die Mußezeit des Abends seiner Familie zu widmen. Dann hielt er sich für einen glücklichen Mann. Der Bedauernswerthe ließ sich nicht träumen, welche plötzliche Wendung sein Schicksal in den nächsten vierundzwanzig Stunden nehmen würde!

Gehorsam der so geheimnißvoll an sie ergangenen Aufforderung, und ungeduldig in Erwartung, welche Botschaft ihrer harre, kamen die Rathsherren am andern Morgen im Sitzungssaale zusammen. Wölflin war bereits anwesend und da Keiner der Geladenen mehr fehlte, erhob er sich von seinem Platze und verkündete den Anwesenden mit Triumph in Blick und Geberde, der Tag sei endlich angebrochen, der sie von dem

lästigen Joche des Deutschen befreien werde. Ehe er noch auf den eigentlichen Gegenstand einging, schilderte er, um die Gemüther seiner böhmischen Kollegen noch mehr zu erhitzen, in maßlosen Ausdrücken die Herrschsucht und Anmaßung der Fremden, ihr Streben, die Nationalität der Tschechen völlig auszurotten, und die Ungerechtigkeit ihrer Bevorzugung. Sämmtliche Anwesende, mit Ausnahme des einzigen Deutschen, dessen Berufung Wölflin nicht unterlassen, damit der Schein von Gerechtigkeit wenigstens einigermaßen bewahrt werde, riefen dem Redner laut ihren Beifall zu, und der für die Vorrechte seines Volkes glühende Stadtwirth fuhr ermuthigt in seinen Schmähungen fort. Sobald er gewahrte, wie der größte Theil der Zuhörer seine rachesüchtige Stimmung theilte, berichtete er den Vorfall des vergangenen Tages und ergoß sich in den bittersten und heftigsten Worten über den unverantwortlichen Leichtsinn des deutschen Stadtoberhauptes, den er gegen seine bessere Ueberzeugung anschuldigte, ebenso willkürlich und ungerecht gegen die böhmischen Bürger, wie nachlässig in der Wahrung der städtischen Gerechtsame, und sorglos mit den Insignien des Magistrats zu verfahren.

Der einzelnstehende Deutsche konnte seinen Unwillen über diese unverdienten Schmähungen nicht zurückhalten; er unterbrach Wölflin und machte einen Versuch seine Stimme zur Vertheidigung Schwerhammers zu erheben. Die erhitzten Tschechen ließen ihn nicht zu Worte kommen; man schrie und lärmte, und der Deutsche sank entmuthigt auf seinen Sessel zurück. Wölflin fuhr auf's Neue in seiner Rede fort und forderte in noch heftigerem Tone die Versammelten zur strengen, unnachsichtlichen Strafe des verbrecherischen Bürgermeisters auf.

Wie es sich unter solchen Umständen kaum anders hatte erwarten lassen, ergriffen die haßglühenden Senatoren voll Eifer diesen schon seit lange herbeigewünschten Anlaß, den deutschen Herrn seiner Macht zu berauben, und ohne Zögern berathschlagten sie über die Art der Strafe. Der deutsche Rathsherr, dessen Namen die Geschichte nicht aufbewahrt hat, hielt die nun beginnende Verhandlung gegen alles Recht und Billigkeit, und da er sich ihr nicht anschließen mochte, und auch zu schwach war, das drohende Uebel durch die Kraft seiner Rede zu verhindern, so stand er eben im Begriff, sich aus dem Kollegium zu entfernen; allein die mißtrauischen Böhmen hielten ihn mit Gewalt zurück und zwangen ihn ein Zeuge der Gerichtssitzung zu werden, die seinen Freund verdammte, ehe dieser selbst noch das ihm zur Last gelegte Vergehen kannte.

Schwerhammer's Entsetzung vom Amte war ein Vorschlag, der die unbedenkliche Billigung Aller erhielt, von der großen Mehrzahl aber als völlig überflüssig betrachtet wurde, indem das vorliegende Verbrechen eine weit strengere Bestrafung erheische. Wölflin forderte die Todesstrafe als einzige Sühne desselben. Lärmender Beifall unterstützte seinen Vorschlag; sobald indeß die Ruhe zurückgekehrt war, erhoben sich kopfschüttelnd einige ältere und bedächtigere tschechische Rathsherrn und ließen ihre Stimmen gegen einen solchen Beschluß vernehmen. Sie fanden es bedenklich, einen Mann zu verurtheilen, bevor dieser sich noch hatte rechtfertigen oder vertheidigen können, ja, bevor man ihm noch sein Vergehen vorgehalten. Sie suchten ihren Vorstellungen dadurch Nachdruck zu verleihen, daß sie ihren Kollegen zu bedenken gaben, wie nicht sie, sondern der König Schwerhammer eingesetzt habe, und daß demnach Wenzel und nicht einer Rathsversammlung das Recht zustehe, ihn von seinem Amte zu entfernen und noch weniger den Stab über ihn zu brechen.

Die Einwürfe dieser Einzelnen wurden mit Unwillen vernommen und die Warnung vor den Folgen verächtlich spottend zurückgewiesen; das mißbilligende Geschrei der großen Mehrzahl übertäubte endlich die wohlgemeinten Einwendungen der Gemäßigtsten. Man wollte Blut haben für die lange Unterdrückung; man verlangte nach dem Haupte des Bürgermeisters; nur dieses allein war im Stande, sie mit den bisherigen Zurücksetzungen zu versöhnen. Und so vereinigte man sich noch in derselben Stunde zu einem Urtheil, das aller Gerechtigkeit und Billigkeit Hohn sprach — man verdammte Schwerhammer zum Tode durch die Hand des Nachrichters.

Es war zu jener Zeit nichts Seltenes die Vollstreckung dem Ausspruche auf dem Fuße folgen zu lassen. Und jetzt eben glaubte man Eile nöthig zu haben. Wie leicht konnten sich nicht bei längerem Zaudern die Deutschen zu Gunsten ihres Landsmannes erheben; es war nichts gewisser, als daß von ihrer Seite ein Versuch gemacht werden würde, die Ausführung eines für sie Alle so verderblichen Urtheils zu verhindern. Es war vorauszusehen, daß Wenzel, sobald die Sache zu seinen Ohren kam, die Bestrafung des nachlässigen Bürgermeisters selbst übernehmen würde und man hielt sich überzeugt, daß bei der Gunst, in welcher die Deutschen vor Wenzels Augen standen, Schwerhammer sogar in seinem Amte gelassen werde. War das Urtheil vollzogen, so hofften die Böhmen Einfluß genug zu besitzen, um eine strenge Ahndung von ihren Häuptern abzulenken.

Alsbald sandte man zwei Boten aus, den einen nach der Wohnung Georg Schwerhammer's, den andern nach Wenzel's Gevatter, den Scharfrichter, um Beide aufzufordern, sich ungesäumt auf das Rathhaus zu verfügen. Der Erstere, in der Meinung, daß ein wichtiger, unvorhergesehener Gegenstand zur Berathung vorliege, gehorchte der Weisung augenblicklich. Er erstaunte den Saal bereits mit sämmtlichen Magistratspersonen angefüllt zu finden; noch mehr aber überraschte ihn der Anblick aller dieser aufgeregten Gesichter. Man ließ ihm keine Zeit nach der Ursache des Aufrufs zu fragen, Jakob Wölflin stürzte mit glühendem Antlitz auf ihn zu und forderte das Stadtsiegel zu sehen.

„Gemach, Herr Stadtwirth, was ficht Euch an, so barsch zu mir zu reden? — Habe ich mich je des Vertrauens unwürdig bewiesen, womit mich unser königlicher Herr beehrt, daß Ihr ein so seltsames Begehren an mich stellt! Ich könnte mich fürwahr geneigt fühlen, Euch zu trotzen, wenn anders ich es angemessen und geziemend für meine Würde hielte. Ist indeß der Grund Eurer Aufregung kein anderer, als daß Ihr fürchtet, ich sei ein schlechter Hüter meiner Pflicht, so mögt Ihr Euch immerhin beruhigen; ich werde recht gern Eure Neugier befriedigen, wenn es nur Neugier sein sollte, die Euch diese heftigen Worte in den Mund legt. Doch halte ich es wohl für nöthig, bevor ich Euer befremdliches Verlangen bewillige, es möchten Eure Kollegen den gleichen Wunsch hegen.

Sagt mir also Ihr Herren, ob auch Ihr befürchtet, das Gemeinsiegel werde in meinen Händen gemißbraucht?!"

„Das Siegel! das Siegel! Zeigt uns das Siegel der Stadt! Wir wollen das Stadtsiegel sehen!" schrieen Alle wild durch einander und sie drängten sich ungestüm um ihr Oberhaupt.

Schwerhammer gerieth bei diesem betäubenden Tumult beinahe außer Fassung. Sein reines Bewußtsein gab ihm seine Ruhe schnell zurück, und in der Ueberzeugung, die stürmische Menge im nächsten Augenblicke beschwichtigen zu können, griff er in die Tasche, in welcher er das metallene Petschaft zu verwahren pflegte — es war nicht vorhanden! Er durchsuchte alle Taschen seines Gewandes — vergebens! Auf seinem Gesicht malten sich Verlegenheit und Bestürzung.

„Man muß es mir gestohlen haben!" rief er in der ersten Ueberraschung; dann fügte er bedächtiger hinzu: „Ohne Zweifel habe ich es daheim auf meinem Schreibtische liegen lassen; geduldet Euch Ihr Herren, ich werde Euch in Kurzem überzeugen, wie ungerecht das Mißtrauen ist, daß Ihr so plötzlich auf mich werft."

Der Bürgermeister entfernte sich und die höhnischen Blicke der Tschechen folgten ihm; man wußte ja nur zu gut, wie erfolglos sein Gang sein werde.

Noch war der bedauernswürdige Schwerhammer kaum in seine Wohnung zurückgekehrt, als auch sämmtliche Magistratspersonen aufbrachen und denselben Weg einschlugen, der nach dessen Hause führte. Wenzel's Gevatter folgte ihnen — man hatte ihm bereits seine Weisungen ertheilt.

Mittlerweile durchsuchte der Bürgermeister sein ganzes Zimmer — kein Winkel im ganzen Hause blieb undurchforscht — von dem Petschaft war keine Spur zu entdecken. Seine Bestürzung vermehrte sich von Minute zu Minute. Endlich entschloß er sich, wiewohl mit beängstigtem Herzen, den Gang nach dem Rathhause wieder anzutreten, um den Senatoren die Fruchtlosigkeit seines Suchens mitzutheilen. Eben, da er die Hausthür öffnete, gewahrte er, daß man ihm den Weg erspart: der ganze Magistrat hatte sich vor dem Hause aufgestellt. Wie ein Blitz durchschoß ihn jetzt erst der Gedanke, man habe ein abgekartetes Spiel mit ihm gespielt und da er des Henkers Scharlachmantel sah, ahnte er sein Schicksal. Man vergönnte ihm nicht, sich zu vertheidigen; Wölflin, der sich auch jetzt wieder zum Wortführer aufwarf, verkündete ihm sein Urtheil. Alle Protestationen, alle Versuche sich zu rechtfertigen, prallten an den harten, haßerfüllten Herzen der Tschechen wirkungslos ab. Schwerhammer ergab sich jetzt seinem Schicksal; er bat nur noch um Aufschub, um von seiner Familie Abschied nehmen zu können. Die Bitte ward von den Rachedürstenden zurückgewiesen. Die Rathsherren bildeten schweigend einen Kreis und auf einen Wink Wölflin's trat der Henker vor, riß dem erbleichenden Schwerhammer das Gewand vom Leibe und die Krause vom Halse, und ehe noch der Unglückliche Zeit gehabt, auf seinen Knieen ein letztes Gebet gen Himmel zu schicken, färbte sein edles Blut den Boden.

Diese Bluthat, im Namen des Gesetzes vollzogen, geschah an derselben Stelle, auf welcher etwa zwei Decennien später Huß seine begeisterten Predigten zu halten pflegte — eine Straßenecke, unfern der St. Martinskirche, gegenüber dem Hause des Herzogs von Burgund.

Der Leichnam des unglücklichen Opfers eines wilden Nationalhasses erhielt seine Ruhestätte dicht an der Mauer des St. Martinkirchhofes. Drei Tage später wurde auf der Stelle, die sein Blut tränkte, ein steinernes Kreuz errichtet; darum wird auch noch heute das Haus auf diesem Platze „Zum steinernen Kreuz" genannt.

Die Tschechen triumphirten, sie hatten für den Augenblick ihren Zweck erreicht; die Deutschen waren bestürzt, sie zitterten, daß auch sie die Wuth der Feinde treffen würde. Und, wird man fragen, welche Strafe hatte König Wenzel für diesen Eingriff in seine Rechte? Er muß just übel gegen die Deutschen gestimmt gewesen sein oder die Lust der Jagd nahm vielleicht seine Zeit und Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch, um ihn ernstlich daran denken zu lassen, die Mörder im Namen der Gerechtigkeit zur Rechenschaft zu ziehen. Die Geschichte berichtet nichts davon. Er scheint indeß einigen Groll gegen die Prager Herren gehegt zu haben, der möglicherweise seinen Ursprung in der vorerwähnten Begebenheit besaß. Als sich der Fürst bald nachher in Geldverlegenheit befand, lud er die Prager Rathsherren zu sich zur Tafel. Während man guter Dinge zechte und schmauste, trat plötzlich der Scharfrichter mit seiner Waffe in das Zimmer. „Warte ein wenig, lieber Gevatter," redete ihn Wenzel an, „nach der Tafel wirst Du Arbeit erhalten." Die Geladenen waren über das, was ihnen bevorstand nicht im Zweifel, unzählige Beispiele hatten sie von der Willkürherrschaft des Königs belehrt, sie fielen vor ihm auf die Knie und willigten in ihrer Herzensangst in Alles, was er von ihnen forderte.

Der Haß der Böhmen gegen die Deutschen war durch Schwerhammer's Hinmordung nicht gestillt; kam er auch in der nächsten Zeit nicht weiter zu einem offenen Ausbruche, so gährte er doch insgeheim fort; und da die Kämpfe ihren Anfang nahmen, welche die Geschichte unter dem Namen des Hussitenkrieges kennt, hielten es die argverfolgten Deutschen für angemessen, das ungastliche böhmische Land zu verlassen. Ein großer Theil kehrte zwar nach hergestelltem Frieden dorthin zurück, litt aber unter dem Drucke der herrschenden slavischen Utraquisten nicht wenig. Einer spätern Zeit blieb es vorbehalten, die Schärfe des Hasses abzustumpfen: der Protestantismus vereinigte sie zu gemeinsamem Handeln wider die Gegner zu Rom. Nach und nach verwischte der gleiche Schutz der Gesetze und gegenseitige Familienverbindungen den ursprünglichen, unversöhnlichen Groll immer mehr, bis sie endlich friedlich neben einander lebten; wenn schon noch heutigen Tages der echte Tscheche den echten Deutschen immer haßt und verachtet.

Emil Dietze.

Max Joseph in Lambach.

„So wollen des Königs Majestät wirklich in höchsteigener Person bei mir übernachten?" fragte der dicke Wirth „zum goldenen Straußen" in Lambach wohl zum zehnten Mal einen Courier, der reisefertig auf der Schwelle stand. „Hab ich's nicht wie vielemal schon gesagt? Haltet Alles bereit, wie ich's

anbefohlen habe," entgegnete der Reiter, bestieg sein Pferd und jagte davon. Lange sah der Straußenwirth ihm nach, als aber das letzte Staubwölkchen verschwunden war, schnalzte er mit den Fingern und warf seine Kappe bis an die Decke der Hausflur. „Zu guter Stunde kommt mir ein Goldfisch ins Netz, er soll gute Bewirthung finden, weiche Betten, aber zahlen muß er auch gut, zahlen soll er" — bei diesen Worten verbarg er, wie der Vogel Strauß seinen Kopf ins Gebüsch versteckt, um nicht gesehen zu werden, sein Gesicht in sein Kapperl, damit ihn Niemand höre; dann traf er Anstalten in Haus, Hof, Küch' und Keller, seinen hohen Gast nach Würden zu empfangen. Das Gelungenste erschien Herrn Krampelmeier (so hieß der Wirth) der mächtige Blumenkranz zu sein, den er seinem Strauß über dem Thor um den Hals gehangen hatte, um damit „wie durch die Blumensprache bildlich anzuzeigen, welche Ehre seinem Hause widerfahren sei," sagte er.

Am Abend, da sich seine Stammgäste versammelten, erzählte er Jedem einzeln, daß Seine Majestät Max Joseph von Bayern auf seiner Reise zum Wiener Congresse bei ihm übernachten werde, wobei er nie unterließ, auf das Wohl seines allergnädigsten Landesherrn ein Glas zu leeren, bis er „zur Vorfeier dieses Festtages stattlich illuminirt war," wie seine Gäste sagten. Zuletzt kam sein intimster Kundmann, der Förster Fichtel, der, bei der abermaligen Meldung des hohen Besuches von Seiten Krampelmeiers, zu diesem sagte:

„Ihr alter Blechkopf, habt wirklich mehr Glück als Verstand," und sich dann auf seinen gewöhnlichen Platz am Ofen setzte.

„Das wollen wir denn erst abwarten, Freund Fichtel," lachte verschmitzt der Straußenwirth, der bis spät nach Mitternacht auf die glückliche Ankunft des Königs Glas und Flaschen leerte.

Am andern Morgen aber stand er in seinen Feierkleidern, die goldgestickte Haube auf dem linken Ohr, vor der Hausthür des Straußen, der ihm, nach seiner Berechnung, bald ein goldnes Ei legen sollte. Gar vielemal legte er seine rechte Hand an die Augenbrauen, um nach der Gegend zu schauen, woher die königliche Kutsche sichtbar werden mußte, dann rannte er in die Küche, in den Hof, in die Zimmer, wischte Gläser und Teller nochmals ab, zupfte die Vorhänge zurecht und überlegte seine wohlgesetzte Anrede an den König. Beim leisesten Geräusch aber sprang er vor die Hausthür. War seine Hoffnung abermals getäuscht worden, so ging er an sein Wandschränklein, sich durch einen Schluck Magenwasser neuen Muth einzuflößen. Endlich um die zweite Stunde verkündete eine Staubwolke dem Straußenwirth den heranziehenden Goldregen. Nochmals wurde Alles gemustert, dann empfing Herr



Krampelmeier den königlichen Gast an seinem Thor mit schon in Rechnung gebrachten allerunterthänigsten Kratzfüßen und führte Max Joseph nebst Gefolge in stets gebogener Haltung die Treppe hinauf in die Prunkzimmer, wo das Mittagsessen eingenommen wurde. Jetzt erst besann sich der Straußenwirth, daß er seine Anrede vergessen hatte.

Nach Tische machte der König einen Spaziergang und kehrte am Abend zurück, um sich zeitig zur Ruhe zu begeben, da am andern Morgen die Reise bei Zeiten fortgesetzt werden sollte. Der Straußenwirth saß in der Unterstube in seinem braunledernen Lehnstuhl, beschäftigt, seinen gewöhnlichen Abendrausch zu bewirken. Da trat der Kammerfourier Boshard in's Zimmer, um, wie er sagte, die königliche Zeche zu berichtigen. Sogleich sprang Krampelmeier in die Höhe, als wolle er sich vertheidigen und sagte, sich verbeugend, obwohl mit rauher Stimme, die er durch ein erzwungenes Lächeln zu dämpfen suchte:

„1500 Gulden grad' aus, gnädiger Herr Kammerfourier, sind für sothane königliche Bewirthung gewiß nicht im Geringsten zu viel, zumalen mein ganzes Haus und Alles was mein ist, zu der gnädigen Majestät und Höchstdero hohem Gefolge zweckdienlicher Bereitschaft gestellet war und annoch ist. — Ew. Gnaden selber werden nicht umhin können zu sagen" —

„Wie viel verlangt er?“ fuhr ihn Boshard an; „seid Ihr voll oder toll? 1500 Gulden? Da würden mich Seine königliche Majestät schön ansehen, brächte ich eine so unverschämte Forderung in Rechnung.

„Bei Allem, was menschlich und christlich ist,“ antwortete der sich aufs neue verbeugende Wirth, „ich kann die Rechnung nicht billiger stellen, ohne mir, meiner Familie, meiner Wirthschaft zu schaden. Ich habe Alles aufgewendet; mein Aufwand muß mir vergütet werden, meine Mühe will ich gern als unterthänigsten Dienst veranschlagen. Man weiß, daß Seine Majestät gütig und gnädig sind, aber freilich die ihn umgebenden Herren Diener sind, in welchem Interesse will ich nicht untersuchen, etwas genauer gegen arme Leute“ —

„Schweigt, elender Rührlöffel! Sogleich werde ich den König von Eurer unverschämten Forderung in Kenntniß setzen. Wir wollen doch sehen, vier Menschen, essen, schlafen 1500 fl.! Das geht über allen Verstand bis über die Hutschnur.“ Mit diesen Worten verließ Boshard das Gastzimmer, indem er die Thüre dröhnend hinter sich in's Schloß warf. Da aber Max schon schlief, mußte der Kammerfourier seinen Zorn bei sich übernachten lassen.

Am andern Morgen stand der König eben am Fenster und sah die zu Markte ziehenden Bauersleute mit gar vergnügtem Gesicht am Gasthofe vorübergehen, ja es schien fast, als hätte er eine Thräne zerdrückt, als Boshard eintrat. Der König, der immer guter Laune, weil er immer bedacht war, Gutes zu thun, drehte sich rasch herum und fragte freundlich: „Nun, was bringst Du Gutes, Boshard?“

„Ew. Majestät,“ meldete dieser mit stummer Reverenz, „der unverschämte, mit Euer Majestät Erlaubniß, Strauchdieb — wollt' ich sagen Straußenwirth, verlangt für Mahlzeit und Nachtquartier, „grad' aus,“ wie er sagt, nicht mehr als 1500 Gulden.“

Max lachte, legte die Hände auf den Rücken und nickte gegen Boshard:

„Zahl' sie ihm.“

„Aber die Forderung, Majestät, ist zu übertrieben, er prellt ja über alle Maßen schreckbar — “

„Zahl' sie ihm. Ich habe gut in seinem Hause geschlafen,“ sagte Max und winkte ihm, zu gehen.

Krampelmeier erhielt sein Geld. „Sehen Euer Gnaden, der König bleibt der König. Empfehle mich und glückliche Reise, Herr Kammerfourier,“ sprach er mit fast herablassender Miene und begab sich an's Thor, dem König sein Kompliment zu machen. Der aber schritt lächelnd an Krampelmeier vorüber und sagte ziemlich laut:

„Adieu, mein Theurer!“

Als die Wagen davon rollten, brummte der Straußenwirth in den Bart:

„Nun, einmal und nicht wieder!“ und begab sich zu seinem Wandschranke.

Als nach einiger Zeit Max Joseph wieder von Wien zurückreiste, befahl er abermals in den goldenen Straußen einzukehren, obgleich Boshard sich alle Mühe gab, seinen Herrn davon abzubringen, indem er die theure Zeche in Erwähnung brachte, aber es blieb dabei. Alles war im Gasthofe „zum goldenen Straußen“ wie auf der Hinreise fein und sauber, Speise und Trank in Ueberfluß und der Wirth von der ausgesuchtesten Zuvorkommenheit.

„Diesmal kostet es noch mehr!“ dachte Boshard, und ermahnte das übrige Gefolge, tüchtig einzuhauen, der Kerl lasse sich unerhört bezahlen, darum müsse man ihm zum Tort im Essen und Trinken ein Uebriges thun. Als der König schon lange zur Ruhe war, saß der treue Kammerfourier noch immer bei der Flasche und aß wenigstens alle Viertelstunden. Wie groß aber war sein Erstaunen, als am andern Morgen Krampelmeier, um die Zeche befragt, mit bescheidenem Tone erwiederte:

„Seine Majestät mit allerhöchst Dero Gefolge schulden mir Nichts!“

Boshard, der sich fast schämte, so viel umsonst gegessen zu haben, sagte mit etwas hochfahrendem Wesen:

„Ei! der goldene Straußenwirth von Lambach bildet sich wohl gar ein, er könne die Majestät traktiren, oder wie einen salva venia Handwerksburschen aus purem Mitleid umsonst über Nacht beherbergen? He, Krampelmeier?

„Ein Wort, wie tausend,“ sagte der Wirth, sich verbeugend, „für diesmal kostet es Nichts!“

Abermals rathlos, lief Boshard zum König, der das Erstaunen seines Kammerfouriers theilte und Krampelmeier vor sich zu bringen befahl. Dieser erschien in demüthiger Stellung an der Thüre und wagte nicht aufzusehen.

„Was bekommst Du für Mahlzeit und Nachtquartier von uns, was haben meine Leute verzehrt? Wie viel ist getrunken worden?“ fragte der König mit einem Seitenblick auf Boshard. „Was macht Summa Summarum unsere Zeche?“

„Zu Euer Majestät allergnädigsten Befehl,“ stammelte der Wirth fast weinend, „Nichts — gar Nichts.“

„Nun seht mir diesen Krampelmeier!“ lachte der König, dann aber einen ernsten Ton annehmend, ließ er den Straußenwirth also an:

„Du wirst Dich hüten, mich durch Dein sonderbares Betragen in Erstaunen setzten zu wollen; für dergleichen Narrenpossen danke ich, Herr Straußenwirth. Darum saget von der Leber weg, welches Bewenden es mit Eurer wohlangebrachten Prellerei und übel angewandten Freigebigkeit hat?“

Da fiel der Wirth dem König zu Füßen, der ihn aber freundlich sogleich wieder aufhob. Durch diese Huld bis zu Thränen gerührt, stammelte der Straußenwirth:

„Als Euer Majestät neulich nach Wien reisten — und meinem Dache die Gnade allerhöchst Ihrer Einkehr schenkten — ich war damals, mit Eurer Majestät allergnädigster Erlaubniß, bis über die Ohren in Schulden und Elend — da war ich durch ein Räuschel so frei, 1500 Gulden für königliche Herberge zu fordern. Die Angst, daß mein Häusl, mein gutes Weibl und meine Kinder, mein Geschäft zu Grunde gehen sollten und daß ich am Ende im Elend verkäme — das war's. Mit 1500 Gulden war ich ein neuer Adam, ehe er sündigte, darum war ich so hochfahrend, obgleich mir's Herz im Leibe

bebte, und verlangte mehr als die Halbscheid zu viel. Meine Rettung, Euer Majestät, kam von Dero allerhöchster Gnädigkeit und wenn mein allergnädigster König nicht Gnade vor Recht gehen läßt, so muß ich noch herauszahlen, mit allergnädigster Permission. So ist's und —"

Der König Max, dem die Erzählung des Straußenwirthes gar wohl gefallen hatte, winkte, daß er schweigen solle, blieb mit auf dem Rücken gekreuzten Händen inmitten des Zimmers stehen und sagte:

„Es freut mich, Krampelmeier, daß ich Dir geholfen habe. Du siehst aber ein, daß ich von keinem Gastwirth ein Nachtlager geschenkt nehmen kann. Einmal ist keinmal! sagt das Sprichwort, darum will ich Dir, Dich über Deine Ohren herauszuheben, nochmals 1500 Gulden für meine Zeche auszahlen lassen. Aber eine Bedingung, schnüre mir meine Bayern nicht!"

Waldemar Schier.

Ein Ausflug zum Ortler.

In der schönen Herbstzeit fühlt sich der Naturfreund gewöhnlich mit wunderbarer Sehnsucht nach dem Süden — nach den Gebirgen hingezogen; Alles scheint ihm zu sagen: „In die Berge mußt du nun ziehen, in den Bergen ist es fein." Mit dem letztern kleinen Wörtchen versteht der deutsche Alpländer aber nicht nur das Sanfte, Zarte in der Naturbildung, sondern es ist bei ihm der Gesammtbegriff von allen dem, was ihn anspricht und erfreut, folglich auch das Erhabene, Kraftgewaltige in der Natur. Wenn man nun so einen Ausflug dahin machen will, ist es gut, wenn man sich zuvor irgend ein Reiseziel oder einen Drehpunkt setzt, sei es nun eine Stadt, ein See, ein großer Wasserfall oder auch ein bedeutender Berg, von wo aus dann die Rückreise angetreten werden kann. Diesesmal war es der Ortler oder die Ortlesspitze, der höchste Berg der rhätischen oder tyrolischen Alpen, dessen nähere Bekanntschaft wir machen wollten. Keiner von den Gletschern des ganzen Alpengebietes ist auch besser und bequemer dazu geeignet, denn über seinen eisigen Rücken führt sogar eine Straße und wo noch vor Kurzem der Bären wilde Wohnung war, da klingt jetzt das Posthorn durch die reinen Gletscherlüfte. Was in Savoyen der Montblanc, in der Schweiz die Jungfrau, das ist in Tyrol der Ortler und seine erhabene Naturbildung steht obigen Bergesfürsten keineswegs nach. Wenn er auch sein eisumpanzertes Haupt nicht so kühn und isolirt erhebt, so ist doch seine Gletscherumgebung um so anziehender und Alles an ihm trägt den Charakter einer bescheidenen Größe, was sich mehr oder minder in ganz Tyrol zum Gegensatz der Schweiz ausspricht.

München ist wohl der geeignetste Platz, von wo aus so ein Ausflug in die Alpen zu machen, denn diese kunstgewandte Hauptstadt liegt ja selber schon an ihrem Fuße und die Berge schauen täglich so traulich und einladend darauf hin und scheinen in jener schönen Zeit den Münchnern zu sagen: Ihr macht mich mit euren Pinseln recht wacker nach, wie Meisterin Natur könnt ihr's aber doch noch lange nicht und meine frischen und stärkenden Lüfte könnt ihr doch nicht athmen, mein duftend Grün nicht schauen, meiner Gletscher erhabenes Rollen nicht hören. Darum also entfernt euch einmal von eurem Alltagsleben und zieht herein zu unserm Bergesland und wenn es sein kann, zu unserm König — dem Ortler. Die Entfernung dahin ist auch nicht so gar weit, kaum 40 Meilen, die, je nach dem Bedürfniß der Reisenden, in kurzer Zeit zurückgelegt werden können. Auch ist der vorgesteckte Zielpunkt es nicht allein, was den sinnigen Wanderer anziehen kann, sondern er bekommt auch noch auf dem Wege alles Interessante zu schauen, was an reizender und großartiger Bildung die Natur zu geben vermag, und auch noch dazu so reich mit der Romantik der Vorzeit übergossen ist; anmuthige oder melancholische Seen, ein majestätischer Strom, schauerliche Pässe und Klausen mit ihren historischen Erinnerungen, romantische Burgen und Klöster, tosende Wasserfälle, liebliche und großartige Thäler, allüberall von den interessantesten Bergformen überragt. Darum also auf zum Zuge in's Land der Berge.

Hat man von München aus einmal den langweiligen Forstenrieder Park im Rücken, so wird die Gegend schon freundlicher, abwechselnder in Wald und Flur auf dem bis zu den Voralpen hinziehenden Hügellande. Bald hat man auch das ansehliche Starnberg mit malerischem Schloß und einem Theile des Würmsees vor sich liegen. Von einem Dampfschiff aufgenommen, fährt man dann immer, die anmuthigen Ufer dieses Sees vor Augen habend, rasch nach Seeshaupt, seinem südlichen Ende, wo man den ersehnten Bergen schon ziemlich nahe gerückt und schon bei hellem Wetter Tannenwald, Matten und Fels unterscheiden kann, und des Schneefeldes Glanz sichtbar wird. Das Geheimnißvolle, das früher in duftigen Schleier Gehüllte liegt jetzt schon mehr zu Tage und ist zu einer deutlicheren Gebirgslandschaft geworden. Von Seeshaupt fährt man auf einer schlechten Straße nach dem Städtchen Weilheim, wo man wieder auf die Hauptpoststraße gelangt. Von dort aus geht es über den Peißenberg, dessen vielbesuchter Höhepunkt eine sehr umfassende Aussicht bietet, nach der Station Peiting und so fort in südlicher Richtung den Bergen immer näher kommend, nach Steingaden, wo in einem ehemaligen Kloster noch so manches Interessante aus der Zeit der Welfen zu sehen ist. Ausserhalb dieses Ortes wird dem Reisenden bei jedem Schritt immer behaglicher zu Muthe. Bald ist man auch bei Trauchgau auf einer sanften Anhöhe, wo schon ein ausgedehnteres Panorama des felsgekrönten Gebirgszuges, vom hohen Säuling überragt, sich aufthut und schon auf grünen Matten die Senn- und Heuhütten sichtbar werden; so fortfahrend zeigt sich auch bald das weltberühmte Schloß oder die Königsburg Hohenschwangau, dessen erster Eindruck eben nicht so großartig, wie sich vielleicht die Meisten es erwarten werden; allein dieß ist ganz erklärlich, es steht am Fuße kolossaler, 5 — 6000 Fuß hoher Berge. Vor solchen Größen schwindet Alles, was der Mensch zu bauen vermag, und würde man hier auch die Pyramiden herstellen, so würden sie eben so wenig imponiren.

Je mehr man sich jedoch dem Gebäude nähert, desto mehr verlieren sich dem Auge die unwillkührlichen Vergleichungen und das Innere spricht dann erst recht deutlich aus, was der königliche Bauherr eigentlich gewollt. In der

That, die Lage des Schlosses ist vortrefflich, denn wenn sie auch die Berge nicht beherrscht, so ist dieses doch der Fall über ein anderes großes Gaugebiet mit seinen stillen schönen Hochlandsseen.

Die Burg Schwangau soll ursprünglich auf die Stelle eines alten Römerwartthurmes erbaut worden sein. Später war es ein beliebter Ruhesitz der mächtigen Welfen oder Guelfen, eines berühmten, aus Italien stammenden Fürstengeschlechtes. Es kam aber nach und nach so in Verfall, daß vor unserer Zeit nur einige düstere Trümmer zu schauen waren, bis er erst vor Kurzem durch den hohen Sinn des jetzigen Königs von Bayern, Maximilian II., auf alterthümliche Weise hergestellt wurde. Spricht sich schon von Aussen der ehrwürdige Geschmack der Vorzeit auf sehr sinnige Weise überall aus, so ist dieses um so mehr in seinem Innern der Fall, wo wir durch alterthümliche Zierden und uralte an die Wand hingestellte Gemälde in die Vergangenheit der Ritterzeit verzaubert werden, in der so manches Große geschehen, so viel Sinn für edle Rittersitte herrschte, und zartes Frauenlob, Minnesang und Waidmannslust das Leben schmückte. Kurz Alles was das Gebiet des Raumes erlaubte und was die Kunst mit ihrer geistigen Sprache aus dem Leben zu bilden und zu beseelen vermag, dies Alles ist hier geschehen.

Auf der neuen Königsstraße längs des Alpsees gelangt man von Schwangau bald an die tyrolische Grenze, dann bergab nach dem Dorfe Pinswang und so fort nach dem Markte Reute. Von diesem ansehnlichen Orte aus ist es gut, wenn man die Hauptstraße etwas verläßt und den kleinen Umweg über den imposanten Steubiwasserfall und den melancholischen Plansee zu Fuße einschlägt; reich belohnt von schönen Naturgenüssen, kann man dann bei Breitenwang wieder die alte Straße erreichen. Während man nun immer im Thale fortzuziehen glaubt, befindet man sich bald auf der hydrographisch merkwürdigen Flußscheide zwischen dem Lech und der Loisach. Auf diesem Plateau erblickt man dann im südlichen Hintergrunde eine sonderbar in die Luft eingehüllte Felsengestalt, kommt man nun aber dem Dorfe Lermos näher und ist diese Gestalt entschleiert, so steht die wohlbekannte Zugspitze, Wetterstein genannt, vor Augen, das kahl aufsteigende Haupt über 7000 Fuß über den Beschauungspunkt erhebend, ein großartiger Anblick, welcher besonders dem nie in die Berge Gekommenen schon großen Respekt einflößt und überhaupt die Gegend von Lermos zu einer der interessantesten macht.

Von dort zieht die Straße — vom Dorfe Bieberwier an — lange ($1\frac{1}{2}$ Stunde) immer aufwärts, an einem kleinen See vorüber, auf den sogenannten „Fern," einem kleinen Weiler, 4106 Fuß über dem Meere gelegen. Der Charakter der Gegend, stets von Nadelholz bewachsen, wird hier sehr düster und unwirthlich, hat aber dabei viel ursprüngliches Gepräge, von mehreren wilden Gewässern durchtost. Bald führt die Straße wieder abwärts und man erblickt auf einmal tief unten einen zweiten kleinen See mit smaragdgrünen Wasserspielungen; auf einem felsigen Vorsprung desselben ragt die Ruine Sigmundsburg mit allem Zauber romantischer Einsamkeit hervor; rechts von ihr führt unsere immer mehr abführende Straße durch den Paß Fernstein. Der Eindruck der durchzogenen einsamen Gegend, dem sich dieses romantische Landschaftsbild anreiht, wirkt zauberhaft auf das Gemüth des Wanderers; schon der große Göthe und Kotzebue auf ihren Reisen nach Rom waren hochbegeistert von diesem Eingang in's eigentliche Tyrol; letzterer nennt den Fern „Esprit de la nature," Tiedge diesen Uebergang „ein einzig erhabenes Epos." Daß es einer solchen Gegend — selbst jetzt noch, an Märchen, Sagen von Seejungfern, grauen Fischern und Drachen nicht fehlt, läßt sich denken. Eine der schönsten ist die von der Fernjungfrau, die ganz mit dem Ossian'schen Charakter der Gegend harmonirt. In alter grauer Zeit soll nämlich dieser Sage nach die Gegend freundlicher gewesen sein und im stillen Frieden lebten deren Bewohner, bis fremde Ritter kamen und sich im See eine stattliche Burg erbauten. Nun war auch der Friede zerstört, Jagdruf und Rüdengebell hallte durch die Wälder; der wilde Troß zertrat die Saaten und verscheute die Fische; selbst die jungen schönen Bewohnerinen waren nicht mehr sicher vor diesen vornehmen Herren. So wurde eine, Namens Hekla, die schönste Jungfrau des Thales, geraubt und in die Burg geschleppt. Ihr Geliebter, ein junger Fischer, von wüthender Eifersucht und Rache ergriffen, holte sie aber einmal von der Gartenmauer weg, warf sie in seinen Kahn, und stürzte sich dann in der Mitte des Sees mit ihr in die Wellen. — Wenn nun jetzt, besonders zur Herbstzeit, die Strahlen der Sonne mit dem Nebel kämpfen, läßt sich manchmal im See die Lichtgestalt einer Jungfrau sehen, die von einer grauen Fischergestalt verfolgt wird. Die Thalbewohner freuen sich aber darüber und sagen: „jetzt gibt's schön Wetter, s'Seejungferl is heraus!" und eine so angenehme Witterungserscheinung wollen wir Jedem wünschen, der diese überaus interessante Ferngegend zu durchziehen bekommt.

Ueber Nassereut, das ziemlich freundliche Gurglthal durchschreitend und an den Ruinen Tarenz und Starkenburg vorüber, erreicht man hierauf den ansehnlichen Markt und Kreisamtssitz Imst und bald nachher, bei dem besuchten Wirthshause Brennbüchel, erblickt man zuerst den Inn, Tyrols größten Fluß, der aber hier seines stürmischen Laufes wegen noch nicht schiffbar. Entlang dieses Flusses durch die Dörfer Mils und Zams, eine Brücke überschreitend, gelangt man nach Landeck, eines der größten Dörfer des Landes, wo schon üppige, beinahe schweizerische Bewirthung ist, die man besonders in den Zechen spürt. Von hier zieht unsere Straße, bald mehr bald minder aufwärts führend, immer rechts des Inns fort, bis man die berühmte Pontlazbrücke erreicht, welche an's andere Ufer und zum Dorfe Prutz führt. Diese Gegend ist militärisch sehr wichtig durch die Kriegsvorfälle in den Jahren 1703 und 1809, wo hier viele Bayern und Franzosen durch herabgelassene Felsentrümmer, Steine und Holzblöcke den Tod fanden, dafür aber auch jedesmal die umliegenden Dörfer in Asche gelegt wurden. Bei Prutz überschreitet die Straße wieder eine Brücke und führt dann über die Poststation Ried nach dem Weiler Tosens, wo abermals eine Brücke. Die Gegend im engen Felsenthale ist aber hier wenig bevölkert, hingegen oben auf dem Mittelgebirge ist dieses besser der Fall, denn dort liegen die ansehnlichen Dörfer, Ladis,

mit guter Badeanstalt, dann das Dorf Flis und die uralte Pfarrei Serfaus, welche aber alle nur mit Saumpfaden verbunden sind.

Unten im Thale gelangt man hernach von Tosens nach Pfunds, wo wieder eine Poststation, und das bis in die Oetzthaler=Ferner hinaufziehende Naburschelthal einmündet. Das Thal wird nun immer enger und schauerlich zieht manchmal die in Felsen gesprengte Straße dahin, bis man endlich den berühmten Paß Finstermünz erreicht, dessen Lage und groteske Umgebung seines Gleichen in der Welt sucht. Hier ist wieder eine Brücke und rechts oben erreicht man dann eine vorgebaute Citadelle, welche die ganze Gegend so bestreichen kann, daß wohl keine feindliche Maus hier durchdringen kann. Auf dem andern Ufer baut man jetzt durch Felsen, oft 600 Fuß hoch oben, eine neue bei drei Stunden lange Kunststraße, um auf bequemere Weise nach dem nächsten großen Dorfe, Gerichts= und Postsitz Nauders, zu gelangen, welches auch mit einem alterthümlichen großen Schlosse, der Naudersburg, geziert ist. Da man von Finstermünz bis hierher immer aufwärts ziehen muß, so ist es leicht erklärlich, daß dieser Ort schon ziemlich hoch liegt, was wirklich auch schon bei 4000 Fuß über dem Meere macht. Bei dem Dorfe Reschen befindet man sich schon auf jenem öden Hochplateau, wo durch einen See, den Reschensee, der Etschfluß entspringt. Ueber das Pfarrdorf Graun gelangt man auf dieser Hochthalebene, deren höchster Punkt, die Flußscheide von Inn und Etsch, 4500 Fuß über dem Meere liegt, welche aber links und rechts doch noch von kolossalen Bergzügen überragt ist, zu zwei neuen Seen, dazwischen liegt das Dorf und Post Heide, dessen Namen sie führen; links von dort steht die kleine Ruine Montepaur. Hier ist man eigentlich auf der Malser Haide angelangt, eine rauhe unfreundliche Strecke. Reich entschädigt wird man aber durch einen Anblick gegen Süden, denn zum erstenmal erblickt man nun von hier aus den ersehnten Zielpunkt, den Ortler, der von da nur noch 4 Meilen entfernt, aber gewöhnlich sein Haupt doch noch in sehr mystisches Dunkel hüllt. Diesen Anblick lange im Auge, geht die alte Straße nun geraume Zeit abwärts, der jugendlich sprudelnden Etsch entlang, die hier eigentlich einen stundenlangen Wasserfall bildet, durch das malerische Dorf Burgeis, wo auf einem Berge das große Kloster Marienberg sichtbar, und endlich zu dem großen Markte Mals; gleich daneben bemerkt man das alterthümliche Städtchen Glurns, beide liegen schon im sogenannten Vintschgauthale. Eine neue Straße windet sich mit großem Zickzack etwas mehr links nach Mals.

Hat man dann das Pfarrdorf Schluderns im Rücken, so kommt man bald in dem hier freundlichern und bewachseneren Thalgrund zur Spontinibrücke, welche über die Etsch führt, die hier schon den Namen eines Flusses verdient, die Gegend aber früher, ehevor sie regulirt wurde, oftmals Verheerungen aussetzte. Bei dieser Brücke, welche 2769 Fuß über dem Meere liegt, beginnt eigentlich die berühmte Wormser- oder Stilfserjoch=Straße, die uns nun näher zum Ziele führen soll. Die von dort in einer halben Stunde zu erreichende erste Poststation ist das Dorf Prad. Zu Fuße kann man von Mals aus auch über Glurns und Lichtenberg hierher gelangen. Von da aus geht es nun auf der gut gebauten, stets 16 Fuß breiten Straße immer sachte aufwärts; rechts oben auf den Bergesabhängen erblickt man das einem Schwalbennest vergleichbare und oft von Lawinen heimgesuchte Dorf Stilfs, und überschreitet dann bald eine Brücke, von wo im engen Thale die Straße über den Suldenbach nach Gomagoi, einer Mauthstation und Wirthshaus führt. Von hier steigt sie nun die Krümmungen des Trafoibaches hinan und überschreitet ihn viermal auf schönen steinernen Brücken, bis man zur nächsten Poststation, dem Orte Trafoi (tres fontes) gelangt, wo auch eine kleine Kapelle steht, in welcher manchmal die Alpenhirten zum Gottesdienste sich versammeln. Hier ist die Luft schon etwas frisch, wie man dort sagt, die Vegetation wird spärlicher, denn man befindet sich schon 5000 Fuß über dem Meere und über 2000 Fuß über den Etschgrund erhaben. Die Aussicht in dem engen Thale war bisher immer sehr beschränkt, desto überraschender und ergreifender ist sie aber bei Trafoi, wenn man von dort die Straße in südlicher Richtung wandelt, denn das Gletschergebiet des Ortler vom Zufalljoch bis zum Umbrail, thut sich plötzlich mit aller seiner großartigen Herrlichkeit auf. Ein weit ausgedehntes mystisches Chaos von Schnee- und Eisfeldern, in furchtbaren Zerklüftungen tief in's Thal hinunter gähnend, wird sichtbar, auf dessen östlichster und höchster Ausdehnung vom Suldner=Ferner her, dort — am Ende der Welt — eine pyramidale Spitze sich 12,561 Fuß über das Meer erhebt. Es ist der Ortler, mit all seiner ernsten, majestätischen Pracht:

Dort ragt er empor, vom Aar nur umkreist,
Von der Gemse in Angst nur erklettert,
Wenn donnernd sich ihm die Lawine entreißt,
Die verheerend in's Thal niederschmettert;
Dort steht er, der Ortler, der riesige Greis,
Die Krone von Felsen, das Stirnband von Eis,
Ein König der rhätischen Alpen!

In einem glänzenden Halbkreis umgeben diesen Gletscherfürsten als Trabanten ebenso eisumpanzert noch viele andere Spitzen von mäßigerer Höhe, so links der Taboretta, die Königspitze und der Monte cristallo, alle ihre Lawinenabstürze weit in's Trafoithal zu unsern Füßen herunter sendend; in rein südlicher Richtung fällt hier besonders der Madatsch, ein schwarzer, ganz frei anstrebender Felsenkegel in die Augen, über welchen gewöhnlich Wasser herunter tröpfelt, weßwegen er auch deutsch der „Schwitzer" heißt. Um dieses großartige Gletscherrevier noch mehr in der Nähe kennen zu lernen, ist es gut, wenn man sich von Trafoi aus in's Thal zu einem Kirchlein und einer Quelle, „den drei Brunnen," hinunter verfügt. Hier bemerkt man erst recht die ungeheure Gebirgswelt, die tiefen Schluchten, vom unheimlichen Tosen der Gewässer durchtönt; die grotesken Bildungen riesenhafter Krystallisationen herabgestürzter Lawinen; das donnerähnliche Rollen im Innern der unbegreiflichen Eiswelt übersteigt die kühnste Phantasie.

Seit die neue Straße gebaut, ist Trafoi der geeignetste Platz, von wo aus die Spitze des Ortlers bei einer solchen Gletscherfahrt zu besteigen ist. Da dieses aber mit vielen Umständen, Zeit und großen Kosten verbunden, so geben wir

eine genaue Erzählung einer solchen Besteigung, die von dem Ingenieur Schubelka in Begleitung des ersten Besteigers des Ortlers, Pichler, genannt Josele, eines Gemsenjägers aus Passeyer, mit noch drei anderen Jägern aus Vintschgau 1826 ausgeführt wurde und zugleich auf die vielen Gefahren aufmerksam machen soll, die mit einer solchen Expedition verbunden sind; 1834 bestieg den Ortler auch der kühne Professor Thurwieser.

„Nachdem alles dazu Erforderliche, Stricke, Eisenstangen, Ringe, Instrumente und Nahrungsmittel für wenigstens zwei Tage vorbereitet waren, brachen wir von Trafoi nach einem frugalen Mittagsmahle, unter den Segenswünschen des Wirthes und einiger andern biedern Aelpler am Sonntag den 20. August um $11^1/_2$ Uhr Mittags bei hellem Wetter von obigem Orte auf und erreichten, dem Trafoibach aufwärts folgend, in einer halben Stunde das genannte, isolirt im Thale stehende Wallfahrtskirchlein zu den drei Brunnen. Nachdem wir hier die Steigeisen angeschnallt, begannen wir uns links zu wenden, und nach einigen hundert Schritten standen wir bereits schon auf dem schmutzigen Schnee der Lawinenstürze. Nun zog sich unser Weg im Bette einer Lawine schon ziemlich steil aufwärts. Den bereits überhängenden Schnee, der mit jedem Augenblicke einen Herabsturz befürchten ließ, im Angesicht, hielten wir uns, so viel es nur immer möglich war, längst den Felsenwänden, welche das Schneebett einfaßten, und gelangten um 3 Uhr auf eine Matte zu einer verfallenen, aus Baumstämmen zusammengelegten Schäferhütte, die aber seit längerer Zeit der Gefahren halber, denen hier das Vieh ausgesetzt ist troß der hier noch von Lawinen verschonten ergiebigen Alpenweide verlassen stand.

Die Krummholzregion war nun beinahe zu Ende und unter dem würzigen Dufte der in den herrlichsten Farben prangenden Alpenkräuter schlugen wir unser Nachtlager auf, da weiter oben es nicht thunlich war, im Freien die Nacht zuzubringen. Rasch war das Feuer angezündet und der Rauch wirbelte rein in die Höhe, das herrlichste Wetter verkündigend. Die Luft war warm und unter den Zubereitungen zum Abendmahle und Ausscheidung mancher Sachen, die nicht gerade unbedingt zur Ersteigung nöthig waren, deßwegen, um nicht mit zu vielem Gepäck beladen zu sein, hier zurück gelassen wurden, verstrich der vom Monde freundlich beschienene Abend, was auch noch durch interessante Erzählungen meiner Begleiter, besonders aus dem Leben der Gemsen und Bären, in deren Revier wir uns nun schon bald befanden, gewürzt wurde. Auch wußte Josele — der Passeyrer — gar viel von Fernjungfrauen und seligen Fräuleins, die sich manchmal sehen lassen, zu erzählen.

Die guten Aelpler machten mir dabei eine Art von Lagerstätte zurecht; ich hüllte mich in meinen Mantel und sank bald in Morpheus Arme. Des Morgens um 3 Uhr geweckt, wurde das Frühstück eingenommen, und als wir um 4 Uhr aufbrachen, krachten die Ferner wie losgebrannte Kanonen; ich äußerte darüber einige Furcht und meinte auch, daß dieses vielleicht schlechtes Wetter bedeuten möge; meine Führer trösteten mich aber damit, daß wir den Gipfel wohl eher erreichen würden. Wir vertheilten also rasch das Gepäck und ich ließ sogar auf ihr Zureden meinen treuen Mantel zurück. Nun gingen wir noch eine Viertelstunde auf Gräsern und Moosen fort, indem wir stets bergan stiegen; da kamen wir plötzlich mit einer kleinen Wendung links zu einem Felsenkamm, den sogenannten „Riffeln," der sich nur einige Klafter über unsern Standpunkt erhob. Längs desselben führte der Weg über das Gerölle fort und hier ist die erste Gelegenheit, wo man seine Schwindelfestigkeit erproben kann. Das Thal liegt hier ungefähr gegen 5000 Fuß über dem Meere, der Kamm dürfte aber schon sich 6000 — 7000 Fuß erheben und von ihm bis in's Thal hinunter geht eine schief geneigte Fläche, auf der nur wenig Vegetation mehr zu sehen. Jeder Tritt erweckt nun in dem Wanderer den Gedanken des Hinabstürzens, der Fuß findet keinen rechten Halt mehr, das Gerölle, über das man fort will, weicht mit Gepolter hinunterstürzend; wir mußten uns mit den Händen am Felsenkamme anklammern, weil auch die Steigeisen wichen; mit Schweiß bedeckt erreichten wir endlich nach $1^1/_2$ Stunden das erste ziemlich ausgebreitete Schneefeld. Bei jedem Schritt, den wir hier weiter gelangten, entwickelten sich zwar immer neue Schönheiten der einsamen Bergwelt, wie sie in der keuschen Ursprünglichkeit zu schauen, aber dabei auch neue Gefahren. Klüfte, zum Theil mit Schneewasser gefüllt, thaten sich auf, mit grünem, rothem und blauem Eise, theils durch die Strahlenbrechung des Lichtes, theils von den Steinen magisch gefärbt und das Erstaunen über diesen kühnen Bau der Natur vermehrend.

Eine Zeit lang zogen wir nun längs den Wänden eines Felsens oder in einem kleinen Gletscherbache fort, da wurden die Massen gewaltiger, bergauf und bergab führte uns Josele, jetzt schon mit gesteigertem Scharfblick jede gefährliche Stelle, die einzubrechen drohete, vermeidend; so ging's 2 Stunden lang über gespannte Bögen von Eis, kaum oft so breit, daß der Fuß darauf haften konnte, zwischen Klüften durch auf ein noch größeres Eisfeld; hier fürchteten die Führer, daß ich „fernerscheu" werden könnte. Sie verstanden damit eine Blendung des Augenlichtes beim Anblick des einförmig glänzenden Schnees und des kolossalen Krystalls, die eine Art von Scheu oder Schindel hervorbringt; der eigentliche Schwindel ist aber damit nicht verstanden und ich suchte mich dagegen durch einen Flor zu schützen.

Der Monte cristallo, so genannt, weil seine rundgeformte Kuppe im Sonnenlicht mit Silber überzogen scheint, lag nun südlich gerade vor uns und ich war der Meinung, daß über ihn der Weg zum Ortler führen müsse, da rechts und links himmelanstrebende Wände, deren Erklimmung mir unmöglich schien, diesen Gletscher umfassen; es war aber nicht so, und meine Führer ermahnten mich ziemlich barsch — auf Seemannsart — zur Geduld. Bald äußerte auch Josele: „Jetzt werden wir Enk den Strick anlegen." Wirklich ward mir jetzt auch ein mehrere Klafter langer Strick unter meinen Armen befestiget und von zweien meiner Begleiter in die kräftigen Hände genommen; so wendeten wir uns zu einer links stehenden Wand, die sogenannte „Schneerinne." Wer nie so etwas gesehen hat, ist nicht im Stande, sich einen Begriff davon zu machen, denn selbst mir, der doch schon so manchen Berg bestiegen hatte, war dieser Anblick neu und schauerlich. Man

denke sich eine Wand, die fast senkrecht thurmhoch herabgeht, deren Kamm aus spitzen Nadeln (Aiguilles) besteht und zu deren Uebersteigung volle 4 Stunden erfordert werden. Für den Ersteiger bleibt hier kein Anhaltspunkt, als die kleinen, oft nicht einmal zollbreiten Vorsprünge, welche das verwitterte Gestein in seinen von der Natur geordneten schiefen Lagen bildet und kleine durch Regen und Schnee verursachte Auswaschungen. Nicht einmal die Hand kann hier aushelfen, denn die größeren Steine lösen sich unter ihr und man muß fürchten, die hintennach Gehenden zu zerschmettern. Selbst die Gemse wagt es nur von Todesfurcht getrieben hierher zu flüchten. Die einzelnen Absätze sind 20—30 Klafter von einander entfernt und gewähren dem Steiger kaum so viel Raum, daß er mit beiden Füßen stehen kann; auch der Gemsjäger geht hier nur mit der einen Seite der Steigeisen, oft auch nur mit einer der Spitzen derselben. Josele stieg voran, so hoch, als ohngefähr der Strick reichte, dann klimmte mit Hülfe des Strickes der Zweite nach, empfing denselben von ihm, während der Erste mit ausgespreitzten Füßen sich zu halten suchte und ihn bei dem Genick oder der Hand hielt; nun wurde auch mir zugerufen, nachzuklimmen, und ich wand mich mit Händen und Füßen aufwärts. Vergebens versuchte ich im Anfange, mich der Steigeisen zu bedienen, die Riemen zerrissen in wenig Augenblicken und selbst die Hülfe meiner Füße mußte ich bald entbehren, da ich unmöglich für sie einen Haftplatz fand. Die beiden andern Führer blieben nun zurück, um mich, wo es die Wand erlaubte, mit ihren starken Händen oder Achseln, auf die ich meine Füße setzte, zu unterstützen. War ich nun beim Zweiten angelangt, so blieb nichts übrig, als mich entweder auf seine Füße zu stellen, oder bei kleineren Entfernungen mich durch ihn halten zu lassen, aber dabei in Gefahr zu schweben, jede Minute mit ihm in den immer tiefer gähnenden Abgrund zu stürzen. Man wird fragen: aber wie war es denn möglich, daß diese Leute hinaufsteigen, einen Manneskörper ziehen und erhalten konnten? Ich muß gestehen, daß trotz aller Aufmerksamkeit, die mich die eigene Gefahr darauf verwenden ließ, ich keine genügende Auskunft darüber zu geben vermag, und kann nur darauf erinnern, daß es dem nicht von seiner frühesten Jugend an daran Gewöhnten ebenfalls beinahe unmöglich scheint, auf einem Seile zu tanzen, während es dem durch lange Uebung mit der Gefahr Vertrauten nur ein Spiel ist.

Wie ich so ungefähr zwei Stunden lang heraufgezogen war, wobei ich einige Male bei ganz glatten Stellen frei in der Luft schwebte, ruhten wir, nachdem bereits der erste Kamm überstiegen war, auf einem Absatze etwas aus. Diese Ruhe war jetzt aber auch durchaus nothwendig, denn ich fühlte einige Ermattung, selbst dem Gemsenjäger kam diese Stelle gelegen „eppes auszuschnaufen.“ Ich streckte mich der Länge nach aus, während einer der Begleiter, auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, etwas heraussickerndes Wasser sammelte und Kaffee bereitet wurde. Unser letzter Weinvorrath wurde ebenfalls in Anspruch genommen und dazu Brod verzehrt; die Lebensgeister wurden dadurch wieder erfrischt und so lagerten wir eine Weile, als sich uns ein interessantes Schauspiel der Alpenwelt, aus dem Leben der Thiere, darbot. Wir sahen unter uns nämlich in einer ziemlich grünen Thalfläche ein Rudel Gemsen, vielleicht zwanzig Stück. Welche Freude für einen Jäger! und schon griff einer instinktmäßig nach seinem Stutzen. Der scharfsehende Josele machte aber gleich darauf aufmerksam, daß wir durch ein tiefes Thal getrennt und die Entfernung viel zu weit sei. Die Gemsen, wobei mehrere Junge zu sein schienen, grasten daher ruhig und spielend fort. Auf einmal hörten wir etwas in der Luft und ein großer Adler kreischte über unseren Häuptern, nahm aber glücklich seine Richtung den Gemsen zu und schien mit gewaltigen Flügelschlägen Anstalt zu machen, eines der Jungen zu rauben. Sogleich nahmen aber die Gemsenmütter ihre Jungen in die Mitte und schlossen um dieselben einen dichtgedrängten Kreis, so daß sie wie ein schwarzer Klumpen herauskamen, an dem nichts zu bemerken war, als auswärts gekehrte Hörner und Köpfe. So oft nun der Adler niederschoß, ward dieser König der Vögel stets mit Hörnerstößen so tüchtig empfangen, daß er nach einiger Zeit von seinem Raubunternehmen ablassen mußte. Manchmal, sagte Josele, soll bei einem solchen Fall der majestätische Raubvogel sogar todt auf dem Platze bleiben; dieses Mal war aber bald der furchtbare Vogel nicht mehr sichtbar, indem er sich zu den Laaser-Fernern hinüberschwang.

Voll Bewunderung über das auch den Menschen musterhafte Benehmen der edlen Gemsenthiere brachen wir nun wieder auf und erreichten bald darauf eine Stelle, die man hier „zu den Wandln“ heißt, welche wir der Breite nach passiren mußten. Es sind eigentlich Erdfälle oder Murren. Wie die Lawine die Schneemassen, so rollt die Wandl oder Murre das zerbröckelte Gestein bei Veränderung der Temperatur von der Höhe herab. In der Ortlergegend kommen dergleichen weniger vor; groß war daher das Erstaunen, als auf einmal der Ausruf ertönte: „die Steine kommen!“ der vorausgehende Führer stehen blieb, mich ohne ein Wort zu sagen auf seinen Rücken lud und zehn bis zwölf Schritte mit einer Hast machte, die mir die Haare zu Berge trieb und mein Blut erstarren machte. Er stellte mich dann hinter einen kleinen Vorsprung und rief mir zu, mich ruhig zu verhalten. Mechanisch legte ich nun die Hände gekreuzt über meinen Kopf und kaum war dieses Alles — schneller als man es liest — geschehen, als krachend eine Menge von Steinen neben uns herunterrollte. Erst jetzt übersah ich die Größe der Gefahr und mit Schaudern denke ich noch an jenen schrecklichen Augenblick; eben so sehr muß ich mich heute noch darüber wundern, wie es meinem Träger möglich war, mit solcher Schnelligkeit über die fast senkrechte, abschüssige Stelle zu gelangen. Bald darauf kamen wir zu einer zweiten solchen Stelle, die ich nun mit Grauen betrachtete, da ich jetzt mit der Gefahr schon bekannt war; sie hatte aber die Artigkeit uns ungestört vorbeiziehen zu lassen. Wir begannen nun wieder längs der Wände über mehrere Absätze (Gurgeln genannt) zu klimmen und erreichten nach vierstündiger Anstrengung endlich — „das Ende der Welt“ — das große Schneefeld, auf welchem der Ortler als Bergeskönig thront. Dieses ungeheure Eis- und Schneefeld wurde auf dieser Stelle noch von keines Menschen Fuß betreten, denn der kühne Gebhard, der den Ortler 1805 bestieg, soll eine etwas andere Richtung einge-



schlagen haben. Die Spitze stand rein und klar vor uns und schon wollte ich nach ein viertelstündiger Rast mit sehnsüchtiger Hast ihr zueilen, als der alte bedachtsame Josele meine Schritte hemmte und mich auf die bereits in Nebel eingehüllte Bernina=Bergkette und auf alle Gefahren aufmerksam machte, denen wir bei Fortsetzung der Fahrt auf diesem unabsehbaren Schneemeere ausgesetzt wären, wenn sich der Nebel auch hieher ziehe. Ich hoffte indeß, daß dieser unwillkommne ossianische Gast sich nicht sobald nähern würde und konnte mich überhaupt nicht entschließen, nach aller, zwanzigstündig ausgestandenen Mühe, so nahe dem Ziele, wohl gar umzukehren, auch stellte ich vor, daß wir bis zu den Wänden bei unserer Anzahl auch bei dichtem Nebel wieder zurückkommen könnten, unsere Fußtritte im Schnee wohl wiederfinden würden und dann doch wenigstens etwas geborgen wären; das Wetter könne uns übrigens dort eben so gut als auf der Spitze überraschen. Die Mehrzahl der Führer stimmten dieser Ansicht bei, endlich auch auf gut Glück Josele und so zogen wir denn weiter, aber wir mochten jetzt schon gegen 11,000 Fuß erhaben sein und die dünne Luft in solcher Atmosphäre begann uns das Athmen zu erschweren, wenigstens mußten wir jetzt fast alle fünf Minuten einige Augenblicke stehen bleiben, um das Blut zu beruhigen. Zu dieser Beschwerde kam nun noch eine neue; unser Trinkvorrath war erschöpft und unsere Zungen lechzten nach einem Trunke Wasser, das in dem ewigen Schnee unmöglich aufzutreiben war. Die Begleiter halfen sich mit dem Schnee aus, den sie im Munde zergehen ließen. Die Noth zwang endlich auch mich zu diesem Mittel, das durch den brennenden Durst vermehrt wurde, wenn nicht ein Fläschchen mit Salzgeist vortreffliche Dienste geleistet hätte; ungefähr acht Tropfen in eine Handvoll Schnee geträufelt linderten die Hitze und trug auch dazu bei, das heftige Wallen des Blutes etwas zu stillen. Bei diesem kleinen Aufenthalt auf dem Schnee haben uns unten auch die Bewohner von Mals zuerst mit ihren Fernröhren erblickt. Die Aussicht nach Besiegung der meisten Höhen — ein sehr ermuthigendes Gefühl für Bergsteiger — wurde hier schon immer umfassender in ein Labyrinth von unzähligen Spitzen, Hörnern, Kämmen und Zacken, die oft über unabsehbare Schneefelder und Eisklüfte emporragten. Besonders gegen Süden strahlten die italienischen Grenzberge die Vedretta Amola und di Lanci im schönen Glanz, westlich beherrschte aber immer noch ein dichter Nebel das Gebiet, östlich, in geringer Entfernung glaubten wir auch den Suldner=Ferner, die Venezia=Spitze, das Zufrid und Soyjoch zu erkennen, während uns aber nördlich — gegen die Oetzthaler=Ferner — die Aussicht noch immer durch einen Kamm des Ortlers unterbrochen war; dieser mußte noch überwunden werden, aber die so nahe geglaubte Spitze schien sich immer mehr zu entfernen und volle anderthalb Stunden hatten wir bald bergauf, bald wieder bergab in unergründlich tiefem Schnee, bis an die Kniee watend, noch nöthig, um jenen Kamm, der sich zwischen Trafoi und Sulden hinzieht und auf dem sich unser ersehnter Gipfel erhebt, zu erwaten. Das strahlende Schnee= oder Sonnenlicht war hier am heftigsten und blendete selbst die mit einem durchsichtigen schwarzen Flor beschützten Augen. Wir gingen nun längs dem Kamme fort, überstiegen noch eine kleine Schneekluft und standen endlich, mit einem unbeschreiblichen Gefühl

von Freude, Nachmittags drei ein halb Uhr auf der Spitze des Ortlers. Die Führer hieben nun in den Schnee eine viereckige Vertiefung, da die dreiseitige, fast rings von Abgründen umgebene Schneespitze wenig Raum gewährt. Die Messungsinstrumente wurden an einem Stocke befestigt und ich begann meine Augen auf dem herrlichen Panorama, über das wir nun ganz erhaben, herumschweifen zu lassen. Aber während des letzten Aufsteigens hatten die von Josele prophezeiten Nebel sich immer mehr herübergezogen, daß die Aussicht gehemmt war. Nur zwischen diesen feindseligen Luftgestalten konnten wir einen Theil der Oetzthalerferner=Kette erblicken, offener hingegen zeigte sich die Aussicht gegen Süden. Nach einigem Aufenthalt verfolgte uns der Nebel immer mehr und schloß uns auf einer Seite so ein, daß wir nicht zehn Schritte um uns sehen konnten, was sich auch sogar in ein Schneegestöber auflöste und eine unausstehliche Kälte erzeugte, zähneklappernd bedauerte ich meinen Mantel nicht bei mir zu haben und suchte trotz aller Unbilden der Natur noch eine halbe Stunde meine Beobachtungen fortzusetzen. Mein Reisebarometer fiel auf $18,_{168}$ Wr.=Zoll, der Thermometer am Quecksilber auf 3 Gr. Reaumur, der in der freien Luft aufgehangene, auf 2 Gr. über dem Gefrierpunkt. Der Saussürr'sche Hygrometer war während des Heraufschleppens beschädigt worden und die erstarrten Finger vermochten nicht mehr ihn zu verbessern.

Der Augenblick, wo uns ein großer Theil der Aussicht noch entschleiert war, bewies mir, daß der Gesichtskreis wenigstens auf jeder Seite auf sechszehn bis zwanzig Stunden unbeschränkt sein müsse. Von der von Gebhard im Jahre 1805 errichteten Pyramide steht noch die Grundfeste, jedoch hat sich der Gipfel durch Schnee seitdem wenigstens um zwei Klafter erhöht und sie befindet sich daher jetzt unter demselben.

Der Wind tobte immer mehr, die Kälte wurde unerträglich und wollten wir uns nicht der Gefahr aussetzen, die Glieder zu erfrieren, so blieb nichts anders übrig als den Rückweg anzutreten. Die Instrumente wurden nun sorgfältig wieder zusammengepackt, ihr Resultat war aber doch sehr erfreulich, denn nach den angegebenen Daten und den korrespondirenden Beobachtungen in Mals berechnete sich die Höhe der Ortlerspitze auf 12,395 Wr. Fuß, was mit der von Fallon veranstalteten trigonometrischen Messung, sowie auch mit Thurnwieser's, bis auf sehr Weniges übereinstimmt.

Abwärts brauchten wir kaum zwei Stunden über das erste Schneefeld, das Gestöber hatte ein wenig nachgelassen; wir folgten unsern im Schnee tief eingedrückten Spuren und erreichten glücklich die Wand. Schaudernd blickte ich in den Abgrund hinunter, über welchen wir heraufgekommen und wagte keinen Fuß zu bewegen, als meine Begleiter mir riethen, die Augen verbinden zu lassen und mich ganz ihrer Leitung und Führung zu überlassen, was ich auch that, denn ich hatte mich hinreichend von der gemsenähnlichen Geschicklichkeit und Verlässigkeit dieser braven Leute überzeugt. Sie wählten herab einen etwas anderen Weg, der das Herunterkommen sehr beförderte, da er über Geröll führte. Einer oder zwei gingen nun voraus, um meine Füße zu setzen, oder mir anzudeuten, wo ich mich anklammern sollte, während Einer in meiner Nähe blieb und der Vierte, oft auch zwei, den Strick hielten an dem ich hing. Einige Male nahmen mich Beide in ihre Mitte, ich umfaßte sie am Halse und nun hörte ich das Gepolter der nachrollenden Steine, die neben und voraus herunterstürzten, während ich die Füße am Boden erhoben mit ihnen herabglitt, so lang es der Strick erlaubte und diese Operation dann auf's Neue begann; zum Theil war es mir auch manchmal gegönnt mich zu setzen und so mit Hülfe der Hände und Füße abwärts zu gelangen oder eigentlich „abzurutschen," wobei, wie man sich leicht vorstellen kann, meine Kleidung nicht wenig litt.

So ging es vier Stunden lang ohne viele Unterbrechung fort; endlich erreichten wir den untern Ferner, nachdem wir das letzte Stück über eine angehäufte Schneemasse herabglitten, wobei sich einer meiner Begleiter vor mich setzte und bei dem gänzlichen Ruin meiner Beinkleider seinen Hut lieh, auf dem ich hinter ihm sitzend, während er meine Füße festhielt, mit Blitzesschnelle herabfuhr. Jetzt standen wir auf dem letzten Eise und ich entledigte mich meiner Augenbinde, bald war es zehn Uhr Abends, der Vollmond verbreitete durch die Nebelwolken einen düstern Schein. Das Schneien hatte indessen aufgehört, es wurde auch bedeutend kälter und leider brachen mir die wohlthätigen Steigeisen, die bei Nacht nur um so sicherer zu brauchen sind. Es blieb daher nichts anders übrig, als den Strick noch ferner zu behalten, an dem ich bei Nacht und Nebel über die Abgründe geschleift wurde. Der Scharfsinn Josele's war aber hier besonders zu bewundern, mit welchem er uns aus diesem Labyrinth von Eismassen, Schlünden und Klüften mit einer Sicherheit führte, als wenn es heller Tag gewesen wäre.

Daß ich die Beschwerden des Hinabsteigens doppelt fühlte läßt sich leicht begreifen, indem mir selten ein fester Tritt vergönnt war, auch das Eis war bei Einbruch der Nacht glätter geworden und die Kälte fing nun an heftig auf mich zu wirken, da ich oftmals von Eismassen durchnäßt wurde.

Vor Frost zitternd und ermattet von zwanzigstündigen Anstrengungen, von Hunger und Durst gequält und durch meine zerrissenen Kleider nicht vor dem eisigen Nachtwind geschützt, all dieses hätte mich bald zu einem Opfer der Kälte gemacht, denn es stellten sich schon Symptome des Erfrierens ein. Doch meine Begleiter, trotz ihrer eigenen Ermattung, als wir das Ende des Ferners erreichten, stellten mir vor, ja nicht hier zu übernachten und alle meine Kräfte zusammen zu raffen, ihnen zu folgen, wobei sie mich wechselweise trugen, denn meine erschöpfte Natur forderte gebieterisch ihre Rechte.

Nach einigem Fortwandern wurde nun doch beschlossen, nicht zur Schäferhütte zurückzukehren, um an diesem früher bestimmten Punkt zu übernachten, da wir bis dahin noch zwei und eine halbe Stunde hatten, sondern beim ersten Holze, was wir anträfen, zu bleiben. Einer ging nun voraus, um Feuer anzumachen. Nach anderthalb Stunden, die ich zu den beschwerlichsten zähle, welche ich je erlebte, erreichten wir endlich zwei Uhr Morgens einen Punkt am Waldrand, an dem schon ein lustiges Feuer zu meiner großen Freude brannte. Nicht um alle Schätze der Welt hätte ich diesen Platz hergegeben. In

wenigen Augenblicken hatten meine Begleiter mich meiner Fußbekleidung entledigt und nachdem mit vieler Mühe etwas Wasser herbeigeholt war, wurde der Rest meiner Chokolade gekocht und etwas Wein mit dem wenigen noch vorhandenen Brote verzehrt. Meine Lebensgeister, durch die Ruhe, das wohlthätige Feuer und die genossenen Lebensmittel wieder geweckt, erlaubten nun, um 6 Uhr Morgens, den vollen Rückweg durchzuführen. In der Schäferhütte wurde noch einmal gerastet und um zehn Uhr Morgens kamen wir wieder in's Posthaus von Trafoi, wo wir von den biedern Alpenbewohnern mit sorgsamer Herzlichkeit und Freude empfangen wurden."

Blickt man von Trafoi zur Ortlerspitze hinüber, so ist es wahrhaft unbegreiflich, wie man zu ihrer Ersteigung so lange Mühen und Gefahren anwenden muß, denn sie scheint von hier so nahe — ist auch eigentlich nur eine Meile in gerader Richtung entfernt, aber hier bemerkt man auch nicht die trügerischen Verklüftungen von Fels, Schnee und Eis, welche so viele Umwege nöthig machen und sein hohes, schwer zugängliches Haupt scheint für dessen Annäherung eine große Ausdauer von Zeit und Kühnheit von den Menschen strenge zu fordern.

Wir wenden uns nun wieder von Trafoi aus auf der Straße fort, um die Ortleralpen auf bequemere Weise noch mehr kennen zu lernen und zugleich auch zu betrachten, was der Mensch in dieser Gegend herzustellen vermochte. Von hier aus beginnt nun eigentlich das Zickzack der Straße, mit welchem sie sich in immer sehr mäßiger Steigung, kaum acht bis zehn Prozent über die sogenannten „Wandln," bis zur nächsten Station hinaufwindet.

Die Natur wird dabei immer rauher und dem elenden Boden entkeimen bald nur einige dürftige Bäume und Gräser. Desto interessanter ist aber die Größe und Erhabenheit der Gegend, denn jenseits der Thalschlucht gewährt der von der Höhe herabgähnende Gletscher mit graulichblauen Eismassen den herrlichsten Anblick und hier über ihm kann man erst recht das in ernster Majestät, oft von Wolken umzogene Oberhaupt dieser Gegend, den strengen Ortler mit seinen ebenso hartnäckigen Riffeln erblicken. Gerade vor uns schwitzt der schwarzgraue Felsenkoloß Madatsch seine Gewässer heraus und sendet bei der ersten Cantoniera seinen schmutzigen Gletscher herunter; nicht selten hört man hier auch ein unheimliches Krachen, vom Echo dumpfrollend fortgetragen. Von dort ist auch die Aussicht gegen Norden zu den Oetzthaler=Fernern geöffnet und man kann bei hellem Wetter die gegen 12,000 Fuß hohe Weiskuglspitze, eine Nebenbuhlerin des Ortler, erblicken. Das ewige Zickzacksteigen bekommt für ungeduldige Reisende aber doch, besonders wenn sich dergleichen Aussichten hinter Felsen verlieren, etwas Einförmiges. Rüstige Bergsteiger können daher von diesem Zickzack abschneiden und auf kürzere Weise die Franzenshöhe erreichen; dieses ist aber mit sehr vieler Anstrengung auszuführen, denn so gemäßigt die Straße in ihrer Steigung ist, eben so steil ist die Böschung, die hier zu Fuße überwunden werden muß und schweißtriefend und ohne Athem kam schon Mancher zur Straße zurück. Von Trafoi bis Franzenshöhe war überhaupt für den ganzen Straßenbau die beschwerlichste Strecke. Das Erdreich ist zwar hier locker und leichter zu bearbeiten gewesen, als in dem Felsen, verspricht aber dafür keine Dauer, oder wird wenigstens vieler Nachhilfe bedürfen, da sie weiter oben auch häufig von Lawinen heimgesucht wird, wofür aber in der neuesten Zeit besser durch Holzgallerien gesorgt zu sein scheint, als früher 1826, wo es einmal die ganze Station „Wandeln" mit all seinen Bewohnern in den Abgrund geschleudert hat. Die Station wurde darauf neugebaut und heißt Franzenshöhe, auch ist jetzt Stallung für Cavallerie angebracht. Sie liegt schon 6340 Fuß über dem Meere und von Trafoi 12,500 Metres entfernt. Die Steigung bis hieher beträgt von dort 1116 Metres.

Im kriegerischen Jahre 1848 waren die erste Cantoniera und die Häuser der Station Franzenshöhe, wie überhaupt die ganze Straße, vielfältigen Verwüstungen ausgesetzt. Ein piemontesisches Corps und italienische Freischärler brachen im Juni über Bormio die Straße herüber und beschossen jene Häuser mit Kanonen. Nachdem sie verwüstet waren, wurde der feindliche Einfall, der schon bis Trafoi vorgedrungen war, aber von den Vintschgauer Bauern und einigen Kaiserjägern wieder zurückgeschlagen. Die Piemontesen sprengten und ruinirten auch viele zum Schutze vor Lawinen hergestellte Gallerien, und so ward die Straße über drei Jahre unbrauchbar gemacht, bis sie in den Jahren 1851 und 1852 mit den zusammengeschossenen Häusern wieder hergestellt wurde.

Auch die Natur scheint bei Franzenshöhe im ewigen Kampfe mit den Elementen zu sein und gestaltet sich zu ungeheuren Bruchstücken einer großartigen Ruine, um welche Leben und Tod, Blühen und Verwelken ihr gedankenreiches Spiel treiben. Verwitterte Stämme, von den Strahlen des Blitzes angesengt, erheben sich noch hie und da aus den Ritzen gespaltener Felsen, die als Trümmer der Urwelt umhergebröckelt sind. Bei jeder Wendung, die wir hierher machen, scheinen die Gebirge riesiger empor zu steigen, und zwar thaleinwärts: der Ortler und seine Trabanten, aufwärts: der finstere Umbrail (Monte Braglio), über uns die Korspitze; manchmal scheinen sie sich auch zu verkleinern und entschwinden. Ganz in der Nähe ist besonders der Madatsch=Ferner zu bewundern.

In Franzenshöhe von einem guten Glas Veltliner Wein gestärkt, wandert man dann auf der Straße wieder weiter, sie steigt von dort nur noch 84 Metres auf eine Entfernung von 1000 bis zum „Joch," was die Italiener Giogo di Stelvio nennen, die Deutschen aber: Wormser Joch von der ersten italienischen Stadt Bormio, welche früher Worms hieß, als die deutschen Namen noch nicht so verdrängt waren, wie jetzt. Die Aussichten werden von dort etwas beschränkter, und wir haben von Trafoi bis hierher den eigentlichen frühern Aufenthalt der Bären durchwandert, die noch jetzt, besonders gegen Graubünden hin, in den ungeheuern Höhlen der Mittelregion hausen und ihre Jungen, als Verwüster der Alpen, in die umliegenden Gegenden aussenden. In den Jahren 1834 bis 1836 sollen noch deren vierunddreißig geschossen worden sein.

Endlich nähern wir uns der ewigen Schneeregion und legen die letzte Strecke bis zum höchsten Punkt des Straßenübergangs zurück. Es ist dort ein Monument mit Aufschrift angebracht, zum Zeichen des Grenzknotens zwischen Tyrol, Italien (Lombardei) und der Schweiz (Graubündten), er liegt 8900 Wiener oder 8662 Pariser Fuß über dem Meere; folglich ist dies der höchste Uebergang aller fahrbaren Alpenstraßen Europa's. Die Entfernung des Joches von Spontini, dem Anfangspunkt bis hierher, beträgt 72,000 Fuß, also nicht ganz sechs Stunden und die horizontale Erhebung von dort 5844 Fuß, die ohne der Straße mehr als zehn Prozent Steigung zu geben, achtundvierzig Wendungen nöthig machte. Diese Hochstraße ist jedenfalls allen Römerwerken an die Seite zu setzen. In der Ortlergegend tritt die Kunst mit der Natur in den kühnsten Wettkampf; dort an jene Grenzen setzte die Natur den Bergriesen des Landes mit seinem blendenden Schmucke hin, hier über seinen Rücken bahnte die Kunst senkrechte Felsenwände und schauderhafte Abhänge zur bequemen Hochstraße, auf welcher nun statt des wilden Gebrülls der Bären, der liebliche Klang des Posthorns durch die reinen Gletscherlüfte bringt!

Carlo Domigani und Francesco Dominici aus Mailand waren die eben so geschickten als kühnen Baumeister, unter deren Leitung die Straße in den Jahren 1820 bis 1824 vollendet wurde. Der Kostenaufwand, diesen Straßenbau herzustellen, soll drei Millionen Gulden betragen haben.

Vom Monument senkt sich die Straße nach Veltlin hinab. Mit einigen Wendungen gelangt man über ein wüstes Steinfeld voll mosiger Hügel, Tiefen und Schnee zur Station Sta Maria, noch 8000 Fuß hoch, also die höchste Häusergruppe Europa's, die auch im Winter bewohnt wird. Von hier kann man nun noch weiter herunter über die Cantoniera Spondalonga und sofort durch viele Gallerien an die Quellen der Adda nach Bormio, welche Stadt von Sta Maria noch drei Meilen entfernt sind. Für diejenigen, die ihre Reise an den Comersee und nach Mailand — wohin von Bormio noch dreißig Meilen — nicht fortsetzen wollen, ist aber räthlich vor Sta Maria wieder umzukehren. Um nun nicht denselben Weg auf der Straße wieder rückwärts zu machen, kann man ihn von jenem Ort durch's Lamoranzthälchen nach Sta Maria im graubündtenschen Münsterthal einschlagen, wo man dann vor Tauffers wieder die tyrolische Grenze erreicht und in den hübschen von interessanten Ruinen reich gezierten Thale in zwei Stunden wieder nach Mals gelangt, sohin einen großen Theil des Ortler Gebirgstocks gesehen und umgangen hat.

Von Mals wäre nun die Reise wieder rückwärts nach München anzutreten. Um nicht auf gleicher Straße wieder zurück zu kehren, die man hergekommen, was der Reisende nie thun soll, kann man von hier den Weg durch das interessante Vintschgauthal nach dem berühmten Meran einschlagen, wohin von Mals aus noch acht Meilen; von dort kann man dann über Botzen, Brixen nach Sterzing, oder man kann den Weg zu Fuße durch das wohlbekannte Passeyerthal, — Hofer's Heimath — und über den Jaufenberg dorthin machen, welcher in eilf Stunden zurückzulegen und wodurch man achtzehn Wegstunden Entfernung abschneidet und auch reich an einsamen Naturgenüssen, z. B. durch den herrlichen Anblick der Stubayer=Ferner belohnt wird. Von Sterzing aus geht es dann auf der Hauptstraße über den Brenner nach Insbruck, wohin acht Meilen Postentfernung. Von dieser ansehnlichen und freundlichen tyrolischen Hauptstadt kann man dann entweder die Straße über die Scharnitz und Partenkirchen oder auch die nähere, durch's Achenthal und über Tegernsee wählen und dann von dort in Bayern's Hauptstadt zurückkehren.

Mr.

Feierliche Umständlichkeit bei fürstlichen Absagungen.

Am Sonnabende nach der heiligen drei Könige Tag des Jahres 1475, war Kaiser Friedrich mit Rath der Kurfürsten und Fürsten einig geworden, gegen den Herzog Karl von Burgund, von Andernach aus, einen Absage= und Verwahrungsbrief zu erlassen. Mit selbem ward der kaiserliche Ehrenhold Romreich in das burgundische Lager abgefertigt. Dieser Beamte steckte den Brief in eine lange Kluppe, nahm zu sich seinen goldenen Persevantenzepter, an welchem der kaiserliche Adler sammt allen kaiserlichen Erblandwappen eingestickt zu sehen war und ritt also mit einem Trompeter über das Feld. Als er den ersten Schanzgraben der Burgunder erreicht, hieß er seinen Begleiter dreimal in die Trompete stoßen und jedesmal dazu schreien: „Hört, hört!"

Auf diesen Ruf kamen etliche Burgundische Hauptleute, die fragten den Ehrenhold, was sein Begehren? Sie empfingen zur Antwort: Dafern ihm nach fürstlichen Gebrauche und der Ehrenholde Recht ein friedliches Geleit zugesagt werde, wolle er den Befehl seines allergnädigsten Herrn, des römischen Kaisers, von deswegen er hierhergekommen, dem Fürsten von Burgund anzeigen. Nachdem die Burgunder durch den von Humbercourt ihrem Herrn solches vermeldet und der Befehl, den Ehrenhold vorzulassen, gekommen, ritt dieser mit seinem Trompeter durch das ganze Lager, bis er vor den Herzog gelangte, der in voller Rüstung unter einem köstlichen Zelte saß. Sobald Romreich den Fürsten ersehen, stieg er vom Pferde, gab selbes dem Trompeter zu halten und trat, die Kluppe mit dem Absagebriefe in der Linken emportragend, ohne einige Reverenz oder Ehrverneigung vor den Herzog, nahm das Vordertheil seines Persevantenkleides in die Hand und begann mit unerschrockener, lauter Stimme also zu reden: „Durchlauchtigster Fürst von Burgund! Der großmächtige römische Kaiser Friedrich, dessen dies Wappen in meinem Ehrenholdgewande ist, welcher auch mit aller Macht des römischen Reiches dich, Herzog Karl von Burgund, von wegen deines Ungehorsams mit Schwert, Feuer und aller Kriegsrüstung gewaltig heimzusuchen im Anzuge sich befindet, hat mir befohlen, dir seinen kaiserlichen Absage= und Verwahrungsbrief zu überantworten. Daneben läßt er dir durch mich anzeigen, so fern du nicht innerhalb drei Tagen dein Lager aufheben und die Stadt Neuß, so wie das Stift Köln in Frieden verlassen wirst, so sollst du vom Kaiser und dem ganzen römischen Reiche als ein Feind

erkannt, benannt und verfolgt werden." — Damit überreichte er dem Herzoge den Absagebrief, welcher solchen öffentlich ablesen ließ und sodann, nachdem er mit einigen seiner Herren eine kurze Unterredung gehalten, in eigener Person antwortete: „Ehrenhold Romreich! Deines Herrn, des Kaisers, auch etlicher deutscher Fürsten und Herren Verwahrungsbrief haben wir gesehen und vernommen. Und nachdem dein Kaiser vor wenig Monaten, als er bei uns zu Trier gewesen, sich gegen uns in höchster Freundschaft und Liebe erzeiget, hätten wir nicht geglaubt, daß solcher seine angebotene Liebe und Freundschaft gegen unser Haus Burgund sich so bald enden und in höchsten Haß und Neid, schädliche Kriegsverfolgung und Verderbung von Land und Leuten verkehrt werden sollte. Dieweil nun wir, als ein Helfer des rechtlosen und vertriebenen Fürsten von Köln, der uns als einen Fürsten des Reiches um Schirm angerufen, von deinem Herrn, dem Kaiser, und etlichen des Reiches Fürsten verachtet und mit Waffen feindlich bedroht werden, so sollst du deinem Herrn, dem Kaiser, von uns zur Antwort sagen, daß wir, als noch eingedenk der jüngst gepflogenen Liebe und Freundschaft, wider Seine Majestät und des Reiches Macht unser Kriegszeug ungern gebrauchen. Nachdem uns aber der offene Krieg mit stolzen Worten, die dir unser Gegentheil in den Mund gegeben, an den Hals geworfen worden, also nehmen wir denselben Krieg von deinem Herrn und den Fürsten, die dich zu uns gesandt haben, mit Ernst und aller Mannheit an und wollen ihn gegen den Kaiser und die Seinen dermassen führen, daß die oberdeutschen Fürsten und Herren sehen und empfinden, was Tapferkeit und Waffengewalt der burgundischen Reuter und Kriegsleute vermögen. Und solches mag auch dein Herr, der Kaiser, mit seinen oberländischen Knaben, wenn er hiezu Lust und Willen hat, auf's Bäldeste an unserm Heere versuchen." — Nach dieser Handlung ward der Ehrenhold mit einem köstlichen Kleide von goldenem Stuck und blauem Damast, ingleichen mit einer goldenen Kette hundert Gulden Werthes und mit fünfzig Gulden Wegzehrung beschenkt und nicht nur vor das Lager hinaus, sondern auch noch zwei Meilen Weges gegen Andernach begleitet, woselbst er dem Kaiser in Gegenwart der Fürsten und Räthe die Worte des Herzogs Karl getreulich angezeigt und berichtet.

Christkindlein.

Wer sitzet so spät am Bettlein lind?
Es ist die Mutter beim kranken Kind!
Sie hält das Mägdlein wohl in der Acht,
Sie wiegt's noch ein, um die Mitternacht.

„Mein Töchterlein, wie glänzt dein Gesicht?"
„Siehst Mutter du das Christkindlein nicht?
„Das Christkindlein so hell und mild"
„Mein Kind das ist des Mondes Bild."

„Komm, gutes Mägdlein, komm zu mir
„Gar schöne Dinge erzähl' ich dir;
„Voll goldener Aepflein hängt mein Baum
„Viel Blümlein blühen im Himmelsraum!"

„O Mutter, o Mutter und hörest du nicht,
„Was Jesulein mir leise verspricht?"
„Sei ruhig, bleib' ruhig, mein krankes Kind,
„Es lispelt der Regen, es säuselt der Wind!"

„Willst holdes Kindlein bei mir sein?
„Die Engelein sollen dich warten fein,
„Die Engelein wiegen dich ein zur Ruh'
„Sie tanzen und singen und spielen dazu."

„O Mütterlein, Mütterlein siehst du nicht dort,
„Die Engelein schweben am hellen Ort?"
„Sei ruhig, mein Kindlein, ich seh' es genau,
„Es scheinet das Licht an der Wand so blau."



„Ich liebe dich, du bist für die Welt zu fein,
„Und wenn du nicht wolltest so muß es sein!"
„O Mutter, o Mutter, jetzt nimmt's mich in Arm,
„O wie ist mir so wohl, o wie wird mir so warm!"

Der Mutter schauert's, sie wieget geschwind
Und blicket besorgt auf das lächelnde Kind,
Erwartet den Tag nur mit Mühe und Noth
In seinem Bettlein, das Kind war todt!

Die Einnahme Antiochia's in Syrien durch die Kreuzfahrer. 7. Juni 1098.



Nachdem die Heere der Kreuzfahrer, welche Jerusalem und das heilige Land den Händen der Türken zu entreißen gelobten, im Frühling und Sommer des Jahres 1097 die Meer-Enge zwischen Europa und Asien überschritten, gelangten sie unter der Führung Boemund's von Tarent und seines Neffen Tankred, Gottfrieds von Bouillon, Raimunds von Toulouse, Roberts von der Normandie und Roberts von Flandern, und anderer Fürsten und Herren, nach unsäglichen Mühen und Beschwerden, durch Kleinasien nach Syrien und trafen im Oktober desselben Jahres vor den Mauern des festen Antiochia ein. Erst vierzehn Jahre lang war diese Stadt in der Gewalt der Türken, denn bis 1084 hatte die griechische Besatzung ihnen getrotzt, und nur durch Verrath hatten die Feinde des christlichen Glaubens sich ihrer bemächtigen können. Wie die Mauern von Antiochia ein festes Bollwerk der Christen gegen sie gewesen waren, ebenso meinten auch der türkische Befehlshaber Bagi Sizan und seine Emire, daß Antiochia die Klippe sein würde, an welcher die ganze Macht der unzähligen Kreuzfahrer=

schwärme zerschellen müßte. Darum zog er in sie seine ganze Macht, eine Besetzung von mehr als 25,000 Mann zusammen und harrte getrosten Muthes der Pilger, die ostwärts von Antiochia den Orontes überschritten und dem Laufe dieses Stromes folgten bis zu dem Schauplatz endloser Leiden und Gefahren.

Von dem hoch bewaldeten Libanon entsprungen, wendet sich der Orontes nach einem kurzen östlichen Laufe nordwärts hin und bespült den östlichen Abhang der fortgesetzten Kette dieses Gebirges. Nachdem er in diesem Längenthal, an seiner Ostseite begrenzt durch flache Hochebenen, etwa sechzig bis siebenzig Stunden Weges zurückgelegt, zwingt ihn unfern Antiochia der von Ost nach West streichende pierische Gebirgsrücken, sich beinahe im rechten Winkel nach Westen zu wenden, und also das Querthal durchströmend erreichen seine Gewässer nach kurzem, aber raschen Laufe das mittelländische Meer. Das Querthal selber ist nur mehrere tausend Schritte breit und hier ist auf dem südlichen Ufer des Orontes, den südwärts davon gelegenen Höhenzug des Kasino hinansteigend, die Stadt Antiochia erbaut. Zwar kannte dort schon das höhere Alterthum eine Stadt; denn hier ließ Nebucadnezar vor den Augen des gefangenen Königs Zedekiah seine Söhne tödten und dann den Vater selber blenden; aber die Ausdehnung und Stärke ihrer Mauern und die Pracht ihrer Paläste gewann sie erst später durch den syrischen König Antiochus, der sie nach seinem Namen hieß und zum Sitze seiner Herrschaft machte. Ihre Länge betrug zwischen zwei und breitausend Schritt, ihre Breite anderthalbtausend. Innerhalb der Stadt wechselten Berg und Thal und es sprudelten viele Quellen hervor, welche zugleich mit einer Wasserleitung von der einige Meilen weit entfernten Daphnisquelle auf den südlichen Bergen die Bewohner reichlich mit Wasser versorgten. Den höchsten der Hügel in der Südwestecke der Stadt krönte die feste Burg, welche weithin das Land überschaute bis an die Ufer des Meeres. Doch auch ohne sie war die Stadt wohl verwahrt durch die starke von vierhundertfünfzig Thürmen gedeckte Mauer, auf welcher ein Viergespann hätte fahren können, wenn nicht die Ungleichheit des Bodens verschiedene Absätze in derselben nöthig gemacht hätte.

Das Kreuzheer betrachtete staunend aus der Ferne diese wunderbare Stadt, welche der griechische Kaiser nach Constantinopel einst die zweite seines Reiches genannt hatte. In ihr war, wie ihnen die Priester erzählten, einst der Apostel Petrus der erste Bischof gewesen, der Evangelist Lukas geboren und von ihr aus hatte sich der Name der Christen verbreitet über die Völker. Einigen der Fürsten kam die Aufgabe doch gar zu ungeheuer vor, ohne ordentliches Belagerungsgeräth beim Herannahen des Winters eine also verwahrte Stadt berennen zu wollen, und sie riethen, das Heer in die vielen eroberten Burgen zu vertheilen, dann aber das Herannahen des Frühlings und mit ihm griechische Hilfstruppen und Belagerungsgeräth zu erwarten; allein Graf Raimund von Toulouse sprach: „Wir sind hierher gekommen, weil Gott es also will. Seine Gnade hat das feste Nicäa in unsere Hände gegeben, hat uns den Sieg verliehen über unsere Feinde und Ruhe und Frieden im eigenen Heere erhalten. Seiner Hand müssen wir uns übergeben und ihm vertrauen. Kein König und keine Macht der Erde darf uns schrecken und wir dürfen nicht zurückweichen vor der anscheinenden Gefahr des Ortes und der Zeit; denn Gott will es!" Also ward die Belagerung beschlossen und die Fürsten beschwuren einander, sie nicht eher wieder aufzugeben, bis die Stadt erobert sei.

Die Leiden, welche die Pilger in Folge dieses Entschlusses während des Winters 1097 auf 1098 erduldeten, gehören zu dem Schrecklichsten, was in dieser Art die Menschengeschichte kennt. Von allen den Rossen, mit welchen acht Monate vorher hunderttausend schwer geharnischte Ritter außer den Fußgängern und ihrem Bedarf die Meerenge überschritten hatten, waren zu Ende Januars noch siebenhundert abgemergelte Thiere übrig und demnach mag man die Entbehrungen auch der Menschen beurtheilen; aber wir wenden uns weg von den Erzählungen dieses Jammers zum Frühling des Jahres 1098. Nach langen Mühen war den Pilgern gegen das Ende des Monats Februar die völlige Einschließung der Stadt gelungen, bis auf die südliche gebirgigste Seite, von der den Antiochiern doch keine Hilfe kommen konnte; aber dieß war auch Alles, was die Abendländer zu erreichen vermochten; denn jegliche Berennung und Bestürmung der hohen und dicken Mauern war bei dem Mangel an allem Belagerungsgeräth ein allzugroßes Unternehmen. Dennoch war auch so schon viel gewonnen, weil in der mit Menschen erfüllten Stadt bei dem Ausbleiben aller Zufuhr bald Mangel entstehen mußte. Auch Bagi Lizan und seine Emire hegten diese Besorgniß, und schickten deßhalb häufige Boten nach Bagdad mit dringenden Bitten um baldige Heranführung des Entsatzheeres, das, wie sie wußten, seit Monaten schon ausgerüstet ward. Erst machten die Erzählungen der Boten nur geringe Wirkung auf den Kalifen und er spottete der so abenteuerlich vom fernen Westen hergekommenen Pilger; aber als ihm die Briefe und Schriften Bagi Lizans und der anderen Befehlshaber in Antiochia ihre Gefahr bewiesen, ward er anderer Meinung und fragte seine Emire um Rath. Von ihnen erwiederte Korboga stolz und höhnisch, daß er billig sich verwundern müsse über solche Klagen Bagi Lizans, da doch die Angriffe der Christen so leicht zurückzuschlagen seien; denn das beweise ihm seine Erfahrung in den Kriegen mit den Griechen und die aller Welt kundige völlige Niederlage des ersten christlichen Pilgerhaufens im Oktober des Jahres 1096. „Ich erbiete mich", sprach er dann, „das Heer gegen sie zu führen und verspreche, daß in sechs Monaten auch nicht ein einziger dieser Christen mehr am Leben sein soll." Auf die Worte Korbogas ließ der Kalif die Wahrsager seines Reiches befragen und alle erwiederten, daß die türkischen Waffen die christlichen besiegen würden. Nach solcher Antwort wurden die auch schon früher, aber nur läßig und langsam betriebenen Rüstungen mit größerem Eifer erneuert und es ward Bagi Lizan die Nachricht gegeben, daß binnen kurzer Frist ein zahlreiches Heer aus allen den seldschuckischen Türken unterworfenen Stämmen zu seinem Entsatze heranrücken werde.

Zunächst kam es nun Bagi Lizan und den Seinen darauf an, Zeit zu gewinnen. Er ließ die Fürsten des Christenheeres um einen Waffenstillstand ersuchen, und diese, welche hofften, daß ein solcher Antrag der Anfang zu weiter gehenden Unter=

handlungen sei, waren bereit, ihn zu gewähren. Da öffneten sich die Thore der Stadt und friedlich kamen die Türken hervor, um die gefürchteten Kreuzfahrer ohne alle Gefahr in der Nähe anzusehen; dagegen gingen Haufen von Franken über die Brücke, durchwanderten die geräumigen Straßen und betrachteten staunend die alten herrlichen Paläste. Bagi Lizan hatte gehofft, während dieses Waffenstillstandes sich besser mit Lebensmitteln versorgen zu können; aber trotz des im Lager nun reichlich vorhandenen Vorraths, den die genuesischen Kauffahrer nach St. Simeonshafen am Ausfluß des Orontes gebracht hatten, schlug diese Hoffnung völlig fehl, eben so sehr aber auch die der christlichen Fürsten auf weitere Unterhandlungen.

Der letzte Tag des Waffenstillstandes war angebrochen, als ein Pilger, Namens Walo, noch allein und unbewaffnet nahe den Mauern umherging. Da stürzten auf einmal bewaffnete Türken hervor und ihren Streichen mußte Walo bald ohne Widerstand erliegen. Sein Weib Umberga, die mit ihm im Lager war, blieb auf diese Kunde erst wie zur Bildsäule erstarrt stehen, dann wälzte sie sich krampfhaft am Boden und rief mit bittern Verwünschungen über die meineidigen Türken alle Freunde ihres Mannes zur blutigen Rache auf. Kaum gelang es ihrem Bruder, sie zu besänftigen und hinwegzuführen. Auch viele Andere nannten diese That der Türken einen Bruch des Waffenstillstandes; ob mit Recht, ist nicht mit Gewißheit zu entscheiden.

Auf alle Fälle brachte der Wiederanfang der Feindseligkeiten den Türken wenig Gewinn; denn ihre Lebensmittel und ihre Kraft nahmen ab und die der Abendländer stiegen mit jedem Tage. Viele der Geflohenen, die während der winterlichen Schrecknisse bei den christlichen Besatzungen in den Burgen des Landes Schutz gesucht hatten, kehrten nun zurück, um ferner Theil zu haben an den Siegen ihrer Brüder. Sie hatten sich durch die Winterruhe gestärkt und viele von ihnen führten auch Pferde mit sich, an denen das Kreuzheer nach den schweren Verlusten des Winters noch immer Mangel litt. Gottfrieds Bruder Balduin, der sich schon früher in Edessa jenseits des Euphrat ein eigenes Fürstenthum erworben und dort die Mühseligkeiten der Pilger vor Antiochia vernommen hatte, schickte im März seinem Bruder Gottfried von Bouillon sämmtliche Einkünfte der Burg Tellbascher in Wein, Oel und Getreide und außerdem fünfzigtausend Goldstücke. Solchen Gaben gesellte einer von Balduins armenischen Freunden, Namens Nikus, ein reiches und geräumiges Zelt hinzu; aber Pancratius, der einstige Führer und dann Verräther Balduins, hatte einen Hinterhalt an den Weg gelegt. Er ließ den Boten des Armeniers dieß kostbare Zelt wegnehmen und schickte es als sein eigenes Geschenk an Boemund von Tarent. Dieser nahm es an, obwohl er der Sache kundig war; aber Gottfried entbrannte darüber in heftigen Zorn. Er rief Robert von Flandern zu sich und ging mit ihm zu Boemund, um ihn zu Rede zu stellen. Der Normann erwiederte, daß Niemand ein Recht habe, ihn nach dem Ursprunge eines ihm gemachten Geschenkes zu fragen und wies jegliche Forderung Gottfrieds ab. Die anderen Fürsten legten sich ins Mittel und baten die beiden so angesehenen Männer, daß doch nicht um einer solchen Sache willen Spaltung und Zwietracht entstände und allem Volke ein Aergerniß gegeben würde; allein erst nach vielem Zureden vermochten sie Boemund zur Uebergabe des Geschenkes an Gottfried zu bewegen.

Und in der That hatten die anderen Fürsten Recht mit ihren Bitten und Ermahnungen zum Frieden, der niemals nothwendiger war, als damals; denn immer bedenklicher wurden die Nachrichten aus dem Osten, wo sich wie drohende Gewitterwolken Korbogas Schaaren zusammenhäuften. Wiederum überkam die Furcht viele Pilger, die sich durch heimliche Flucht zu retten suchten; aber man achtete ihrer nicht so sehr, bis das Beispiel eines hervorragenden Mannes Alle in Schrecken setzte. Das erste dieser Art hatte im Winter Robert von der Normandie gegeben, den doch die dreimalige Androhung des Bannes zur Rückkehr vermocht hatte; aber nun im Frühling 1098 verschwand Allen unerwartet auf einmal Graf Stephan von Chartres und Blois, kurze Zeit nachdem er den Vorsitz im Rathe der Fürsten geführt hatte. Mit seinem Gefolge ging er nach Klein=Alexandria in Cilicien, um dort, wie er sagte, seine geschwächte Gesundheit zu kräftigen; in Wahrheit aber, um den Erfolg abzuwarten und entweder bei günstiger Entscheidung zum Kreuzheere zurückzukehren, oder im unglücklichen Falle sich die Heimfahrt offen zu halten; denn zu diesem Zwecke lagen längst im Hafen von Alexandria Fahrzeuge für ihn bereit. Ewige Schande, das war die Meinung aller Fürsten, werde fortan auf dem Namen Stephans lasten; aber schlimmer für sie, als dieß, war die Nachfolge, die das Beispiel eines solchen Mannes bei den andern Pilgern finden würde. Um dem zuvorzukommen, ließen sie den Herold durch das ganze Lager ausrufen, daß jegliche unerlaubte Entfernung vom Heere, sei es ein Armer und Geringer, sei es ein Mächtiger und Vornehmer, unnachsichtlich mit dem Tode bestraft werden sollte. Also gelang es, theils durch die innere Kraft der Menschen, theils durch den äußeren Zwang der Drohung von jenem Tage an das Heer gegen alles bösliche Verlassen Einzelner und Vieler zu schützen.

Dennoch konnten die Fürsten nur mit bangem Blicke in die Zukunft schauen! Zwar hatten sie die Stadt ringsum eingeschlossen, es gelang den Antiochiern keiner der früher so unheilbringenden Ausfälle mehr und ohne allen Zweifel mußte den Belagerten der Hunger bald eben so verderblich werden, wie ihnen selber in den Wintermonaten; aber die Aussicht ward darum für die Pilger nicht heller; denn jeder Tag und jede Woche, welche die Noth in Antiochia mehrte, führte auch die unzähligen Schwärme Korbogas näher heran. Der Frühling stieg nieder auf die Erde mit seinen Blättern und Blumen, es war zu verwundern, daß die Gefürchteten noch immer nicht erschienen; aber Korbogas Langsamkeit war doch immer nur ein Aufschub des Verderbens. Nur einer der christlichen Fürsten, der verschlagene Normann Boemund, bewahrte in sich selber die Hoffnung der Rettung und des Sieges durch ein nur ihm bekanntes Mittel; aber bevor er es versuchte, wollte der herrschsüchtige und habgierige Mann sich den vollen und höchsten Preis desselben sichern.

Als die Türken im Jahre 1084 nach zwölfjähriger Belagerung das feste Antiochia endlich bezwangen, ließen sie die christlichen Einwohner der Stadt am Leben, aber sie überließen

ihnen die niedrigsten Beschäftigungen, während sie das Recht, die Waffen zu führen, auf sich allein beschränkten. Manche Christen jedoch traten freiwillig oder gezwungen zur Lehre Muhameds über, unter ihnen besonders viele vornehme Familien, die dann ihren Rang und Stand behielten. Zu diesen gehörte das Geschlecht der Beni Zerra, d. h. Söhne des Panzerschmiedes, nach der Herkunft ihres Stammes also benannt, und ihnen war an der Westseite der Stadt neben dem Georgsthor ein fester Thurm zur Bewachung anvertraut. Die Häupter dieser Familie waren zwei Brüder, von denen der ältere mit seinem griechischen Namen Pyrrhus, mit dem türkischen Firuz genannt, bei Bagi Sizan hoch angesehen war. Dennoch war er widerwillig gegen die türkische Herrschaft und als das Kreuzheer sich rund um Antiochia lagerte und unter den Türken der Name Boemunds als der des gefürchtetsten Helden der Pilger genannt ward, knüpfte Pyrrhus durch zuverläßige, als Griechen verkleidete Boten, Aller Augen verborgen, eine heimliche Verbindung mit ihm an. Boemund forderte ihn auf, durch die Uebergabe seines Thurmes die Pilger in die Stadt einzulassen und also sie ihm zu überliefern; aber die Gefahren dieses bedenklichen Unternehmens lasteten schwer auf der Seele des Pyrrhus und täglich und stündlich wog er die Aussichten des Gelingens und Fehlschlagens gegen einander ab. Als die Boten mit der Nachricht von Korboga's Herannahen täglich in der Stadt eintrafen, gab Pyrrhus seinem Freunde unablässig Kunde davon und warnte ihn vor der drohenden Gefahr. Um so mehr erneuerte Boemund seine Aufforderungen, denen Pyrrhus nach langer Ueberlegung sich endlich willfährig zeigte, jedoch unter der Bedingung, daß Boemund sich bei den anderen Fürsten nach der Einnahme der Stadt den Oberbefehl in derselben sichere; denn bei einer Theilung derselben sei auch ihm sein Lohn für die Uebergabe nicht gewiß. Diese Forderung entsprach ganz der Absicht und den Wünschen Boemunds; aber es war die Frage, ob die anderen christlichen Fürsten darein willigen würden.

Deshalb suchte Boemund durch allerlei Fragen und Andeutungen die Stimmung des Herzogs Gottfried von Bouillon, der beiden Robert und Hugos von Vermandois zu erforschen, und als er sie nicht ungünstig zu finden meinte, schlug er ihnen seine Forderung vor, daß die Stadt dem gehören solle, welcher es vermöge, sich in ihren Besitz zu setzen. Die Fürsten fanden das billig; aber als auch Raimund von Toulouse um seine Zustimmung gefragt wurde, errieth der gegen Boemund immer argwöhnische Provenzale sofort die Lage der Dinge und erwiederte, daß eine solche Uebereinkunft ihrem Lehnseide widerstrebe, den sie dem griechischen Kaiser geleistet hätten, und daß er darum niemals seine Einwilligung geben werde. Boemund schwieg und wartete ab, bis die dringende Noth Raimund eben so wie die anderen Fürsten zur Gewährung zwingen werde. Der listige Normann spielte das höchste und gefährlichste Spiel mit seinem eigenen Leben, wie mit demjenigen seiner Gefährten und der ganzen Unternehmung des Kreuzzuges; denn die alleinige Wahrscheinlichkeit des Gelingens ruhte auf den Irrthümern und dem Zaudern Korboga's. Es war damals Mai, Korboga hätte längst da sein können; aber wie sein Heer daheim mit fast unbegreiflicher Langsamkeit ausgerüstet war, so zog er auch auf dem Wege schwerfällig Schritt vor Schritt einher. Sehnsüchtig schaute Bagi Sizan von den Mauern Antiochia's nach Osten; aber vergebens, ein Tag nach dem andern verrann und Korboga's Feldzeichen ließen sich nicht blicken.

Als er mit seinem gewaltigen Heere, das man auf zweimalhunderttausend Krieger schätzte, durch Mesopotamien sich dem Euphrat näherte, vernahm er, daß einer der Fürsten des Abendlandes abgesondert von allen übrigen, zu Edessa sich ein eigenes reiches Fürstenthum erworben habe. Die strenge Verfolgung des Hauptzweckes hätte Korboga geboten, diesen Zweig der christlichen Macht durch eine kleinere Abtheilung zu beobachten und selber mit aller Kraft auf das von zwei Seiten angegriffene Hauptheer vor Antiochia sich zu werfen; allein sein Stolz ertrug es nicht, irgend einen Feind unbezwungen hinter sich zurückzulassen und er gebot zuerst, das feste Edessa zu umlagern und zu erstürmen. Als Balduin diese Seitenwendung des Völkerschwarmes gegen seine Stadt vernahm, benützte er die kurze ihm noch verstattete Frist zur Herbeischaffung reichlicher Vorräthe. Dann konnte er mit Ruhe und Sicherheit von den festen Mauern aus die Zeltreihen des unermeßlichen Türkenheeres betrachten, das an Unkunde der Belagerungskunst mit den Kreuzfahrern auf gleicher Höhe stand. Drei Wochen wurden also nutzlos hingebracht, bis endlich dem Feldherrn Korboga die Ueberzeugung aufging, daß der Ausgang des Kampfes mit der Hauptmacht der Kreuzfahrer auch über Balduin entscheiden müsse. Da gab er den Befehl zum Aufbruch gegen Antiochia; aber entweder aus stolzer Verachtung aller sonst gebräuchlichen kriegerischen Maßregeln gegen die Franken, oder gehemmt durch die sich entwickelnde Eifersucht und die Widersetzlichkeit der Fürsten seines Heeres gegen ihn, bewegte Korboga sich auch dann noch so schwerfällig langsam vorwärts, daß die Kundschafter des christlichen Heeres von der Umgegend von Edessa aus, wo sie ihre Nachrichten eingezogen hatten, am 2. Juni, sieben Tage eher wieder vor Antiochia anlangten, als man dort die ersten Türkenschaaren gewahrte. Aber die Nachrichten dieser Kundschafter, als die man vier der edelsten und angesehensten Ritter des Heeres ausgewählt hatte, waren nur Unheil und Verderben verkündend. „Wie ein gewaltiger Strom", also sprachen sie, „die Gewässer der kleineren in sich aufnimmt und sie allesammt dem Meere zuwälzt, so hat auch dieses Heer die Mannschaften aller Völker, die den Türken gehorchen, von nah und fern in sich vereinigt und Tod und Verderben drohend ziehen sie gegen uns heran". Es ward den Boten untersagt, die traurige Gewißheit dem Volke der Pilger mitzutheilen, sie sollte ein ausschließliches Besitzthum der Fürsten und Edeln bleiben, den Andern ließ man den reichen Schatz ihrer Vermuthungen und Befürchtungen.

Bei solcher Lage der Dinge geschahen wiederholte Berathungen, ob nicht noch vorher etwas Erfolgreiches unternommen werden könne; aber Keinem machte es Schwierigkeit, die mannigfachen Vorschläge durch allerlei Gründe als unausführbar nachzuweisen. Dennoch ließen die Fürsten nicht ab, zu forschen und zu fragen und versammelten sich zum selben Zwecke, wie an den vorhergehenden Tagen, auch am Morgen des 7. Juni 1098. Einige riethen, man solle, wie auch früher gegen die Schaaren des Emirs von Aleppo geschehen, mit einem

Theile der Macht ausziehen, Gott um Hülfe anrufen und einige Meilen vom Lager entfernt die türkischen Heeresmassen besiegen; dagegen sagten Andere, daß dieses Mittel gerade geeignet sei, den einen Theil des Heeres den herannahenden Türken, den anderen Theil den ausfallenden Antiochanern zum widerstandslosen Schlachten hinzuopfern, deßhalb solle man lieber mit der ganzen Macht dem Feinde entgegengehen und so ihn schlagen; aber die Ersten fragten spöttisch, ob denn in diesem Falle die Antiochaner wohl ruhig daheim bleiben würden, um ohne eigenes Zuthun den Ausgang abzuwarten. Boemund saß schweigend da und ließ die Andern eine Weile die Gründe für und wider erwägen. Endlich erhob er sich, trat zu den Fürsten des Zuges und ersuchte Gottfried von Bouillon, die beiden Robert und Raimund von Toulouse um eine geheime Besprechung. Zu diesen redete er folgendermaßen: „Ihr streitet hin und her über müßige Fragen; denn, ob wir im Lager bleiben, bis Korboga kommt, oder ob wir hinausziehen, es ist auf jeden Fall um uns geschehen. Es ist nur ein Mittel, das uns retten kann, nämlich die Einnahme der Stadt vor der Ankunft dieser zahllosen Schaaren. Dieses Mittel ruht in meiner Hand; denn ich habe ein Einverständniß mit dem türkischen Befehlshaber eines Thurmes in der Stadt, und es bedarf nur meines Wortes, um uns durch diesen Thurm den Eingang in Antiochien zu eröffnen. Allein nur dann bin ich zu diesem Wagestücke bereit, wenn ihr mir die Stadt Antiochia nach der Einnahme zusprecht als ein erbliches Besitzthum. Dieß ist meine Bedingung; wenn Jemand von euch einen besseren Weg zur Rettung weiß, so bin ich bereit, zurückzutreten."

Diese Worte des schlauen Normannen erfüllten die Mehrzahl der Fürsten mit großer Freude, Gottfried und die beiden Robert erklärten ihm feierlich ihre Zustimmung zu seiner Forderung, nur Raimund von Toulouse erwiderte verdrossen, daß er seinen Antheil an der eroberten Stadt Niemandem abtreten wolle. Alle aber verpflichteten sich dem Fürsten Boemund mit einem Handschlage, daß sie das ihnen also anvertraute Geheimniß keinem Menschen offenbaren würden, und baten ihn, da die höchste Gefahr im Verzuge sei, so bald wie möglich seinen Plan ins Werk zu richten. Dieser Aufforderung bedurfte es für Boemund nicht; denn er selber wußte eben so wohl wie die Anderen und durch seine besseren Nachrichten genauer als sie, wie nahe schon Korboga nach dem Aufgeben der Belagerung von Edessa ihnen sein mußte. Sogleich nach dem Schlusse der Versammlung ging sein Bote an Pyrrhus ab und gelangte auf dem gewohnten Wege, der uns jedoch nicht näher angegeben ist, glücklich zum Thurme desselben.

Der Bote fand den Pyrrhus in großer Aufregung; denn einige Tage vorher war ihm eine schwere Kränkung zugefügt, die uns auf verschiedene Weise erzählt wird. Einige sagen, Bagi Lizan selber habe ihm die Vorräthe, welche Pyrrhus wegen der immer näher heranrückenden Hungersnoth für sich und die Seinen aufbewahrte, mit Gewalt hinwegnehmen und unter Bedürftige vertheilen lassen. Andere berichten uns von einer Ehrenkränkung, welche die Gattin des Pyrrhus von einem vornehmen Türken habe erdulden müssen, und von der selbst der erwachsene Sohn des Pyrrhus seine Mutter nicht habe erretten können. Die Erzählung desselben habe Pyrrhus mit grimmiger Wuth erfüllt und in seinem Zorne habe er allen Türken Vernichtung geschworen. Wie dem aber auch sei, Pyrrhus sandte auf die Anfrage Boemund's seinen Sohn selber zu diesem und ließ ihm sagen, daß seinerseits kein Hinderniß vorhanden sei, die beabsichtigte Unternehmung gleich in der folgenden Nacht auszuführen. Darum möge das Pilgerheer sich bereit halten, und um die Türken in der Stadt völlig irre zu leiten, sollten die Fürsten noch bei hellem Tageslicht mit ihren Schaaren aufbrechen, als wollten sie gen Osten hin den Feinden entgegenziehen. Bei einbrechender Dämmerung müßten sie zurückkehren, um in der Stille der Nacht gegen die Mauer vorzurücken, und um Mitternacht solle Boemund bereit sein, auf seine Aufforderung von der Mauer aus zu handeln. Nachdem der Jüngling ihm dieses berichtet, führte Boemund ihn, der zugleich als Unterpfand von Seiten des Pyrrhus diente, mit sich zu den anderen Großen des abendländischen Heeres. Sie erklärten sich Alle willfährig, den Anordnungen Boemund's zu folgen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung im Leben der Menschen, daß sich häufig bei wichtigen Ereignissen dunkle Ahnungen von etwas Bevorstehendem in der Seele dieses oder jenes Betheiligten regen. Daß dieses in Antiochia geschah, darf uns um so weniger in Verwunderung setzen, weil zwar die Stadt um ihrer Herren willen türkisch war, aber dessenungeachtet in sich eine große Anzahl von Christen barg, von denen leicht zu denken war, daß sie lieber mit den Kreuzfahrern gemeinschaftliche Sache machten, als mit ihren herrischen Gebietern. Von solchem unbestimmten Argwohn erregt, raunten die Türken sich allerlei Muthmaßungen über Verrath in die Ohren, keiner von ihnen wußte etwas Gewisses anzugeben; aber ihr Verdacht haftete bald auf diesem, bald auf jenem Christen oder Renegaten. Darum geschah es, daß am Abend desselben Tages, zu dessen Mittagszeit Pyrrhus seinen Sohn an Boemund geschickt hatte, er selber zu Bagi Lizan berufen ward, damit man ihn prüfe, ob irgend welche Gründe zum Verdachte gegen ihn vorhanden seien oder nicht. Doch Pyrrhus war nicht minder schlau, als die, welche ihn ausforschen wollten, und verband mit der List eine überlegene Dreistigkeit. An den ersten Fragen erkannte er, wovon hier die Rede sein sollte, und begann sofort zu Bagi Lizan und den anderen Befehlshabern zu reden: „Euere Sorgfalt um die Errettung unserer Stadt, um das Wohl unserer Weiber und Kinder kann nicht genug anerkannt und gepriesen werden. Möge es darum auch mir verstattet sein, euch meine Ansicht mitzutheilen, wie man dem türkischen Verrathe, den ihr mit Recht am meisten fürchtet, am sichersten entgegentreten könne. Ein solcher ist nur möglich durch die Befehlshaber der Thürme oder wenigstens mit deren Vorwissen, und darum scheint es mir das geeignetste Mittel, um jeden auch schon etwa eingeleiteten Verrath im Keime zu ersticken, wenn in dem Oberbefehl über diese Thürme häufiger und plötzlicher, Allen unerwarteter Wechsel Statt findet. Dadurch wird jede Verständigung mit dem Feinde zunichte gemacht." Diese Rede überraschte die Anwesenden, Pyrrhus hatte sich nach ihrer Meinung vollkommen gerechtfertigt und die Zweckmäßigkeit seines Vorschlages leuchtete Allen ein. Er ward sofort zum Beschlusse erhoben; aber der Tag war schon zu weit

vorgerückt, als daß man noch die nöthige Einleitung zu solchen Veränderungen hätte treffen können. Darum verschob man sie auf den folgenden Tag. In jenem Augenblicke schwebte das Geschick von Hunderttausenden, des ganzen Kreuzzugs und aller seiner heilsamen und schädlichen Folgen für das Menschengeschlecht, auf den Lippen Bagi Sizan's; aber die Gottesgabe der Kurzsichtigkeit der Menschen weiß heute nicht, was morgen sein wird.

Um drei Uhr Nachmittags, am 7. Juni 1098, erschollen die Hörner und die Stimme des Heroldes durch das Lager der Kreuzfahrer und ermahnten Alle, sich zu rüsten zum sofortigen Aufbruche gen Osten. Pyrrhus stand mit seinem jüngeren Bruder auf der Mauer und erkannte an dem vorgeblichen Abzuge der Franken, daß Boemund und die anderen Fürsten seinen Weisungen Folge leisteten. Aber er war noch zweifelhaft, wessen er sich von seinem Bruder zu versehen hätte, und begann daher folgendermaßen zu ihm: „Es thut mir leid, mein Bruder, um alle diese Pilger, welche über kurz oder lang völlige Vernichtung ereilen wird; denn, wenn wir uns die Wahrheit aufrichtig bekennen wollen, so verbindet uns auch jetzt noch mit ihnen ein und derselbe christliche Glaube." Aber der jüngere Bruder entgegnete ihm unwillig: „Es ist wahrlich eine Thorheit von uns, auch nur Mitleid mit diesem wilden Haufen haben zu wollen; denn von dem Tage an, wo diese Kreuzfahrer das Land betreten haben, ist unsere Lage schlimmer geworden, als jemals vorher, und es wäre nicht einmal möglich, daß der Nutzen, den wir von ihnen zu erwarten hätten, jemals das Unheil aufwäge, das wir schon jetzt um ihretwillen erduldet haben". Pyrrhus hatte genug gehört, um von allen weiteren Versuchen abzustehen, und Beide sahen schweigend dem Zuge zu, bis er sich in der Ferne ihren Blicken verlor. Den Abend hindurch marschirten die Pilger kreuz und quer herum, keiner von den geringeren unter ihnen wußte Etwas von dem Plane, selbst nur wenige der Edeln waren ins Vertrauen gezogen. Darum verwunderten sich Alle, als gegen die Nacht hin der Befehl erging, in aller Stille zum Lager zurückzukehren.

Boemund bereitete am Abend Alles vor und ließ eine lange lederne Strickleiter verfertigen. Nach Mitternacht war er mit einem starken Haufen nahe dem Georgsthore und schickte den vertrauten Unterhändler voraus, damit er bei Pyrrhus anfrage. Mit leiser Stimme ward ihm die Antwort: „Sitzt ruhig und still, bis der wachhabende Befehlshaber, der die Runde hat und eben jetzt kommt, mit seiner Schaar vorüber ist." Bald erglänzten die Fackeln auf der Mauer und warfen ihren dunkeln Schein hinab auf die lauernden Kreuzfahrer; aber der Emir ahnte nicht, was unten vorging, er lobte den wachsamen Pyrrhus und zog ruhig vorüber. Eine Weile noch wartete Pyrrhus, dann gab er durch einen herabgeworfenen Stein das verabredete Zeichen und schweigend schlichen die Kreuzfahrer bis an die Mauer vor. Boemund selber befestigte die lederne Strickleiter an das hanfene Tau, das Pyrrhus von oben ab hernieder ließ und ermahnte dann die Seinen hinaufzusteigen. Alle standen still und scheuten sich vor dem Wagniß, da trat zuerst Fulcher von Chartres vor, er kletterte hinan und seinem Beispiele folgten sechszig andere. Als diese oben waren und Pyrrhus unter ihnen vergebens nach Boemund sich umschaute, begann er auch um der kleinen Zahl willen zu sorgen und zu fürchten und fragte ängstlich: „Sind das alle Franken? die Zahl ist klein; aber wo ist Boemund, wo ist der unbesiegte Krieger?" Auf diese Worte kletterte der Unterhändler zwischen ihm und Boemund wieder hinab, eilte zu Boemund und sprach: „Was zauderst Du noch? die Unsern haben schon drei Thürme genommen; aber sie harren Deiner, eile zu uns!" Boemund folgte der Aufforderung und stieg hinan. Als er oben die Zinne erfaßte, ergriff Pyrrhus seine Hand und sprach: „Willkommen sei mir diese tapfere Hand!"

Das erste Opfer, das unter dem Schwerte der Kreuzfahrer fiel, war der jüngere Bruder des Pyrrhus. Einige berichten, dieser habe selber seinen Bruder erschlagen; indessen nöthigen sie uns nicht, diese That anzunehmen. Dagegen ist es ohne Zweifel, daß Pyrrhus, als er einmal so weit gegangen war, ihn nicht mehr retten konnte. Die Pilger vertheilten sich unterdessen über die Mauer in die benachbarten Thürme, zugleich mehrte sich der Haufe durch die Heraufsteigenden; aber bald ward der Andrang so heftig, daß die Leiter zerriß. Das versetzte die Kreuzfahrer auf der Mauer in heftige Bestürzung, aber Pyrrhus wußte Rath zu schaffen. Es war links unfern von da, eine kleine Ausfallspforte und diese gebot er zuerst zu nehmen und zu öffnen. Die Nacht war so dunkel, daß die Pilger nur tastend und tappend sich zurecht fanden; aber sie erreichten das Thor, erschlugen die Wächter desselben und hoben es mit Hebebäumen empor, daß es krachend aus seinen Angeln stürzte. Da strömten die davor Gelagerten in stärkeren Haufen herein. Ihr Losungswort: „Gott will es! Gott will es!" erscholl unheilverkündend in die Gassen der noch immer stillen Stadt und scheuchte die schlaftrunkenen Türken von ihrem Lager. Es waren bereits zehn Thürme der Mauer in den Händen der Christen, bevor sie auf einen erheblichen Widerstand stießen, erst da vernahm man einigen Lärm und Rufen in der Stadt.

Unterdessen waren die Fürsten, welche Boemund bis nahe an die Mauer geleitet hatten, nach der ersten Kunde von dem Gelingen des Besteigens derselben, eiligst in ihr Lager zurückgekehrt und ließen beim ersten Scheine des Morgenroths die Schläfer durch die Hörner zu den Waffen rufen. Auch im Lager Raimunds von Toulouse erwachten die Provenzalen von dem Lärm und dem Rufen, sie sprangen auf und Einer sprach bekümmert zum Andern: „Weh uns, der Entsatz der Türken ist gekommen!" Sie eilten aus den Zelten hervor und blickten nach den Mauern Antiochias, eben war beim Aufleuchten des Morgens die Fahne Boemunds auf einem hochgelegenen Thurme unweit vom Brückthore aufgepflanzt und wallte im frischen Hauche des Morgenwindes blutroth nieder. Es war den Normannen gelungen, bis zum Brückthore vorzudringen, die Besatzung dort fiel unter ihren Streichen und mit freudigem Jubel ward unter dem Rufe: „Gott will es! Gott will es!" das Brückthor geöffnet. In dichten Haufen zogen die Kreuzfahrer über die steinerne Brücke und ergossen sich durch die Straßen von Antiochia.

Hier und da versuchte es ein gesammelter Haufe, den eindringenden Abendländern Widerstand zu leisten, aber das

Siegesbewußtsein der Christen und die Verzagtheit der im Schlafe überraschten Türken vereitelten die vereinzelten Anstrengungen. Selbst die Gerüchte über einen beabsichtigten Verrath, welche in den verflossenen Tagen bei den Türken von Mund zu Mund gegangen waren, wurden Vielen nun eine Ursache des Verderbens, denn manche von ihnen hatten gemeint, daß nur die Ermordung aller Griechen und Armenier in der Stadt sie selber retten könne, und als die ersten Weherufe durch die stille Nacht ihr schlaftrunkenes Ohr erreichten, wähnten sie, daß Bagi Lizan ihrem Verlangen willfahre und nun den Mord an den Christen vollziehen lasse. Erst die eigene Erfahrung an sich belehrte Manchen vom Gegentheil, und die Christen in der Stadt, eingedenk der vierzehnjährigen Leiden und Demüthigungen, säumten nicht, ihre Dienste als Wegweiser und Führer gegen ihre Dränger anzubieten. Zwar oft geriethen sie auch selber in Gefahr und dann vermochte sie nur das Anstimmen des Kyrie eleison (Herr, erbarme dich unser) vor dem vernichtenden Schwerte der Kreuzfahrer zu schützen. Wo Einige sich auf dieß Rettungsmittel nicht besannen, da fand auch unter ihnen kein Alter, kein Geschlecht, kein Rang noch Stand Gnade vor dem Mordgewehre der Pilger. „Es war eine Freude anzusehen," erzählt uns der Provenzale Raimund, ein Kaplan des Grafen Raimund von Toulouse, „wie so manche Türken, wenn sie schon entronnen zu sein glaubten, doch noch von den Unsrigen erhascht wurden und verbluten mußten. Doch ein Anblick war wahrhaft herzerfreuend und ergötzend. Eine Schaar von dreihundert türkischen Reitern hatte sich gesammelt und suchte auf den Berg zu entkommen, auf welchem in der Südwestecke der Stadt das von den Unsern noch nicht genommene Kastell lag. Zwischen diesem und dem südlichern Abhange, von welchem sie niederritten, war zur Seite des Weges ein jäher Absturz. An ihm ritten die Türken einher, als die Unsern sich ihnen entgegenstellten und sie zum Weichen zwangen. Sie wendeten ihre Pferde so hastig und die Unsern drängten zugleich auch von der andern Seite mit solchem Ungestüm auf sie ein, daß sie die Thiere nicht wieder zum Stehen bringen konnten, sondern alle kopfüber in den Abgrund stürzten und da zerschmetterten. Das erfüllte uns mit hoher Freude, aber es that uns doch leid um die Pferde." Also der Kaplan, und welches Schicksal denen zu Theil wurde, welche lebend in die Hand der Streiter Gottes fielen, bedarf nach solchem Vorgange nicht mehr der Worte.

Doch gelang es auch Einigen, sich mit Stricken von der südlichen Mauer niederzulassen oder durch verborgene Wege und Ausfallspförtchen zu entkommen. Unter diesen war Bagi Lizan. Allein und verlassen, bei dem gewaltigen Schlage des über ihn hereinbrechenden Schicksals kaum noch seiner Sinne mächtig, irrte der alte Mann in der Frühe des Junimorgens auf verborgenen Pfaden umher und suchte in Todesangst den schrecklichen Würgern zu entfliehen. Zufällig begegneten ihm einige armenische Bauern, welche ihn erkannten und sofort herbeieilten, um ihm nach gewohnter Weise ihre Huldigung darzubringen; aber der Mangel aller Begleitung, sein verstörtes Aussehen ließ sie bald errathen, was da geschehen war. Sie rissen ihn, der sich nicht mehr zu wehren vermochte, von seinem Thiere nieder zur Erde, zogen ihm sein Schwert aus der Scheide und hieben ihm das Haupt ab. Dieses brachten sie mit seinem Wehrgehenk nach Antiochia und boten es den Fürsten der Abendländer dar. Das Haupt war außerordentlich groß und dick, mit grauen Haaren bedeckt, und sein Bart war so lang, daß er ihm vom Kinne niedergewallt haben mußte bis über die Mitte des Leibes. Der Werth des Wehrgehenks ward auf sechszig goldene Byzantiner geschätzt.

Während dies dem Bagi Lizan geschah, hatte sein Sohn Schams Eddewlet, entschlossener und thatkräftiger als der alte Vater, in Antiochia eine Schaar von dreitausend Mann gesammelt. Die Stadt war verloren das lag klar am Tage; aber noch ragte hoch über dieselbe unbezwungen die Burg empor. Festen Muthes kämpfte Schams Eddewlet sich durch die plündernden Haufen der Pilger und erreichte die Höhe noch eben vorher, als Boemund in voller Anerkennung der Wichtigkeit des Kastells vor demselben mit seinem Haufen ankam. Es gelang auch dem Normannen im ersten Anlaufe einen Thurm einzunehmen; aber die Türken hatten hier die Uebermacht und, als Boemund selber eine Wunde am Schenkel empfing und nur mit Mühe dem Gewühle sich zu entziehen vermochte, gaben seine Krieger den ungleichen Kampf auf und wichen zurück. Nur einer von ihnen wollte nicht fliehen, er eilte vor den andringenden Türken von Stockwerk zu Stockwerk bis zu den Zinnen hinauf und als er hier den unvermeidlichen Tod vor Augen sah, sprang er in voller Rüstung mit Schild und Schwert in den unten dichtgedrängten Türkenhaufen hinab, um auch noch im Tode sich selber zu rächen und einige der Feinde mit in's Verderben zu reißen.

Also kam Antiochia nach achtmonatlicher Belagerung, vom 20. October 1097 bis zum 7. Juni 1098 in die Gewalt der Kreuzfahrer, ohne daß diese ein Belagerungswerkzeug angelegt hatten. Nur das Kastell blieb in den Händen der Türken und trotzdem, daß die gesammte Macht der Fürsten es am achten Juni bestürmte, wiesen die Türken sie alle standhaft zurück. Am Morgen des 9. Juni 1098 aber vernahmen die Wächter auf den Thürmen neue Hörner und erblickten unbekannte Feldzeichen. Korboga erfüllte das umliegende Land mit seinen unzähligen Schaaren, aber für Antiochia war es zu spät, das wichtigste Ereigniß des ganzen Kreuzzuges war geschehen und Boemund hatte sein verwegenes Spiel gewonnen.

Dr. O. Klopp.

Natalia Narischkin.

Michael Fedorowitsch, Czar der Russen, war der Sohn Philaretes', des Bischofs von Rostow; er gehörte von mütterlicher Seite als nächster Blutsverwandter des Czaren Feodor Iwanowitsch, dem Romanowschen Hause an. Demetrius, der tyrannische Usurpator, hatte Philaretes nach Polen als Gesandten geschickt, wo man ihn nach jenes Wunsche als Gefangenen zurückhielt. Aber die Knäsen und Bojaren hatten eine so große Verehrung für den Bischof und dessen Gattin, daß sie seinen Sohn Michael Fedorowitsch zum Czaren erwählten, obschon er nicht mehr als 15 Jahre zählte.

Philaretes wurde gegen einige polnische Gefangene aus-

gewechselt und zum Patriarchen der Kirche erhoben, in welcher Stellung er mit großer Weisheit und vielem Glück dem unerfahrenen Czaren bei dem gefahrvollen Geschäfte des Regierens beistand.

Michael lenkte den russischen Staat 33 Jahre und die Festigkeit seiner Administration, durch Sanftmuth gemildert, befestigten seine Macht, während Wohlstand und Friede ihn dem Volke theuer machten. Da er sich zu vermählen wünschte, und zwar aus Herzensneigung, so gab er Befehl, daß große Mengen von Lebensmitteln in Moskau beim Anfange des Winters herbeigeschafft würden, damit er in den Stand gesetzt sei, zahlreiche Gäste um sich zu sehen. Zu gleicher Zeit erließ er Proklamationen durch das ganze Kaiserreich und lud alle jungen und schönen Mädchen ein, seinen Hof zu besuchen. Michael besuchte sodann seine Gäste in kleinen Privatgesellschaften oder präsidirte bei königlichen Festen und Bällen und großen Cirkeln. Als es das Wetter gestattete, begaben sich die Gäste in ihre Heimath zurück, im Besitz reichlicher Geschenke und angenehmer Erinnerungen. Diejenige Dame aber, welche die Ehre hatte, dem Czaren am besten zu gefallen, erhielt ein köstliches Brautkleid in die Heimath nachgeschickt und ward auf diese Weise mit dem Wunsche des Czaren, sie als Gemahlin zu besitzen, bekannt gemacht. Der Name der Glücklichen war Strechen. Ihr Vater pflügte das Feld, als man ihm die Nachricht brachte, daß er Schwiegervater des Czaren werden sollte.

Alexius folgte seinem Vater Michael; er war, obgleich unglücklich in seinem Kriege mit Schweden, dennoch ein Fürst von ausgezeichneten Geistesgaben. Er verbesserte die Landwirthschaft, führte Seiden- und Leinenmanufakturen ein und gab sich Mühe, den Bojaren Geschmack an Kunst und Wissenschaft einzupflanzen, indem er ihnen durch eigene Studien und als Gönner aller Wissenschaften mit gutem Beispiele voran ging. Er beschenkte Rußland mit einem Gesetzbuche und brachte in der Armee ein regelmäßiges System der Disciplin zu Stande. Nachdem er in seinem siebenzehnten Jahre sich nach seines Vaters Art vermählt und zehn Jahre eine glückliche Ehe geführt hatte, ward er Wittwer. Zwanzig Monate waren seit dem Tode seiner Gemahlin verflossen und aufs Neue sollten die Schönsten seiner ausgedehnten Reiche zur Wahl zusammenberufen werden, als er seine Neigung auf ein elternloses Mädchen, Natalia Kesilowna Narischkin, warf.

Dieser historische trait d'amour, welcher mehr das Ansehen eines Romanes trägt und nicht mit den sonst nüchternen Heirathsengagements des wirklichen Lebens übereinstimmt, ist wenig außerhalb Rußland bekannt und dürfte nicht ohne Interesse für das Publikum sein.

Alexius nahm sich vor, eine Gemahlin zu suchen, wie sie sein Herz wünschte, und in dieser Absicht legte er alle äußeren Abzeichen seiner Würde bei Seite, durchreiste das Land, oder besuchte die mittleren Klassen Moskau's bald als Botaniker, bald als Gelehrter, der einem alten Manuscripte nachspürt. Oft auch galt der Czar für einen Lederkaufmann von Kasan, oder für einen Lehrer einer der zahlreichen Schulen, die in Rußland zu einer sehr frühen Periode schon gegründet waren.

Eine geringe Anzahl treuer Diener folgte ihm in geringer Entfernung, von denen er, ohne sie in seine weiteren Absichten einzuweihen, Erkundigungen über die Familien einzog, welche er besuchte, und so lernte er den Zustand seines Volkes zugleich auf das Genaueste kennen. Mancher Monat verging während dieser Incognitoforschungen und der Czar schien beinahe an ihrem glücklichen Erfolge zu verzweifeln, als seine glühendsten Hoffnungen mit einem Male sich zu erfüllen schienen.

Ein gelehrter Russe, Namens Matweof, hatte dem Kaiser oftmals bei der Ausführung seiner Pläne, welche die Unterrichtung und Ausbildung seines Volkes zum Zwecke hatten, treffliche Dienste geleistet; da derselbe so eben nach vollführten Aufträgen in Moskau wiederum angekommen war, so hielt es der Souverain für seine Pflicht, diesem verdienstvollen Manne zum Zeichen seiner Achtung und Dankbarkeit einen Besuch abzustatten, obschon dessen Familie nur aus Söhnen bestand.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging der Czar an den Ufern der Moskwa in der Nähe der Stadt spazieren, als er plötzlich mit Matweof zusammentraf und ihn anredete. Nach den ersten Begrüßungen sagte der Kaiser:

„Matweof, wenn Du heut Mittag keine Gäste eingeladen hast, so will ich bei Dir speisen."

„Mein Fürst, ich habe nicht einmal meine Söhne bei mir im Hause, sie sind in ihren verschiedenen Berufsgeschäften abwesend; ich habe nur mein Weib und die liebliche Tochter eines verstorbenen Freundes bei mir."

„Zähle auf mich als Deinen Gast; aber merke Dir, Du darfst selbst Deinem Weibe nicht meinen wahren Stand und Namen entdecken. Laß mich als einen Kaufmann gelten."

„Als einen Kaufmann von Kasan, wenn es Eurer Majestät recht ist?"

„So sei es; und trage Sorge, daß ich nicht anders als ein solcher bewirthet werde."

Matweof war, als er vom Kaiser angeredet ward, gerade im Begriff, einen Kaufmann von Kasan zu besuchen, um den Tag mit ihm zu verbringen und er hatte seiner Ehefrau aufgetragen, sich zu Mittag auf diesen Gast einzurichten. So wurde der Czar denn von Madame Matweof als der erwartete Handelsmann bewillkommet. Er ward in das Speisezimmer geführt, wo sein Erstaunen und seine Freude unbegrenzt waren, als er ein jugendliches wunderschönes Mädchen erblickte, deren schlanke, graciöse Gestalt die der Wirthin bei weitem übertraf.

„Ich glaubte, Euere Pflegetochter sei eben nur ein Kind," sagte der vermeintliche Kaufmann von Kasan.

„Sie ist auch nur erst fünfzehn Jahr alt," versetzte die geschäftige Wirthin; „je länger sie als ein Kind angehalten wird, guten Rath anzunehmen, desto weiser und verständiger wird sie sich als Frau benehmen. Ich war volle acht Jahre älter als sie, als ich mich mit Matweof verlobte, und bis eine Stunde vor meiner Verlobung ward ich wie ein Kind behandelt."

Des Czaren Augen waren mehr in Thätigkeit als seine Ohren, während ihm Madame Matweof einen Beweis ihrer Weisheit gab, die sie durch ihre hinausgeschobene Kindheit erlangt hatte.

Verlassen wir den Kaiser, in Bewunderung der erröthen-

den Natalia versunken, und versuchen wir es, dem neugierigen Leser ein Bild ihrer Pflegemutter zu entwerfen.

Madame Matweof war eine untersetzte, korpulente, aber sehr lebhafte und thätige Frau; sie hatte eine ganz außergewöhnliche Zungenfertigkeit und that sich nicht wenig auf die Kenntniß einer Menge von Redensarten zu Gute, welche sie während ihrer vierunddreißigjährigen Ehe mit einem so gebildeten Manne wie ihr Gatte, und in einer so großen Stadt wie Moskau sich angeeignet hatte. Der höfliche Fremde bewies ihr alle schuldige Aufmerksamkeit, aber dennoch schweiften seine Augen sehr oft von ihr ab zu den schönen Zügen ihrer Pflegetochter, welche in der einfachen Kleidung ihrer Heimath seine Augen mehr fesselte, als alle die stolzen Schönen mit Hermelin und Juwelen in den Sälen des Kreml.

Die zarten Farben von Natalia's Gesicht wurden zum Theil von kleinen Löckchen ihres lichtbraunen Haares beschattet, durch welches sich ein Kranz von Epheublättern mit einigen Gartenblumen untermischt, schlang. Der hintere Theil ihres Kopfes ward durch eine schwarze Sammetkappe verdeckt, die in demselben Alter wahrscheinlich schon von ihrer Großmutter getragen wurde, da sie beinahe etwas abgetragen aussah und die Goldspitzen, mit denen sie besetzt war, augenscheinlich von der Hand der Zeit gelitten hatten. Eine kurze Robe von feinem, weißen Linnen, mit weiten offenen Aermeln, an der Brust eng anliegend, allen Formen ihres vollkommenen Körpers genau folgend und mit rosafarbenen Bändern besetzt, trug sie über ihrem buntfarbigen Kleide, welches jedoch nicht weiter als kaum bis halb unter das Knie reichte, indem es so die zarten Formen ihrer Knöchel und Füße sehen ließ. Der Rand ihres vielfarbigen, bunten Kleides hatte einen Besatz von alten Spitzen, deren Alter mit dem Besatze ihrer Sammetkappe übereinzustimmen schien. Ihre Strümpfe, von blauer Farbe, so wie ihre Schuhe von Kasanleder, wurden durch rosafarbene Bänder festgehalten. Drei Reihen Glasperlen hingen von ihrem Nacken über ihre Brust; an der einen Schnur derselben befand sich ein Bild des heiligen Nikolaus in Silber ausgeführt und von merkwürdiger antiker Arbeit; dieß Bild war das einzige Erbstück ihrer Familie.

Wie außerordentlich mußten die persönlichen Vorzüge von Natalia Narischkin, körperlich wie geistig, sein, um das Herz des mächtigen Fürsten zu fesseln, der an den Glanz des asiatischen Luxus gewöhnt war und sie jetzt in einer ärmlichen Kleidung erblickte, welche eine jede seiner eigenen Dienerinnen verschmäht haben würde zu tragen!

Der Czar trug, der Absicht unerkannt zu sein gemäß, einen weiten braunen Tuchrock, um die Hüften durch einen Gürtel von reichem, purpurfarbigem Seidenzeuge zusammengehalten. Seine langen, weiten Beinkleider bestanden aus orange=gelbem indischen Baumwollenzeuge; er trug Kasaner Lederstiefeln ohne Strümpfe. Ein Dolch in silberner Scheide hing an einem gelbledernen Schulterriemen an der linken Seite, und an der rechten, unter dem Arme, trug er eine Tasche von Luchsfellen, mit Silberbügeln beschlagen, welche sein Geld und andere werthvolle Gegenstände enthielt.

Das Hemd unter seinem braunen Rock ward an der Brust sichtbar, blieb aber am Halse offen, um seinem vollen Barte, der einen Schatten dunkler war als Natalias Haar, freie Ausbreitung zu lassen. Seine Gestalt war groß und schön; seine regelmäßigen, männlichen Gesichtszüge drückten einen wohlwollenden, doch energischen Charakter aus.

Ein alter Mann und eine alte Frau brachten ein jedes Gericht bis an die Thüre des Speisezimmers und Natalia trug sie sodann auf Geheiß der Madame Matweof auf den Tisch.

„Ich bitte, laßt Euch nieder, mein dreimal willkommener Freund," sagte Matweof, „die Suppe wird kalt."

„Das Essen scheint vortrefflich zu sein," antwortete der Gast; „allein der ganze Reiz desselben wird für mich verloren gehen, wenn diese Damen fern davon bleiben, wie sie zu beabsichtigen scheinen."

„Beachtet uns nicht," sagte Madame Matweof; „ich habe keine Teller weiter im Hause, außer denen, die ihr auf dem Tische seht. Nachbar Dubrowski borgte sie gestern zum Hochzeitsfeste seiner Tochter, alle unsere Diener haben wir ihm auch geliehen, um ihm dabei an die Hand zu gehen, außer unserem alten Gärtner und seiner Frau. Ich schickte diesen Morgen wegen einigen Tellern und einem oder zweien von meinen Leuten zu ihm, aber unser guter Nachbar sagte, er könne sie kaum entbehren, und die Hochzeit aufschieben bringe Unglück. Ich glaube zwar nicht daran, jedoch ich wollte unseren alten Freund nicht stören und seine Tochter warten lassen."

Aus dieser unceremoniellen Erklärung ersah der Czar, daß Matweof seine Frau durchaus nicht in das Geheimniß eingeweiht hatte und er antwortete heiter: „Was schadet der Mangel von Tellern, meine gute Dame? Ihr könnt mit Eurem Gemahl essen, und das schöne Kind hier wird von meinem Teller an der Mahlzeit Theil nehmen." — „Ich habe in der That keine Neigung zum Essen," erwiederte Natalia, „und da die Dienstleute alle abwesend sind, so will ich an ihrer Stelle euch aufwarten."

„Ja zum Essen hat sie keine Lust," fügte Madame Matweof hinzu, „doch wenn ihr ein staubiges Pergament mit Historien vom südöstlichen Theile des Landes hervorzögt, so würde sie das eifrig mit ihren Augen verschlingen."

Natalia lächelte und der Czar, sich erhebend, zog sie sanft auf den Sitz neben sich; nachdem er sie bewogen hatte, am Mahle Antheil zu nehmen, blickte er zu Matweof auf und sprach:

„So, Eure schöne Pflegetochter kann lesen und schreiben? das sind seltene Eigenschaften!" Madame Matweof, mit besserem Mundwerk als ihr Gatte versehen, entgegnete: „Versteht sich! sie liest und schreibt so schön, daß sie Geheimschreiber des Czaren, St. Nikolaus behüte und beschütze ihn! werden könnte, und doch bringt ihr Spinnrocken mehr Garn als der irgend eines andern Mädchens hervor. Sie verschwendet keinen Augenblick ihrer Zeit vom Grauen des Morgens an bis in die späte Nacht und sie war noch ein bloßes Kind, als sie ihren Griffel führen lernte."

Natalia's erröthende Wangen widersetzten sich vergeblich diesen Lobeserhebungen; Madame Matweof ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort, bis ihre Pflegetochter mit leiser Stimme ihre Erzieherin unterbrach: „Dir verdanke ich Alles, Du hast mich alle Arten nützlicher Thätigkeit gelehrt, und meinem Lehrer

dort," auf Matweof blickend, „der mit so viel Nachsicht und Güte mich mit geistigen Beschäftigungen bekannt machte."

„Mein theures Kind!" sagte Matweof, „Du machtest mir keine Mühe, denn Du lerntest schneller als ich Muse finden konnte, Dich zu unterrichten."

Der Czar war entzückt und in die beredten Blicke Natalia's während dieser Discussion über ihre frühen Studien vertieft. Matweof bemerkte, daß er sehr wenig aß, aber er wollte nicht zu dem einfachen Mahle viel nöthigen, während die Hausfrau, beständig in Aktivität und gänzlich unbekannt mit dem hohen Range des Gastes, ihren Gemahl ausschmälte, daß er denselben vernachlässige; sie streckte ihre runden Arme über die Tafel aus und mit breitem, freundlichem Gesicht häufte sie auf des vermeintlichen Kaufmanns Teller die schönsten Bissen. Die Fülle ihres Gesichtes war in offenem Widerspruch mit den feinen Zügen Natalia's; ihr Kostüm war das den russischen Matronen im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert eigenthümliche, das Haar war auf der Spitze des Kopfes zusammengebunden und mit einer schwarzen Sammetkappe bedeckt. Madame Matweofs Kappe bestand aus glänzendem schwarzem Sammet, mit breitem goldnen Bande verbrämt, ihr übriger Anzug glich dem der Pflegetochter, nur daß die Materialien dazu feiner und von neuerem Datum waren.

Da Matweof bemerkte, daß seine Frau fortwährend das Gespräch des Czaren und der Natalia mit ihrer Geschwätzigkeit unterbrach, so überwand er seine gewöhnliche Schweigsamkeit und zog sie in ein Gespräch; aber dennoch wendete die unerschöpfliche Fluth ihrer Zunge sich von ihrem Zuhörer ab, um dem Kaufmann von Kasan die Reiskuchen mit Honig, den Meth und Reisbranntewein anzuempfehlen, ja sie konnte nicht umhin ihrem Erstaunen, daß er weder esse noch trinke, und doch über den Teller gebeugt bei Tische sitzen bleibe, Worte zu verleihen. In der That, der Gast beabsichtigte die geistigen Fähigkeiten des jungen Mädchens und ihren Charakter so genau als möglich auszuforschen, und zu dem Zwecke brachte er mannigfaltige Gegenstände zur Unterredung, über welche sie mit ungekünstelter Freimüthigkeit und natürlicher Geistesschärfe sprach, indem sie dabei nicht im Geringsten ahnte, welchen Eindruck sie dadurch auf ihren Zuhörer machte, der wie fest gebannt an ihrer Seite saß.

Endlich sagte die Hausfrau, sie müsse sehen, was die alten Leute machten, sie winkte Natalia und verließ mit ihr das Speisezimmer.

„Dieses herrliche Mädchen muß ein wahrer Schatz für Dich sein," sagte der Czar.

„Sie ist ein Balsam für mein vorrückendes Alter. Jetzt, wo meine Augen schwach werden, liest sie mir vor, und wenn die Schatten der Nacht das Studiren verbieten, unterstützt sie mein alterndes Gedächtniß, indem sie das rekapitulirt, was wir von den Schätzen der Weisen eingesammelt haben."

„Du solltest dem trefflichen Mädchen bald einen guten Gatten aussuchen; da sie noch jung und biegsam ist, so wird sie sich leicht in seine Eigenthümlichkeiten finden, denn alle Menschen haben mehr oder weniger ihre besonderen Gewohnheiten."

„Mein Fürst, sie ist zu gut, um die Pflegerin irgend eines alten Gemahles zu werden, der sie nur wählt, um sich durch ihren Fleiß und ihre Geduld den Rest seines Lebens zu erleichtern; ebenso mag mein Kind lieber unverheirathet durchs Leben gehen, als sich einem jungen, leichtsinnigen Windbeutel anvermählen, der sie ihrer Schönheit wegen einige Wochen verehren und dann wie eine Sklavin und nicht wie eine Gemahlin behandeln wird. Ich werde ihr einiges Vermögen hinterlassen und sie mag eher allein bleiben, wenn sie nicht einen Gemahl finden kann, der ihre Vorzüge zu schätzen weiß."

„Ich will Dir beistehen, einen treuen Wächter für Natalia's Glück zu suchen; aber ich möchte dann nicht, daß sie meine Wahl mißbillige und bereits eine andere getroffen habe."

„Ich weiß bestimmt, daß sie nie, auch nur mit der geringsten Zuneigung auf einen Mann geblickt hat. Sie kennt meine Furcht, sie einem Tyrannen zu überliefern und ist der Ehe ganz abgeneigt. Sie ist zufrieden mit dem Gedanken, in ein Kloster zu gehen, wenn meine Frau und ich nicht mehr leben werden."

„Gut. Ich werde nach Verlauf von vier Tagen dein Gast wiederum sein und in der Zwischenzeit laß uns eifrig darauf denken, etwas für die schöne Natalia zu thun."

Am Abend desselben Tages ging Matweof den wirklichen Kaufmann von Kasan aufzusuchen und fand eine Note von ihm vor, worin dieser ihm anzeigte, daß er wegen Berufsgeschäften ein paar Tage abwesend sein werde, zugleich aber seinem Freunde Matweof einen jungen Mann aus Astrachan empfahl, welchen er zurückgelassen hatte und den Matweof auf den nächsten Tag zu sich einlud.

Natalia's günstige Meinung über den vermeintlichen Handelsmann von Kasan wurde durch die Vergleichung mit diesem eingebildeten, gezierten Laffen um ein gutes Theil vergrößert. Er gab sich durchaus keine Mühe, seine eigne Ueberzeugung, daß er sehr schön sei, zu verheimlichen und sprach von dem Reichthume seines Vaters so, als ob er mit ihm zugleich alle erdenklichen Talente und Vorzüge erbte. Er bediente sich des Reisbranntweins in solchem Maße, daß er seiner schwachen Geisteskräfte kaum noch mächtig war und fing an, sich mit Natalia auf einen so vertrauten Fuß zu setzen, daß diese das Zimmer verließ. Er drang darauf, daß sie zurückkäme, um ihr in aller Form Heirathsanträge zu machen. Madame Matweof betrachtete den hoffnungsvollen Erben mit günstigen Augen und wünschte von ganzem Herzen, ihn festzuhalten, darum verlangte sie aufs Strengste von Natalia, daß sie zurückkäme und die Herzensergießungen des jungen Herrn anhöre.

Sie antwortete entschieden abschlägig, worüber Matweof selbst innerlich höchst erfreut war, obschon er es für ganz recht hielt, daß sie ganz nach ihrem eigenen Ermessen das Anerbieten annehme oder abschlage. — Der Czar kam am vierten Tage, wie er versprochen hatte, und war mehr erfreut, als er es zeigen durfte, nachdem er erfahren hatte, wie Natalia sich bei den Anträgen des jungen reichen Erben betragen hatte. Mehrere Wochen hindurch war der Czar ein häufiger Gast in Matweofs kleinem Familienkreise, wo seine Aufmerksamkeiten gegen die reizende Pflegetochter von dieser mit einer zarten Schüchternheit aufgenommen wurden, an welcher er das größte Wohlbehagen fand. Eines Tages nach dem Mittagstisch zog

er aus seinem Busen ein gesticktes, seidenes Halstuch, entfaltete es, nahm drei Schnüre Ambrakugeln, denen das goldene Bildniß des heiligen Nikolaus angehängt war, heraus und präsentirte diese Geschenke Natalia, indem er zugleich versuchte, ihr altes Halstuch zu lösen, um sie mit dem neuen zu schmücken. Dem widerstrebte sie jedoch mit heftigem Unwillen; mit erröthender Wange und zitternder Stimme rief sie:

„Wenn das der Zweck Eures Geschenkes ist, so nehmt es zurück. Selbst unser guter und großer Souverain, der Czar, würde mich bei einer so beschimpfenden Behandlung nicht gelassen finden."

„Ihr werdet es einem Fremden verzeihen, schöne Jungfrau, wenn er unbewußt gegen die Sitten verstößt, die in Eurer Provinz beobachtet werden; seid nicht unwillig, wenn ich hinzufüge, daß Ihr nicht wissen könnt, ob der Czar dieß wissentlich thun würde, da Ihr ihn wohl noch nicht gesehen habt."

„Natalia, mein liebes Kind," sagte Matweof, „ich glaube, Du kannst mit dieser Entschuldigung eines Fremden Dich begnügen."

Natalia zerdrückte die Thränen in ihren Augen, lächelte wieder und der Czar frug: „Habt Ihr denn den Czaren jemals gesehen, liebes Mädchen?"

„Niemals, niemals, aber ich werde nie aufhören, seinen Namen zu segnen!"

„Was hat er denn gethan, um solche treue Liebe zu verdienen?"

„Er hat mehr gethan als Iwan Wasiljewitsch, welcher dreihundert Wagenladungen Silber dem Großfürsten von Nowgorod abnahm und dessen Reich noch dazu eroberte. Diese Beute bereicherte nur den Hof; unser gnädiger Czar aber hat die große Menge seines Volkes weiser und besser gemacht und hat unendlich viel dazu beigetragen, es glücklich zu machen."

„Und doch wolltet Ihr ihm nicht gestatten, das Tuch von Eurem lieblichen Nacken zu lösen?"

„Er ist nur zu sehr der Vater aller seiner Unterthanen, als daß er etwas von einem armen Mädchen verlangen sollte, was ihre Achtung vor sich selbst verringern müßte."

„Ich bitte Dich, liebe Tochter," unterbrach sie Madame Matweof, „sage unserm Gaste doch lieber, daß es nur das Vorrecht eines anerkannten Liebhabers oder Bräutigams ist, das Halstuch zu lösen."

„Ich bitte demüthig um Eure Verzeihung," sagte der Czar.

„In der That, Ihr habt mich heftig betrübt," antwortete das Mädchen, „ich hatte mich daran gewöhnt, Euch als den besten Mann in der Welt, außer unserem Kaiser Alexius, zu betrachten."

„Nun wahrhaftig, da stehen Dir schon wieder die Thränen in den Augen, komm und arbeite, um eine Beleidigung zu vergessen, die gar nicht beabsichtigt wurde." So sprechend zog sich die verständige Hausfrau mit Natalia zurück; der Czar aber sagte: „Es ist nun Zeit, Matweof, Dich zu fragen, ob Du einen Gemahl für Deine Tochter ausfindig gemacht hast?"

„Noch immer nicht, gnädiger Herr, ausgenommen den jungen Ostländer, den sie abgewiesen hat."

„Ich bin glücklicher gewesen. Ich kenne einen eifrigen Bewunderer Deiner Natalia, der sie nehmen will ohne eine andre Mitgift, als ihre Vorzüge und Reize."

„Gott und der heilige Nikolaus lohne es Eurer Hoheit! Meine innige Dankbarkeit ist ein dürftiges Anerbieten, sie ist jedoch aufrichtig und warm. Ich will nicht voreilig fragen, aber ich hoffe, Eure Hoheit wird das arme Mädchen nicht wegwerfen wollen, sondern nur Gutes mit ihr beabsichtigen."

„Warum sollte ich Dich nicht zu meinem Vertrauten machen, mein guter Matweof? Der Gemahl, den ich für Deine Pflegetochter ausfindig gemacht habe, bin ich selbst. Wenn sie die Meinige werden will, so soll die Hochzeit nicht lange mehr hinausgeschoben werden."

Matweof fiel dem Kaiser zu Füßen mit den lautesten Ausbrüchen des Erstaunens und der Dankbarkeit. Der Czar befahl ihm aufzustehen und zu sich selbst zu kommen; allein Matweof war kaum Herr seiner Gefühle und bat den Monarchen mit abgebrochener Stimme, ihm eine Bitte zu gewähren.

Alexius gestattete ihm dieselbe und ermuthigte ihn, sie mit aller Freimüthigkeit zu stellen.

„Mein Fürst und gnädiger Herr! wenn es Eurem getreuen und demüthigen Diener gestattet ist zu bitten, so ersuche ich Euch inständigst, nicht eher zu Gunsten meiner Pflegetochter zu entscheiden, bis die Edelsten und Schönsten des Reiches sich im Kreml vorgestellt haben. Daß ich die Erhebung und das Glück Natalia's wünsche, unterliegt keinem Zweifel, allein ich halte es für meine Pflicht, darauf zu sehen, daß mein gnädiger Herr nicht zu schnell handele. Alle Russen werden sich glücklich preisen, daß die Kinder des Landes der Hoffnung die höchsten Ehren zu genießen, theilhaftig werden; sollte Natalia dennoch vorgezogen werden, nun so sei es, aber laßt die übliche Form vorangehen, und wählt sie kraft derselben."

Der Czar stützte seine Stirn einige Minuten lang mit der Hand und erwiderte darauf: „Ich will Natalia nicht kraft meines Befehles, sondern mit ihrer freien Einwilligung gewinnen. Zu dem Ende möchte ich mit ihr allein reden; ehe Du aber gehst und sie hierher sendest, laß mich Deinen uneigennützigen Wunsch befriedigen; ich gebe Dir das Versprechen, die Töchter Rußlands zusammenzuberufen, wie Du mir weislich gerathen hast."

Matweof brachte Natalia hierauf zu dem vermeintlichen Kaufmann aus Kasan und verließ beide. Der Kaufmann erklärte seine Liebe, welche mit bescheidener Anmuth, jedoch in gebrochenen, kaum hörbaren Worten angenommen wurde.

„Aber es gibt Neuigkeiten heute in der Stadt; man sagt, daß alle Schönheiten des Reiches durch Proklamation eingeladen und aufgefordert werden, bei Hofe zu erscheinen. Meine Natalia hat einen Monat Zeit verlangt, um sich für den Wechsel ihrer Lage vorzubereiten, und vielleicht ehe diese lange Zeit verstreicht, wird sie zum Throne berufen; sollte dieß der Fall sein, so wäre das Leben mir hassenswerth. Könntest Du es über Dich gewinnen, die Hoffnung Czarin zu werden aufzugeben und Dich mit mir vor dem Hofcermoniell zu vermählen, so würde dieß zu meiner Beruhigung beitragen und mir eine große Besorgniß ersparen."

„Nie werde ich zögern, wenn es gilt, Dir Sorgen abzunehmen. Diese Hand gehört Dir, einzig nur Dir."

„Du sollst morgen mehr hören, meine Geliebte, theure Natalia — mein für immer! Da ich jedoch nothwendige Geschäfte habe, welche sich nicht aufschieben lassen, so muß ich mich auf kurze Zeit beurlauben; bald sehen wir einander wieder."

Am andern Morgen in der Frühe ward die Proklamation des Kaisers in allen Theilen der Stadt gehört; zu gleicher Zeit durchkreuzten Boten das ganze Reich und forderten die Jugendlichen und Schönen auf, zu bestimmter Frist im Kreml zu erscheinen. Die Herolde vollzogen diesen Aufruf jede dritte Stunde acht Tage lang.

Der Kaufmann ließ nichts von sich sehen noch hören und Natalia ahnte nicht im Geringsten, daß die Aufforderungen von ihm ausgingen; aber heimlich sandte er oft zu Matweof und sein Herz schlug höher, wenn er von ihm vernahm, daß Natalia die Hoffnung ihn wiederzusehen nicht aufgegeben habe, und daß sie nie dem Gedanken an seine Untreue den geringsten Raum gebe.

Wenn Madame Matweof ihn ernstlich tadelte, so widersprach sie ihr mit der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß er ein getreuer und ehrenwerther Mann sei und alles werde erklären können, was in seinem Betragen Unerklärliches läge. Betrübt aber war sie, daß sie gezwungen war, bei Hofe zu erscheinen; jedoch das ließ sich nicht ändern, denn dem Czaren mußte Gehorsam geleistet werden. Matweof begleitete seine Pflegetochter nach Hofe, welche bei dieser Gelegenheit das gestickte Halstuch, die Perlen und das goldene Bildniß des heiligen Nikolaus trug.

Die verschwenderische Pracht im Inneren des Palastes und die lauten Unterredungen einiger hundert Damen, die sich alle in dem hohen, prächtigen Saale befanden, betäubten anfänglich Natalia's Sinne. Aber ihre Verfassung war nicht von der Art, sich lange niederdrücken zu lassen, ihre Gedanken waren bald wieder gesammelt und auf den Kaufmann von Kasan gerichtet. — Plötzlich ward sie aus ihrem süßen Gedankenkreise durch einen Tusch von Hörnern — der alten kaiserlichen Musik am russischen Hofe — gerissen, die Musikbande des Czaren bestand aus 300 Hornbläsern, welche keine Noten besaßen, aber eine solche Gewandtheit in den Modulationen erlangt hatten, daß in einiger Entfernung die Wirkung ihrer Töne der eines Orchesters von verschiedenen Instrumenten gleich kam. Die lang gezogenen Töne verkündigten die Ankunft des Czaren. Tiefe Stille trat ein.

Natalia athmete schnell unter mannigfachem Wechsel der Gefühle, unter denen die Furcht, ihrem Liebhaber entrissen zu werden, vorherrschte. Sie saß, so viel als es die Etiquette des Präsentirsaales gestattete, im Hintergrunde, wurde jedoch bald genöthigt, sich in die allgemeine Ordnung zu fügen, der gemäß die jungen Damen die vordersten Plätze, und ihre Verwandten die hintersten Reihen einzunehmen hatten. Jetzt gingen die Flügelthüren auf und in goldgestickter Staatskleidung, den Gürtel und die Scheide des Dolches mit Edelsteinen besetzt, ein Perlen übersätes Diadem auf dem Haupte, trat der Czar ein; eine Menge von Bojaren und Edelleuten folgte ihm. Er lächelte und redete den Kreis der Schönen an, während er den Saal durchschritt; seine Augen schienen etwas zu suchen.

Als er Natalia bemerkte, richtete er seine Schritte nach ihr hin und Matweof flüsterte ihr zu:

„Sieh empor, mein Kind, es ist ganz gegen die Sitte, die Augen niederzuschlagen, wenn Dein Fürst sich nähert; Du mußt ihn anblicken, wenn Du Dich nicht eines straffälligen Vergehens schuldig machen willst."

Natalia gehorchte; sie richtete ihre Blicke empor auf die ehrfurchtgebietende Gestalt des Souveräns und erkannte im Augenblicke die Züge ihres Liebhabers; aber durfte sie hoffen, daß unter den Höchstgeborenen, unter den Schönsten er sie anerkennen würde? Ihre Energie war ein wenig schwankend geworden durch die Ungewißheit ihres Geschickes, seitdem der Kaufmann von Kasan ihr Lebewohl gesagt hatte; ihre Sinne waren noch befangen von den ungewohnten Dingen um sie her, und jetzt überwältigte sie der Eindruck, den Geliebten ihres Herzens in einer Sphäre zu erblicken, welche so unendlich hoch über ihr lag.

Matweof trug sie ohnmächtig von der Stelle; ein Kammerdiener des Czaren näherte sich und führte sie in ein Privatzimmer des Palastes auf einem nahen Wege, wohin Czar Alexius mit eiligen Schritten folgte. „Verschließe die Thüre, Matweof, übergib mir Deine theure Bürde und sei Zeuge der Erneuerung meiner Gelübde." Die frische Luft rief Natalia schnell wieder ins Bewußtsein zurück. Sie versuchte es, sich aus den Armen des Souverains zu lösen und sich zu entschuldigen.

„Vergönne mir die unschuldige Freude, Dich in meinen Armen zu halten, theure Natalia," sagte der Czar. „Sage, vergibst Du mir den grausamen Versuch, Deine Anhänglichkeit und Treue zu prüfen? Ich bin deßwegen zu tadeln, will es aber durch mein Herz, meine Hand, meinen Thron und mein ganzes Leben wieder gut machen, sie gehören Dir, ewig Dir! Deine Farbe kehrt zurück und entweicht wieder, laß die frische Luft die schwellenden Adern Deines Nackens kühlen; darf Dein Alexius jetzt Dein Halstuch lösen?"

Natalia's Gesicht erglühte in heftiger Röthe, während ihre Lippen leise in das Begehren einwilligten. Der Czar küßte ihre Lippen, ihre heißen Wangen, ihren Nacken, während sie selbst beschämt und verwirrt vor diesen leidenschaftlichen Liebkosungen zurückbebte, allein der Fürst beruhigte sie gänzlich durch die feierlichsten Betheuerungen seiner wahren Zuneigung und schloß dieselben, indem er zu Matweof sagte:

„Mein würdiger Freund, sei Du Zeuge, daß Natalia meine Anverlobte ist. Ich muß sie jetzt verlassen und in den Saal zurückkehren. Geleite sie ebenfalls dahin zurück, sobald als sie ihre Fassung wieder erlangt hat."

Bald darauf erschien sie wieder in dem glänzenden Zirkel. Eine Schaar von Dienerinnen erschien und reichte trockene Früchte, Rosenkuchen, Aprikosen und Pfirsiche von Damaskus, Feigen und Confitüren aus der Türkei, durchsichtige Aepfel, genannt Navlineh, von Astrachan, Liquöre und zahllose Delicatessen der südwestlichen Regionen Europa's herum. Die Damen alle wurden mit passenden Geschenken entlassen und das Hochzeitskleid an Natalia Kesilowna Narischkin gegeben.

Nie bereute es der Czar aller Russen, seinen Thron mit dem Pflegekind Matweofs getheilt zu haben. Ihr sanftes und gebildetes Gemüth versüßte seine Stunden, die er im häuslichen Kreise verlebte, half ihm die Lasten seiner Regierung tragen und unterstützte ihn, nützliche Bildungskeime unter das Volk zu verpflanzen. Sie prägte ihrem weiblichen Hofstaate beständig die Eigenschaften ein, welche den Frauencharakter veredeln und war selbst das erhabenste Beispiel der Tugenden und Vorzüge, die sie anempfahl. Um in einem Worte alle Ansprüche, die sie auf ewiges, dankbares Andenken ihres Vaterlandes hat, zusammenzufassen, genügt es zu sagen, daß sie die Mutter Peters des Großen war. Sie starb als ihr Sohn Peter sein achtes Jahr erreicht hatte. Alexius überlebte sie nur fünf Monate. Nach dem Tode seiner vortrefflichen Eltern raubte seine ehrgeizige Schwester Sophia Peter alle Gelegenheiten einer guten Erziehung, um ihn dadurch gänzlich unfähig zu machen, den Thron zu besteigen; doch seine außerordentlichen Fähigkeiten warfen alle Schranken nieder. Durch seine ungeheuren Kräfte und mächtigen Anstrengungen erhob er das Reich aus dem Zustande der Barbarei auf die Stufenleiter der Civilisation, und die dunkeln Schatten, welche sich mit dem Glanze seiner Großthaten mischen, sollten der grausamen Schwester zugeschrieben werden, deren selbstsüchtige Politik seinen Charakter zu verderben und zu erniedrigen versuchte.

Es bleibt uns nur noch zu berichten übrig, daß Natalia mit wahrhaft kindlicher Verehrung sich für Matweofs Verdienste um ihre Erziehung dankbar bezeigte. Er und seine Söhne erhielten Staatsämter, in denen sie mit unermüdlichem Eifer das Interesse ihres Fürsten wahrnahmen. Ihre Anhänglichkeit an Peter den Großen, den Sohn der Natalia, trug ihnen schlimme Früchte, denn sie setzte sie dem tödtlichen Hasse Sophia's aus. Sie vertilgte ihr Geschlecht; aber sie starben, wie sie gelebt hatten, mit einem reinen fleckenlosen Namen.

Leipzig im Jahre 1593.

Historische Erzählung von Ed. Gottwald.



I.

Ein Gastmahl.

Es war in der letzten Woche der Ostermesse des Jahres 1593 in der siebenten Abendstunde des 14. Mai, als in dem nahe am Markte gelegenen Hause des Kaufmanns Adolph Weinhausen sich eine kleine Anzahl befreundeter Männer

versammelte und nach kurzer ernster Begrüßung dem Hausherrn in dessen große geräumige Schreibstube folgte, welche dießmal ausnahmsweise zum Speisezimmer umgewandelt worden war; aber obgleich die in Mitte des Gemachs aufgestellte zierlich und reichlich mit Wein und Eßwaaren bedeckte Tafel auf die Feier eines fröhlichen Familienfestes, oder auf sonst ein anderes heiteres Ereigniß schließen lassen konnte, welches die Freunde des Hauses beim traulichen Mahle vereinigen sollte, so konnte man doch deutlich aus dem tiefen Ernste, der aus den Gesichtszügen der Anwesenden sprach, lesen, daß die Stimmung der Versammelten eine heitere, sorglose wohl nicht sein mochte. Und wahrlich trübe und traurig sah es in den Gemüthern dieser Männer aus, die alle der Lehre Calvins anhängig, voll banger Besorgniß der nächsten Zukunft entgegen schauten, denn mit dem Tode des Churfürsten Christian I. von Sachsen und mit dem Sturze des allmächtigen Günstlings desselben, des Kanzlers Crill, welcher nach langer, harter Gefangenschaft später noch auf dem Schaffot mit dem Leben dafür büßen mußte, daß er der Lehre Calvins in Sachsen Ausbreitung verschafft und das Herz seines fürstlichen Gebieters derselben zugängig gemacht, waren alle Hoffnungen auf Schutz und kräftiges Gedeihen der neuen Lehre zertrümmert. Der strenglutherische Herzog Wilhelm von Weimar, welcher als Administrator der unmündigen Söhne Christians des Ersten Chursachsen regierte, war den Anhängern Calvins bitter feind, und von dem fanatischen, unduldsamen Eifer der lutherischen Theologen der damaligen Zeit aufgereizt, wurden die geheimen Bekenner der neuen reformirten Lehre, die man mit den Namen Kryptokalvinisten bezeichnete, der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung von Seiten der rohen unwissenden Volksmasse, und nur zu oft endete der vor den Häusern der Calvinisten in Dresden ausgebrochene Straßentumult unter den Augen der Behörden mit Plünderung und Vernichtung des Eigenthums und mit Gefährdung des Lebens der Verfolgten.

In Dresden wie in Leipzig predigten Männer wie Selneccer, Mirus, Linsener und Andreä von den Kanzeln herab die Verfolgung und Vertreibung der Anhänger des reformirten Glaubens, und während diese Theologen bitter wehklagten über die Verfolgungen, mit welchen von Rom aus das Lutherthum heimgesucht wurde, übten sie in gleichem Maße Unduldsamkeit und fanatischen Haß gegen die Anhänger Calvins.

Daher konnte die Stimmung der bei Weinhausen versammelten Freunde nur eine trübe und gedrückte sein, an Hoffnung auf bessere Zeiten ärmer als je, denn böse Gerüchte gingen seit Kurzem von noch härterer Bedrückung und Verfolgung der Calvinisten Dresdens, während der letzten Tage der Woche in Leipzig umher, und die Befürchtung lag daher Allen nahe, daß für sie auch in dieser Stadt auf etwas Besseres nicht zu hoffen sei.

Die Versammlung bestand nächst dem aus der Schweiz gebürtigen und seit 1585 in Leipzig etablirten Hausherrn, aus sechs jungen Schweizern nebst Johannes Müller aus Aschersleben, welche sämmtlich in Leipzig studirten, aus den Kaufleuten de Foy und Heidecker und aus dem Dr. Major, Nachfolger Melanchthon's an der Universität zu Wittenberg und Professor der Dichtkunst.

„Unser Himmel wird immer trüber und Sachsen für uns kein Asyl auf längere Zeit," begann ernst Dr. Major, sich zu den Freunden wendend. „Denn je ärger man uns drückt, je mehr überhäuft man, die so uns verfolgen, mit Ehren und Auszeichnung."

„Noch baue ich auf des Administrators Huld, der ob strenge auch, doch gerecht, nicht länger dieß Unwesen dulden kann, was doch wohl ohne sein Wissen gegen uns getrieben wird," entgegnete Weinhausen.

„Mit oder gegen sein Wissen, was hilft es uns, die wir mit unsern Bitten und Beschwerden nicht bis zu den Thoren seines Schlosses, viel weniger bis zu den Stufen seines Thrones gelangen können!" rief Dr. Major bitter. „Und daß es Seine fürstliche Gnaden mit uns eben nicht zum besten meint, beweist wohl deutlich die Auszeichnung, deren sich Dr. Samuel Huber kürzlich erst erfreut, und dem der Administrator für dessen offen gegen uns gerichtete Philippica 500 Goldgulden und sein Brustbild an silberner Ehrenkette überreicht hat."

„Ist das derselbe Huber, der Euch so schmählich in seiner Schrift mitgenommen, Herr Professor?" frug betroffen der Schweizerstudent Fabricius.

„Derselbe," entgegnete Dr. Major; „und," fügte er verächtlich hinzu, „nun gleich mir Professor an der Universität Wittenberg."

„Dann glaube ich einen bösen Fehlgriff begangen zu haben," sprach verlegen Fabricius.

„Und wie so, mein junger Freund?" frug theilnehmend Weinhausen.

„Ich habe den Dr. Huber, der in Bern mein Lehrer war, gestern bei seiner Ankunft in Leipzig auf seiner Herberge getroffen und ihn eingeladen, an unserm Mahle heut Theil zu nehmen, da er mich nebst anderen meiner Freunde sehr gastlich bewirthet."

„Dann möchte ich wohl lieber nicht hier bleiben," bemerkte Dr. Major finster, „und doch," begann er nach einigen Augenblicken mit spöttischem Lächeln, „doch möchte ich dem frechen Eiferer unerkannt von Angesicht zu Angesicht gegenüber sitzen, denn bis jetzt hat noch keiner von uns Beiden den Andern je erblickt."

„Auch ich gestehe, daß ich neugierig bin, ihn kennen zu lernen," rief Weinhausen, während Johannes Müller mit den übrigen Anwesenden dasselbe bemerkbar machten.

„O meine Herren," begann jetzt ermuthigt Fabricius, „ich glaube nicht, daß wir von Huber etwas Unangenehmes hier zu fürchten haben, denn wenn er den Wein gut findet, dem er sehr ergeben, so läßt er alles Uebrige unangefochten."

„Dann aber," bat Dr. Major, „nenne vor Allem Keiner von Euch meinen Namen, damit er nicht ahnet, daß er in meiner Nähe sei."

In diesem Augenblicke meldete ein Diener den Professor Dr. Huber.

„Er ist willkommen!" rief Weinhausen und trat dem Eintretenden höflich entgegen, welcher, nachdem Fabricius die Anwesenden ihn mit Uebergehung des Dr. Major vorgestellt,

von Weinhausen zum Ehrensitze der Tafel geführt wurde, an welchen nun auch die Uebrigen Platz nahmen und an deren untersten Ende Dr. Major sich seinen Sitz suchte.

Das Gespräch, welches anfangs oft stockend, sich um gleichgültige Tagesereignisse gedreht, wurde lebhafter, als die Gäste den trefflichen Rheinweinen des Wirths zusprachen, und erhielt unerwartet eine ernste Wendung, nachdem Dr. Huber das Glas erhoben und dem Feuerwein vom Rhein ein Hoch gebracht hatte.

„Ich freue mich, Herr Doctor, daß Euch das edle Gewächs der Rheinpfalz so gut mundet, und gewiß behagt es Euch besser als die calvinistischen Pfälzer, auf deren Bergen es wächst," begann Weinhausen, ohne daran zu denken, welch' gefährlichen Stoff der Unterhaltung er damit berührt hatte.

„Das ist allerdings etwas Anderes," erwiederte, auf den Scherz eingehend, Huber. „Aber, meine Herren," rief er lebhafter aufgeregt, „wenn ich auch gestehe, daß mir ein Eimer dieses ehrwürdigen Pfälzers weit lieber ist, als alle die in der Pfalz sich herumdrehenden calvinistischen Irrwische, so wird es doch am besten sein, von diesen Schwärmern heute keine Notiz zu nehmen, und den fröhlichen Geist nicht zu vertreiben durch unnütze Betrachtungen über diejenigen, die Augen haben und doch nicht sehen, und in ihrem Dünkel sich brüsten, die Auserwählten zu sein, während ihre Verblendung sie fallen läßt unter die Thörichten und Ruchlosen."

„Aber habt Ihr nicht selbst dieser Lehre gehuldigt, ehe noch die Schweiz Euch auswies?" bemerkte gereizt Johannes Müller.

Ein fast spöttisches Gelächter der Umsitzenden spendete dieser Bemerkung Beifall, und Huber, mit einem prüfenden Blick seine Umgebung musternd, biß sich in stillem Ingrimm auf die Lippen.

„Laßt dieß Thema ruhen," bat Fabricius, besorgt um den Ausgang dieses Gesprächs.

„Ihr habt recht, mein junger Freund!" rief Huber, sich zur Freundlichkeit zwingend. „Allein ich bin den letzten Worten des Sprechers vor Euch eine Erklärung schuldig. Wohl habe auch ich dieser Lehre gehuldigt, aber zur rechten Zeit noch erkannt, auf welchen Irrweg ich gerathen, und meine Stimme erhoben, zu warnen alle Diejenigen, welche den Weg des Unglaubens wandeln in arger Verwirrung. Aber ich weiß nicht," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während ein tückisches Lächeln seinen Mund umspielte und der Unmuth in den Blicken der Umsitzenden sich zum finstern Groll steigerte, „ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber fast scheint es mir, als sei ich in des Löwen Höhle gerathen und es doch wohl wahr, daß an der Hochschule zu Leipzig zum großen Theil Lehrer und Schüler im Geheimen Anhänger jenes Irrwahns des Calvin."

„Was meint Ihr mit des Löwen Höhle?" frug Johannes Müller gereizt, einen finster drohenden Blick auf den Sprecher werfend.

„Das werdet Ihr selbst wohl am Besten Euch beantworten können," entgegnete kalt Dr. Huber. „Es sollte mir leid thun, wenn ich mich nicht täusche. Aber gewiß nicht gut aufnehmen möchte es Seine fürstliche Gnaden der Herr Administrator von Sachsen, wenn auch ich bezeugen müßte, welch' böser Geist hier in Leipzig herrscht, und wie viele Gegner des Lutherthums diese Stadt beherbergt."

„Dieß ist wohl Euer Ernst nicht, Dr. Huber?" frug Weinhausen, besorgt um den Ausgang dieses Meinungskampfes, der nur zu schnell, unter Mitwirkung des reichlich genossenen Weines, in feindseliges Entgegentreten ausgeartet war.

„Es ist mein voller Ernst," entgegnete Huber. „Aber," fügte er einlenkend hinzu, „noch lebe ich der Hoffnung, daß ich mich in meiner Umgebung getäuscht, denn leider hat in neuerer Zeit unter den besonnensten Männern dieser Gegenstand gar oft zu bitterer Feindschaft und roher Gewaltthätigkeit geführt, so daß es nichts Neues wäre, wenn auch hier eine solche Scene sich wiederholen sollte."

„Dieß möge der Himmel verhüten!" rief Weinhausen seufzend, während Dr. Major und Johannes Müller nur mit Mühe ihren innern Zorn zu bewältigen suchten.

„Und Ihr selbst, die Ihr des Administrators fürstlicher Huld Euch erfreut, werdet gewiß nicht beitragen wollen, zur Landesverweisung und Verfolgung der Kryptocalvinisten, wie solche jetzt so häufig geübt wird gegen diese unsere hart bedrückten christlichen Brüder," fügte der Kaufmann Heydecker hinzu, den Dr. Huber forschend beobachtend.

„Warum wollen wir die schonen, so offen auftreten als Verräther an der reinlutherischen Kirche!" rief Huber, welcher die drohend auf ihn gerichteten Blicke des Dr. Major bemerkte und nun in finstern Groll sich erhebend. „Oder glaubt Ihr, daß es Segen bringt, wenn Männer wie Dr. Kimedoncius und Dr. Major an den Hochschulen Deutschlands insgeheim den giftigen Samen der calvinistischen Irrlehre fortpflanzen, die Schwachen zu verführen und die Leichtgläubigen zu verderben?!"

„Ihr habt schon etwas Erkleckliches geleistet, in der Schmähung wackerer Männer!" entgegnete mit bitterm Hohne Dr. Major, „und es haben dieß z. B. Peucer, Weghen und Wesenbeck sattsam erfahren; warum also von Euch auf Schonung hoffen, der Ihr auf zwei Achseln getragen Euer Lebelang."

„Ha! wer seid Ihr denn, der so groben Schimpf mir anzuthun wagt?" schrie Dr. Huber heftig, sich gegen Major wendend.

„Derselbe Major, den Ihr auch mitgeschmähet in Eurer Schrift gegen die Lehre Calvins," entgegnete dieser, sich ebenfalls von seinem Sitz erhebend und seinen Gegner fest ins Auge schauend.

„Er also!" grollte Huber, wie mit sich selber sprechend und starrte einen kurzen Augenblick den ihm tödtlich verhaßten Gegner an. — „So war es hier gemeint?" fuhr er nach einer kurzen Pause fort und wendete sich zürnend an Weinhausen, der vergeblich heimlich Dr. Major zu besänftigen suchte. „Nun denn wohlan, so habe ich dieß Haus heute zum ersten und letzten Mal betreten, in welches ich einging im guten Glauben, daß es eines Freundes Haus sei. Aber nun ich klar sehe, wie übel man mich berathen, so kann auch meines Bleibens nicht länger hier sein," — und fügte er mit dem Tone stolzen Prahlens hinzu, indem er die silberne Ehrenkette

mit dem Bildniß des Administrators durch die Finger seiner linken Hand gleiten ließ — „ich würde der Huld meines fürstlichen Gönners nicht würdig sein, wenn ich noch länger zu Tisch sitzen wollte mit Euch Dr. Major und den Euch Gleichgesinnten. — Aber das sollet Ihr wissen, daß Alles, was ich gegen Euch und Euer Blendwerk geschrieben, meine feste, innigste Ueberzeugung ist, so wie ich Euch Alle, die Ihr die formula concordiae entfernt wissen wollt aus der Kirche Luthers, für meineidig halte und für Verräther am wahren Glauben."

Mit diesen Worten warf er seinen Sessel zurück, griff nach seinem Baret und wollte das Zimmer verlassen.

Aber seinen Zorn nicht länger zügelnd, sprang Johannes Müller, sein Tischmesser in der Hand behaltend, von seinem Platze auf und vertrat dem finstern, frechen Eiferer den Weg:

„Und das sollst Du wissen, Huber!" rief er ihm drohend zu, „hättest Du mich an meiner Ehre angegriffen wider alles Recht, wie Du es so vielen der edelsten Männer gethan, ich hätte dieß Messer Dir in die Haut gejagt."

Bleich vor Schreck, wich Huber zurück, indeß die Schweizer-Studenten Fabricius, Hansen, Plötz und Gempel den Zürnenden von Huber zurück zu halten suchten, aber auch Dr. Major nach seinem Schwerte griff.

„Um Gott, thut meinem Hause und uns selbst diese Schmach nicht an!" rief entsetzt über die Folgen dieses Auftritts Weinhausen.

„Bin ich denn unter Mörderhände gefallen?" stammelte Huber zitternd vor innerer Wuth.

„Das seid Ihr nicht," entgegnete Weinhausen, auf dessen bittenden Blick die Studenten zu ihren Plätzen zurückkehrten, Müller nebst Major nun wohl einsahen, wie weit ihre Hitze sie geführt und welch' gefährlichen Feind sie an Dr. Huber erhalten. „Ihr seid mein Gast gewesen" — fuhr Weinhausen mit bittrer Wehmuth fort — „und waret unter ehrlichen Männern, die Ihr, von Wein aufgeregt, wie Alle hier, zum Zorn gereizt durch Eure Schmähungen. Wohl Euch und uns, wenn Ihr edel genug seid, zu vergessen, was jetzt hier geschehen. Und da Eueres Bleibens hier nicht länger unter uns sein kann, so kommt, daß ich Euch sicher in Euer Absteigquartier geleite, wie es Pflicht ist des Gastfreundes, an dessen Tisch Ihr gesessen."

Und ohne Huber Zeit zu lassen, zu antworten, verließ der Hausherr mit ihm das Zimmer und brachte ihn zur Herberge im „schwarzen Bär" auf den alten Neumarkt, mit schwerem Herzen sich von dem Zürnenden trennend, der von Verzeihung und von Vergessen der erlittenen Schmach nichts hören wollte.

Ihren Jähzorn zu spät bereuend, trennten sich Major und Müller von den in banger Besorgniß zurückbleibenden Freunden.

II.

Des Gastmahls Folgen.

Das rege, geschäftige Treiben der Ostermesse Leipzigs war vorüber, und Karrenführer und Lastträger eifrig beschäftigt, die letzten der Meßbuden aus den Straßen und von den öffentlichen Plätzen der Stadt zu entfernen; aber die Ruhe, die nach Ablauf der Messe in Leipzig wieder heimisch wird, seltsam abstechend gegen den Lärm, welchen die durch alle Theile der Stadt ihren Geschäften nachgehenden Käufer und Verkäufer verbreiten, diese Ruhe, in früheren Jahren hin und wieder durch Cavalcaden und bunte Burschenfahrten der im jugendlichen Uebermuth ihre academische Freiheit benützenden Studenten unterbrochen, dieses Stillleben der sonst so geräuschvollen Handelsstadt sollte dießmal nicht sogleich in die Mauern derselben zurückkehren. Obgleich Tausende von Fremden, welche die Messe nach Leipzig geführt, längst wieder aus den Thoren der Stadt ihrer Heimath zugezogen, so schien es an Menschen in den vom Handelsverkehr nun nicht mehr so stark heimgesuchten Straßen nicht zu fehlen; denn truppweise durchzog eine aus der Hefe des Volks bestehende Menge seit dem Morgen des neunzehnten Mai 1593 die Stadt oder blieb in Gespräch versammelt in der Nähe des alten Marktes stehen, in rohen Spottreden oder wilden Drohungen gegen die Kryptocalvinisten sich erschöpfend und zum Aufruhr antreibend.

Denn um sich für die von Dr. Major und Johannes Müller erlittene Schmach zu rächen, hatte der Professor Dr. Samuel Huber, als Weinhausen und seine Freunde auf die gegen dieselben erhobene Klage des Erzürnten vom Stadtrath freigesprochen worden waren, in Collegienhäusern, Herbergen und Winkelkneipen das Gerücht verbreiten lassen, als habe Weinhausen und dessen Anhang ihn zum Gastmahle gelockt, um ihn zu ermorden. Als daher die letzten der Meßbuden weggeführt worden waren, fand man riesig große Anschläge an allen Straßenecken angeklebt, einen Aufruf an die Bewohner Leipzigs enthaltend: daß Jeder, der ein echt lutherisch Herz in sich trage, sich den 19. Mai Abends acht Uhr auf dem Marktplatze einfinden sollte, um von da aus einen Angriff auf Weinhausens und anderer Calvinisten Häuser zu unternehmen, dieselben zu erstürmen und die Calvinisten aus der Stadt zu treiben, da solche es gewagt, an gastlicher Tafel den Professor Samuel Huber nach Mörderart zu überfallen. — Alle braven lutherischen Bürger — so schloß dieser Aufruf — sollten den Stürmenden nicht Einhalt thun, sondern dieselben ungehindert Rache nehmen lassen an denen, so Unheil und Fluch auf Leipzig, Dresden und ganz Sachsen geladen. *)

Ungehindert hatte der Stadtrath Leipzigs diese offne Aufforderung zum Tumult anschlagen lassen, und in ernster Berathung stand Weinhausen mit seinen Freunden in seinem Schreibzimmer, was zu thun sei bei dieser sichtlichen Gefahr. Dr. Major, welcher Leipzig wieder verlassen, hatte auf Entfernung aus der Stadt gerathen, und Schließung des Weinhausen'schen Geschäfts, bis günstigere Nachricht aus Dresden zu erlangen sei, wohin er selbst, bei Herzog Wilhelm von Weimar, im Namen der Universität Wittenberg, Schutz für

*) S. Häßelius v. Pentav kurze wahrhaftige Beschreibung des Tumults zu Leipzig am 19. Mai 1593. Deßgleichen Dr. Hieronymus Pansemanns Bedenken und Bericht des Tumults zu Leipzig im Jahre 1593.

die Anhänger der Lehre Calvins suchend, sich wenden wollte; aber immer noch hatte Weinhausen die ihn und seinen Freunden drohende Gefahr nicht so nahe geglaubt, und war eben im Begriff, sich selbst aufs Rathhaus zu begeben, als seine Gattin todtenbleich, zwei ihrer jüngsten Kinder auf den Armen tragend, in's Gemach stürzte und keines Wortes mächtig, den Verderben kündenden Anschlag den versammelten Freunden überreichte.

„Wie kommst Du zu dieser Schandschrift?" rief Weinhausen betroffen.

„Ein Mann aus der vor dem Rathhause versammelten Masse hat das Fenster meines Zimmers im Erdgeschoß zerschlagen und mir dieß unter höhnischem Lachen herein geworfen," antwortete diese und sank erschöpft auf einen Stuhl, indeß die beiden Kinder ihre Köpfchen weinend in dem Schooße der Mutter verbargen.

„Nun ist's die höchste Zeit!" entgegnete Weinhausen mit einem bedeutsamen Blick auf seine Freunde. „Gehe Martha," fuhr er zu seiner Frau gewendet fort, „und bringe mit Deinen Mägden, auf die wir uns verlassen können, alles in Sicherheit, was wir Werthvolles besitzen, verbirg es in dem geheimsten Winkel dieses Hauses und laß' Thor und Thüre schließen. Ich will mit meinen Freunden selbst aufs Rathhaus gehen und Schutz verlangen als Bürger dieser Stadt, und es wird sich zeigen, ob der Stadtrath für die Ruhe der Stadt, für Freiheit und Sicherheit unsers Lebens Sorge tragen, oder den Aufruhr eines beutelustigen Pöbels unterstützen will."

„Hofft, edle Frau," fügte tröstend der Kaufmann Heydecker hinzu. „Noch ist wohl nicht Alles vergebens."

„Das gebe Gott!" stöhnte angstbewegt Martha, mit ihren Kindern das Gemach verlassend, indeß Weinhausen und seine Freunde durch einen nach der Catharinenstraße führenden Ausgang das Haus verließen und dem Rathhause zuschritten.

Nur unter dem Schutze der vor dem Rathhause Wacht haltenden Stadtknechte war es den Hülfesuchenden möglich geworden, in das Innere desselben zu gelangen, und mit Entsetzen ward ihnen aus der mit Drohungen und Verwünschungen sie umwogenden Volksmenge klar, daß wenn der Haß derselben gegen die hart Bedrängten in offnen Aufruhr ausbrechen sollte, eine Schonung des Lebens und Eigenthums der Calvinisten nicht zu erwarten sei.

Diese Besorgniß wurde auch von dem größeren Theile der im großen Sessionszimmer des Rathhauses versammelten Senatoren getheilt, und besonders machte der ebenfalls anwesende Commandant der Pleißenburg, der churfürstliche Kriegshauptmann Hans Georg von Ponikau darauf aufmerksam, daß es sich hier nicht allein um die den Calvinisten drohende Gefahr, sondern um den guten Ruf Leipzigs, als Handelsstadt dem gesammten Deutschland gegenüber, handele.

Aber weniger gefahrvoll erschien dem regierenden Bürgermeister Sieber die in der Stadt sich kund gebende Aufregung, und als Weinhausen wiederholt seine und seiner Freunde schutzlose Lage schilderte und auf die Volksmasse wies, deren wildes Geschrei und Rache kündende Drohungen bis in das Berathungszimmer des Stadtraths drangen, entgegnete Sieber spöttisch:

„Ihr Herren macht Euch ein trauriges Bild von der Macht des Rathes der Stadt Leipzig, aber wir werden Euch beweisen, daß es uns nicht an Mitteln fehlen wird, den Aufstand zu unterdrücken, sobald wir eine wirkliche Gefährdung für das allgemeine Wohl befürchten müßten."

„Denkt an Dresden, Herr Bürgermeister!" entgegnete ernst der Schloßhauptmann von Ponikau. — „Auch dort hat man die Greuel der Verwüstung nicht voraussehen können und die Gefahr zu gering angeschlagen, so daß ein Einschreiten der bewaffneten Macht zu spät kam, um Eigenthum und Leben der Verfolgten zu schützen. Und glaubt mir nur, Ihr Herren vom Rath, daß unser gnädigster Herzog, der Administrator von Sachsen, so wenig derselbe auch den Calvinisten grün sein mag, streng an Euch strafen würde, wenn Ihr des Volkes Frechheit Euch hättet durch Fahrlässigkeit über den Kopf wachsen lassen."

Diese Mahnung verfehlte ihren Eindruck auf die Mitglieder des Rathes nicht, denn allgemein gefürchtet war des Administrators Strenge, und einstimmig drangen die Rathsherren und die bedrängten Calvinisten in den Bürgermeister, sogleich Anstalt zu treffen, die immer stärker anwachsende Volksmasse auseinander treiben zu lassen und zu überwachen.

„Nun, Ihr Herren, glaubt Ihr denn wirklich, daß wir die Hände in den Schooß gelegt haben, während ein Gewitter in der Nähe?" rief verletzt durch die von allen Seiten ihm gemachten Vorstellungen und Mahnungen der Bürgermeister, und trat zu der offnen, auf den Balkon des Rathhauses führenden Thüre. „Ueberzeugt Euch selbst, daß es uns nicht an Mitteln fehlen wird, die rohe Masse zu bändigen, sobald sie es wagen sollte, noch länger in solcher drohenden Haltung zu verharren."

Mit diesen Worten wies er auf eine gegen 100 Mann starke Abtheilung, mit Feuergewehren bewaffneter Stadtknechte, welche in festgeschlossenen Reihen gegen die Volksmasse anrückte.

„Diese Macht wird für den Augenblick genügen, um das Volk aus einander zu treiben!" rief er übermüthig auf die in seinen Händen befindliche Gewalt pochend. „Ihr aber, Stadtvoigt Reiche," rief er, zu einem der Anwesenden sich wendend, „laßt sogleich durch Rathsausrufer in allen Straßen der Stadt verkünden, daß der Magistrat der Stadt Leipzig der Bürgerschaft befiehlt, binnen zwei Stunden bewaffnet auf dem alten Markte sich einzufinden; auch ist dem Rector der Universität bereits angezeigt worden, daß er dafür Sorge tragen müsse, daß keiner der Studirenden an dem Straßenauflaufe sich betheilige. — Und so — fuhr er nach einer kurzen Pause fort — glaube ich Euch überzeugt zu haben, daß es an Vorkehrungen gegen ausbrechende Unruhen nicht fehlt. Geht nach Hause zurück, Herr Weinhausen, und wacht nebst Euren Freunden über Eure Häuser, über die Stadt werden wir wachen."

Mit diesen Worten wendete er den Anwesenden den Rücken und entfernte sich im geheimen Gespräch mit dem, wie es schien, durch Alles was er eben gehört, trotzdem noch nicht beruhigten Schloßhauptmann, und nur wenig an Hoffnung reicher, kehrten die Calvinisten vom Rathhause zurück, aus dessen Nähe bereits das Volk zurückgetrieben worden war.

In qualvoller Unruhe vergingen die Nachmittagsstunden des 19. Mai den verbündeten Freunden, die wie an jenem Abende des so unheilvoll für sie gewordenen Gastmahles auch jetzt wieder in der Wohnung Weinhausens sich eingefunden hatten, und während die Männer auf die innere Vertheidigung des Hauses sannen und durch mächtige Balken und Riegel die Thore und die Thüren, so wie die Fenster des Erdgeschosses verrammelt hielten, war Weinhausens Gattin mit ihren Dienerinnen eifrig beschäftigt, das Werthvollste ihres Besitzthums in die geheimsten Verstecke des großen weitläufigen Gebäudes zu verbergen. So war der Abend herangekommen und schon glaubten die Verbündeten, daß dem Volke der Muth vergangen sei zum offnen Aufruhr gegen sie, und die Vorkehrungen, welche der Rath der Stadt getroffen, doch wohl als hinreichend sich erwiesen, die lärmenden Haufen im Zaum zu halten; schon hofften Alle, die der Verfolgung sich ausgesetzt sahen, auf eine ruhige Nacht, — als aus den benachbarten Straßen das wilde Gebrüll der von Neuem wieder heranziehenden Volksmassen dieser Hoffnung Hohn sprach, und mit dem tausendstimmig ertönenden Geschrei: „Nieder mit den Calvinisten! Hinaus mit ihnen aus der Stadt!" wurden die ersten Steine nach dem Hause des Kaufmanns Weinhausen geschleudert. Wohl ertönte bald darauf der Commandoruf des Führers der Stadtknechte, die raschen Schrittes vom Rathhause her auf das Volk einstürmten, aber Hohngelächter und Steinwürfe empfingen dieselben. Da krachte eine Gewehrsalve, und unter Verwünschungen wichen die Haufen der Tumultuanten zurück. Aber immer stärker drängten neu herzuströmende Massen die Zurückweichenden vorwärts, und mit Beilen und Stangen, mit Haken und Messern bewaffnet, fielen die Wüthenden mit erdrückender Uebermacht über die eben nicht von zu großem Muthe beseelte Schaar der Stadtknechte her und drängte diese ins Rathhaus zurück, den Sturm auf das Weinhausen'sche Haus wiederholend, dessen Parterre gut verwahrt und verschlossen, dem Steinhagel trotzte, den die Tumultuanten gegen dasselbe gerichtet und welcher nun die Fenster des obern Stockwerks zerschmetterte.

Da trat Weinhausen nebst den bei ihm wohnenden Schweizerstudenten Hansen Schmidt, Plötz und Gempel mit geladenen Gewehren an das offene Fenster, während Johannes Müller aus Aschersleben und die ebenfalls im Hause wohnenden Kaufleute de Foy und Heidecker der Gattin Weinhausens beistanden, die weinenden Kinder und den Rest der zu verbergenden Habe in Sicherheit zu schaffen.

„Zurück, Ihr Wahnsinnigen!" rief jetzt Weinhausen dem tobenden Haufen zu, der bei seinem Anblick in wildes Wuthgeheul ausbrach. — „Was haben wir Euch zu Leid gethan, daß Ihr uns also verfolgt?"

Ein Hagel von Steinen war die Antwort, mit gellendem Pfeifen begleitet, um die Worte des Sprechers zu übertäuben.

„Noch einmal, hört auf unsere Bitten und zwingt uns nicht, Euer Blut zu vergießen!" wiederholte Weinhausen, zitternd vor innerer Wuth.

„Nieder mit den Calvinisten!" schrie die wilde Rotte und eine noch stärkere Ladung Steine flog dem Sprecher entgegen, von denen mehrere dessen Freunde trafen.

Da feuerten die Angegriffenen in die näher drängende dichte Volksmasse und fünf der ärgsten Schreier sanken blutend zu Boden.

„Tod der Mörderbande!" brüllte die Menge, deren Wuth beim Anblick der Verwundeten sich bis zur Raserei steigerte, und die nun dem von den Belagerten ununterbrochen fortgesetzten Gewehrfeuer trotzend, über die Gefallenen weg stiegen und mit Brechstangen und Aexten das Hauptthor des Hauses zu sprengen versuchten, während ein starker Haufe der Belagerer fluchend, pfeifend und schreiend nach dem Naschmarkte zog, dort unter wildem Hohngelächter einen Galgen errichtend, um Weinhausen und dessen Freunde daran zu hängen.

Noch einmal versuchten die Stadtknechte, von ihrem Befehlshaber aufgefordert, einen Ausfall aus dem Rathhause zu machen; da aber der größere Theil derselben nicht die geringste Lust verrieth, auf den Ruf eines tapfern Kriegers Anspruch zu machen, so begnügten sie sich durch Abfeuerung ihrer Gewehre das Volk auf wenige Augenblicke nach allen Seiten hin zersprengt zu haben und zogen sich, als die Menge sich wieder zusammengeschaart und mit den Steinen des aufgerissenen Pflasters nach ihnen zu werfen begann, ihre eigene Haut in Sicherheit bringend, in das Innere des Rathhauses zurück.

Mit verdoppelter Wuth setzte das Volk die Angriffe auf das ihre Feinde bergende Haus fort, aber die starken, mit Eisen beschlagenen Pfosten und Wände der Thüren und Läden trotzten den Brechstangen und Axtschlägen, welche von Zeit zu Zeit gegen dieselben arbeiteten, sobald die Belagerten mit Abfeuerung ihrer Gewehre inne zu halten sich genöthigt sahen, um Zeit zu frischer Ladung zu gewinnen. So währte bis Mitternacht dieser Kampf, ohne daß von Seiten der Behörden kräftigere Maßregeln ergriffen worden waren, das in offener Empörung die Straßen Leipzigs durchbrüllende Volk zu bekämpfen, und vergebens war der Aufruf an die Bürgerschaft ergangen, sich bewaffnet zu versammeln zum Schutze der Bedrängten und zur Unterdrückung des Aufruhrs. Nicht ohne Wirkung waren die von den Kanzeln der lutherischen Kirchen gegen die Anhänger der Lehre Calvins herabgeschleuderten Verdächtigungen und Drohungen geblieben; der größere Theil der Leipziger Bürgerschaft haßte die Bekenner der reformirten Lehre und blieb, den rohen Pöbelhaufen freies Spiel lassend, feig und unentschlossen hinter dem sichern Verschluß ihrer Häuser geborgen.

Bis gegen Nacht ein Uhr hatte die wüthende Volksmasse die Angriffe auf das Haus fortgesetzt, dann aber sich zerstreut, und freier athmeten die hart Bedrängten, an Geist und Körper erschöpft, und gönnten dann sich bei wechselnder Wache während der wenigen Stunden bis Tagesanbruch der so nöthigen Ruhe. Wohl dämmerte in den Herzen Aller ein schwacher Hoffnungsstrahl auf, als die Glocken der Kirchen mit anbrechendem Morgen den Sonntag verkündeten, vertrauend, daß die in damaliger Zeit so strenge Feier des Sonntags den Wiederbeginn des Aufruhrs zurückhalten würde, und hoffend, daß die Behörde, durch das verbrecherische Treiben des Pöbels überzeugt, in welcher Gefahr die Stadt sich befinde, nicht länger säumen werde, zu ihrer Rettung kräftiger einzuschreiten.

Vergebliches Hoffen! Aerger als die Nacht zuvor brach

in den frühen Morgenstunden der Tumult von Neuem aus, und in gräßlichem Hohn die Feier des Sabbaths schändend, vermischte sich das Wuthgebrüll der rohen Menge mit den feierlichen Klängen der Glocken, welche die Bewohner Leipzigs zu den Tempeln des Herrn riefen. — In wüsten Zechgelagen hatten die Rotten der Empörer die wenigen Stunden der Nacht zugebracht und berauscht durch hitzige Getränke stürmte in halbtrunkenem Zustande die um das Doppelte vermehrte Volksmasse von Neuem gegen das Haus an, welches die calvinistischen Freunde bis jetzt noch sicher vor ihrer Wuth geborgen. Dem Feuern der Belagerer trotzend, dröhnte krachend Schlag auf Schlag gegen das Hauptthor, dessen Angeln unter dem jubelnden Wuthgebrüll der Aufrührer zu weichen begannen, ohne daß Hülfe und Rettung von Seiten des Rathes und der Bürgerschaft sich zeigte.

In wilder Verzweiflung überblickten die Belagerten das Rettungslose ihrer Lage, denn nur zu deutlich verkündete das immer lauter sich erhebende Hohngeschrei ihrer Feinde, daß ihre letzte Stunde geschlagen. — Da, als schon ein Theil der Hausthüre zertrümmert, hinter welcher Balken und Fässer die Eindringenden noch hemmten, entflohen die Calvinisten durch einen geheimen Ausgang in die Gehöfte und Dachwohnungen der Hintergebäude der Nachbarhäuser, indeß Weinhausens Gattin, als Dienstmagd verkleidet, mit Gewalt von ihren treuen Dienerinnen fortgeschleppt wurde und unter dem Schutze der von Neuem sich endlich zum Angriff rüstenden Stadtknechte in das Rathhaus flüchtete. — In wilder Verzweiflung suchte die Gerettete noch einmal in das Haus zurückzubringen, denn in einem entlegenen Gemach des Hinterhauses hatte man die Kinder geborgen, und abgeschnitten dahin war der Weg durch die schon auf Sturmleitern in das erste Stockwerk einsteigenden Rädelsführer der Empörer, da von da aus mit der Flucht der Calvinisten das Gewehrfeuer verstummt war. Aber jeder Versuch zur Rettung der zurückgelassenen Kinder war vergebens, und im finstern, dem Wahnsinn nahen Schmerze mußte die unglückliche Mutter im Rathhause zurückbleiben, wo mit sichtlicher Bestürzung den anwesenden Rathsherren klar wurde, wie weit es mit jenem so leicht genommenen Aufruhr gekommen.

Mit wildem Gejauchze begrüßte die rasende Masse das Einstürzen der zertrümmerten Hausthür und warf sich, laut nach den Opfern ihrer Wuth brüllend, in das erstürmte Haus.

„Preis, alles Preis, der Fürst befiehlt es, daß man also Haus halte mit der Habe der Calvinisten!"

schrie der Anführer der Menge, ein Kürschnergeselle mit Namen Ambrosius Bartsch, als er in Weinhausens Schreibstube eingedrungen.

„Der Fürst befiehlt es!" brüllte die Menge ihm nach, und durch alle Haufen der Empörer verbreitete sich dieser Ruf, die Aufrührer in der Meinung bestärkend, als billige dieses Toben und Wüthen der dicht neben Weinhausen wohnende und in Leipzig studirende Herzog Philipp von Grubenhagen, der jedoch mit tiefer Entrüstung das Beginnen dieses verbrecherischen Treibens erblickte und vergebens unter den Studenten nach Hülfe und Rettung für die Unglücklichen sich umgethan, denn ein strenges Gebot des Rectors hielt diese während des Aufruhrs im Universitätsgebäude versammelt. Aber Ambrosius Bartsch hatte diese Mahnung des Herzogs von Grubenhagen zur Sühne wohl vernommen und dessen Bestrebungen, dem Frevel Einhalt zu thun, nicht unbemerkt gelassen, und diesem Fürsten zum Hohne mißbrauchte er nun dessen Namen zum Feldgeschrei, das Werk der Rache zu vollenden.

Mit wahnsinniger Zerstörungswuth fiel der rasende Pöbel über Alles her, was er im Hause vorfand. Hohnlachend und fluchend warf man die Oefen aus den Zimmern und das Täfelwerk aus Wänden und Fußboden zum Fenster hinaus und gab die Federn der aufgeschlitzten Betten der Luft Preis, während die Führer der einzelnen Haufen racheschnaubend vergebens nach den Opfern ihrer Wuth forschten, die man noch immer in irgend einem Versteck des Hauses verborgen glaubte. Und als man endlich auch in die Keller gedrungen und aus Hüten und Stiefeln, aus Schläuchen und Schöpfkannen den Wein gesoffen, da ward das Volk zur Bestie und erbrach mit wildem Siegesgebrüll das Gemach der verlassenen Kinder, deren lautes Weinen zu den Ohren der bis in die entferntesten Räume des Hauses nach Beute suchenden Rotte gedrungen. Nach Blut lechzend stürzten mehrere der Unmenschen sich auf die armen unschuldigen Kleinen, die stumm vor Entsetzen beim Anblick der wilden Gestalten in ihren Betten sich zu verhüllen suchten. Mit roher Wuth rissen Mörderfäuste die ältesten Kinder aus den Betten und den Säugling aus der Wiege, und schon waren mehrere dieser Elenden Willens, die um Hülfe wimmernden Opfer ihrer Rache aus den Fenstern auf die Straße zu schleudern, als mehrere der Entschlossensten unter den Aufrührern, in deren Herzen das Mitleid für diese unschuldigen Geschöpfe den Sieg über die Rache gegen die Calvinisten davon trug, die Kinder den mordgierigen Händen der Rasenden entrißen und in Sicherheit brachten. Von einem Fenster des Rathhauses hatte die unglückliche Mutter dieses entsetzliche Schauspiel mit angesehen und war in Verzweiflung dem Bürgermeister Sieber zu Füßen gefallen, um Rettung ihrer Kinder flehend.

Tieferschüttert durch das vor seinen Augen sich zeigende entsetzliche Schauspiel der entfesselten Volkswuth, sah dieser zu spät, welch' Unheil er durch stolzes Pochen auf des Rathes Macht und Einfluß herbeigeführt. Noch einmal drangen auf verschärften Befehl die Stadtknechte auf die Plündernden ein, doch ob auch ein kleiner Theil derselben die Flucht ergriff, der größere Theil blieb frech im Besitze des Hauses, aus dessen Innern den Kampf mit der bewaffneten Macht beginnend.

Da endlich drangen Trompetenklänge wie Jubelruf der Rettung zu den Ohren der Verfolgten. An der Spitze einer starken Abtheilung churfürstlicher Trabanten sprengte der Schloßhauptmann von Ponikau mit dem churfürstlichen Amtmann von der Eiche dem Schauplatz der Verwüstung zu und die Angriffe der Stadtknechte kräftig unterstützend, waren bald die frechsten der Meuterer aus dem Innern des Hauses vertrieben und nach allen Seiten hin zerstreut.

Trommelwirbel durchrasselte die Straßen der Stadt, die Bürgerschaft auf den Marktplatz fordernd, und auf das wilde Geschrei der von Neuem sich wieder sammelnden Volkshaufen, unter welchen man nun zahlreicher auch die bisher ruhigen

Bürger ansichtig wurde: „daß man Ruhe halten wolle, wenn diejenigen der Calvinisten nach dem Gesetze bestraft würden, die zuerst auf die Menge geschossen," versprach der Stadtrath Verfolgung und Gefangennehmung der Schweizerstudenten Gempel, Plötz und Hansen, des Studenten Johannes Müller aus Aschersleben, so wie des Kaufmanns Weinhausen, und verwies die nun obdachlose Gattin des Letztern, welcher man unterdessen ihre Kinder wieder zurückgegeben hatte, aus den Räumen des Rathhauses, und gab ihr bis zu weiterm Unterkommen als Schutz gegen die Mißhandlung des Pöbels, eine Anzahl bewaffneter Stadtknechte mit.

Von Haus zu Haus wandernd, öffnete sich nirgends der unglücklichen Mutter und ihren Kindern eine gastliche Thür, denn Alle hielt die Furcht zurück, durch eine Handlung der Milde gegen die Verfolgten, für Anhänger der Calvinisten zu gelten und die Wuth des Pöbels auf sich zu laden. Endlich, als innerer Seelenschmerz und körperliche Erschöpfung die Verstoßenen nöthigte, auf offner Straße Rast zu halten, um neue Kräfte zu sammeln, erbarmte sich der Stadtvoigt Matthias Reiche derselben und nahm die Armen in sein Haus auf. — Die Studenten Gempel, Plötz und Hansen aber waren verkleidet aus dem Ranstädter Thore entkommen, und vergebens suchten die ausgesendeten Stadtknechte nach dem Studenten Johannes Müller und nach dem Kaufmann Weinhausen, deren Verstecke allen Nachforschungen verborgen blieben.

Gegen Mittag desselben Sonntags den 20. Mai 1593, als der Aufstand vollständig ausgetobt zu haben schien, öffnete man die bei Beginn desselben geschlossenen Stadtthore und die aus der nahen Umgebung Leipzigs herbeigezogenen Trabanten nahmen ihr Quartier in der Pleißenburg, deren Besatzung unter den Waffen blieb. Aber mit dem Oeffnen der Thore hatte man auch einer großen Anzahl plünderungssüchtigen Gesindels Eingang in die Stadt gewährt, das angelockt durch die Kunde von der Zerstörung der calvinistischen Häuser, welche mit dem Angriff auf das Weinhausensche Haus erst begonnen, nun schaarenweise aus den benachbarten Dörfern herbeiströmte, mit den Tumultuanten sich vereinigend, die unterdeß zahlreich mit Schießgewehren sich versehen hatten, und mächtiger als bisher stand die Rotte der Empörer der bewaffneten Macht gegenüber. Aerger als vorher brach auch den Sonntag Abend mit Beginn der Dunkelheit der Aufruhr wieder aus, dießmal den Charakter roher Raubgier annehmend, welche frech und höhnend den Glaubenshaß als Firma trug. Man begann, nachdem man den Angriff einer kleinen Anzahl der Stadtknechte und Trabanten siegreich zurückgeschlagen, von welchen der größere Theil nur zur Beschützung der öffentlichen Gebäude verwendet werden mußte, mit Niederreißung des Daches und Mauerwerks des Weinhausen'schen Hauses, und als da nichts mehr zu finden, griff man weiter und erbrach die daran stoßenden Läden und Gewölbe anderer Kaufleute, verbrannte die Rechnungsbücher und raubte alle vorhandenen Waaren und Gelder, Alles zu Boden werfend, was Widerstand leistend in den Weg trat. Die Kaufleute de Foy und Heidecker, deren Verkaufsläden nebst denen ihrer Nachbarn erbrochen und beraubt worden waren, mußten vor den Plünderern auf die Dächer der Nachbarhäuser flüchten, und mit wildem Hohngelächter sah die Raubrotte Heideckern vom Giebelbach des Nachbarhauses herabstürzen. Mitleidige Frauen trugen den tödtlich Verletzten zu dem nächsten Bader, welcher ihn zwar verband, aber sofort wieder aus dem Hause schaffen ließ, um nicht den Haß der Plünderer auf sich zu ziehen. Selbst Heideckers in Leipzig verheirathete Tochter, wohin man den Verwundeten auf einer Bahre trug, mußte dem todtkranken Vater, von einer nacheilenden Pöbelrotte mit Plünderung und Brand ihres Hauses bedroht, die Thür verschließen, und nur mit Mühe gelang es dem Hospitalvoigt von St. Georg mit Hülfe seiner Knechte den Unglücklichen, welcher unter den heftigsten Körperschmerzen sich windend, die Verwünschungen und Mißhandlungen einiger entmenschter Bösewichter erdulden mußte, der weitern Verfolgung des rasenden Haufens zu entziehen. Heidecker genaß wieder, aber er war zum armen Manne geworden und mußte, des gesunden Gebrauchs seiner Arme beraubt, am Bettelstabe vom Gnadenbrode seiner Kinder leben. — Der Aufruhr aber, der bisher seinen Heerd nur in der Gegend des alten Marktes gehabt, hatte unterdeß eine weitere Verbreitung erlangt, denn als man die dort gelegenen Häuser der Calvinisten und die in deren Nähe befindlichen Kaufläden demolirt und geplündert, zog der immer mächtiger anwachsende Strom der beutesüchtigen Tumultuanten nach der Petersstraße, warf dort allen des Calvinismus verdächtigen Männern Thüren und Fenstern ein, plünderte die Häuser Daniel Leichters und des wegen seiner Neigung zur Lehre Calvins seines Amtes verlustig gewordenen Bürgermeisters Bachof, wo man Weinhausen versteckt glaubte, und rückte unter dem Getöse eines geraubten großen kupfernen Kessels, welchen zwei Bäckergesellen, an der Spitze des Haufens voranschreitend, mit hölzernen Klöppeln schlugen, vor das Haus eines auf der Grimmaischen Gasse wohnenden Seidenhändlers, wo die Anführer des trunkenen Haufens und unter diesen als der frechste — ein Schneidergeselle — die Hände mit Blechhandschuhen bewaffnet, Spiegel und Glasgeräthe zertrümmerten und das von der hochschwangern Frau des geflüchteten Eigenthümers gegen Schonung ihres Eigenthums ihnen gebotene Geld auf die Straße warfen.

Während so ganz Leipzig der Herrschaft eines trunkenen Volkshaufens Preis gegeben war, unter welchem das verworfenste Gesindel der Stadt und Umgebung, die Rollen der Anführer sich angeeignet, stand in dem Hofe eines herrschaftlichen Hauses der dem alten Markte nahen Catharinenstraße ein alter Mann in der Tracht der Rathskutscher der damaligen Zeit, emsig beschäftigt, mit Anschirrung zweier großen kräftigen Rappen an eine jener schwerfälligen, mit Zierrathen überladenen Karossen, wie sich solche bis zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mit nur wenigen Veränderungen in Form und Bauart erhalten haben. Der alte Mann sah mehr traurig als mürrisch aus und blickte von Zeit zu Zeit nach den Fenstern der Wohnung des nahe am Dachwerke des Hauses befindlichen zweiten Stockes, als erwarte er von dort ein Zeichen, und jedesmal, sobald das wilde Geschrei der Aufrührer vom Markte her in den stillen Hof drang, glitt ein grimmiger Fluch über seine Lippen und seine finstern Blicke richteten sich aus den mit dicken, grauen, struppigen Brauen überbuschten Augen wie

fragend zum Himmel empor, warum er diesen Frevel dulde. Dieser Mann war Calvinist und diente im Hause des reichen und in großem Ansehen stehenden Dr. **Reiffschneider**, welcher der neuen Lehre zwar nicht hold, dessen Gattin und Tochter aber im Geheimen eifrige Anhänger Calvins waren. — Aber indeß der alte Kutscher mit Anspannung des Fuhrwerks beschäftigt war, stand Reiffschneiders blühende zwanzigjährige Tochter in ihrem Kabinet mit hochglühenden Wangen und ängstlich wogendem Busen, welcher die silbernen Spangen des enganliegenden Sammetmieders zu sprengen drohete, die Blicke nach der Thüre ihres Zimmers gerichtet. Jetzt öffnete sich diese und die Jungfrau trat im freudigen Schreck erbleichend einige Schritte zurück, während ihre Dienerin zwei Männer hereinführte, deren zerrissene Kleidung und mit Blut und Pulverdampf geschwärzte Gesichter einen eben nicht ermuthigenden Anblick boten.

„Gott sei Dank, es ist gelungen!“ rief der jüngste der beiden Männer und stürzte auf die Jungfrau zu, welche mit Thränen, von Schmerz und Freude zugleich erpreßt, ihn innig an ihre Brust schloß.

„Armer Johannes!“ flüsterte die Jungfrau dem in so abschreckender Gestalt sie umarmt haltenden jungen Mann zu. „So ist es denn doch noch zum Schrecklichsten gekommen, wie wir es oft geahnt und besprochen.“

„Wir sind geächtet und dem Schwerte des Nachrichters oder dem Galgen verfallen!“ rief bitter Johannes Müller, denn dieser war es, der mit Weinhausen auf einer Bodenkammer im Hause der Eltern seiner Braut sich bis jetzt verborgen gehalten hatte, und diese nun verlassen und seine weitere Rettung der innigen Liebe der muthigen, entschlossenen Jungfrau zu überlassen, die nebst ihrer Mutter und im Einverständniß mit dem alten Kutscher und der treu ihr ergebenen Dienerin, den Plan einer Flucht des Geliebten und seines Freundes entworfen hatte.

„Ich hoffe zum Himmel, daß es mir gelingen wird, Euch zu retten,“ entgegnete mit wehmüthigem Ernst Anna, die Tochter Reiffschneiders. „Aber die Zeit drängt, Ihr müßt fort, und dieß augenblicklich, ehe der Vater vom Rathhause zurückkehrt, den heute nur mit Mühe die Mutter aus dem Hause entfernt hat. Noch lächelt uns vielleicht eine glückliche Zukunft, mein Johannes,“ fuhr Anna fort, als sie sah, wie tieferschüttert der Gemüthszustand des sonst so kühnen feurigen Mannes war, durch dessen reine Liebe sie sich so glücklich gefühlt. — „Gewiß, es werden bessere Zeiten kommen, aber um ihrer theilhaftig zu werden, muß Eure Rettung vor Allem erfolgen. Hier — rief sie mit einem traurigen Lächeln auf ein Paquet Frauenkleidungsstücke zeigend — ist Euer Anzug, der allerdings nicht für so todesmuthige Männer passend ist. Meine alte Magd wird Euch ankleiden helfen, während ich selbst eile, mich reisefertig zu machen. Unser alter Kutscher ist zuverlässig und will es Gott gnädig mit uns fügen, so sind wir heute Abend noch sicher unter dem Schutze meines Oheims.“

Und einen langen, innigen Kuß auf die Lippen des Geliebten hauchend, eilte sie in ein Nebenzimmer, während auf einen Wink von ihr die alte Magd den beiden Männern half, sich durch das erhaltene Kostüm in bejahrte Frauen umzuwandeln und ihre Bärte unter einem Wall von Spitzen und Bändern zu verhüllen, über welche ein dichter Schleier herab fiel.

Zu derselben Zeit verbarg der alte Kutscher zwei scharf geladene große Reiterpistolen unter seinen Sitz und steckte vier dergleichen Schießgewehre in die mit starkem Leder überzogenen Wagentaschen.

Der Schonung, welche gegen alles dem Stadtrathe gehörige Eigenthum von Seiten der Aufrührer beobachtet wurde, und dem Respect, welchen man den einzelnen Mitgliedern des Magistrats zollte, dankten die Flüchtlinge, daß die schwerfällige Karosse ungehindert durch die von den Aufrührern am lebhaftesten berührten Straßen gelangte, und nur am Hallischen Thore, wo ein starker Trupp Landvolk mit Sensen und Knitteln bewaffnet, Wache hielt, drohte Gefahr und Tod der muthigen Jungfrau und den so wüthend Verfolgten. Aber zu ihrem Glück befehligte ein Rottmeister der Stadtknechte, der von den Aufrührern mit Gewalt dazu gepreßt worden war, diese Rotte, und ließ den Kutscher, welchen er genau kannte, ungehindert zur Stadt hinausfahren, indem er Zwei der Bande, welche seinem Befehl entgegen, den Pferden in die Zügel fallen wollten, mit den Worten: „Respekt, Ihr Lümmel, vor dem Rathe der Stadt!“ zu Boden schlug.

Die Thore schlossen sich hinter den Geretteten, und so schnell es bei der Beschaffenheit der Wege der damaligen Zeit möglich war, jagten die Pferde der Gegend nach Halle zu.

Der immer weiter um sich greifende Aufstand, die täglich Angesichts der Behörden sich wiederholenden Scenen der Plünderung und Verwüstung einer zügellosen, mord= und raubsüchtigen Rotte, stündlich verstärkt durch den Zulauf des liederlichsten Gesindels der nächsten Umgebung Leipzigs, war zu einer Ausdehnung und Höhe angewachsen, welche den Mitteln, die den Civil= und Militärbehörden der Stadt zur Unterdrückung der Empörung zu Gebote standen, weit überlegen war, so lange die waffenfähige Bürgerschaft dem Rathe und dem Stadthauptmann ihren Beistand verweigerte. Tief bereuete jetzt der Bürgermeister Sieber, der auf die seiner Macht zu Gebote stehenden Kräfte zu fest vertraut hatte, daß er den Mahnungen des churfürstlichen Schloßhauptmanns von Ponikau, Truppen aus Torgau und Dresden zu requiriren, beim Beginne des Tumultes nicht Gehör gegeben hatte. — Nicht ohne bange Besorgniß sah der gesammte Stadtrath einem Strafgerichte von Seiten des Administrators von Sachsen entgegen, an welchen eine Deputation abgegangen, um denselben von den in der Stadt begangenen Greuelscenen schleunigst in Kenntniß zu setzen.

Da endlich, als die Plünderungs= und Zerstörungswuth des immer frecher werdenden Pöbels auch die Kaufläden der nicht den Anhängern der Lehre Calvins angehörigen Bürger Leipzigs nicht geschont hatte und immer größer die Gefahr für alle Bewohner dieser Stadt wurde, da endlich folgte die bewaffnete Bürgerschaft dem so vielfach vergeblich an dieselbe ergangenen Ruf ihrer Behörden zur Herstellung der Ruhe und Ordnung ernstlich mitzuwirken. Aber diese Mitwirkung wurde an Bedingungen geknüpft, welche der zum Sprecher der Bür=

gerschaft gewählte Schneidermeister **Dietrich Weber** von der Ritterstraße dem Magistrat vorlegte, und der in langer Rede, in welcher er darzuthun suchte, daß die Calvinisten selbst an all' diesem Elend, welches die Stadt betroffen, Schuld wären, und daß man daher nur dann das Einschreiten der Bürgerwehr erwarten könne, wenn sämmtliche Calvinisten Leipzigs durch obrigkeitlichen Befehl gezwungen würden, sofort die Stadt zu verlassen.

Der Stadtrath, seiner Machtlosigkeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen sich bewußt, verlangte erst 6, dann 3 Tage Bedenkzeit zur Ueberlegung dieser Maßregel, allein Weber bestand auf sofortige Annahme dieser Bedingung — und der Stadtrath, gezwungen durch die verhängnißvolle Lage, in welcher sich die Stadt befand — gab nach.

Mit lautem Jubel verkündete vom Balkon des Rathhauses herab der Sprecher der auf dem Marktplatze zahlreich versammelten bewaffneten Bürgerschaft das Resultat der Berathung, und sofort begann der Kampf gegen die Empörer, die nach kurzem Widerstande, von den mit der Bürgerschaft gleichen Antheil an der Verfolgung und Bekämpfung der Aufrührer nehmenden churfürstlichen Trabanten und Stadtknechten zu Paaren getrieben wurden. Während nun Trabanten und Stadtknechte den Kampf in den entfernteren Theilen der Stadt fortsetzten, wohin sich einzelne Haufen der zersprengten Masse geflüchtet, durchstreifte die Bürgerwehr in starken Patrouillen Tag und Nacht die Straßen der Stadt, Alles, was an verdächtigen Subjekten in ihren Weg kam, festnehmend, und den vierten Tag nach Ausbruch des Tumultes war die Ruhe der Stadt gesichert, das von auswärts her eingedrungene Gesindel vertrieben und die Rädelsführer in sicherem Gewahrsam.

Aber auch noch desselben Tages erging der obrigkeitliche Befehl an alle Calvinisten Leipzigs, die Stadt zu verlassen. Obdachlos, entblößt von allen Mitteln zur ferneren Existenz, gewaltsam ihrer Habe und ihrer Häuser beraubt, traten die Anhänger der Lehre Calvins mit den jammernden Weibern und Kindern im langen Trauerzuge ihre Auswanderung aus einer Stadt an, aus welcher die Ohnmacht ihrer Behörden, der Glaubenshaß ihrer protestantischen Brüder und die Rachsucht des Pöbels sie vertrieb.

Der ritterliche Junker **Moritz von Starrschädel** auf **Markleeberg** nahm sich mitleidvoll der Unglücklichen an, und gewährte ihnen vor der Hand ein schützendes Asyl.

Der Stadtrath Leipzigs hatte nun nichts Eifrigeres zu thun, als so streng nur möglich mit Verhaftung Aller derjenigen zu beginnen, welche der Theilnahme am Aufstand verdächtig waren, um dadurch, wie es schien, die Fahrläßigkeit in Vergessenheit zu bringen, mit welcher er der Entstehung desselben zugesehen, ohne an die gräßlichen Folgen zu denken, welche diese Empörung nach sich gezogen. Aber dieser Eifer trug nichts zur Beschönigung des begangenen Unrechts bei, denn ein ganz anderer Bescheid, als man ihn von dem streng lutherischen fürstlichen Administrator erwartet hatte, langte mit der von Torgau zurückkehrenden Deputation in Leipzig an, und sicher ist anzunehmen, daß der Herzog von Grubenhagen, dessen Namen der Anführer der Aufrührerbande so frech gemißbraucht, dem Administrator selbst ein treuliches Bild des Aufruhrs und der dabei begangenen Mißgriffe des Stadtraths entworfen hat, da Philipp von Grubenhagen sofort nach Torgau an den Hof des Herzogs von Weimar gereist war, als die Zerstörung des Weinhausischen Gebäudes begonnen hatte.

Hatte Leipzig mehrere Tage hindurch das abschreckende Bild roher Zügellosigkeit und verbrecherischer Ausschweifung des Volkes, so wie schmachvoller Ohnmacht der Behörden gegeben, so bot es am Morgen nach Unterdrückung des Aufstandes das ernste Bild wieder hergestellter Ordnung von den gefeierten Orgien der Volkswuth und dadurch gezeugten kriegerischen Strenge dar. Starke Abtheilungen churfürstlicher Arquebusier standen auf allen Plätzen und Hauptstraßen der Stadt, während ein Regiment churfürstlicher Panzerreiter auf dem Markte vor dem Rathhause hielt, in welchem letztern — dießmal auf Befehl des Administrators von Chursachsen — der Magistrat und die Bürgerschaft der Stadt Leipzig sich versammelt hatte.

Im großen Berathungssaale des Rathhauses, unter einem reichgeschmückten Baldachin auf thronähnlichem Sessel hatte der Landeskanzler **Markus Gerstenberger** von Buttstedt Platz genommen und prüfte mit kaltem, finstern Ernste eine vor ihm liegende, in Eile entworfene Vertheidigungsschrift des Leipziger Stadtraths. Zu seiner Seite saß der Schloßhauptmann von **Ponikau**, der churfürstliche Amtmann **Reiche** und die obersten Befehlshaber der churfürstlichen Truppen, welche mit dem Landeskanzler zugleich in Leipzig eingerückt waren.

In festlicher Amtstracht saßen der Bürgermeister Sieber und die Mitglieder des Rathes dem Landeskanzler gegenüber, und hinter den Sesseln der Rathsherren standen in dichten Reihen die Bürger der Stadt voll ängstlicher Spannung des Ausspruchs harrend, welchen der Gesandte des Administrators über das Verhalten des Magistrats während der Entstehung und der so verderblich gewordenen Verbreitung des Aufruhrs als strenges Urtheil verkünden sollte; und selbst der stolze Bürgermeister der reichen Handelsstadt, der sich selbst einem Fürsten gleich achtete, trug heute keine Spur des kecken Uebermuths, der ihm sonst so eigen war, auf der mit schwerer Besorgniß umlagerten Stirn; denn die gewaltigen Streitmassen, die mit dem Landeskanzler die Stadt zugleich betreten, schienen für ihn, wie für die übrigen Versammelten, eben kein tröstendes Zeichen fürstlicher Nachsicht und Milde zu sein.

Endlich legte der Landeskanzler die Schrift, welche er durchlesen, bei Seite, erhob sich von seinem Sessel, und als diesem Beispiele auch die übrigen fürstlichen Würdenträger, so wie die Mitglieder des versammelten Magistrats Folge geleistet, begann er mit lauter, fester Stimme:

„An Euch, den Magistrat und die Bürgerschaft der Stadt Leipzig!

Seine Hochfürstliche Durchlaucht der Herr Herzog Wilhelm von Weimar, Administrator von Chursachsen, mein allergnädigster Herr und Gebieter, hat mich beauftragt, Sein ungnädiges Mißfallen Euch nicht zu bergen, ob der rohen Excesse und verbrecherischen Handlungen, so in hiesiger Stadt unter Eueren Augen ungestraft ausgeübt worden sind, und durch welchen den hier wohnhaften Anhängern der Lehre Calvins an Leben und Eigenthum arger Schaden geschehen. Vor Allem aber ist Se. Hochfürstliche Durch-

laucht hocherzürnt über die Zähigkeit, mit welcher die hiesige Bürgerschaft sich geweigert, den Befehlen ihrer Obrigkeit zu gehorchen und den Aufruhr stillen zu helfen, so wie auch der Magistrat strafbar befunden wegen Fahrlässigkeit und Mangel an strengem Einschreiten gegen die Ungehorsamen und Aufrührer. Solche Greuel, denen die Religion nur zum Vorwand gedient, um Raub- und Mordlust dahinter zu verbergen, sind nicht geeignet, Leipzigs Ehre und Ruf zu erhöhen in allen Landen, wohl aber zu ruiniren und Handel und Wandel wegzuwenden von einem so gefährlichen Herde verbrecherischen Treibens und machtloser Herrschaft der Obrigkeit."

Der Landeskanzler hielt hier einen Augenblick inne, während Grabesstille unter der zahlreichen Versammlung herrschte, und Bürgermeister Sieber mit finstern Blicken, die Bürger Leipzig's aber beschämt und voll stillen Grolles zu Boden schaueten.

„Magistrat und Bürger Leipzig's!" fuhr der Gesandte des Administrators fort: „Des durchlauchtigsten Regenten Zorn ruht schwer auf Euch und Eurer Stadt, von welcher nun weggenommen werden sollen alle churfürstlichen Aemter und Dicasterien, so wie auch die Universität nicht länger hier bleiben soll, sofern wie Ihr nicht in unterwürfigem Gehorsam Euch auf's eifrigste bestrebt, den Befehlen Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht, die er hiermit durch mich an Euch ergehen läßt, und ferner erlassen wird, nachzukommen zur Rettung der gebrandmarkten Ehre dieser Stadt. Euch, dem Magistrat der Stadt Leipzig, werden zwei fürstliche Statthalter vorgesetzt werden, und der Bürgerschaft aufgegeben, von Haus zu Haus nach allem losen Gesindel zu suchen und es zu vertreiben, einhundert Thaler aber habt Ihr aus Eurer Rathscasse Demjenigen unter Zusicherung der Verschweigung seines Namens auszuzahlen, welcher mit Bestimmtheit den Verfasser des Aufruhrplacats zu nennen vermag. Eben so sind auf Allerhöchsten Befehl sämmtliche von Euch aus Furcht vor dem Pöbel aus Leipzig vertriebene Calvinisten wieder zurückzuberufen und ihnen zu ersetzen, was sie an Eigenthum Schaden gelitten, sie auch in alle ihre bürgerlichen Rechte ungeschmälert einzusetzen und dafür zu bürgen, daß ihnen ferner kein Schaden geschehe an Leben und Besitzthum durch Rohheit des Volkes. Den Anführern der Tumultuanten aber, deren ihr habhaft geworden, ist kurz und streng der Proceß zu machen.

Dieß im Namen des Regenten, unsers allergnädigsten Herrn an Euch Magistrat und Bürgerschaft der Stadt Leipzig."

Nach diesen letzten Worten verließ der Landeskanzler den Berathungssaal, und voll stillen Ingrimms und banger Besorgniß kehrten die Rathsmitglieder und Bürger in ihre Wohnungen zurück, wohl fühlend, wie nachtheilig für ihren eigenen Wohlstand die nächste Zukunft Leipzigs sich gestalten müsse, sobald die Drohungen des Administrators zur Ausführung gelangen sollten. — Aber ihren Zweck hatten diese Drohungen nicht verfehlt, und schon 7 Tage nach jener erhaltenen Strafpredigt, den 1. Juni 1593, wurden auf dem alten Markte die vier Hauptanführer der rebellischen Volkshaufen:

Georg Hempel, Bürger und Maurer zu Leipzig,
Ambrosius Bartsch, Kürschnergeselle, der „Fürst" genannt,
Hans Winzer, Teichgräber aus Torgau, und
Urban Gärtner, Zimmergeselle,

mit dem Schwerte hingerichtet, die übrigen Verhafteten aber ausgepaukt und des Landes verwiesen. *)

Um aber den Nachtheilen vorzubeugen, die aus dem bösen Rufe, in welchen Leipzig durch diesen Aufruhr gekommen, der Stadt erwachsen konnten, wurde ein fürstliches Publicandum **) erlassen, in welchem man bemüht war, die Handelswelt des In- und Auslandes außer alle Sorge zu setzen, vor ähnlichen in dieser Stadt sich wiederholenden Greuelscenen und jedem die Leipziger Messe Besuchenden des nachdrücklichsten Schutzes zu versichern, und wie in der Thomaskirche gleich nach Bewältigung des Aufruhrs auf Befehl des Administrators der aus Jena ausdrücklich dazu berufene Dr. Georg Müller eine scharfe Predigt gegen dieses abscheuliche Verfahren der Aufrührer halten mußte, so wurde auch allen Geistlichen des Landes auf das Strengste anempfohlen, sich aller Verdächtigungen und Schmähungen gegen die Reformirten auf den Kanzeln ihrer Kirchen zu enthalten. — Dr. Huber hingegen war, vor wie nach, in der Gunst der Administrators von Sachsen geblieben.

Aber wie tief der Haß gegen die Anhänger der Lehre Calvins damals (und auch noch später) in den Herzen eines großen Theiles der Leipziger Bürger, so wie der übrigen Bewohner Sachsens wurzelte, davon zeugte deutlich die große Procession, welche die Bürger Leipzigs veranstaltet, um die Körper der Hingerichteten — welchen man ein ehrliches Begräbniß gestattet — zu Grabe zu geleiten; davon zeugt die am 27. Juni desselben Jahres durch den Pöbel erfolgte Niederbrennung des vor dem Peterstbore gelegenen Vorwerks des Dr. Peter Rothe, welches gewöhnlich das „calvinistische" genannt wurde, weil es den Anhängern Calvins mehrfach dazu gedient, um ungestört dort ihre Versammlungen zu halten, und welches bis gegenwärtig noch den Namen des „Brandvorwerks" führt. Davon zeugen ferner die in die Häuser der Calvinisten zu Dresden und Leipzig zu wiederholten Malen geschleuderten Brandbriefe und Drohungen von Mordanfällen, so wie die Eingaben sämmtlicher Superintendenten des Landes, den Befehl:

„daß die lutherische Geistlichkeit sich aller Ausfälle auf ihren Kanzeln gegen Andersdenkende und Glaubende enthalten solle,"

zurückzunehmen, — so wie man später ungestraft im Jahre 1601 dem Bürgermeister Schönherr die Fenster einwerfen durfte, weil dessen Toleranz und seine Verweigerung, über den Kanzler Crill das Todesurtheil mit auszusprechen, bekannt war. Dieser unglückselige Glaubenshaß und der nachfolgende dreißigjährige Krieg waren wohl geeignet, die Fortschritte der Hu-

*) S. Hößelius, v. Pentav's und Große's Geschichte von Leipzig.
**) S. ebenfalls v. Pentav's und Große's Geschichte von Leipzig.

manität um ein Jahrhundert aufzuhalten und auch Leipzig in der Kräftigung seines geistigen und materiellen Wohls zu hemmen, zu welchem es erst später gelangte und zum reichsten Flor entfaltete, durch welchen es als Handelsstadt eine der ersten Stellen in der Reihe der „weltberühmten" Städte Deutschlands einnimmt.

Das Wrack des Piraten.

Von Friedr. Gerstäcker.



1.
La pulperia.

In dem Seitenstübchen einer kleinen, aber deßhalb nicht unbedeutenden pulperia, oder Schenkwirthschaft, am westlichen Ende der Stadt Valparaiso, saß am Abend des fünften August des für Chile besonders wichtigen Jahres 1810 eine ziemliche Anzahl Gäste, die Nationen bunt genug durcheinander gemischt, versammelt, und besprach besonders die Hauptinteressen des Tages, die Absetzung des General-Capitains Carrasco, die am 18. Juli in San Jago, der Residenz des Landes, statt gefunden und den Antrag des berühmten, über die Cordilleren zu ihnen herüber gekommenen Alvarez de Jonte, eine Regierungs-Junta zusammenzuberufen und dadurch das spanische Joch, das noch auf ihren Schultern ruhte und ihnen mit jedem Jahre drückender und unerträglicher wurde, abzuwerfen.

Sennora Fostero übrigens, die vortrefflichste lebendige Empfehlung, die je hinter einem Wirthstisch gesessen, und hier zugleich ehrbare Besitzerin dieses lebendigen Platzes, würde es uns sicher übel nehmen, wollten wir uns nicht erst einen Augenblick, und sei es nur durch kurzen Gruß, mit ihr beschäftigen, ehe wir uns ihren versammelten Gästen zuwenden.

Sennora Fostero, oder kurzweg Sennora, wie sie von den Fremden und tia mia oder Tantchen nicht selten von den älteren und mehr vertrauten Stammgästen genannt wurde, wog auch in der That zwei andere Schenkwirthinnen, nicht allein an Umsicht und Geistesgegenwart in schwierigen Verhältnissen, oder Erfahrung was das praktische Leben betraf, nein auch an wirklichem Chilenischen Marktgewicht auf und konnte in jeder Hinsicht, selbst in moralischer, was in Valparaiso nicht wenig sagen will, als Muster einer wahrhaft vortrefflichen Wirthin hingestellt werden.

Ihre Jugendzeit war ihr aber nicht so ruhig und sorglos verflossen, als es ihr Alter, bei gutem Auskommen und kräftiger Gesundheit, zu werden versprach. Zweimal verheirathet, hatte sie beide Männer verloren. Der erste war ein wilder unbändiger Gesell gewesen, der sich mit dem ordentlichen und ehrbaren Daheimsitzen, wie es einem verheiratheten

Manne zukommt, nicht vertragen konnte; seinen unruhigen Neigungen zu Liebe deßhalb mit seiner Frau Gelde einen kleinen Schuner kaufte und damit zwischen den Inseln und der Chilenischen Küste Handel trieb.

Die Sache ging auch mehrere Jahre vortrefflich, einmal aber verfloß die gewöhnliche Zeit seiner Rückkehr und er kam nicht — die arme Frau wartete ein, zwei, drei Jahre, er kam immer noch nicht, und so war sie endlich wohl genöthigt, dem Führer eines andern Schuners zu glauben, der mit Lorenzo Fajardo von Otaheity ausgelaufen, nicht weit von den Inseln einen der dort gerade nicht seltenen Typhoons erlebt hatte, dem er nur mit unendlicher Gefahr und Verlust beider Masten entging. Dieser wollte zwei Tage später Trümmer eines andern Fahrzeugs gefunden haben, die er, der Malerei nach, für die von Fajardo's Schuner hielt, und da der Unglückliche auch in späteren Jahren verschollen blieb, war kein Zweifel mehr, daß er seinen frühen Tod in den Wellen gefunden hatte.

Seine Frau hatte mit ihm ein einziges Kind, eine Tochter.

Sechs Jahre nach dem Verlust ihres ersten Mannes verheirathete sie sich zum zweiten Male mit einem geborenen Chilenen, Don Fostero; diese Ehe blieb aber kinderlos und auch Fostero starb schon im dritten Jahre ihrer Verbindung an den Folgen eines unglücklichen Sturzes von einem wild gewordenen Pferde. Sennora Fostero heirathete aber nicht wieder, sondern führte, mehr um eine Beschäftigung zu haben als wirklichen Broderwerbs wegen, ihre Wirthschaft allein fort, und gab ihre Tochter, Manuela, als diese etwas herangewachsen war, nach San Jago zu einer Schwester, sie dort in der Hauptstadt des Landes erziehen zu lassen, denn Valparaiso war damals nicht allein nur noch ein kleines unbedeutendes Hafenstädtchen, sondern eine pulperia eben auch kein geeigneter Platz, ein junges hübsches Mädchen groß zu ziehen.

Nur seit einigen Tagen befand sich Manuela zum kurzen Besuch bei ihrer Mutter.

Ihre Gäste zu bedienen, hatte Sennora Fostero zwei junge Mädchen aus Guillota in ihr Haus genommen, Marequita und Juana, die jetzt wie flüchtige Grazien in dem kleinen, aber nicht besonders erleuchteten Zimmer umherschlüpften, bald hier bald da verlangte Getränke oder Früchte — Oliven, Orangen und Trauben — herbeizuschaffen.

Die behaglichste und Hauptecke des kleinen Gemachs nahmen aber vier Personen ein, mit denen ich den Leser vor allen Dingen näher bekannt machen muß. Nicht gerade der Aelteste von ihnen, aber doch jedenfalls der, der durch seine Persönlichkeit und auch vielleicht einer kleinen Abweichung in der Kleidung wegen, Manchem der nach ihm Eintretenden in soweit auffiel, daß sie sich, wenn auch vergeblich, nach Namen und Stand des fremden Mannes erkundigten, verdient unsere erste Beachtung. Er führte augenscheinlich das Wort, behandelte dabei Sennora Fostero auf das vertraulichste, ja ich möchte fast sagen protegirend, obgleich er heute zum ersten Mal ihre Schwelle betreten hatte, scherzte mit den beiden Aufwärterinnen, ohne dabei jemals das Gesicht auch nur zu einem Lächeln zu verziehen nnd betrug sich überhaupt in einer so ungezwungenen und freien, jedoch immer anständigen Weise, als ob er hier seit Jahren aus und eingegangen sei, und doch erinnerte sich keiner von ihnen, ihn auch nur je gesehen zu haben.

Mit allen Ländern der Welt war er dabei bekannt — von den sich am entferntest liegenden Theilen der Erde sprach er so, daß man stets denken mußte, er rede von seiner Heimath, und sein sonngebräunter Teint, seine harten, wohl in Gefahren und Beschwerden gestählten Züge, wie das ganze Kräftige seines Körpers straften diese Meinungen denn auch nicht Lügen.

Es war ein nicht gerade sehr großer, aber wohlgewachsener Mann, jedenfalls in einem südlichen Lande geboren, mit krausem schwarzen Haar und noch schwärzerem vollen gelockten und gut gehaltenem Barte, den die linke Hand gewöhnlich theilend von einander strich, wenn die rechte das volle Glas zu den Lippen führte.

Ueber seine hohe Stirn lief aber, von oben aus dem Haar kommend bis nach der Nasenwurzel hinunter, ein schmales schwarzes Pflaster, was ihm ein eigenes und keineswegs freundliches Aussehen gab und von den beiden Mädchen schon seit seinem Eintreten mit heimlichem Grausen betrachtet und besprochen war. Seine dunklen Augen verriethen, besonders wenn er sprach, Feuer und Geist; nahm er aber manchmal auf kurze Zeit an dem Gespräch keinen Theil und warf dann wie in Gedanken versunken, lange forschende Blicke über das Zimmer und auch wohl über die darin versammelten Gäste, ja selbst nach der behaglichen Wirthin hinüber — der aber unter diesem Blicke nie wohl war und die sich scheute, ihm zu begegnen, dann glühten seine Augen, man könnte fast sagen mit einem wilden unheimlichen Glanz unter den buschigen Brauen und dem schwarzen Pflaster hervor, und selbst das reizende Antlitz Manuela's, die sich vor etwa einer halben Stunde neben ihrer Mutter — aber gewiß nicht seinetwegen — niedergelassen hatte, vermochte dann kaum, wenn der Blick des finstern Mannes auf sie fiel, den starren harten Ausdruck in seinen Zügen zu mildern.

Dem ersten flüchtigen Eindruck nach schien er in die gewöhnliche Chilenische Tracht und zwar der unteren Klassen gekleidet, denn einer jener ganz ordinären blauen Ponchos mit gelb und roth gemusterten Rand, wie sie sonst fast nur die Peons und ärmeren Farmer tragen, hing über seine Schultern und verhüllte dadurch den Oberkörper vollkommen, aber am Hals und aus der im Poncho befindlichen Oeffnung, durch welche der Kopf gesteckt wird, war der Kragen einer feinen tuchenen Jacke und eines schneeweißen Hemdes sichtbar, und unter dem Poncho, von dem niedern Stuhle bis fast zur Erde hinab reichend, hingen die beiden Quasten einer schwerseidnen chinesischen Schärpe nieder, wie sie eigentlich nur die vornehmen oder doch wohlhabenderen Chilenen oder vielleicht Seeleute trugen, die das Chinesische Meer befahren haben. Sein breiträndiger schwarzer Filzhut, ebenfalls mit einer dicken rothseidenen Schnur umwunden, hing hinter ihm auf der Stuhllehne.

Der zweite, der seinen Stuhl an dem Tische aber nur eben belegt hielt und die meiste Zeit neben Sennora Fostero und Manuela saß, mit diesen zu plaudern, und nur dann und wann, besonders wenn Manuela der Mutter zu helfen, zuweilen das Zimmer verließ, zu seinem Sitz am Tische zurückkehrte, war ein junger Mann von fünf bis sechs und zwanzig

Jahren, mit leichtem, fast hellbraunem Schnurrbart und kastanienbraunem lockigen Haar und klarblauen, aber doch lebendigen Augen. Seine vom feinsten Stoff gefertigte Kleidung mit dem goldenen Streifen um die blaue Tuchmütze, verrieth den englischen Seeoffizier. Edward Wilkinson war Lieutenant auf Seiner Majestät Fregatte Terpsichore, aber vor einiger Zeit bei einem feindlichen Zusammentreffen mit einem französischen Kriegsschiff so schwer verwundet worden, daß ihn der Capitain desselben, als er später Valparaiso erreichte und der junge Mann immer noch in Lebensgefahr an den Folgen der Wunde schwebte, ihn dort ließ, seine Heilung leichter und bei besserer Pflege zu bewerkstelligen. Sein Schiff, das nach der Peruanischen Küste bestimmt, wollte ihn dann, bei seiner Rückkehr nach Valparaiso, wieder mitnehmen.

Von der Schußwunde der Franzosen war er nun allerdings schon seit mehreren Wochen wieder hergestellt, dafür aber von einem andern Geschoß desto gefährlicher und wohl unheilbar getroffen, von der Liebe zu dem holden Wirthskinde, das er in San Jago, in dem Haus ihrer Tante kennen gelernt.

Er selbst war eine Waise; aber in seinen Vermögensverhältnissen unabhängig, folgte er der See mehr aus Neigung, als um seinen Lebenserwerb dadurch zu finden. Doch die Liebe zu dem holden Wesen, die sich mit dem wilden herumstreifenden Seeleben nicht vertrug, that dieser ersten Neigung bedeutend Abbruch, und er baute schon allerhand liebe hoffnungsreiche Pläne, sich in dem schönen Chile mit seiner jungen Gattin niederzulassen und dem Vaterland wie der wogenden See für immer zu entsagen. Der Erfüllung all dieser heiß gehegten und mit so freudiger Sorgfalt gepflegten Wünsche, stand aber noch ein arges und wie es fast schien unübersteigliches Hinderniß entgegen. Er war protestantisch erzogen und Manuela natürlich katholisch. Die spanischen Gesetze verboten dabei auf das strengste solche gemischte Ehen; hätte er aber auch die priesterliche Weihe erhalten können, so würde Manuelas Mutter, eine strenge und eifrige Katholikin, nie ihre Einwilligung dazu gegeben haben, ja das schöne fromme Mädchen selbst, das dem jungen Ketzer wohl recht innig zugethan war, suchte, als es all diese Hindernisse, und o wie mit wehem Herzen erkannte, die Neigung, die schon mit ihrem innersten Leben verwachsen war, wieder zu lösen — sie wußte selbst nicht wie lieb sie ihn hatte und glaubte noch an die Möglichkeit einer Trennung, während ihr Herz doch schon immer, wenn auch heimlich, aber dafür nur desto stärker nein, nein und immer wieder nein dazu sagte.

Sennora Fostero hatte den jungen Mann wohl auch sonst gern, und wer je mit ihm näher bekannt wurde, mußte ihn lieb gewinnen, aber sie wünschte doch jetzt selber, daß er ihre Tochter nicht kennen gelernt habe, und nur die von ihrem Beichtvater eifrig genährte Hoffnung, ja sogar die Aufforderung desselben zur Bekehrung des Ketzers, eben durch die Liebe ihrer Tochter beizutragen, hatte sie bis jetzt daran verhindert, ihn förmlich und ernst zurückzuweisen.

Der junge Mann war aus einer der ersten englischen Familien und es lag der katholischen Geistlichkeit sehr viel daran, nicht nur die Bekehrung des Einzelnen, nein das Beispiel für die Uebrigen zu haben.

Die zwei anderen, mit an dem Tisch sitzenden Gäste gehörten ebenfalls der See an — sie waren Beide nicht allein die Führer kleiner Chilenischer oder vielmehr spanischer Küstenfahrzeuge, sondern auch Stammgäste bei Sennora Fostero, sobald sie nur je einmal kurze Zeit von den Strapatzen des unruhigen Seelebens in dem freundlichen Valparaiso ausruhen konnten.

Das Haus der Sennora Fostero war allerdings eines der besten Weinhäuser in Valparaiso, wenn nicht das beste, nichts desto weniger kamen aber auch viele der Gäste, eben wie diese beiden alten Capitaine, der freundlichen Mädchengesichter wegen, die sie dort zu sehen bekamen, und von denen sie sich durften bedienen lassen, fast mehr noch als des guten Weines wegen, dorthin. Seeleute besonders, die so lange und einsam auf der weiten öden See herumtreiben und fortwährend Gefahren und Beschwerden, ja nicht selten sogar dem Tod in das kalte grimme Angesicht schauen müssen, wissen es am besten zu schätzen, was so ein paar liebe herzige Augen dagegen werth sind, selbst wenn sie uns nicht zu eigen gehören, und wie freundlich die melodischen Klänge von küßlichen Lippen gegen das dumpfe Brausen der See und das häßliche Pfeifen in Tauwerk und Blöcken abstechen. Alte Seebären selbst, die schon zwei Lebensalter auf den Wellen zugebracht, sitzen dann wohl und lauschen schmunzelnd den lieben, so lang entbehrten Lauten, die wie ferner Glockenklang in ihre starren, dem Schönen sonst nicht gerade so besonders zugänglichen Herzen klingen.

Die drei Letztgenannten hatten zuerst an dem kleinen, etwas von den übrigen abgeschiedenen Ecktischchen bei ein paar Flaschen französischen Weines gesessen, als der vorbeschriebene Fremde eintrat, die Anwesenden flüchtig einen Augenblick musterte und sich dann, eine Flasche Bordeaux von einem der ihm nächsten Mädchen fordernd, mit freundlichem, fast vertraulichem Gruß bei den drei Männern niederließ, und von da an auch die Unterhaltung, wenn auch nicht allein zu führen, doch in Händen zu halten schien, da des jungen Engländers Aufmerksamkeit viel zu sehr mit einem andern, für ihn weit interessantern Gegenstand beschäftigt war.

Nur mit den neuen politischen Verhältnissen Chiles schien er vollkommen unbekannt, und seiner Aussage nach war er erst heute Nachmittag mit einem kleinen, in die Bai eingelaufenen Schuner — „das Albatroß“ von Manilla via Tahiti gekommen; auch mußte er sich nicht viel dafür interessiren, denn er gab dem Gespräch, sobald dieses auf sehr natürlichem Wege dorthin einlenkte, immer wieder eine andere Richtung.

Der eine Capitain, dem der neue Zustand der Dinge nicht sehr zu behagen schien, oder der wenigstens fürchtete, daß die Handelsverhältnisse des Landes dadurch gestört werden möchten, äußerte seine Besorgniß, Spanien würde eine tüchtige Flotte herüber senden, ihre Häfen blokiren und ihr Land mit Soldaten überschwemmen.

„Bah, Freund!“ rief der Fremde und füllte sich aus der schon eine Zeitlang vor ihm stehenden, noch unberührten Flasche sein erstes Glas — „das ist Unsinn — die Spanier haben nicht einmal Schiffe genug, ihre Küste hier von Seeräubern frei zu halten, viel weniger — oh Marequita“ unterbrach er sich hier plötzlich, „komm her carisima und gib mir eine an-

dere Flasche Wein, tia mia der Bordeaux ist sauer, und Du hast sicher bessern im Keller."

Sennora Fostero, ja selbst die übrigen Gäste sahen ihn bei dem vertraulichen tia mia groß an — die alte Dame war nicht gewohnt, das von einem Fremden so rasch zu hören, dieser aber fuhr, ohne im mindesten darauf zu achten und nur dem zu ihm tretenden Mädchen die angebrochene und nicht für gut gefundene Flasche reichend, fort: „Gar nicht weit von hier wurden wir von einem nichtswürdig aussehenden Schuner verfolgt und wäre nicht zufällig ein größeres Kauffartheischiff, das gerade unsern Cours kreuzte und dem Piraten wahrscheinlich eine bessere Beute schien, in Sicht gekommen, so daß er uns verließ und dem nachjagte, ich glaube schwerlich, daß ich heute Abend hier in Ihrer angenehmen Gesellschaft zubringen würde. So viel also für Ihre spanische Seemacht. O danke, danke," wandte er sich dann zugleich dem jungen Mädchen zu, das ihm mit etwas schüchternen Blicken — denn sie fürchtete die dunklen unheimlichen Augen und das schwarze Pflaster des Mannes — eine andere Flasche auf den Tisch stellte — „und wenn es dieselbe Flasche wäre, Marequita, sie müßte unter Deinen süßen Händen ihre Schärfe verloren haben."

„Sennor sind der einzige, der an unserem Weine etwas auszusetzen findet," bemerkte aber jetzt mit etwas bitterem Tone und trotz dem schmeichelnden tia mia des Fremden die alte Dame, die der Tadel der letzten Flasche nicht wenig geärgert hatte, da er noch dazu so laut und bestimmt vor allen ihren gewöhnlichen Gästen ausgesprochen war — „wir beziehen ihn aus bester Quelle und zu höchsten Preisen."

„Kein Zweifel, Tantchen, kein Zweifel," sagte aber der nicht aus der Fassung zu bringende Fremde, indem er die neue Flasche, wie es schien, wohlgefällig kostete — „ein schlechter Kork verdirbt manchmal den besten Wein, wie ein schlechter Wein den besten Mann."

„Sie sind von einem Piraten verfolgt?" mischte sich der junge Engländer, der übrigens vollkommen gut spanisch sprach, zum ersten Mal in die Unterhaltung, da es ein Thema berührte, was ihn selber interessirte; „in welcher Gegend ungefähr und wann?"

„Ja die Gegend kann ich Ihnen nicht so genau beschreiben, Sennor," sagte der Fremde — „ich bin kein Seemann, und uns Landleuten sieht eine Stelle im Wasser gerade so aus wie die andere, aber es war etwa acht Tagereisen von hier und muß wohl noch etwas südlicher gelegen sein als Valparaiso liegt, denn ich weiß, daß ich auf unserer Herfahrt in den letzten Tagen das südliche Kreuz immer konnte hinter uns stehen sehen."

„Hoffentlich macht doch Ihr Kapitain Anzeige davon bei der hiesigen Regierung?" sagte der junge Mann. „Wir haben gerade jetzt viele Kriegsschiffe, sowohl englische als spanische hier im Hafen, und es wäre schon der Mühe werth, einen Kreuzer danach auszuschicken."

„Hat also der Böse wieder einen solchen Teufel von Piraten unter Segel?" rief der eine alte Capitain; „ich glaubte, seit sie dem Tenares mit seiner Bande den Garaus gemacht, wäre die Race vollkommen ausgerottet, oder doch wenigstens einmal auf ein halb Dutzend Jahre zum Schweigen gebracht."

„Ja der Tenares soll ein wilder Bursche gewesen sein," sagte der Fremde, sein Glas auf einen Zug leerend; „welche Schiffe waren es doch, die ihn damals nahmen?"

„Der San Antonio und der Pendenciero," erwiederte der Engländer.

„Wohl die Schiffe, die jetzt hier im Hafen liegen?" frug der Fremde dagegen.

„Nein," sagte der alte Capitain, „der San Antonio ist nach Spanien gesegelt und der Pendenciero kreuzt an der Peruanischen Küste."

„Hm" murmelte der Fremde und nickte wie nachdenkend mit dem Kopfe — „doch was ich gleich sagen wollte — ja — wie hieß doch der Kaufmann, der, als der Schuner damals hier eingebracht wurde, ihn von der Regierung, ich glaube auf Auction erstand — war es nicht Don Manuto — es ist mir wenigstens so." Er hatte die Flasche wieder genommen, sein Glas auf's Neue zu füllen und hielt, seinen Nachbar, den alten Capitain dabei ansehend, den Hals derselben noch fest auf dem Glase ruhend.

„Ja, Don Manuto," erwiederte dieser und füllte sich sein Glas ebenfalls — „so hieß wenigstens der vorige Käufer des Reconocido."

„Der vorige Käufer!" rief der Fremde und der Wein schoß ihm wie ein förmlicher Strahl über das Glas hinüber und auf den Tisch, ehe er sich so weit sammeln konnte, die Flasche rasch emporzuheben, gegen das Licht zu halten, sein Glas zu füllen und wieder leer zu trinken.

„Caramba amigo!" rief der junge Officier und sah ihn erstaunt an — „Ihr scheint Interesse an dem Fahrzeug zu nehmen; hattet Ihr Absichten darauf?"

„Hm" erwiederte der Fremde, aber vollkommen ruhig und strich sich mit der linken Hand den Wein aus dem Barte, den Schnurrbart nach rechts und links, mit dem dritten Finger von der Oberlippe zurück schiebend — „ich hätte auch wohl Ursache, Interesse an dem Fahrzeug zu nehmen, denn ich bin näher mit ihm zusammen gewesen, als ich je hoffe, mit einem seines Gelichters wieder zusammen zu kommen — aber mein Erstaunen galt nicht dem Fahrzeug, sondern dem Manne, von dem wir sprachen, und es war mir fast, als ob das vorige den Tod des alten Herrn bezeichnen sollte, was ich aber doch nicht hoffen will."

„Allerdings," sagte der Capitain, „Don Manuto starb zufälliger Weise an demselben Abend, nachdem er den Kauf mit dem Schuner abgeschlossen. Seine Vermögensverhältnisse fanden sich aber nach seinem Tode in solch mißlichen Umständen, daß er für insolvent erklärt und der Schuner, nachdem er sich eine Zeitlang ohne Aufsicht in der Bai herum getrieben und arg beschädigt worden war — zum zweiten Mal verkauft und durch mich" er machte dabei eine leichte Verbeugung gegen den Fremden — „erstanden wurde. Doch das ist eine lange Geschichte, Sennor, und da es schon ziemlich spät ist, denk' ich wirds wohl Zeit zum Aufbrechen sein — ich muß morgen" —

„Oh Caballeros!" wandte sich aber der Fremde mit einer verbindlichen Bewegung gegen seine Tischnachbarn — „ich bin heute den ersten Abend wieder nach langer Seereise auf festem Grund und Boden und freue mich viel zu sehr, so liebe Ge-

sellschaft gefunden zu haben, sie auch so rasch wieder aufgeben zu mögen. Juanita, amiga mia, noch zwei Flaschen von Deinem besten Wein, mein Herz, und frische Gläser!"

„Ich weiß nicht Sennor," sagte der alte Seemann etwas verlegen, als er das Mädchen rasch mit den Blei belegten Flaschenhälsen ankommen sah — „das ist eigentlich" —

„Sie dürfen mir die Freiheit nicht übel nehmen, Caballeros," unterbrach ihn aber bittend der Fremde. „Sie sind Alle, wie es scheint, „Wasserratten" und nicht an lange Ceremonieen gewohnt; erlauben Sie also auch einmal einer „Landratte" sich die wenigen Tage, die sie auf ihrem heimischen Elemente weilen darf, wohl zwischen Ihnen zu fühlen. Um Ihnen übrigens zu erklären, welches Interesse ich an dem Reconocido nehme und welche Ursache ich dazu habe, brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß ich eben durch diesen Seeräuber mein ganzes Vermögen einbüßte, und es läßt sich denken, daß es mir eine Art Genugthuung sein muß, das Nähere über den endlichen Schluß seiner verbrecherischen Laufbahn zu hören. Oh Marequita, chiquita, das sind die rechten Flaschen — alte liebe Bekannte aus schöneren, besseren Zeiten — oh es ist ein herrliches Land, die Champagne, ein wirkliches val paraiso — und nun Caballeros — auf ein fröhliches Leben und einen raschen Tod!"

Die Gläser waren gefüllt — der Mann hatte etwas so Ueberredendes, Lebendiges in seinem ganzen Wesen, daß sich die beiden alten Seeleute schämten, ihm die Bitte abzuschlagen — nur der junge Engländer entschuldigte sich mit seinem immer noch leidenden Zustande, keinen Wein mehr trinken zu dürfen, und die drei Männer leerten, dem mehr ernsten als fröhlichen Trinkspruch zu, die langen Kelche.

Der junge Mann hatte sich aber nicht allein seines Unwohlseins wegen von der Gesellschaft zurückgezogen, an deren Gespräch er jedoch noch dann und wann Theil nahm, sondern er wünschte hauptsächlich Manuelas Gegenwart mehr zu genießen. Dann gefiel ihm aber auch — er wußte freilich selber kaum weßhalb, der Fremde nicht — der Mann hatte etwas in seinem Wesen, das ihn abstieß, wenn er sich auch die Ursache nicht gleich erklären konnte.

„Gut, wenn Sie denn Interesse an dem Piratenschiff nehmen, so kann ich Ihnen mit sehr kurzen Worten die ganze Geschichte erzählen," nahm endlich der alte Capitain das Gespräch wieder auf. Der Schuner lag hier natürlich, während die Nachlassenschaft seines vorigen Eigenthümers in den Händen der Gesetze herumgearbeitet wurde, jahrelang in der Bai, ohne daß sich Jemand besonders um ihn bekümmert hätte — er gehörte gewissermaßen Niemanden, und so kam es auch, daß er einmal bei einem schweren Norder — unsere Geisel hier überhaupt in der Bai — wie schon erwähnt auf die Klippen trieb und dermaßen beschädigt wurde, um nur je an eine Ausbesserung denken zu können."



„Das ist Schade," sagte der Fremde, „es soll ein ausgezeichnetes Seeboot gewesen sein, und am Golf von Mexico wußten sie nicht genug von seiner Schnelle und Furchtbarkeit zu erzählen."

„Ja dazu mag ihn auch wohl Don Manuto gekauft haben, aber wie gesagt, der Norder vereitelte das, und jetzt würde eine vollständige Reparatur wohl eben so viel kosten, als ein neues Fahrzeug. Als die Sachen deßhalb, nach endlicher Regulirung der Geschäfte, zur Auktion kamen, wollte im Anfang gar Niemand auf den Schuner bieten, und ich kaufte das Wrack endlich billig genug, noch daraus zu benützen, was sich eben benützen läßt und so meinen Preis wieder herauszuschlagen. Die Masten, die noch vollkommen gut waren, habe ich deßhalb schon ausheben lassen und will sie in mein eigenes Fahrzeug nehmen, eben so will ich die innere Einrichtung der Cajüte, die auf das geschmackvollste hergestellt ist, für mich selber benutzen, und mit Takelwerk und Ketten, was schon meist an Land liegt, hoffe ich doch meine Auslagen und Arbeit bei dem Kauf bezahlt zu bekommen."

„Es würde mir ungemeines Vergnügen machen," sagte hier der Fremde, als der Andere geendet hatte, „wenn ich das berüchtigte Fahrzeug, ehe es ganz auseinander genommen wäre, einmal besuchen könnte — ich war so nahe daran, als Gefangener an Bord desselben geschleppt zu werden, daß ich die

Planken jetzt gern einmal mit größerer Sicherheit betreten möchte, die mir damals vielleicht zum Schaffot gedient hätten — wäre das wohl möglich?"

„Warum nicht?" erwiederte der Capitain — „wenn Sie Lust haben, können Sie morgen früh mit mir an Bord fahren und — warten Sie einmal, ja dann kann ich Sie, wenn Ihnen das recht ist, hier bei Sennora Fostero um 10 Uhr abholen; ich habe doch vorher noch Einiges zu besorgen."

„Bueno!" rief der Fremde mit einer dankenden Verneigung des Kopfes — „und doppelt Dank, daß Sie mir ein so liebenswürdiges Rendezvous gesetzt haben," fügte er mit einem ziemlich gravitätischen Compliment gegen Sennora Fostero bei, während die beiden Mädchen schon unter sich über den wunderlichen Fremden kicherten.

„Es ist allerdings von einem gewissen, wenn auch etwas schauerlichen Interesse," warf hier der junge Mann ein, „das Fahrzeug einmal zu besuchen, an dessen Deck schon so entsetzlich viel Blut geflossen, und wenn Sie mir erlauben, Capitain, so bin ich mit von der Parthie — ich hatte es mir überhaupt schon lange vorgenommen, zu dem Wrack einmal hinüberzufahren. So ist aber der Mensch, was er haben kann, danach verlangt er nicht, nur was ihm unerreichbar ist, danach strebt er und wenn er sein Kostbarstes daran setzen sollte. Jetzt hätte ich alle Tage zu dem Schuner kommen können, und bin nicht gegangen, und vor noch gar nicht so langen Jahren sind wir mit der Terpsichore dem Wetterding Tag und Nacht und um die halbe Welt herum nachgesegelt, ohne ihn erwischen zu können, und was hätte ich nicht damals darum gegeben, mit dem Cutlos in der Faust auf sein Deck springen zu können."

„Das wäre doch vielleicht ein etwas theueres Vergnügen gewesen," warf der Fremde hier ein — „wie mir erzählt ist, ließ dieser berüchtigte Freibeuter wohl sehr viele Menschen von seinem Deck hinunter springen, aber ich weiß von keinem der hinauf gesprungen wäre und nachher davon erzählen konnte — den letzten Fall ausgenommen, wo er durch einen unglücklichen Schuß — d. h. für ihn unglücklichen, des San Antonio, beide Masten verlor und nun natürlich der Uebermacht nicht mehr widerstehen konnte. Es ist mir nur noch immer ein Räthsel, wie sie ihn damals aufgefunden haben, denn die vortreffliche Stellung der beiden Kriegsschiffe konnte kaum ein Zufall sein."

„Sie scheinen ausgezeichnet von den Einzelnheiten unterrichtet," sagte Edward Wilkinson.

„Nur theilweise," erwiederte der Fremde ruhig, „ich hatte das Vergnügen in Manilla einen jungen Arzt vom Pendenciero, der von dem Schiffe abgegangen war, seine Eltern dort zu besuchen, kennen zu lernen, und der hat mir Manches davon erzählt, wußte mir aber nie den Grund jenes Zusammentreffens anzugeben."

„Das ist möglich," sagte der junge Engländer, „denn die Capitaine der Kriegsschiffe hielten, als sie von hier ausliefen, die Sache ziemlich geheim. Sie erfuhren den wirklichen Aufenthaltsort des Piraten aber eigentlich durch einen Zufall oder vielmehr eine seiner eigenen Greuelthaten — vielleicht seiner letzten. Er hatte ein Schiff geentert und geplündert, ließ die Leute an verschiedenen Stellen festbinden und bohrte das Schiff an, die Unglücklichen ihrem Schicksal überlassend. Nur der Cajütenjunge war, wie es scheint, nicht fest genug geknebelt gewesen, denn kurz vor dem Sinken des Schiffs gelang es ihm, sich zu befreien, obgleich er nicht mehr im Stande war, den Uebrigen zu Hülfe zu eilen. Auf einem Stück Holz hielt er sich mehrere Tage in See und wurde endlich von einem spanischen Kreuzer aufgefischt. Der Cajütenjunge hatte aber zufällig gehört, daß das Räuberschiff nach Otaheiti bestimmt sei, denn die Leute dachten nicht daran, ihre Worte vor Menschen zu wahren, die doch in sechs, acht Stunden auf dem Boden der See lagen, und so kam es, daß die rasch nach ihnen ausgesandten Schiffe sie glücklich noch an Ort und Stelle fanden."

„Ja, es ist eine unsichere Sache mit dem Festbinden," sagte der Fremde, indem er sein Glas leerte; „sonderbar," setzte er dann hinzu, „wie solche Sachen doch immer ans Licht kommen. Der Capitain wurde gehangen, nicht wahr? — ich glaube, daß es der Doktor so erzählte."

„Nein bewahre," sagte der Engländer — „genau weiß man eigentlich gar nicht, was aus ihm geworden, denn seine Leiche ist nirgends gefunden. Die Mannschaft wehrte sich natürlich wie Verzweifelte und Tenares selber erhielt von dem Capitain des San Antonio, der mitten unter seinen Leuten kämpfte, einen Hieb über den Kopf; nachher war er aber verschwunden und er muß mit den übrigen seiner Kameraden, die über Bord sprangen, dem Strick zu entgehen, sein Grab in den Wogen gefunden haben. Es soll ein furchtbarer Anblick gewesen sein, wie die Haifische, die sich in Schaaren bei den Schiffen eingefunden hatten, zwischen den Opfern wütheten."

„Ich weiß nicht," rief der alte Capitain schaudernd — „ob ich mich da nicht eher lieber hängen ließe, ehe ich zwischen die verdammten Bestien, die Haifische, hineinspränge."

„Contra gusto no hay disputa," sagte der Fremde trocken. „Aber was ich noch fragen wollte, die Schiffe, die den Reconocido einbrachten, müssen vortreffliche Prisengelder gemacht haben — caramba amigo, im Golf von Mexico nahm er damals ein paar Schiffe, die sich gewaschen hatten. — Wir selber, mit einer Ladung, die ihre achtmalhunderttausend werth war, glitten ihm nur so eben durch die Finger und das Gerücht ging dort überall, daß er enorme Schätze an Bord führe."

„Wenn das der Fall gewesen," sagte der junge Engländer, „so hat er sie vorher entweder gut unterzubringen gewußt oder über Bord geworfen, denn man hat wenig oder gar kein Geld bei ihm gefunden, was damals auch Viele in Erstaunen setzte."

„Auch keine Diamanten?" frug der Fremde; „es wurde zu jener Zeit im Golf viel von einem Schiff gesprochen, das er aufgegriffen, und das eine bedeutende Parthie nach Portugal bestimmte brasilianische Edelsteine an Bord gehabt haben sollte."

„Ich erinnere mich nicht, je etwas davon gehört zu haben," lautete die Antwort — „nein, die Beute soll höchst unbedeutend gewesen sein. Der Reconocido war übrigens kurz vorher mit falschen Papieren an der südamerikanischen Küste gewesen, und es ist wohl möglich, daß sie dort ihr so leicht erworbenes Gold auch eben so leicht wieder vergeudet haben.

Die Leute, die sie nahmen, bekamen jedenfalls mehr Wunden als Dollars."

Die Lippen des Fremden zuckten fast wie zu einem Lächeln zusammen, hatte es aber ein solches werden sollen, so starb es in der Geburt auf den eisernen Zügen und er sagte gleichgültig:

„Ja, ja, so geht's gewöhnlich bei derartigen Gelegenheiten. Leute, die einen Soldatentod vor sich und einen Galgen hinter sich haben, kämpfen immer besser wie solche, die ihren Rücken frei wissen, und es wäre das letzte, was ich mir wünschte, einen zur Verzweiflung getriebenen Piraten zu entern, obgleich ich schon manchen schweren Tag und manche Beule in meinem Leben gesehen habe."

Die beiden andern Capitaine ließen indessen auch noch Wein herbeibringen und das Gespräch wandte sich von dem Piraten wieder auf die ihnen näher liegenden Verhältnisse; um zehn Uhr erklärten die Seeleute aber jedenfalls an Bord ihrer Schiffe fahren zu müssen und brachen auf.

„Also auf Wiedersehen morgen früh, Caballeros!" sagte der Aelteste von ihnen, als er aufgestanden war und sich der Thür mit seinem Kameraden zuwandte, „Schlag zehn Uhr morgen früh bin ich hier!" und mit einem freundlichen aber achtungsvollen Gruß gegen die Sennora und ihre Tochter, wie einem vertraulichen Kopfnicken gegen die beiden Mädchen, verließen die Beiden das Haus.

Der Fremde machte ebenfalls Anstalt zum Aufbruch, nachdem er noch eine Weile allein, den Kopf in die Hand gestützt, am Tische gesessen, dabei aber oft den Blick zu dem holden Töchterlein der Wirthin erhoben und sie einige Mal so düster mit seinen dunkeln Augen angestiert hatte, daß es dem armen Mädchen schon ganz unheimlich um's Herz wurde und sie es endlich sogar nicht mehr aushalten konnte und das Zimmer verließ.

Gleich darauf stand der Fremde auf, leerte sein Glas, trat an den Tisch, seine Zeche zu bezahlen, und drückte sich dann — ebenfalls noch wie ganz in Gedanken — den breiten Filzhut wieder in die Stirne.

„Apropos tia mia," sagte er aber plötzlich sich voll wieder gegen die alte Dame wendend, „Ihr werdet hier jetzt Sennora Fostero genannt — aber ich müßte mich sehr irren, wenn Ihr nicht früher einen andern Namen getragen hättet — doch will ich es nicht als gewiß behaupten."

„Mein erster Mann ist auf der See umgekommen," sagte die alte Dame leicht erröthend, aber doch durch das tia mia nicht mehr so beleidigt, denn des Fremden letzte Freigebigkeit hatte sie wieder in etwas mit ihm ausgesöhnt.

„Und lebt Sennor Fostero noch?" fuhr dieser fort — „ich habe doch heute nicht das Vergnügen gehabt —"

„Er ist schon viele Jahre todt," sagte die alte Dame seufzend, „aber," fuhr sie dann schneller fort, „von woher kennt Ihr denn mich und meinen Namen, Sennor? — ich weiß doch nicht —"

„Oh carisima, habt Ihr einen alten Bekannten so ganz vergessen?" sagte der Fremde kopfschüttelnd und mit einem freundlichen Vorwurf in der Stimme.

„Ich weiß nicht," sagte die würdige Sennora etwas verlegen, indem sie ihm scharf in die Augen sah, „Euer Gesicht ist mir bekannt vorgekommen, und ich habe mich schon den ganzen Abend darauf besonnen, wo ich es wohl gesehen haben möchte — ich kann mich aber doch nicht mehr erinnern. Ihr waret schon früher einmal in Valparaiso?"

„O sicher, tia mia, und zwar in dieserselben süßen pulperia manchen langen langen Abend — haben aber Deine Schuldbücher kein besseres Gedächtniß als Du, Liebwertheste?"

„Meine Schuldbücher?" fragte Sennora Fostero rasch, denn das hieß sie an ihrer schwachen Seite gepackt, „o ich hoffe doch nicht, daß ein so wackerer Herr schon so lange Jahre in so schlechter Gesellschaft sein sollte?"

Es zuckte fast wie ein Lächeln um den Mundwinkel des Fremden, der krause Bart wenigstens bewegte sich ein paar Mal scharf in der Gegend, der obere Theil des Gesichts blieb aber so kalt als vorher und er sagte seufzend und mit fast komischem Ernst:

„Lieber Gott, Tantchen, ein Mann muß sich manchmal in wunderlicher Gesellschaft durch's Leben schlagen, — wenn ich aber nie in schlechterer Gesellschaft gewesen wäre, wollte ich das noch gern vor meinem Beichtvater verantworten — es war damals ein lustiges, fröhliches Völkchen hier zusammen, und ich glaube doch gewiß, daß sich Jeder von ihnen in Dein Stammbuch geschrieben hat."

„Unsere liebe Frau schütze mich," rief die alte Dame, die Augen zum Himmel aufschlagend und die Hand auf die Fettfläche legend, unter der, anatomischen Erfahrungen nach, ihr Herz liegen mußte, „es ist wahr und eine Schande für die Männer im Allgemeinen und die Einzelnen in's Besondere, wie wenig sie sich daraus machen, das Bischen Gut einer armen Wittwe durch die Gurgel zu jagen, ohne sich nachher auch nur so viel daran zu kehren, ob die, die sie mit Speise und Trank so reichlich versorgt hat, selber einen Bissen zu essen oder einen Schluck zu trinken übrig behält. Sie sind nicht Alle so ehrlich wie Ihr, Caballero, daß sie nach langen Jahren wieder kommen, die Jugendsünden gut zu machen — wie mag aber nur Euer Name sein, Sennor?"

„Mein Name?" sagte der Fremde, und strich sich wie besinnend den Bart — „mein Name ist — aber wir kommen ja noch mehr zusammen tia mia, und ich will Euch den heute Abend als ein bequem zu lösendes Räthsel aufgeben — sucht einmal in Euerm Cataloge nach, und um es Euch noch zu erleichtern, der, hinter dem eine hübsche runde Summe steht, das ist der Mann. Aber jetzt buenas noches Senoritas!" und mit freundlicher Handbewegung, ohne sich weiter umzusehen, verließ er das Zimmer und das Haus, und schritt langsam die stille Straße nieder.

„Ave Maria purisima!" sagte Manuela, die in demselben Augenblick wieder zurück kam, als er die Thür hinter sich in's Schloß gedrückt hatte, sich fromm dabei bekreuzigend — „mir fällt ein Stein vom Herzen, daß der Mann aus dem Zimmer ist. —"

„Ja, mir war auch unheimlich bei ihm zu Muthe," flüsterte Marequita, als ob sie noch fürchtete, daß er sie vielleicht draußen hören könne — „ich habe ihn doch nun die ganze Zeit beobachtet, daß er da saß, und ob er auch nur ein ein=

ziges Mal gelächelt hätte, von Lachen will ich gar nicht reden. Nein, sein Gesicht war so kalt und starr wie das Eis der Cordilleren, und seine Augen glühten ordentlich unheimlich unter den düstern Brauen und dem gräßlichen schwarzen Pflaster vor, das ihm über die Stirn lief."

„Wenn Du ihm nur nicht zu tief in die Augen geschaut hast, Marequita!" lächelte der junge Mann, der ebenfalls aufgestanden war und sich zum Fortgehen rüstete.

„Heilige Mutter Gottes!" rief aber das Mädchen schaudernd und einen scheuen Blick um sich werfend, „wie können Sie so etwas auch nur im Scherz sagen, Don Edoardo."

„Und was sagt Juana zu dem wunderlichen Fremden?" wandte sich der junge Engländer an diese.

„Daß es das entsetzlichste Wesen ist, was mir je vorgekommen!" rief das Mädchen rasch und fast heftig, „er hat einen Blick wie der Böse und ein Gesicht, als ob er schon acht Tage im Grabe gelegen hätte — die heilige Jungfrau beschütze uns, aber ich glaube kaum, daß es ein wirklicher Mensch gewesen ist."

Die alte Dame war schon lange auf ihr Zimmer gegangen und saß dort über ihren Büchern brütend, aus dem Schatz ihrer Erinnerung und aus dem Chaos der alten Namen und Zahlen den fremden Mann wieder an die Oberfläche zu arbeiten. Marequita und Juana waren mit den wenigen noch übrigen Gästen beschäftigt und als Manuela in das Vorzimmer ging, folgte ihr Edward Wilkinson oder Don Edoardo, wie er von seinen spanischen Bekannten genannt wurde, dorthin.

„Gute Nacht, Manuelita!" sagte er hier, als er ihr die Hand bot und mit einem mehr als freundlichen Blick in die lieben klaren Augen schaute.

„Buenas noches, Don Edoardo!" erwiederte die Jungfrau befangen und wandte sich von ihm ab.

„Und soll ich mit dem kalten Wort allein heute Nacht von Manuela scheiden?" bat der junge Mann traurig und suchte schmeichelnd ihre Hand zu ergreifen, die sie ihm einen Augenblick überließ, dann aber langsam wieder entzog — „Manuela, soll ich gar keinen Trost haben?"

„Ihr wißt recht gut, Edoardo, was ich Euch allein darauf antworten kann," sagte aber das junge Mädchen ernst. — „Ihr wißt" — fuhr sie erröthend fort, „wie — wie gut ich Euch bin, aber das Gesetz sowohl, als meine Mutter, bestehen fest darauf, daß ein Protestant keine Katholikin heirathen darf, und Ihr könnt nicht verlangen, daß ich mein Seelenheil, selbst Euch zu Liebe, opfern soll."

„Aber Donna Fostero ist stets freundlich gegen mich, Manuela, und sie weiß ja doch, welche Hoffnungen ich hege — könnte sie das sein, wenn sie denselben ganz entgegen wäre?"

„Meine Mutter täuscht sich selber mit einer Hoffnung," sagte das junge Mädchen traurig, „die ich selber schon lange aufgegeben habe. Nein Edoardo," fuhr sie dann mit weicherer, fast zärtlicher Stimme fort — „unsere Wege führen nicht zusammen, so weh das auch meinem Herzen thut. — Deine Verwandten sind wahrscheinlich strenge Protestanten und würden nie darein willigen Einen ihrer Abstammung eine Katholikin heirathen zu sehen, selbst wenn sie sich mit dem Gedanken versöhnten, die arme Tochter einer Schenkwirthin anzuerkennen. Aber das nicht allein, nein, ich selber kann und werde nie gegen unsere Gesetze, gegen unsere Religion so weit verstoßen, daß ich mit einem, unserer Religion feindlich gesinnten Manne, selbst wenn es Deine Geistlichen gestatten wollten, zum Altare träte.

„Wer sagt Dir aber, Mädchen, daß ich der katholischen Religion feindlich gesinnt bin?" frug Edward schnell, „wer sagt Dir, daß ich sie nicht eben so hoch schätze, als die unsere — oder sie vielmehr Beide auf einen Rang stelle?"

Das junge Mädchen sah ihn mit ihren großen dunkeln Augen einen Moment wohl staunend an, dann aber sagte sie rasch und fast bittend, indem sie seine Hand ergriff:

„Nein, nein, Edoardo, sprich nicht so, Du schneidest mir da mit rauher Hand in das tiefste, innerste Herz — einen Glauben muß der Mensch haben und Du wirst mich nie dahin bringen, so schlecht von Dir zu denken, sogar wenn Du Dich selbst bei mir verleumdetest."

„Und würdest Du mich lieben können, wenn ich meinen Glauben abschwüre und den Deinen, den Du für den allein richtigen hältst, annähme?" sagte der junge Mann plötzlich ganz ernst und sah ihr dabei fest in die thränengefüllten Augen.

„O wenn Du es aus Ueberzeugung thätest," rief aber das schwärmerische Mädchen rasch und wie begeistert — „mit welcher Innigkeit, mit welcher Dankbarkeit gegen das höchste Wesen, aber —" setzte sie dann langsam und traurig hinzu — „Du müßtest es nicht nur meiner selbst wegen thun, Edoardo! — Der Priester sagt freilich, auch dann wäre es ein Gott wohlgefälliges Werk, doch mir selbst würde es immer noch wie Sünde vorkommen, und ich weiß kaum, ob ich mich darin irre oder nicht."

Der junge Mann stand lange schweigend, die Stirn in die Hand gepreßt, und sagte endlich mit leiser Stimme:

„So raubst Du mir denn jede Hoffnung, Manuela?"

„Das möchte ich nicht meinem ärgsten Feinde thun, Edoardo," sagte das schöne Mädchen leise, unter Thränen hervorlächelnd — „wie viel weniger Dir, nein ich will beten, recht brünstig beten, daß Dich Gott erleuchten möge und sei versichert, Edoardo! es gäbe dann kein glücklicheres Wesen auf dem ganzen Erdenrund, als die arme Manuela."

Damit reichte sie ihm jetzt aus freien Stücken die Hand, die er nahm und innig an die Lippen drückte, preßte die seinige leise und verließ dann rasch das Zimmer.

2.

Das Wrack.

Am andern Morgen saß Sennora Fostero allein in dem noch von Gästen leeren Zimmer und hatte ihr Nähzeug vor sich auf dem Schooße; die sonst so geschäftige Nadel ruhte aber in ihrer Hand, und sie sah, ebenfalls ein höchst ungewöhnlicher Fall bei ihr, nachdenkend vor sich nieder. Aufrichtig gesagt ging ihr der Fremde im Kopf herum, sie hatte fast bis Mitternacht, von Manuela dabei unterstützt, all' die alten Schuldner ihrer Kreide, und es waren das in der That nicht

wenige, Chilenen und Engländer, Franzosen und Deutsche, Amerikaner und Italiener und wie sie das Schicksal sonst an ihre Küste geworfen, von A bis Z nachgesucht, und keinen einzigen unter ihnen gefunden, der mit Person oder Rechnung auch nur im mindesten zu dem wunderlichen Fremden stimmte. Die alte Dame erfreute sich eines ausgezeichneten Gedächtnisses und es gab wenige Namen in ihrem Buche, zu denen sie sich nicht noch, wenn sie eine Weile nachdachte, die ungefähre Gestalt ihres Eigenthümers herauf beschwören konnte, der gewaltige Bart aber und das tief über die linke Seite des Gesichts niederfallende Haar wollte zu Keinem passen. Das schwarze Pflaster, das von den Haaren ab bis auf die Nase breit niederging, verdeckte ebenfalls viel von dem wenigen, was der Bart überhaupt frei gelassen. Das Schlimmste dabei war, daß bei den wenigen Namen, bei denen sie sich wirklich die Leute selber gar nicht mehr denken konnte, so kleine Rechnungen wie für zwei oder drei Dollar standen, daß von denen also auch keine dazu paßte, denn der Caballero hatte ja selber gesagt, wie hinter seinem Namen eine runde Summe stehen müsse — wer in aller Welt konnte das also nur sein?"

Als sie noch darüber brütete und grübelte, ging die Thür auf und das Herz klopfte ihr ordentlich, als der Fremde auf einmal darin stand, einen flüchtigen Blick im Zimmer umher warf, und als er sah, daß Niemand weiter gegenwärtig war, auf sie zu kam, ihr die Hand reichte und sich auf das freundlichste aber auch unbefangenste nach ihrem Befinden erkundigte.

„Und habt Ihr meinen Namen in Eurem Gedächtniß oder Euren, gewiß treuern Büchern gefunden?" sagte er endlich, als er an einem der Tische Platz genommen, die hereintretende Juana gegrüßt und sie um eine Flasche Wein gebeten hatte — „wie heiß' ich?"

„Sennor," erwiederte aber die alte Dame verlegen, „Ihr müßt mir schon selber zu Hülfe kommen, denn ich kann mich weder auf Eure Züge noch Eure Rechnung besinnen, und meine Bücher sind doch sonst in musterhafter Ordnung."

„Habt Ihr sie alle durchgesehen, Sennora?" frug der Fremde, füllte sich dabei sein Glas und schlürfte langsam den Wein.

„Alle, wenigstens sämmtliche Namensregister und Summen, aber ich weiß wahrhaftig nicht —"

„Führt Ihr auch Buch über das was Ihr anderen Leuten schuldet?" frug der Fremde jetzt, und hielt das Glas am Munde, so daß er mit der Hand und dem Glas seinen ganzen Bart verdeckte, der breitrandige Filzhut, den er noch nicht abgesetzt hatte, beschattete dabei vollkommen seine Stirne mit dem breiten langen Pflaster und nur die dunklen Augen blitzten in diesem Moment mit einem so wunderlichen Humor und so eigenthümlichen Feuer nach ihr hinüber, daß es ihr ordentlich einen Stich durch's Herz gab, und sie im ersten Schreck schon glaubte, es seien die Augen gewesen, die das gethan hätten. Die Worte, die der Fremde aber dabei sprach, überwogen dennoch den Eindruck, denn sie fielen ihr wie eine Centnerlast auf die Seele. Was sie Anderen schuldete, davon sprach er, darauf bezog sich auch am Ende die runde Summe, die er gestern erwähnt, — Heilige Mutter Gottes, an solche Schulden hatte sie allerdings nicht gedacht und der Athem stockte ihr ordentlich vor plötzlicher Bestürzung.

Ehe sie aber etwas darauf erwiedern konnte, traten die Herren von gestern Abend, der alte Capitain und der junge Seemann in's Zimmer und da der erstere versicherte, sein Boot warte schon auf sie, und je eher sie hinuntergingen, desto besser, so verließen sie gleich darauf mitsammen das Haus.

Wer aber in der peinlichsten Verlegenheit zurück blieb, war Sennora Fostero, die jetzt keinen Augenblick mehr daran zweifelte, wie einer ihrer „nichtsnutzigen Ehehälften" vielleicht gar einen Wechsel auf sie gezeichnet habe und sie jetzt, arme verrathene und verkaufte Wittwe die sie war, aufgefordert werden sollte, ihn zu honoriren. Ihr Entschluß schien aber bald gefaßt — nicht ein Dollar von ihrem Gelde sollte hinausgehen, um die liederlichen Ausschweifungen von Menschen zu decken, die ihr, so lange sie noch auf Erden herumwandelten, das Leben verbitterten und sie auch sogar noch nach ihrem Tode mit Schuldforderungen quälen wollten.

„Und komm du mir nur wieder mit deinem tia mia!" rief sie plötzlich, als sie sich erst in die rechte Laune und Stimmung hineingearbeitet hatte, „ich will dich betia mian, du — du Schleicher du!"

Sennora Fostero war ordentlich böse geworden, und ärgerte sich jetzt noch besonders, daß sie den ganzen vorigen Abend so schmählich damit vergeudet habe, alte Schuldenregister — ein überdieß höchst unangenehmes, und was mehr ist, höchst unbankbares Geschäft — durchzustudieren.

Die drei Männer gingen indessen mit raschen Schritten eine der kleinen Querstraßen hinunter, die zum Wasser führten und stiegen dort, da gerade Fluth war, in das auf sie wartende Boot, das sie in wenigen Minuten, von vier rüstigen Armen hinausgerudert, an die Stelle brachte, wo das Wrack des frühern Piraten, des einst so gefürchteten Reconocido, ein trauriges Bild vergangener Größe, kahl und traurig auf den Klippen saß.

Der Capitain stieg, die Rüsten-Eisen erfassend, welche, den Wanten Festigkeit gebend, außen an Bord sitzen, zuerst hinauf, denn eine Fallreepstreppe hing natürlich nicht hinunter, und es war Niemand oben, der ihnen hätte hülfreiche Hand leisten können. Ihm folgten, und zwar mit einer Ungeduld, die er kaum zu bezähmen wußte, der Fremde,. und der letzte war unser junger Engländer.

„Nun," sagte dieser lachend, als er hinter dem Fremden her sich über die Schanzkleidung auf das innere Deck des Schuners schwang, „für eine „Landratte", wie Ihr Euch gestern selber nanntet, Sennor, wißt Ihr ziemlich geschickt an der Seite eines Schiffes hinauf zu kommen. Der Fremde erwiederte aber Nichts, er hatte die Bemerkung wohl kaum gehört, und wenn auch die Worte, doch nicht den Sinn; sein Auge überflog rasch und mit einem eigenen, unheimlichen Ausdruck das Deck des kleinen schlankgebauten Fahrzeugs und er wandte sich von den Männern ab und ging rasch nach dem Quarterdeck, über das er wohl eine volle Minute hinausschaute.

Als er zurückkam war sein Auge so kalt und ruhig als vorher, sein Gesicht aber todtenbleich geworden und er sagte jetzt, mit prüfenden Blicken den ganzen Bau des kleinen Schuners überschauend:

„Es ist fast Schade darum, daß das arme kleine Ding hier so zu Ende gekommen; es soll ein vortrefflich segelndes Fahrzeug gewesen sein und hätte gewiß, zu ehrlichen Zwecken benutzt, seinen Eignern noch viel Geld verdienen können."

„Ja es ist ein wackeres Model," versicherte der alte Capitain wohlgefällig — „es soll in den Yankeestaaten gebaut sein, war auch vollkommen amerikanisch aufgetakelt, und die Amerikaner haben in diesen Schunern eine eigene, noch unübertroffene Geschicklichkeit. Was aber das wieder fahren betrifft, so ist's vielleicht so besser, denn ich für meinen Theil gestehe aufrichtig, ich möchte nicht mit einem Fahrzeug wieder in See gehen, das zu solchen Zwecken benutzt wurde, wie der Reconocido, und an dessen Bord solche entsetzliche Grausamkeiten verübt sind, wie man sich von dem furchtbaren Capitain desselben, dem blutigen Tenares erzählt."

„Bah," meinte der Fremde, „was geschehen ist, ist geschehen, und das todte Material läßt sich eben so leicht zu einem Crucifix wie zu einem Dolch verarbeiten. Von allen denen, die mit dem Fahrzeug wieder in See gingen, würde vielleicht keiner mehr daran gedacht haben, was früher an seinem Bord geschehen sei."

„Dann möchte sie das Schiff selber doch vielleicht daran erinnert haben!" lächelte der alte Mann auf eine etwas geheimnißvolle Weise — „man munkelt darüber allerlei wunderliche Geschichten."

„In der That?" frug der Fremde rasch — „und welcher Art sind die, wenn man fragen darf?"

„O Aberglauben," sagte der alte Mann etwas verlegen, „ich selber glaube nicht ein Wort davon, aber das Volk will ja doch immer gern etwas zu schwatzen und zu erzählen haben. So soll also am Jahrestag, wo der Schuner genommen wurde — warten Sie einmal am — alle Wetter, wir haben ihn ja in diesen Tagen, am 8. August der furchtbare Tenares in der Nacht von 12—1 Uhr sein altes Schiff wieder besuchen. Matrosen, die Abends von dem Kirchhofe zurück ruderten, denn Sie wissen ja Sennor, daß die Leichen hier sämmtlich um Mitternacht beerdigt werden müssen, schwören darauf, ihn mit seinem bleichen, wundenbedeckten Gesicht stehen gesehen zu haben, und wahr oder nicht wahr, ich glaube nicht, daß es hier einen Menschen in der ganzen Stadt gäbe, der für wahrhaft Peruanische Schätze bewogen werden könnte, die Nacht vom achten auf den neunten an Bord des Reconocido allein zuzubringen."

„Das merkwürdigste ist dabei," lachte der junge Mann, „daß er nicht nur einen, sondern jeden Jahrestag bis jetzt gesehen worden sein soll, und die ersten zwei Jahre erregte es ordentliches Aufsehen; da sich aber, wie man erzählte, das Gespenst einzig und allein damit begnügte, auf Deck zu stehen und über Bord zu schauen, so nahm man weiter keine Notiz davon, und ich glaube nicht einmal, daß es im letzten Jahre geschehen ist."

„Bitt' um Verzeihung," erwiederte ihm der Alte, „im letzten Jahre haben ihn die Leute von meinem eigenen Schiffe selber gesehen, es war gerade mein Koch gestorben und wie sie, vielleicht ein paar Minuten nach Mitternacht, dort vorbei ruderten, versicherten sie mich nachher, wäre Alles dunkel und ruhig an dem alten Schiff gewesen, mein Steuermann hielt mit Willen etwas dicht hinan. Wie sie aber wieder zurückkamen, und wohl eine gute Stunde später, denn der Koch war ein schwerer Mann und sie konnten nur langsam mit ihm den steilen Berg zum Kirchhof hinauf gehen, sahen sie ein Licht an Bord."

„Ein Licht?" wiederholte der Fremde rasch.

„Ja ein Licht," bestätigte der Alte, „aber kein gewöhnliches Licht wie von einer Lampe oder Laterne, das seinen gelben oder röthlichen Schein auswirft, sondern mehr ein Licht wie die Quallen im Meere leuchten oder das St. Andreas-Feuer, matt und kalt — mein Steuermann, ein beherzter Kerl, der sich vor dem Teufel nicht fürchtet, wollte nun gerade darauf zu halten und an Bord gehen, oder doch wenigstens sehen, ob ein Boot irgendwo angehangen sei, aber lieber Gott, ich glaube, wenn er den Leuten jedem hundert Dollar versprochen, sie hätten ihn nicht dorthin gerudert, denn am Mast, der damals noch drin stand, konnten sie deutlich eine mattlichte Gestalt unterscheiden und der eine Matrose schwur bei allem was er auf der Welt wußte, daß er gesehen hätte, wie der Weiße den Arm nach ihnen ausstreckte. Davon wollte nun zwar mein Steuermann nichts wissen, aber die Gestalt versicherte er auch gesehen zu haben, wenigstens war es ihm ganz so vorgekommen."

Der Fremde hatte diesem Bericht mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gelauscht und dabei besonders forschend die Physiognomien seiner beiden Begleiter betrachtet, in diesen zu lesen, was ihre eigene Ansicht über die Sache sei. So sehr der Capitain auch behauptete, das Ganze wäre nur ein toller Aberglauben der Leute, so deutlich war es ihm doch anzusehen, daß er nicht im Mindesten an der Möglichkeit einer solchen Erscheinung zweifelte, während der junge, weit gebildetere Seemann nur mit Mühe und jedenfalls aus Artigkeit gegen den älteren Begleiter seinen Spott zurückhielt.

„Und was sagt die Stadt über diese Sache?" wandte er sich endlich an diesen.

„Nicht viel," lautete die jedenfalls ausweichende Antwort, „trotzdem geht das Wrack allgemein unter dem Namen des Gespensterschuners oder Spukschiffes und es ist ziemlich natürlich, daß die Leute mit der großen Anzahl blutiger Thaten, die an diesem Bord verübt sein mögen, nur zu leicht übernatürliche, gewissermaßen strafende Erscheinungen in Einklang zu bringen suchen. Aber wollen wir nicht einmal in die Cajüte gehen? — ich bin selber noch nicht unten gewesen."

„Es sieht nur ein wenig wild unten aus," sagte der alte Capitain, indem er, dem Wunsche Folge zu leisten, als eine Art Wirth voranging; „ich habe schon einzelne Gefache heraus nehmen lassen, und nicht einmal eine Flasche Wein an Bord, den Herren vorzusetzen."

Die beiden Männer schienen die Entschuldigungen aber gar nicht zu hören, denn jeder war in diesem Augenblick viel zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Als sie die schmale, aber mit eleganten Bronzestangen

beschützte Cajütentreppe hinabstiegen, kam ihnen ein höchst angenehmer Sandelholzgeruch entgegen und in der That waren auch die Säulen der innern Gefache von diesem kostbaren Holze gefertigt; die mittleren Felder der Wände bildeten breite Mahagonyplatten, an den Rändern mit Elfenbein und Perlmutter auf das künstlichste eingelegt, und man konnte dem alten Capitain wohl glauben, wenn er behauptete, die Cajüte in diesem kleinen Fahrzeug habe allein mehr an Arbeitslohn gekostet, als er für den ganzen Schuner mit Takellage und Ketten gegeben hätte. Hier unten war übrigens noch ziemlich Alles unverändert geblieben, nur auf der einen Seite waren schon Arbeiter beschäftigt gewesen, zwei Gefache auszunehmen und befanden sich eben mit denselben, wie der alte Capitain sagte, an Bord seines eigenen neuen Schuners, sie dort einzupassen. Heute Nachmittag sollten sie hier wieder anfangen und dann gleich, ohne Unterbrechung, die Cajüte vollständig herausnehmen.

Der Fremde schien auf eigenthümliche Weise bewegt, sein Gesicht hatte eine förmlich aschgraue Färbung angenommen und er mußte sich auf das einst mit dem prachtvollsten Sammt überzogene, aber jetzt arg beschädigte Sopha niedersetzen.

„Um Gott, Sennor, Ihr seid unwohl!" rief der junge Mann, der seine Bewegung zuerst bemerkte. „Ihr seht mehr einer Leiche ähnlich als einem lebendigen Menschen — was fehlt Euch?"

„O nichts — nichts!" wies ihn dieser aber zurück — „ich habe das in der letzten Zeit mehrmals gehabt — ich glaube, es ist der starke Geruch des Sandelholzes, vielleicht auch die Aufregung, ein solches Fahrzeug wie dieses zu betreten — o Sennor Capitano — sollte vielleicht hier ein Tropfen Wasser an Bord sein?"

„Wahrscheinlich," sagte der alte Mann schnell, der jetzt selbst über das bleiche Aussehen des fremden Mannes erschrack; „die Zimmerleute haben hier in dem kleinen Spint'ge stets einen steinernen Krug stehen — ah da ist auch eine Flasche aqua ardiente, ein Tropfen davon wird Euch besser thun als ein ganzer Eimer Wasser." Er füllte rasch ein Glas mit dem letztern und reichte es dem Kranken, der es mit einem Zug leerte, dann aufsprang und ein paar Mal, mit schnellen Schritten, in der Cajüte auf- und abging. Er hatte die rechte Hand unter der Zeit fest gegen die Augen gepreßt, und als er sie zuletzt fortnahm, zeigte er wieder ganz die kalten ruhigen, fast gleichgültigen Züge von früher.

„Nun, wie ist Ihnen, Sennor, besser?" frug der Alte.

„Vollkommen wohl wieder," entgegnete dieser ihm aber verbindlich — „es thut mir nur leid, daß ich Ihnen hier Mühe und Angst gemacht, — ich muß doch einmal einen Arzt zu Rathe ziehen, denn ich habe diese Anfälle in letzter Zeit öfter gehabt als mir lieb ist."

„Bah, was kann Ihnen ein Arzt helfen?" lachte der Alte, „bei kräftigen Naturen kommt so etwas wohl manchmal, geht aber auch immer gleich wieder vorüber — es wird Einem einmal irgendwo im Gehirn ein Tau locker und springt auch wohl hie und da einmal eine kleine Faser, wenn sie fortwährend zu straff angespannt bleiben, das spließt sich aber immer von selber ein, und beim ersten Mal anbraffen ist Alles wieder in Ordnung. — Ja, das ist schade," unterbrach er sich hier und trat zu dem Fremden, der vor einer der Tafeln stehen geblieben war und mit untergeschlagenen Armen eine etwas defecte Stelle daran, wie es schien, aufmerksam betrachtete — „da muß einmal Jemand mit einem Beil oder etwas Derartigem dagegen geschlagen haben; und das schlimmste ist, ich kann jetzt von dem Holz gar nicht in Valparaiso bekommen, es ordentlich repariren zu lassen, anderes mag ich auch nicht hineinflicken und da werde ich die Stelle so lassen müssen, bis sich einmal eine bessere Gelegenheit dazu findet."

Gerade an einer der Sandelholzsäulen und zwar so, daß er durch diese und das Mahagonigetäfel durchschnitt und zugleich einen der Elfenbein- und Perlmutterkränze, die es umgaben, getrennt hatte, war ein scharfer Schlag eines breiten Meisels oder, wie der alte Capitain sagte, vielleicht eines Beils durchgegangen und tief in das Holz eingedrungen.

„Wer weiß welche Gräuelthat hier vielleicht verübt wurde," sagte der junge Mann, als er die Stelle untersucht hatte und sich schaudernd davon abwandte — „aber die Lippen, die davon Kunde geben könnten, sind auf ewig geschlossen — der Mörder wie seine Opfer schlafen zusammen in der Tiefe. Was meinen Sie denn, Sennor? was das gewesen sein könnte?"

„Wer? — ich?" sagte dieser rasch — „oh — oh es ist ein fataler Fleck, der sich aber wohl wieder repariren läßt, vorn im Schiff muß noch ein Stück Sandelholz — oh entschuldigen Sie," unterbrach er sich aber schnell und das Blut schoß ihm wie beschämt zu Kopfe — „ich glaubte wahrhaftig in dem Augenblick, ich wäre an Bord desselben kleinen Fahrzeugs, mit dem ich gestern hier gelandet bin. Dort hatten die Matrosen, wenn ich nicht irre, ein Stück Sandelholz, und Sie könnten es von dort vielleicht bekommen, Capitain?"

„So? o das wäre mir lieb" — erwiederte dieser schnell — „wie heißt das Fahrzeug?"

„Das Albatroß von Tahiti — doch sie haben es vielleicht auch hier schon verkauft. — Sie wollen also Alles hier herausnehmen lassen? — die ganze Einrichtung förmlich in Ihre Cajüte nehmen?"

„Ja, es geht vortrefflich, denn die Größe ist ungefähr dieselbe, und ich brauche nur etwa eine zwei Zoll hohe schwarze Querleiste unten einzulegen, so viel wird meine Cajüte ungefähr höher sein."

„Hier scheint auch eine Fallthüre zu sein," meinte der Fremde gleichgültig, auf einen kleinen messingenen Ring zeigend, der in dem Fußboden eingelassen war.

„Ja," meinte der alte Capitain sie öffnend, „denn der Tisch, der darüber gestanden hatte, war hinausgenommen, es soll früher wohl eine Art Speisekammer gewesen sein."

„Wie geräumig das im Innern ist!" sagte der Fremde und sprang hinunter.

„Ja und merkwürdig starke Balken haben sie dazu genommen, die leichte Cajütendecke zu tragen," lachte der Alte — „auf einem Linienschiff könnten Sie nicht stärker unter einem Kanonendeck sein, und das ganze Schiff ist sonst gar nicht so unmäßig stark gebaut. Ueberhaupt sind mir die Balken schon aufgefallen, denn sie gehen gar nicht weit nach vorn, können

also auch nicht im mindesten zur Festigkeit des Ganzen beitragen und scheinen mir weit später eingesetzt als das Schiff selber gebaut ist — das kann man schon am Holz sehen. Der Schuner selbst ist von amerikanischen Bäumen gezimmert und dieser Balken — sehen Sie, wo hier der Spahn ab ist, scheint eine Art solchen Cedernholzes zu sein, wie Sie es in Masse auf Singapore bekommen. Ich habe es auch schon den Zimmerleuten gesagt, sie sollen mir die Balken in diesen Tagen heraus nehmen und ich will sie hier zu Planken zersägen lassen, sie geben herrliche Thüren, denn es ist gerade kein sehr schweres, aber leicht zu arbeitendes und doch festes Holz."

Der Fremde war gebückt darunter hingegangen und hatte an dem einen Rande derselben langsam und wie prüfend hingefühlt; er kam jetzt wieder zurück, stieg herauf und sagte gleichgültig: „Ja, ich glaube, zu solchem Zweck wird das Holz vortrefflich sein; doch ich denke, wir haben Ihre Zeit genug in Anspruch genommen, Sennor, und es möchte gerathen sein, wieder an Land zu fahren."

„Ich möchte doch gern einmal sein unteres Deck sehen," sagte jetzt der junge Mann, „das heißt, wenn ich Sie Beide nicht zu lange dadurch aufhalte."

„Er hatte kein unteres Kanonendeck," erwiederte ihm aber der Capitain, „und seine einzige Stärke bestand eigentlich aus zwei langen, sehr schweren Drehbassen, die er auf Deck führte. Es sollen meisterhafte Geschütze gewesen sein, die haben sich aber natürlich, mit sämmtlicher dazu gehöriger Munition, die Kriegsschiffe behalten und der Name Reconocido steht, wie mir gesagt ist, noch heutigen Tags darauf.

Die drei Männer wanderten noch eine Zeit lang auf Deck herum und besahen die frühere Einrichtung des Piraten, so weit sich das noch in dem jetzigen Zustand desselben erkennen ließ, und ruderten dann wieder an Land zurück, wo sie sich trennten und das Boot mit den Leuten am Ufer ließen.

„Antonio," sagte aber hier der eine der Matrosen, als sie das Boot wieder abgestoßen hatten und damit langsam nach dem gewöhnlichen Werft fuhren, damit sie dort nicht von der bald eintretenden Ebbe trocken gelegt würden — „den Mann habe ich schon einmal gesehen."

„Welchen Mann?" frug Antonio, „den Lieutenant? das glaub' ich, den kannst Du alle Tage zweimal bei der dicken Wittwe zu sehen bekommen, wenn Du sonst Lust und Geld dazu hast, was zu verzehren."

„Nein, den meine ich nicht," brummte der erste kopfschüttelnd, „den Schwarzen, mit dem großen Pflaster auf der Stirn — caracho ob's mir nicht schon den ganzen Morgen im Kopf herum gegangen ist, seit er zu uns in's Boot stieg — und bei was Gutem war's auch nicht — diablo, was hat der Gesell für ein bleiches, finsteres Gesicht, dem möchte ich nicht Abends und allein auf den Bergen begegnen."

„Ist er denn schon lange hier in Valparaiso?" frug Antonio.

„Weiß nicht," murmelte der Erste immer noch nachdenkend vor sich hin — „hab ihn heut hier zum ersten Mal gesehen, muß aber doch einmal meine Gedächtnißkammer überholen, ob ich ihn nicht etwa noch irgendwo dort in einer Ecke finde. Das Gesicht ist auch gerade nicht sonst gewöhnlich, es gleich wieder zu vergessen."

„Bah," sagte Antonio, „Du hast Dich wohl sechs oder acht Jahre auf Kriegsschiffen herumgetrieben, und da kriegt man manch ein Gesicht zu sehen — bei der Geschichte mit Tenares warst Du ja wohl auch dabei — Pasta, ich wollte, der Alte hätte den alten Räuberkasten erst einmal auseinander geschlagen, denn das Hinüber= und Herrüberrudern hab' ich herzlich satt."

Sein Gefährte gab ihm aber keine Antwort, er war viel zu sehr in Gedanken — das Gesicht des Fremden ging ihm im Kopf herum, und als sie endlich gelandet waren und das Boot an einem der Pfosten befestigt hatten, stieg er, sich fortwährend dabei hinter den Ohren kratzend, die Uferbank hinauf und setzte sich dort auf das oben aufgeschichtete Holz, seinen Gedanken Audienz gebend und zugleich die Zurückkunft seines Capitains zu erwarten.

3.
Der Alarm.

Der sechste und siebente August vergingen, ohne daß unsere Bekannten aus den vorigen Kapiteln wieder zusammengekommen wären. Am Bord des Wracks wurden indeß die Arbeiten so rasch als möglich betrieben, und da die Leute das ziemlich werthvolle Material, was sie herausgenommen, selten noch an demselben Abend an Bord des andern Schuners schaffen konnten, so schliefen sie gewöhnlich an Bord des Reconocido; mit vier Mann fürchteten sie schon nicht so leicht ein Gespenst. In den innern Raum mochten sie aber doch nicht gehen und hatten sich deßhalb lieber eine Art Zelt auf Deck aufgeschlagen, wo sie in den, trotz der Regenzeit warmen und trockenen Nächten vortrefflich schlafen konnten.

Am Abend des achten Augusts aber — einen Tag, den sie Alle sehr gut kannten, richteten sie es sich so ein, daß sie ihre Arbeit vor Feierabend vollkommen klar brachten, und gingen dann mit Sack und Pack an Land. Der alte Capitain hatte ganz recht; es wäre Keinem von ihnen eingefallen, um den zehnfachen, ja den fünfzigfachen Tagelohn diese Nacht auf dem Piratenfahrzeug zu campiren. Ueberdieß war Alles, was sie zurück ließen, ihr Werkzeug ausgenommen, niet= und nagelfest, würden aber auch Schätze offen an Deck herumgelegen haben, die kecksten Spitzbuben Valparaiso's hätten sich an diesem Abend ihr Gelüste dennoch vergehen lassen.

Am Abend des achten nun saß fast wieder derselbe Kreis von Gästen in der Wirthsstube der Sennora Fostero und von den freundlichen Händen der beiden Mädchen bedient, wenigstens hatten sich der alte Capitain und unser junger Freund wieder an dem nämlichen Tische, nicht weit von tia mia's gewöhnlichem Sitz, niedergelassen, und da zufälliger Weise Beide die vorigen Abende durch Geschäfte abgehalten gewesen, war es ziemlich natürlich, daß ihr Gespräch sie bald auf den Fremden brachte, der sich ihnen das letzte Mal hier angeschlossen.

„War er seit der Zeit wieder hier, Sennora?" wandte sich der junge Mann fragend an die alte Dame, als eben Alle versichert hatten, daß keiner ihn wieder mit einem Auge gesehen habe.

„Nein, Sennores!“ lautete die rasche Antwort, „und es sollte mir auch gar nicht leid thun, wenn ich die finsteren Augen in meinem Leben nicht wieder zu sehen bekäme.“

„Hoho, tia mia,“ lachte der alte Capitain, „was ist da in den Wind gefahren? — sagte der Mann nicht, daß er noch in Euerem Schuldregister stünde, und habt Ihr ihn darin nicht gefunden?“

„Ich fürchte, ich fürchte, er steht in manches Anderen Schuldregister auch,“ murmelte die alte Dame, eigentlich nur ärgerlich, daß sie nichts Bestimmtes auf den Mann sagen konnte, und fest dabei entschlossen, einem Menschen nichts Gutes nachzureden, der, wie dieß hier bestimmt der Fall schien, Geld von ihr haben wollte.

„Ein wunderlicher Kauz war's!“ meinte der Capitain — „und wißt Ihr, was Einer von meinen Leuten, ein Bursche, der lange Jahre auf Kriegsschiffen gedient und auch den Zug gegen Tenares mitgemacht hat, behauptet? — daß er das Gesicht jedenfalls schon gerade auf dem Reconocido gesehen habe und er wäre Einer von den Anführern darauf gewesen. Das ist aber in sofern unmöglich, als nicht ein einziger Mann von der ganzen Mannschaft einen Fuß wieder auf festes Land gesetzt hat; was damals nicht niedergehauen wurde oder selber über Bord sprang, starb an der Raanocke.

„Capitain,“ sagte der junge Mann hier, dem bei dieser Bemerkung ein neuer Gedanke durch die Seele zu blitzen schien — „am Ende hat Euer Mann doch recht. Wißt Ihr, wie der sonst so kalte und finstere Bursche so todtenbleich wurde, als wir das Fahrzeug betraten? und sollte sein Unwohlsein in der Cajüte damit nicht am Ende in Verbindung stehn?“

„Nein, eins ist merkwürdig,“ lachte der Capitain — „erinnert Ihr Euch noch, Don Edoardo, daß er von einem Stück Sandelholz sprach, was im Vorcastle liegen sollte?“

„Ja, im Vorcastle des Albatroß, mit dem er von Tahiti gekommen war.“

„Aber im Albatroß war keines,“ fuhr der Alte schnell fort — „ich ließ mich denselben Nachmittag noch hinübersetzen, auf dem ganzen Schiff wußte aber kein Mensch etwas von Sandelholz und man behauptete auch kein Stück die ganze Reise an Bord gehabt zu haben.“

„Und erkundigtet Ihr Euch nicht da nach dem Mann, der mit ihnen gekommen sei, und wie er hieße und wo er herstamme?“ frug die Sennora rasch.

„Gewiß that ich das,“ lachte der Alte — „das könnt Ihr Euch wohl denken, tia mia, aber ohne ersprießlichen Nutzen. Er war als Passagier von Papetee bis Valparaiso mit gegangen, und zwar mit vollkommen gutem Paß als ein Sennor Olvarez von Mamilla, hatte seine Passage ordentlich und in Gold bezahlt und sich auf der ganzen Reise vollkommen ruhig und anständig betragen.“

„Und wo hat er die Wunde an der Stirn bekommen?“ frug der junge Offizier.

„Das ist das einzige, was den Leuten auf dem Albatroß aufgefallen zu sein scheint,“ erwiederte der Alte, „denn das Pflaster hat er schon auf der Stirn gehabt, als er an Bord kam und sie sind vier Wochen unterwegs gewesen; weiß der Henker was er darunter trägt.“

„Olvarez — Olvarez —“ wiederholte indessen die alte Dame murmelnd und mit dem Kopfe nickend — „ich kenne ein, zwei, drei Olvarez, aber zu denen paßt er allen nicht — wenn das nur sein rechter Name ist — und einen guten Paß hat er gehabt?“

„Vollständig in Ordnung,“ versicherte der Capitain, „aber ich komme ja ganz von dem ab, was ich im Anfang erzählen wollte, also im Albatroß war **kein** Sandelholz, aber wo meinen Sie daß ich Sandelholz gefunden habe? — im Vorcastle des **Reconocido.**“

„Caramba,“ sagte der junge Mann leise, und sah den Alten überrascht und forschend an.

„Ja, aber ich begreife nicht,“ fiel hier Einer der neben ihnen Sitzenden ein, „was sie da so Besonderes d'rin sehen, daß auf dem Reconocido ein Stück Sandelholz gelegen haben sollte.“

„Ihr begreift das nicht?“ rief aber der alte Mann auf den Tisch schlagend, „das ist, wenn wir das allerunschuldigste nehmen, immer ein höchst wunderbares Zusammentreffen, denn Ihr wißt nicht —“

Sie wurden hier durch das Oeffnen der Thüre unterbrochen, durch die ein schlanker hoher Mann mit dunklem Schnurbart und einem dicken blauen Seemannsrock bis oben hin zugeknüpft, rasch eintrat, einen forschenden Blick im Zimmer umherwarf und als sein Auge auf Don Edoardo fiel, auf diesen zukam.

Dieser stand, etwas erröthend und rasch von seinem Stuhle auf, der eben Eingetretene winkte ihm aber freundlich sitzen zu bleiben, grüßte achtungsvoll erst die Frauen und dann die an demselben Tisch mit Don Edoardo sitzenden Gäste, zog sich einen leer stehenden Stuhl dicht neben den jungen Mann und flüsterte ihm einige Worte leise in's Ohr. Dieser erwiederte darauf mit ebenfalls leiser Stimme, aber doch so, daß es der neben ihm sitzende Capitain hören konnte:

„Nein, und schon seit drei Abenden nicht, wie ich höre — sonderbar — wir sprachen ebenfalls gerade von ihm, und es scheint in einigen Sachen ein merkwürdiges Zusammentreffen statt zu finden.“

„Dann kann ich mich vielleicht an die Herrn zusammen wenden,“ sagte der letzte Gast mit etwas lauterer Stimme, aber doch noch immer so, daß ihn die an den übrigen Tischen Sitzenden nicht leicht überhören konnten. Sennora Fostero sorgte jedoch dafür, daß sie nicht zu den Letzteren gehörte. „Meine Herren, Sie wissen, daß sich ein fremder Mann hier seit einigen Tagen aufhält, oder vielmehr vor drei Tagen hier gesehen worden ist, denn seine Spur scheint seit der Zeit vollkommen wieder verschwunden, der durch ein großes schwarzes Pflaster an der Stirne leicht kenntlich ist. Kann mir Einer von Ihnen etwas Näheres über ihn sagen?“

„Sennor Capitano!“ — denn der Neugekommene war der Capitain der Chilenischen Fregatte Nuestra Sennora — sagte hier der alte Schunercapitain kopfschüttelnd, „wir haben hier eben so unsere Gedanken über den Mann gehabt, wenn auch Keiner von uns wohl im Stande wäre, etwas **Näheres** über ihn anzugeben. Etwas Gutes steckt nicht hinter ihm, das glaub' ich fest und wir hatten g'rade, als Sie eintraten,

angefangen, ihn mit dem alten Reconocido in eine gewisse Art von Verbindung zu bringen."

„Ha, dann stimmen unsere Gedanken zusammen!" rief der Capitain schnell — „wie mir gesagt war, hatte man Sennor Wilkinson mit einem andern Herrn und dem Fremden zusammen vor einigen Tagen nach dem Wrack des Piraten fahren sehen, und über das Nähere die Herrn zu befragen, da ich meinen jungen Freund wohl hier vermuthen durfte —" setzte er mit einem freundlichen Seitenblick auf diesen hinzu, der ihm das Blut in die Wangen jagte, und die alte Dame veranlaßte, sehr bedeutend und unzufrieden mit dem Kopfe zu schütteln, „bin ich hierher gekommen. Ich will Ihnen nachher ganz offen — d. h. für jetzt noch unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die Ursache sagen, die mich dazu veranlaßt hat. — Aber es ist wohl besser, wir gehen in ein anderes Zimmer, denn hier," setzte er leiser hinzu, „finden sich zu viel Ohren, die Sachen hören möchten von denen es besser wäre daß sie nicht gerade augenblicklich Stadtneuigkeit würden."

„Sennora Fostero wird uns das kleine Hinterzimmer auf ein halb Stündchen einräumen," sagte der alte Capitain, mit einem freundlichen Blick auf diese, und die alte Dame, so ungern sie auch die Erzählenden aus ihrer unmittelbaren Nähe verlor, mußte wohl oder übel dem Wunsche Folge leisten, und Lichter und Wein waren bald in das kleine Eckstübchen gebracht, das mit Kruzifix und Heiligenbildern geziert, eher einer Kapelle als einem Wohnzimmer glich, dennoch aber das Boudoir der würdigen alten Dame bildete.

Sennora Fostero wollte im Zimmer bleiben, darauf zu sehen, wie sie sagte, daß es ihnen an Nichts fehlen möge, die drei Herren wünschten sie aber nicht zu belästigen und sie hatte nachher keine einzige Entschuldigung mehr, ihren Ohren die gewiß unschuldige Freude zu gönnen, etwas Nachtheiliges von dem Manne zu hören, den sie in nur zu gegründetem Verdacht hielt, Geld von ihr erpressen zu wollen.

Der alte Seemann theilte dem Capitain der Nuestra Sennora so kurz und bündig als möglich mit, was sie von dem Fremden wußten und worauf sich ihr Verdacht gründete, und der junge Offizier besonders machte ihn mit dem bekannt, was ihm in dem Betragen des wunderlichen finstern Mannes aufgefallen sei. Der Capitain hörte das Alles schweigend mit an, ohne auch nur ein Wort zu erwiedern, als dann und wann einmal eine kurze Frage einzuwerfen, als er aber Alles gehört hatte, was ihm die Männer mittheilen konnten, sagte er, zuerst aber einen vorsichtigen Blick nach der Thür werfend, ob sie nicht vielleicht von dort aus behorcht würden, mit leiser Stimme — und diese Vorsicht war auch gar nicht unnöthig, denn tia mia drückte sich draußen an der Thür das Ohr wund, zu hören was drinn' vorging —

„Sennores, nach Allem, was Sie mir hier gesagt, und besonders manches mit dazu genommen, was unter andern Verhältnissen unbedeutend scheinen möchte, habe ich nicht den geringsten Zweifel mehr, daß der Fremde Niemand anders ist, als der gefürchtete und in den letzten Jahren todt geglaubte Tenares selber."

„Tenares?" rief der Capitain erschreckt aus, und der junge Mann nickte zustimmend leise mit dem Kopfe.

„Nicht zu laut, Sennor!" flüsterte der Capitain, „die Wände haben zwar keine Ohren, aber Sennora Fostero hat deren, und ich zweifle nicht im Mindesten, daß sie selbst in diesem Augenblicke den bestmöglichsten Gebrauch davon macht. Die Gerüchte, die damals über seinen Tod gingen, sind zu unbestimmt — Einige behaupteten er habe sich selber erschossen, Andere er sei über Bord gesprungen. So viel ist gewiß, seine Leiche wurde nie gefunden, und wir sind alle Drei mit der See gut genug bekannt, um zu wissen, wie leicht es möglich ist, daß ein Mann in See eine Zeit lang schwimmend aushalten und vielleicht später von einem zufällig vorüber kommenden Fahrzeug gerettet werden kann. Ueberdieß fiel das ganze Gefecht damals in der Nähe einer kleinen Gruppe von Corallenriffen vor, auf denen allerdings nicht einmal Cocospalmen standen, die deßhalb auch vollkommen leer und unbewohnt waren, auf denen und in deren Thonboden und angeschwemmten Seetang sich aber doch wohl einer oder der andere Pirat, trotz unseren damaligen sehr genauen Nachsuchungen, kann versteckt gehalten haben. Unmöglich ist die Sache keinesfalls. Hier in der Stadt sind aber nun zwei Personen, die bestimmt behaupten, den Mann wieder erkannt zu haben. Beide waren früher Matrosen auf dem San Antonio, den zu befehligen ich damals die Ehre hatte; der Eine ist jetzt bei Ihnen an Bord, Sennor, der Andere wurde damals Invalid und lebt jetzt ebenfalls hier in der Stadt. Der Erste hat ihn nämlich mit an Bord des Reconocido gefahren und behauptet nun, daß er sich fest erinnere, den Fremden damals im Gefecht mit unter den Seeräubern gesehen zu haben. Ein wichtiger Zeuge aber ist der andere, der seine Wunde, die ihn für immer seines rechten Arms beraubte, von Tenares selber erhalten haben und auch das Abendmahl darauf nehmen will, daß er ihm vor einigen Tagen in der Stadt begegnet sei. Er kam augenblicklich zu mir und versicherte mich, er wäre vor Entsetzen ganz starr stehen geblieben, denn mit der Gespenstersage vom Wrack, die Sie ja wohl auch kennen werden, glaubte er natürlich im ersten Augenblick nicht anders, als daß er den Geist des erschlagenen Piraten vor sich sähe. Tenares war aber, wie es scheint, viel zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, ihn zu bemerken — er kam damals, glaub' ich, gerade von dem Besuch seines alten Schuners zurück und schritt rasch in eine der Straßen hinein, die am Berg hinauf liegen. Der Mann, als er sich ein wenig gesammelt, und von der Erscheinung, wie er glaubte, nicht mehr beängstigt wurde, fing an sich die Sache zu überlegen und war vernünftig genug, mich gleich aufzusuchen, um mir das, was er gesehen hatte, mitzutheilen. Ich selber kenne Tenares persönlich viel zu genau, mich nicht auf mein eigenes Urtheil verlassen zu können, wenn ich ihn nur einmal von Angesicht zu Angesicht sehen sollte, der alte Bursche ist ihm aber ebenfalls nahe genug gewesen und hat außerdem hinreichende Ursache sich seiner genau zu erinnern. Die Möglichkeit kann außerdem nicht geleugnet werden, und wenn ich Alles mit dem Besuch des Reconocido und dem Betragen des Fremden zusammenstelle, so fange ich an selber zu glauben, daß wir den gefährlichen Mann auf's Neue lebendig und hier in unseren Mauern haben."

„Welchen Zweck könnte er aber haben, hier zurück und

mitten zwischen seine Feinde zu kommen?" sagte der alte Capitain kopfschüttelnd — „die Sache ist mir noch immer viel zu unwahrscheinlich, oder sollte am Ende der Schuner, mit dem er gekommen ist, faule Geschäfte mit ihm haben?"

„Nein," sagte der Capitain des Kriegsschiffes — „das, natürlich, war auch meine erste Vermuthung und die schärfsten Nachforschungen wurden deßhalb gehalten, die Papiere desselben sind aber in vollkommen guter Ordnung, und es läßt sich nicht das mindeste dagegen einwenden. Nein, Tenares scheint allein als einfacher Passagier von Tahiti herübergekommen zu sein, so viel ist gewiß, und nur das weßhalb bleibt bis jetzt noch ein Räthsel."

„Das ich dann vielleicht lösen kann!" rief der junge Offizier, der eine Zeit lang schweigend und den Kopf in die Hand gestützt, dagesessen, rasch — „erinnern Sie sich, daß er sich den Abend hier besonders danach erkundigte, ob man viel baares Geld und brasilianische Edelsteine an Bord des Reconocido gefunden habe?"

„Das ist es!" rief der Capitain der Nuestra Sennora — „dann bleibt auch kein Zweifel mehr — er hat noch irgend einen Schlupfwinkel an Bord, den wir, trotz der sorgfältigsten Untersuchung, nicht aufgefunden haben, und ist hergekommen, seinen Raub sich zu retten. Wo aber hat er sich die ganzen langen vier Jahre aufgehalten und weßhalb ist er nicht früher gekommen?"

„Das weiß ich nicht," sagte der alte Capitain; „aber wenn das der Fall ist, und ich glaube es jetzt selber, so steckt, was er noch abzuholen gedenkt, in dem kleinen untern Raum, durch den die zwei dicken Balken laufen — dort sprang er hinunter, den Platz zu untersuchen und nachher wollte er gleich an Land — er interessirte sich für weiter Nichts mehr, ja ich erinnere mich jetzt recht gut, daß er einmal sogar noch hinten an Deck zurückbleiben wollte, wie wir Beiden nach vorne gingen, damals dachte ich ja aber natürlich an so etwas nicht, und es fiel mir also nicht auf. Was aber nun thun? wo steckt der Bursche jetzt, und wird er sich überhaupt wieder zeigen?"

„Tor vida mia!" rief der Capitain; „hätt' ich nur eher erfahren, daß der Sennor den ersten Abend hier eingekehrt war, jetzt hat er am Ende Alles was er wollte, ohne daß Jemand eine Ahnung davon gehabt, ausgeführt, und ist über alle Berge. Zu Land kann er aber nicht weg und es ist in diesen Tagen nur ein einziges Schiff nach Rio Janeiro ausgelaufen."

„Aber er kann nicht an Bord des Reconocido seit der Zeit gewesen sein," sagte der alte Capitain — „ich habe die Zimmerleute Tag und Nacht dort gehabt, und wenn sie sich auch wohl am Tage manchmal auf einige Stunden entfernt haben, durfte er es doch da nicht wagen, an Bord zu gehen, und die Nächte haben sie, was ich bestimmt weiß, auf Deck geschlafen, denn ich mußte ihnen noch ein altes Segel borgen, sich eine Art Zelt daraus zu machen, weil sie nicht gerne unten schlafen mochten."

„Was ist das für ein Geräusch da drüben?" frug der Capitain der Nuestra Sennora, aufhorchend, als aus der nicht entfernten Gaststube verwirrte Stimmen an ihr Ohr drangen.

„Oh nichts," sagte der Alte, „ein Paar, denen der Wein zu Kopfe steigt — aber wir selber sitzen trocken da" — er ergriff die auf dem Tische stehende Glocke und klingelte — „es ist überhaupt nöthig, daß wir zu einem Entschlusse kommen," fuhr er dann fort, „und ich glaube, das beste wird sein, daß wir eine feste Wache an Bord setzen, bis wir den Sennor entweder eingefangen oder uns selbst überzeugt haben, daß dort nichts mehr zu fischen ist. Caramba Capitain, das wird ein glücklicher Kauf für mich, wenn wir da einen verborgenen Schatz an Bord finden."

„Davon möchten die Prisengelder am Ende auch noch erst abgehen!" lächelte aber dieser; „doch wir wollen um Gotteswillen das Fell des Bären nicht eher theilen, bis wir ihn nicht selber haben — oh Sennorita, was war da eben vorn in der Stube für ein Lärm, ich hatte einige von meinen Leuten herbestellt und hoffe doch nicht, daß sie Unfug getrieben haben."

„Nein, Sennor Capitano," lächelte das junge Mädchen, „es ist nur das alte Gerücht mit dem Gespensterschiff — Sie wissen ja schon."

„Dem Reconocido?" rief der Alte, schnell vom Tische aufspringend — „caramba, was für einen Datum haben wir heute?"

„Den achten, und Keiner von uns hat mit einer Sylbe daran gedacht!" sagte, ebenfalls in die Höhe springend, der junge Offizier — „aber was ist es mit dem Schuner, Maraquita?"

„O nichts, Don Edoardo!" lachte das hübsche Mädchen, „ein Matrose kam eben herein und schwur Stein und Bein, es spuke wieder auf dem alten Piratenschiff — er will Licht und eine Gestalt an Bord gesehen haben — Sie wissen ja, es ist heute der Jahrestag und das alte Märchen."

„Sennores, dießmal ist es mehr als ein Märchen, glaube ich!" rief aber der Capitain der Nuestra Sennora, ebenfalls aufstehend und seinen Hut ergreifend. „Entschuldigt uns, Sennorita, wir müssen fort — zum Wetter, der Spuk, — heute ist in der That der Jahrestag — aber der Spuk kommt früh, es kann ja kaum elf Uhr sein."

„Noch nicht einmal, Sennor," sagte der junge Offizier; aber wie sind Ihre Befehle?"

„Einfach genug," lautete die rasche, entschiedene Antwort — „meinen Sie, daß Ihre Zimmerleute an diesem Abende, der in der ganzen Stadt deßhalb berüchtigt ist, an Bord des Schuners geblieben sind, Sennor?"

„Die Zimmerleute?" lachte der alte Capitain, „nicht wenn ich ihnen Jedem eine goldene Säge versprochen hätte — nein, die sind so gewiß an Land wie irgend etwas, und ich begreife nur nicht, daß mir das nicht früher eingefallen."

„Gut," sagte der Capitain, „dann bleibt es auch keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Tenares, dem Sie, wie Sie mir sagten, das Alles mitgetheilt haben, diese Nacht, als der einzig möglichen, den Versuch macht, was er auch immer im Sinne hat auszuführen; doch zum Glück bin ich vorbereitet — meine zwei Boote liegen an der Landung, vollkommen stark bemannt, mit denen bin ich in zehn Minuten am Wrack, vorher kündet ein mit meinem Schiff verabredetes Zeichen der

Mannschaft dort, was sie zu thun hat, und so rasch sie die Riemen bringen können, kommen uns vier weitere Boote von dort zu Hülfe. In die Bai hinaus kann uns keine Ratte, viel weniger ein Boot entgehen, die einzige Gefahr ist, daß der Flüchtige, wenn er sich verfolgt sieht, an Land entkommt, denn ich zweifle keinen Augenblick, daß er sich zuerst hierher wendet. Behalten wir Zeit genug übrig, die Boote von der Nuestra Sennora herankommen zu lassen, so ist ihm jede Flucht abgeschnitten, und ich werde mich deßhalb auch mit einem Boot jedenfalls zwischen hier und dem Wrack halten, falls wir ihm nicht schon, was ich aber kaum glaube, unterwegs begegnen sollten."

„Was halten Sie denn davon, Sennor," frug der junge Offizier, „wenn ich in mein eigen Boot gehe, was eben hier zwischen den Häusern liegt, also schon genau in der Linie, die er nehmen muß, wenn er hier landen will."

„O unter jeder Bedingung, wenn Sie ein Boot hier haben und volontiren wollen!" rief der Capitain schnell; „es ist allerdings jedes wackern Seemanns Pflicht, zur Vernichtung dieses blutigen Piraten mit beizutragen, und es vergehen jedenfalls fünf Minuten, ehe ich hier herüber rudern kann; — liegt es vollständig bereit?"

„Die Riemen habe ich herauf bringen lassen, in zwei Minuten können wir unterwegs sein."

„Bueno, und Sie Capitain?"

„Mein Boot ist auch da," sagte der Alte, „und ich werde ihm mit Don Edoardo den Rückzug nach dem Lande zu abschneiden, wenn Ihnen das so recht ist, heißt es."

„Vollkommen; also auf Wiedersehen, meine Herren — und bedenken Sie, daß mir Alles daran liegt, den Burschen lebendig zu bekommen; er hat zwei von meinen Brüdern die Planke laufen lassen, Frauen und Kinder damals hingeschlachtet, bloß um alle Zeugen aus dem Wege zu räumen, und beim ewigen Gott, keinen Soldatentod verdient. — Doch nun an die Arbeit."

Don Olinda, der Capitain der Nuestra Sennora, verließ rasch das Zimmer und Haus, während der andere Capitain nach der Landung mit seinen Matrosen hinunterlief und Edward Wilkinson nach seinen im Nebenhaus befindlichen Leuten schickte, ihn hier zu erwarten, und rasch zu seiner eigenen, nur wenige Thüren entfernten Wohnung sprang, ein paar Pistolen zu sich zu stecken. Nach wenigen Minuten schon war er zurück, schickte seine Leute schnell nach unten und zögerte nur noch einen Moment, wenn es anging, Manuelen Ade zu sagen.

Der Alarm hatte sich in der Zeit natürlich unter allen Gästen verbreitet, und sie waren sämmtlich dem Capitain Olinda gefolgt, der kaum am Ufer angelangt, zwei blaue Leuchtkugeln aufsteigen ließ, die eine halbe Minute später von einem der Schiffe im Hafen beantwortet wurden. Das Haus der Sennora Fostero war vollkommen leer geworden.

Der junge Mann sollte auch nicht lange auf die Geliebte warten, sie schien selber den Augenblick gesucht zu haben und sagte, rasch herantretend und ihre Hand ohne Rückhalt in die seine legend:

„Edoardo, mir ist heute den ganzen Tag o so unendlich weh um's Herz gewesen — ich hatte die Ahnung irgend eines Uebels und ich wußte ihm keinen Namen zu geben — ich weiß es jetzt — Du gehst einer Gefahr entgegen, die größer ist, als Du sie vermuthest."

„Und kostete sie mir das Leben, Manuela, ich würde es jetzt mit Freuden hergeben, da ich sehe, daß Du Theil daran nimmst!" rief der junge Mann und küßte mit Freude strahlenden Augen ihre Hand.

„O rede nicht so," bat das Mädchen, „das heißt Gott versuchen, und Du bist noch nicht vorbereitet, vor seinen Richterstuhl zu treten."

„Habe keine Angst um mich, mein süßes Herz," flüsterte aber jetzt, sie innig an sich pressend, der junge Mann — „Du machst Dir größere Sorge, als die ganze Sache werth ist — nur einen bis jetzt der Gerechtigkeit entgangenen einzelnen Verbrecher gilt's zu fangen, und wir sind Leute genug, ein ganzes Schiff voll weg zu nehmen — so gute Nacht, meine traute Manuela, gute Nacht und tröste Dich Gott."

Er preßte rasch seinen Mund auf die bleichen, kalten und widerstandlosen Lippen des schönen Mädchens und sprang hinaus, seinem Boote zu, Manuela aber warf sich vor dem Bilde des Gekreuzigten zur Erde nieder und in heißem Gebete löste sich ihr Schmerz endlich in lindernden Thränen — aber die Angst blieb ihrem Herzen und in fieberhafter Spannung horchte sie dem geringsten Geräusch auf der Straße.

4.
Der Pirat.

Die Bai von Valparaiso lag am Abend des achten August so still und freundlich da, wie sie nur eine warme balsamische Luft, ein heiterer, vollkommen wolkenreiner Himmel und das spiegelglatte Wasser, aus dem die Sterne in tausendfachem Glanze wieder herausschimmerten, machen konnte. Kein Lüftchen regte sich, dann und wann nur unterbrachen die regelmäßigen Ruderschläge zum Land fahrender oder von dort zurückkehrender Boote, die Stille und von der Stadt herüber, aber eben weit genug entfernt, daß die Töne nur in weichen, harmonischen Akkorden herüber tönten, klang aus einem der hell erleuchteten Häuser fröhliche Musik.

Vier Glasen schlugen da die hellen, weit hinaus schallenden Glockenschläge auf einem der am Hafen liegenden, gerade zu der Zeit ziemlich zahlreichen Kriegsschiffe, in regelmäßigen Zwischenräumen und wurden in rascher Reihenfolge, aber durch ein Schiff nach dem andern, von den übrigen Fahrzeugen beantwortet. Es war zehn Uhr.

Eine Viertelstunde mochte so verflossen sein, als ein sehr kleines schmales Boot, was kaum groß genug gewesen wäre, zwei Mann zu tragen, von einem Einzelnen, nach Art der Canoes, dem es auch an Gestalt glich, und mit einem paddle oder Seitenruder pfeilschnell fortbewegt, vom Westufer der Bai heran glitt und zuerst, an mehreren Schiffen vorbei, von denen es jedoch so weit als möglich entfernt blieb, gerade querüber hielt, als ob es nach der gewöhnlichen Landung hinhalten wollte. Etwas weiter hinein drehte es aber mehr von seinem frühern Cours ab, und lag jetzt fast südlich gerade der Stelle zu, wo das Wrack des Piraten, der Reconocido, auf den Klippen saß. Der Mann, der es führte, war jedenfalls mit

der Passage vollkommen gut bekannt, denn er hatte kaum den dunklen Schatten, den das kleine Fahrzeug auf das Wasser warf, erreicht, als er es auch schon befestigt haben mußte, und er kletterte nur wenige Momente danach an Bord, schwang sich über die Schanzkleidung und verschwand im nächsten Augenblick dahinter. Es war unser alter Bekannter, der Fremde, dem wir jetzt, bei seiner nächtlichen Arbeit, folgen wollen.

Das Deck war von den blinkenden Sternen nur matt erleuchtet, der untere Raum aber vollkommen dunkel, und als der Fremde die schmale Treppe hinunter stieg, denn er hielt sich oben kaum länger auf, als einen flüchtigen Blick umher zu werfen, holte er eine kleine Blendlaterne unter seinem Poncho vor und betrat die Cajüte.

Hier aber, und auf dieser Schwelle blieb er, wie von einem innern Schauder erfaßt, stehen und ließ das Licht vorher, als ob er fast Jemanden hier unten zu finden erwarte, durch den kleinen Raum streifen. Die Verwüstung aber, die durch der Zimmerleute Hände schon angerichtet war, schien ihn zu beruhigen. Die eine Seite stand schon, ihrer äußeren Bekleidung von kostbarem Holze total entblößt, mit nackten Wänden da und selbst an der anderen hatten die Werkleute ihr Zerstörungswerk begonnen. Das Sopha war ebenfalls hinausgeschafft, und rasch und vorsichtig stieg er über die, in der Mitte aufgeschichteten Latten und Bretter fort, dem hintern Theil der Cajüte zu, wo die Fallthür in den untern Raum hinunter ging. Da fiel das helle Licht der Laterne auf die linke, noch unberührte Seite und mit einem fast unwillkürlich ausgestoßenen „Ha!" fuhr seine Rechte nach dem Gürtel und an den Kolben seiner Pistole, während er den Strahl voll und klar auf eine besondere Stelle an der leeren Wand fallen ließ.

Es war Nichts zu sehen, was ihn hätte beunruhigen können, aber das Licht erleuchtete genau den Platz, der schon an jenem Tage seine Blicke so unwiderstehlich auf sich gezogen und wo die scharfe Spur einer geschleuderten oder geschlagenen Waffe nur zu deutlich irgend eine geschehene Gewaltthat verkündete.

„Sonderbar," murmelte der finstere Mann leise vor sich hin — „ich hätte darauf schwören wollen, einen weißen Schatten dort zu sehen — das Licht muß mich geblendet haben. — Es ist doch ein närrisches Zusammentreffen heute, auch gerade der Jahrestag jener tollen Stunde — und die Narren in der Stadt wollen Gespenster gesehen haben — hahaha" — lachte er leise vor sich hin — aber es war ein dämonisches Lachen, mehr ein Krampf der Gesichtsmuskeln als das Aufblitzen scherzhafter Laune — der Mann mit dem todtenbleichen Gesicht und den glühenden Augen sah nicht wie Scherz aus. —

Er schritt rasch an der Stelle vorüber und dem Orte zu, wo sich die kleine viereckige Fallthüre befand. Hier stieß er aber auf ein Hinderniß, das ihm einige Zeit kostete. Die Zimmerleute hatten in den letzten Tagen, da keiner von ihnen unten hinunter zu gehen brauchte, Alles was ihnen von Latten und Leisten im Wege gewesen, in die Mitte der Cajüte und besonders hier nach hinten zu, aufgehäuft. Dieß mußte erst hinweggeräumt werden und manchen bittern Fluch murmelte der einsame Arbeiter, als er die Laterne neben sich auf den Boden gesetzt hatte und das Holz, so geräuschlos aber auch so schnell als möglich, bei Seite schaffte. Endlich war der kleine Raum frei, die Thüre hob sich und er stieg, ohne auch nur einen andern Blick hinter sich zu werfen, mit der Laterne hinunter.

Unten kaum angelangt, ließ er den vollen Strahl seines Lichtes auf den einen der dicken Balken fallen — er brauchte nicht lange zu suchen, das helle Licht zeigte ihm bald einen dunklen Punkt in dem graubraunen Holze, mit einem kleinen, eigenthümlich geformten Instrumente, das er in der Hand hielt, preßte er, an zwei verschiedenen Stellen zugleich, dagegen und das Schnappen einer Feder antwortete; leicht ließ sich jetzt ein künstlich eingefügter Schieber zurück drängen und aus dem Innern nahm er ein kleines Ebenholzkästchen, was sehr schwer sein mußte, denn er brauchte beide Hände, es heraus zu heben, und mehrere kleinere und größere Beutel. Die kleineren von diesen verbarg er an seiner Person, alles Andere that er in eine lederne, ziemlich geräumige Tasche, die er, unter dem Poncho vorn von seinem Gürtel abschnallte und griff noch einmal mit der Hand in das Gefach, als ob er sich überzeugen wolle, daß es leer sei. Er mußte noch etwas gefunden haben, denn er zog es vor und hielt es an das Licht. Es war ein kleines einfaches goldenes Crucifix, als aber der Strahl der Lampe darauf fiel, zuckte er zusammen und machte eine fast unwillkürliche Bewegung, als ob er den Schmuck von sich werfen wolle; er hielt ihn jedoch krampfhaft fest in der geballten Hand und schob ihn dann rasch, ohne einen zweiten Blick darauf zu wagen, unter seinen Poncho.

„Pest!" murmelte er dabei leise vor sich hin, als er den Schieber wieder zurückstieß, daß die Feder laut knackend einsprang — „immer und immer die Erinnerung an jene That!"

Der Augenblick forderte aber Handeln, kein Nachdenken und den Lederbeutel aufgreifend, an dem er schnell eine kleine aber starke seidene Schnur festigte, nahm er die Laterne und stieg wieder in die Cajüte hinauf. Hier zögerte er einen Moment und sah die Latten an, die er bei Seite geworfen hatte.

„Ob ich den Platz wieder herstelle, wie ich ihn gefunden?" sagte er sinnend — „Niemand könnte dann den mindesten Verdacht — doch was schadet's" — unterbrach er sich rasch und nicht einmal die Lucke wieder schließend — „bis sie irgend etwas *vermuthen* können, bin ich ihnen lange entgangen, und bis dahin mögen sie es auf Rechnung des Gespenstes schieben — die Narren."

Er wandte sich rasch, die Cajüte zu verlassen, als er deutlich, gerade in seinem Wege, eine schlanke lichte Gestalt stehen sah — er erschrack nicht mehr, denn seine Nerven waren durch die Aufregung der letzten Stunde schon zu sehr angespannt, noch ein solches Gefühl bei ihm zu gestatten. Der erste Griff nun war nach seinen Waffen — doch was halfen ihm Waffen, von Menschenhänden gemacht, gegen die Gebilde seiner eigenen Phantasie, gegen die sichtbar gewordenen Erinnerungen seines *Gewissens*. Durch Zeit und Stunde heraufbeschworen, sah er sich einem Phantom gegenüber, dem er selber seit Jahren in seinen Träumen Gestalt und Farbe gegeben und mit peinlichem Interesse, das ihm die Nerven seines Hirns zu

sprengen drohte, fühlte er mehr, als daß seine Augen der Seele einen bestimmten Eindruck zurück gegeben hätten, wie die bleiche, leidende Gestalt den Arm gegen ihn aufhob, wie sich ihre Lippen bewegten und Blut, wahres rothes Blut, von dem er mit einer Klarheit, die ihm selber im Entsetzen den kalten Schweiß auf die Stirne trieb, jeden einzelnen Tropfen zu Boden niederfallen hörte — von ihrem weißen Kleide herabtropfte.

„Josepha," rang sich ihm das Wort bewußtlos von den Lippen, dann aber auch kehrte im Nu sein alter Trotz, seine alte Kraft zurück. „Teufel," rief er, „du weißt, daß die Adern meines Hirns schon überdieß zum Zerspringen gefüllt, hast du es heute darauf abgesehen, mich wahnsinnig zu machen? — Zurück mir Dir, wohin Du gehörst, Du kannst mich nicht schrecken!"

Und den Strahl des Lichts voll auf den Platz fallen lassend, schritt er trotzig und unerschüttert darauf zu — die Wände waren leer und kahl, aber sein Fuß hielt erschreckt, denn vor ihm am Boden lag Blut — Blut so frisch, wie eben vergossen und dicht dicht vor der verwundeten Stelle im Getäfel. —

Es war aber auch nur ein Moment; im nächsten Augenblick schritt er mit festem Fuß darüber hin und mit wenigen Sprüngen war er jetzt an Deck. Kaum aber von der freien kalten Nachtluft angeweht, hatte er auch seine ganze Energie, sein ganzes kaltes Blut wieder gewonnen.

„Gelungen!" murmelte er leise, als er mit triumphirendem Blick über die Bai horchte und kein Laut verrieth, daß noch Leben in dem sonst so geschäftigen Hafen sei — nur am Land — nach der Landung zu, konnte er Menschenstimmen hören und einzelne Lichter sehen, die sich durch die Straßen bewegten. Was kümmerte ihn das Land, seine Bahn lag dem Eingang des Hafens zu, wo ein kleines, aber helles Licht von der Gaffel eines dort draußen vor Anker gegangenen Schuners herüberleuchtete. Es war das Albatroß, mit dem er von Otaheity herübergekommen.

Doch Zeit durfte er trotzdem nicht verlieren, er trat also schnell zum Heck des Schuners — sein kleines Boot lag regungslos auf derselben Stelle, und seine kostbare Last über Deck hebend, ließ er sie an der seidenen Schnur vorsichtig nieder — er öffnete und löschte die Laterne, die er so lange an Deck stehen gelassen und ließ sie dann über Bord ins Wasser fallen — das Geräusch war wie das Aufschlagen der zahlreichen in der Bai befindlichen Fische. Noch einen Blick nach der Bai hinüber, wohin seine Bahn lag, und er schwang sich über die Schanzkleidung hinaus, als sein Auge plötzlich auf zwei hell aufsteigende Leuchtkugeln gelenkt wurde, die vom Lande aufblitzten und das Ufer für einen Moment erhellten — er glaubte eine Menge Menschen dort versammelt zu sehen.

„Ha — was bedeutet das?" murmelte er leise vor sich hin — „ein Zeichen — und dort draußen beantwortet?"

Von einem der Kriegsschiffe in der Bai stieg in diesem nämlichen Augenblicke die Antwort auf.

„Doch was kümmert's mich?" sagte er finster vor sich hin, als er rasch in sein kleines Boot stieg und von dem Fahrzeug abdrückte — „laß sie sich Zeichen geben wie sie wollen, die Beute habe ich ihnen doch wieder aus den Zähnen gerissen. Er that ein paar Ruderschläge in die Bai hinaus, hielt dann aber nachdenkend einen Augenblick an. Die Leuchtkugeln konnten doch Zeichen sein, daß Boote ab und zu Land kommen sollten, und denen aus dem Weg zu gehen, war es besser, daß er sich mehr nach dem westlichen Ufer hinüber hielt, in dessen tiefem Schatten er leicht jeder Beobachtung entgehen konnte. Der Bug des kleinen leichten Bootes flog im Nu herum, und es glitt pfeilschnell, von der geübten Hand des Rudernden getrieben, über die glatte Wasserfläche.

„Caracho!" murmelte aber der einsame Ruderer plötzlich zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch, als er etwa eine halbe Meile, dem Lande zu, gefahren sein mochte, und ließ zugleich sein Boot in den Schatten eines dort ankernden Schiffes gleiten, denn nach dort zu und zwar genau in derselben Richtung, die er zu nehmen beabsichtigte, sah er den Schatten eines langen großen Bootes entlang schießen.

Das Boot selber war es dabei nicht, was ihn beunruhigte, aber er hörte kein Rudern, die Mannschaft hatte also ihre Riemen umwickelt und befand sich jedenfalls auf einer außerordentlichen Unternehmung. Wer aber, zum Teufel, konnte wissen, daß er hier in der Bai auf einem Boote sei — das war nicht möglich. „Unsinn," murmelte er leise vor sich hin — „die Burschen dort drüben haben ihr Geschäft, und ich das meine, wir werden uns Beide einander nichts in den Weg legen."

Er trieb sein Boot wieder ein paar Ruderschläge vorwärts und hielt ein klein wenig mehr nördlich hinauf, das Fremde indessen vorbeischießen zu lassen und ihm weit genug Seeraum zu geben, als er plötzlich ein zweites, noch etwas weiter zurück, aber ebenfalls in demselben Cours ankommen sah und nun nicht wagen konnte, dorthin zu halten, denn er durfte sich selbst nicht der Gefahr aussetzen, hier in der Nacht, mit dem, was er im Boote bei sich führte, angehalten zu werden.

Während er noch unschlüssig hielt, was er thun sollte, sah er, daß das erste Boot seine Richtung veränderte und, wie es ihm schien, gerade auf ihn zu kam. Es war das auch in der That so. Hinten im Boot saß ein junger Offizier, der mit einem Nachtglas fortwährend die Oberfläche der Bai bestrichen hatte, und kaum den dunklen Punkt, den er bald für ein Boot erkannte, unter dem Schatten des größern Schiffes vorkommen sah, als er augenblicklich darauf zu hielt.

„Diablo!" murmelte der Mann vor sich hin, während er sein leichtes Boot mit einem Druck seines Ruders herumwarf „da lieber die offene Bai," und er wollte geradeüber nach dem Lichte zu halten, das dort ausgehangen war, ihm als Zeichen zu dienen, als er auch von dort zwei Boote abkommen sah und sich jetzt dorthinaus vollkommen abgeschlossen fand.

„Carambo!" rief er da und hob rasch den Kopf, die ganze Bai so viel als möglich zu übersehen — „sollte der Teufel hier doch sein Spiel haben und einen alten Kameraden im Stiche lassen wollen? — hätten die verdammten Spürhunde Wind bekommen? aber durch wen? — einerlei, aber ich kenne die Gelegenheit hier besser, als Ihr Euch wohl träumen laßt, meine Burschen, und wäre auch der Fang für Euch gar nicht so übel, billig ist er wahrhaftig nicht."

Damit wandte er das Boot rasch entschlossen wieder nach den Klippen hin, von denen er abgegangen war, bis er den Schatten des Wracks zwischen sich und seinen Verfolgern hatte — denn als solche wiesen sie sich jetzt aus — und schoß dann, so rasch ihn der kräftig geführte Ruderschlag bringen konnte, gerade dem Lande und jenem Gewirre von auf Pfosten selbst in die Bai hinaus gebauten Häusern zu, in deren düsteren Schatten er jeder Verfolgung hätte lachen können.

Als er kaum noch hundert Schritte von dort entfernt war und sich schon den dunklen Eingang gewählt hatte, in den er einlaufen wollte, schoß etwas vor ihm, ein großes Boot, von vier Rudern getrieben, heraus, eine breite kräftige Gestalt stand am Steuer, und er war jedenfalls schon vorher von diesem gesehen und beobachtet worden, denn sie suchten ihm jetzt den Weg abzuschneiden und der Steuernde im Boot munterte seine Leute auf, tüchtig einzulegen.

Der Pirat kannte übrigens viel zu gut den Vortheil seines eigenen kleinen Bootes, um von diesem etwas unbehülflichen Fahrzeug im mindesten Gefahr zu fürchten; es lag ihm nur, gerade wo es sich jetzt befand, etwas im Wege und er mußte es von dort fortlocken. Als ob er von ihm überholt zu werden fürchte, und lieber wieder in die Bai hinaus, wenigstens am Lande hinhalten wollte, drehte er sein kleines Boot jetzt ab und hielt das größere, ihn verfolgende so, daß es mit seinem Bug voll nach Westen hinliegen mußte. Er selber ließ sich zu gleicher Zeit, indem er zwar rasche Ruderschläge that, aber das Wasser nur schwach zurückdrückte, etwas einholen — es mußte den im andern Boote Befindlichen natürlich scheinen, als ob seine Kräfte ausgingen und er ihnen nun nicht mehr entgehen könnte. Hierin hatten sie sich aber vollständig geirrt — der Pirat kannte sein kleines Fahrzeug viel zu genau, ihnen auch nur einen Fuß breit Raum mehr zu erlauben, als er es selber für gut fand, und was seine eigenen Kräfte betraf, so hätte er die ganze Nacht unermüdet und mit gleicher Stärke fortrudern können, seine Sehnen waren wie aus Eisendrath geschlungen und nicht zu ermüden. Ihm noch zum Vortheil lag hier draußen eine große leere Barkasse vor einem leichten Anker, diese brachte er zwischen sich und das Boot, und so wie seine Verfolger dicht an diese hinan waren, warf er sein leichtes canoeartiges Fahrzeug herum und glitt nun, ehe sie selbst im Stande waren, die Fahrt ihres schwerfälligen Bootes zu hemmen und im Gebrauch der langen Ruder durch die zu nahe Barkasse ebenfalls gehindert wurden, wie ein Pfeil zurück und weder der gute alte Capitain, der, als er sich seine schon sicher geglaubte Beute so durch die Finger gleiten sah, einen Fluch nach dem andern zwischen den zusammengebissenen Zähnen durchmurmelte, noch die Böte der Kriegsschiffe wären im Stande gewesen, ihn an seiner Landung zu verhindern, wäre nicht gerade in diesem Moment das etwas verspätete Boot des jungen Offiziers — eine kleine leichte Jölle von zwei kräftigen englischen Matrosen gerudert, zwischen den Häusern vor und ihm gerade wieder in den Weg geschossen.

„Sind denn heute alle Teufel los!“ knirschte der Pirat, während er der neuen Gefahr, der er fast geradezu in den Rachen gelaufen wäre, nur durch eine abermalige rasche Wendung entgehen konnte — „aber habt Acht ihr Burschen, habt Acht — Ihr schwirrt wie Mücken um's Feuer, denn lebendig bekommt Ihr Tenares nimmermehr, und selbst todt sollte er noch einen schweren Preis von Euch fordern!“

So sehr er übrigens dem ersten Boote an Schnelle und Gewandtheit überlegen gewesen war, so sehr fand er hier einen Gegner, der ihm selbst allein zu schaffen gemacht hätte, während er überall von Feinden bedrängt, fast gar nicht mehr wußte, wo er hinaus sollte, denn die Boote der Kriegsschiffe waren indessen ebenfalls so nahe heran gekommen, daß er gar nicht hoffen durfte, nach der Bai zu hinauszukönnen.

Das unbehülflichste Fahrzeug und eins, in dem er auch am wenigsten Feuerwaffen fürchtete, obgleich er wohl wußte, daß die nicht so leicht gegen ihn angewandt werden würden, war jedenfalls das des Spaniers, das indessen seinen Bug wieder glücklich herumgebracht hatte, und dem hielt er auch jetzt entgegen. Konnte er hier nur an irgend einer Stelle Grund erreichen, so war er so genau mit allen Straßen und Gebäuden bekannt, daß er keinen Augenblick fürchtete, seinen Verfolgern zu entgehen, und wenn er die halbe Stadt hinter sich her gehabt hätte. Er suchte dabei, indem er den Bug seines kleinen Bootes wieder mehr nach außen zukehrte, dem Feinde auf's Neue glauben zu machen, daß er in den Hafen hinaus zu flüchten beabsichtige. Der alte Capitain ließ sich aber nicht zweimal an einem Abend auf ein und dieselbe Art zum Besten haben, und wohl wissend, daß in höchstens zehn Minuten die sämmtlichen Böte der Kriegsschiffe jede Flucht des Feindes nach dorthin total verhindern mußten, während er selber nicht im Stande war, an Schnelle den Flüchtling zu überbieten, ließ er, als er diesen wieder nach sich zu kommen sah, seine Leute auf den Rudern über das Boot so gerichtet liegen, daß es augenblicklich dem Lande zuschießen konnte.

Gerade dort war auch eine vortreffliche Stelle für ihn, die Bewegung des Piraten zu erwarten, denn nach dem Lande zu lagen einige lange Stücke angeschwemmtes Schiffsbauholz, und sich an dem Ende desselben haltend, mußte jener, wenn er dort hindurch wollte, entweder ganz dicht vor ihm vorüber, oder den jetzt mit raschen Ruderschlägen näher kommenden Böten der Kriegsschiffe gerade entgegen laufen.

Der Pirat, dessen Auge an Schärfe zu gewinnen schien, je mehr er gedrängt wurde, und je näher ihm die Gefahr ans Leben trat, sah aber das Holz noch zur rechten Zeit, einer solchen Falle auszuweichen und hielt jetzt einige Ruderschläge wirklich in die Bai hinaus, seinen letzten und gefährlichsten Verfolger abzuleiten. Edward Wilkinson wußte aber recht gut, daß er dorthin nicht entkommen konnte.

„Backwater!“ rief er seinen beiden Leuten zu, und im Nu lag das schlanke Fahrzeug wie fest vor Anker auf seiner Stelle, während er den Bug nun nach außen wandte, um zu jeder Richtung gleich bereit zu sein. Der Verfolgte hatte aber keine Zeit mehr zu manövriren, und auf die Schnelle seines kleinen Fahrzeugs vertrauend, warf er dieses wieder herum, sich neben der Jölle des jungen Engländers eine Bahn an's feste Ufer zu erzwingen.

Dieser folgte aber mit seinen Rudern noch nicht der Bewegung des Feindes, er fürchtete eine neue Finte und wollte erst der Richtung, die jener zu nehmen beabsichtigte, vollkom=

men gewiß sein. Dadurch gewann allerdings der Pirat wieder einen kleinen Vorsprung, doch da die Engländer noch immer die innere Seite hielten, mußte er auch vor oder hinter ihnen herum, das Land zu erreichen — das letzte versuchte er zuerst, Wilkinsons Aufmerksamkeit vereitelte das aber und die beiden Böte liefen nun Seite an Seite wohl zweihundert Schritt lang mit fabelhafter Schnelle, während sie keine zwei Bootslängen von einander entfernt waren.

„Ergebt Euch, Sennor!" rief ihm da Edward hinüber — „Eure Anstrengung ist vergeblich, Ihr seid umzingelt — ergebt Euch oder Ihr zwingt uns zum Aeußersten!"

„Caracho!" war die einzige Antwort, die der Pirat durch die Zähne zischte — „als ob Ihr nicht schon lange Euer Aeußerstes gethan hättet, mich zu bekommen — aber patientia!" und mit raschem Ruderschlage trieb er den Bug seines Bootes gerade auf den Feind zu.

„Backwater!" schrie der junge Mann und fuhr von seinem Sitze mit Blitzesschnelle in die Höhe — „Backwater, Ihr Leute — um Euer Leben!"

Die Leute preßten mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers gegen die rasch eingehaltenen Ruder und das elastische Eschenholz bog zum Zerspringen, als sie im plötzlichen Gegendruck das Boot in seinem schnellsten Laufe hemmen sollten. Kaum seine eigene Länge schoß es aber nach vorwärts, so rasch und nachdrücklich war dem Befehle gehorcht worden, nichtsdestoweniger hatte aber diese Entfernung dem kleinen, kurzen, canoeartigen Fahrzeug des Piraten genügt, es herumzuwerfen und hinter dem feindlichen Boote vorbei zu halten, noch zwei Ruderschläge und es wäre, ehe jenes nur gewendet werden konnte, in Sicherheit gewesen, als Wilkinson, der den ganzen Vortheil des Feindes mit einem Blicke übersah, rasch entschlossen auf die hintere Wand seines Bootes sprang und sich mit einem Satz auf den jetzt kaum vier Fuß entfernt vorüber schießenden Flüchtling warf.



Der Pirat hatte die Bewegung gesehen und errathen, und den Hintertheil seines Bootes so rasch und so weit als möglich von dem Sprung des Gegners abzuwerfen, war das Werk eines Augenblicks gewesen, aber er konnte nicht mehr verhindern, daß die ausgestreckte linke Hand desselben seinen Bootrand ergriff, während die rechte des tollkühnen jungen Mannes mit Riesenkraft in den Gürtel des Feindes packte. Das so plötzlich dagegen geworfene Gewicht konnte das schwache, außerdem nur wenige Zoll über dem Wasser gehende Boot nicht ertragen.

„Diablo!" schrie der Pirat und drängte sich fast instinktartig nach der entgegengesetzten Seite, das Gleichgewicht zu halten, während er das jetzt nutzlose Ruder fallen ließ und sein langes Messer heraus riß, aber in demselben Momente schon schlug das kleine Fahrzeug vollkommen um und die beiden Kämpfenden sanken in die über ihnen zusammenschlagende Fluth.

Wilkinson hatte, während er von seinem eigenen Boote absprang, dieses natürlich einige Fuß weiter zurück gestoßen; schon im Begriff zu wenden, warf diese Bewegung aber auch den Vordertheil desselben um so viel schneller herum, und keine halbe Minute war vergangen, als der scharfe Bug gerade über die Stelle schoß und durch die wieder rückgehaltenen Ruder festhielt, wo die beiden Männer verschwunden waren und das unruhige Wasser noch den Platz anzeigte. Der kleine leichte, umgeworfene Kahn trieb, wie eine Nußschale, oben auf dem Wasser langsam dem Lande zu —.

Jetzt zum ersten Male zeigte sich ein Kopf an der Oberfläche — doch nur einer; wer es aber auch war, beide See=

leute griffen in demselben Augenblicke in das auf dem Wasser schwimmende lange Haar — im nächsten Momente hatten sie den Körper gefaßt und hoben ihn in das Boot.

„Habt Ihr den Piraten?" war der erste Ruf des jungen Offiziers, als er zu reden vermochte.

„Er ist noch nicht wieder nach oben gekommen," lautete die Antwort der Männer, die indessen keinen Blick von der Oberfläche des Wassers verwandten und sich wenig um ihren Offizier kümmerten, den sie in Sicherheit glaubten.

„Sucht — sucht!" rang sich aus der Brust des jungen Mannes, und er sank bewußtlos in das Boot zurück.

So wenig Minuten die sämmtlichen hier oben erzählten Vorfälle zu ihrer Ausführung gebraucht, hatte die Zeit doch genügt, alle anderen Boote auf dieser Stelle zu sammeln.

Wenige Worte der englischen Matrosen erklärten dem Capitain der Nuestra Sennora das Ganze und mit schneller, aber deutlicher Stimme gab er seine Befehle. Sämmtliche Boote, und eines war bis jetzt noch zurückgeblieben, das Wrack des Reconocido zu untersuchen — sollten theils nach der Bai, theils dem Lande zu kreuzen und jedes leere Boot, was dort vor Anker lag, jeden Platz, wo Holz angeschwemmt sein mochte, auf das genaueste untersuchen und wohl darauf passen, daß ihnen der Flüchtling nicht durch Schwimmen entging. In der Stadt selber war schon für diesen Fall die Polizei aufgeboten und auf der Wacht, so daß sich kaum denken ließ, der Pirat könne dorthinaus entkommen. Er selbst gab seinen Leuten Befehl, die Ruder einzulegen und drehte sein eigenes Boot dem Lande zu.

„Aber wo ist Don Edoardo?" frug er plötzlich, und seine aufgehobene Hand hemmte die Riemen seiner Leute — „was ist aus ihm geworden — ist er gerettet?"

„Ich fürchte, er ist todt!" sagte da Einer der englischen Matrosen, der sich jetzt zu dem jungen Manne niedergebogen hatte und auf seiner Hand das warme quellende Blut desselben fühlte — „er ist jedenfalls schwer verwundet und ohnmächtig."

Das Boot des Capitains glitt im nächsten Moment an das des jungen Offiziers hinan, auf seinen Befehl wurde dieser so vorsichtig als möglich hineingehoben und dann schossen sie, so rasch acht Riemen sie, mit äußerster Kraft der Leute gehandhabt, bringen konnten, dem nächsten Lande zu.

5.

Das Wiedersehen.

Die Polizei Valparaisos war in der damaligen Zeit noch nicht so vortrefflich eingerichtet, als das jetzt der Fall ist, dennoch durchzogen fortwährend Berittene, mit einem Säbel an der Seite und einem Lasso am Sattelgurt, Nachts die Straßen, oder hielten an den verschiedenen, ihnen zugewiesenen Posten. Der Säbel war bei ihnen aber gewissermaßen eine Staatswaffe — wie unsere Hofleute in alter Zeit einen Degen trugen — denn er hing ihnen mehr zum Klappern, als zum wirklichen Gebrauch an der Seite, desto gefährlicher aber war dafür der Lasso nächtlichen Missethätern, die auf der Flucht nicht rasch genug einen Winkel fanden in den sie hinein kriechen konnten. Mit klappernden Hufen sausten die Diener des Gesetzes hinter ihnen her, und wehe ihnen, kamen sie in den Bereich des nie irrenden Lassos — auf fünfundzwanzig ja dreißig Schritte hinaus flog die Schlinge und einmal in deren zähem Griff, war es ihnen selten oder nie möglich, sich wieder daraus zu befreien.

Dem Führer dieser Schaar, wenigstens des Viertels in dem sie sich gerade befanden, und der damals lange nicht so dicht bebaut war als in jetziger Zeit, gab Don Olinda die nöthigen Befehle, so viel als möglich von seiner Mannschaft am Ufer zu vertheilen und jede verdächtige Person, wer sie auch sei, aufzugreifen und bis morgen festzuhalten. Für die Masse Volks, die sich indessen aber dort herum gesammelt hatte, setzte er einen Preis von fünfhundert Dollaren für die aus, die den Flüchtling ergreifen würden, und es läßt sich denken, daß Polizei wie Peons ihr Möglichstes thaten, den reichen Lohn zu verdienen.

Vier von seinen Leuten hatten indessen den Verwundeten, auf ihres Capitains Befehl, der wohl wußte, daß er dort die beste Pflege erhalten würde, nach dem Hause der Sennora Fostero geschafft, während ein Anderer einen Arzt ebendorthin beordern mußte.

Das Alles geordnet sandte er seinen im Boot befindlichen Midshipman mit diesem wieder hinaus in die Bai, sich den anderen Booten anzuschließen und um jeden Preis die Flucht des Piraten nach See zu hindern, während er selber am Lande blieb, dort seine getroffenen Maßregeln auch in eigener Person zu überwachen.

In dem sonst so fröhlichen Hause unserer alten Bekannten, der Sennora Fostero, war aber heute Trauer und Wehklagen eingekehrt. Manuela hatte seit dem Abschied des geliebten Mannes in peinlicher Spannung dagesessen — vor ihrem inneren Auge blitzten nur immer die Pistolen, die er in seinem Gürtel getragen — er war einer tödlichen Gefahr entgegen gegangen, und sie fürchtete, ach sie erwartete, unter einem Herzklopfen das ihr die Brust zu sprengen drohte, mit jedem Augenblick den Schall ferner Schüsse zu ihr herüber bringen zu hören. Sie konnte nicht weinen, die tödtlichste Angst hielt ihr den Thränen erleichternden Quell erbarmungslos zurück und nur mit krampfhaft gefalteten Händen und todtenbleichem Angesicht saß sie an dem, nach der Bai hinausführenden Fenster, und ihre kalten Lippen bewegten sich in leisem, aber o wie brünstigem Gebet.

Da wurde Lärm auf der Straße gehört — eine Menge von Stimmen schrie wild durch einander — vor der Thüre ihres Hauses hielten sie an, es wurde gepocht, und in der nächsten Minute trugen die vier Matrosen den besinnungslosen Körper des jungen Offiziers in das Haus.

Donna Fostero schrie laut auf vor Ensetzen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, selbst Marequita und Juana standen sprachlos vor Schreck über den so plötzlichen Tod des jungen Mannes, der noch vor wenigen Minuten in voller Lebensfrische ihr Haus verlassen hatte, nur Manuela war gefaßt. So lange ihr die Gefahr noch drohte, brach fast ihr Herz unter dem entsetzlichen Gefühl ihr begegnen zu sollen, jetzt aber, da das Gräßliche geschehen war, da das Schicksal ernst und kalt in ihr Leben hineingriff und ihre schönsten

Blüthen zerstörte, war auch in demselben Augenblick jede Schwäche, jedes verzagte Gefühl verschwunden, und sie traf mit einer Ruhe und Besonnenheit die für den Augenblick nöthigen Anordnungen, die selbst ihre Mutter mit Staunen und Bewunderung erfüllte.

Der Verwundete, denn im Anfang hatten sie ihn todt geglaubt, und nur die Matrosen versicherten sie, daß noch Leben in dem Körper sei und ein Arzt ebenfalls gleich erscheinen würde nach seiner Wunde zu sehen, wurde in das kleine Hinterzimmer, das ruhigste Stübchen des Hauses, getragen, dort rasch ein Lager für ihn bereitet, und Manuela entfernte dann mit eigner Hand die Oberkleider des Unglücklichen, das Blut zu stillen, bis ärztliche Hülfe mehr für ihn thun könne.

Mit dem Verwundeten waren eine Masse Neugieriger der Pulperia zugegangen, und von diesen erfuhr Sennora Fostero bald Alles was diese Leute selber über die bisherigen Vorgänge wußten, noch im besten Erzählen kam aber ein Peon vorbei gesprungen und verkündete ihnen, daß Sennor Capitano der Nuestra Sennora fünfhundert Dollar, ein förmliches Vermögen für diese Leute, auf das Einbringen des Piraten gesetzt habe, und es zeigte sich augenblicklich ein solcher Eifer unter der Bevölkerung, eines Menschen habhaft zu werden, von dem sie noch nicht das mindeste Böse wußten, und der ihnen nie etwas in den Weg gelegt, ja den sie in ihrem ganzen Leben vielleicht noch nicht einmal gesehen oder von ihm gehört hatten, daß fünf Minuten später auch nicht eine Seele weiter bei dem Hause blieb, sondern Alles in wilder Hast nach dem Ufer strömte, das ausgesetzte Blutgeld möglicher Weise verdienen zu helfen. Das warnende Beispiel aber, was sie noch eben vor Augen gehabt, machte sie zu gleicher Zeit mit dem bekannt, was sie zu erwarten hätten, falls sie zu leichtsinnig sich in Gefahr begäben, und Manche von ihnen kamen gewiß zu dem höchst lobenswerthen Vorsatz, auf ihre eigene Haut bei dieser Gelegenheit ein besonders wachsames Auge zu haben.

Der Arzt war indessen gekommen und Manuela hatte nach einem Priester geschickt dem Sterbenden, falls er es verlangen sollte, die letzte Oelung zu geben. Sie vergaß fast, daß er einer ihr fremden Religion angehöre — sie sah nur den vom Leben scheidenden Geliebten in ihm und ihr eigenes, weh gepreßtes Herz verlangte in diesem Augenblick selbst in fieberhafter Angst nach dem Trost der Kirche — war ihr denn auf Erden noch ein anderer Trost geblieben?

Der Geistliche kam auch bald; während der Arzt (ebenfalls ein Engländer) die Wunde aber für sehr bedenklich und wahrscheinlich tödtlich erklärte und der junge Mann eben zum ersten Mal, und als er Manuelas liebe Züge über sein Lager gebeugt sah, mit mattem Lächeln die Augen aufschlug, weigerte sich der Franziskanermönch auf das Bestimmteste, einem Ketzer das heilige Abendmahl, oder überhaupt den letzten Trost der alleinseligmachenden Kirche zu geben, wenn er nicht vorher, ein reuiger Sünder, in ihren Schooß zurückgekehrt sei — denn er betrachtete alle Protestanten nur als abtrünnige Kinder der eigentlichen Mutterkirche.

Manuela kniete in sprachlosem Jammer an dem Bett des sterbenden Geliebten — ihre aufgeregte Phantasie beschwor ihr in tollen Bildern all' die entsetzlichen Schrecken ihrer Religion vor den innern Geist, denen die Seelen der Verdammten in einem einstigen Leben entgegen gingen. Mit aller Glut ihres südlichen Blutes liebte sie den Mann, der jetzt für immer rettungslos verloren sein sollte, und neben ihr stand, in der weißen, frommen Ordenstracht, ein Priester des Gottes der Liebe — der Einzige, der ihn noch retten, noch von dem fürchterlichen Abgrund zurückhalten konnte — und er weigerte sich, die Hand nach ihm auszustrecken.

Der Arzt, der ihre wachsende Verzweiflung sah, und für sie selber vielleicht, wenn sie sich einer zu heftigen Aufregung hingäbe, böse Folgen befürchtete, suchte sie jetzt zu trösten und bat sie, sich zu mäßigen. Die Wunde des jungen Mannes sei allerdings gefährlich, doch Rettung vielleicht noch möglich und nur wenn sie ihn selber zu sehr errege, könne er für Nichts einstehen. Das liebende Auge ließ sich aber nicht durch solche Worte täuschen, in den Zügen lag der Tod und die Trostsprüche, statt sie zu beruhigen, erschütterten sie nur noch mehr und heftiger.

„Nein!" rief sie plötzlich, sich über den Geliebten werfend und seine bleichen Lippen mit ihren Küssen bedeckend, „nicht allein sollst Du in die entsetzliche Nacht ewiger Verdammniß gehen, armer unglücklicher Freund — keinen Menschen auf dieser weiten Welt hast Du mehr, der Theil an Dir nähme — keinen, der eine Thräne auf Dein Grab weint, als mich — und sie sollen nicht sagen, daß ich Dein nur in Glück und Freude gewesen und im Sonnenlicht hätte mit Dir wandeln wollen. Ich hätte Dir entsagen können, ja all' der Seligkeit entsagen, die ich an Deinem Herzen fühlte, wenn ich Dich selber glücklich wußte, oder doch die Möglichkeit noch vor mir sah, daß Dich Gott erleuchten und auf seine Wege führen könne. Aber jetzt ist das vorbei, Du bist allein und verlassen — die ganze Welt hat Dich verstoßen, die Kirche selber stößt Dich zurück und Du sollst nicht — nein, beim ewigen Gott! Du sollst nicht in Verzweiflung sterben. Manuela ist Dein — wie sie es im Leben war, ist sie es im Tode, und bei der geisterbleichen Mondesscheibe, die dort heraufsteigend auf Dich nieder scheint, bei jener geheimnißvollen Welt, die wir nicht zu errathen vermögen, schwör' ich's Dir, daß die Religion, in der Du stirbst, auch die meine, der Gott, den Du glaubst, auch der meine sein soll, und nicht allein sollst Du die Nacht und Qual der Verdammniß tragen, denn Manuela, die Dir im Leben gehörte, verläßt Dich auch nicht im Tode."

Der Arzt stand tief ergriffen von dieser Liebe, die selbst im Stande war jenen Schrecken ewiger Verdammniß zu trotzen, vor denen das reine Herz des holden Kindes bis dahin in ängstlicher Scheu zurückgebebt, der Priester aber schlug in frommem Entsetzen ein Kreuz nach dem andern in der durch solche sündliche Reden entweihten Luft und ergriff endlich sogar die Hand der Jungfrau, die sie ihm aber rasch und entschlossen wieder entriß, sie von dem gefährlichen Ort, der ihr eigenes Seelenheil zu gefährden drohte, hinweg zu ziehen.

Da hob der Verwundete, der mit einem seligen Lächeln auf den Zügen, den leidenschaftlichen Worten der Geliebten gelauscht hatte, bittend die Hand und versuchte sich etwas em=

vor zu richten. Der Arzt wollte ihn daran verhindern und bat ihn, nur so wenig als möglich zu sprechen, da ihm das jedenfalls gefährlich werden würde, der Kranke aber schüttelte wehmüthig freundlich den Kopf und sagte leise:

„Ich muß sprechen, lieber Doktor, denn ich habe nur noch wenig Zeit hier zu verlieren, und will mir selber eine frohe ruhige Sterbestunde bereiten, wie diesem holden Wesen an meiner Seite Trost und Hoffnung in das treue fromme Herz gießen. Ehrwürdiger Vater!" wandte er sich dann mit einer Stimme, die fast ganz ihre alte Kraft und Biegung wieder erhalten, an den Geistlichen — „wollen Sie die Bitte eines Sterbenden erfüllen, der vor seinem Tode zu Ihrer Kirche überzutreten und mit dem Trost zu sterben wünscht, den Ihre heilige Religion ihm verstatten kann?"

„Nein — nein Du sollst es nicht meinetwillen —" rief aber in diesem Augenblick Manuela, deren Antlitz, als sie den Sinn der Worte des Geliebten zuerst errieth, von einer fast überirdischen Freude glühte, auf das aber gleich darauf wieder, von neuen sie bestürmenden Gedanken bedrängt, der alte herbe Schmerz lagerte — „Du sollst nicht in bitt'rem Weh von hinnen scheiden und ein solches Opfer nutzlos gebracht haben. Täusche Dich nicht selber, Dein Gott würde und könnte Dir nicht verzeihen, wenn Du nur solchen Grundes wegen seine Gnade anrufen wolltest. Nein, nein, es ist zu spät, im Herzen bist Du doch Protestant; nur äußere schallende Worte sind es, die Dich mit Deinem Schöpfer nicht versöhnen können und Du willst mich und Dich mit einem falschen gleißnerischen Trost betrügen. Aber fürchte nicht um mich, Geliebter," rief sie mit einer Begeisterung, die ihren Augen einen höhern Glanz verlieh — „ich bringe Dir auch kein Opfer, ich kämpfe nun nicht weiter gegen die Unmöglichkeit an. Ohne Dich wäre mir selbst der Himmel eine Hölle, und Gott müßte mein armes Herz zerreißen, wenn er es, selbst in dem ewigen Leben, von Dir trennen wollte."

Und mit dieser frommen Lästerung auf den Lippen sank sie jetzt laut schluchzend auf Edwards Hand nieder und bedeckte sie mit heißen Thränen.

Der Sterbende hob aber leise ihren Kopf wieder in die Höhe, bis der feuchte Glanz ihres Auges das seine traf, und sagte dann lächelnd, aber mit fester Stimme:

„Höre mich, Manuela, und sage dann selbst, ob Du meine jetzige Handlung ein Opfer nennen kannst, und ob Gott nicht das wohl oft irrende Kind, das sich nach seinem Vaterherzen sehnt, freundlich in seine Arme nehmen werde. — Ich fühle, daß Du elend werden würdest, stürbe ich ohne den Segen Deiner Religion; könnte ich aber zufrieden mit dem Bewußtsein scheiden, Dich, die ich mehr als mein eigenes Leben liebte, also zurückzulassen? — Das aber nicht allein; die Religion, der ein so reines, treues Herz mit solcher Leidenschaft ergeben sein kann, als das Deinige, meine Manuela, muß eine Trost- und Heilbringende sein, und magst Du mich deßhalb tadeln, daß auch meine Seele nach dem Worte ihres Segens dürstet? Gott kennt und sieht mein Herz, meine Manuelita; er weiß, welche ernsten Gründe es zu dem Schritte bewegen, den ich jetzt mit seiner und dieses ehrwürdigen Herrn Hülfe zu thun gedenke; willst Du ihn jetzt noch tadeln, oder glaubst Du, daß mir der Allbarmherzige seine Gnade verweigern würde?"

Es bedurfte nur weniger Trost verheißender Worte des Geistlichen, der mit frommem Eifer die Gelegenheit ergriff, eine Seele, die er schon verloren glaubte, dem ewigen Heile zu retten, das holde Mädchen mit dem Gedanken zu versöhnen, daß der Geliebte aus eigener inniger Ueberzeugung den Weg des Heils betreten habe, und mit jauchzendem, dankendem Herzen sank sie in brünstigem Gebet an seinem Lager nieder.

Sennora Fostero hatte indessen, während die vorbeschriebene Scene in ihrem obern Zimmer statt fand, wohl eine Zeit lang an der Thüre draußen gelauscht, durch ein eigenes Gefühl aber zurückgehalten, ihre Tochter, deren tiefer Schmerz ihr selbst an das sonst eben nicht leicht zu rührende Herz drang, nicht stören mögen und sich deßhalb, gerade als der Geistliche begann, dem Sterbenden seine Fragen und Formeln vorzulegen, leise wieder von der Thüre zurückgezogen.

Auf der Straße war es indessen auch zu lebhaft geworden, sie nicht um die Sicherheit ihres eignen, jetzt fast ganz unbewachten Hauses so spät in der Nacht besorgt zu machen. Sie ging also wieder in die untern Zimmer, sah nach, ob die Hausthüre fest verschlossen und die Läden gut zugeriegelt waren und wollte eben nach der kleinen Hinterpforte sehen, ob ihre Mädchen, die nicht etwa heute Abend in all der Angst und Verwirrung vergessen hätten zu schließen — denn sie hatte Marequita und Juana schon vor einer geraumen Weile auf ihr Zimmer geschickt — als sich die Thüre, die nach dem schmalen, hinter ihrem Hause liegenden Hof hinaus führte, plötzlich und rasch öffnete und die alte Frau vor Schreck und Entsetzen regungs- ja lautlos stehen blieb, als sie dicht vor sich die schreckliche, jetzt außerdem noch so gefürchtete Gestalt des Fremden, der ja Aller Aussage nach ein gräßlicher Pirat sein sollte, und von dessen Opfern eines sogar blutend in ihrem eigenen Hause lag, vor ihr stand.

Tenares, der gefürchtete Pirat der Südsee, sah aber auch wirklich in seinem jetzigen Zustande und gehetzt wie ein Thier des Waldes, schrecklich genug aus, selbst eine minder beherzte Frau, als Sennora Fostero war, um Alles besorgt zu machen, was ihr auf dieser irdischen Welt an Leib oder Eigenthum Schaden leiden konnte. Sein Gesicht war todtenbleich, das lange schwarze Haar hing ihm in dicken nassen Massen über die Schläfe herunter und mischte sich mit dem triefenden Barte; die Augen lagen ihm wie dunkel glühende Kohlen im Kopfe, und auf der Stirn, von der das schwarze, bis dahin deckende Pflaster durch sein langes Tauchen im Wasser abgewaschen war, glühte eine lange, breite, blutrothe Narbe bis tief zwischen die Augen hinein.

Seine Kleider waren total durchnäßt, das Wasser sickerte selbst jetzt noch in schweren Tropfen von ihm herunter — den Hut hatte er natürlich schon in der Fluth verloren und nur die rechte Hand hielt noch krampfhaft und als letzte Vertheidigungswaffe das lange haarscharfe Messer, mit dem er sich schon seines ersten Feindes entledigte.

So verzweifelt seine Lage aber sein mochte, so rasch entschlossen handelte er — eine drohende Bewegung seiner bewaffneten Hand gegen die zitternde Frau kündete dieser die

Gefahr, in der sie, bei dem ersten Schrei nach Hülfe schwebe, dann schloß er rasch die Thüre hinter sich zu, aber nur durch einfaches Umdrehen des Schlüssels, denn er dachte nicht daran, sich hier zu verbarrikadiren, er wollte sich nur vor Ueberraschung schützen, — verriegelte dann ebenfalls die andere Pforte, die nach der Treppe zu führte, horchte einen Augenblick nach dem Lärm auf der Straße und strich sich dann, mit einem aus tiefer Brust geholten Seufzer, die langen nassen Haare aus dem Gesichte.

„So," sagte er jetzt mit einem höhnischen Lächeln, das seine Züge geisterhaft entstellte — „für den Augenblick bin ich gerettet, aber noch nicht ganz — nun tia mia, nicht wahr, ich gefalle Dir so — ja Schatz, die Zeiten haben sich geändert, seit wir uns zum letzten Mal sahen — vor einer Stunde war ich ein Millionär, und jetzt, durch den rasenden Sprung eines Wahnsinnigen, bin ich ein Bettler, aber eine Flasche Wein gibst Du mir doch wohl noch auf Borg, nicht wahr Tantchen? — still!" sagte er ernst, als sie aus der Angst gepreßten Kehle Worte wieder zu finden schien — „still mein Täubchen, ich bin heute Abend nicht zum Spaßen aufgelegt, möchte aber Dir gerade auch nichts zu Leide thun."

Und damit ergriff er eine der auf dem Gesims stehenden vollen Flaschen, schlug mit dem Rücken seines Messers den Hals mit dem Propfen ab und füllte sich eines der auf dem Tische stehenden schon gebrauchten und in der Verwirrung heute Abend noch nicht weggeräumten Gläser bis zum Rand.

„Hm" sagte er, als er es mit einem Zuge geleert und noch einmal füllte — „das thut gut und gibt den Sehnen neue Stärke, aber es that auch Noth, denn wahrhaftig ich glaube, das ganze Nest ist heute Abend auf den Beinen. Doch nun an die Arbeit — tia mia, ich habe eine Bitte an Dich, die Du mir nicht abschlagen darfst — ich ersuche Dich um Deinen Messing-Schlüssel aus der kleinen gelben Kammer zu kommen — Du weißt schon — aber rasch carisima, denn bei Gott, die Verfolger werden meine Fährte nicht kalt werden lassen. Ich bin ihnen zwar hier oben entgangen — die Canaillen hatten mich schon einmal im Lasso, aber ein Schuft, glaub' ich, hat mich bemerkt, als ich in den kleinen Seitengang hier einschlug, und wenn ich nicht irre, hör' ich die Spürhunde auch schon im Nebenhaus. Doch ich habe nichts dagegen, daß sie hier meine Spur finden, Du weißt wohl, amiga mia, aus dem gelben Verstecke kann ich, wenn ich nicht besonders Unglück habe, leicht nach einer Richtung hin entkommen, die sie von hier aus nicht vermuthen, und während sie mich hier im Hause noch glauben müssen, bin ich über alle Berge."

Sennora Fostero, zuerst durch das Erscheinen des Piraten erschreckt und eingeschüchtert, vergaß in diesem Augenblicke aber wirklich ihre ganze Angst nur in dem einen Gefühl des Erstaunens und der Ueberraschung, denn das Geheimniß des Schlüssels war, so viel sie wußte, keinem zweiten lebenden Menschen bekannt als ihr selber. — Wer war dieß räthselhafte Wesen, das mit einer Unbefangenheit gleich seit dem ersten Abend seines Erscheinens hier auftrat, als ob nur er hier zu befehlen hätte, und der jetzt mit dem tiefsten und in der That einzigen Geheimniß, das sie je zu bewahren gewußt, vertraut, von ihr Hülfe verlangte, ihn in seiner Flucht zu unterstützen, als ob sie verpflichtet wäre, ihm die zu leisten und ihn nicht, so wie er nur den Rücken gewandt hätte, an seine Verfolger verrathen könnte — oder wollte er sie ermorden, sobald er den Schlüssel in Händen hatte? — Der Gedanke trieb ihr das Blut eiskalt zum Herzen zurück, und mit ängstlicher Hast sah sie sich nach Hülfe, nach Rettung um.

Der Pirat mochte in ihren verstörten und bleichen Zügen lesen, was in ihrer Seele vorging, er durfte sich aber nicht länger der Gefahr einer Verzögerung aussetzen, denn im nächsten Hause wurden jetzt wirklich Stimmen laut und jeden Augenblick konnten seine Verfolger an die Thüre pochen, die ihnen, wenn Gewalt gebraucht wurde, kein langes Hinderniß gewesen wäre. Er sagte also mit rascher, aber unterdrückter Stimme:

„Sei unbesorgt um Dein Leben, carisima — ich habe andere Mittel, mir Dein Schweigen zu erkaufen — aber die Zeit der Maskeraden ist vorbei — zum Teufel, Beatriz, ich war immer eitel genug gewesen, zu glauben, daß, wenn ich einmal mit einer Frau auf einem so vertrauten Fuße zusammengestanden hätte, wie Mann und Frau doch eigentlich mit einander stehen, auch nicht wieder so leicht von ihr vergessen werden sollte."

„Heilige Mutter Gottes — Lorenzo Fajardo!" stöhnte die Frau mit unterdrückter Stimme, denn der Pirat hob warnend den Finger — und sank von Ueberraschung, aber auch innerem Grauen und Entsetzen bewältigt, in die Kniee nieder.

„Ja, ja," sagte der Mann leise, mit dem Kopfe nickend und vor sich niederstarrend, „das war der Name, den ich einst — und ich glaube fast in glücklichen Tagen geführt — aber das ist vorbei!" rief er, sich rasch und gewaltsam wieder emporrichtend. — „Ja Beatriz, ein wildes, gefahrvolles Leben habe ich geführt, seit mich mein Stern — ich sollte eigentlich sagen mein böser Stern — von dieser Küste führte — bald verfolgend, bald verfolgt — zuletzt überwunden und mit einem einzigen Schlage alles dessen beraubt, was ich mit jahrelangen Todesgefahren und — vielem Blute erkauft — danach entkommen, wieder gefangen und mit den wilden Gedanken im Hirn, die mir oft die Adern zu sprengen drohten, in Manilla gefangen gehalten — wieder entflohen und im Begriff, trotz allen Feinden Alles, Alles wieder mein zu nennen, nun wieder zu Boden geworfen, da hast Du mit wenigen Pinselstrichen meinen ganzen Lebenslauf. — Ich hatte es gut mit Dir im Sinne, wenn mir mein Plan geglückt wäre, aber es hat nicht sein sollen — das Rad des Schicksals dreht unaufhaltsam fort, und ich bin einmal wieder unten, aber der nächste Schwung hebt mich auch wieder auf den Gipfel und noch haben sie den armen Lorenzo Fajardo, den sie hier verachteten und der ihnen als Tenares das Blut aus den Wangen trieb, wenn sie nur seinen Namen hörten, nicht in Händen und — beim Teufel — sie sollen ihn auch nicht bekommen, so lange er noch einen Arm regen und ein Messer führen kann. Aber jetzt, carisima, ist keine Zeit mehr zum Plaudern," unterbrach er sich plötzlich, während er das Messer, das er bis jetzt noch wie in Gedanken bloß gehalten hatte, in die Scheide zurückstieß. „Gib mir den Schlüssel, denn ich höre schon Stimmen auf der Straße — brechen sie herein und sehen die nassen Flecken

hier in der Stube und die Spuren, wo mein Fuß gestanden — Du kannst es doch nicht gut verheimlichen — so sage nur, daß ich hier gewesen und wahrscheinlich aus der Hinterpforte entsprungen sei, den Weg über das Dach kennt kein Anderer, von hier ab bin ich leicht in den Hügeln und vor Morgen Früh habe ich dann, trotz ihren Booten und Signalen, mein schützendes Schiff erreicht. Die Pest über sie, Tenares ist zu zäh, daß ihn eine Bande Polizeidiener halten oder ein paar Boote voll lumpiger Matrosen aus seinem eigenen Elemente, dem Wasser, herausfischen könnten — den Schlüssel, carisima, den Schlüssel!"

Die Frau hatte mit stummem Entsetzen den Sprechenden indeß betrachtet und aus dem wirren Haar und Bart, der jetzt sein Gesicht, das er früher, als sie ihn kannte, glatt getragen, fast ganz bedeckte, fand sie — es war nur zu grausenhafte Wahrheit — in dem gehetzten, blutigen Piraten die Züge des todtgeglaubten Gatten wieder. Seine Gefahr gab ihr aber bald ihre Besinnung zurück und mit raschem Schritte ging sie auf ein kleines Schränkchen zu, das in der einen Ecke des Zimmers stand, öffnete es und nahm aus einem halbversteckten Seitengefach einen kleinen Messing-Schlüssel heraus, eben aber, als sie ihn dem Flüchtling überreichen wollte, schrack sie, von einem neuen Gedanken durchzuckt, zusammen.

„Um Gott, Lorenzo!" rief sie leise und rasch — „Du kannst nicht oben hindurch — in dem Zimmer liegt der von Deiner Hand zum Tod getroffene Offizier und Manuela mit einem Geistlichen und dem Arzte sind bei ihm."

„Diablo!" rief der Pirat, mit dem Fuße in wildem Grimme den Boden stampfend — „aber zum Henker!" knirschte er dann wild trotzig dazu, indem er den Schlüssel aus ihrer Hand riß und fest in seine Rechte ballte, „es sind ihrer nur zwei, die mir im Wege stehen könnten — gute Nacht Beatriz!"

„Um Gottes und des Heilandes willen, vergieß kein Blut mehr in meinem Hause!" schrie aber das Weib jetzt in Todesangst, vor ihm auf die Kniee niederstürzend — „Du hast größeres Unheil angerichtet, als Du ahnest, und der eine von ihnen ist ein Diener des Herrn."

„Sei ruhig, von dem ist außerdem nichts zu fürchten — Dein Schreien wird aber die Leute von der Straße hereinlocken — ha — ich höre Stimmen auf der Treppe" — er öffnete schnell und leise die kleine Thür und horchte hinaus.

„Halt, um der Wunden Christi Willen!" bat die Frau — „Du läufst ihnen gerade entgegen —"

„Bst" flüsterte aber der Pirat, der hier viel zu gut bekannt war, seinen Plan nicht rasch entworfen zu haben — „sie kommen herunter und ich drücke mich indessen hier hinter das dunkle Geländer — öffne die Thüre wieder, wenn Du sie von oben herunter kommen hörst — das helle Licht hier im Zimmer muß sie dann desto mehr blenden — ich werde mich selber schon aus dem Scheine halten — gute Nacht Beatriz, gute Nacht — entkomme ich glücklich, sollst Du noch von mir hören" — und wie eine Schlange glitt die dunkle Gestalt des Mannes zur Thüre hinaus, die sie rasch wieder zudrückte, während von oben herunter schwere und langsame Schritte die Treppe hernieder stiegen.

Die arme Frau that noch in ihrer Angst, wie ihr der Mann geheißen — sie stieß die Thür auf, daß der helle Strahl des Lichts auf die untern Stufen der Treppe fiel, dann aber überwältigte sie die bis jetzt in peinlicher Qual zurückgehaltene Todesangst der letzten Stunde und laut schluchzend sank sie auf den ihr nächsten Stuhl nieder und barg ihr Gesicht in den Händen.

Gleich darauf betraten der Arzt und der Pater das Zimmer — der geistliche Herr ging voran und als er die kummergebeugte und in ihrem Schmerz aufgelöste Gestalt der Frau unfern der Thüre sitzen sah, blieb er neben ihr stehen und die Hand auf ihr Haupt legend, sagte er mit tröstender, fast weicher Stimme:

„Weine, weine, armes gepreßtes Herz, das gibt Linderung und Trost, aber vertraue auf ihn, der Dich den rechten Pfad führet durch Nacht zum Licht und durch Trübsal zur ewigen Erkenntniß. Seine Wege sind wunderbar und Er lenket Alles zum Heile — wo die Faust des Bösen ein verirrtes Lamm zum Tode traf, legte Gott seine Hand auf das Opfer und erleuchtete es mit seiner unendlichen Liebe und Huld. Ihm ist wohl jetzt — eingegangen zum ewigen Frieden und mit seinem Gotte versöhnt, segnet er nun die Hand des Mörders, die ihm den Weg zum Heile öffnete."

Die Frau, deren Thränen zuerst bei den tröstenden Worten, obgleich sie deren Sinn noch nicht begriff, stärker flossen, schaute jetzt wild und verstört zu ihm auf — von wem sprach er? Der Arzt aber, der ebenfalls glaubte, daß sie um den unglücklichen jungen Mann, der ihr einst näher stehen sollte, trauerte, aber vielleicht durch die Nachricht von dem Uebertritt in ihre Religion einigen Trost finden würde, sagte leise:

„Er ist leicht und sanft gestorben, und vor seinem Tode noch zu Ihrem Glauben übergetreten — Ihre Tochter scheint unendlichen Trost darin gefunden zu haben und ist vollkommen gefaßt — beruhigen Sie sich selber, Sennora — es ist ein trauriger Fall, aber wer weiß, ob nicht durch Gottes Hand so noch Alles zum Besten geführt ist — seine Rathschlüsse sind unerforschlich."

Die arme Frau, der jetzt die Erinnerung an das Vergangene kam, barg ihr Antlitz wieder in den Händen und sagte nur leise, aber mit unendlich weicher Stimme:

„Arme, arme Manuela."

Heftiges Pochen an beiden Thüren zugleich unterbrach sie hier, verwirrte Stimmen riefen durcheinander und während der Arzt, der den Ruf: „im Namen des Gesetzes!" von außen hörte, an die Hausthüre trat und sie aufschloß, brach das schwache Schloß der Hinterpforte schon von der andrängenden Menschenmasse, die sich dort Eingang zu verschaffen suchte, ebenfalls zusammen und von beiden Seiten preßte eine Masse Volks heran, den Eingang zu gewinnen. Polizei stationirte sich aber augenblicklich an beiden Thüren und während sie die übrige Schaar aufforderte, das ganze Haus zu umzingeln und genau zu wachen, daß Niemand, wer es auch sei, in Männer- oder Frauenkleidern den Platz verlasse, erlaubte sie nur wenigen Personen den wirklichen Eintritt in das Gebäude. Unter diesen befand sich Don Olinda, zwei der Polizeichefs und mehrere bewaffnete Polizeidiener — Einer von ihnen in den Arm



verwundet, der mit hergenommen war, weil man einen Arzt hier wußte, und dessen Sorge übergeben wurde.

„Sennora!“ sagte Capitain Olinda, als er das Zimmer betreten und einen flüchtigen Blick umhergeworfen hatte, „es ist überaus schmerzlich für mich, Sie mitten in der Nacht auf solche Art zu stören, die dringende Ursache meines Besuchs muß mich aber entschuldigen. Der flüchtige Pirat, den wir suchen und der uns in der Bai entging, soll dieses Haus betreten haben — er ist von zwei Personen bemerkt worden und wir sehen uns deßhalb genöthigt, das Haus von oben bis unten zu durchsuchen; gehen Sie aber ruhig auf Ihr Zimmer, ich stehe Ihnen indessen für die Sicherheit Ihres Eigenthums mit meinem ganzen Vermögen. — Ah Doctor — und wie geht es unserem Kranken — ich hoffe doch nicht — armer Edoardo,“ unterbrach er sich aber rasch und schmerzlich, als er das traurige Kopfschütteln des Arztes sah — „und ist er todt? — ha, bei Gott, das Maaß dieses Verbrechers ist übervoll und es wird Zeit, daß wir ihn zur Rechenschaft ziehen!“

Die alte Dame war indessen aufgestanden und an die Treppenthür getreten — das Herz schlug ihr in ängstlichen Schlägen in der Brust, denn oben hörte sie Stimmen — der tollkühne Mann war noch nicht geflohen und, großer Gott, wenn sie ihn in ihrem eignen Hause ergriffen. Mehr ihrem Gefühle als irgend einem bestimmten Willen folgend, schwankte sie die Treppe hinauf.

„Nun, meine Herren,“ wandte sich jetzt der Capitain des Kriegsschiffs an die Polizeibeamten, die mit entblößten Köpfen neben ihm standen — „sind Sie sicher, daß er das Haus hier nicht verlassen kann, ohne von Ihren Spürhunden gesehen und festgehalten zu werden?“

„Alle Straßen sind dicht besetzt, Sennor,“ erwiederte ihm der Eine von ihnen, „in allen Nachbarhäusern, in allen Höfen stehen meine Leute und Massen von Freiwilligen, die der reiche Lohn herbeigelockt hat, den Sie auf das Einfangen des Verbrechers gesetzt haben. — Wenn er nicht fliegen oder wie eine Katze von Dach zu Dach springen kann, müssen wir ihn bekommen — aber was ist das hier?“

Er zeigte vor sich auf den Boden, wo die nassen Spuren der triefenden Kleider des Flüchtlings noch deutlich sichtbar waren.

„Caramba!“ rief der Capitain rasch — „wir sind auf der Fährte — aber nein — das Wasser geht nach der Treppe zu — es ist aus den Kleidern des Unglücklichen, den sie vor kurzer Zeit hier schwer verwundet und triefend hereintrugen.“

„Aber die Flasche hier,“ sagte der Polizist, der indessen mit forschenden Blicken im Zimmer umhergeschaut hatte und dem natürlich die noch auf dem Tische stehende fast geleerte Flasche mit dem abgeschlagenen Hals, der daneben auf dem Boden lag, auffallen mußte. „Jemand hat sich hier in großer Eile Wein eingeschenkt — es ist viel nebenbei gegossen und in

dem Glase liegt noch eine abgebrochene Scherbe — das sieht verdächtig aus."

„Sie haben recht!" rief Don Olinda, der schnell hinzugetreten war — „dann kann er uns nicht entgehen!"

„Hier sind die nassen Fußspuren eines Mannes!" rief jetzt ein anderer der Polizeidiener, der indessen den Platz genauer untersucht hatte — „der Verwundete konnte aber nicht mehr auftreten und es muß —"

Ein lauter, von oben niedertönender Schrei unterbrach ihn hier.

„Dort ist er!" rief Olinda — „geben Sie den Alarm ums Haus herum und nun zur Hülfe!" und während der Eine der Leute nach der Thüre sprang und hinausschrie aufzupassen, der Flüchtling sei gefunden, flogen die Andern, von Don Olinda, der eine Pistole in der Hand trug, angeführt, in raschen Sätzen die Treppe hinauf und dem Orte zu, von wo die laute Hülfe rufende Stimme Manuela's ihnen entgegen schallte und die Richtung kündete, die sie zu nehmen hatten.

„Ich wünsche ihnen Glück zum Fang," sagte der verwundete Polizeidiener, der, unter den Händen des Arztes, vor Schmerz die Zähne aufeinander biß — „das ist gar kein Mensch, die Bestie, das ist ein Tiger; — bis jetzt, wenn Einer einmal so sicher im Lasso saß, wie ich den darin gesehen habe, glaubt' ich immer, wir hätten ihn, aber er schnitt das zähe Leder durch, wie ich einen Bindfaden durchschneiden würde, und ehe ich ihm nur wieder aus dem Weg springen konnte, hatt' ich meinen Theil weg — ein Bischen weiter rechts und ich wäre fertig gewesen."

6.
Manuela.

Als der Pater mit dem Arzte zusammen die Treppe langsam hernieder stiegen, stand der Flüchtling, mit der blanken Waffe wieder in der Hand, so dicht neben ihnen, daß das weiße Gewand des Priesters ihn wirklich streifte; die geringste Seitenbewegung, die dieser gemacht hätte, müßte ihn mit dem fest an die dunkle Wand gedrängten Körper in Berührung gebracht haben. Der Pirat zitterte aber nicht für seine Sicherheit, denn er wußte, daß ihm in diesem Augenblicke keine größere Gefahr drohe, als worin er schon seit dem ersten Momente seiner Verfolgung geschwebt hatte, ja ein fast teuflisches Lächeln stahl sich über seine dunklen Züge, als ihn der Gedanke durchblitzte, mit welcher unendlichen Ruhe und Unbefangenheit der ehrwürdige Pater dicht am Rand des neben ihm gähnenden Grabes vorbeischritt, denn er war fest entschlossen, Beide unschädlich zu machen, sobald sie seinen Zufluchtsort entdeckten, weil sie, wenn sie ihm folgten, seine Sicherheit auf das höchste gefährden mußten. Der fromme Mann ahnte auch wahrlich nicht, wie sein Leben in diesem Augenblicke an der Bewegung seines Ellbogens hing, er wäre sonst wohl kaum so breit und bequem, in dem vollkommenen Gefühl seiner Sicherheit durch den engen Gang geschritten. Seine Stunde hatte aber noch nicht geschlagen, unbewußt schritt er an der Gefahr vorüber und betrat gleich darauf, von dem Doctor gefolgt, das Gemach.

Es dauerte jedoch noch eine kurze Zeit, ehe sie so weit von der noch immer offenen Thür zurücktraten, daß der Flüchtling es wagen durfte, sich dem untern hellerleuchteten Theile der Treppe anzuvertrauen — endlich verdeckte die breite Gestalt des Priesters den verrätherischen Strahl — noch zögerte er, denn sah sich Einer der Beiden um, oder knarrte die Treppe, so konnte ihn Nichts vor Entdeckung sichern, endlich aber durfte er keine Zeit mehr verlieren, denn sein geübtes und durch die Gefahr nur noch mehr geschärftes Gehör vernahm schon die Stimmen der andringenden Feinde.

„Zum Teufel, die Gefahr mich zu entdecken ist auf ihrer Seite!" murmelte er leise vor sich hin, „und die Folgen über ihre Köpfe!" und damit schwang er sich leicht auf die Stufen der Treppe und stieg vorsichtig, von Niemanden bemerkt, hinan. Oben angekommen, öffnete er leise die Thür, die jene eben verlassen hatten, und trat schnell, sie hinter sich wieder zuziehend, ein. Das Schauspiel, was sich hier ihm bot, bannte ihn aber für einen Augenblick wie festgewurzelt an die Stelle.

Auf einer Matratze am Boden, von einem schneeweißen Tuch überdeckt, das nur an dem obern Ende einen dunkelrothen breiten Blutstreifen zeigte, lag, die blassen stillen Züge von einem Ausdrucke unaussprechlicher Seligkeit erhellt, die Leiche Eduard Wilkinsons — ihr zu Füßen, und auf einem niedern Sessel so aufgestellt, daß das Auge des Sterbenden leicht und voll darauf fallen konnte, stand das eiserne, mit Blumen geschmückte Krucifix, was sonst seinen Platz auf dem kleinen in der Ecke angebrachten Hausaltar gehabt hatte, und an der Seite des Lagers — die kalte Todtenhand, wie sie ihr der Sterbende gelassen, noch in der ihren, kniete, darüber hingebeugt, in tiefem brünstigem Gebete Manuela.

Selbst der Pirat stand erschüttert vor dem heiligen unaussprechlich rührenden Bilde — er warf einen wilden verstörten Blick im Zimmer umher und strich sich mit der linken freien Hand, denn die rechte hielt noch immer fast unbewußt das Messer, die langen nassen Haare aus der Stirne und preßte sie an die Schläfe, als ob er böse, peinigende Gedanken daraus vertreiben wollte.

Da wurden unten die Stimmen laut, das Hinterthor brach ein und er mußte handeln. Bei dem ersten Schritt aber, den er vortrat, hob die Betende, durch den Lärm von außen und das ihr so nahe Geräusch aus ihrer Andacht aufgestört, das schöne, todtenbleiche Antlitz und schaute in die, scheu vor ihr den Boden suchenden Blicke des Mörders. — Aber sie erschrack nicht, — das Furchtbare war geschehen — selbst die vor ihr wie aus dem Boden heraufgewachsene entsetzliche Gestalt mit der blanken Waffe in der Hand konnte sie nicht mehr ängstigen und sie begriff in dem Augenblicke kaum das wirklich Wesentliche der Erscheinung.

Tenares stand einen Moment wie unschlüssig — der stiere, fast bewußtlose Blick der Unglücklichen schnitt ihm mit einem lange nicht gekannten Gefühle des Vorwurfs durch die Seele — er mußte aber auch gerade diesen Moment ihrer ersten Ueberraschung benutzen, denn dicht an ihr vorbei lag sein Weg zu der Thür, die ihm die Bahn zur Freiheit öffnen sollte.

Kaum hatte er jedoch den ersten Schritt auf sie zugethan, als die Jungfrau die Hand gegen ihn ausstreckte und mit leiser, aber fester Stimme sagte:

„Zurück, Mörder, zurück von der heiligen Stätte — scheuest Du Dich nicht selbst, mit noch blutigen Händen so vor Dein Opfer zu treten? oder bist Du noch nicht gesättigt? — hier stoß zu, ich fürchte Deinen Stahl nicht — Du hast Dein Schlimmstes gethan!"

„Eher sollte diese Hand verdorren, Manuela!" sagte der Pirat erschüttert; „nein, fürchte nichts, Mädchen — Du auf der weiten Welt bist die Letzte, der ich auch nur ein Haar verletzen möchte — ich fürchte auch, ich habe Dir diese Nacht einen schlimmen Dienst geleistet, Kind — aber der Tollkopf zwang mich dazu — ich hatte ihm nie etwas zu Leide gethan, hätte Dich und ihn gern — doch die Zeit vergeht, laß mich vorbei dort, Manuelita, ich thue Dir kein Leides."

„Zurück, Mörder!" rief aber das Mädchen, das in steigender Verwunderung die Worte des Entsetzlichen wohl vernahm, aber kaum zu verstehen schien und nur jetzt, als er gegen die Leiche vorschritt, ihre ganze Geistesgegenwart wieder gewonnen, zugleich aber auch die Stimmen im untern Hause hörte und nun zu begreifen anfing, was ihn eigentlich hierher geführt — „zurück von der Leiche dessen, den Du erschlagen. Ha, hörst Du, die Rächer des ewigen Gerichtes nahen und wehe — wehe dem Schuldigen!"

„Sei vernünftig, Manuela!" rief der Pirat, rasch auf sie zutretend, sie zu beruhigen — „Du weißt nicht, was Du thust — ich bin —"

„Zu Hülfe — Mörder!" schrie aber die zur Verzweiflung Getriebene mit aller Anstrengung ihrer Stimme — sie ahnte eine Gefahr, aber sie wußte ihr keine Worte zu geben. Doch Tenares hatte keine Zeit mehr zu Erklärungen.

„Thörin!" rief er und schleuderte sie, ihren Arm mit Riesenkraft ergreifend, aus dem Weg, „so thue Dein Schlimmstes und trage nachher die Gewissensbisse, wenn Du die Wahrheit erfährst."

Und mit flüchtigem Sprunge erreichte er die geheime, ihm wohlbekannte, ja von ihm selber, geschmuggelte Waare zu verbergen, angelegte Thüre — im Nu war sie geöffnet, und während Manuela, der dieser Ausgang selber unbekannt geblieben, vor Staunen sprachlos da stand — war er verschwunden.

Jetzt aber hörte sie das Geräusch der die Treppe herauf stürmenden Männer, und ihr erneuter Hülfeschrei trieb sie zu wilderer Eile an. In diesem Augenblicke wurde die Thüre aufgerissen und mit verstörten, fast geisterhaft bleichen und erregten Zügen stürzte ihre Mutter in das Zimmer.

„Hülfe!" rief das geängstigte Mädchen aufs Neue, als sie die Mutter sah — „Hülfe Mutter — der Mörder ist —"

„Dein Vater, Unglückliche!" stöhnte die Frau und barg ihr Gesicht in den Händen.

Manuela stand durch das Donnerwort wie zu Eis erstarrt — ihre glanzlosen Augen hafteten stier auf der Gestalt, die ihr das Entsetzliche verkündete, die Arme hielt sie noch wie abwehrend von sich gestreckt; wie aber Don Olinda auf der Schwelle erschien und mit vorgehaltener Pistole in das Zimmer sprang, warf sie die Arme in die Höhe, lachte grell auf und schlug besinnungslos zu Boden.

Im Nu füllte sich das Zimmer mit Bewaffneten, aber obgleich jeder Winkel durchstöbert, jedes Fenster untersucht wurde, war keine Spur von dem Flüchtigen zu entdecken.

War er denn auch wirklich hier im Zimmer gewesen? — Die Fenster führten auf die Straße hinaus, die von Menschen erfüllt stand — die zweite Thüre war von innen verschlossen und kein anderer Ausgang, kein Versteck im ganzen Raume. Olinda sah sich verzweifelnd nach Manuela um — sie war die einzige, die Aufschluß geben konnte, und gerade sie lag besinnungslos in den Armen ihrer, jetzt sorgend über sie hingebeugten Mutter.

„Pest!" rief der Capitain leise, und mit dem Fuße stampfend — „daß die Weiber immer um jede Kleinigkeit und gewöhnlich stets zur Unzeit ohnmächtig werden — armer Edoardo — und solltest Du ungerächt in Deinem blutigen Grabe liegen? — nein, noch geb' ich die Hoffnung nicht auf, denn in die Erde kann er nicht verschwinden — doch hier ist nichts weiter zu thun!" und auf seinen Wink folgten ihm die Uebrigen still und geräuschlos aus dem Zimmer der Trauer, in den andern Räumen ihre Nachforschungen fortzusetzen.

7.

Schluß.

Das ganze Haus war umstellt, jede Straße besetzt und in der That jetzt schon ziemlich die ganze Stadt auf den Beinen, denn wen nicht Neugierde aus dem Bette getrieben hatte, den jagte die Furcht heraus. Das Gerücht von dem wieder erschienenen und verfolgten Piraten drang nämlich nicht allein, ehe eine Stunde verging, in die entferntesten Theile der Stadt, sondern wuchs auch natürlich mit jeder Straße breit, wie die rollende Flocke Schnee, zu einem Riesenballe an. Nicht ein Pirat war es mehr, der flüchtig und verfolgt, wie ein Wolf gehetzt, seinen Richtern zu entgehen suchte, nein, eine Piratenflotte war die Nacht in der Bai geankert und ihre Horden plünderten und sengten schon in der Stadt und schleppten Weiber und Kinder in Gefangenschaft.

Daß zu gleicher Zeit fünf oder sechs Kriegsschiffe in der Bai lagen und ein solcher Ueberfall überhaupt unmöglich war, fiel ihnen gar nicht ein — in solchen Augenblicken und von Furcht und Ueberraschung unterstützt, ist nichts so unwahrscheinlich, was nicht seinen Glauben fände.

„Sie haben ihn — sie haben ihn!" tönte es jetzt von jeder Lippe — „er ist in das Haus geflüchtet und kann nicht mehr heraus," verkündete Einer mit jubelnder Lippe dem Andern, als ob es ein fröhliches Spiel und nicht ein Menschenleben gälte — „da oben in der Stube ist er — da wo die Schatten hin und her gehen. — Er hat alle Frauen im Hause ermordet!" rief ein Anderer — „Jesus Maria, wie sie um Hülfe schrieen — das ist ein blutiger Tiger, caramba, ich ritte 100 Meilen, ihn hängen zu sehen."

Flüche und Witzworte tönten aus der Menge heraus, die nach dem Blute ihres Opfers dürstete und in demselben Momente glitt dieses über ihren Köpfen hin, in einer tiefen Wasserrinne fort, die von einem Hause zum andern führte. Gerade über dem schmalen Durchgang hin, der die beiden Gebäude von einander trennte, drängte sich der Pirat in der Rinne hin und, durch die Dunkelheit begünstigt, aus derselben

zwischen zwei schräg gegen einander niederlaufende Dächer hinein, die ihn wieder auf andere Häuser führten, und kam so, zwar langsam, aber mit unendlicher Umsicht auch den geringsten Vortheil benutzend, zu der steilen Lehmbank, die an dieser Seite in zahlreichen, ebenfalls wieder überbauten, theilweise aber auch noch freiliegenden Terassen die eigentliche Hafenstadt einschließt und nach außen zu in kahlen, von einzelnen tiefen Ravinen durchschnittenen, selbst jetzt noch unbebauten Hügelrücken auslief.

Sobald er diese erreichte, fühlte sich der in den letzten Stunden wie ein umstellter Wolf gehetzte Pirat, frei — die erste solche Ravine, die er gewann, kroch er ein Stück hinauf und dann zu den Hügeln emporkletternd, konnte er von dort das ganze ihn umliegende Terrain — die Bai zu seinen Füßen und rechts unten in Dunkel gehüllt die noch immer von Lichtern rasch durchzogene Stadt erkennen. Sogar der Laut dumpfer Stimmen drang dann und wann an sein Ohr, seine Verfolger waren noch thätig, aber die Beute längst ihren Händen entgangen. Einen Moment horchte er wohl dort hinüber, aber während ein Strahl wilder Freude sein Gesicht durchblitzte, wandte er sich jetzt rasch der Bai zu, denn noch war er lange nicht in Sicherheit und dort drüben im Osten glaubte er schon die ersten Anzeigen des dämmernden Morgens zu entdecken.

Seine Richtung lag jetzt noch eine kurze Strecke, vielleicht eine halbe Meile oder etwas mehr, an den Hügeln entlang, in deren dunklen Schatten er jeder Entdeckung lachen konnte. Weiter oben lief das Ufer wieder an einer niedern Felsenspitze etwas weiter in die Bai hinein, und wenn er dort zu Wasser ging, hatte er kaum mehr als eine halbe englische Meile zu schwimmen. Das Licht glänzte noch von der Gaffel des Albatroß, ihm ein treuer Stern — dort war Freiheit — Sicherheit für ihn — dort konnte er über seine Rachepläne brüten, denn in ihm stürmte und tobte es von kaum niedergehaltenen Empfindungen, und erst einmal an Bord, wußte er recht gut, daß er keine Entdeckung mehr zu fürchten hatte, selbst wenn das Fahrzeug, was aber nicht wahrscheinlich war, bis in die kleinsten Räume hinab durchsucht würde.

Allerdings hatte ihn nicht allein die Flucht und bisherige Anstrengung der Nacht, sondern auch die furchtbare Aufregung, in der er fortwährend gehalten worden, ermüdet, diese kurze Distance konnte er aber leicht noch schwimmend zurücklegen, da sogar mehrere Schiffe zwischen dem Ufer und dem Schuner lagen, die er passiren mußte und auf deren Ankerketten er, wenn er es ja für nöthig finden sollte, einen Augenblick ausruhen konnte. Von diesen Fahrzeugen brauchte er außerdem nichts zu befürchten, es waren lauter Kauffartheischiffe, die erstens wohl kaum mit dem bekannt sein konnten, was am Lande vorgegangen, und ihre Boote auch stets in so regelmäßiger Unordnung haben, daß an ein schnelles in Seelassen derselben nicht zu denken ist — hätten sie sich wirklich die Mühe geben wollen.

Die ziemlich hochgestiegene Mondsichel beleuchtete indessen die stille lautlose Bai fast mehr als ihm lieb war, und die gegen Morgen stark austretende Ebbe warnte ihn ebenfalls vor einer andern, ihm aber vollkommen gut bekannten Gefahr, durch die Strömung nicht an dem Fahrzeuge, das er erreichen wollte, vorbeigetrieben zu werden, ehe er weit genug geschwommen war, dessen Ankerkette oder ein ihm zugeworfenes Tau zu erreichen — denn er wußte recht gut, daß an Bord des Albatroß, wo man jedenfalls von der Bewegung in der Stadt gehört haben mußte, Wachen ausstanden, sein Boot zu erwarten. Er durfte deßhalb auch nicht zu weit am Ufer hinunter gehen und legte sich nun, als er den besten Punkt für sich zum Abschwimmen erreicht zu haben glaubte, in den Schatten eines hohen Felsblocks nieder, noch wenige Minuten auszuruhen und auch erst vollkommen überzeugt zu sein, daß Alles sicher wäre.

Boote waren, so weit sein Auge in dem Dämmerlicht reichten, nirgends zu sehen — nirgends ließ sich auch der leichteste Schlag der Ruder auf dem Wasser hören — all die kleinen Fahrzeuge schienen sich heute Nacht nach dem Lande gezogen zu haben, Theil an dem „Vergnügen der Jagd" zu nehmen, oder wenigstens ihre Neugierde zu befriedigen, und von dieser Seite glaubte er Nichts befürchten zu dürfen. Es war aber auch Zeit aufzubrechen, denn der Streifen im Osten wurde immer deutlicher — es ließ sich nicht mehr verkennen, der Tag brach an, und er wußte, daß mit Tagesdämmern die Leute der im Hafen liegenden Kauffartheischiffe gewöhnlich geweckt wurden. Er richtete sich empor, nach dem Uferrande niederzusteigen, als sein scharfes Ohr ein leichtes Geräusch am Wasser entdeckte, als ob Ruder vorsichtig aus der Fluth gehoben und wieder eingelassen würden — es kam näher, und zwei Minuten später glitt, dicht am Lande hin, ein kleines Boot um die Landspitze, sich immer dicht am Ufer haltend, und gerade auf die Stelle zu, wo er sich befand.

Sein Herz schlug mit ungestümem freudigen Pochen — das war Hülfe in der Noth, sicherlich hatte der Albatroß sein kleines Boot ausgesandt, ihn aufzusuchen, wenn das irgend möglich wäre. Aber vorsichtig mußte er auch zu Werke gehen, daß er sich nicht etwa einem Feinde verriethe. Es saßen nur drei Personen im Boot — zwei zum Rudern und Einer zum Steuern — die Umrisse ihrer Gestalten ließen sich aber nicht genau unterscheiden; waren sie jedoch vom Albatroß, so mußten sie auch das Zeichen kennen, das sie mit einander verabredet hatten, und als sich das Boot ihm gerade gegenüber befand, that er einen leisen Pfiff oder Schrei, wie ihn die am Lande ruhenden Möven manchmal Nachts ausstoßen.

Die Hand des Steuernden hemmte im Nu die Ruder seiner Leute und vorsichtig wurde das Pfeifen, ziemlich in derselben Art, aber doch nicht ganz genau so beantwortet.

Tenares biß, in getäuschter Erwartung, die Zähne fest aufeinander und seine Hand suchte fast unwillkürlich das Heft des Messers — das war die verabredete Antwort nicht, wenn sie ihr auch, vielleicht zufällig, ähnlich kam; sein Ohr ließ sich aber durch solch plumpe List nicht täuschen und er hielt sich regungslos gegen den Stein gedrückt, an dem er lehnte.

Eine Zeitlang war Alles ruhig unten — das Boot lag kaum dreißig Schritte von ihm entfernt und hätte er sich aufgerichtet, so würden sie ihn im Augenblicke von unten aus gesehen haben, so aber verbarg ihn der Schatten des Steines vollkommen ihren Blicken.

„Jack —" sagte eine etwas jugendliche Stimme plötzlich

auf englisch, aber noch mit vorsichtig gedämpften Lauten — „habt Ihr nicht eben das Pfeifen hier irgendwo am Ufer gehört? — es mußte ganz nah sein."

Einer der Leute, eine rauhe tiefe Stimme frug als Antwort seinen Kameraden:

„Hast Du was gehört, Bill? — ne, ich auch nicht — wie klangs denn?"

„Wie der Schrei einer Seemöve etwa, aber nur leiser."

„So wirds auch wohl so 'was gewesen sein," brummte der Andere — „damn it, das ist ein langweilig Vergnügen hier an dem verwünschten Ufer die ganze Nacht 'rauf und 'runter zu fahren und aufzupassen, daß kein Boot landet oder abgeht — und keinen Tropfen Grog dabei an Bord!"

Das Boot war, indessen die Leute auf den Rudern lagen, schon wieder etwas durch die stark ausgehende Ebbe zurückgetrieben; die Matrosen ließen die fest umwickelten Ruder jetzt zwar wieder ins Wasser, aber es dauerte wohl eine Minute, bis sie das Boot vorwärts und zu der Stelle zurückbrachten, wo es, als das Zeichen gegeben wurde, gelegen hatte. Der junge Mann im Hintertheile des Boots richtete sich jetzt in die Höhe und betrachtete forschend das vom Mondenlichte matt übergossene Ufer, ohne daß seine Leute jedoch zu rudern aufhörten.

„Verwünscht, daß ich kein Nachtglas bei mir habe!" sagte er endlich, als er sich wieder an seinen Platz zurückfallen ließ, „da soll der Henker erkennen können, was am Lande vorgeht."

Das Boot verließ langsam den Platz und hielt sich, immer am Ufer hin, mehr der Stadt zu; dem was er gehört aber nach, wußte Tenares, daß es, sobald es irgend einen bestimmten Ort erreicht haben würde, wieder hierher zurück, und dann zwar mit der Strömung kommen würde, und kaum daß er sich aus dem Gesichtskreise seiner selbst hier postirten Feinde wußte, glitt er das Ufer hinab und in das Wasser — fest entschlossen, jetzt gerade nach dem Albatroß hinüber zu halten.

Es war dieß dasselbe Boot gewesen, mit dem der Pirat schon an dem nämlichen Abende durch Edward Wilkinson so hart bedrängt gewesen, und Don Olinda hatte einen jungen Midshipman, da ihm ein dort liegendes englisches Kriegsschiff seine Boote für die Nacht ebenfalls zur Verfügung gestellt, hineingethan, an dieser Küste Wacht zu halten, falls ein Boot dort für den Piraten anlegen oder dieser vielleicht glücklich aus der Stadt mit einem andern, möglicher Weise irgendwo für ihn bereit liegenden Kahn entkommen sollte.

Da es übrigens sehr unwahrscheinlich schien, daß er nach der Rhede hinaus einen solchen Fluchtversuch machen sollte, hatte es Don Olinda für vollkommen hinreichend gehalten, diesen Posten einem jungen Midshipman, eigentlich noch einem Knaben, anzuvertrauen. Zur Vorsorge trug er aber mehrere Leuchtkugeln zu Signalen, mit einer brennenden Lunte im Boot, und bei dem mindesten Verdächtigen hatte er strenge Ordre, das Alarmzeichen zu geben, wo ihm von den in der Bai zerstreuten Kriegsschiffen noch überall bereit gehaltene Boote zu Hülfe kommen sollten.

Dicht am Ufer verdeckten die dort liegenden Felsblöcke den Pirat jedem Auge, was von der Wasserseite hätte nach ihm ausschauen können — leise und geräuschlos glitt er in die Fluth und langsam, aber mit starken, regelmäßigen Bewegungen ausstreichend, ließ er das Land bald hinter sich, und erreichte schon jenen Theil der Bai, wo die hie und da hindurch gestreuten Schiffe das Licht auf der Oberfläche des Wassers überall brachen und eine Entdeckung um so weniger fürchten ließen. Die Strömung der ausgehenden Ebbe war aber so stark, daß der Schwimmende alle seine Kräfte aufbieten mußte, nicht zu weit mit hinausgenommen zu werden, und als er das erste Schiff — einen englischen dort vor Anker liegenden Kauffahrer, erreichte, war er froh, an dessen Ankerkette einige Minuten ruhen zu können, neue Kräfte zu sammeln. Dieß Schiff lag etwa dreihundert Schritte vom Ufer ab — noch zweimal die Entfernung brachte ihn an Bord des Albatroß.

Um seine Arme ausruhen zu können, hatte er das rechte Bein um die straff niederführende Kette geschlagen und stemmte mit der linken Fußspitze in einem der Kettenglieder — er vermochte so seiner Brust vollkommen freies Athmen zu verschaffen. Als er sich jedoch einmal etwas höher aufrichtete, glitt ihm, auf dem schlüpfrigen runden Kettengliede, der linke Fuß ab und wenn er sich auch rasch mit beiden Händen festhielt, konnte er doch ein schwaches Plätschern im Wasser und ein leichtes Erschüttern der Kette nicht vermeiden. Er ließ sich deßhalb rasch so weit als möglich wieder in's Wasser gleiten und horchte nur erst einen Moment nach oben, ob noch Niemand an Bord wach sei — seinen Weg dann rasch fortzusetzen.

Oben über die Bank des Schiffes schaute ein Kopf heraus und auf das Wasser nieder — es war der Bootsmann des Schiffes, der, gerade aus seiner Coje kommend und noch den Schlaf halb in den Augen, eben einmal nach Zeit und Wetter schaute und sich wieder langsam, dabei gähnend und die Arme dehnend zurückwandte, die übrige Mannschaft ebenfalls zu wecken, denn es wurde Tag.

Im besten Gähnen hörte er das Geräusch im Wasser, und den linken Ellbogen noch aufgehoben und die halbgeballte Hand nach dem Ohre zurückgehalten, während er den rechten Arm zu voller Länge von sich ausgestreckt hielt, hörte er rasch zu gähnen auf und drehte, in derselben Stellung noch einen Moment bleibend, den Kopf nach vorn zu. — Es war Alles wieder ruhig — er schaute durch die Gallion nieder, der Mond stand aber im Nord=Osten und da der Staarbord=Anker niedergelassen war, konnte er von dort nichts erkennen.

„Hm" murmelte er, sich wieder abwendend, in den Bart — „wenn das ein Fisch war, so muß er recht derb gegen die Kette angerannt sein — das Schiff schütterte ordentlich — ah? —"

Der neue Ausruf galt einem frischen Geräusche, das er hörte — der Schwimmende unten, der Niemanden auf Deck vernommen hatte und sich durch die Dunkelheit des Platzes gegen jede Entdeckung gesichert wußte, drängte sich eben langsam um den Bug des Schiffes herum nach der Backbordseite zu — denn das Fahrzeug lag natürlich, gegen die Strömung der Ebbe an, mit dem Bug nach Süden, gerade der Stadt zugedreht.

Der Mann oben blieb eine Weile ruhig über Bord gelehnt stehen, und da er nichts weiter hörte, wollte er zum zweiten Male zurücktreten, als er den dunklen Schatten des Schwimmenden unten auf dem hellern Wasser erkannte, der jetzt mit langsamem, aber scharfem Ausstreichen vom Schiffe abzukommen suchte. Der Bootsmann glaubte im ersten Augenblicke — denn er hatte keine Ahnung von dem, was am Lande vorgegangen war — daß es einer von seinen eigenen Matrosen sei, der entlaufen wollte, und rief schnell:

„Hallo Bill — where the devil are you going? — heh — Mann da — wo soll die Reise hingehen? hallo da unten!"

Er bekam aber keine Antwort und der Schwimmende schien Eile zu haben.

„Damn it" brummte da der Bootsmann vor sich hin — „von unseren Leuten kann's doch keiner sein — vielleicht Einer, der die Nacht heimlich am Lande gewesen ist — meinetwegen, was geht's mich an."

„Hallo, the ship!" schrie es in diesem Augenblicke in seemännischer Weise vom Lande herüber.

„Hallo?" sagte der Bootsmann, nach dort hinüberschauend und sich nicht weiter mehr um den Schwimmenden bekümmernd — „was ist da wieder los? — was für ein Schiff?" schrie er dann als Antwort hinüber.

„Was war das, was Ihr da anrieft?" tönte es wieder, und ein kleines Boot kam vom Lande ab mit raschen Ruderschlägen nach ihm zu — er konnte den hellen Körper des Boots deutlich erkennen.

„Weiß nicht!" rief der Bootsmann zurück — „ein Mann im Wasser glaub' ich."

„Ein schwimmender Mann?" rief die Stimme rasch und eifrig zurück, um sich von der Wahrheit des Gehörten wohl erst zu überzeugen.

„Ay, ay!" rief der Bootsmann und brummte dabei vor sich hin: „Kann auch wohl ein Hund gewesen sein. Hallo," setzte er dann aber erstaunt hinzu, als fast in demselben Augenblicke auch ein Pistolenschuß in dem kleinen Boote abgefeuert wurde und drei Leuchtkugeln rasch hintereinander emporstiegen. „Donnerwetter, die haben's eilig — was muß denn der ausgefressen haben?"

Der Bootsmann blieb, während das Boot so rasch es die elastischen Ruder vorwärts jagen konnten, herbeischoß, oben auf der Bank stehen, und der wachthaltende Matrose, der bis dahin sehr bequem neben der Cambuse gelegen und seine Wacht abgeschlafen hatte, wachte durch den Lärm ebenfalls auf und kam zum Bootsmann heran.

„Hallo, the ship!" rief jetzt noch einmal die feine, aber deßhalb so viel klarer und deutlicher klingende Stimme des jungen Midshipman, als das Boot nach dem Bug des Engländers vorschoß — „wohinaus ist der Mann geschwommen?"

„Gerade auf den Morgenstern zu," lautete die genaue Antwort des Bootsmanns, der einen flüchtigen Blick nach der angedeuteten Gegend warf.

„Dank Euch!" rief's aus dem Boote heraus, und dieses folgte der angegebenen Richtung, während es noch eine vierte Leuchtkugel, den Fleck anzuzeigen, wo es sich befand, aufsteigen ließ.

Der flüchtige Pirat wußte, was ihm bevorstand — von den Leuten des Kauffartheischiffs hatte er wenig befürchtet — er kannte die Gleichgültigkeit derselben gegen Alles, was mit ihrem eigenen Schiffe in keiner direkten Berührung stand, sobald er aber den Anruf vom Lande ab hörte, der nur zu deutlich selbst bis zu *seinen* Ohren drang, da fühlte er, daß der entscheidende Augenblick nahe, und bei dem Schusse und den rasch folgenden Leuchtkugeln hielt er selbst mit Schwimmen ein.

Oh wie nahe lag das rettende Fahrzeug, und sollte er jetzt, wo er sein Ziel fast erreicht — wo er allen, selbst seinen grämsten und gefährlichsten Feinden glücklich entgangen war, durch die Hand eines Knaben, ja noch fast eines Kindes zurückgetrieben werden? —

Vielleicht galt das Zeichen aber den am Ufer liegenden Booten und bis die zur Hülfe kamen, konnte er lange in Sicherheit sein — der Wachsamkeit des *einen* Feindes hoffte er schon zu entgehen, war er ja doch in dieser Nacht schon aus der dicht gedrängten Masse seiner Verfolger entkommen.

Er strich wieder von neuem aus, aber noch keine Bootslänge geschwommen, erkannte er nicht nur das Nutzlose, nein, das Gefährliche weitern Beharrens. Zwischen den Schiffen wurde es lebendig und er konnte deutlich den Schall rasch geführter Ruder unterscheiden.

Seine einzige Rettung lag darin, wieder zum Land zurückzukehren und sich mehr der Strömung überlassend, mußte die ihn schon selber aus dem Bereiche seiner jedenfalls in dieser Gegend suchenden Feinde bringen. Als er sich aber umwandte, sah er das kleine Boot seiner Verfolger gerade auf sich zukommen. Diese hatten ihn übrigens noch nicht gesehen und darauf hoffend, tauchte er und ließ sie in der That über seinem Kopfe hinschießen; wie er wieder an die Oberfläche kam, war das Boot schon wenigstens eine Schiffslänge an ihm vorbei, und da der Steuernde sorgfältig nach vorn schaute, durfte er hoffen, unbemerkt zu entkommen. Einmal wieder am Lande, glaubte er sich bis zur nächsten Nacht versteckt halten zu können und dann von der äußersten Einfahrt der Bai mit der Fluth und bei vollkommener Dunkelheit mußte er den Albatroß mit Leichtigkeit erreichen.

Doch für ihn gab es kein morgen mehr. Einer der Matrosen, die mit dem Rücken nach vorn im Boote sitzen, hatte auf einen Augenblick den dunklen Punkt, den sein Kopf im Wasser bildete, bemerkt, und sein rascher Ruf hemmte die Ruder. Im nächsten Moment drückte sie die Fluth zurück und das kleine Boot lag still auf dem Wasser.

„Habt Ihr ihn gesehen?" frug der Midshipman, rasch den Bug des Bootes zugleich der von dem Matrosen angedeuteten Richtung zukehrend.

„Dorthinten sah ich einen dunklen Fleck wie einen Kopf," sagte der Mann, sich jetzt, da das Boot gewandt war, danach umkehrend — „es kann aber auch eine Ankerboye gewesen sein."

„Wir müssen sie dann jedenfalls erst in Augenschein nehmen!" rief der junge Bursch, von der Wichtigkeit seiner gegenwärtigen Stellung, da er das Zeichen für sämmtliche Boote

geben konnte, nicht wenig erfüllt — „hier in der Nähe muß er überhaupt sein, von dort drüben kommen dabei schon die andern Boote, während die vom Lande mit der Strömung förmlich herunter fliegen können. — Wacker, meine Burschen — legt Euch in Euere Ruder." Und die Männer, von der Jagd jetzt selbst erregt und überdieß noch von dem Gedanken angespornt, ihren jungen Lieutenant zu rächen, legten sich mit solchem guten Willen in die elastischen Riemen, daß die kleine Jölle wie ein Pfeil dahinschoß.

„Hier war's!" rief plötzlich der Matrose, indem er in's Wasser nieder schaute — „hier liegt aber nirgends eine Boye — damn it, am Ende ist er's doch gewesen."

„Dort kommt er wieder heraus!" schrie in diesem Augenblicke der junge Cadet und sprang in vollem Eifer auf seinen Sitz, die Oberfläche des Wassers besser übersehen zu können — „by George boys, dort schwimmt er — greift aus für Euer Leben, wir kriegen ihn!"

„Gebt den andern Booten lieber ein neues Zeichen, Sir," ermahnte ihn aber hier der eine Matrose, ein alter Bursche, der nicht so in Eifer wie der junge Midshipman, lieber sicher gehen wollte — „es ist ein verdammt schlauer und wilder Gesell und jetzt bis zum äußersten gehetzt."

Der junge Mann hätte die Ehre des Fanges lieber allein gehabt, aber er wagte auch nicht, diesen vernünftigen Vorschlag zu verwerfen. Gleich darauf zischte der helle Strahl in die Höhe und entlud sich oben in blitzenden leuchtenden Kugeln, den sämmtlichen Booten eine neue Richtung gebend. Als sie aber wieder nach dem Schwimmenden umschauten, war er verschwunden, und eine kurze Zeit auf den Rudern liegend, sahen sie ihn, in etwas anderer Richtung, doch jetzt weit näher als sie vermuthet, dem Lande zu, wieder zum Vorschein kommen.

„Erreicht er festen Boden," sagte der eine Matrose, als sie die Riemen frisch einlegten, „so ist er fort."

„Und das soll er nicht, wenn **wir** ihn daran verhindern können!" rief der Midshipman — „dort kommen auch schon Boote zu Hülfe — wir müssen zwischen ihn und das Land hinein."

Tenares war ein vortrefflicher Schwimmer und seine Muskeln schienen von Stahl zu sein, so unermüdet hatte er all den ungeheuren Strapatzen dieser Nacht Trotz geboten, jetzt fing er es aber doch auch an zu fühlen, wie ihn die zum Aeußersten in solchem langen Zeitraume angespannten Kräfte verlassen wollten. Er konnte besonders das Tauchen, in dem er Meister war, nicht mehr so lange aushalten, und würde er selbst am Lande seinen jetzt wieder in solcher Zahl seiner Spur folgenden Gegnern haben entgehen können, wo der dämmernde Morgen schon mehr und mehr durch die Wolken brach und die Bai mit seinem schwachen aber rasch wachsenden Lichte erfüllte?

Sie waren kaum noch fünfzig Schritte vom Lande entfernt, aber durch die Strömung indessen fast der Ausfahrt des Hafens zugetrieben, als er das kleine Boot, was noch immer das erste seiner Verfolger war, rasch wieder heranschießen sah. Konnte er dieß unschädlich machen, war Rettung doch vielleicht noch möglich, denn die Hoffnung verläßt ja das arme Menschenherz erst mit dem Leben.

Wieder verschwand er unter der Fluth — das Boot wollte sich aber dießmal nicht aufhalten, da sein wieder Emporkommen zu erwarten, sondern suchte nun so rasch als möglich die Küste zu erreichen, den Flüchtling dort vom Lande abzuhalten, bis eines der Boote von den Kriegsschiffen, die in rasender Schnelle heraneilten, ihm zu Hülfe käme. Plötzlich griff die eiserne Hand des Piraten das eben in's Wasser gelassene Starbord-Ruder und schnellte es, da es in keiner eisernen Dolle, sondern nur in einer in den Bootrand eingelassenen Oeffnung lag, mit einem Ruck aus den Händen des erstaunten und darauf gar nicht gefaßten Seemannes.

Natürlich fuhr der Bug des Bootes dadurch, daß es auf der einen Seite gehalten und auf der andern zugleich mit der nämlichen Kraft wie früher, fortgetrieben wurde, rasch herum — das Hintertheil des Bootes flog im Nu dem Lande zu und das bleiche Gesicht des Räubers mit der furchtbar rothen Narbe und den blitzenden Augen tauchte in demselben Moment und eigentlich unbewußt, da er noch beschäftigt war, das erbeutete Ruder von sich zu stoßen und das Boot dadurch zurückzuhalten, auf. Der junge Midshipman aber, der den fast unwillkürlichen Schrei des Matrosen gehört und im ersten Augenblicke wirklich geglaubt hatte, der Pirat wolle einen verzweifelten Angriff auf ihr Boot machen, griff rasch nach den neben ihm liegenden Pistolen und drückte sie auch, fast ohne zu zielen, nur im jähen Schreck und seine Geistesgegenwart verlierend, rasch auf das wilde, nach ihm hinüberstarrende Haupt ab.

„Er ist hier — er ist hier!" schrie er dann, seine Mütze schwenkend und die andern Pistolen ergreifend, dem nächsten, kaum noch hundert Schritte entfernten Boote zu — „rasch — rasch, er entkommt sonst — wir können nicht mehr weiter!"

Der Pirat verschwand in diesem Momente wieder unter Wasser — er tauchte und versuchte unter Wasser fortzuschwimmen — aber seine Kräfte waren dahin — die Kugel hatte seine rechte Schulter durchbohrt und der Arm war machtund nutzlos. Mit wenigen Stößen hätte er das Ufer erreichen können, aber er fühlte, daß seine Zeit gekommen sei.

Als er dießmal wieder über Wasser erschien, war es nicht mehr im Bewußtsein seiner Gefahr — die Sinne schwanden und nur der Instinkt der Selbsterhaltung trieb ihn mechanisch nach oben, Athem zu schöpfen.

„Dort kommt er wieder herauf — dort ist er!" schrie der junge Midshipman jetzt außer sich, daß er mit seinem Boote nicht weiter dabei sein sollte und in den Bug desselben springend, während der alte Matrose sein Ruder herausgehoben und hinten hin gesprungen war, es nach dem verlornen Riemen hinüber zu wenden und diesen wieder zu bekommen.

„Ich seh' ihn!" lautete die Antwort des Lieutenants von dem ersten Kriegsschiffboot, das jetzt heranschoß und der ebenfalls vorn mit seinen Pistolen im Boot stand, während der Bootsmann steuerte.

Des Piraten Augen starrten wild nach ihm hinüber — er sah den Feind, aber er kannte ihn nicht mehr — wie eine frische klaffende Wunde stand die Narbe auf seiner Stirne und der Körper hob sich fast bis unter die Schultern aus dem Wasser.

„Ergebt Euch Sennor, oder ich feuere!" rief der Lieutenant, dessen Boot gerade auf ihn zuschoß, schon von weitem zu ihm hinüber.

Der Körper blieb regungslos wohl eine Minute über Wasser.

„Bring ihn an Backbordseite!" rief der Lieutenant seinem steuernden Bootsmanne zu; „steht bei Ihr Leute, und nehmt ihn in's Boot."

Dieses kam, erst ein klein wenig von ihm ab- und dann, als der Bug den Kopf etwa passirt war, wieder aufhaltend, heran — unter den sich nach ihr ausstreckenden Händen sank aber die Leiche, selbst im Tode noch ihren Feinden entgehend, in die Tiefe, und nur ein dunkler Blutstrom verrieth die Stelle, wo sie verschwunden.

Das Boot glitt vorüber und kam wieder auf den alten Platz herum — aber die Fluth gab ihr Opfer nicht zurück.

Der Lieutenant setzte seine Pistolen in Ruh, schob sie in den Gürtel zurück und wandte sich gegen den Midshipman, dessen Boot seinen Riemen wieder bekommen hatte und ebenfalls rasch herbeieilte.

„Merryman," rief er ihm hinüber, „ich gratulire! Ihr habt den Burschen gut getroffen!"

Der Knabe wurde todtenbleich und barg sein Gesicht in den Händen — es war das erste Menschenblut, das er in seinem Leben vergossen.

Die Feuerhexe.

Eine norddeutsche Sage.



Kaum hatte das Christenthum in Deutschland mächtige Wurzeln gefaßt, so wucherte auch schon zwischen der herrlichen Saat als Unkraut der Feind der Religion, der Fanatismus, frisch empor und streckte seine blutgierigen Polypenarme nach allen Seiten aus. Im obern Rheinthale hatte man sich ganz besonders geschäftig in diesem blinden Religionseifer gezeigt. Die überall noch im Entstehen begriffenen Städte verfuhren barbarisch gegen die Israeliten, die sich in ihren Mauern niedergelassen hatten. Schaarenweise jagte man die Unglücklichen in die Fluthen des Stromes, wenn man sich die umständlichere und langwierige Strafe des Scheiterhaufens dadurch ersparen wollte.

Auch das alte Straßburg hatte ein solch blutiges Gericht gehalten. Nur Wenige waren entkommen und liefen verzweifelnd ohne Ziel nach allen Seiten, um dem Schicksale ihrer Glaubensgenossen zu entgehen. Unter diesen Geretteten befand sich auch das Weib eines Krämers. Heimlich war die Arme von einer mild denkenden Nachbarin gewarnt worden und hatte ihrem Manne die Besorgnisse mitgetheilt. Dieser glaubte jedoch der Nachricht nicht und war durch Nichts zu bewegen, sich von seinen Schätzen zu trennen. Als endlich das Gerücht immer ruchbarer wurde, drängte er sein Weib, mit ihrem einzigen Kinde, einem lieblichen Knaben, heimlich zu entfliehen und bestimmte einen Ort jenseits des Rheines, wo er Beide am nächsten Tage treffen wollte. Weinend und mit Widerstreben gehorchte Rahel ihrem Eheherrn, doch nur erst dann, als er feierlich versprochen hatte, keine Minute zu zögern, um

dem drohenden Unglücke zu entgehen und mit seiner Familie wieder vereint zu werden. Verkleidet und in dunkler Nacht gelang es Rahel, mit ihrem Söhnlein Ruben zu entkommen und ohne Unfall langte sie an dem Orte an, wo sie ihren Gemahl erwarten wollte. Hier harrte sie voll Bangen des Ersehnten, aber namenlos ward ihre Angst, als die gesetzte Frist verstrichen und der Erwartete noch nicht erschienen war. Schon war der zweite Tag in fruchtlosem Harren fast zu Ende, als Rahel unter den daher ziehenden Wanderern einen alten Rabbiner bemerkte, den sie trotz der sorgfältigen Verhüllung doch sogleich wieder erkannte. Auf diesen eilte sie zu.

„Ben Joel," rief sie mit herzzerreißender Stimme, „ich weiß es, Ihr kommt von Straßburg; beim Gott unsrer Väter beschwöre ich Euch, sagt mir, wo Marcus, mein Gemahl, weilt!"

Ben Joel schrack sichtbar zusammen, als er diese Stimme hörte und sich erkannt sah. Rasch faßte er sich jedoch und rückte die Kappe tiefer in das Gesicht.

„Ich kenne Euch nicht, Weib," sprach er, „und ich bin nicht der, für den Ihr mich haltet."

Damit wollte er weiter. Aber Rahel warf sich vor ihm in den Staub und umklammerte seine Kniee.

„Soll ich Euch und Eueren Nachkommen fluchen, daß Ihr jetzt mich und Euch selbst verleugnen wollt?" rief sie mit letzter Anstrengung.

Da hielt sich der Alte nicht länger.

„Vergebt mir Rahel," bat er, indem er ängstlich umschaute, „ich habe schlecht an Euch und an mir selbst gehandelt, als ich Euch nicht kennen wollte. Aber der Jammer, den ich drüben in Straßburg mit erleben mußte, hat fürwahr meine Sinne verwirrt."

Die ohnehin schon bleichen Züge des armen Weibes schienen bei diesen Worten die fahle Farbe des Todes anzunehmen. Mit der letzten Anstrengung rief sie noch: „Rabbi, wo ist Marcus, mein Mann? — verheimlicht mir nichts, ich bin noch stark genug, das Schrecklichste zu hören."

„Erwartet ihn nicht mehr," sprach mit thränendem Auge Ben Joel, „— er starb in der Treue an seinen Glauben mit Tausenden seiner Brüder."

Einen Jammerschrei ausstoßend, brach Rahel zusammen. Die Liebe zu dem Gemordeten war stärker als die Kraft, deren sie sich noch jetzt gerühmt hatte.

Starr blickte sie um sich, als sie die Augen wieder aufschlug; die Erinnerung an die letzten Ereignisse schien ihr genommen zu sein. Als aber ihre Blicke auf den gebeugten Ben Joel fielen, da wälzte sich wieder die ganze Last des Jammers auf ihr gefoltertes Herz. Ihre Thränen brachen hervor und fielen auf das Letzte, was ihr noch auf Erden gehörte — auf ihren Ruben, der noch nicht die Größe des Verlustes begriff und sich innig an die, dem Leben wiedergegebene Mutter schmiegte. Als die Wehmuthstropfen den Schmerz der Armen etwas gemildert hatten, bat Rahel den alten Rabbi, ihr wenigstens die Mähr des Todes nicht vorzuenthalten. Zögernd und oft innehaltend, gehorchte endlich Ben Joel.

„Ihr wißt," begann der Rabbi, „wie man schon längst heimlich in der Stadt von dem verderblichen Plane gesprochen hatte, den man zur Vernichtung unserer Glaubensgenossen vorbereitete. Nur Wenige suchten sich durch die Flucht zu retten, die Meisten aber glaubten noch nicht an die fürchterliche Drohung und blieben. Da erhob sich plötzlich das zügellose Volk, das erst zum Bischofshofe zog, um dort den Segen zu dem blutigen Werke zu erflehen und dann stürzte es mit Wuthgeschrei in die Häuser der Juden, wo sie Alles fesselten und auf den Marktplatz schleppten. Die Alten und Kranken faßte man bei den Haaren und schleifte sie so durch die Straßen. Ich wohnte, wie Ihr wisset, bei armen, aber braven Handwerksleuten, denen für den Mangel an Reichthum die größere Gabe des fühlenden Herzens verliehen war. Kaum hatte mein Wirth von dem bevorstehenden Sturme gehört, als er nach Hause eilte und mich beschwor, so rasch als möglich dem mir drohenden gräßlichen Schicksale zu entfliehen. Er verschaffte mir diese Kleider, die mich unkenntlich machten und geleitete mich dann selbst aus der Stadt. Am Rheine trennten wir uns und ich suchte einen Fährmann, der mich an das jenseitige Ufer bringen sollte. Glücklich kam ich hinüber, aber selbst bis dorthin drang der Tumult und das Geschrei der Unglücklichen aus der Stadt. Im Gebüsche wohl verborgen verweilte ich, um die Sonne tiefer nach Westen rücken zu lassen, ehe ich meinen Weg fortsetzen wollte; da hörte ich, wie der Lärm sich mehr nach der Rheinseite zog und plötzlich sah ich, wie sich aus dem engen Thore der Stadt eine unabsehbare Menschenmasse drängte. Die gefesselten Juden trieb man vor sich her und mißhandelte sie — Alles zur Ehre der Religion! Endlich waren sie bis an den Rhein gekommen. Da wollte man unsere Brüder zwingen, niederzuknieen und sich zum Christenglauben zu bekennen. Die Mönche stimmten geistliche Gesänge an, aber die Unsrigen wandten ihre Ohren ab; nur Einige, aber wahrlich nicht die Besten unseres Stammes, fielen auf die Kniee, um dadurch ihr Leben zu fristen; die Andern aber packte man und stieß sie vom Ufer hinab in den reißenden Strom. — Rahel, Euer Marcus war unter den Treuen, er knieete nicht!"

Niedergedonnert von der Trauerkunde starrte Rahel vor sich hin. Ihre Lippen bebten, als wollte sie reden, aber sie fand die Worte nicht; nur ihr Herz fand Flüche für die Mörder ihres Mannes. Endlich raffte sie sich auf. Sie nahm ihr Kind auf den Arm und reichte stumm dem Rabbi die Hand.

„Weib, was wollt Ihr beginnen?" frug entsetzt Ben Joel, als er das veränderte Ansehn Rahels bemerkte.

„Wisset Ihr nicht, weiser Rabbi, wo man Heiden finden kann, die mir vielleicht Aufnahme gewähren?" forschte Rahel mit fast tonloser Stimme.

„Ich begreife Euch, armes Weib!" rief Ben Joel gerührt; „aber Eure Reise wird eine weite sein."

„Und wenn sie am Ende der Welt erst ihr Ziel finden sollte!" sprach schaudernd Rahel; „nur fort, fort aus der Nähe der Christen, die uns auch noch tödten, wenn sie uns finden."

„Wohl habt Ihr recht," pflichtete Ben Joel bei; „darum wandert nur immer nach Norden. Wenn die Sonne sich vom Boden erhebt, wendet Euch nach Eurer Linken; nach der Richtung wendet Euch, die Euch die Natur an den Bäumen des Waldes durch eine Moosdecke zeigen wird. Droben an den

Grenzen Deutschlands sollen noch Heiden wohnen, zu ihnen möget Ihr ziehen; sie werden Euch die Aufnahme nicht versagen!"

Mit Thränen dankte Rahel.

„Aber wohin gedenkt Ihr Euch zu wenden?" frug sie dann den gerührten Alten.

„An den Hof des Kaisers will ich," lautete die Antwort; „ihm will ich das Elend unsrer Genossen vorstellen, auf den Knieen will ich ihn um Schutz für unsern Stamm flehen; er wird — er muß mir ihn gewähren."

„Und wenn er Euch dennoch kalt abwiese?" forschte Rahel mit zweifelndem Kopfschütteln.

„So will ich mit unseren Brüdern verderben!" entgegnete finster der Rabbi. Dann legte er segnend die Hände auf das Haupt der gebeugten Frau und ging still seine Bahn weiter, sich dichter in den faltigen Ueberwurf hüllend.

Rahel lag noch einige Zeit stumm auf den Knieen, die betrübten Blicke auf ihr Kind geheftet, das vom Weinen müde, sanft eingeschlummert war. Da rauschte der Abendwind lauter durch die Wipfel der Bäume und weckte mit seinem Flüstern die besorgte Mutter. Vorsichtig hob sie das schlafende Kind auf und warf ihm den Mantel leise über, um es vor der kühlen Nachtluft zu schützen. Dann wanderte sie fort, immer von der Angst um das Leben ihres Kindes gepeinigt, in der Richtung, die ihr der Rabbi angedeutet hatte.

So war Rahel die ganze Nacht hindurch rastlos fortgeeilt, in der Dunkelheit oft die gebahnten Wege verlierend. Zuweilen erwachte der kleine Ruben und jammerte, wenn er das gewohnte weiche Nachtlager vermißte und die finstern Schatten der Bäume drohend vorüberrauschen sah; aber mit den süßesten Schmeichelworten wußte Rahel immer wieder das Kind zu beruhigen.

Als endlich der Morgen graute, brach die arme Mutter leblos zusammen. Ihre Kräfte waren erschöpft. Der kleine Ruben jammerte laut und weinte, aber nichts vermochte das arme Weib wieder zum Leben zurückzurufen, bis endlich ein des Weges daher ziehender Bauer das Gewimmer des Kindes hörte. Rasch entschlossen nahm er die Leblose in den einen, in den andern Arm das Kind und so eilte er nach seiner armseligen Hütte zurück. Sein Weib erstaunte nicht wenig über den doppelten Fund, den ihr Mann gemacht hatte, aber den braven armen Leuten hatte die Waldeinsamkeit noch Raum für das Mitleid im Herzen gelassen, daher sprang rasch die Gute ihrem Manne entgegen, um ihm, ohne erst lange zu fragen, Beistand und Hülfe zu leisten.

Man trug Rahel in die niedere Hütte und bereitete ihr von Baumblättern ein weiches Lager, wo die Ohnmacht bald einem ruhigen Schlafe wich. Der Holzhauer überließ jetzt seinem Weibe die Pflege der beiden Findlinge und eilte rasch wieder an seine Arbeit.

Gestärkt erwachte Rahel. Erstaunt schaute sie umher, aber sie hatte nur Thränen des Dankes, als sie den Zusammenhang ihrer Rettung ahnte. Rasch brachte die Frau des Holzhauers Milch und Brod, um die Hungernde zu laben und freute sich innig ihrer sichtbar zunehmenden Kräfte; aber sie forschte nicht nach dem Grunde, der das irrende Weib hierhergebracht, denn sie wußte, wie leicht eine Wunde wieder anfängt zu bluten. Zuweilen umschlich ein leiser Kummer das Herz der alten Hausfrau, denn erst vor wenigen Jahren hatte ihr der Tod die einzige liebliche Tochter geraubt. Alter und Gestalt Rahels erinnerte sie oft an die Verlorene, der Jene fast glich. Ein edles Herz hatte in dieser Tochter des Waldes gewohnt, voll Liebe für ihre Pfleger und empfänglich für alles Schöne; noch hing ein Saitenspiel an der kahlen Wand, das oft im Arme der Geschiedenen die greisen Eltern entzückt hatte. Rahel ahnte in den feuchten Blicken der Wirthin den tiefen Kummer ihres Gemüthes, aber auch sie war zu zartfühlend, um durch das lieblose Fragwort ihn zu erforschen. Endlich jedoch theilte die Alte ungefragt all' ihr Leid Rahel mit, die bei der Größe ihres eigenen Verlustes auch den anderer zu fühlen vermochte. Auch sie war des Saitenspiels kundig und ergriff daher das Instrument, um in tröstenden Tönen zugleich sich und ihre Wirthin zu erfreuen. Wer den schmeichelnden Harmonien sein Herz öffnet, dem umgaukeln sie die Sinne mit Bildern schönerer Vergangenheit und mit Hoffnungen für die Zukunft; wem aber das Leben die Hoffnung tödtete, dem schaffen die Töne — den Trost der Thränen. Und die Frauen weinten Beide. Rahel ließ das Saitenspiel sinken und blickte in das schwimmende Auge der Alten. Da hielt sich diese nicht länger, sie stürzte in die Arme der Jüdin und schluchzte: „Sei Du fortan mein Kind — bleibe bei uns!" Und Rahel wollte schon jubelnd rufen: „Mutter, ich bleibe!" Da gedachte sie wieder Straßburgs und der gemordeten Brüder im Rheine und kraftlos sanken ihre Arme nieder.

Am Abend kam der Mann aus dem dichten Walde ermüdet zurück. Es bedurfte nicht erst der Worte, um ihm den Plan seines Weibes zu erklären, auch gewöhnliche Menschen verstehen in dem Blicke der Ihrigen zu lesen, wie in einem aufgeschlagenen Buche. Auch er hatte draußen bei seiner Arbeit der gestorbenen Tochter gedacht und sein erstes Wort nach dem biedern Gruße war:

„Bleibt bei uns!"

Aber traurig senkte Rahel das Haupt. Sie sprach nicht — sie weinte, und nicht weiter drangen die alten guten Leute in sie. Als aber der Tag graute, erhob sie sich vom Lager, hüllte ihr Kind in das schützende Tuch und nahm dankend innigen Abschied. Nicht hatten die Alten geforscht, woher sie kam und wohin sie ging, denn Beide ehrten den Schmerz und sein Geheimniß; aber als sie jetzt aus der Thüre traten, eilte die herzige Wirthin noch ein Mal zurück. Sie brachte das Saitenspiel und nöthigte Rahel, dieß als Geschenk mit sich zu nehmen.

Rahel wanderte weiter und weiter. Immer hoffte sie das ersehnte Ende ihrer Irrfahrt zu erreichen, aber immer wieder schreckte sie das Zeichen des Kreuzes, wenn sie durch einen Ort kam.

Auf ihren Zügen hatten Kummer und Anstrengung rasch die Spuren einstiger Schönheit mit unbarmherziger Hand getilgt. Matt lagen die dunklen, feurigen Augen, das Kennzeichen ihres Stammes, jetzt in dem blassen Gesichte und wirr hing ihr, der immer von Furcht Gejagten, das einst glänzende schwarze Haar um die Schläfe. Manche Nacht mußte sie draußen im freien Felde zubringen, wenn sie nicht eine verfallene oder verlassene Hütte, oder eine schirmende Felsen=

höhle fand, denn mit dem zerlumpten Weibe wollte Niemand Mitleiden haben. Das Alles ertrug Rahel und auch das schwache Kind lernte es ertragen. Nur einen Feind hatten Mutter und Kind, denen sie auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochten: Hunger hieß dieser Unhold, der Genosse der Armuth. Zuweilen mangelten die Beeren des Waldes und dann mußte Rahel sich bis zu einer Wohnung schleppen, wo sie mit flehenden Worten um Nahrung bat. Die einst reiche Krämersfrau war jetzt zur Bettlerin geworden.

Wenn man der Armen grausam begegnete und die einfache Bitte nicht zum Herzen drang, dann griff sie in der Noth zu ihrem letzten Mittel — zum Saitenspiel; und dann bat sie wohl selten umsonst.

Rahel hatte, nach Art ihres Volkes, das Unglück, welches sie heimsuchte, in Worte gebracht, die sie zur Leier mit zitternder Stimme sang. Ihr Gesang aber lautete:

Verschließe nicht, o Reicher, Dein Haus,
Laß es offen sein. Oeffne Dein Herz,
Verschließe Dein Ohr nicht der ärmsten Mutter,
Die mit der Bitte für ihr Kind Dich anfleht.

Nicht vermagst Du, geschützt von starken Mauern,
Das Leid zu begreifen, das ich erduldet',
Wenn der Sturmwind uns peitscht, wenn der Regen
Das Herz meines Kindes erstarren will,
Wenn ich zum Schutze an mein Herz nur,
An das warm schlagende es drücken kann.

Vater! Kennt Ihr die Pein der Verdammniß,
Wenn ein Kind nach Brod ruft und Ihr
Habt selbst nagenden Hunger zur Antwort nur?
Mutter! noch besser wißt Ihr, wie das Herz
Einer Mutter blutet, wenn sterbend im Arme
Nach Labung und Hülfe das Kind fleht
Und sie hat nur verzehrendes Feuer,
Nicht einmal Thränen im jammernden Auge?

Einst auch hatten wir Güter der Erde,
Die Noth nur kennend am Kleide des Armen,
Am zerlumpten Gewand, wie es uns
Spärlich jetzt selbst kaum umgibt noch.

Da raubte den Gatten man mir, in ihm
Den Vater des Kindes, unsern Ernährer.
Den Tod fand er, grausamen Tod,
Lastend als Fluch auf den Mördern,
Die auch an uns, den schwachen Geschöpfen,
Zu grausamen Räubern wurden durch ihn.

Sehet, verschmachtend nun stehen wir
Vor Euren Thüren und zittern. Oeffnet das Herz,
Daß der Hand es gebiete die milde Gabe.

Gern möchte mit meinem Blute,
Wäre dem Aermsten damit gedient,
Das Leben des Kindes ich fristen;
Aber es wäre mein Tod auch meines Knaben Verderben;
Denn Kinder mehr an der Zahl mag Natur
Einer einzigen Mutter gewähren,
Aber jeglichem Kinde nur eine Mutter,
Doch des Weltalls Liebe im Herzen derselben.

Wollt Ihr nicht sterben sehn vor Euern Augen
Im Hunger das Kind und im Schmerze mich,
Ach, so gewährt durch der Speisen geringste,
Labung, die herrlich wir mögen preisen,
Und allen Segen der unendlichen Welt
Dafür Euch wünschen und gönnen von Herzen.

So war die Jüdin mit ihrem Kinde schon lange umhergezogen, viele, viele Tagereisen. Sie hatte die Tage nicht gezählt, aber sie wußte nur, daß ihrer eine lange Kette, zu Monden sich reihend, gewesen waren.

Eines Tages jedoch fesselte eine unbekannte Erscheinung Rahels Aufmerksamkeit. Von einem Hügel herab blickte sie auf eine weite, fruchtbare Ebene, in der Städte und Dörfer lustig umher lagen. Am Ende jener Ebene aber begann eine dunkle Fläche, weit, weit ohne Bewegung sich hinausstreckend bis an den Horizont, wo sie in einer ununterbrochenen geraden Linie endigte. Beim Anblicke dieser dunklen Masse, deren Natur sich Rahel nicht zu erklären wußte, befiel ein schweres, drückendes Gefühl ihre Seele. Es war ihr, als sei sie am Ende ihrer Wanderung angekommen, und doch konnte sie sich des Endes nicht freuen, denn ihre Angst führte der Phantasie düstere Bilder der Zukunft vor. Enger schloß sie das blasse Kind an sich und schritt abwärts der Ebene zu. Da hörte sie denn, daß jene große dunkle Masse das weite Meer sei, das hier plötzlich entweder ihre Wanderung hemmen, oder derselben eine andere Richtung geben mußte. Aber ihr eigentliches Ziel hatte sie dennoch verfehlt, sie mußte von der Bahn abgewichen sein, die ihr einst Rabbi Ben Joel angedeutet hatte; denn auch hier erhoben sich Kirchen in allen Orten und auf jeder prangte hoch oben ein Kreuz.

Da kam sie endlich in ein Dorf, dessen fröhliches Ansehen ihr Hülfe zu versprechen schien. Reinlich und nett standen die Häuser, doch waren sie fast alle leer, oder ihre Bewohner eilten fröhlich nach einem großen Platze zu, wo die Uebrigen schon vereinigt waren. Hier hatte man sich unter eine uralte Linde gelagert, die dem kleinen Kirchlein gegenüber stand und deren weit verbreitete Zweige vermögend waren, die ganze Einwohnerschaft des Dorfes in den schützenden Schatten aufzunehmen. Es mußte ein Festtag sein, denn Jung und Alt war herbeigeeilt, um im Feierkleide hier der Ruhe und Lust zu genießen. Die Jüngeren hatten einen Kreis gebildet, wo sie sich mit Scherz und Tanz die Zeit vertrieben, die Alten saßen, zuweilen einen gefüllten Krug in der Hand, und plauderten über vergangene Zeiten oder blickten fröhlich auf die Spiele der Kinder, in denen sich ihre Phantasie noch einmal verjüngte. Fröhlichkeit sprach aus den Zügen Aller.

Rahel wollte still an dem Platze vorbeischleichen, denn die muntere Lust und ihr Herz lagen getrennt von einander, wie zwei Pole und mitten innen lag ein Meer von Thränen und eine Welt von Sorgen und Schmerzen.

Wie aber die Bettlerin schon fast vorüber war, bemerkte sie noch Einer aus dem Haufen.

„Hei, dort wird uns Musik gebracht!" rief er in roher Freude, die Leier Rahels bemerkend. „Komm hierher, Weib, spiele uns auf zum Tanze, denn wenn man beim Springen und Drehen auch noch singen muß, wird Einem bald die Fröhlichkeit zur Last. Jetzt spiele Du uns, damit wir tanzen können."

Rahel schüttelte stumm das Haupt und wollte ihren Weg ruhig fortsetzen, aber die Idee des Burschen hatte auch den Uebrigen gefallen; rasch eilten Einige daher der Bettlerin nach und zogen sie mit Gewalt in den fröhlichen Kreis.

„Ich beschwöre Euch, laßt mich!" bat dringend Rahel, indem sie sich loszuwinden suchte. „Noch kein fröhlicher Ton erklang von diesem Saitenspiel, denn meine Finger sind für die heitern Accorde so ungelehrig, wie meiner Seele der Frohsinn fremd ist."

„Mit den Entschuldigungen kommt Ihr nicht so leicht fort," rief dagegen wieder ein Jüngling. „Setzt Euch getrost mit Eurem Buben hierher und gebt uns die schönsten Weisen zum Besten, denn heute ist Sankt Michaelstag und unserem Kirchenpatron zu Ehren geben wir gern und doppelt."

„Haltet mich nicht für stolz," entgegnete Rahel; „glaubt mir vielmehr, daß ich wahrlich keine heitern Melodien zu spielen verstehe, wenn es überhaupt nach einem Blicke auf mein bekümmertes Aussehen einer solchen Versicherung noch bedarf."

Die jungen Leute ließen sich jedoch immer noch nicht beruhigen und drangen erst mit Versprechungen, dann mit Drohen auf Rahel ein. Aber sie blieb eben so fest gegen diese, als unempfindlich gegen die ersteren.

Da trat rasch von dem Haufen der Männer ein würdiger Greis dazwischen. Ehrfurchtsvoll machte man ihm Platz, so daß er leicht bis zu der dicht umringten Rahel gelangte. „Der Richter!" flüsterten die Mädchen und Bursche, gleichsam als wollte Jedes durch Nennung dessen, den sie Alle längst kannten, sich nur vermehrten Respekt einflößen.

„Was tobt Ihr da so gewaltig?" rief er; „was hat Euch die Bettlerin zu Leide gethan, oder was verlangt Ihr von der Armen, daß Angst und Furcht ihre Züge umdüstern?"

Eine Weile schwiegen Alle.

Endlich nahm jedoch der wildeste der Burschen, derselbe, welcher zuerst nach den Tönen verlangte, das Wort.

„Richter," sprach er, „wir wollten zu unserem Tanze andere Töne hören, als die unsrer ermatteten Kehlen und da baten wir das Weib, uns auf dem Saitenspiele lustige Stücklein zu geben. Aber sie verweigerte halsstarrig jeden Ton."

„Habt Ihr aber auch nach dem Grunde gefragt, der dem Weibe Eure Bitte versagen hieß?" forschte der Richter.

Alle schwiegen.

„Und seht Ihr nicht," fuhr der würdige Mann fort, „seht Ihr nicht in den traurigen Zügen der armen Frau Grundes genug, jedem fröhlichen Tone ein Schweigen zu gebieten. Meint Ihr, daß sich der Fröhlichkeit befehlen lasse?"

Mit Thränen des wärmsten Dankes ergriff Rahel die Hand ihres mächtigen Fürsprechers, dieselbe mit Küssen bedeckend. Die jungen Tänzer aber standen mit niedergeschlagenen Blicken da.

„Kommt jetzt mit dorthin zu uns nach der andern Seite der Linde," sagte der Richter mild zu Rahel, „wir gönnen Euch gern einen Trunk und eine Labung, denn Eure blassen Züge lassen auf manchen bittern Fasttag schließen."

Gerührt folgte Rahel mit ihrem Kinde und Beide nahmen dankend die Labungen, die man ihnen bot. So viel Gnade hatte die Jüdin in der ganzen Welt sich nicht mehr vermuthet, als sie hier durch die herzliche Güte des Greises fand.

Unterdessen hatte der Tanz der jungen Leute wieder begonnen; die neue Lust ließ sie bald nicht mehr an die Störung denken. Rahel konnte daher ruhig ihre Sorge dem kleinen Ruben widmen, der sich zwar des Gebotenen herzlich erfreute, aber immer ängstlich genug drein blickte.

Plötzlich hörte jedoch der Tanz auf, der Gesang verstummte und Alle richteten ihre Blicke nach der Pforte des Kirchleins, woher frommer Gesang tönte. Bald erschienen eine Anzahl Knaben, ein heiliges Lied singend und hinter ihnen ein Priester, der hoch erhoben das Allerheiligste, die Monstranz trug. Die Procession nahte dem Tanzplatze, wo schon längst ein tiefes andächtiges Schweigen herrschte. Die Männer hatten die Häupter entblößt und jetzt ließen sich Alle auf die Kniee nieder, um den Segen des vorbeiziehenden Priesters zu empfangen.

Auf Rahel machte freilich der fromme Gesang einen trüben Eindruck; sie gedachte unwillkürlich ihres gemordeten Gatten und der vielen Schlachtopfer ihres Glaubens. Hatte man nicht bei deren Tod dieselben frommen Lieder angestimmt? Rahels Herz wurde wieder kalt und der Haß zog auf's Neue mit seinen Fieberschlägen in die kaum verlassene Stätte. Rasch faßte Rahel nach ihrem Kinde und wollte sich entfernen; da bemerkten jedoch die singenden Knaben das Weib, welches sich nicht niedergebeugt und der Procession den Rücken kehrend, jetzt still davon schleichen wollte. Erstaunt blickten sie nach ihr hin und lenkten dadurch bald auch die Aufmerksamkeit der Uebrigen auf Rahel.

„Wehe, eine Verruchte war mitten unter uns!" rief eine der Weiber, die Rahels Flucht am ersten bemerkte.

Rasch drehten sich die Uebrigen um und eilten wüthend der Fliehenden nach; bald hatten sie die Kraftlose eingeholt und vertraten ihr den Weg.

„Also das war es?" schrie der Bursche, der schon vorhin als Wortführer der jungen Leute aufgetreten war; „also das hinderte Dich, uns Dein Spiel zu versagen? Haß war es gegen uns, nicht Dein Kummer, der nur schändliche Verstellung ist."

Rahel war nicht im Stande, sich gegen diese Anklagen zu vertheidigen. Immer dichter wurde der Kreis um sie her und immer drohender die Geberden der Männer.

„Nahet ihr nicht!" kreischte ein altes Weib; „rührt sie nicht an, sie ist eine Zauberin, eine Hexe, schon ihr Blick bringt Euch Fluch und Verderben!"

„Eine Jüdin ist sie!" rief eine Andere; „sie gehört zu dem verruchten Stamme, den man ausrotten muß bis auf das

letzte Glied. Seht nur die Kohlenaugen, die bringen durch bis auf die Seele und brennen dort Schandflecke, wie es das ewige Fegfeuer nicht schrecklicher thun kann. Wendet Euch ab, daß sie Euch nicht in die Augen blickt, Ihr möchtet sonst blind und blöde werden!"

„Werft sie in das Wasser!" brüllten plötzlich die Dorfbewohner, immer wüthender werdend.

„Laßt sie aber erst vor dem Bilde des Herrn Abbitte thun und ihre Sünden bekennen!" rieth ein Mann, der sich mit einem Crucifix herbeidrängte.

Dieser Rathschlag fand allgemeinen Beifall. Der Kreis der Umstehenden wurde etwas weiter und der Mann mit dem Crucifix trat dicht vor Rahel, ihr den Willen des Volkes noch einmal erklärend.

Ein jeder Mensch, und wäre er in dem ärmlichsten Winkel geboren und zeitlebens mit Lumpen bekleidet gewesen, hat im Herzen, wenn auch oft nur schlummernd, das Gefühl seiner Würde, ein Selbstbewußtsein, das sich bis zum Stolze des Königs erheben kann. In Rahel, die durch Leiden genugsam gedrückt, aber deren Seele durch diese Leiden mächtig erstarkt war, erwachte auch jetzt plötzlich das Gefühl, des edelsten von Allen, die den Menschen zieren. Hoch richtete sie sich empor und ihre Augen strahlten in einem Feuer, das den Getroffenen zu vernichten drohte.

„Wohl habt Ihr Recht," rief sie laut, „eine Tochter des unglückseligen Stammes bin ich und jage rastlos umher, verfolgt von der Mordlust Eurer christlichen Brüder, die mir schon grausam den Gatten tödteten und Tausende unsrer Glaubensgenossen. Wer sagt Euch, daß nicht einst der Stamm Israels wieder erstarken und aufblühen kann? Wer sagt Euch, daß er nicht einst seine schlichten Bethäuser eben so über die Welt verbreitet sieht, wie Ihr jetzt Eure stolzen Kirchen seht?"

„Denkst Du nicht an den Heiland, Weib, den Eure verruchten Ahnen gekreuzigt haben?" frug höhnend ein Mann.

„Die blinde Menge tödtete den Einen," entgegnete ruhig Rahel, „und Ihr vergeltet es mit tausendfachem Morde. Wo ist die größere Schuld?"

„Klingt das nicht just, als ob sie uns anklagen wollte?" rief der Mann mit dem Bilde des Gekreuzigten, das er hoch in die Lüfte streckte, um dadurch die Wuth der Uebrigen zu schüren. „Sollte man nicht meinen, daß wir jetzt verbunden seien, vor der Schändlichen Abbitte zu thun? Aber da irrst Du, Höllentochter!" wandte er sich an die Jüdin, „wir sind jetzt Deine Gebieter und befehlen Dir, Dich vor dem Bilde unsres Herrn zu beugen, wenn Du nicht augenblicklich des Todes sein willst!"

Dabei trat er mit drohender Geberde dicht vor Rahel hin, die ihn jedoch ruhig anschaute.

„So sprachen auch die Henker drunten am Rheinstrome, als sie die Kinder Israels zwingen wollten, der Väter Glauben zu fluchen," sprach furchtlos Rahel; „aber die Unsern waren stark, sie verweigerten die Demüthigung und wählten den Tod!"

„Dieselben Gesetze wie am Rheinstrome gelten auch hier!" schrie wüthend der fanatische Wortführer, „und die Steine unsrer Felder sind schwer genug, um Dich zu tödten. Noch einmal, beuge Dich oder —"

Rahel ließ die Drohung nicht vollenden.

„Ich kniee nicht!" rief sie mit unendlichem Stolze.

„So steinigt sie und ihre Brut!" brüllte die Menge und machte schon Anstalt, den Urtheilsspruch zu vollstrecken, den man selbst gefällt hatte.

Da gedachte plötzlich Rahels Mutterliebe ihres Knaben, der sich immer ängstlicher an die bedrängte Frau geschmiegt hatte und jetzt laut zu weinen anfing, wie er der Menge drohende Geberden gegen seine Mutter sah. Schützend schlug Rahel ihre Arme um das geängstigte Kind, aber die rohen Männer wollten ihr den Knaben entreißen, so sehr auch die Mutter um des Kindes Schonung flehte. Immer tobender wurde das Geschrei, als sich mit einem Male die Menge theilte und dem herbeieilenden greisen Richter, der schon vorher als Rahels Schützer erschienen war, Platz machte. Mit verweisenden Worten wehrte er den Wüthenden und frug nach dem Grund ihres Zornes.

„Bedenkt nur, Richter," rief der Anführer des Haufens, „jene Verruchte spottet unsrer und unsres Glaubens. Mit höhnender Rede verweigerte sie zuletzt vor dem Kreuze niederzuknieen, und wir haben beschlossen, die Schändliche wegen ihrer Lästerung zu tödten. Gebt Ihr uns nicht Recht?"

„Warum weigertet Ihr Euch, unserm Gotte die Ehre zu erweisen, die ihm gebührt?" frug der Richter ernst Rahel.

„Weil ich eine Jüdin bin, Herr," entgegnete feierlich Rahel, „und unser Glauben verbietet, einem Andern zu dienen, als Jehova, dem Allwaltenden, lieber will ich dreifachen Tod erdulden, ehe ich meiner Väter Glauben verläugne. Nur erbarmt Euch meines Kindes, Herr, es ist so unschuldig, wie der Strahl der Morgensonne; ich beschwöre Euch, schützt es, laßt es nicht umkommen!"

Heiße Thränen entstürzten bei diesen Worten der Jüdin und manches Herz mochte mit der gepeinigten Mutter empfinden, aber die Mehrzahl begann bald das alte Toben und Schreien von Neuem und verlangte laut, daß der Richter hier ein förmliches Todesurtheil spräche.

Da warf jedoch der Greis einen zornigen Blick auf die Tobenden und gebot ihnen mit kräftiger Stimme Ruhe.

„Glaubt Ihr, Wahnsinnigen," rief er, „daß der Mord eines Ungläubigen nicht eben auch eine Sünde wäre, für die Euch unser Gott dereinst zu Gericht forderte? Meinet Ihr denn, Euren Glauben durch das Blut Anderer verherrlichen zu können? Habt Ihr kein Gefühl für die Leiden einer Mutter, oder jammert Euch des Kindes nicht, dem Ihr die Nährerin entreißen wollt? Der Gemordeten Fluch würde schwer auf Euern Häuptern lasten und noch Eure Kinder und Kindeskinder in das Elend jagen. Wer von Euch aber die Schuld an künftigen Geschlechtern auf sich nehmen will, der lege zuerst Hand an sie!"

Ein Priester hätte durch fromme Rede keinen tieferen Eindruck machen können, als es hier die wenigen Worte des Richters thaten. Fast Alle schauderten jetzt vor der That zurück, die sie, entflammt vom finstern Glaubenshasse, noch so eben ruhig vollbracht hätten, wäre nicht der Richter dazwischen getreten.

Die Ehre, welche Rahel dem Kreuze verweigert hatte, zollte sie gern dem alten Richter, aber es war mehr überströmende Dankbarkeit des Herzens, die ihr gebot, vor dem Greis auf die Kniee zu sinken und den Saum seines Kleides zu küssen. Auch den kleinen Ruben, obgleich er nichts von dem Hergang verstand, drängte es, die Hand des Richters zu ergreifen, um sie an seine bleiche, abgezehrte Wange zu drücken.

„Steht auf," gebot mild der Richter jetzt Rahel, „und folget mir, ich will Euch ungefährdet bis an das Ende des Dorfes bringen."

Still gehorchte Rahel und willig machte die Menge dem Richter und seinen Schützlingen Platz, als alle Drei ruhig hindurchschritten. Einzelne drohende Worte wußte der würdige Greis durch einen einzigen ernsten Blick verstummen zu machen.

Bald waren die Drei an des Dorfes Grenzmarke gelangt.

„Ich verlasse Euch jetzt," sagte der Richter zu Rahel, die ihm bis hierher still zur Seite gegangen war, „mein Schutz hört hier auf, möge Euch der Herr in den seinigen aufnehmen!"

Rasch kehrte der Richter zurück, um nicht Rahels heißen Dank noch einmal hören zu müssen.

Im Dorfe waren Gesang und Tanz zu Ende. Mürrisch war man auseinander gegangen und Einige der Rohesten zürnten laut, daß man ihrer Wuth das Opfer entzogen habe. Auch diese Wenigen entfernten sich jedoch, als sie den Richter zurückkehren sahen.

Rahel dagegen wanderte still zwischen den herrlichen Feldern weiter und drückte den kleinen Ruben dabei oft an das Herz, war es doch, als wäre ihr das Kind heute zum zweiten Male gegeben.

Immer weiter war sie gekommen; sie hatte nicht des Weges geachtet und nicht aufgeschaut, erst die Dunkelheit mahnte sie, Schutz und Obdach für die Nacht zu suchen. Sie sah jetzt in der Dämmerung Häuser vor sich liegen. War sie auch heute nicht gerade aufgemuntert worden, Menschen aufzusuchen, so hoffte sie dennoch, irgend ein Asyl in der Nähe zu finden. Langsam schritt sie vorwärts, denn der Schrecken und ihre Wanderung hatten sie angestrengt und ermüdet. Noch ehe sie an die Häuser kam, fand sie einen alten verfallenen Holzbau, der vielleicht zur Aufbewahrung der Feldfrüchte gedient hatte und jetzt leer stand, denn die Sterne schauten durch große Lücken hinein und auch die Winde fanden an allen vier Seiten Raum genug, um einzudringen. Für Rahel und ihr Kind, die so oft unter einem Baume im Freien geschlafen hatten, war das Obdach jedoch schon hinreichend. Ermüdet streckten sich Beide auf den harten Boden hin und bald hatte der Schlaf, das Gemeingut der Armen und Reichen, sich über sie gesenkt, um sie auf wenige Stunden des Lebens Mühsal vergessen zu lassen.

Rahel aber sollte auch hier noch nicht der Ruhe genießen, denn ein böser Traum führte ihr die Erlebnisse des heutigen Tages noch einmal vor und die Sorge lieh dem Schlafbilde grellere Farben, als die des Lebens gewesen waren. Rahel träumte: die Bauern hätten sich ihrer bemächtigt und entrissen ihr das Kind, um es ebenfalls dem Tode zu weihen. Alle Bitten waren umsonst, und das Klagegeschrei, das die geplagte Mutter im Traume ausstieß, war so ängstlich, daß sie selbst davon erwachte und emporfuhr.

Als Rahel die Augen aufschlug, erneute sich nur ihr Schrecken, denn die Gluth einer mächtigen Feuersbrunst färbte den Himmel und drang mit unheimlichem Schein durch die Ritzen der baufälligen Zufluchtsstätte. Aengstlich griff sie neben sich, wo Ruben sich gelagert hatte, aber wer beschreibt den Schrecken Rahels, als sie die Stelle leer fand. Mit durchdringendem Schrei rief sie den Namen ihres Kindes, aber Alles blieb still, nur von der Brandstätte her tönte dumpf das Getöse der Menschen, die zur Hülfe herbeieilten.

Rahel war außer sich; sie stürzte hinaus und rief nach Ruben, aber keine Antwort, keine Spur von dem Schmerzenskinde. Hatte man ihr während des Schlafes den Knaben geraubt — hatten ihn wilde Thiere zerrissen, die Bekümmerte schonend — hatte Ruben sich selbst vom Lager entfernt — sie wußte es nicht und die Größe ihres Schmerzes ließ ihr nicht Zeit zur Ueberlegung. Aber ein unbewußter Drang zog sie nach dem nahen Dorfe, wohin ihr die immer höher auflodernde Feuersäule den Weg deutlich zeigte.

Jetzt hatte sie die ersten Häuser erreicht; Fliehende, die vor des Elementes Macht ihre ärmliche Habe sicherten, begegneten ihr in Menge, aber Niemand stand ihr Rede, wenn sie nach dem vermißten Kinde frug; hatte doch Jedes am eigenen Jammer genug, um nicht noch fremden ertragen und mildern zu helfen.

Auch die Reden beachtete Rahel nicht, die von Vorbeieilenden fielen.

„Das war die Strafe Gottes, die ihm das Haus anzündete!" riefen Einige.

„Warum hat der alte Thor die Jüdin geschützt, als wir sie richten wollten?" sagten Andere der Davonziehenden.

„Wer gab ihm das Recht, in unser Urtheil einzugreifen, als wir die Schändliche strafen wollten?" riefen noch Andere aus.

Hätte Rahel auf den Sinn der Worte gehört, hätte sie sich die Menschen und Häuser, an denen sie vorüberstürzte, nur näher betrachtet, so würde ihr bald klar geworden sein, daß sie in demselben Dorfe war, wo schon heute einmal ihr die höchste Gefahr drohte. Sie hatte in der That auf ihrer Wanderung einen großen Kreis beschrieben und war, ohne daß sie es wußte, am Abend dort wieder angekommen, wo man sie desselben Tages vertrieben.

Jetzt hatte sie die Feuerstätte erreicht. Schon mehrere Gehöfte lagen in Asche und immer weiter griffen die Flammen. Rahel achtete nicht darauf, sondern rief und suchte nur immer nach ihrem Knaben. Der Zug des Mutterherzens ist die vernehmlichste Stimme der Natur; auch Rahel war nicht irre geleitet worden. Als sie um eine Ecke bog, ward sie ihres Knaben ansichtig, der verwundert dem Spiele der Flammen zuschaute.

Jubelnd stürzte die Mutter zu ihrem Kinde, das sie in der Wonne des Wiedersehens fast mit Küssen erstickt hätte. Der Kleine war in der Nacht aufgewacht und hatte die glühende Röthe im Dorfe gesehen; angezogen von dem seltsamen Schauspiele, hatte er still das Lager verlassen und war dem Scheine nachgegangen, bis er an die Brandstätte selbst gelangte.

Niemand hatte des Knaben geachtet, der in stiller unschuldiger Freude in die Flammen schaute; auch jetzt war er noch ganz entzückt von den ringelnden Feuerschlangen und den mächtigen Rauchwolken. Daß so Viele ihre ganze Habe darin aufgehen sahen, wußte er ja nicht.

Rahel wollte eben mit dem Wiedergefundenen davon eilen, da hörte sie Stimmen in ihrer Nähe.

„Wer hat sie gesehen, die Jüdin? Wo ist sie hin? Rastet nicht früher, bis Ihr sie gefunden habt!" So tobten verschiedene Stimmen durcheinander, die immer näher kamen.

Da durchfuhr zuerst der schauerliche Gedanke die Seele Rahels, daß sie wieder mitten unter ihren Feinden weile. Krampfhaft preßte sie ihr Kind an sich und wollte die vom Feuer weniger erhellten Stellen aufsuchen, als sie schon von den Spähern bemerkt und umringt wurde.

„Haben wir Dich, Höllentochter!" brüllte der Eine; es war derselbe, der sie heute zuerst zum Niederknien zwingen wollte. „Dein Schutzherr ist gar zu rasch verdorben; bei ihm zündete die Hand des Herrn zuerst und der Alte kam in den Flammen um. Wehe dem Dorfe, das Thoren zu Richtern einsetzt! Das Nachbarhaus war mein, jetzt ist es ein Schutthaufen!"

„Wie kommst Du hierher, Weib?" frugen Andere der Empörten, auf Rahel eindringend.

„Mein Irrweg hat mich bis in die Nähe geführt, ohne daß ich es wollte," berichtete Rahel, „in der Nacht war mir mein Kind entflohen und durch den Flammenschein bis hierher gelockt worden."

„Besser will ich Euch es sagen," rief ein Anderer, „sie kamen Beide zurück, um Rache an uns zu nehmen. Sie haben das Feuer angelegt! Begreift Ihr das nicht, ihr Kurzsichtigen!"

Diese Möglichkeit ergriff rasch die aufgeregten Gemüther der Dorfbewohner.

„Fürwahr, sie ist die Brandstifterin! In das Feuer mit ihr! Dießmal entgehst Du uns nicht!" So riefen Alle wüthend zugleich und schleppten Rahel, trotz ihres verzweifelten Jammergeschreies, zu der Feuerstätte.

Es war des Richters Haus, vor dem man anhielt. Das größte von allen, hatte das Feuer noch immer Nahrung an dem dicken Holzwerk. Hier ließ man Rahel einen Augenblick frei.

„Bekenne jetzt offen, daß Du den Brand angestiftet," herrschte man sie an, „denn Du entgehst unserer Rache nicht zum zweiten Male!"

„Sollte ich auf so schändliche Weise den Schutz des greisen Richters vergolten haben?" rief Rahel. „Das grausamste Thier des Waldes würde dessen kaum fähig sein, und mir traut Ihr eine solche Schändlichkeit zu? Ich würde Euch es beschwören, aber Ihr achtet ja unsere Eide nicht. Auf äußere Zeichen gebet Ihr jedoch viel, darum sage ich, daß ich unschuldig an dem fürchterlichen Brande bin und die Flammen dort mögen vergehen, wenn ich wahr rede!"

In demselben Augenblicke stürzte das Gebälke des Hauses in sich selbst zusammen, nur noch einen Gluthhaufen bildend. Entsetzt ließen die Wüthenden Rahel los. Sie Alle glaubten an Wunder, und war nicht so eben eines vor ihren Augen geschehen?!

Schon wollte sich Rahel entfernen, da hielt sie jedoch derjenige zurück, der sie vorhin zuerst hier fand.

„Auch der Teufel kann Zeichen thun," schrie er die Zitternde an, „und seiner Brut lehrt er es alsdann. Aber wir wollen die Brut verderben, damit die Welt davon gereinigt wird!"

Damit entriß er Rahel mit Gewalt ihr Kind. Wohl warf sich ihm die entsetzte Mutter entgegen, aber sie vermochte nichts gegen den fanatischen Mörder.

„Fahre zu dem Höllenfürsten, Deinem Urahn!" rief der Schreckliche und schleuderte das Kind in die Gluthstätte, wo es ohne einen Schrei versank.

Rahel war es in diesem Augenblicke, als risse man ihr das Herz aus. Mit einem fürchterlichen Schrei stürzte sie dem Kinde nach; aber ehe sie die wenigen Schritte bis zum Grabe des Letzten, was auf Erden ihr gehörte, zurückgelegt hatte, brach sie lautlos zusammen.

„Sie ist gerichtet!" rief triumphirend der Mörder des Kindes, und Alle entfernten sich, um dem Feuer wieder Einhalt zu thun.

Alle Anstrengungen waren jedoch umsonst. Das ganze Dorf war den Flammen verfallen und das Morgenroth fand nur noch Trümmer und jammernde Menschen, die sich zerstreuten, um in den Nachbardörfern Schutz zu finden.

Nur Eine blieb zurück; es war Rahel, die noch immer bewußtlos vor dem zusammengestürzten Hause lag. Brandwunden bedeckten ihren Leib und das zerrissene Gewand war an vielen Stellen jetzt auch noch von fallenden Funken durchlöchert. Das Saitenspiel hing noch immer am Halse der Regungslosen, aber alle Saiten waren von der Hitze gesprungen, nur die eine, die stärkste hatte noch widerstanden.

Endlich regte sich die Arme; sie erhob das Haupt, aus dem zwei glanzlose Augen matt und ohne Ziel hervorschauten. Sie fühlte nach dem Kopfe, in dem das Feuer des niedergebrannten Dorfes noch zu lodern schien, dann bewegte sie die grauen Lippen, aber mit Mühe brachte sie nur ein Wort hervor und das eine Wort hieß — Ruben. Aber mit dem einen Worte jagte sie sich selbst in den Jammer des Lebens zurück. Sie erhob sich, starrte nach dem Trümmerhaufen und rieb sich dann die glühenden Augen; sie blieben jedoch heiß und trocken. Die Gluth hatte ihr Thränen und Erinnerung geraubt — Rahel war wahnsinnig.

Mühsam schleppte sie sich fort, durch die Aschenhaufen einen Weg suchend; wohin er führte, das galt ihr gleich.

Die Kunde von dem fürchterlichen Brande verbreitete sich rasch in der ganzen Ebene. Der Aberglauben fand volle Nahrung in ihr. Die Jüdin hat das Feuer angelegt, hieß es überall und Jeder schaute sich ängstlich um, ob nicht ihr Bild, das man schrecklich genug beschrieben hatte, plötzlich mit der Brandfackel erscheinen würde.

Rahel aber war am Tage still und in sich gekehrt; ohne einen Laut von sich zu geben, saß sie oft Stunden lang da und blickte vor sich hin. Alle Menschen flohen sie mit dem Schreckensrufe: die Feuerhexe! Und dennoch fügte Rahel in ihrem Irrwahne Niemand ein Leides zu. Die Erkenntniß des Jammers, den man der Armen zugefügt hatte, war es, daß Alle die Unglückliche mieden, aber trotzdem nannte man

sie einen Unhold, eine Hexe. Denn der Mensch sucht immer sein Gewissen einzuschläfern, indem er denjenigen, die er kränkte, schlechte Eigenschaften zuschreibt, und sollten es selbst nur erdichtete sein.

Wenn aber die Nacht die Erde mit Dunkel bedeckte, dann ward es immer hell, grausam hell in Rahels gestörten Sinnen. Allnächtlich war ihr, als läge sie wieder in dem verfallenen Hause und der Feuerschein dränge wieder in den öden Raum, wo sie damals zuerst Ruben vermißt hatte. Und wie von Furien gepeitscht, sprang sie dann auf und lief durch die Felder, immer den Namen des verlornen Kindes rufend und dazu gewaltig die letzte Saite ihrer Leier schlagend, daß dieselbe in gellendem Tone aufklang. So lief sie rastlos, bis sie in eine Ortschaft gelangte, wo sie nur noch herzzerreißender das einzige Wort, dessen sie sich erinnern konnte, den Namen ihres Ruben ausrief.

Kaum hatte jedoch Rahel ein Dorf oder eine Stadt auf den nächtlichen Zügen berührt, so schlug auch wunderbarer Weise die Flamme aus irgend einem der Dächer und wüthete so lange, bis von den Häusern nichts mehr zu sehen war, als die glühenden Aschenhaufen. Das war der Fluch, den sie mit sich brachte, der Schrecken ihrer Nähe, die Alles zerstörte.

So sah man in der herrlichen Ebene fast allnächtlich eine mächtige Feuersäule aufsteigen.

„Das hat wieder die Feuerhexe gethan!" wehklagten die obdachlos Davonziehenden; denn Allen graute vor der fürchterlichen Stätte, auf welcher der Fluch der Jüdin lastete.

Aber niemals konnte man Rahels habhaft werden, so oft man auch den schwirrenden Ton jener letzten Saite und den Jammerruf des wahnsinnigen Weibes ganz in der Nähe hörte. Wenn man nach ihr suchte, war sie verschwunden, aber die auflodernden Feuersäulen gaben ein fürchterliches Zeugniß, daß



sie den Ort des Brandes mit ihrem stillen Fluche heimgesucht hatte.

Eine Ortschaft nach der andern sank in Asche, bis die ganze herrliche Ebene wüst dalag. Die Felder verkamen, sie blieben unbestellt und es war, als ob ein giftiger Hauch über sie hinwehe, der Alles verdorrte. Bald lag die einst lachende Landschaft so da, wie sie Euch noch jetzt entgegenstarrt — als wüste Haide.

Der Mord an Rahels Kinde hatte sich fürchterlich gerächt; von der unglückseligen Mutter hörte man jedoch nichts mehr, sie war verschollen und wahrscheinlich in ihrem Jammer umgekommen.

Noch heutzutage wollen die Bewohner der angrenzenden Gegenden bei Feuersbrünsten das Rufen Rahels zuweilen vernehmen und auch den gellenden Ton der letzten Saite in den Lüften gehört haben. Daher hüten sie sich, Fremden die Mähr mitzutheilen, denn sie meinen, es brächte Unglück, wenn man die Feuerhexe und ihre traurige Geschichte erwähne.

A. Veldern.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Monatlich ein Heft. 12 Hefte bilden einen Band.

Haus-Chronik.

Herausgegeben von

Kaspar Braun und Friedrich Schneider.



Inhalt des ersten Heftes:

München.
Verlag von Braun & Schneider.

☞ Titel und Inhaltsverzeichniß werden mit dem letzten Hefte jedes Bandes ausgegeben.

Prospectus.

Die Haus-Chronik, deren erstes Heft wir hiermit dem Publikum vorlegen, soll ein echtes deutsches Hausbuch werden, was der Hausvater den Seinen zur Belehrung und Unterhaltung in die Hände legen kann. Es ist ihre Aufgabe, in lebendigen Schilderungen die Großthaten einer gewaltigen Vorzeit — die ritterlichen Thaten gefeierter Helden — die Abenteuer und Wagnisse muthiger Seefahrer und Reisender in fremde Länder — sowie anderseits das Wirken der Männer des Friedens auf dem geistigen Gebiete der Kunst und Wissenschaft, des Handels und Gewerbfleißes ihren Lesern vorzuführen. Hieran sollen sich reihen: Historische Erzählungen, Skizzen und Antiquitäten — Städte-Chroniken und topographische Schilderungen — Sitten und Bräuche der Vorzeit — Sagen und Märchen — sowie endlich Erzählungen und Novellen aus dem Leben und der Zeit. Die besten literarischen und artistischen Kräfte sind für die Haus-Chronik gewonnen und uns bleibt nur noch übrig, dieses neue Werk demselben Wohlwollen zu empfehlen, welches unsern bisherigen Unternehmungen in so ehrender Weise zu Theil wurde.

München, 1. Oktober 1851.

Die Herausgeber.

Anzeiger der Haus-Chronik.

Inserate werden mit 9 kr. für die dreispaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet.

Im Verlage von **Braun & Schneider** sind erschienen:

Münchener Bilderbogen.

Herausgegeben von Kaspar Braun und Friedrich Schneider.

1s — 3s Buch. Bogen 1 — 72.

Preis für das Buch von 24 Bogen fl. 1. 12 kr. oder 24 Sgr. — Preis für den Bogen 3 kr. oder 1 Sgr.

Dieselben in Farbendruck colorirt:

Preis für das Buch fl. 2. 24 kr. oder Rthlr. 1. 18 Sgr.

Inhalt der Bogen 1 — 72:

Nr. 1. Der Gockel.
2. Der schwarze Mann.
3. Die Geschichte vom Wilhelm Tell.
4. Gaukel-Linchen.
5. Herr Winter.
6. Der Riese Fratzfressius.
7. Das Lied von der Gans.
8. Die Jagd.
9. Allerlei für gute Kinder.
10. Das Zauberpferd.
11. Die Ammenuhr.
12. Die Geschichte vom Peter, der die Schule versäumt hat.
13. Der Ritter Georg und sein Kampf mit dem Drachen.
14. Die Geschichte von der großen Wurst.
15. Städte und Burgen.
16. Ritterleben.
17. Christkindleins Geburt und Einkehr bei frommen und bösen Kindern.
18. Eine lustige Gesellschaft.
19. Der Einsiedel.
20. Soldatenleben. Zeit der Landsknechte.
21. „ 30jähriger Krieg.
22. „ 18tes Jahrhundert.
23. „ 19tes „
24. Fuhrmannsleben.
25. Alpenleben.
Nr. 26. Scenen aus dem letzten ungarischen Feldzuge.
27. Bilder aus dem Mittelalter.
28. Städte und Landschaften.
29. Sechs neue Bilder.
30. Geschichte vom Strumpbacher.
31. Hansel und Grethel.
32. Der große Wolf.
33. Sprichwörter.
34. Eine gemischte Gesellschaft.
35. Der alte Fritz und seine Soldaten.
36. Der Bauernkrieg.
37. Der Bär.
38. Prinz Eugen.
39. Herr Petermann und sein Hund Tiras.
40. Der Schildbürger ergötzliche Stücklein.
41. Die Bauern und der Esel.
42. Jäkle und Hänsle.
43. Bilder aus dem Kriege im Kaukasus.
44. Die guten Freunde.
45. Herr Poschius und sein Rock.
46. Das Pferd.
47. Die große Rübe.
48. Der gestiefelte Kater.
49. Die Wüste.
50. Die Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen. 1r Bogen.
51. Aus vergangener Zeit, was die Kinder freut.
Nr. 52. Kraut und Rüben untereinand, wie's Kinder lieben im ganzen Land.
53. Hans Wohlgemuth.
54. Gibt's zu schauen mancherlei, sind die Kinder gern dabei.
55. Die Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen. 2r Bogen.
56. Am Meeresufer.
57. Viele Kindergeschichten, gibt's hier zu berichten.
58. Wandern und reisen.
59. Major Schill.
60. Genovefa.
61. Dorfgeschichten.
62. Von Thieren, die auf zwei und auf vier Füßen gehn, gibt's hier gar eine reiche Auswahl anzusehn.
63. Die Gerechtigkeit Gottes.
64. Der kleine Däumling.
65. Soldatenleben.
66. Kaiser Joseph der Zweite.
67. Die wilden Thiere in Deutschland. 1r Bogen.
68. Die wilden Thiere in Deutschland. 2r Bogen.
69. Das bucklige Männlein.
70. Jägerleben.
71. Radetzky.
72. Die Kinder im Erdbeerenschlag.

Die Münchener Bilderbogen, gezeichnet von tüchtigen Künstlern, werden sowohl durch ihre glänzende Ausstattung, als durch Mannigfaltigkeit der gebotenen Gegenstände stets die willkommenste Spende für die Jugend sein. Sie werden den Sinn der Kinder für das Schöne erwecken und ausbilden, und es gestattet der außerordentlich billige Preis derselben selbst unbemittelten Eltern ihre Kinder in den Besitz dieses großartigen Bilderwerkes zu setzen.

Jugendschriften.

Das

Buch für fromme Kinder.

Eine

Sammlung von Legenden und Gedichten aus allerlei Büchern zum Nutzen und Frommen guter Kinder auserlesen und geziert mit vielen Bildern. Mit 43 Holzschnitten nach Originalzeichnungen. 8. brosch.

Ladenpreis 48 kr. oder 15 Sgr.

Schneider Lapp

und sein

Lehrjunge Pips.

Eine

drollige Geschichte für Kinder

von

Carl Reinhardt.

4. cart. Ladenpreis 36 kr. oder 10 Sgr.

Neue Bilder für Kinder.

Von

Tony Muttenthaler,

mit Liedern von

Friedrich Güll.

Mit 33 Originalholzschnitten. kl. 4.

Ladenpreis 36 kr. oder 10 Sgr.

Allerneuestes Spruchbüchlein

von

Franz Pocci.

Mit 31 Originalholzschnitten. qu. 12.

Ladenpreis 45 kr. oder 15 Sgr.

Vier reich ausgestattete treffliche Büchlein.

Für Freunde humoristischer Lectüre:

Exilium melancholiae,

oder

Weltliches Gesangbuch.

Eine

Sammlung humoristischer Lieder und Gedichte aus den Fliegenden Blättern. Mit den Originalholzschnitten. 20 Bogen in 8. Eleg. cart.

Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Die in den Fliegenden Blättern zerstreuten humoristischen Lieder, Gedichte und Schwänke zu sammeln ist eine Anforderung, die von zu vielen Seiten an die Herausgeber der Fliegenden Blätter gestellt wurde, als daß ihnen freundliche Gewähr versagt werden konnte. Diese heitere Spende mit sämmtlichen Originalskizzen bunt ausgestattet, ist wohl das wirksamste Mittel gegen Melancholie, was gefunden werden kann.

Herrn Petermann's Jagdbuch.

Skizzen und Abenteuer

aus den

Jagdzügen des Herrn Petermann und seiner Freunde.

Mit 103 Holzschnitten nach Originalzeichnungen. 4. geb.

Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthl. — Dasselbe in feinem Sarsenetband 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthl. 15 Sgr.

Herrn Petermann's Jagdbuch ist ein unentbehrlicher Hausschatz für jeden Freund des edlen Waidwerks. Was nur von guten Jagdabenteuern zu finden war, ist in dem Buche gesammelt und mit vielen schönen Bildern geziert.

1. Bei Christian Kaiser in München sind erschienen:

Die Alpenpflanzen
Deutschlands und der Schweiz
in colorirten Abbildungen nach der Natur und in natürlicher Größe, von
J. C. Weber.

2 Bändchen in Sarsenet gebunden mit Vignette fl. 9. 12 kr. od. Rthl. 5. 18 Ngr.

Dies ansprechende freundliche Werkchen eignet sich vorzüglich zu einem angenehmen Geschenk für Damen, sei es als Begleiter bei dem Besuche der lieblichen Gebilde Flora's in ihren höheren Regionen, oder sei es als angenehme Erinnerung an vollbrachte Alpenreisen.

---

2. Erschienen und an die verehrlichen Abonnenten versandt das 49. u. 50. Heft:

Das Königreich Bayern
in seinen alterthümlichen, geschichtlichen, artistischen und malerischen Schönheiten,
enthaltend
in einer Reihe von Stahlstichen
die interessantesten Gegenden, Städte, Kirchen, Klöster, Burgen, Bäder und sonstige Baudenkmale. Mit begleitendem Texte.

Enthaltend: Der Tegernsee und seine Umgebung. Das Bahnhofsgebäude in München. Höchstädt a./D. in Oberfranken. Schloß Marzoll und Ruine Karlstein.

gr. 8. 6 Stahlstiche und 3 Bogen Text. Subscpr. 54 kr. für Bayern od. 20 Sgr. f. d. Ausland.

München. — August 1851. — G. Franz.

Festgeschenk für die gebildete Gesellschaft!

11. Bei **Chr. Kaiser** in **München** ist erschienen:

Skizzen aus dem Steinreiche.
Für die gebildete Gesellschaft geschrieben
von
Franz v. Kobell.

260 Seiten in 8. Sauber cartonirt Rthlr. 1. — fl. 1. 45 kr.

Diese Skizzen geben in eigenthümlicher Behandlung einen Ueberblick der Mineralogie und Geologie. Die leichtfaßliche Darstellung wird das Buch ebenso empfehlen, als die mancherlei eingewebten technischen, historischen und andere Bemerkungen geeignet sind, es für die gebildete Gesellschaft anziehend zu machen.

---

10. In der **Matth. Rieger**'schen Buchhandlung in München erscheint und wird von jeder Buchhandlung Bestellung angenommen auf:

Sagenbuch
der
Bayerischen Lande.
Aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter herausgegeben
von
A. Schöppner.

3 Bände. gr. Lex. 8.

Des ersten Bandes erste Lieferung ist erschienen und im Subscriptions-Preis von 54 kr. zu haben.

Dieses Sagenbuch, die Frucht vieljähriger Sammelfleißes, verdankt sein Entstehen allerhuldvollster Förderung Sr. Maj. des Königs Maximilian II. von Bayern.

Es ist ein unentbehrliches Supplement zu allen Werken über bayerische Geschichte, da es außer den Lokalsagen die geschichtlichen Sagen des bayer. Regentenhauses und Landes, die Sagen der adeligen Geschlechter und ihrer Stammburgen, und die sagenhaften Legenden der Gotteshäuser und Klöster enthält. Das Sagenbuch ist nicht nur als Supplement der Geschichte ein vaterländisches Lesebuch, sondern auch in seiner Form eine reichhaltige Mustersammlung vaterländischer Dichter für Haus und Schule.

Ausführliche Register werden den Gebrauch des Werkes nach allen Seiten erleichtern. Die Namen der verehrl. Subscribenten werden dem 3ten Bande beigegeben.

Das ganze Werk wird drei Bände umfassen, die in Lieferungen von 10 — 12 Druckbogen zum Subscriptionspreis von 54 kr. erscheinen. Drei solche Lieferungen bilden einen Band. Alle zwei Monate eine Lieferung.

Die erste Lieferung ist soeben ausgegeben worden.

München, den 15. Sept. 1851.

---

9. Bei **Chr. Kaiser** in München ist erschienen:

Perlen
aus dem Schatze deutscher Lyrik gesammelt von
Friedrich Güll.

Miniaturausgabe elegant geb. mit Goldschnitt. Preis fl. 2. 48. od. Rthlr. 1. 18 Sgr.

In diesem Büchlein wurden die oft weit verstreuten Blätter unserer Lyrik zu einem möglichst harmonischen Ganzen, zu einem freundlich ansprechenden Natur- und Lebensbilde vereinigt und eignet es sich besonders als Geschenk für Damen.

---

8. Bei **Ignaz Jackowitz** in Leipzig ist in zweiter Auflage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der
kluge Hausvater
und
die kluge Hausmutter.
Ein treuer Rathgeber
in allen Vorkommnissen der Land- und Hauswirthschaft und der damit verbundenen Nebengewerbe.

Nebst einem Anhange:
Gemeinnützige Mittheilungen.
Herausgegeben von
William Löbe,
Redakteur der Landwirthschaftlichen Dorfzeitung.
Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.
Mit 10 Tafeln Abbildungen.

8. Velinpapier. Im Umschlage geheftet.
Preis für 33 Bogen nur 25 Ngr. = 1 fl. 30 kr. rhein.

Dieses nützliche Haus- und Wirthschaftsbuch handelt von 1600 verschiedenen Artikeln!!!

---

7. **Cither-Schule.**

Leichtfaßliche theoretisch-praktische Anleitung die Schlagcither in kurzer Zeit spielen zu lernen.

Enthaltend 45 methodisch fortschreitende Uebungsstücke: Ländler, Schnadahüpfeln, Walzer, Volks- u. Alpenlieder, Choräle, Etüden u. s. w., sowie 7 Musikstücke für 2 Cithern. 5 Bogen klein 8. mit einer die Besaitung der Cither und die Haltung der Hände erläuternden Tafel. brosch. Preis 1 fl. 12 kr.

München. Verlag v. **Chr. Kaiser.**

Weihnachtsgeschenk für Damen!

12. Bei **Georg Franz** in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leiden der Frauen.
Moralische Erzählungen
für die
reifere weibliche Jugend.
Aus dem Englischen
der **Mrs. S. C. Hall**
von
Fennimore.

8. 4 Bändchen in 1 Band eleg. geb. 4 fl. oder 2 Thlr. 12 Sgr.

Ueber den moralischen Werth dieses Buches haben sich die englischen Kritiker zu einer Stimme vereinigt — und so wird eine treue, fließende Uebersetzung davon den deutschen Töchtern und Frauen gewiß willkommen seyn.

---

6. Im Verlage von **Joh. Palm**'s Hofbuchhandlung in München ist soeben erschienen:

Die
deutschen Dichter
der
Neuzeit.
Auswahl aus den Quellen
mit
biographisch-literarischen Einleitungen
von
Dr. Ignaz Hub.

Ein Band von 50 Bogen in gr. 8. Broschirt fl. 3. 12 kr. oder Rthlr. 2. — Elegant in Halbfranz gebunden fl. 3. 48 kr. oder Rthlr. 2. 10 Ngr.

Der Herausgeber der rühmlichst bekannten Balladen- und Romanzen-Sammlung liefert in diesem neuen Werke eine sorgfältige, auch für die erwachsene Jugend berechnete Auswahl des Schönsten und Gediegensten aus den vorzüglicheren neueren deutschen Dichtern, von Rückert angefangen.

Die jedem Dichter beigegebene Biographie und literarische Charakteristik verleiht dieser Sammlung höheren Werth, als man sonst Anthologien zuzugestehen geneigt ist.

Die Ausstattung ist elegant, und der Druck auch für schwache Augen leserlich.

---

3. Bei **Georg Franz** in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bavaria,
Riesenstandbild aus Erz vor der Ruhmeshalle
auf der
Theresienwiese bei München.
Geschildert
von
Jos. Anf. Pangkofer.

Mit artistischen Beilagen. gr. 8. 30 kr. od. 10 Ngr.

Das
Siegesthor zu München.
Geschildert und besprochen
von
Jos. Anf. Pangkofer.

Mit einem Stahlstich. gr. 8. broch. 24 kr. od. 8 Sgr.

Das
Propyläum,
ein nächstkünftiges Prachtthor
Münchens.
Geschildert und besprochen
von
Jos. Anf. Pangkofer.

Mit 2 Abbildungen. gr. 8. brosch.

Druck von C. R. Schurich in München.

2r Jahrgang. — Monatlich ein Heft. 12 Hefte bilden einen Band. — Oktober 1852. Heft 1.

Subscriptionspreis für das Heft 36 kr. oder 10 Sgr. — Pränumerationspreis bei den Postämtern und Zeitungsexpeditionen für den Band, resp. Jahrgang von 12 Heften, 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. — Halbjährig für 6 Hefte 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

Haus-Chronik.

Illustrirte Monatschrift herausgegeben von

Kaspar Braun und Friedrich Schneider.



Holzschnitte aus der xylographischen Anstalt von Braun und Schneider.

Inhalt des ersten Heftes:

München.

Verlag von Braun & Schneider.

☞ Titel und Inhaltsverzeichniß werden mit dem letzten Hefte jedes Bandes ausgegeben.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Braun, Kaspar / Braun, Kaspar, / Schneider, Friederich

Haus-Chronik

Bd.: 2

München [1852/53]

4 Per. 7 up-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10531374-6